This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

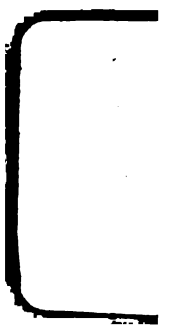
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06665254 0



Die

Geſchichte der Deutſchen

von

Johann Georg Auguſt Wirth.

Dritter Band.

Emmishofen bei Konſtanz am Bodenſee,
Druck und Verlag des literariſchen Inſtituts.

1844.

Die

Geſchichte der Reformation

der

Deutſchen.

Von

Johann Georg Auguſt Wirth.

Emmishofen bei Konſtanz am Bodenſee,
Druck und Verlag des literariſchen Inſtituts.

1842.

Die

Geſchichte der Reformation.

Neuntes Buch.

Das Zeitalter der Kirchen-Verbesserung.

(Vom Jahr 1493 bis 1648.)

Erstes Hauptstück.

Vorläufer. Geistiger Zustand Deutschlands im Zeitraum von 1450 bis 1516.

Durch den Sieg der Päpste über das Konzilium in Basel wurde die Kirchen-Verbesserung, welche die öffentliche Meinung der Völker forderte, nicht verhindert, sondern nur um ein Menschenalter verzögert, dafür aber auch der Umschwung tiefer und großartiger. Auf den Synoden des 15. Jahrhunderts wollten die höhern Stände, als gesetzliche Vertreter der Kirche, eine Wiedergeburt der Geistlichkeit ermitteln: die Bewegung sollte also von oben ausgehen und geleitet werden, eine Reform auf gesetzlichem Wege sein; da aber die Böswilligkeit der römischen Bischöfe eine solche gemäßigte Kirchen-Verbesserung vereitelte, so wurde die Triebkraft des Jahrhunderts so eingepreßt, daß sie einen gewaltsamen Ausbruch nehmen, daß die Reformation zur Revolution übergehen mußte. Alle Verhältnisse des Lebens, alle äussern, wie innern Begebenheiten, selbst die Handlungen der Päpste wirkten von nun an dahin, die Kirchen-Verbesserung zu einem unabweislichen Bedürfniß zu erheben und unwiderstehlich herbeizuführen. Wir zeigen dieß näher.

Das Verderbniß der Sitten hatte den Ruf nach Reform zunächst eingegeben; als jedoch die Bischöfe in Rom durch Verrath und Bestechung die guten Absichten der Versammlung in Basel vereitelt hatten, so wähnten sie in ihrer Kurzsichtigkeit, in der alten Weise ohne Gefahr fort herrschen zu können. Es blieb daher bei dem Verkauf der Ämter, der Gelderpressung, und der Üppigkeit der höhern Geistlichkeit. Von einer Verbesserung der Sitten war also keine Rede, ja es erfolgte sogar noch eine Verschlimmerung. Dadurch sanken aber die Geistlichen in der öffentlichen Meinung so sehr, daß sie endlich geradezu verachtet wurden. Ja der Prior eines Klosters in Mecheln erklärte die Mönche für den Ausbund des Lasters, indem er ausrief: „was sich ein Mönch unterfängt, würde der Teufel selbst nicht auszudenken

wagen“ [1]). Nachdem das Übel ſo hoch geſtiegen war, ſo wurde in allen gutgeſinnten Geiſtlichen das ſittliche Gefühl empört, und dieſe forderten mit Nachdruck die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. Zugleich äuſſerten die erhabenen Beiſpiele von Johannes Huß und ſeines Freundes Hieronymus ihre nothwendigen Wirkungen: denn die Edlen ſtarben für ihre Überzeugung, und ein ſolcher Tod iſt eine Hingebung für die Menſchheit, die niemals ohne Segen bleibt, iſt ein Keim der Sittlichkeit und Tugend für Jahrhunderte. Bei allen aufgeklärten Böhmen verwandelte ſich daher die Liebe zu den Märtyrern in Ehrfurcht, ja ſogar in Religion, wie bei den Schülern von Jeſus, und ſie bereisten deßhalb Deutſchland nach verſchiedenen Richtungen, um die Lehren von Johannes Huß zu verbreiten. In unſerm Volk lebte wegen ſeines tiefern Gefühles immer ein größerer Sinn für die höhern Wahrheiten der Religion, und die Grundſätze der böhmiſchen Reformatoren fanden daher an vielen Orten Deutſchlands Eingang. Am meiſten verbreiteten ſich dieſelben in Franken; denn während im Würzburgiſchen um das Jahr 1446 auf Befehl des Biſchofs 130 Perſonen als Anhänger von Huß eingezogen wurden, war die neue Lehre ſchon einige Jahre vorher in Bamberg ſo ſtark verbreitet, daß zur Zurückdrängung derſelben den Einwohnern fortan der förmliche Eid abgenommen wurde, der huſſitiſchen Neuerung nicht anzuhängen. Endlich entſtand durch Hans Böheim, oder den Pauker von Niklashauſen, eine große geiſtige Bewegung in Franken, die ſich auch über Schwaben und Baiern verbreitete. Böheim lehrte nämlich, nach vorgeblicher Eingebung der heiligen Jungfrau, ſchwärmeriſch im Sinne von Johann Huß, und zog dadurch das Volk aus weiter Entfernung an ſich. Vom Rheine her, ja ſelbſt von Schwaben und Baiern ſtrömten ſo viele Menſchen herbei, um den Pauker zu hören, daß ein Mal 40,000 verſammelt waren. Die Geſchichtsquellen bemerken aber ausdrücklich, daß Hans Böheim ſeine Lehre von den Jüngern Huſſens empfangen habe. Zu allem dem kam noch, daß man ſchon im 15. Jahrhundert mehrere deutſche Überſetzungen der Bibel hatte, daß alſo auch die Bürger unmittelbar mit dem Geiſt des Chriſtenthums ſich bekannt machen konnten. Da indeſſen der gebotene Kirchenglaube und insbeſondere der Lebenswandel der Geiſtlichen mit dem Weſen der Lehre Jeſu häufig im Widerſpruch ſtand, ſo vermehrten auch die Bibel-Überſetzungen die reformatoriſche Richtung in Deutſchland. Endlich erweckte das gleichzeitige Studium des tiefſinnigen Kirchenvaters Auguſtin in einigen Gelehrten eine Geſinnung, wodurch ſie unmittelbar die Vorboten des religiöſen Reformators wurden. Zuerſt beſchuldigte der Prediger Johann von Weſel in Worms die päpſtliche Lehre des Chriſtenthums geradezu des Irrthums, und wollte nichts als wahr anerkennen, was nicht durch die Bibel erwieſen werden könne. Denſelben Grundſatz hatte auch Johann Huß, und er machte überhaupt das charakteriſtiſche Merkmal aller religiöſen Reformatoren aus. Johann von Weſel wurde zwar verfolgt, und beſchloß nach abgedrungenem Widerruf 1482 ſein Leben im Gefängniß; allein gleichzeitig lehrten Johann von Goch [2]) und Johann Weſſel das Nämliche, ohne angefochten zu werden. Ganz entſchiedener Vorläufer der Kirchen-Verbeſſerung war endlich der Prediger Johann Geiler von Kaiſersberg in Straßburg, welcher die Nothwendigkeit einer religiöſen Reform ſchon in ſeinen Vorträgen an das Volk nachwies. Geiler war ein ſehr beliebter Redner, und ſtand dem Volk näher, weil er im populären Tone predigte: ſeine nachdrückliche Forderung einer Kirchen-Verbeſſerung machte daher bedeutende Wirkung. Von großer Wichtigkeit

[1]) Quod Monachus audet praesumere, hoc Sathanas erubesceret excogitare.

[2]) Es iſt dieß derſelbe Prior des Kloſters in Mecheln, von welchem die Aeuſſerung in der vorigen Anmerkung herrührt.

war zugleich der Umſtand, daß Johann Geiler von der Unaufhaltſamkeit der Maaßregel innig überzeugt war. Als er einſtmals vor dem Kaiſer Maximilian I. predigte, ſo rief er mit tiefem Ernſt aus: „Wenn Kaiſer, Papſt und Biſchöfe nicht reformiren wollen, ſo wird Gott einen Reformator ſchicken. Es dauert nicht mehr lange. Ich bin dann ſchon todt, doch ihr werdet es noch erleben“ [3]). In gleicher Art traten die Weiſſagungen der bevorſtehenden Kirchen-Verbeſſerung an mehrerern andern Orten Deutſchlands hervor. Während in Thüringen Johannes Hilten den Anfang der Reformation mit auffallender Beſtimmtheit auf das Jahr 1516 vorausſagte [4]), beſchrieb Andreas Proles, Prior des Kloſters Himmelspforte bei Wernigerode, ſogar die Eigenſchaft des Reformators, welcher bald erſcheinen werde. „Gott,“ ſagte er, „wird einen Helden erwecken in der vollen Kraft des Lebens, ausgerüſtet mit Stärke, Geſundheit und Charakterfeſtigkeit, ausgezeichnet endlich durch Fleiß, Wiſſenſchaft, hohe Geiſtesgaben ſowie überſtrömende Beredſamkeit, und dieſer wird die Reformation beginnen“ [5]). Auch Sebaſtian Weinmann in Erfurt, Nikolaus Rus in Roſtock, Johann Syring in Magdeburg, Tielemann Spangenberg und Joſeph Grünbeck in Nürnberg ſagten die Reformation als nahe bevorſtehend voraus. So entſchieden hatte ſich alſo unter den Geiſtlichen ſelbſt die Richtung der Kirchen-Verbeſſerung ausgebildet. Zugleich entſtand in anderer Beziehung ein neues Geiſtes-Leben, welches den reformatoriſchen Ideen ebenfalls großen Vorſchub leiſtete.

In Italien war nämlich zum Zweck der Geſchmacksbildung das Studium der alten römiſchen Klaſſiker allgemein angeregt worden, ſowie durch die Überſiedelung mehrerer griechiſchen Gelehrten, welche durch den Fall von Konſtantinopel veranlaßt ward, auch das beſſere Verſtändniß der helleniſchen Literatur vorbereitet wurde. Da hochſtehende Männer, wie Cosmus und Lorenz von Medicis, ja ſelbſt die Päpſte dieſe neuere Richtung ſehr begünſtigten, ſo gewann ſie jenſeits der Alpen ſchon in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts entſchieden das Übergewicht. Von Italien ging das klaſſiſche Studium durch Felix Hemmerlin, Thomas von Kempen und Aeneas Sylvius auch auf Deutſchland über. Thomas gehörte zu den Brüdern des gemeinſamen Lebens, einem Mönchsorden, der eine beſſere Einrichtung hatte, als andere, und insbeſondre ſeinen Mitgliedern den freien Austritt verſtattete. Dieſe Geſellſchaft ſuchte die Religion durch gute Handlungen und Verbindung der Geſinnung lebendig zu machen, und widmete ſich dazu tiefern wiſſenſchaftlichen Forſchungen. Hierdurch wurde namentlich Thomas von Kempen auf das Studium der Alten geleitet, und da er hörte, daß daſſelbe in Italien ſo erfolgreich betrieben werde, ſo empfahl er ſeinen Schülern Rudolph Agricola, Moritz von Spiegelberg, Rudolph Lang, Ludwig Dringenberg und andern, in jenem Lande zu ſtudiren. Sehr viel trug hiernächſt Aeneas Sylvius zur Verbreitung des klaſſiſchen Studiums in Deutſchland bei, wie ſchon oben erwähnt wurde, da er nicht nur Gregor von Heimburg, ſondern auch viele andere Deutſche veranlaßte, ſich mit den Alten vertraut zu machen. So wurden Nürnberg, Köln, Salzburg und Wien die Sitze des klaſſiſchen Studiums, und von da breitete es ſich ſo raſch weiter aus, daß es gegen das Ende des 15. Jahrhunderts auch in Deutſchland das Übergewicht über die

---

[3]) Geiler von Kaiſersberg ſtarb im Jahr 1509, erlebte den Eintritt des kirchlichen Umſchwunges alſo wirklich nicht.

[4]) Sed alius, inquit (Johannes Hilten) veniet Anno Domini MDXVI, qui destruet vos, nec poteritis ei resistere. (Melanchthon in Apologia Confessionis Aug.)

[5]) Sed excitabit Dominus heroem aetate, viribus, industria, doctrina, ingenio et eloquentia praestantem, qui reformationem incipiet, erroribusque sese opponet. Ei Deus animum dabit, ut Magnatibus contradicere audit.

bisherige Schulwissenschaft oder die Scholastik erlangt hatte. Besonderes Verdienst um die Verbreitung der humanistischen Literatur erwarben sich unter den Schülern des Thomas von Kempen vornehmlich Rudolph Agricola, Konrad Celtes und Johann Reuchlin. Ersterer wirkte seit 1482 als Professor an der Universität in Heidelberg, und verschaffte an jener wichtigen Hochschule der neuen Richtung den Sieg. Celtes, gleich seinem Vorgänger Heimburg ein Franke, reiste dagegen in ganz Deutschland umher, und verbreitete mit ungemeinem Eifer sowohl in der Wissenschaft, als in der Religion reformatorische Ideen. Eine dritte Wirksamkeit desselben werden wir weiter unten kennen lernen. Die tiefste Begründung erhielt das klassische Studium jedoch durch Johann Reuchlin aus Pforzheim in Schwaben, welcher als ein ausgezeichneter Kenner des Hebräischen, Griechischen und Lateinischen sich auswies, und durch seine licht wissenschaftliche Bildung das tiefere Eindringen in den Geist der Bibel eröffnete. Die neuen Ansichten, welche mit der Bürgschaft der Gründlichkeit über das Christenthum nun entstanden, mußten nothwendig auf eine religiöse Verbesserung leiten. Reuchlin war zwar zu sanft, und zu schüchtern, um ein so schweres Werk selbst zu unternehmen; allein er arbeitete durch seine Verdienste um die Philologie dem künftigen Reformator wesentlich vor. Ein Gleiches geschah von einem gelehrten Friesen, Erasmus von Rotterdam, welcher am Anfang des sechszehnten Jahrhunderts sowohl das humanistische Studium beförderte, als auch unmittelbar neue Ansichten in der Religion verbreitete. Erasmus durchschaute die Unhaltbarkeit des alten Kirchensystems, und war zugleich über den Weg zur Reform ungemein klar. Da er noch überdieß gründliche philologische Kenntnisse besaß, und insbesondere die lateinische Sprache mit hinreissender Anmuth schrieb, so wurde seine Wirksamkeit außerordentlich mächtig. Erasmus lebte in Basel (seit 1516), während Reuchlin in Schwaben lehrte (seit 1520 in Ingolstadt), und Konrad Celtes bald in diesem, bald in jenem Theile Deutschlands im reformatorischen Sinn anregte. Das geistige Leben der Nation ward dadurch so sehr gesteigert, daß auch Staatsmänner an den gelehrten Tendenzen Antheil nahmen. Besonders ausgezeichnet in dieser Beziehung war Willibald Pirkheimer, aus einem vornehmen Patrizier-Geschlecht in Nürnberg, kaiserlicher Rath und Mitglied der Stadtverwaltung. Dieser reichbegabte Mann betrieb ausser seinen wichtigen Amtsgeschäften sehr eifrig das humanistische Studium, und wurde dadurch mit allen ausgezeichneten Gelehrten der neuern Richtung bekannt. Da er, wie sie die Aufklärung beförderte, und durch seine ausgebreiteten Verbindungen der Geschäftsführer oder politische Vertreter des Gelehrten-Vereines wurde, so schien Franken, wo ohnehin die größte geistige Regsamkeit herrschte, in Beziehung auf die Wissenschaft gleichsam der Mittelpunkt der reformatorischen Ideen zu sein.

Wie schon angedeutet wurde, so waren der Gegensatz der Humanisten zunächst die Anhänger der herrschenden Schulgelehrsamkeit oder der Scholastik. Die letztere, aus den Klöstern und den bischöflichen Unterrichtsanstalten hervorgegangen, war früher nicht ohne Verdienst, sondern hatte vielmehr wohlthätig gewirkt; allein sie war, wie ihr Ursprung, die Kirche, im Laufe der Zeit ausgeartet. Natürlich hing sie der orthodoxen Lehre eifrig an, und da das klassische Studium gerade von den Anhängern der Reform so eifrig betrieben wurde, auch seinem Geiste nach der Scholastik entgegengesetzt war, so mußte zwischen beiden ein heftiger Kampf entstehen. Aber selbst mit dem herrschenden Kirchenglauben konnte die Verbreitung der Bildung der Alten in Widerstreit gerathen; denn durch die Beförderung von Sprachkenntnissen wurde der wahre Geist der Evangelien aufgeschlossen, der mit der orthodoxen Lehre im offnen Widerspruch stand, und dann erweckten die Schriften der Alten auch freisinnige Ideen, welche zuweilen über das Christenthum ganz hinausgingen. Man wußte dieß schon im 15. Jahrhundert recht wohl, da Laurentius Valla in

Neapel auf die Gefahren aufmerksam machte, die aus dem Studium der Alten für die Kirche erwachsen möchten. Allein die Humanisten waren so klug, die Theologie immer sorgfältig aus dem Spiel zu lassen, so daß der Schein entstund, als habe ihre Wissenschaft gar keinen Einfluß auf kirchliche Meinungen. Die Päpste legten deßhalb der humanistischen Richtung nicht allein kein Hinderniß in den Weg, sondern beförderten dieselbe sogar, ja was besonders zu verwundern ist, sie erlaubten auch offne Angriffe gegen die Scholastik. So bestätigt sich unsre Bemerkung, daß selbst die Handlungen der Päpste auf die Reformation hinwirkten.

Die Thatsache allein, daß die edelsten Geister unsres Volkes die Verbreitung der klassischen Studien betrieben, beweist schon die Nützlichkeit der humanistischen Literatur für Bildung und Aufklärung. Allein in nationaler Beziehung konnte gleichwohl ein Nachtheil daraus erwachsen, sofern die Liebe zu den fremden Sprachen eine Verachtung und Vernachlässigung der vaterländischen zur Folge haben würde; denn nun mußte die Entwicklung des Volksgeistes eine schiefe Richtung erhalten. Diese Gefahr entstand auch wirklich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, indem die Gelehrten bei Briefwechsel, Redeübungen und wissenschaftlichen Werken fast durchgehends der lateinischen Sprache sich bedienten und darin fertiger, als in der deutschen sich auszudrücken vermochten. Das war eine äusserst bedenkliche Erscheinung. Unsere Sprache steht an Tiefe, Kraft und Anmuth über den meisten europäischen Idiomen, und dem hellenischen wenigstens zur Seite. Da sie der unmittelbare Ausdruck des Nationalgeistes ist, und ihren eben bemerkten Eigenschaften auch gleiche Gedanken und Gefühle des Volkes entsprechen, so konnte sich eine deutsche Literatur bilden, welche jene der neuern Völker und selbst die klassische noch überragt. Schon das Epos des Mittelalters, das erschütternde gewaltige Nibelungenlied, hatte dieß gezeigt, und noch größere Leistungen waren in der Folge möglich. Die Phantasie der Deutschen ist so reich und eigenthümlich, daß sie vorzugsweise den Beruf zur Dichtkunst hatten; doch wie sollte dieser erfüllt, wie die Stamm-Natur überhaupt entwickelt werden, wenn Gedanken und Gefühle in fremder Zunge ausgesprochen wurden? Je klarer es also ist, daß Übertreibung des klassischen Studiums schädlich wirken konnte, desto erfreulicher war es, daß im Volke selbst sogleich ein Gegengewicht sich ausbildete. Es war in Deutschland schon lange üblich, die Entartung der Sitten, die Laster der höhern Stände und die Gebrechen der Zeit überhaupt durch das satyrische Gedicht im populären Ton zu geißeln. Diese Richtung erwachte nun vollends mit Macht, als die geistige Bewegung in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts immer weiter um sich griff. Ihr vorzüglichstes Organ wurde Sebastian Brandt, ein Schüler Reuchlins und Professor an der Hochschule zu Basel. Obgleich Brandt auch klassische Bildung besaß und die neue humanistische Richtung beförderte, so beschloß er dennoch, seine reformatorische Wirksamkeit vornehmlich durch die deutsche Satyre zu erreichen. Ausser verschiedenen witzigen Schriften in vaterländischer Sprache gab er eine größere unter dem Titel das Narrenschiff heraus, worin die Gegner des Fortschrittes und der Sittlichkeit, sowie die Übelstände eines veralteten Systems überhaupt mit beissendem Spott überhäuft wurden. Der Verfasser traf dabei ganz die Vorstellungsart sowie das eigenthümliche Gefühl des Volks, und brachte daher eine ungeheure Wirkung hervor. Geiler von Kaisersberg unterstützte dieselbe bedeutend, da er in einem ähnlichen Tone predigte, und es bildete sich nunmehr eine dritte reformatorische Richtung, die volksthümliche. Während nämlich die gelehrten Theologen des neuen Geistes bei dem Klerus auf die Kirchen-Verbesserung drangen, und die Humanisten unter den höhern Ständen die reformatorischen Ideen verbreiteten, wirkte die volksthümliche

Richtung durch Satyre und Schriften im populären Ton unmittelbar auf die untern Stände oder die Massen der Nation. An das Narrenschiff von Brandt schloß sich eine niederdeutsche Satyre, Reineke Fuchs, welche 1493 in Lübeck erschien und gegen die höhere Geistlichkeit, sowie auch die üppigen Fürstenhöfe gerichtet war. Schon vorher war durch Rosenplüt auch das deutsche Drama geschaffen, und im volksmäßigen Sinn zur Besserung der öffentlichen Zustände benützt worden, und durch alle diese Anregungen wurden denn auch die untern Stände auf eine kirchliche, wie staatsrechtliche Reformation vorbereitet.

Was jedoch der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine ganz besondere Bedeutung verlieh, das war die Entstehung einer entschiedenen patriotischen Richtung der Deutschen. Die Eigenthümlichkeit jener Zeit bestand darin, daß durch die Niederlage der Städte das Reich im Sinken begriffen war, in Folge der Einwirkungen der aufsteigenden Periode aber immer noch äussere Fülle besaß. Darum wurden die Patrioten auch von widersprechenden Gefühlen ergriffen, indem sie auf der einen Seite die Auszeichnung Deutschlands vor andern Völkern, sowie die behaglichen Zustände der Nation rühmten, auf der andern dagegen über den Verfall der kaiserlichen Macht oder der Reichseinheit trauerten. Durch den Kampf gegen die verderbte Kirchengewalt war ohnehin schon eine große Lebendigkeit, ja eine gewisse Aufregung im Volke entstanden, und durch die Einführung des klassischen Studiums stieg die Geistes-Thätigkeit noch höher. Die Beförderer des bessern Geschmacks traten nämlich in regelmäßigen Briefwechsel, verkehrten mit einander selbst durch Reisen, und bildeten so eine gegenseitige innige Verbindung, in deren Folge namentlich auch die politischen Ideen ausgetauscht wurden. An der Spitze der patriotischen Richtung stand Gregor von Heimburg, und welchen Feuergeist dieser bedeutende Mann besaß, wie klar er die Lage des Reichs durchschaute, hat sich oben aus seiner Rede vor dem Kaiser ergeben. Als er sich überzeugt hatte, daß Friedrich III. zur Kräftigung der Reichsgewalt ganz unfähig sei, unterstützte er selbst den Plan, einen fähigern Kaiser an das Staatsruder zu bringen. Die Veranlassung dazu gab der fortgesetzte Kampf Heimburgs gegen den Papst Pius II., den vormaligen Beförderer der freisinnigen Richtung. Aeneas Sylvius oder Pius II. hatte nämlich im Jahr 1459 eine Versammlung vieler Großen in Mantua veranstaltet, um einen Feldzug gegen die Türken zu Stande zu bringen. Gregor widersetzte sich, weil er glaubte, daß es der Papst dabei nur auf Gelderpressung abgesehen habe. Schon hierüber wurde Sylvius unzufrieden; da aber Heimburg bald darauf in einem Streit des Herzogs Siegmund von Oestreich mit dem Papst die Sache des erstern vertheidigte, ja gegen die Ladung des heiligen Vaters eine Berufung an ein allgemeines Konzilium mit Entschlossenheit an die Thüren italienischer Kirchen heftete, so belegte ihn Aeneas Sylvius, sein früherer Freund, als Pius II. mit dem Bann. Anstatt eingeschüchtert zu werden, erhob Gregor gerade jetzt erst die kühnste Opposition wider die römische Kurie, und verfaßte mehrere Schriften, die sich durch wissenschaftliche Gediegenheit, Freimuth und edle Sprache ungemein auszeichneten. Als in einem folgenden Streit zwischen dem Erzbischof Diether von Mainz und dem Papst der charakterfeste Heimburg abermals den erstern, der schwache Kaiser Friedrich III. hingegen den letztern unterstützte, so ging Gregor nun auf den Plan ein, an die Stelle Friedrichs III. den König Georg von Böhmen zum Reichsoberhaupt zu erheben. Der Versuch scheiterte jedoch, und Gregor von Heimburg mußte jetzt sogar flüchten, weil seine Verbündeten Diether von Mainz und Sigmund von Östreich mit dem Papst einseitig sich verglichen, und Nürnberg allein ihn nicht schützen wollte. Unser edle Ahne begab sich nach Böhmen und nach dem Tode des Königs Georg (1471) von da nach Sachsen. Hier erlangte er die Freisprechung

vom Bann, ohne sich gedemüthigt zu haben. Schon im Jahre 1474 verschied er hierauf, und so hatte denn Gregor von Heimburg den Kampf für die religiöse wie die staatliche Reformation Deutschlands bis an sein Lebensende unwandelbar fortgesetzt. Gesegnet bleibe sein Andenken! Nächst Heimburg wirkte Konrad Celtes, der klassisch gebildete Gelehrte, dessen ebenfalls schon Erwähnung geschah, im nationalen und patriotischen Sinn [6]). Celtes faßte insbesondre den Gedanken, auf dem Weg der Geschichte auf sein Volk einzuwirken, indem er die Leistungen der Deutschen zu entwickeln suchte. Sein Vorsatz wurde zwar nicht ausgeführt; dagegen rühmte er in einigen Gedichten nicht nur die Blüte Deutschlands in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, sondern auch die Erfindung der Buchdruckerkunst. Schon damals erkannte man die Wichtigkeit der letztern so sehr, daß der patriotische Gelehrte ausrief, von jetzt an dürfen sich Italiener und Griechen keines geistigen Übergewichts über die Deutschen mehr rühmen.

An Konrad Celtes schloß sich der wackere Patriot, Jakob Wimpheling an, welcher nicht nur den Plan zu einer Geschichte der Deutschen faßte, sondern denselben auch ausführte [7]). Besonders merkwürdig ist es, daß Wimpheling die Geschichte als ein Mittel zur Veredlung des Volksgeists behandelte. Sorgfältig hob er darum alle Erfindungen der Deutschen hervor, nicht minder alle Erfolge derselben in Kunst und Wissenschaft. Sowohl hierdurch, als durch den Ruhm der Tapferkeit, der Treue und des edlen Sinnes seines Volkes suchte er auf innere Erhebung des letztern hinzuwirken. Gegen das Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts setzte Heinrich Bebel die Bemühungen von Heimburg, Celtes und Wimpheling mit dem größten Eifer fort [8]). Wie seine Vorgänger ermunterte er das Selbstgefühl der Nation, und zwar wiederum auf geschichtlichem Weg, indem er die Thaten der Deutschen mit jenen anderer Völker vergleicht. Bebel war sehr gelehrt, schon kritisch gebildet und mit den Quellen vertraut. Seine Abhandlungen enthielten daher kein bloßes Wortgepränge, sondern gediegene wissenschaftliche Untersuchungen, und da er auf solchem Wege die gerühmte Auszeichnung seines Volkes bestätigt fand, so steigerte sich mit seiner Vaterlandsliebe zugleich die Einwirkung auf den öffentlichen Geist. Heinrich Bebel trauerte wie alle seine Vorgänger über den Verfall der Reichseinheit, und er fand die Ursache des Übels nicht nur in der Selbstsucht der Fürsten, sondern auch in jener der Schweizer, welche sich von dem Mutterland entfernten.

Die Wirksamkeit der genannten Patrioten ward noch bedeutend erhöht, weil auch Geiler von Kaisersberg und Sebastian Brandt, die Vertreter der satyrisch-volksthümlichen und populären Richtung, die politischen Ideen mit Eifer erfaßt hatten. Brandt richtete in dem Narrenschiff seine Angriffe nicht nur gegen den Adel, welcher wohl dem Namen, doch nicht der That nach edel sei, sondern auch gegen die Fürsten. In letzterer Beziehung erhob er sich zur klaren Einsicht des Hauptübels der Zeit, der Zerrüttung der Reichseinheit durch die Landesherren. Unter Hinweisung auf die Gefahr, welche durch die wachsende Macht der Türken für Deutschland entsprang, forderte er die Fürsten mit Nachdruck auf, endlich einmal ihrer Selbstsucht Schranken zu setzen, und an die Wohlfart des Reichs zu denken: er ermahnte sie, ihrer Pflicht getreu, dem edlen Kaiser Maximilian I. zu gehorchen, und durch aufrichtige Unterordnung unter das gemeinsame Reichsoberhaupt die Würde Deutschlands gegen Aussen wieder herzustellen. Ganz im

---

[6]) Er war geboren (in der Gegend von Schweinfurt) 1459, und seine Hauptwirksamkeit fällt in den Ausgang des 15. Jahrhunderts. Im Jahr 1485 war er in Heidelberg, später in Sachsen, dann in Italien und nach einjährigem Verweilen daselbst wiederum in verschiedenen Gegenden Deutschlands. In Nürnberg hielt er sich mehrmals auf.

[7]) Wimpheling wirkte zu Ende des 15. und noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts.

[8]) Die Thätigkeit Bebels geht von 1495 bis nahe an den Eintritt der Reformation.

gleichen Sinn erklärte sich auch Johann Geiler, welcher Brandts Narrenschiff sogar zum Text seiner Predigten nahm. Bei der ungeheuern Verbreitung und Wirkung jener Satyre, dann bei der großen Popularität Brandts und Geilers mußten die politisch-reformatorischen Ideen nothwendig auch die Massen ergreifen. So geschah es denn wirklich, und zwar mit gewaltiger Macht.

Das erste Zeichen, daß die allgemeine Bewegung der Zeit auch ins Politische hinüberspielen werde, gab schon Hans Böheim, der Pauker von Niklashausen[9]); denn derselbe wandte die religiösen Lehren, welche er von der heiligen Jungfrau erhalten zu haben glaubte, zu der Folgerung an, daß es fortan weder Kaiser, noch Fürsten oder andere Obere mehr geben, sondern alle Menschen einander gleich sein sollen. Folgerichtig wollte er also auch alle Abgaben aufgehoben wissen. Grundsätze der Art waren es eigentlich, welche das niedere Volk in so großer Anzahl um Böheim versammelten; allein das Ganze lief nunmehr auf Schwärmerei hinaus, und mußte natürlich elend scheitern. Hans Böheim hatte zwar die Absicht, zur Durchführung seiner fanatischen Ideen einen Versuch zu machen, und forderte in der gewöhnlichen Versammlung seine Anhänger auf, am nächsten Sonntag bewaffnet zu erscheinen; doch der Bischof von Würzburg ließ den Pauker noch vor dem Tag der That verhaften, und obgleich zur bestimmten Zeit gegen 34,000 Bauern in Niklashausen erschienen, auch davon 16,000 ihren Propheten zu befreien suchten, so wurden sie dennoch auseinander getrieben. Nachdem hierauf Hans Böheim enthauptet worden war, verschwand die Bewegung von selbst.

Ihr folgten jedoch zu Ende des 15. Jahrhunderts revolutionäre Erscheinungen im Elsaß, welche ungleich wichtiger waren. Seit dem Jahr 1493 traten dort die Bauern zu einem geheimen Bunde zusammen, um nicht nur die drückendsten Lasten der untern Stände zu beseitigen, sondern überhaupt eine Reform in der Kirche, wie in dem Staat durchzuführen. Diese Bewegung war schon gemäßigter, da man dem Volk das Recht der Steuerbewilligung erringen, und zugleich die Reichseinheit durch Erhöhung der kaiserlichen Gewalt wieder herstellen wollte, ja der Bund scheint sogar von besonnenen Männern aus dem Gelehrtenstande geleitet worden zu sein. Als äußeres Zeichen desselben galt der gebundene Schuh, welchen die Bauern damals zu tragen pflegten. Bundschuh hieß daher die Eidgenossenschaft, die sich bald sehr ansehnlich ausbreitete.

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zeigten sich also vier eigenthümliche Richtungen in Deutschland lebendig: die religiöse, welche eine Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern wollte, die humanistische, auf Läuterung des Geschmacks und des wissenschaftlichen Geistes dringend, die national-patriotische, welche nach der Kräftigung der Reichsgewalt und der Wiederherstellung der deutschen Größe strebte, und die satyrisch-volksthümliche, auf Förderung der religiösen, sittlichen und patriotischen Interessen Deutschlands zugleich hinwirkend. Alle diese Richtungen waren reformatorisch, und alle standen zu einander in einem innern Zusammenhang. Man erkennt dieß schon aus den Grundsätzen der vorzüglichsten Vorläufer der Kirchenverbesserung; denn Gregor von Heimburg, Konrad Celtes, Jakob Wimpheling und Heinrich Bebel gehörten der patriotisch-, kirchlich- und wissenschaftlich-reformatorischen Partei zugleich an. Zwischen der letztern und der nationalen Richtung konnte wohl eine feindliche Beziehung entstehen, wie oben gezeigt wurde, doch nur auf dem Weg der Übertreibung des klassischen Studiums, und diese war keine Nothwendigkeit. Wenn sich nun alle vier Richtungen zum Sturz der entge-

[9]) Er hieß darum so, weil er bei der Kirchenmusik die Pauke schlug.

gegensetzten Systeme verbunden hätten, wenn also unserm Volk ein Mann erstanden wäre, der sie sämmtlich in sich aufnehmend zum gemeinschaftlichen Haupt derselben sich erhoben hätte, so mußte eine vollständige Wiedergeburt Deutschlands durchgeführt werden. Anfangs schien die große Gährung allerdings diesen Gang zu nehmen.

Während die Päpste ihre Herrschaft durch die Humanisten unthätig untergraben ließen, suchten die Scholastiker die neue Richtung mit aller Kraft zurückzudrängen. Die Entartung der Wissenschaft des Mittelalters hatte nämlich so ziemlich den gleichen Charakter, als jene der Kirche. Gleichwie die Mönche in bodenlose Unwissenheit verfallen waren, und gedankenlos die Glaubensgebote ihrer Obern nachsprachen, so gestaltete sich die Gelehrsamkeit zu einem geistlosen Haufen von Schulsätzen, welche von den Meistern vorgesagt, und von den Schülern ohne alles Urtheil nachgebetet wurden. Zugleich bestanden zwischen den Theorien der Scholastiker und dem Leben nirgends natürliche Berührungspunkte, so daß denn das Wissen auf leeren Formelkram hinauslief, und als völlig unfruchtbar sich darstellte. Wie ich schon an einem andern Ort ausführte, hatte die Scholastik in solcher Art keinen erweckenden und belebenden Einfluß auf die Nationalkraft, keine Erquickung für das Herz, keine Macht zur Erzeugung von Tugenden und edlen Handlungen. Anstatt das Volk zur Freiheit und Menschenwürde zu erziehen, das Schild des Unterdrückten, und das Schwert gegen die Tyrannen zu sein, ergab sie sich kriechend und schmeichelnd nur dem Dienst der Mächtigen. Alle neuen großen Ideen zu fördern und zu pflegen, das anbrechende Licht zu verbreiten, war ihr schöner Beruf; allein sie widersetzte sich gerade umgekehrt allen großen Gedanken, und bekämpfte die erwachte reformatorische Richtung aus allen Kräften. Die Scholastik verschrie nämlich die Reformer als Ketzer, und bot überhaupt alles auf, um dieselben bei dem Volk verdächtig zu machen. Von dieser Seite mußte daher der Kampf um so mehr zuerst ausbrechen, als die Schulgelehrten von dem überlegenen Geist ihrer Gegner mit großen Spöttereien überhäuft wurden. Bis ins 16. Jahrhundert hatte sich der Friede äußerlich scheinbar erhalten; doch 1512 kam die Gährung durch einen besondern Vorfall endlich zum Ausbruch. Ein Jude, Namens Pfefferkorn, hatte nämlich nach seinem Übertritt zum Christenthum sein eigenes Volk verfolgen wollen, und die Staatsgewalt zur Vertilgung aller jüdischen Bücher, mit Ausnahme der Bibel aufgefordert. Reuchlin, zur Erstattung eines Gutachtens eingeladen, nahm die jüdische Literatur in Schutz, und gerieth dadurch in einen Streit mit Pfefferkorn. Letzterer war der Schützling der Dominikaner in Köln, und da er im geistigen Kampf unterlag, so wollten ihm seine Gönner zu Hülfe kommen. Der Prior der Kölner Dominikaner, Jakob von Hogstraten, war zugleich Ketzermeister in den Kurfürstenthümern Mainz, Köln und Trier, und lud in dieser Eigenschaft im Jahr 1513 Reuchlin nach Mainz vor, um sich wegen Ketzereien zu verantworten. Der Angeklagte verwahrte sich gegen das Verfahren, und legte dagegen die Berufung an den Papst ein; allein die Dominikaner setzten gleichwohl die Untersuchung fort. Jetzt trat jedoch der Erzbischof von Mainz dazwischen, indem er jedes weitere Verfahren untersagte. In Auftrag des apostolischen Stuhles entschied sodann der Bischof von Speier den Streit, indessen zu Gunsten Reuchlins, und nun legte Hogstraten, welcher auch zur Bezahlung der Prozeßkosten verurtheilt worden war, die Berufung an die römische Kurie ein. Der damalige Papst, Leo X., kam in Verlegenheit, weil er die Dominikaner, als eine Hauptstütze der Kurie, nicht beleidigen, und zugleich dem Humanismus, den er begünstigte, nicht zu nahe treten wollte. Am Ende half er sich damit, den Streit unentschieden einschlafen zu lassen. Auf alle Freunde des klassischen Studiums hatte aber der Angriff gegen Reuchlin eine so tiefe aufregende Wirkung gemacht, daß sie nunmehr den Kampf wider

die Scholastiker ganz entschieden eröffneten. Zugleich trat auf Seite der reformatorischen Richtung eine neue Persönlichkeit von Auszeichnung handelnd hervor, und die Zeit wurde allmälig wichtig.

Ulrich von Hutten, ein Franke aus einem angesehenen Rittergeschlecht (geboren 1486), hatte mit Eifer die schönen Wissenschaften betrieben, und dadurch einen glühenden Haß gegen die Scholastik eingesogen. Begabt mit einer feurigen Seele und einem heftigen Temperament, setzte er den Richtungen, welche er für gemeinschädlich hielt, einen hartnäckigen, ja selbst leidenschaftlichen Widerstand entgegen. Da es nun die Scholastiker gewagt hatten, seine Partei, die humanistische, unverholen anzugreifen, so beschloß er, die Widersacher durch einen entscheidenden Schlag niederzuwerfen. Das Mittel, welches er wählte, Witz und Hohn, war unfehlbar, wenn der Spott wirklich auf Geist Anspruch machen konnte, und ein solcher stand dem genialen Hutten in reichem Maaße zu Gebot. In Verbindung mit einigen gleich gesinnten Freunden gab er daher in den Jahren 1516 und 1517 eine Sammlung von Briefen heraus, welche ein vollendetes Kunstwerk von Humor und Witz war, und zugleich durch ironische Mystifikation eine unbeschreibliche Wirkung hervorbrachte. Die Flugschrift führte den Titel: »Epistolae obscurorum virorum.« (Briefe unberühmter Männer), und wurde in ganz Deutschland verbreitet [10]). Hutten läßt darin Freunde der alten Schule an den Kölner Professor Gratius schreiben, einen der Hauptgegner Reuchlins, und ironisch das Verfahren der Scholastiker rühmen. Hiebei wird nun eine Unwissenheit zur Schau gestellt, die durch ihre Naivetät unwiderstehlich zum Lachen reizt. Vollends humoristisch wurde das Ganze aber durch die Schreibart, da Hutten einen Ausbund von schlechtem Latein, das sogenannte Mönchs- oder Küchen-Latein zu Stande brachte. Zu den großen Gebrechen der Scholastiker gehörte nämlich auch noch eine wahre Barbarei des Ausdrucks, und diese ahmte denn der Satyriker vortrefflich nach. Da nun die angeblichen Scholastiker in den Briefen ihrer Auszeichnung und Überlegenheit über die Humanisten sich rühmen, so entstand durch diese Ruhmredigkeit ein solcher Kontrast mit der barbarischen Sprache und den grassen Verstößen gegen den gesunden Menschenverstand, welche die Satyre den Verhöhnten in den Mund legt, daß die letztern der Gegenstand eines allgemeinen Gelächters wurden. Hutten war sich vollends auch der Kunstregel bewußt, daß die Wirkung der Ironie alsdann am mächtigsten wird, wenn ein Theil der Leser die Satyre für Ernst hält. Um dieß zu erreichen, muß sich der Scherz vor Übertreibung hüten. Da die Briefe der finstern Männer solche Vorschrift der Kunst beobachteten, so glaubten wirklich manche Zeitgenossen, daß die Korrespondenz ächt sei, also von Scholastikern herrühre. Jetzt ward aber die Wirkung der Schrift elektrisch; denn die Mystifikation erhöhte noch das allgemeine Gelächter, und die Scholastiker waren in den Augen der öffentlichen Meinung gänzlich zu Grunde gerichtet. Dieses Ereigniß hatte einen mächtigen Einfluß auf die Reformation. Die entschiedene Niederlage der finstern Partei ermuthigte die strebende Richtung der Zeit, alle denkenden Geister wurden lebhaft angeregt, die Massen selbst durch die Vorträge der populären Prediger für die Aufnahme des Saamens der Aufklärung empfänglich gemacht: alles schien also für das Werk des Reformators vorbereitet zu sein, und gerade jetzt erschien er.

---

10) Man glaubte gewöhnlich, daß die Briefe der Finster-Männer nicht einen, sondern mehrere unbekannte Verfasser haben; richtig ist es auch, daß mehrere Mitarbeiter vorhanden waren, z. B. Willibald Pirkheimer, indessen Anfangs war Hutten wohl allein, sowie von ihm auch die Grundidee, die Leitung des Ganzen und die witzigsten Sachen ausgingen. Deßhalb nennen wir ihn vorzugsweise den Verfasser der Satyre. Ein Theil derselben erschien 1516, und der andere 1517.

Wer nicht an eine planmäßige und eben darum auch nothwendige Entwicklung der Weltverhältnisse glauben will, mag sich aus der Geschichte der Kirchenverbesserung in Deutschland eines andern belehren. Ein Einzelner, welcher eine Veränderung der religiösen Lehren beschlossen und zur Durchführung derselben einen durchdachten Plan entworfen hätte, konnte nicht anders verfahren, als es durch das Zusammenwirken so verschiedenartiger Kräfte und eigenthümlicher Erscheinungen jener Zeit wirklich geschah. Als Laster und Ausschweifungen das Menschengeschlecht zu verderben drohten, gaben zwei große Männer, Huß und Hieronymus, hochsinnig ihr Leben hin, um die Gefahr abzuwenden. Solche Aufopferung rührte das Gemüth der Böhmen wie der Deutschen, und auch letztere fühlten, daß diejenigen Grundsätze nicht unwahr sein können, wofür so erhabene Männer zu sterben bereit waren. Die Lehren von Johann Huß verbreiteten sich daher mächtig in Deutschland, und die schnöde That des Konziliums in Konstanz wider die beiden böhmischen Reformatoren hatte gerade den Gegensatz der beabsichtigten Wirkung zur Folge ..... Verbreitung, statt Erstickung der neuen Ideen. Damit diese aber noch mehr sich ausdehnen, und insbesondre tiefe Wurzeln fassen möchten, waren zwei Vorbereitungen nothwendig: Anregung eines höhern wissenschaftlichen Strebens unter den gebildeten, und Empfänglichkeit für neue gesunde Lehren unter den niedern Ständen. Und beiden Anforderungen geschah sofort Genüge: denn das Studium der Klassiker verbreitete sich über ganz Deutschland, erweckte ein reges Geistesleben, und erhob geläuterte Lehren der Religion zu einem allgemeinen Bedürfniß. Um diese aus der Bibel schöpfen, um folglich in den wahren Geist der Schrift eindringen zu können, waren vorzüglich tiefere Kenntnisse der hebräischen und der griechischen Sprache nothwendig; denn das alte Testament ist in jener, das neue in dieser Sprache geschrieben. Nun theilten sich gerade die zwei vorzüglichsten Sprachgelehrten oder Philologen in die Bearbeitung beider Idiome, indem Reuchlin das Verständniß des Hebräischen, Erasmus hingegen bessere Kenntnisse in dem Griechischen verbreitete. Sollte man nicht glauben, daß dieß nach einem verabredeten Plane geschehen sei? Für die Zurückführung des Christenthums auf die Bibel war nun gesorgt; allein man mußte auch ein Mittel haben, um nicht nur die Bibel-Übersetzungen, sondern überhaupt die Schriften, welche im bessern Sinn wirkten, in Aller Hände zu bringen. Und siehe die Buchdruckerkunst war kurz vor dem Eintritt des Reformations-Zeitalters erfunden, bei dem Eintritt selbst aber schon schwunghaft in Betrieb gesetzt worden. Jetzt waren sowohl die Ausdehnung der klassischen Bildung, als entschiedene Wirkung der volksmäßigen Satyre auf die Massen unvermeidlich, sohin die beiden Vorbereitungen gegeben, die wir oben erheischten: Empfänglichkeit des Volkes für die neuen Ideen und geistige Regsamkeit in den gebildeten Ständen. Unter den letztern waren sehr viele begabte Männer Anhänger der Reform; allein sie waren sich in den Fähigkeiten meistens ebenbürtig, und zur Leitung einer großen Umwälzung wird entweder an Geist oder an Charakter eine ungewöhnliche Kraft erfordert, welche über die gesammte strebende Richtung sich erhebt, und durch überwiegende Liebe sowie Anhänglichkeit des Volkes als Mittelpunkt und oberste Leitung der Bewegung sich darstellt. Und eine solche Kraft nahm den Kampf wider das Papstthum gerade bei dem Siege der Humanisten über die Scholastiker, sohin gerade im entscheidenden Augenblick auf. Wollet nicht an unabänderlichen Gesetzen der menschlichen Entwicklung, nicht an der unwiderstehlichen Macht einer einfachen Weltordnung zweifeln!

Zweites Hauptstück.

Auftreten des Reformators. Dr. Martin Luther.

(Vom Jahr 1517 bis 1520.)

Während die Vorbereitungen zur Kirchen-Verbesserung im vollen Gang begriffen waren, bildete sich im Stillen ein Mann aus, welcher durch die Eigenthümlichkeit seiner Sinnesart und Willenskraft eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Weltgeschichte werden sollte. Martin Luther, der Sohn eines Bergmanns, wurde am 10. November 1483 in Eisleben geboren, und durch besondere Schickung dem geistlichen Stande zugewendet. Nachdem er im Jahr 1505 in das Augustiner-Kloster zu Erfurt getreten war, zeigte sich an ihm eine tiefe, beschauliche Richtung in religiöser Beziehung. Sein weiches Gemüth, welches einen Anflug von Schüchternheit hatte und in der Wärme des Gefühls bis an die Grenzen des Schwärmerischen streifte, flößte ihm eine geheimnißvolle Scheu vor dem Walten des obersten Wesens oder den Urkräften der Schöpfung ein. Dieselbe ging so weit, daß er an seiner einstigen Seligkeit zweifelte, und darüber große Seelenangst empfand. Solche Stimmung war freilich nur die Folge einer stark ausgeprägten Bescheidenheit; allein sie ergriff gleichwohl das ganze Wesen Luthers. Gefoltert von innerer Unruhe, suchte der junge Mönch sowohl im Gebet, als in den Studien Trost; doch vergeblich, bis er endlich auch einen alten Geistlichen seines Ordens über die Mittel zur Erwerbung der Seeligkeit um Rath fragte. „Es giebt kein anderes," erwiederte der Greis, „als der lebendige und aufrichtige Glaube an die Erlösung des Menschengeschlechts durch Jesum Christum [1]). Der Mensch vermöge daher nicht durch eigene Verdienste oder gute Werke, sondern nur durch den Glauben an Christus gerechtfertigt zu werden. Diese Überzeugung könne man sich aber nicht selbst geben, sondern empfange sie nur durch die Gnade Gottes: wer also in seinem Innern von dem Glauben an Jesus sich lebendig durchdrungen fühle, der hätte die Gewährschaft, daß er bei Gott Gnade gefunden habe, sohin der Seligkeit theilhaftig werde." Solchen Sinn hatte die Äusserung des alten Augustiners, und da sie der Gemüthsart Luthers entsprach, letzterer auch seines aufrichtigen Glaubens an Christus sich bewußt war, so verschwand auf einmal die frühere Gewissensunruhe, und es theilte sich ihm eine hohe Freudigkeit mit. Als er durch eifriges Forschen im Kirchenvater Augustin die erörterte Ansicht von der Rechtfertigung bestätiget fand, so setzte sie sich im Innersten seines Gemüthes fest, und entschied nunmehr über seine gesammte künftige Lebensrichtung.

Martin Luther wurde im Jahr 1508 in das Augustinerkloster zu Wittenberg versetzt, und da hier einige Jahre vorher (1502) eine Universität errichtet worden war, so trat er an derselben als Lehrer auf, nämlich 1509 als Baccalaureus und 1512 als Doktor der Theologie. Bei dieser Wirksamkeit zog er durch seinen wissenschaftlichen Eifer bald die Aufmerksamkeit seiner Obern auf sich, während er durch Bescheidenheit und reinen Lebenswandel sich Achtung erwarb. Ja er trug wesentlich dazu bei, daß die oben bemerkte Lehre von der Rechtfertigung, welche eigentlich von dem Kirchenvater Augustin herrührt, an der

[1]) Luther erzählt alles dieß in seinen Werken selbst.

Universität Wittenberg, mittelst Verdrängung der abweichenden Meinung der Scholastiker, das Übergewicht gewann. Nach solchen Vorbereitungen begab es sich, daß der Papst Leo X. in Deutschland Ablaß predigen ließ, um für den unternommenen Bau der Petrskirche in Rom Geld zu erhalten. Man versprach nämlich im Namen der Kurie Vergebung der Sünden, wenn man eine gewisse Summe bezahle. Es war dieß an sich schon eine Unsittlichkeit, weil die Päpste selbst nicht an die Wirksamkeit ihres Ablasses glaubten, sondern denselben nur als ein Mittel betrachteten, einfältigen Leuten Geld abzunehmen. Aber die Art und Weise, wie die Ausbeutung betrieben wurde, war vollends anstößig. Am unverschämtesten benahm sich der Dominikanermönch Johann Tetzel, der den Ablaß in Auftrag des Erzbischofs von Mainz zum Verkauf ausbot. Er versicherte, daß man für die größten Schandthaten durch Einlösung des Ablasses Verzeihung erhalte, ja er strengte seine Phantasie bis zur Fieberhitze an, um durch Erfindung von Roheiten zu beweisen, wie weit die Wirksamkeit der päpstlichen Sünden-Vergebung sich erstrecke. Sprüchwörtlich wurde insbesondere die Äusserung Tetzels: „sobald der Pfenning im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt." In Sachsen selbst ward jener Mönch zwar nicht zugelassen; allein da er nicht weit von Wittenberg an der Grenze predigte, nämlich in Jüterbock, so lief das einfältige Volk von erstrer Stadt schaarenweise dem Ablaß nach. Die Lehre Tetzels mußte vornämlich den ernsten Luther verletzen; denn soferne man auch bei vollem Unglauben durch bloßes Geld die Seligkeit erwerben könne, so war der ganze augustinische Lehrbegriff der Rechtfertigung zerstört. Darum predigte der junge Doktor wider den Ablaß, um das Volk in Wittenberg von Tetzel abzuziehen; als er aber erfuhr, daß die Dreistigkeit des letztern immer höher steige, so ließ er am Aller Heiligen Abend (31. Oktober) 1517 an der Schloßkirchethür in Wittenberg 95 Sätze wider die Ablaß-Krämerei anschlagen. Nach den Sitten jener Zeit pflegte man nämlich dunkle Stellen in wissenschaftlichen Werken, oder sonst irgend eine Streitfrage oder eine Ungewißheit in gelehrten Sachen durch gegenseitigen Schriftenwechsel oder Disputationen aufzuklären, und die Aufforderung dazu war die Verkündung von kurzen Sätzen (Theses genannt), in welche der Einladende seine Meinung, jedoch nicht maaßgebend, zusammenfaßte. Martin Luther wollte also die Frage über die Sünden-Vergebung durch seine 95 Sätze nicht entscheiden, sondern nur die wissenschaftliche Untersuchung über diesen ihm dunkel scheinenden Gegenstand veranlassen. Er fühlte wohl das Verwerfliche der Tetzelschen Umtriebe, aber er war noch nicht klar, ob der Grund nur in der mißbräuchlichen Anwendung des Ablasses zu suchen, oder letzterer gänzlich zu verwerfen sei. Darum gestalteten sich auch seine Theses zum Theil sehr schwankend [2]). Gleichwohl tritt uns schon aus ihnen die reinste sittliche Güte [3]) und zugleich eine besondere Kraft des Willens und der Sprache entgegen [4]). Der redliche Mann ahndete damals noch nicht das tiefe Verderbniß der römischen Kurie, und zwar weder in Ansehung des Lehrbegriffs noch hinsichtlich der Moral und der Politik, ja er war im Gegentheil dem Papstthum auf-

[2]) Im 27. Satz heißt es: „Die predigen Menschen thand, die da fürgeben, das, sobald der groschen, in den kasten geworfen, klinget, von stund an die Seele aus dem Fegefewer fare.

Dagegen wird in dem §. 38 gesagt: „Doch ist des Bapst vergebung und austheilung mit nichten zu verachten," und §. 49: „das des Bapst Ablas gut sei, sofern man sein vertrauen nicht darauf setzet."

[3]) Satz 43: Man soll die Christen leren, Das der dem Armen gibt, oder leihet dem Dürfftigen besser thut, denn das er Ablas löfete.

[4]) Die werden sampt iren Meistern zum Teufel faren, die vermeinen durch Ablasbrieve irer Seligkeit gewis zu sein. (Thes. 32.)

richtig zugethan[5]). Da er deßhalb glaubte, die Umtriebe Tetzels geschehen wider Willen der Kirchenobern, so sandte er seine 95 Sätze über den Ablaß an die nächsten Bischöfe, und ersuchte dieselben um Zurechtweisung des Dominikanermönchs. Man lächelte jedoch über die Einfalt der Unschuld, und ließ den Ablaßprediger gewähren. So hatte denn der Schritt Luthers zunächst keine andere Folge, als die Erbitterung der Dominikaner zu erregen; doch hieraus entsprangen allmälig Ereignisse, welche abermals den Satz bestätigten, daß die größten Weltveränderungen aus den geringfügigsten Veranlassungen hervorgehen.

Obgleich die 95 Theses des jungen sächsischen Gelehrten sehr gemäßigt und zurückhaltend abgefaßt waren, so leuchtete anderer Seits doch auch Kühnheit und Freisinnigkeit durch, und schon dieß machte bei den blinden Anhängern der Kurie Aufsehen. Es stellte daher nicht nur Johann Tetzel andere Sätze entgegen, sondern es schrieb selbst der Prokanzler der Universität Ingolstadt, Dr. Eck, wider die Wittenberger Theses[6]). Dagegen erhoben die Dominikaner amtliche Beschwerde wider den Verfasser der letztern bei der Kurie selbst. Der Papst schritt auch sogleich ein, indem er eine Untersuchung gegen Dr. Martin Luther anordnete. Man zählte damals 1518, und es fand gerade ein Reichstag in Augsburg statt, welchen auch der heilige Vater beschickte. Auf die Verwendung des Kurfürsten Friedrichs des Weisen von Sachsen, erließ daher Leo X. dem angeklagten Mönch die Reise nach Rom und beauftragte seinen Gesandten in Augsburg, den Kardinal Cajetan, den angeblichen Irrlehrer zurechtzuweisen und zum Widerruf anzuhalten. Luther erschien zur bestimmten Zeit (Oktober 1518), jedoch mit Empfehlungsschreiben seines Kurfürsten an einflußreiche Männer in Augsburg versehen. Diese riethen dem Reformator, vor dem päpstlichen Legaten nicht eher zu erscheinen, bis er das freie Geleit des Kaisers und der Reichsstadt Augsburg erhalten habe. Geheime Anhänger der römischen Kurie bemühten sich sehr eifrig jene Vorsichts-Maaßregel zu hintertreiben; denn sie spiegelten dem Angeklagten vor, der Legat Cajetan habe die günstigste Gesinnung für ihn, und durch das Einholen des freien Geleites würde er die Sache nur bedenklicher und übler machen; doch Luther antwortete sehr besonnen, daß er schon aus Achtung gegen seinen Churfürsten dem Rathe der Männer folgen müsse, an die ihn jener empfohlen habe. So wurden also die geforderten Geleits-Briefe ausgefertigt und vielleicht hierdurch allein die Einleitungen zur Kirchen-Verbesserung gerettet[7]). Als Dr. Martin Luther vor dem Kardinal-Legaten persönlich erschien, wollte Cajetan die Lehre des Vorgeladenen über den Ablaß und den Glauben durch eine sogenannte klementinische Extravagans widerlegen, indem er hoffte, daß Luther diese Stelle nicht kenne. Indessen der Reformator erwies seinem Gegner sogleich, daß es nicht eine, sondern zwei solche Stellen gebe, und während er den Kardinal durch gründliche Gelehrsamkeit in Verlegenheit setzte, widerlegte er zugleich alle Einreden desselben so siegreich daß die Anwesenden von der Wahrheit der lutherischen Ansicht sich überzeugt fühlten. Schon dieß brachte eine gute Wirkung hervor, da die bisherigen Anhänger der neuen Lehre in ihren Gesinnungen befestiget und zugleich die Einwohner Augsburg ihr günstig gestimmt wurden.

---

[5]) Luther erzählt dieß in der Vorrede zu seinen sämmtlichen Werken wiederum selbst, und zwar auf die gewöhnliche nachdrückliche Weise: „Das ich vor dieser Zeit auch ein Münch, und der rechten rasenden unsinnigen Papisten einer gewesen bin, sogar ersoffen in des Bapstes Lere, das ich bereit were gewesen, zu ermorden alle, so dem Papst in der geringsten Syllaben nicht wollen gehorsam und unterworfen sein."

[6]) Auch Sylvester Prieras in Rom. (Sleidan L. I.)

[7]) Auffallend ist es, daß auch der Kardinal Cajetan in einem Schreiben an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen über das Einholen des freien Geleits von Seite Luthers sich beschwerte.

Nach der ersten Besprechung fand noch eine zweite zwischen dem Kardinal-Legaten und dem Reformator statt, wobei heftig in den letztern gedrungen wurde, seine angeblichen Irrthümer zu widerrufen; allein weder gütliche Vorstellungen noch Drohungen vermochten den Angeklagten zu erschüttern. Unbeugsam beharrte vielmehr Dr. Martin Luther bei allem, was er geschrieben und gesprochen. Cajetan suchte die Verhandlung in die Länge zu ziehen, auch durch Anbieten freien Geleites den Reformator zur Reise nach Rom zu bereden. Dagegen riethen die Freunde Luthern unverzügliche Abreise von Augsburg und Zurücklassung einer Berufung an den Papst. Dieser Rath wurde befolgt, indem der Angeklagte zu Pferde sich nach Nürnberg begab, und von dort nach einigem Verweilen die Rückreise nach Wittenberg antrat. Als die merkwürdigste Erscheinung der Verhandlung in Augsburg stellt sich übrigens die Thatsache dar, daß Luther den bestimmten Vorsatz gefaßt hatte, *für die Menschheit sich zu opfern, für die Wahrheit zu sterben*[8]). Fortan war sein Beruf zum Reformator festgestellt. Auf die Bürger der wichtigen Reichsstadt Augsburg machte das standhafte Benehmen Luthers guten Eindruck[9]), und da letzterer bei der Rückreise auch mit den Humanisten in Nürnberg verkehrt haben mochte, so leistete die Verhandlung in Augsburg der begonnenen Kirchenverbesserung bedeutenden Vorschub. Die Berufung an den Papst, welche Luther in jener Reichsstadt zurückgelassen hatte, wurde zwei Tage nach seiner Abreise von einem Notar unter Zuziehung von Zeugen an die Domkirche angeschlagen, natürlich ohne Erfolg. Leo X. ließ vielmehr die Ablaßlehre der römischen Kurie, welche angegriffen worden war, durch eine förmliche Bulle ihrem ganzen Umfang nach bestätigen. Jetzt berief sich (appellirte) Luther, und zwar am 28. November 1518 von dem Papst an eine allgemeine Kirchenversammlung.

Die ruhige Festigkeit des Augustiners, welcher der römischen Kurie sich zu widersetzen wagte, erregte nun in verschiedenen Theilen Deutschlands allmälig Aufsehen. Alle Gutgesinnten verkündeten das Lob des entschlossenen Mannes, und die Humanisten erblickten in ihm einen willkommenen Beistand wider die Barbarei der Scholastik; denn mit dieser ward der Reformator schon zu Augsburg in Händel verwickelt. Leo X. wurde über eine solche Wendung der Dinge unruhig, und suchte den kühnen Augustinermönch in der Güte zu beschwichtigen. Zu dem Ende sandte er seinen vertrauten Kammerherrn, Karl von Miltiz, nach Sachsen, um den Kurfürsten durch Überreichung der geweihten goldnen Rose, eines hochgeachteten Geschenks des Papstes, zu gewinnen, und zugleich mit Dr. Martin Frieden zu schließen. Miltiz benahm sich mit großer Einsicht und Mäßigung, und brachte den Reformator durch gute Worte wirklich zu dem Versprechen des Stillschweigens in dem Streit, soferne auch seine Gegner schweigen würden. Obgleich dieser Vergleich der herrschenden Kirchenpartei sehr günstig war, so wollten sich die verstocktesten Anhänger der Kurie dennoch nicht damit begnügen, sondern sich öffentlich als Sieger über den Neuerer zeigen. Dr. Eck, der hartnäckigste Widersacher Luthers, hatte diesen in Augsburg besucht, und durch verstellte Freundlichkeit sich erboten, die Streitfrage in einer Disputation mit Andreas Bodenstein aus Karlstadt, Professor in Wittenberg, zu erörtern. Luther nahm diesen Vorschlag bereitwillig an, und da auch Bodenstein, nach

[8]) Im Jahr 1518 wurde Philipp Melanchthon, ein gelehrter Philologe und Theologe, als Professor nach Wittenberg berufen, und bald der Vertraute des Reformators. An diesen schrieb nun Luther aus Augsburg: „Beweise und erzeige dich als ein Mann, wie du on das thust, und lere die liebe Jugend, was recht und göttlich ist. Ich gehe hin, mich für euch und die liebe Jugend zu opfern, So es dem Herrn gefellet. Ich will lieber sterben, Und ob mirs wol seer schweer wird, eure Gesellschaft emberen, denn das ich das, so durch mich recht geleret ist, widerrufen sollt.

[9]) Luther sagt in demselben Brief an Melanchthon: „das jedermann in der ganzen Stadt von Dr. Luther redet, und den neuen Herostratum zu sehen begert, der ein solch gros Feuer angezündet hat."

seiner Vaterstadt gewöhnlich Karlstadt genannt, einwilligte, so wurde die Disputation am 27. Juni 1819 in Leipzig eröffnet. Zuerst sprach Karlstadt, dann aber auch Luther, und bei dieser Gelegenheit gab letzterer die wichtige Erklärung ab, daß verschiedene Lehren von Huß der heiligen Schrift gemäß, also mit Unrecht verurtheilt worden seien. Hierin lag der erste Schritt zum offnen Bruch mit dem Papstthum, und von jetzt an ging das Reformationswerk mit raschen Schritten seinem Ziele entgegen.

Bei Gelegenheit des Zwiegesprächs in Leipzig ergab sich Dr. Luther tiefen und umfassenden Forschungen, um für seine aufgestellten Sätze Beweise in der Schrift zu sammeln. Dadurch entdeckte er von Schritt zu Schritt neue Irrthümer in der Lehre der Kurie, und nun ging im Innern des Reformators allmälig eine große Veränderung vor. Bis jetzt hielt derselbe das Papstthum selbst mit dem wahren Geist des Christenthums keineswegs für unverträglich, sondern er hing ihm dem Wesen nach aufrichtig an, und drang nur bei einzelnen Gegenständen auf andere Lehren. Nunmehr gelangte er aber nach und nach zu der Überzeugung, daß das Papstthum schriftmäßig überhaupt unhaltbar sei, und daß die wahre Religion keineswegs durch eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, vielmehr nur durch Entfernung des sichtbaren Hauptes, sohin Aufhebung des Papstthums mit allen ihm angehörenden Lehren und Einrichtungen hergestellt werden könne. Dr. Martin Luther prüfte sich lange, ehe er das entscheidende Wort aussprach; indessen seine Haltung ward von Tag zu Tag kühner. Endlich erschien im Juni 1520 ein Aufruf des Reformators an den deutschen Adel, welcher das Papstthum in seinen wesentlichsten Stützpunkten angriff und zu einer ganz neuen Lehre den Grundstein legen mußte. Luther stellte nämlich zunächst den Satz auf: daß alle Christen durch die Taufe zu Priestern geweiht werden, und daß im Nothfall ein jeder Christ taufen und absolviren könne. Daraus zog er folgerichtig die Schlüsse: nicht dem Papst allein, sondern der ganzen christlichen Gemeinde steht das Recht der Auslegung der Schrift zu, das Recht zu lösen und zu binden. Nachdem hierauf die weltliche Pracht der Päpste gerügt wurde, so folgte die Aufforderung, daß man der römischen Kurie die Einziehung der Annaten von Seite der Reichsgewalt nicht mehr gestatten möge. Hiernächst erhob sich der starke Mann gegen die Beschimpfung der Reichsgewalt durch den Papst mit einer Kraft, welche gegen das Benehmen Friedrichs I. und Ludwigs des Baiern einen auffallenden Kontrast bildete [10]). In der Entschiedenheit der Gesinnung von Schritt zu Schritt zunehmend, erklärte sich Dr. Martin Luther hiernächst gegen die Wallfahrten, das Verbot der Priesterehe, die Bettelklöster, die Jahrtage, Begängnisse und Seelenmessen, den Zwang zur Fasten und alle Brüderschaften. Zugleich tadelte der gerechte Mann mit entschiedenem Nachdruck das Verfahren der Kirchenversammlung in Konstanz wider Johannes Huß. „Von Buben," rief er aus, „ließ sich Kaiser Siegmund zur Brechung des freien Geleites verführen; denn auch dem Ketzer muß man Wort und Treue halten." Hiebei gab der Reformator auch die merkwürdige Erklärung ab: „daß man Ketzer bloß durch Gründe und nicht mit Feuer überwinden könne." So war denn der Grundsatz der freien Forschung ausgesprochen. Endlich nannte Luther den Papst geradezu den Antichrist und verlangte die Vertilgung des gesammten päpstlichen Rechts.

Eine solche Kühnheit war bisher noch nicht erlebt worden, da selbst Huß und Hieronymus ungleich zurückhaltender sich aussprachen, oder doch wenigstens den Papst nicht so ungestüm angriffen. Die Kurie

---

[10]) Die beßfallsige Erklärung Luthers lautet wörtlich also: „Das der Bapst über den Keiser kein Gewalt habe, und ja nicht der teufelische Hoffart hinfurt zugelassen werde, das der Keiser des Bapstes füsse küsse, oder zu seinen füssen sitze, oder, wie man sagt, im den Stegreiff halte, und den Zaum seines Maulpferds, wenn er auffsitzt zu reiten. (Luthers Werke Jenenser Ausgabe. Th. I, S. 300.)

wollte daher mit der Ausrottung des neuen Ketzers nicht mehr länger zögern, sondern gab Befehl, die bereits am 15. Juni 1520 gegen Luther erlassene Verdammungsbulle in Deutschland zur Vollziehung zu bringen. Um schnell zum Ziel zu gelangen, hatte man den Todfeind des Verurtheilten, Dr. Eck in Ingolstadt, mit der Verbreitung der Bulle beauftragt; allein jetzt zeigten sich die Einwirkungen der oben geschilderten Vorläufer der Reformation; denn das deutsche Volk nahm die päpstlichen Befehle an verschiedenen Orten mit Unwillen auf. Ja Doktor Eck gerieth in Sachsen bei Verbreitung des Urtheils sogar in Lebensgefahr, und mußte sein Heil in eiliger Flucht suchen. Nunmehr bemühte sich die Kurie, vornehmlich den Landesherrn Luthers, den Kurfürsten Friedrich den Weisen in Sachsen, zur Einschreitung wider den Verurtheilten zu bewegen. Schon nach der Verhandlung in Augsburg hatte der Kardinal-Legat an Friedrich geschrieben, und ihn ersucht, den ketzerischen Mönch nach Rom zu schicken, oder wenigstens aus dem Land zu jagen. Indessen der Kurfürst war durch verschiedene Gründe bewogen worden, dem Ansinnen nicht zu entsprechen. Die neue Universität Wittenberg machte ihrem Stifter, Friedrich dem Weisen, große Freude, und dieser hegte den sehnlichen Wunsch, sie gedeihen zu sehen. Einer ihrer berühmtesten Lehrer war aber Dr. Martin Luther, und während der Verhandlung in Augsburg erklärte der Rektor der Universität, daß der Verlust eines solchen Mannes der Anstalt unersetzlichen Schaden zufügen werde[11]). Auch bei den Vergleichs-Versuchen Karls von Miltiz verwandte sich die Universität sehr warm für Luther, und am 22. November 1518 bat dieselbe den Kurfürsten von Sachsen um Fürsprache bei dem Papst, daß Dr. Martin ohne Widerlegung durch die Schrift nicht zum Widerruf seiner Lehren gezwungen werde. Friedrich der Weise war unter solchen Umständen freilich zur Beschützung Luthers geneigt; allein einestheils fürchtete er einen Bruch mit dem Papst, und anderntheils hätte er auch um keinen Preis eine wirkliche Irrlehre begünstigen wollen. Er zog daher den gelehrten Erasmus zu Rathe, auf dessen Urtheil er sehr viel hielt. Der Ausspruch jenes gebildeten Theologen war günstig für Luther[12]), und jetzt entschied sich der Kurfürst Friedrich, keine Verfolgung des Reformators zu dulden. Er antwortete daher dem Kardinal Cajetan, daß er seinen Anträgen nicht entsprechen könne, bis man den Angeklagten der Ketzerei wirklich überwiesen habe. Am 8. Juli 1520 schrieb der Papst Leo X. selbst an den Kurfürsten, und ersuchte ihn, nach fruchtlosem Verlauf der 60 tägigen Frist, die dem Reformator in der Verdammungsbulle zum Widerruf vorgesteckt worden war, den Dr. Martin Luther als Ketzer gefänglich einzuziehen und bis auf weitere Verfügung der römischen Kurie zu verwahren. Friedrich der Weise, gestützt auf ein zweites Gutachten von Erasmus, erklärte aber auch dem Papst selbst, daß er vor einer Überweisung Luthers keine Verfolgung desselben zugeben könne, sohin auf eine gründliche und unbefangene Untersuchung der streitigen Lehren dringen müsse. So entging der Reformator glücklich der ersten und größten Gefahr, und vor-

---

11) In einer Berichterstattung über die Verhandlung zu Augsburg heißt es: „Der Rektor in Wittenberg bittet mich schriftlich mit allem vleiß, mich zu bemühen, damit wir ja Dr. Martinum nicht von Wittenberg verlieren. Denn so er wegkeme, so würde die Universität bey menschlichem gedenken diesen Schaden nicht überwinden, und überaus viel Studenten und guter Leut verlieren."

Dagegen wird in dem Schreiben der Universität an Karl von Miltiz von Luther gesagt: „Weil wir aber viel Jar her seine Geschicklichkeit, vielfeltige Erkenntnis und hohen Verstand in allerley Künsten mit unstrefflichen sitten, und christlichem Wandel gezierd gesehen, und erfahren haben."

12) Sleidani de statu religionis et reipublicae, Carolo quinto Caesare, Commentarii. Lib. II: Erasmus Roterdamus, quum aliis de rebus Friderico Saxoniae duci scriberet Antwerpia, *Lutheri* quoque meminit, ejusque libros magno cum applausu dicit a viris bonis atque doctis evolvi, sed et vitam illius a nemine reprehendi, quod absit ab omni suspitione tum avaritiae, tum ambitionis.

züglich hierdurch wurde das wichtige Werk gerettet; denn soferne Luther den Schutz des Kurfürsten durch Verläumdung oder auf sonst eine Art verloren hätte und in die Hände seiner Feinde gefallen wäre, so würde er wie Huß sogleich umgebracht worden sein. Daß aber Männer wie Luther nur nach Jahrhunderten wiederkehren, wird der Verlauf der Geschichte zeigen, und so lag denn alles daran, daß er nur Anfangs nicht sogleich hingeopfert werde. Das verhinderte nun die Freisinnigkeit von Erasmus, und dieser gelehrte Mann wurde hierdurch ein vorzügliches Werkzeug, ja gewissermaßen der Retter der Reformation. Nach der Verwerfung der päpstlichen Anträge in Sachsen bot die Kurie alles auf, der Verdammungsbulle in andern deutschen Landschaften Anerkennung zu verschaffen; allein nun beschloß auch Dr. Martin Luther zum Äußersten zu schreiten. Er wiederholte nämlich nicht nur seine Berufung an eine allgemeine Kirchenversammlung, sondern erklärte auch die Bulle der römischen Kurie vom 15. Juni 1520 für ein Werk des Antichrists, und sagte sich vom Papstthum förmlich los. Dieß geschah durch eine feierliche Handlung, indem er, umgeben von den Studenten in Wittenberg, am 10. Dezember 1520 jene Bulle mit den päpstlichen Gesetzbüchern öffentlich verbrannte.

Drittes Hauptstück.

Aeußere Geschichte bei Beginn der Kirchenverbesserung. Die Kaiser Maximilian I. und Karl V.

(Vom Jahr 1493 bis 1520.)

Kaiser Maximilian I. fand bei seinem Amtsantritt das Ausland, und insbesondere Frankreich, im Aufstreben, Deutschland hingegen in den Machtverhältnissen gegen Außen entschieden im Sinken. Keine Thatsache zeigte dieß deutlicher, als die Stellung des Reichs zu Italien. Im Mittelalter nahmen die Kaiser über jenes Land (freilich mit Unrecht) alle Hoheitsrechte in Anspruch, und gefielen sich dort in der Schaustellung ihres Glanzes; allein im Jahr 1494 eroberte Karl VIII. von Frankreich das Königreich Neapel, und gewann nunmehr auf die italienischen Angelegenheiten überwiegenden Einfluß. Unter Karl von Anjou hatten die Franzosen freilich auch in Apullen sich festgesetzt, doch das Unternehmen betraf nicht so unmittelbar Frankreich selbst, und war auch nicht von so auffallenden Umständen begleitet, wie die Unternehmung Karls VIII. Diese glich nämlich einem wahren Triumphzug, der nicht bloß die Interessen der Dynastie beförderte, sondern das Ansehen und die Macht Frankreichs selbst erhöhte. Maximilian I. war ein scharfsinniger Staatsmann, und erkannte die Gefahren, mit denen Deutschland vom Westen aus bedroht wurde, sogleich bei Beginn seiner öffentlichen Laufbahn. Die Unternehmung Karls VIII. in Italien erregte daher im hohen Grade seine Besorgnisse, und er mahnte die deutschen Reichsstände auf das dringendste, gegen die Übergriffe Frankreichs mit Nachdruck einzuschreiten. Mit großer Klarheit zeigte der Kaiser im Jahr 1495 auf einem Reichstag in Worms, daß, bei fernerer Unthätigkeit Deutschlands, Frankreich nothwendig das Übergewicht erlangen, den Germanen ihren europäischen Einfluß entziehen, und am Ende auch auf Kosten der Reichsstände sich vergrößern werde. Wie gewöhnlich wollten aber die

Fürſten von einer Vertheidigung der allgemeinen Nationalzwecke nichts wiſſen, ſondern behaupteten, man müſſe vorerſt den innern Rechtszuſtand befeſtigen. Letzteres war nun allerdings recht; indeſſen man hätte nebenbei gleichwohl die Würde des Reichs nach Außen bewahren können. Obgleich der Kaiſer mit Eifer in dieſem Sinn wirkte, ſo blieben die Stände deſſenungeachtet bei der Ablehnung von Schutzmaaßregeln gegen Frankreich, und forderten nur die Einſetzung eines Reichskammergerichts zur Aufrechterhaltung des Landfriedens. Da Maximilian I. der Beruhigung Deutſchlands im Innern nicht abgeneigt war, auch die Intereſſen der landesherrlichen Gewalt die endliche Aufhebung der Selbſthülfe erheiſchten, ſo ward die eigenthümlichſte Sitte des Mittelalters, das Fehderecht des Adels, wirklich durchgreifend abgeſchafft. Man errichtete nämlich den Landfrieden nicht mehr, wie früher, nur für eine beſtimmte Zeit, ſondern für immer, unter unbedingtem Verbot der Fehden oder der Selbſthülfe bei einer Strafe von 2000 Mark Goldes. Dem eingeſetzten Kammergericht wurde die Unterſuchung und Beſtrafung des Landfriedensbruches zugetheilt. Was die Verfaſſung jenes oberſten Reichsgerichts anbetrifft, ſo beſtand es aus einem Kammerrichter, als Vorſtand, und aus zwei Bänken von Beiſitzern, wovon die eine aus Doktoren des Rechts, und die andere aus Ritterbürtigen gebildet ward. Die Ernennung des Vorſtandes wie der Räthe kam dem Kaiſer zu unter Beirath und Zuſtimmung der Reichsſtände. Zur Beſoldung der Richter wurden die Sporteln oder Gerichtsgebühren und hülfsweiſe die Reichsſteuer, oder der gemeine Pfennig, beſtimmt. Nunmehr kam das Kammergericht allerdings zu Stande; da jedoch das römiſche Recht mit dem heimlichen Schriftverfahren beibehalten wurde, ſo mußte die Rechtspflege bald unter der Maſſe unnützer Geſchäfte ins Stocken gerathen. Dieß beſtätigte ſich nur zu bald.

Auf dem Reichstag in Worms hatte der Kaiſer die Stände zwar nicht zur Leiſtung der Heeresfolge gegen Frankreich, doch endlich zu einer ſpärlichen Geldhülfe bewogen. Maximilian brachte daher 3000 Söldner zuſammen, welche er ſogleich nach Italien abſendete. Da die Bundesgenoſſen des Kaiſers, der Herzog von Mailand, der Papſt und der König von Spanien, nachdrücklicher rüſteten, ſo verließ Karl VIII. Neapel, und die Truppen, welche er zur Behauptung ſeiner Herrſchaft zurückließ, wurden zerſtreut. Maximilian I. beſchloß nun ſelbſt nach Italien zu gehen, um das Anſehen Deutſchlands wieder herzuſtellen, und künftigen Angriffen Frankreichs gegen Italien vorzubeugen. Damit er endlich die Hülfe der Stände erhalte, bot er dieſelben auf einem Reichstag in Lindau (1496) zur Heeresfolge für den Römerzug, oder die Kaiſerkrönung auf; allein die mittelalterliche Reichsverfaſſung, welche die Fürſten allerdings zu jener Heeresfolge verpflichtete, war ſchon lange abgeſtorben, und man gab alſo dem Antrage des Kaiſers keine Folge. Maximilian I. zog nun mit der geringen Macht, welche er aus eigenen Mitteln aufſtellte, noch im nämlichen Jahr 1496 nach Italien, wurde jedoch ſelbſt von denen, welche ihn herbeigerufen hatten, verrathen, und mußte erfolglos nach Deutſchland zurückgehen.

Während ſeiner Abweſenheit hatte ſich der Reichstag in Lindau vorzüglich mit der Befeſtigung des Kammergerichts beſchäftiget. Schon im Jahre 1496 war nämlich das Anſchwellen von Geſchäften ſichtbar geworden, und zugleich der weitere Übelſtand eingetreten, daß die zur Beſoldung der Richter angewieſenen Einkünfte nicht flüſſig wurden. Man wußte in Lindau noch keinen Rath zu ſchaffen, und erſt im folgenden Jahr 1497 auf einer Reichsverſammlung in Worms brachte man ſo viel zuſammen, um das Kammergericht wieder in Gang zu bringen. Der Kaiſer leiſtete, trotz ſeiner Geldnoth, auch einen Beitrag; allein deſſen ungeachtet zeigten ſich die Stände zu einer Unterſtützung desſelben nach Außen nicht willfähriger. Auf einem dritten Reichstag zu Freiburg im Breisgau, welcher im Oktober 1497 eröffnet

wurde, bat Maximilian I. wiederholt um die Unterstützung der Stände, weil ein neuer Krieg mit Frankreich zu besorgen sei; indessen er wirkte wiederum nichts anderes aus, als eine geringe Geldhülfe. Die Stellung des Kaisers war deßhalb um so unbehaglicher, als er um diese Zeit auch mit den Schweizern in Krieg verwickelt wurde. Das Reichsoberhaupt hatte von diesen nicht nur die Aufhebung ihres Bundes mit Frankreich, sondern auch die Unterwerfung unter die Wormser Beschlüsse von 1495 gefordert, nämlich die Anerkennung des Kammergerichts und die Entrichtung der Reichssteuer oder des gemeinen Pfennigs. Da aber die oberalemannische Eidgenossenschaft schon lange entschlossen war, vom deutschen Mutterland sich zu trennen, so suchte sie jetzt eine Gelegenheit dazu, und versagte den Befehlen des Kaisers den Gehorsam. Gleichzeitig war zwischen Bündten, welches theils 1497, theils 1498 dem Schweizervereine beitrat, und Tyrol über das Kloster Münster im Münsterthale ein Streit entstanden, und dieser brachte die Gährung zum Ausbruch.

Die Graubündtner, auf die Hülfe ihrer Eidgenossen vertrauend, nahmen das Münsterthal im Jahr 1498 mit Gewalt in Besitz; allein nun riefen die Tyroler die Hülfe des schwäbischen Bundes an. Dieser setzte sich auch wirklich in Bewegung, und die Feindseligkeiten wurden zu Anfang 1499 eröffnet. Der Kaiser war jedoch in den Niederlanden von Kriegshändeln in Anspruch genommen, und dem schwäbischen Bund gebrach es am einheitlichen Handeln. Darum erlitt letzterer an mehrerern Orten, insbesondere im Bruderholz bei Basel und in der Nähe von Konstanz empfindliche Niederlagen. Bei Ermatingen zogen zwar die Schweizer den Kürzern; allein die Bündtischen wußten den Sieg nicht zu behaupten, sondern ließen sich im Frühling 1499 bei Schwaderloch, unweit Konstanz, und im Vinßgau schlagen. Im Sommer 1499 erschien endlich der Kaiser mit einem Heere von 20,000 Mann in der Gegend von Konstanz, da er in den Niederlanden Waffenstillstand geschlossen hatte. Sofort wurde zu Überlingen unter dem Vorsitz Maximilians I. der Kriegsrath versammelt, und dieser beschloß einen allgemeinen Sturm gegen die Schweizer, welche sich wiederum im Schwaderloch, unweit Konstanz, aufgestellt hatten. Dort wurden sie in der That von dem Reichsheer angegriffen; allein im entscheidenden Augenblick verweigerten die Zuzüge der Fürsten die Theilnahme an dem Kampf auf eine verrätherische Weise, und dadurch wurde der Kaiser zum Rückzug genöthiget. Während die Mannschaft der Reichsstände auseinanderging, begab sich Maximilian I. mit seinem eigenen Heergefolge nach Lindau, immer noch zur Fortsetzung des Kriegs entschlossen. Da empfing er aber plötzlich die Botschaft, daß der Graf von Fürstenberg, auf dessen Hülfe er vorzüglich zählte, bei Dorneck von dem Feind überrascht und auf das Haupt geschlagen worden war. Der Kaiser suchte seinen Schmerz unter scheinbarer Heiterkeit zu verbergen; indessen er gab die Hoffnung auf die Bewältigung der Schweizer jetzt gänzlich auf. Da nun diese dem Frieden auch nicht abgeneigt waren, so kam derselbe am 22. September 1499 wirklich zu Stande. Maximilian I. trat den Eidgenossen das Landgericht im Thurgau ab, und sprach sie von der Anerkennung des Kammergerichts sowie der Bezahlung der Reichssteuer frei; dagegen sollte jeder Theil die gemachten Eroberungen zurückgeben und der Streit zwischen Tyrol und Graubündten durch den Bischof Friedrich von Augsburg austräglich entschieden werden. So war denn in der Abtrennung Oberalemanniens von Deutschland ein bedeutender Schritt vorwärts geschehen.

Während der Unterhandlungen mit den Schweizern hatte Ludwig XII. von Frankreich, Nachfolger Karls VIII., Entwürfe auf die Eroberung Mailands an den Tag gelegt, und dieselben mit Hülfe des Papstes und der Venetianer im Jahr 1500 auch durchgeführt. Da hierdurch das europäische Gleichge-

wicht bedroht wurde, so machte Maximilian I. die größten Anstrengungen, um den Franzosen den Besitz Mailands wieder zu entreißen. Der Kaiser berief sofort (1500) einen Reichstag nach Augsburg, und drang dort in die Stände zur Zurückweisung der französischen Übergriffe; allein er erhielt die alte Antwort, daß man wegen der innern Zerrüttung Deutschlands an keinen auswärtigen Krieg denken könne. In der That waren die innern Zustände durch das Hinsiechen der Reichseinheit so traurig, daß auch das Kammergericht aus Mangel an Unterhalt inzwischen wieder eingegangen war. Um dem Staatsverfall nur einigermaßen zu steuern, nahm die Reichsversammlung in Augsburg (1500) einen schon früher gemachten Vorschlag an, eine ständige Reichsregierung einzusetzen. Da nämlich nach der Erfahrung die allgemeinen Versammlungen der Stände wegen Zeit- und Kostenaufwand nur schwer zusammen zu bringen waren, und deßhalb auch Beschlüsse, die Eile hatten, hinausgeschoben werden mußten, so sollte unter Vorsitz des Kaisers oder seines Statthalters ein Kollegium von 20 Abgeordneten der Reichsstände die dringendsten Geschäfte erledigen. Maximilian I. willigte ein, und das Reichsregiment wurde in Nürnberg wirklich eingesetzt. Zu einem Krieg gegen Frankreich konnte der Kaiser die Stände nicht bewegen, und so blieb ihm wegen der Schwäche seiner eigenen Macht nichts übrig, als mit Ludwig XII. sich zu vertragen. Obgleich dieser auch Neapel in Besitz genommen, und mit dem Könige von Spanien getheilt hatte, schloß Maximilian 1501 dennoch Frieden mit Frankreich. Im folgenden Jahr 1502 suchte der Kaiser die deutschen Fürsten zu einem Feldzug gegen die Türken zu bewegen, doch abermals vergeblich. Inzwischen verfiel auch die neue Reichsregierung in Nürnberg wieder, eine Fehde zwischen mehrerern Linien des wittelsbachischen Hauses, der pfalzbairische Erbfolgekrieg, verwirrte das Reich, und die Anzeichen des innerlichen Absterbens vermehrten sich demnach bedeutend. Maximilian I., der den Willen und die Fähigkeit hatte, für die allgemeinen Nationalangelegenheiten zu wirken, konnte bei dem ewigen Widerstand und der zähen Theilnahmlosigkeit der Fürsten nichts ausrichten. Im Jahre 1507 wurde endlich die Stellung Ludwigs XII. in Italien gegen Deutschland so drohend, daß endlich auch die Stände von der Nothwendigkeit sprachen, die Übergriffe Frankreichs zurückzuweisen. Man versprach dem Kaiser auf einem Reichstag zu Konstanz (1507) einen Zuzug von 12,000 Mann, und nun beschloß Maximilian sogleich zu Anfang des folgenden Jahres 1508 in Italien einzurücken. Obgleich die Reichshülfe noch nicht vollständig eingetroffen war, erschien er doch zur bestimmten Zeit im Feld, und griff Venedig an. Nach verschiedenen Wechselfällen der Waffen, da er bald glücklich, bald unglücklich war, schloß er mit den Venetianern einen dreijährigen Waffenstillstand. Seltsamer Weise näherte sich der Kaiser jetzt wieder dem König von Frankreich, und da auch andere gekrönte Häupter die Siege der stolzen Republik Venedig mit mißgünstigen Augen ansahen, so kam eine große Koalition des deutschen Kaisers, der Könige von Frankreich und Spanien und des Papstes Julius II. wider jenen Freistaat zu Stande. Man nannte diese nach dem Orte des Abschlusses die Ligue von Cambray. Maximilian I. legte sie den deutschen Reichsständen zur Beistimmung vor; indessen diese lehnten Genehmigung wie Antheilnahme ab. Der Kaiser eröffnete nun (1509) den Krieg gegen Venedig mit seiner Hausmacht, war aber ziemlich glücklich, indem er außer der Grafschaft Görz auch Triest, Verona und Vicenza einnahm. Jetzt suchten die Venetianer um jeden Preis mit dem Kaiser sich zu versöhnen; da aber alle ihre Anträge verworfen wurden, so wandten sie sich an Ludwig XII. von Frankreich, und schlossen mit demselben endlich wirklich einen Schutz- und Trutz-Vertrag. Maximilian I., hierüber sehr entrüstet, errichtete mit den Königen von Spanien und England sowie dem Papst durch seine Tochter Margaretha nunmehr eine Ligue gegen Frankreich.

Ludwig XII. ließ sich dadurch von seinem Bündniß mit den Venetianern nicht abschrecken, sondern sandte im Jahr 1513 ein Heer von 24,000 Mann nach Italien. In der That erwies sich die Ligue des Kaisers so ohnmächtig, daß jenes Heer die größten Fortschritte machte; zum Glück gelang es jedoch dem Papst, die Schweizer zu gewinnen, und diese vertrieben nun die Franzosen aus Italien. Durch das Vertrauen auf die neuen Bundesgenossen ermuthiget (denn die Schweizer stellten ihm für Sold 16,000 Mann), machte Maximilian I. nun einen Versuch, Burgund einzunehmen. Auch der König von England, Heinrich VIII., war mit einem Heere in Calais erschienen, dem der Kaiser eine Verstärkung sandte, und da auch der Angriff gegen Burgund von einem deutschen Zuzug unter dem Herzog Ulrich von Würtemberg unterstützt wurde, so gerieth Ludwig XII. in große Gefahr. Durch geschickte Unterhandlungen wußte er sich jedoch wieder zu helfen, indem er zuerst die Schweizer in Burgund zu einem einseitigen Frieden bewog, und im Jahr 1514 auch einen Waffenstillstand mit dem Kaiser vermittelte. Letzterer entschädigte sich für seine vereitelten Entwürfe auf Burgund durch eine Wechselheirath eines Enkels und einer Enkelin mit einer Tochter sowie einem Sohne des Königs Wladislaus von Ungarn, wodurch dem Haus Habsburg die Erbfolge in jenes Königreich eröffnet wurde. Nach dem Tode Ludwigs XII. (1515) setzte sein Nachfolger Franz I. die Staatspläne Frankreichs in Italien mit Erfolg fort, und behauptete insbesondre Mailand. Der Kaiser schloß die Franzosen in dieser Stadt zwar mit einem Heere von 30,000 Mann ein; allein wegen Mangel an Sold ging dasselbe vor erreichtem Zweck auseinander, und nun errichtete Maximilian einen bleibenden Frieden mit Frankreich. Nach der Vollziehung desselben betrieb das Reichsoberhaupt von Neuem den Feldzug gegen die Türken, und schrieb zu dem Ende für das Jahr 1518 den schon erwähnten Reichstag nach Augsburg aus. Sowohl der Papst, als auch die patriotische Richtung der Deutschen unterstützten den Plan, da nicht bloß der Kardinal-Legat Cajetan, sondern auch der berühmte Ulrich von Hutten für den Krieg gegen die Türken sprachen; an der trägen Ruhe der Reichsstände scheiterte jedoch alle Beredsamkeit. Deutschland war durch die Zerrüttung der Nationaleinheit abgelebt, und vermochte seine Würde gegen Außen nicht mehr geltend zu machen. Der Reichstag in Augsburg traf daher für den geforderten Türkenkrieg nur Schein-Maaßregeln, und verwies die entscheidende Schlußfassung auf eine neue Versammlung, welche im folgenden Jahr 1519 zu Worms abgehalten werden sollte. Schon am 11. Januar 1519 verschied aber Kaiser Maximilian I., und die Erledigung der Krone brachte andere Staatsfragen in Anregung.

Maximilian I. war ein kühner, ritterlicher Geist, und ein Mann von den liebenswürdigsten Eigenschaften. Durch seinen angebornen Muth wider die Gefahr an sich schon gleichgültig, erhöhte er die Unerschrockenheit noch durch die vielen Wagnisse, welche er bei der Gemsenjagd von Jugend auf mit Erfolg bestand. Dem Ritterthum des Mittelalters hing er fast mit schwärmerischer Liebe an, und da er nicht nur persönliche Schönheit, sondern auch vortreffliche Waffenübung besaß, so warf seine Erscheinung den letzten Schimmer auf das ritterliche Zeitalter[1]). Maximilian war aber auch ein fähiger Staatsmann, und seine Entwürfe zeichneten sich meistens durch eine gewisse Großartigkeit aus; Schade daher, daß die zerrüttete Lage des Reichs, und die Schwäche seiner Hausmacht die Durchführung derselben nie erlaubte.

---

[1]) Er verschmähte es sogar als Kaiser nicht, wie ein einfacher Ritter im Turnier zu kämpfen. Bei Gelegenheit einer Reichsversammlung in Worms (1495) zeigte er seine Überlegenheit in den Waffen, da er den berühmten und gefürchteten Ritter Claudius von Batre, einen Franzosen, im Turnier mit Glanz besiegte.

In letzterer Beziehung trug der Kaiser freilich selbst einige Schuld, weil er durch seine Prachtliebe und oft unzeitige Freigebigkeit in beständigen Geldmangel sich versetzte; doch wenn dieß auch nicht gewesen wäre, das Sinken Deutschlands hatte in Folge der Staatsfehler früherer Reichshäupter schon so sehr zugenommen, daß auch Maximilian I. schwerlich Rettung schaffen konnte. Die Hülfe war nur durch Erhebung des Volkes möglich, und eine solche noch nicht hinreichend vorbereitet. Maximilian erwarb sich übrigens das Verdienst, daß er mit großem Eifer nach Verbesserung der Wehrverfassung der Deutschen strebte, und zu dem Ende eine festere Verbindung des Reichs einführen wollte. Blieb es immerhin nur bei dem Versuch, so verdient doch schon der redliche Wille Anerkennung. Unter seine Regierung fällt ferner die Ausdehnung der 6 deutschen Kreise, die zu Zeiten Albrechts II. errichtet wurden, auf die nachmaligen zehen. Auch hierdurch, namentlich die Organisation der Kreise mit Obersten und Räthen, sollte der Reichsverband etwas befestiget werden. Leider schlug aber auch dieser Plan fehl.

Während die Hinfälligkeit der Staatsmacht Deutschlands bei dem Tode Maximilians I. so schmerzlich empfunden ward, offenbarten sich zugleich die betrübten Anzeichen, daß auch die letzte städtische Einigung, der hanseatische Bund, seiner Auflösung entgegengehe. Es war nicht der Geist der Freiheit, welcher die Verbindung belebte, sondern jener der Herrsch- und Bereicherungssucht. Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts entstand daher zwischen den Bundesgliedern Neid über Handelsvortheile, Reichthum und Ansehen einzelner, woraus alsbald Mißtrauen und Zwietracht entsprangen. Seit 1517 traten vornehmlich zwischen Bremen und Minden Streitigkeiten über die Beschiffung der Weser hervor, da Bremen nach der Behauptung Mindens die freie Schifffahrt auf jenem Strom verkümmere. Ebenso geriethen Danzig und Lübeck gegenseitig in Händel, ja im Jahre 1518 ergab sich in der gesammten Hansa eine starke Spaltung, indem über 12 Städte entweder ausgeschlossen wurden, oder freiwillig zurücktraten. Zu ihnen gehörten Berlin, Frankfurt an der Oder, Kiel, Helmstädt, Halle, Halberstadt, Quedlinburg, Stendal, Salzwedel, Aschersleben und andere. Die weniger mächtigen Städte klagten über Bedrückung der größern, und ein inneres Gift zehrte an dem Leben des vormals so starken Bundes.

Unter solchen Umständen konnte eine Kaiserwahl niemals wichtiger gewesen sein, als jene, welche nach dem Tode Maximilians I. bevor stand; denn nicht genug, daß die alten Staatsverhältnisse Deutschlands nach allen Richtungen sich auflösten, so waren sowohl durch die bereits begonnene Kirchenverbesserung, als die hervorgetretene patriotische Richtung alle Elemente zur Verjüngung des Volkslebens und zur Wiedergeburt der Nation in voller Wirksamkeit. Der Ausgang der großen Gährung hing vorzugsweise davon ab, welche Richtung das neue Reichsoberhaupt ergreifen werde, nie barg also eine Kaiserwahl größere Folgen sich, als jene bei Beginn der Reformation. Maximilian I. hatte die Nachfolge im Reich noch bei Lebzeiten seinem Enkel, dem König Karl von Spanien, auszuwirken gesucht, und obgleich seine Bemühung keinen Erfolg hatte, so wurde nach seinem Tode Karl gleichwohl von einer Seite als Kaiser vorgeschlagen. Als Mitbewerber traten die Könige Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England auf, während ein Theil der Fürsten seine Augen auf den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, richtete. Vom patriotischen Standpunkt aus konnte man weder die Erhebung von Karl, noch jene von Franz oder Heinrich wünschen, da sie alle Könige fremder Länder waren. Karl gehörte der Abstammung nach allerdings den Deutschen an, da sein Vater Philipp der Sohn Maximilians I., und nur seine Mutter eine Spanierin war. Allein er hatte eine ausländische Erziehung genossen, und blieb durch seine Stellung als König von Spanien dem Mutterlande fremd, sowie selbst seine Hausinteressen

den vaterländischen widerstreben mußten, so lange er die spanische Krone trug. An eine Niederlegung derselben um den Preis der Kaiserwürde konnte natürlich nicht gedacht werden, da die Reichsgewalt auf einen Namen ohne Macht sich beschränkte. Schon aus diesen Gründen hätte man nothwendig einen deutschen Fürsten wählen sollen, und sowohl in Beziehung auf Persönlichkeit als auf Ansehen war Niemand würdiger, als der Kurfürst Friedrich von Sachsen. Im Verhältniß zu Heinrich von England, Franz von Frankreich und Karl von Spanien war seine Hausmacht allerdings gering; doch in Deutschland bereitete sich durch die religiöse und politisch-reformatorische Richtung eine Macht vor, welche alle fürstliche Gewalt weit überwog, und einem gemeinsinnigen Kaiser den Sieg über die innern, wie alle äussern Feinde verschaffen mußte[2]). Da Friedrich der Weise die Kirchenverbesserung mittelbar schon gefördert hatte, so vereinigte sich alles, um die Erhebung desselben als ein wahres Nationalbedürfniß darzustellen. Von Seite der Wahlfürsten ergab sich in der That kein Hinderniß, sondern diese boten dem Kurfürsten von Sachsen ihre Stimmen an; aber Friedrich war kein Mann der That in den Zeiten der Staatsstürme, er erhob deßhalb große Bedenklichkeiten, und lehnte die Wahl ab. Ja was noch schlimmer war, er verwendete selbst seinen Einfluß, um die Erhebung Karls von Spanien durchzusetzen[3]). Zur Sicherstellung der landesherrlichen Rechte rieth er nur, dem neuen Kaiser bestimmte Bedingungen der Wahl vorzuschreiben, welche dieser zu beschwören habe. Karl, als Kaiser der Fünfte dieses Namens, ging auf alle Forderungen ein, und so hatte man zum Nachtheil der Reichsgewalt ein neues Staatsrecht gebildet, die sogenannten Wahlkapitulationen, die von jetzt an jeder Kaiser vor seiner Erhebung eingehen mußte[4]). Hatte schon die goldene Bulle die Grundlagen der Nationaleinheit selbst angegriffen, so geschah solches noch mehr durch die Neuerung bei der Wahl Karls V.; denn während früher die Verfassung die Rechte des Kaisers vorschrieb, so thaten es jetzt die Wahlkapitulationen, welche von den Kurfürsten entworfen wurden. Es stand also in der Willkür der letztern der Reichsgewalt so viel Macht einzuräumen, als sie wollten, und es war nach der bisherigen Erfahrung leicht vorherzusehen, daß jede folgende Wahlkapitulation dazu benützt werden würde, um die kaiserliche Gewalt zu beschränken, und die landesherrliche zu erhöhen. Das Schicksal

---

[2]) Daß dieß keine modernisirende Ansicht nach dem heutigen Gesichtspunkt sei, daß vielmehr schon damals die Überzeugung bestand: ein Kaiser aus einem deutschen Fürstenhaus sei mit Hülfe der öffentlichen Meinung den mächtigen Königen von Frankreich, Spanien und England, ja dem gesammten Ausland überlegen, ergab sich bei der Wahlverhandlung selbst. Eine Meinung erklärte nämlich: Nimirum fuit semper illustrae Germaniae principum nomen et fama celebris: ea nondum est extincta, sed viget incolumis, et sunt inter alias, Germaniae tres hodie praecipuae familiae, Bavarica, Saxonica, Brandeburgica: sunt in his etiam nonnulli praestantes viri. *Si quem igitur ex illis rerum summae praeficiemus, et nostris copiis adjuvavimus, ut certe debemus, non est quod exteros metuamus.* (Sleidan Lib. I.)

[3]) Die Wahl Karls von Spanien als deutscher Kaiser erfolgte zu Frankfurt am 28. Juni 1520, und wurde sogleich den spanischen Gesandten, welche sich in Höchst befanden, bekannt gemacht.

[4]) Karl V. übernahm durch diesen Vertrag unter andern die Verbindlichkeiten: 1) die Stände bei ihren hergebrachten Freiheiten, d. i. Vorrechten zu schützen; 2) in Reichsangelegenheitrn ohne Zustimmung der Kurfürsten keine Bündnisse einzugehen, und keinen Krieg zu erklären; 3) die Stände nicht mit Steuern zu beschweren, und die von ihnen bewilligten nur mit Zustimmung von sechs Kurfürsten einzuziehen; 4) eine ständige Reichsregierung gleich der frühern in Nürnberg einzusetzen; 5) wider die Reichsgesetze nichts anzuordnen, und Niemanden ohne rechtliches Gehör zu verurtheilen; 6) ungebürlich abgekommene Reichssteuern zurückzubringen und das Staatsvermögen durch Zurückbehaltung heimfallender Lehen oder neue Erwerbungen zu vermehren, und 7) die Vereinigungen der Kurfürsten zu gestatten, dagegen die Bündnisse der Städte und des Adels zu verbieten.

Deutſchlands hing bei einer ſolchen Lage der Dinge nur von der Reformation ab, welche ſowohl im Staat, als in der Kirche von dem Volk ſelbſt angeſtrebt wurde.

Viertes Hauptſtück.

Der Reichstag in Worms.

(Das Jahr 1521.)

Als Karl V. durch beſondere Geſandtſchaften ſeine Erhebung zum deutſchen Kaiſer erfahren hatte, ließ er den Reichsſtänden melden, daß er die Wahl annehme, und ſchleunigſt nach Deutſchland abreiſen werde, um die Regierung anzutreten. Nach den nothwendigen Vorbereitungen für die Staatsverwaltung Spaniens trat er die Reiſe auch ſogleich an, und erſchien am 1. Novbr. 1520 in Köln. Sofort ſandte er Briefe durch ganz Deutſchland, um alle Reichsſtände auf den 6. Januar 1521 zu einer feierlichen Verſammlung nach Worms einzuladen. Die erſten Geſchäfte dieſes Reichstages, welcher in der That ſehr zahlreich beſucht wurde, betrafen Staatsangelegenheiten. Karl V. ſtellte nämlich mit Zuſtimmung der Stände das Reichsregiment ungefähr in der Weiſe wieder her, wie es 1500 eingeführt worden war, brachte das Kammergericht von Neuem in Gang, und ſetzte den wichtigen Beſchluß durch, daß bei den Reichskriegen die Beihülfe der Stände beſtimmter vorgezeichnet werden ſoll. Es wurde nämlich eine neue Matrikel angefertiget, und hierin unter genauer Vertheilung unter die Stände das Reichsheer auf 4000 Reiter und 20,000 Mann Fußvolk feſtgeſetzt. Hiernächſt ernannte der Kaiſer ſeinen Bruder Ferdinand zu ſeinem Stellvertreter oder Reichsſtatthalter, und trat demſelben Öſterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain ab. Am 30. Januar und 7. Hornung 1522 wurden in die Abtretung auch die übrigen deutſchen Beſitzungen des Hauſes Habsburg eingeſchloſſen. So beſtätigt ſich denn unſre obige Bemerkung, daß die Intereſſen Karls V. nicht innerhalb, ſondern auſſerhalb Deutſchland lagen, ſeine Erhebung zum Kaiſer den vaterländiſchen Zwecken ſohin geradezu widerſprach.

Auſſer den Staatsangelegenheiten beſchäftigte ſich die Reichsverſammlung in Worms vom Jahr 1521 auch mit kirchlichen Gegenſtänden, und in dieſer Beziehung erlangte ſie eine weltgeſchichtliche Bedeutung. Als nämlich die Friſt, welche dem Reformator Dr. Martin Luther in der Bulle Leo's X. vom 15. Juni 1520 zum Widerruf vorgeſteckt wurde, fruchtlos verſtrichen, und alle Verſuche zur Beſchwichtigung der neuen Lehre fehlgeſchlagen waren, ſo wurden in einer zweiten Bulle vom 3. Januar 1521 Dr. Martin Luther und deſſen Anhänger mit dem Bann belegt, und alle Strafen der Ketzerei wider ſie ausgeſprochen. Zugleich ſtellte der päpſtliche Legat Leander bei der Reichsverſammlung in Worms den Antrag zur Vollziehung des päpſtlichen Urtheils. Durch den Einfluß des Kurfürſten Friedrichs von Sachſen wurde jedoch der Kaiſer zu dem Ausſpruch bewogen, daß dem Angeklagten vor allem erſt das rechtliche Gehör verſtattet werden müſſe [1]), ja die Reichsverſammlung beſchloß ſogar, die Unterſuchung ſelbſt zu führen, und zu dem

[1]) Sleidan Liber III. Princeps Fridericus, interea dum Caesarem ad agendos Wormatiae conventus euntem, comitatur, effecerat, ut Caesar velle se Lutherum evocare diceret et coram audire,

Ende Luthern vor ihre Schranken zu fordern. Nachdem die Ladung ergangen war, erhielt, wie einſt Johannes Huß, ſo auch Dr. Martin Luther vom Kaiſer das freie Geleit in der Art, daß er unangetaſtet von Wittenberg nach Worms reiſen und nach Hauſe zurückkehren dürfe [2]). Auch die Fürſten verbürgten die perſönliche Sicherheit des Reformators, und ſo machte ſich dieſer getroſt auf den Weg. Dr. Martin Luther reiste in Begleitung eines Ehrenholdes und einiger Reiſigen, welche ihm die Reichsverſammlung zu ſeinem Schutz geſendet hatte. Während der Reiſe zeigte ſich, wie ſehr ſchon der Ruf des kühnen Mannes verbreitet war; denn das Volk ſtrömte häufig herbei, um ihn zu ſehen. Trotz des freien Geleites ging Luther einen ſchweren Gang, da es bekannt war, wie oft die Hinterliſt der ſtarren Kirchenpartei die klarſten und beſtimmteſten Urkunden zum Verderben ihrer Gegner zu verdrehen wußte. Im gegebenen Fall lagen aber noch beſondere Verdachtsgründe in Mitte, indem vor der Ankunft Luthers in Worms ſeine Bücher durch öffentlichen Anſchlag verboten wurden. Seine Freunde in Oppenheim riethen ihm daher bei ſeiner Ankunft dortſelbſt, daß er ſich nicht nach Worms wagen möge; doch Luther war mit hohem Muth und wahrer innerer Freudigkeit erfüllt. Schon in mehrerern Briefen, die er unterwegs ſchrieb, hatte ſich der feſte Entſchluß ausgedrückt, auf jede Gefahr hin die Wahrheit ſeiner Lehre zu vertheidigen, und ſo gab er denn den warnenden Freunden in Oppenheim die mannhafte Antwort: „**Wolan! weil ich erfodert und berufen bin, So hab ich bei mir gewis beſchloſſen, hinein zu ziehen, im Namen des Herrn Jeſu Chriſti, wenn ich gleich wüſſt, das ſo viel Teufel drinnen weren, als Ziegel auf allen Dechern ſind**“ [3]). Die Perſönlichkeit des denkwürdigen Mannes tritt demnach allmälig deutlicher hervor: hoher, entſchloſſener Muth, Unbeugſamkeit des Willens, freudige Bereitwilligkeit zur Hingebung, felſenfeſtes Vertrauen für den Sieg der Wahrheit, und auſſer allen dieſen Eigenſchaften eine ſeltſame Kraft und Eigenthümlichkeit der Sprache! Am 16. April 1521 ritt der Reformator an der Seite von Kaſpar Sturm, des Ehrenholdes, welcher ihn von Wittenberg bis Worms geleitet hatte, in letzterer Stadt ein. Er nahm ſeine Herberge im deutſchen Hof, und dieſer war nun bald von Gäſten überfüllt; denn es fanden ſich noch am nämlichen Tag bis tief in die Nacht viele Grafen, Ritter und Geiſtliche ein, um Dr. Martin Luther zu ſprechen. Am andern Morgen (17. April 1521) erſchien Ulrich von Pappenheim, des Reichs Erbmarſchall, im deutſchen Hof, und überbrachte dem Reformator die ſchriftliche Ladung, Nachmittags vier Uhr vor dem Kaiſer, den Kurfürſten und den übrigen Ständen des Reichs zu erſcheinen, und anzuhören, warum und wozu er berufen worden ſei. Dr. Martin Luther nahm den Befehl der Reichsverſammlung mit Ehrerbietung auf, und erklärte ſeine Bereitwilligkeit, ihm Gehorſam zu leiſten. Zur beſtimmten Stunde wurde er daher von dem Erbmarſchall Ulrich von Pappenheim und dem Ehrenhold Kaſpar Sturm in die Herberge des Pfalzgrafen bei Rhein, und von da in heimlichen Gängen auf das Rathhaus geleitet.

---

[2]) Die Urkunde, deren übrigens auch Sleidan im Allgemeinen erwähnt, war ſehr höflich verabfaßt, ſo daß dem Angeklagten unter andern das Prädikat „Ehrenwerth“ (Honorabilis) beigelegt wurde.

[3]) Wörtliche Äußerung Luthers nach dem Bericht in deſſen Werken über die Verhandlungen in Worms. Luther ſprach in ſeiner nächſten Umgebung ſehr oft von dem Verhör in Worms, und erzählte alle Einzelnheiten desſelben, ſowie auch der Hin- und Rückreiſe. Nach ſeinen eigenen Worten wurde jener Bericht verabfaßt, und er iſt daher die wichtigſte Quelle. Dieß gilt überhaupt von den Werken Luthers, wo alle bedeutenden Ereigniſſe von dem Reformator ſelbſt oder von Zeitgenoſſen geſchildert werden. Wir legen jene Quellen deßhalb vorzugsweiſe überall zu Grunde, bedienen uns dabei aber immer der deutſchen Jenenſer Ausgabe. Auch Sleidan ſtimmt ſo wörtlich mit den Erzählungen bei Luther überein, daß er dieſelben benützt haben muß.

Der Augenblick war inhaltschwer; schon stieg das Volk in Worms auf die Dächer, um den Reformator zu sehen. In feierlicher Stille empfing die Reichsversammlung den vorgeladenen Mönch: Kaiser Karl V. saß mit dem Scepter in der Hand auf dem Kaiserthron, umgeben von seinen Räthen: die Kurfürsten zeigten sich im Schmuck ihrer Würde, die Fürsten, Grafen, Freiherren und die Abgeordneten der Reichsstädte dagegen in der prachtvollen Kleidung ihres Standes: über 200 Fürsten und Herren waren zugegen [4]): die Großartigkeit und der Glanz der Versammlung schien darum den armen Angeklagten betäuben zu müssen, und ihn nothwendig in Befangenheit zu versetzen. Um den Eindruck der gewaltigen Scene noch zu erhöhen, bedeutete der Erbmarschall von Pappenheim dem Angeklagten bei der Ankunft vor den Schranken, daß er nichts sprechen dürfe, er würde denn gefragt. Einen Augenblick maß das Auge des Kaisers, der Fürsten, Grafen und Herren in Todtesstille den Mann, welcher als Angeklagter vor der Reichsversammlung stand; dann nahm Dr. Johann Eck, kaiserlicher Orator und Offizial des Kurfürsten von Trier [5]), das Wort, indem er erst in lateinischer und dann in deutscher Sprache dem Angeklagten die beiden Fragen vorlegte:

1) ob er die unter seinem Namen gedruckten Schriften (man zeigte eine Sammlung aller bis jetzt erschienenen Bücher Luthers vor) als die seinigen anerkenne:
2) ob er den Inhalt derselben widerrufen oder darauf beharren wolle?

In den Romanen stirbt sich's leicht für die Wahrheit, schnellfertig traut sich nach ihnen Jeder eine solche That zu; doch die ernste Wirklichkeit haucht etwas andere Gefühle ein, und auch die gewaltigste Kraft fühlt ihre Pulse stärker und banger schlagen, wenn die Stunde der Prüfung erscheint. Die größten Männer scheuen sich in solchen Augenblicken nicht, die Bitterkeit des Todes, die Schmerzen der Hingebung zu gestehen, auch Jesus rief: „ist's möglich, Vater, so lasse den bittern Kelch an mir vorübergehen." Wir finden es nur menschlich, nicht schwach, wenn ein Gleiches bei folgenden Märtyrern hervortrat, ja es erhöht durch die Offenbarung des Seelenkampfes, welcher der Aufopferung vorausging, noch die Größe der That. Schwerer noch, als der Tod selbst, sind aber die Vorbereitungen desselben, die Verhöre in öffentlicher feierlicher Versammlung, und die stärkste Seele fühlt für Augenblicke einen überwältigenden Eindruck derselben. Mochte nun Dr. Martin Luther von solchen Empfindungen durchdrungen sein, als nach der Anrede Dr. Ecks die tiefe Stille der Reichsversammlung zurückkehrte, oder mochte er noch eine letzte ernste Prüfung seiner Überzeugung wünschen: genug er bat in Beziehung auf die zweite Frage um Bedenkzeit, wogegen er die ihm vorgezeigten Schriften bereitwillig als die seinigen anerkannte. Man gewährte ihm einen Aufschub von 24 Stunden, und am 18. April 1521 Abends 6 Uhr stand der Reformator abermals vor den Schranken der Reichsversammlung. Nachdem ihn Dr. Eck aufgefordert hatte, seine Antwort auf die gestern vorgelegten Fragen jetzt klar und bestimmt abzugeben, hielt Dr. Martin Luther an die glänzende Versammlung folgende Anrede:

„Gehorsam der Verfassung meines Vaterlandes erscheine ich vor Kaiser und Reich, um wegen einer Anklage mich zu verantworten. Ein Mann aus dem Volke, erzogen in klösterlicher Einsamkeit, nicht gewöhnt an die Zierlichkeit der Höfe, die Feierlichkeit der Fürstenversammlungen, kenne ich die Gebräuche

---

[4]) Das Verzeichniß derselben in Luthers Werken Th. I nimmt 5 1/2 Folio-Seiten ein. Von den Reichsstädten hatten Köln, Worms, Augsburg, Nürnberg, Erfurt, Oppenheim, Weissenburg, Lübeck, Goslar und Eßlingen Abgeordnete gesendet.

[5]) Nicht zu verwechseln mit dem Prokanzler Dr. Eck in Ingolstadt.

und feinere Sitte des höhern Anstandes nicht: wo ich daher gegen sie aus Einfalt verstoße, möge man mir es zu Gnaden halten. In der Sache selbst wiederhole ich zuvörderst das Anerkenntniß der mir vorgelegten Schriften, soferne sie nicht etwa von Mißgünstigen arglistig verfälscht worden sind. Was hingegen den geforderten Widerruf anbetrifft, so muß zwischen demjenigen Theil meiner Schriften unterschieden werden, welcher die Sache, und demjenigen welcher bloße Persönlichkeiten betrifft. Jene kann ich weder widerrufen, noch ermäßigen oder einschränken: denn sie enthalten nur Wahrheit, und Verläugnung der Wahrheit ist ein Verbrechen am Menschengeschlecht. In den Streitschriften gegen die Vertheidiger der römischen Tyrannei bin ich hingegen allerdings heftiger und schärfer gewesen, als es meinem Stande gebührt; doch so aufrichtig ich meinen Fehler bekenne, so vermag ich gleichwohl auch von den Streitschriften nichts zu widerrufen, weil man dieß nur zur Erneuerung und Befestigung der Tyrannei benützen würde." — Besonders rührend war die Erklärung des Reformators, daß er den Streit nicht aus persönlichem Interesse, sondern aus Gemeinsinn unternommen habe. „Um der deutschen Nation, meinem lieben Vaterland meinen schuldigen Dienst nicht zu entziehen," lautete die wörtliche Äusserung Luthers.

Mit fester Stimme, mit Muth und Entschlossenheit gab der Reformator diese Erklärung ab, doch er vermied dabei alle Heftigkeit und sprach ruhig und bescheiden. Als er geendet hatte, so erklärte der Offizial, daß die Verhandlung keine Disputation oder Erörterung von Glaubenssätzen, sondern einfach den Widerruf der Lutherischen Schriften zum Zweck habe, daß sohin die Rede des Angeklagten an die Frage nicht streng genug sich halte. Darum möge er eine einfache und bestimmte Antwort ertheilen. Nun regte sich in dem Angeklagten aber doch die angeborne Kraft seiner Gemüthsart, die Energie seines Charakters, der heilige Zorn der Begeisterung. Die Flammen der Feuerseele sprühten empor, mit erhabenem Stolz richtete sich der Reformator auf, und mit funkelnden Augen und glühenden Wangen sprach er:

„Weil denn Euer Kaiserlichen Majestät, Kurfürstlichen und fürstlichen Gnaden eine schlechte, einfeltige, richtige Antwort begeren, So wil ich die geben, so weder Hörner noch Zehne haben sol. Nemlich also, Es sey denn, das ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überweiset werde, So kan und wil ich nichts widerruffen. **Hie stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir Amen!**[6])

Erschütternd drang diese Ergießung eines begeisterten Gemüths, die edle Sprache eines entschlossenen Vertheidigers der Wahrheit in die Herzen aller Anwesenden: mit dem Ausdruck der Verwunderung beugten die Großen des Reichs sich vor, jede Sylbe erhaschend, die den Lippen des stürmischen Redners entströmte. Selbst einzelne Widersacher zeigten sich bewegt, und überwältigend erschien überhaupt die Feierlichkeit des Augenblicks. Wer ist der Mönch, der einsam und allein an den Stützpunkten tausendjähriger Macht rüttelt, an der Gewalt über Leib und Gewissen? Wo sind die Streitkräfte, mit denen er den Krieg gegen den stählernen, schweren Arm der stolzen Kirche beginnt, wo sind seine Heere, seine festen Schlösser, seine Schätze? Einsam steht er auf dem Kampfplatz, seine Streitkräfte sind das Wort, seine Burgen die Gerechtigkeit und Heiligkeit seiner Sache, seine Schätze die überfließende Beredsamkeit, die unversiegbare Weisheit, sein Schild der tiefe Glaube, die innere Erleuchtung, das prophetische Vorgefühl des unaufhaltsamen Sieges seiner Unternehmung, das Bewußtsein endlich, daß diese nicht seine, sondern Gottes Angelegenheit, die Angelegenheit der Weltordnung sei! Doch welch' blendender Glanz war es, welche

[6]) Wörtlich nach der Berichterstattung in den Werken Luthers.

einschüchternde Schaustellung der Herrschergröße, als das Auge der Fürsten prüfend auf dem Antlitz des Reformators lag! Und erblindet er nicht durch den Glanz, wankt er nicht vor dem Gewicht der ungeheuern Macht, die er jetzt erst von Angesicht zu Angesicht sieht, vermag das Ungewohnte seiner Lage, die imponirende Würde einer Reichsversammlung, die entsetzliche Ruhe und Stille des Augenblicks, nichts den einfachen, verlassenen, schüchternen Sohn des Volks zu erschüttern? Ja der Glanz blendet ihn für einen Augenblick (Bitte um Bedenkzeit), doch nur für einen Augenblick; dann faßt er sich und mit ruhiger, doch unbeugsamer Entschlossenheit steht der Held vor Kaiser und Reich, wegweisend jeden Widerruf, jede Versöhnung, jede Vermittlung. Da steht der Heros, wie die Ahnung von Andreas Proles ihn nannte und zeichnete [7]), da ist er, von Furcht eben so weit entfernt, als Übermuth, in ihm seht ihr nun den Fels, auf dem die Zukunft Deutschlands sich aufbauen sollte, und er steht unbeugsam und unerschütterlich für immer! Jetzt fällt das Licht der Erkenntniß in das Auge manches Mächtigen, nun weiß man, wer der Mann ist, der das Unglaubliche unternommen, jetzt fühlt man allmälig die ganze schwere Bedeutung der Sache! [8])

Als Dr. Martin Luther nach dem Verhör vom 18. April 1521 in seine Wohnung zurückgeleitet worden war, wurde das Zuströmen von Fürsten, Grafen, Freiherren, Rittern und Edlen, welche ihn besuchten, noch größer, und heftig drängte sich auch das Volk herbei, um den Widersacher des Papstes zu sehen. Am dritten Tag (19. April 1521) versammelten sich die Stände des Reichs, um über die Urtheilsfällung zu berathen. In ihrer Mitte erschien eine Botschaft des Kaisers Karl V., welche den schriftlichen Antrag überbrachte: „den römischen Stuhl in Schutz zu nehmen, dahin die Lehre Luthers zu verdammen, und den Neuerer sowie alle Anhänger desselben mit der Reichsacht zu belegen, doch das gegebene freie Geleite nicht zu brechen, sondern für die sichere Rückkehr des Verurtheilten nach Wittenberg zu sorgen.“ Die Stände beriethen über diesen Antrag vom 19. bis 20. April, traten ihm aber alsdann bei. Nachdem hierauf der Erzbischof von Trier und einige andere Fürsten in Auftrag des Kaisers noch mehrere Tage mit dem Reformator unterhandelt, und vergeblich die größten Anstrengungen gemacht hatten, denselben zum Widerruf zu bewegen, so wurde ihm endlich das Urtheil der Reichsversammlung am 25. April mit dem Bedeuten eröffnet, daß ihm zur Rückreise unter sicherm Geleit eine Frist von 20 Tagen gestattet sei, daß er unterwegs aber weder durch Predigen, noch durch Schreiben das Volk aufregen dürfe. Am andern Tag, den 26. April 1521, verließ Dr. Martin Luther die Reichsstadt Worms, um nach Wittenberg zurückzukehren [9]). Es begleitete ihn abermals der Ehrenhold Kaspar Sturm, welcher nur einige Stunden später von Worms abgereist und schon in Oppenheim wieder bei dem Zug eingetroffen war; indessen der Kurfürst Friedrich von Sachsen traute dem freien Geleite nicht, sondern ließ den Reformator unter dem Schein eines bewaffneten Überfalls aufheben und nach der Feste Wartburg in Sicher-

---

[7]) Man sehe oben S. 7 im Text und die dazu gehörige Belegstelle in der Anmerkung 5.

[8]) Derjenige Theil des gegenwärtigen Werks, welcher die Geschichte der Reformation betrifft, war schon vor mehreren Jahren vorbereitend bearbeitet, und es wurden einzelne Skizzen davon, wie es oft geschieht, in Zeitschriften mitgetheilt. Diese erscheinen daher jetzt im Zusammenhang mit dem Ganzen; es sind jedoch nur einige wenige Stellen.

[9]) So heißt es in der Erzählung der Wormser Verhandlungen bei Luther. Nach dem Edikt des Kaisers mußte die Abreise dagegen am 24. April erfolgt sein, weil dort das Ende des 20tägigen Geleites auf den 14. Mai gesetzt wird.

heit bringen. Luther war damit einverſtanden, wie ſich aus einem Brief desſelben an den berühmten Maler Meiſter Lukas Kranach in Wittenberg ergiebt [10]).

Fünftes Hauptſtück.

Ausbruch der politiſchen Bewegung.

(Das Jahr 1522.)

Dr. Martin Luther war verſchollen, nur Vertraute wußten um das Geheimniß ſeines Aufenthalts, und im Volke gingen über ſein Schickſal nach dem Reichstag vielfache widerſprechende Gerüchte um; doch ſeine Lehre lebte bereits in den Herzen vieler Deutſchen, und die Abneigung gegen Rom ergriff allmälig einen weiten Kreis. Karl V. dachte geringſchätzend von dem Reformator und hielt die religiöſe Bewegung in Deutſchland überhaupt nicht für ſo wichtig: wie die römiſche Kurie glaubte er vielmehr, daß es nur der Aechtung Luthers und deſſen Anhänger bedürfe, um den ganzen Streit niederzuſchlagen. Geſtützt auf die Zuſtimmung der Reichsverſammlung erließ er daher ſchon am 8. Mai 1521 in Worms eine Verordnung, wodurch 1) Dr. Martin Luther, als Ketzer und ausgeſtoßenes Glied der Kirche, mit der Reichsacht belegt, 2) bei Strafe der Acht die Aufnahme desſelben unterſagt, und dafür im Fall der Betretung die Verhaftung und Auslieferung an den Kaiſer geboten wurde, 3) bei derſelben Strafe die Verbreitung ſeiner Bücher verboten, und endlich 4) vorgeſchrieben wurde, daß von nun an weder ein Drucker noch ein Anderer Bücher theologiſchen Inhalts ohne Erlaubniß der Ordinarien des betreffenden Orts oder deren Stellvertreter drucken dürfe. So ſollte denn durch den päpſtlichen Einfluß Deutſchland der Geiſtesfreiheit beraubt, und der Schmach der Cenſur unterworfen werden! Bemerkenswerth iſt ferner, daß die Cenſur nicht bloß über Bücher, ſondern auch über Bilder angeordnet worden iſt. Dieß gewährt die tiefſten Blicke in die große geiſtige Bewegung jener Zeit, da die Ausdehnung der Cenſur über Gemälde ihre Veranlaſſung ohne allen Zweifel in Karrikaturen hatte, welche zur Verſpottung des alten Syſtems in Umlauf geſetzt wurden. Krampfhaft kämpfte ſohin die Gewalt für ihr Daſein. Dieß zeigt beſonders eine Maaßregel, welche Karl V. gegen die Anhänger des Reformators beobachtet wiſſen wollte: denn man ſollte ſie niederwerfen, ihrer Güter berauben und dieſe in eigenen Nutzen verwenden. Bei dem Geiſt der Zeit, welcher am Rauben ohnehin ſo großes Gefallen fand, konnte jene Aufforderung des Kaiſers zur Ausplünderung der Anhänger Luthers gefährliche Folgen nach ſich ziehen. Indeſſen die reformatoriſchen Ideen waren im Volke ſchon zu tief gewurzelt: die Verordnung des Reichsoberhaupts brachte daher gerade die entgegengeſetzte Wirkung hervor, d. h. ſie erregte das Volk wider das veraltete Syſtem. Zunächſt äuſſerten ſich jedoch die Folgen des Wormſer Edikts oder Ausſchreibens in politiſcher Beziehung. Die Reichs-

[10]) „Lieber Gefatter Lucas," ſchreibt der Reformator, „ich las mich einthun und verbergen, weis ſelb noch nicht wo, und wiewol ich lieber hette von den Tyrannen, ſonderlich von des wüthenden Herzogs Georg zu Sachſen henden, den Tod erlitten, Mus ich doch guter Leute Raht nicht verachten, bis zu ſeiner Zeit."

verſammlung wollte nach der Verurtheilung Luthers (20. April 1521) nicht weiter mit ihm unterhandeln, ſondern den Geächteten ſchon am 21. April entlaſſen; allein in Worms wurde plötzlich eine Schrift auf öffentlichem Markt angeſchlagen, daß 400 Ritter zum Schutze des Reformators und beziehungsweiſe zur Rache ſich verbunden hätten, wenn man ihm ein Leid zufügen ſollte. Dieſe Nachricht erſchreckte die Fürſten, obgleich ihr der Kaiſer keinen Glauben beizumeſſen ſchien, und man machte nun mit Zuſtimmung des letztern den oben bemerkten neuen Verſuch, eine Verſöhnung Luthers mit der Kirche zu Stande zu bringen. Es waren alſo Anzeichen gegeben, daß ein Stand, und noch dazu der ritterliche, in Folge der reformatoriſchen Ideen ſchwierig zu werden beginne. Was auch Karl V. dagegen ſagen mochte, jene Anzeichen trügten nicht, unter einem großen Theil der Ritterſchaft herrſchte allerdings eine bedeutende Gährung, und noch mehr war dieß bei dem unterſten Stand, dem Landvolk der Fall.

Wir haben oben erwähnt, daß der „Bundſchuh“ im Elſaß ſeit 1493 allmälig immer weiter unter den Bauern ſich verbreitete. Bald erlangte der Verein eine feſte Organiſation, indem die Zwecke desſelben in verſchiedenen Sätzen oder Artikeln ſchriftlich feſtgeſetzt wurden. Die Unternehmung ſtrebte ſchon ganz beſtimmt nach kirchlicher, wie politiſcher Reform, indem die Ohrenbeichte abgeſchafft, der Einfluß wie das Einkommen der Geiſtlichen ermäßiget, die landesherrliche Macht zu Gunſten der Reichsgewalt oder Nationaleinheit aufgehoben, und den Gemeinden das Recht zur eigenen Verwaltung in ihren Sonderangelegenheiten eingeräumt werden ſollte. Zugleich war der Bund auch zum Handeln entſchloſſen: er wollte alſo nicht bloß auf die öffentliche Meinung einwirken, oder das Verlangen der Reform anregen, ſondern dieſe mit gewaffneter Hand durchſetzen. Als die Eidgenoſſenſchaft im Stillen ſich anſehnlich vermehrt hatte, ſo entwarfen die Häupter einen Plan des Aufſtandes, und beſtimmten auch die Zeit desſelben. In der Woche vor Oſtern 1493 ſollte Schlettſtadt durch plötzlichen Überfall genommen, und durch dieſen feſten Platz der Revolution ein Stützpunkt verſchafft werden. Allein der Plan wurde verrathen, und der geſammte Bund durch ſtrenge Maaßregeln der Landesherren zerſtört. Indeſſen ſchon im Jahr 1503 trat eine neue Verbindung der Bauern im Bisthum Speier hervor, und 1513 eine dritte im Breisgau, ähnlich dem Bundſchuh im Elſaß. Wie dieſer ſtellte der Breisgauer Verein, der ſich ebenfalls „Bundſchuh“ nannte, gewiſſe Sätze oder Artikel als die Verfaſſung der Eidgenoſſenſchaft auf. Es waren deren 12, und der erſte beſagte, daß die Bauern in geiſtlichen und weltlichen Angelegenheiten kein anderes Oberhaupt anerkennen, als den Papſt und den „Kaiſer“. Da der Bund ſohin gegen die landesherrliche Gewalt gerichtet war, ſo ſieht man wie tief und mächtig die Idee der Einheit Deutſchlands im Volke lag. Nächſt der Einheit, die man in erſte Linie ſtellte, forderte man in zweiter auch Freiheit und Ermäßigung der Abgaben. Im achten Artikel verlangten die Bauern insbeſondre Aufhebung der drückenden Jagdgeſetze des Adels und Freigebung des Waldwerks, der Fiſcherei und der Waldungen. Auch der Breisgauer Bundſchuh beabſichtigte die Anwendung von Waffengewalt und zunächſt Einnahme einer Stadt; doch Verrätherei vereitelte auch dieſe Unternehmung. Von Freiburg aus gewarnt, ſchritt die badiſche Regierung raſch ein, und dämpfte im Verein mit jener Stadt den Aufruhr. Merkwürdig iſt es, daß der Breisgauer Bundſchuh den Kaiſer Maximilian I. auffordern wollte, ſich an die Spitze der Bewegung zu ſtellen. Ja nach der Entdeckung der Verſchwörung und der bereits erfolgten Einſchreitung Freiburgs und Badens ging das Gerücht um, daß der Kaiſer die Verfolgung der Bundſchuher verboten habe. Jetzt ward dieſer Behauptung freilich amtlich widerſprochen, auch die Beſtrafung aller Mitglieder des Bundſchuhs von Seite der Reichsgewalt befohlen; indeſſen richtig iſt es, daß die kaiſerlichen Behörden weder ſo ſchnell, noch ſo

nachdrücklich wider die Bauern einschritten, als die landesherrlichen. Dabei wollen wir keineswegs die Möglichkeit läugnen, daß solche Erscheinung nur Zufall war.

Schon ein Jahr nach der Verschwörung im Breisgau erfolgte ein allgemeiner Aufstand der Bauern in Schwaben, an welchem endlich auch die Städte theils gezwungen, theils freiwillig Antheil nahmen. Die Veranlassung gab eine Verbindung unter der dürftigsten Volksklasse, welche sich den Namen „Armer Konrad“ beilegte. In Würtemberg war der Zustand der Bauern am unglücklichsten, weil der damalige Herzog Ulrich durch eine maaßlose Verschwendung verarmte und in der Bedrückung der Landleute die Mittel zur Fortsetzung seiner Ausschweifungen suchte. Am meisten war das Volk über ein neues Gewicht aufgebracht, welches der Herzog einführen wollte. Als nun die Verbindung des armen Konrads beträchtlich zugenommen hatte, so wurde aus dem neuen Gewicht die Veranlassung zum Aufstand genommen. Derselbe brach im Marktflecken Beutelsbach hervor, indem ein Volkshaufe in das Schlachthaus zog, die Gewichtsteine sich ausliefern ließ, und dieselben mit den Worten in die Rems warf: „Schwimmen die Steine, so hat der Herzog, sinken sie, so haben die Bauern Recht.“ Solcher Hohn zeigte das Maaß des Ingrimms, welcher in Folge ihrer Leiden unter den Landleuten herrschte; die That bewies aber bald, daß die Massen den Druck nicht länger ertragen wollten. Nach dem Versenken der Steine zogen die Beutelsbacher, aus andern Ortschaften verstärkt, gegen Schorndorf, und nun kam ganz Würtemberg in Bewegung. Herzog Ulrich, welcher gerade auf einem Besuch bei dem Landgrafen Philipp von Hessen sich befand, eilte auf die Nachricht der Vorfälle nach Stuttgart zurück, und begab sich mit einem kleinen Gefolge sogleich persönlich ins Remsthal. Dort überzeugte er sich jedoch von der Erbitterung des Volkes so sehr, daß er seine Zuflucht zu guten Worten nahm, und Abstellung der Beschwerden versprach. Da es ihm hiemit nicht Ernst war, und er selbst die Drohung fallen ließ, daß er die Empörer mit Hülfe fremder Truppen züchtigen wolle, so brach der Sturm bald von Neuem aus, und zwar heftiger, als vorher. Herzog Ulrich erschrack nun so sehr, daß er die Hülfe des Kaisers anrief; denn er fürchtete, daß auch in andern Landschaften die Bauern aufstehen, mit dem armen Konrad sich verbinden, und in ganz Deutschland die Fürsten vertreiben würden. Vielfältige Urkunden aus jener Zeit beweisen, wie tief und allgemein die Aufregung der untern Stände gewesen sei. Es handelte sich nicht um planlose Aufstände, welche nur einen besondern, untergeordneten Zweck haben, nach dessen Durchführung sie sich von selbst auflösen, sondern die Gährung hatte geradezu den Charakter einer großen Staatsumwälzung. Nicht bloß Herzog Ulrich von Würtemberg sagte dieß ausdrücklich in seinem Schreiben an den Kaiser Maximilian I., sondern verschiedene Grafen und Herren äusserten dieselbe Überzeugung. Man klagte von Seite der Bevorrechteten: daß das Volk keine fürstliche Obrigkeit mehr dulden, den Adel niederdrücken und vernichten wolle.

In Würtemberg fand man jetzt doch für nöthig, durch Einberufung eines Landtags die Versprechungen des Herzogs einigermaßen zu erfüllen. Nach der Versammlung desselben wurden in der That die nothwendigsten Reformen vorgenommen, drückende Lasten aufgehoben, schlechte Rathgeber des Herzogs entfernt, und namentlich den Doktoren des römischen Rechts, gegen welche das Volk ungemein aufgebracht war, in allen Prozessen der Unterthanen das Stimmrecht und der Beirath abgesprochen. Die Landstände hatten alle diese Zugeständnisse gefordert, und der Herzog sie sämmtlich unter der Bedingung bewilliget, daß seine Schulden, im Betrag von 900,000 fl., vom Lande übernommen würden. Im Tübinger Vertrag gingen die Stände, welche nur aus Abgeordneten der Ritterschaft, der Geistlichkeit und der Städte bestanden, auch eine solche lästige Bedingung ein, und nun schien die Gährung des Volkes beschwichtigt

zu sein. Allein solches war nur bei den Städten, keineswegs hingegen bei den Landleuten der Fall, und zwar aus zweifachen Gründen. Zuvörderst hatte man bei den Verhandlungen des Landtags den Fehler begangen, keine Vertreter des Bauernstandes zuzulassen. Es war dieß eine offenbare Ungerechtigkeit, und mit allem Grund bemerkten die Landleute, soferne man ihnen keinen Antheil an dem Landtag einräume, so sei zu befürchten, daß derselbe nur mit den Interessen der Geistlichkeit, des Adels und der Städte sich beschäftigen werde. Durch die Klugheit der Bürger wurde nun freilich auch vielen Beschwerden der Bauern abgeholfen; indessen die letztern waren einmal über die Zurücksetzung aufgebracht, und überdieß auch mit den Reformen, welche der Landtag erreichte, nicht zufrieden. Darum blieben sie unter den Waffen, und zwangen jetzt sogar einige Städte, sich dem Aufstand anzuschließen. Andere vertheidigten dagegen den Tübinger Vertrag, und vornehmlich hierdurch gelang es dem Herzog, die Staatsumwälzung zu verhindern. Nachdem er nämlich die Ritterschaft in Franken zu Hülfe gerufen hatte, vereinigte er sich mit der Mannschaft der Städte, welche er durch den Landtag gewann, und nun wurden die Bauern wirklich überwältigt. Mehrere wurden hingerichtet, viele in die Gefängnisse geworfen, andere in die Flucht getrieben, die Gährung überhaupt mit Waffengewalt gedämpft. Indessen so vollständig die Niederlage der untern Stände auch zu sein schien, so war sie gleichwohl nur vorübergehend, und der allgemeine Geist des Zeitalters, Neigung zur eigentlichen Staatsumwälzung im Großen, erhielt sich fortwährend und bereitete auch bald noch ungleich wichtigere Ereignisse vor. Wir zeigen dieß näher.

Ulrich von Hutten, der geniale Sieger über die Scholastiker, gehörte nicht bloß der humanistischen Richtung an, sondern verlangte auch sehnsüchtig nach einer kirchlichen und politischen Reform seines Vaterlandes. Als er seine öffentliche Laufbahn betrat, hatten Konrad Celtes, Jakob Wipheling, Sebastian Brandt, Heinrich Bebel und andere schon im patriotischen Sinn gewirkt, und eine Stimmung des Volkes hervorgerufen, welche ihre Einwirkung auf Hutten nicht verfehlen konnte. In seinem Feuergeiste drückten sich die Ideen der Zeit mit der größten Stärke aus, und, in allem ganz, war es natürlich, daß er auch die patriotische Richtung ergreifen werde. Bis ins Jahr 1512 schlummerten die Gefühle der Vaterlandsliebe zum Theil noch unbewußt in ihm; damals erwachten sie aber mit Macht bei Gelegenheit seines Aufenthalts in Italien. Die politische Richtung wird am edelsten, wenn sie das nationale Prinzip, die Liebe zum Vaterland zur Grundlage hat, weil sie als ausschließender Freiheitstrieb ohne Rücksicht auf die Nationalität oder gar auf Kosten derselben zum unreinen Eigennutz, ja sogar zur Gemeinheit führen kann. Nach den Erfahrungen unsrer Geschichte waren deßhalb die edelsten Patrioten immer diejenigen, welche von der Liebe zu ihrer Nation ausgingen. Auch Ulrich von Hutten nahm diesen Weg, indem er, angeregt vom Aufenthalt im Ausland, die Leistungen und Eigenschaften fremder Völker mit denen der Deutschen verglich, und durch die Ergebnisse seiner Untersuchung mit eben so viel Freude, als Stolz für seine deutsche Abstammung erfüllt wurde. Nunmehr verkündete er in verschiedenen Schriften den Ruhm seiner Nation, doch stets nur zu dem Zweck, um auf das Selbstgefühl des Volkes einzuwirken, und das Streben desselben nach edlern Nationalzuständen anzuregen. Nach seiner Rückkehr aus Italien war Deutschland geistig ungemein bewegt, und laut forderte man in allen Ständen Freiheit in der Kirche, im Staat und in der Wissenschaft. Ulrich von Hutten stürzte sich mit Begeisterung in die Bewegung, wie Luther entschlossen, im Nothfall seinen Ideen sich zum Opfer zu bringen. Ausgerüstet mit gründlichen Kenntnissen und klarem Verstand, studirte er die Zustände und Bedürfnisse Deutschlands nach allen Richtungen, und hierdurch gewann er bald eine deutliche Vorstellung, welche politische Reformen zum Heile seines Vaterlandes

nothwendig seien. Wie Gregor von Heimburg, wie Wimpheling und Pebel, wie jeder wahre Deutsche in allen Zeiten fand Ulrich von Hutten das größte Unglück der Nation in ihrer Zersplitterung, den einzigen Weg zur Rettung in der Wiederherstellung der Einheit durch Kräftigung der Reichsgewalt. Er wohnte dem Reichstag in Augsburg vom Jahr 1518 bei, wo wegen eines Türkenkrieges verhandelt wurde, und bei dieser Gelegenheit hielt er eine Rede an die Fürsten, welche seine Grundsätze umfassend darstellt. Mit großer Wahrheit bemerkte Hutten, daß die Deutschen unter den neuern europäischen Völkern ihren Stamm am reinsten erhalten, am wenigsten sich vermischt hätten, und schon deßhalb einiger sein sollten, als andere, daß jedoch gerade sie innerlich zerrissen seien. Die Schuld gab er mit Recht der Herrschsucht der Fürsten, welche keine zügelnde Gewalt über sich anerkennen, sondern Souveraine spielen wollen. Treffend führte der Redner aus, daß die Landesherren bei einem kräftigen Einschreiten des Reichsoberhaupts sogleich über Verletzung der deutschen Freiheit klagen, diese aber nichts anderes sei, als fürstliche Ungebundenheit und Selbstsucht, wodurch die allgemeinen Interessen der Nation einigen Familien geopfert würden.

Je mehr Hutten über die Lage Deutschlands nachdachte, desto nothwendiger schien es ihm, daß von dem Volke selbst eine große Bewegung zur Verbesserung aller seiner Zustände ausgehe. Gegen Aussen fand er die Nation ohnmächtig durch ihre Zersplitterung, im Innern hinsiechend durch die Nachahmung des Fremden, und insbesondre durch die schädlichen Wirkungen des römischen Rechts. Er täuschte sich in dieser Beziehung nicht; denn es ist unglaublich, welche verkehrte Richtung dadurch der nationalen Entwicklung aufgedrungen wurde, und welche Bedrückung damit für die untern Stände verbunden war. Dieß zeigte sich schon bei dem Aufstand der Bauern in Schwaben; denn eine Hauptbeschwerde derselben bestand darin, daß man seit der Anstellung der Rechts-Doktoren die Sporteln nicht mehr erschwingen könne. Deßhalb griff auch der patriotische Hutten das fremde Recht mit Nachdruck an, und drang auf die Rückkehr zu dem vaterländischen Brauch. Da er überhaupt mit Liebe an der frühern Einfachheit und Biederkeit seines Volkes hing, so tadelte er zugleich die Prachtliebe und Verschwendung der Städter. Dieser Richtung mischte sich auch der angeborne Standesgeist bei, welchen selbst Hutten nicht ganz verläugnen konnte, es offenbarte sich also eine starke Abweichung gegen das Bürgerthum, und hierdurch hätte der aufrichtige Patriot auf Abwege geleitet werden können. Indessen das Bedürfniß des Fortschrittes war bei ihm so stark ausgeprägt, daß er von den Umständen selbst zum Kampf gegen die Haupthinderniße der Reform, die Fürsten, sohin zur Versöhnung mit dem Bürgerthum geleitet werden mußte.

Ulrich von Hutten versuchte wie Luther, wie jeder aufrichtige Beförderer der Wahrheit, zuvörderst den Weg der Güte, um die Fürsten durch Bitten zum Gehorsam gegen den Kaiser, sowie überhaupt zu einem gemeinsinnigern Verfahren zu bewegen; allein alle seine Bemühungen waren vergeblich. Nun geschah, was bei dem charakterfesten Mann immer geschehen muß, die Unzufriedenheit mit den Gegnern des öffentlichen Wohles nimmt allmälig Bitterkeit an und erzeugt den Entschluß, die nothwendigen Reformen, welche auf dem Weg der Güte nicht auszuwirken sind, mit Gewalt durchzusetzen. Den ersten Gedanken dazu gab dem fränkischen Ritter das Verfahren der römischen Kurie gegen den kirchlichen Reformator Dr. Martin Luther. Als dieser den Kampf wider das Papstthum anhob, begrüßte ihn Hutten mit Jubel; denn nun war die reformatorische Richtung des Jahrhunderts vollständig, und jetzt nicht mehr von bloßen Wünschen oder Hoffnungen die Rede, sondern die Ausführung, die entschlossene That im Werk. Die Festigkeit und die Kraft Luthers fand Wiederhall in der ähnlichen Sinnesart Ulrichs, und erhöhte dadurch das Vertrauen wie die Kampfeslust desselben. Auch der kirchliche Reformator trat wider

die Tyrannei auf, auch er schien von dem Streben nach Freiheit durchdrungen zu sein, und sofort beschloß denn Hutten, die Unternehmung Luthers zum Mittelpunkt seiner Bestrebungen für Deutschland zu machen. „Es lebe die Freiheit!“ schrieb er schon in seinem ersten Brief an Luther: „lasset uns die öffentliche Freiheit erringen,“ heißt es in einem andern, „wollen wir unser unterdrücktes Vaterland befreien,“ in einem dritten. Je größer aber die Hoffnungen waren, welche der patriotische fränkische Ritter auf den kirchlichen Reformator setzte, desto größer wurde sein Unwille über die Kurie, welche auch das erschienene neue Licht wieder zu ersticken suchte. Entschlossen, mit Luther zu stehen oder zu fallen,“ bot Ulrich von Hutten nun alle seine Geisteskraft und alle seine Verbindungen auf, um dem kirchlichen Reformator Anhänger zu verschaffen, und durch seinen großen Einfluß bei der humanistischen Richtung wurde diese entschieden zum Kampf gegen das Papstthum angetrieben. Zugleich bearbeitete er den Adel, suchte den Kaiser, ja selbst die Fürsten zur Beschützung Luthers wider den Papst zu vereinigen. Bei der Ritterschaft waren seine Bemühungen nicht ganz fruchtlos, er gewann vielmehr einen bedeutenden Theil derselben für die Reformation, und darunter vornehmlich seinen Freund Franz von Sickingen, einen sehr ausgezeichneten Mann. Seit dem Feldzug in Würtemberg, an welchem beide Antheil genommen, standen sie in lebhaftem Verkehr, indem Hutten namentlich öfters bei Sickingen Besuche abstattete. Franz war nicht so gebildet, wie der Freund, doch klaren Geistes und unbefangenen Sinnes. Da er zugleich ein sehr tiefes Nationalgefühl besaß, und mit Innigkeit an den alten deutschen Sitten hing, so mußten die Ideen Huttens leicht bei ihm Eingang finden. Im belehrenden Zwiegespräch nahm daher Franz von Sickingen in der That die reformatorische Richtung seines Freundes in sich auf, und von jetzt an unterstützte er den letztern bei allen seinen mannigfachen Kämpfen, es mochten diese das Papstthum oder die Widersacher der deutschen Einheit, die Fürsten, betreffen. Schon bei dem Streit der Kölner Dominikaner gegen Reuchlin hatte Sickingen die freisinnige Partei unterstützt, und insbesondre den Ketzermeister Hogstraten zur Bezahlung der Prozeßkosten genöthiget, zu der dieser verurtheilt worden war. Im Jahre 1520 bot er dagegen dem kirchlichen Reformator, Dr. Martin Luther, seinen Schutz an [1]). Das Gleiche geschah auch von andern Rittern, und aus vielfältigen Thatsachen ging überhaupt hervor, daß ein bedeutender Theil des Adels der reformatorischen Richtung gewonnen war [2]). Franz von Sickingen und Ulrich v. Hutten faßten nun allmälig den bestimmten und klar durchdachten Plan einer durchgreifenden Staats- und Kirchenveränderung in Deutschland. Derselbe ging dahin: 1) das Papstthum abzuschaffen und auf den Grundlagen der Lehren Luthers eine allgemeine, deutsche Nationalkirche zu gründen; 2) die landesherrliche Macht einzuschränken und durch Erhöhung der kaiserlichen Gewalt die Reichseinheit wieder herzustellen; 3) das römische Recht zu entfernen, und überhaupt die alten einfachen Sitten der Deutschen zurückzuführen.

Die Idee, daß der Kaiser an die Spitze der staatlichen und der kirchlichen Reform sich stellen soll, lag mit großer Macht in dem Geist jener Zeit; nicht bloß die schwäbischen Bauern wollten unter Leitung des Reichsoberhaupts die Staatsveränderung ausführen, sondern auch Ulrich von Hutten und Franz von

[1]) Das erste Anerbieten erfolgte in einem Brief Huttens an Melanchthon vom 20. Jänner 1520: At nunc scribere Luthero ipse heros jubet, si quid in causa sua patiatur adversi, nec melius aliunde remedium sit, ad se ut veniat, effecturum pro eo quod possit. Am 3. November 1520 schrieb aber Sickingen selbst an Luther und bot ihm auf seinen Schlössern eine Zufluchtsstätte und überhaupt Beistand an.

[2]) Man sehe in der Ausgabe der Werke Luthers von Walch (Band XV) ein Schreiben des fränkischen Ritters von Schaumburg, worin dieser dem Reformator Schutz verspricht. Schaumburg getraut sich 100 Ritter aufzubringen, welche redlich zu Luther halten würden.

Sickingen suchten den Kaiser für ihre umfassenden Pläne zu gewinnen. Franz stand zu Karl V. bereits in näherer Beziehung, da er die Wahl desselben bedeutend gefördert und dadurch sich Ansprüche auf Wohlwollen erworben hatte. Das Reichsoberhaupt schien auch in der That den Ideen der kühnen Männer nicht ganz abgeneigt zu sein; denn er versprach den Schutz Huttens gegen die Römlinge. Ulrich übernahm es daher, sogleich bei der Ankunft des Kaisers in Deutschland Unterhandlungen mit ihm einzuleiten. Ein schicklicher Vorwand dazu ergab sich bei der Krönungsfeierlichkeit, und Hutten verfügte sich deßhalb bei dieser Gelegenheit persönlich an das kaiserliche Hoflager. Indessen die Freunde hatten sich getäuscht, das Reichsoberhaupt wollte nichts von einer Unterstützung der kirchlichen Reformation wissen. Karl V. hatte einen stark ausgeprägten Geist des Aristokratismus, und war insbesondre auf seine Abstammung von zwei mächtigen Fürstenhäusern stolz. In dieser Eigenschaft schien es ihm seiner Würde zu widerstreben, die Sache eines geringen Mönchs zu der seinigen zu machen. Dann konnte er sich auch gar nicht vorstellen, wie ein solcher unbedeutender Mann eine Weltveränderung hervorbringen soll. Sogar von Seite der Spanier erkannten Einzelne zwar bald die ungeheure Bedeutung der Sache[3]); allein die meisten Großen jener Zeit und unter ihnen auch der Kaiser hielten das Ganze kaum der Beachtung werth. Am Hofe Karls V. betrachtete man zugleich die Schirmherrlichkeit des Reichsoberhaupts über die Kirche als eine Auszeichnung, der Kaiser selbst theilte diese Stimmung, und es fehlte darum wenig, daß er den Antrag zur Förderung der Reformation nicht lächerlich gefunden habe. Zum Mindesten überzeugte sich Hutten bald, daß am spanischen Hofe kein Heil für seine Pläne zu suchen sei. Er machte nun einen Versuch, den Bruder des Kaisers, den Erzherzog Ferdinand von Östreich, zum Haupt der freisinnigen Richtung zu erheben, und als derselbe vergeblich war, so gab er sich in halber Verzweiflung noch ein Mal die eitle Mühe, die Sinnesart der deutschen Fürsten umzuwandeln. In einem Brief an den Kurfürsten von Sachsen (geschrieben im Herbst 1520), entwickelte er nämlich seine ganze Beredsamkeit, um die Landesherren wider den Papst aufzuregen; doch bald kehrte die gewohnte Klarheit zurück, und Hutten überzeugte sich, daß gütliche Vorstellungen bei den Fürsten vergeblich seien. Jetzt trat denn der Gedanke einer gewaltsamen Revolution hervor, welchen er schon im November 1520 in einem Brief an Erasmus bestimmt aussprach. Während er über die Mittel zur Ausführung nachdachte, wurde der Reichstag in Worms eröffnet, und was dort vorging, war ganz geeignet, die innerliche Gährung des fränkischen Ritters vollends zur hellen Flamme anzufachen. Ulrich befand sich noch überdieß gerade bei seinem Freunde Sickingen auf der Ebersburg in der Nähe von Worms, und wurde also von allen Vorfällen schnell in Kenntniß gesetzt. Brennend von Eifer, dem kirchlichen Reformator bei der Reichsversammlung den Sieg zu verschaffen, suchte Hutten sowohl auf die Stände, als auf die öffentliche Meinung einzuwirken, indem er beredte Flugschriften zu Gunsten Luthers verbreitete. Als aber aller Anstrengungen ungeachtet das Verdammungs-Urtheil wider den Reformator ausgesprochen wurde, so fühlte sich Ulrich tief erschüttert, und unwandelbar stand fortan sein Vorsatz, die Waffen zu ergreifen. In Folge dieses Entschlusses, welchen Franz von Sickingen theilte, mußte jedoch in dem Plane beider Männer eine bedeutende Veränderung eintreten. Wie wir gesehen haben, regte sich der angeborne Standesgeist, die Abneigung des Ritters

---

[3]) Alphons Valdes, ein Spanier, schrieb nach dem Reichstag in Worms an Peter von Angleria: **Habes hujus Traegoediae, ut quidem volunt, finem et, ut egomet mihi persuadeo, *non finem, sed initium*. Nam video Germanorum animos graviter in sedem Romanam concitatos.**

gegen die Bürger, auch in Ulrich von Hutten, und verleitete ihn zu Ausfällen gegen die Städter. Soferne der Kaiſer an die Spitze der reformatoriſchen Richtung ſich geſtellt hätte, ſo konnte man hoffen, dieſelbe ohne beſondere Betheiligung der Städte durchzuführen. Die Bewegung war dann nur gegen den Papſt und die Landesherren gerichtet, ſie betraf in letzterer Beziehung mehr die Nationaleinheit ſowie eine beſſere Stellung der Ritterſchaft, als die bürgerliche Freiheit, und war alſo im ariſtokratiſchen Sinne möglich. Bei der Verbindung des Kaiſers mit Papſt und Fürſten blieb dagegen nichts anderes übrig, als auf die Maſſen ſich zu ſtützen, ſohin eine Revolution im demokratiſchen Sinn einzuleiten. Hutten und Sickingen ſahen dieß gar wohl ein, und änderten daher ſogleich ihr Verfahren, als durch das Wormſer Edikt vom 8. Mai 1521 die Verbindung des Kaiſers mit Papſt und Fürſten außer Zweifel geſetzt worden war.

Ulrich von Hutten unternahm es nun, vor allem die Städte mit der Ritterſchaft zu verſöhnen, und zum gemeinſamen Handeln zu verbinden. Anſtatt wie früher Eiferſucht oder Unzufriedenheit gegen die bürgerlichen Gemeinweſen zu zeigen, kam Ulrich ihnen jetzt mit Vertrauen und Aufmunterung entgegen, indem er in einer beſondern an ſie gerichteten Schrift die Städte zum Bündniß mit dem Adel aufforderte. Mit vieler Wahrheit ſchilderte er darin, daß die Auflehnung der Fürſten wider die Reichsgewalt zum Verderben des Bürgerthums wie der Ritterſchaft gereiche, und daß darum die Intereſſen beider den Kampf wider die Landesherren zur Wiederherſtellung einer wirklichen kaiſerlichen Macht dringend erheiſchen. Hutten hatte dabei nicht die Abſicht, die landesherrliche Gewalt ganz aufzuheben, ſondern nur in gebührende Schranken einzuſchließen, das freie Wechſelſpiel einer ſtarken Reichs- oder Central-Regierung mit verhältnißmäßiger Selbſtſtändigkeit der Landſchaften, Städte, oder Ritterbezirke in ihren Sonderangelegenheiten wieder herzuſtellen. Darum erklärte er in dem Aufruf an die Städte ausdrücklich, daß nicht die guten Fürſten, ſondern nur die böſen angegriffen werden ſollen. Im Übrigen gab er ſich die größte Mühe, das Mißtrauen der Bürger gegen den Adel zu überwinden, und dieſelben zum gemeinſamen Aufſtand gegen die Landesherren zu bewegen. Um die Revolution jedoch allgemein zu machen, ſuchte Ulrich von Hutten auch die Landleute zu erregen, indem er ſie ebenfalls in einer beſondern Schrift zum Anſchluß an die Sache der Freiheit aufforderte. Franz von Sickingen unterſtützte ſeinen feurigen Freund auf das thätigſte. Um die Städte zu gewinnen begab er ſich ſelbſt nach Speier, und bot dort ſein ganzes Anſehen zur Erreichung des wichtigen Zweckes auf. Dann verſammelte er einen großen Theil der rheiniſchen Ritterſchaft in Landau, um zur Förderung eines allgemeinen Aufſtandes auch eine feſte Einigung des Adels herzuſtellen. Franz genoß aber nicht bloß bei ſeinen Standesgenoſſen bedeutendes Anſehen, ſondern er war auch kaiſerlicher Feldhauptmann, und als Heerführer überhaupt berühmt. Noch im 16. Jahrhundert nahm man nun die Mannſchaft zu den Kriegen hauptſächlich aus geworbenen Lanzenknechten, und dieſe liefen gerne den Männern zu, welche im Ruf eines begabten Feldherrn ſtanden. Da bei Franz von Sickingen dieß im hohen Grade der Fall war, ſo bedurfte er nur Geld, um eine beliebig große Armee aufzuſtellen. Geld hatten aber die Städte: man ſieht alſo, wie wichtig die Zeit werden konnte, wenn Hutten und Sickingen die Städte wirklich zum aufrichtigen und eifrigen Anſchließen an die beabſichtigte Staatsumwälzung gebracht hätten. Indeſſen ſo große Hoffnungen ſich jene beiden Ritter auch gemacht hatten, ſo war nach den bisherigen Erfahrungen der Beitritt der Bürger dennoch mehr als zweifelhaft: ja es ſchien bei den damaligen Verhältniſſen der freien Gemeinden, und der allgemeinen Lage des Reichs

eine Betheiligung der Städte bei einer Staatsumwälzung wider die Fürsten durchaus undenkbar zu sein. —

Deutschland befand sich in jener Zeit immer noch im überwiegenden Besitz des Welthandels, an welchem auch die rheinischen Städte, gerade diejenigen also, deren Beistandes Sickingen zuerst bedurft hätte, lebhaft Antheil nahmen. Der Gewinn desselben war um so unermeßlicher, als zugleich die Blüte des deutschen Bergbau's mit ihm zusammentraf. In den Städten, namentlich aber bei jenen am Rhein, die noch überdieß von der Üppigkeit einer vortrefflichen Landeskultur gehoben wurden, fand sich daher ein bedeutender Reichthum, und diesen besaßen keineswegs die Patrizier oder Geschlechter, sondern auch Bürger, welche in Folge der Umwälzungen des 14. Jahrhunderts sich emporgeschwungen hatten. Die Bewegungen der Bauern im Reformationszeitalter litten nun alle an dem Fehler, daß sie von der Schwärmerei der Gütergemeinschaft angesteckt, oder wenigstens mehr oder weniger gegen das Eigenthum gerichtet waren. Schon der beabsichtigte Aufstand des Paukers von Niklashausen hatte bestimmt die Einführung der Gütergemeinschaft zum Zweck, und der Bundschuh im Elsaß versprach seinen Mitgliedern die Tilgung aller Schulden durch Ausplünderung der Juden. Bei der Verbindung des armen Konrad in Schwaben entstand abermals die Besorgniß, daß sie das Eigenthum nicht achten werde, und dieß war eine der vorzüglichsten Ursachen, warum die Städte wider die Bewegung sich setzten. Mag die Furcht nun gegründet gewesen sein oder nicht, sie war wenigstens so sehr verbreitet, daß am Ende sogar der größere Theil der Bauern von dem Aufstand sich lossagte, um nicht das Besitzthum zu verlieren. So oft in der Folge eine Empörung der Landleute eintrat, wiederholte sich jederzeit die Angst vor Plünderung, und mit einem ausserordentlichen Nachdruck lag also diese Richtung in dem Geist der Zeit. Als daher Hutten zur Durchführung der beschlossenen Staatsumwälzung auf die untern Stände zu wirken, und insbesondere die Bauern zu erregen begann, so glaubten die wohlhabenden Bürger in den Städten, daß die Bewegung mit einem Angriff gegen das Eigenthum endigen werde. Ein Ulrich von Hutten, ein Franz von Sickingen gaben freilich Bürgschaft genug, daß die von ihnen geleitete Staatsumwälzung keine Plünderung zum Zwecke haben könne; allein die reichen Städter zweifelten, ob die Führer das niedere Volk in den Schranken der Mäßigung zu halten vermöchten, sobald es einmal entfesselt sei. Darum wollten sie von einer Bewegung, welche nicht auf den Beistand des Kaisers, sondern der niedern Stände gestützt sei, durchaus nichts wissen. Auf die Sympathie der ärmern Bürger in den Städten konnten Sickingen und sein Freund wohl zählen; aber ohne Mitwirkung der mittlern Stände ist nach den Lehren der Geschichte eine Staatsumwälzung niemals durchzusetzen. Was die Bauern betraf, so konnte auch von diesen eine Unterstützung der Pläne Sickingens nicht erwartet werden; denn die fränkische Ritterschaft hatte sich ja früher ihrem Aufstand widersetzt, gerade sie, auch Hutten nicht ausgenommen, dem Herzog Ulrich von Würtemberg Beistand geleistet. Unter solchen Umständen erschien es als eine große Inkonsequenz, jetzt die Bauern zu dem Aufstande aufzufordern, wider welchen man früher so sehr geeifert hatte. Ulrich von Hutten fühlte die schiefe Stellung, in welche der Adel durch die Bundesgenossenschaft mit dem Herzog von Würtemberg gerathen war, selbst, da er in dem Aufruf an die untern Stände deßhalb sich zu rechtfertigen suchte. Der Widerspruch des frühern und des gegenwärtigen Verfahrens war jedoch zu groß: Hutten mühte sich daher vergebens ab, das dadurch entstandene Mißtrauen zu beschwichtigen.

Allein mit dem Auftreten Luthers veränderte sich die Stimmung in den mittlern und untern Ständen auf ein Mal wesentlich. Seit dem Reichstag in Worms griff die Lehre des Reformators mit unglaub-

licher Macht ſowohl in den freien Städten, als unter den Landleuten um ſich, und erregte eine unbeſchreibliche geiſtige Gährung. Dieß benützten nicht nur die oben genannten Häupter der politiſch-reformatoriſchen Richtung vom Ritterſtande, welche gerade jetzt zu handeln beſchloſſen, ſondern eine Maſſe denkender Männer, welche ſich in den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands als Führer an die Spitze des Volkes ſtellten, und dasſelbe für die Kirchenverbeſſerung ſtimmten. Wenn ſich aber die Religion zu den Handlungen des Menſchen wie die Urſache zur Wirkung verhält, ſoferne ſie durch Veredlung der Geſinnung tugendhaftes Leben erzeugen ſoll, ſo konnte von einer Verbeſſerung der Kirche auch die Herſtellung edlerer Zuſtände des Volkes gefordert werden. Darum erwarteten nicht bloß Sickingen und Hutten, ſondern alle denkenden Anhänger der Reformation von ihr eine tiefe und vollſtändige Umänderung der Staatsverhältniſſe. In den untern Ständen entſtand dieſelbe Richtung inſtinktmäßig, und wenn ſie hier mehr eine Folge des Gefühls, als des Nachdenkens war, ſo erlangte ſie nur eine um ſo größere Wichtigkeit. In den Städten fürchtete man zwar fortwährend alle Bewegungen der untern Stände, als eine Gefahr für das Eigenthum; allein ſeitdem die Religion ins Spiel kam und das Seelenheil mit eingemiſcht wurde, traten jene Beſorgniſſe vorübergehend in den Hintergrund. Zudem war auch das Anſehen Luthers ſo überwiegend, daß man ihm genügende Bürgſchaft wider die Anarchie zutraute. In der That Deutſchland ſchien gänzlich umgewandelt zu ſein, und die kirchliche Reform plötzlich in eine politiſche überzugehen. An allen Enden des Reichs wirkten die zahlreichen Führer des Volkes bereits in dieſem Sinn, die Buchdruckerpreſſen arbeiteten Tag und Nacht, um die neuen Ideen zu verbreiten, und die Leiter der Bewegung ſtanden noch überdieß theils durch Reiſen, theils durch lebhaften Briefwechſel in der genaueſten Verbindung. Bis in die innerſten Grundlagen der Geſellſchaft war Deutſchland daher nach dem Reichstag in Worms aufgeregt, und eine Staatsumwälzung ſchien ganz unvermeidlich zu ſein. Viele Fürſten fürchteten dieß ausdrücklich, ja einzelne hielten ſogar jeden Widerſtand der Gewalt für vergeblich, indem z. B. der Kurfürſt Friedrich von Sachſen erklärte: „ſo Gott will, daß der gemeine Mann regiere, wird es auch geſchehen.“ Der Verlauf der folgenden Geſchichte wird durch eine Maſſe anderer Thatſachen nachweiſen, wie allgemein die politiſch-reformatoriſche Richtung verbreitet und wie gewaltig der Geiſt des Volkes erregt war. Welchen Gang mußte unter ſolchen Umſtänden die Gährung nehmen, wenn Dr. Martin Luther mit Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten ſich verbunden, ſoferne er den dunkeln Gefühlen, welche in den Volksmaſſen lagen, durch ſeine überwältigende Beredſamkeit Worte gegeben, wenn er die politiſche Bewegung mit der Klarheit ſeines Geiſtes geleitet hätte? Gewiß der Augenblick ſchloß nicht zu berechnende Folgen in ſich, und die Reformation näherte ſich offenbar ihrer wichtigſten Entwicklungsſtufe; denn es mußte ſich nun ankündigen, ob ſie gelingen oder fehlſchlagen, und welchen Charakter ſie im erſtern Fall annehmen, in welcher Weiſe ſie auf den innern Volksgeiſt einwirken werde. Doch jetzt erklärte ſich gerade der kirchliche Reformator gegen jede gewaltſame Staatsveränderung, nun verſtand gerade er ſeine Lehren anders, als alle ſeine Anhänger ſie ausgelegt hatten: das heißt er wollte nur die Kirche und keineswegs den Staat reformiren. Ja er erklärte die wahre Religion und edle Nationalzuſtände geradezu für unvereinbarliche Gegenſätze.

Wir haben Dr. Martin Luther bisher nur nach den Grundſätzen der Aufklärung und der Freiſinnigkeit handeln ſehen, wir erblickten ihn hervorragend vor ſeinen Zeitgenoſſen; allein jetzt erſcheint er plötzlich in einer Weiſe, welche ihn mit dem Prinzipe der Freiheit in Widerſpruch, und nicht über, ſondern faſt unter die allgemeine Bildung ſeiner Zeit ſtellt. Die nähere Schilderung dieſer Richtung des Reformators

führt freilich auf theologische Sätze, und diese scheinen nicht in das Gebiet der allgemeinen Geschichte Deutschlands zu gehören; allein wir halten die kurze Darstellung derselben gleichwohl hier für unerläßlich, und zwar aus mehreren sehr wichtigen Gründen. Zuvörderst erlangt man nur dadurch das vollständige Bild von dem Charakter Luthers, und dann erschließt sich durch seine auffallenden Ansichten über den Staat erst die wahre Bedeutung des Reformationszeitalters, und hierin liegt nicht bloß ein wissenschaftliches, sondern ein unmittelbares, praktisches Interesse. Eine reifere Zeit wird sich überzeugen, daß die Entwicklung der Völker von einfachen Gesetzen geleitet wird, welche in Übereinstimmung mit der Theorie auch in allen Begebenheiten der Geschichte sich abspiegeln. Nirgends sind diese Regeln bestimmter ausgeprägt, als in großen Staatsumwälzungen, und wenn die Völker jemals dazu gelangen, der geschichtlichen Erfahrung Einfluß auf ihre Handlungen einzuräumen, so gibt es für sie nichts Wichtigeres, als die leitenden Gesetze der Staatsumwälzungen. Durch seine Grundsätze über Religion und Politik wurde nun Dr. Martin Luther bewußtlos das Werkzeug, die ungeheure Gährung seiner Zeit nach dem Plane der ewigen Entwicklungsgesetze zu leiten, und es ist darum unerläßlich, jene Grundsätze ausführlicher darzustellen.

Als die christliche Religion auftrat, verhielt sie sich zu den damaligen geistigen und sittlichen Zuständen des Menschengeschlechts, wie die Reformation zu dem ausgearteten Ultramontanismus: d. h. sie wollte durch Besserung des innern Menschen dem Staats- und Sittenverfall steuern. Nach ihrem tiefsten Wesen gehörte sie dem Fortschritt, dem wahren Humanismus an, und in dieser Eigenschaft konnte sie unmöglich der Quelle aller Laster, der Knechtschaft, das Wort reden. In der That widersprechen dem alle Lehren und alle Handlungen Jesu; allein es liegt ein Grundsatz in der christlichen Religion, welcher zwar wahr und schön, ja der größte Vorzug derselben ist, doch bei unrichtiger Auffassung auf Irrwege leiten kann. Derselbe besteht darin, daß der Geist über die Materie erhaben sei, daß alle geistigen Interessen vor den materiellen den Vorzug behaupten. Je edler ein Volk ist, desto mehr fühlt es sich von der Vorliebe für das Geistige im Gegensatz des Materialismus durchdrungen, und in dem Grade die Entwicklung oder die Zeit eines Volkes besser oder schlechter wird, in demselben Maaße behauptet die geistige Richtung oder der Materialismus die Oberhand. In den kindlichern Zuständen der Nationen nimmt nun das Gefühl des Gegensatzes vom Geistigen und Materiellen eine besondere Färbung an, indem man unter jenem das Leben nach dem Tode, und unter diesem das Dasein auf der Erde versteht. In der Religion Jesu, als der edelsten, ist natürlich auch die geistige Richtung vorherrschend, und der erhabene Lehrer der Völker suchte mit Recht auf sie am meisten hinzuwirken. „Mein Reich ist mehr geistig, als materiell", war sein schöner Wahlspruch; indessen demselben ward später die Auslegung gegeben, daß alle Hoffnung der Christen auf das Leben nach dem Tode verwiesen werde. Zugleich wurde einigen Bibelsprüchen, worin Bescheidenheit und Friedensliebe unter einem Gleichniß empfohlen wird, die Bedeutung gegeben, daß der Christ in Betracht der ihn erwartenden ewigen Seligkeit alle Mißhandlungen und Beschimpfungen geduldig ertragen soll. Der Charakter und das Verfahren von Jesus beweisen abermals, daß seine Lehren nicht einen solchen Sinn haben konnten, und zwar um so weniger, als sie dann geradezu auf Unsittlichkeit führen mußten. Indessen sie wurden in Deutschland hin und wieder allerdings von dieser Seite aufgefaßt, und von keinem Religionslehrer entschiedener, als von Dr. Martin Luther.

Der Reformator faßte nämlich den Unterschied von Geist und Materialismus strenge so auf, daß er unter jenem das Leben nach dem Tode, und unter diesem das irdische Dasein verstand. Er unterschied

nämlich zwiſchen dem himmliſchen und dem weltlichen Reich, und lehrte, daß erſteres in der ewigen Seligkeit, letzteres hingegen in den Freuden ſinnlicher Genüſſe oder den Gütern der Erde beſtehe. Durch einen ganz eigenthümlichen Schluß behauptete er aber, daß himmliſches und weltliches Reich einander ausſchließen, daß alſo Niemand beide erlangen, ſondern auf das eine oder das andere verzichten müſſe. Man könnte allerdings nachweiſen, daß in gewiſſer Beziehung einiger Sinn dieſer Meinung denkbar ſei; aber Luther bildete ſie ſo ſchroff aus, daß er bei ſeiner gewohnten Folgerichtigkeit nothwendig am Ende auf widerſinnige Sätze gerathen mußte. Die größte Eigenthümlichkeit des Reformators beſtand darin, daß er niemals vor einer Folgerung erſchrack, die mit logiſcher Nothwendigkeit aus einem Vorderſatz hervorging, von deſſen Wahrheit er überzeugt war. So brachte er denn aus dem ſchroffen Unterſchied des himmliſchen und weltlichen Reichs Schlüſſe hervor, welche dem gebildeten Gefühl peinlich ſind [4]). Am beſtimmteſten

---

[4]) Der Chriſt muß ſich, ohne den geringſten Widerſtand zu verſuchen, geduldig ſchinden und drücken laſſen: weltliche Dinge gehen ihn nicht an, er läßt vielmehr rauben, nemen, drücken, ſchinden, ſchaben, freſſen und toben, wer da will, **denn er iſt ein Marterer auf Erden.** [Luthers Werke. Deutſche Jenenſer Ausgabe. Th. III. S. 121 in tergo. So oft wir von jetzt an Luthers Werke anführen, bezieht ſich das Citat immer auf die deutſche Jenenſer Ausgabe und zwar die dritte Auflage.]

Es iſt auch darumb geſagt, das niemand wehnen oder warten ſolle auf Weltliche oder zeitliche Freude im Reich Chriſti. Es muß eine Freude in Gott unter dem Kreutze ſein. Wie Chriſtus ſpricht: „In der Welt werdet ihr Gedrenge haben, aber bei mir Freude.“ Das Herz iſt immer fröhlich bei den Chriſten, obwohl ſie an Leib, gut und ehre euſſertich leiden müſſen, um Chriſtus willen. [Th. III. S. 175. in tergo.]

Alſo ſiehſt du, Wie viel groſſe, mechtige, zornige, ſchedliche und greuliche Feinde wider dieſes Chriſti Reich ſich ſezen. Nu ſcheinet dagegen auf dieſer Seite gar keine Gewalt, Kraft noch Macht, ſondern eitel Schwachheit, das ſeine Chriſten dem Teufel und der Welt müſſen fürgeworfen werden, welche doch ſind arme, ſchwache, elende Leute wider ſo viel und ſo große Feinde und ihre Macht und Gewalt. Sie haben keinen Harniſch und wehre, ſondern müſſen den Feinden herhalten, ſich plagen und martern, dazu tödten und würgen laſſen. [Th. VII. S. 315.]

Nu ſoll doch nicht alſo zugehen, das Chriſtus oder ſein Volk mit der Fauſt und gewappneter Hand ſich wider die Feinde ſetze: denn ſein Reich, wie jetzt geſagt iſt, mus alhie auf erden in Schwachheit und im Leiden gehen und bleiben. [Th. VII. S. 316.]

Nu ſtehet Chriſtus Reich alſo, das es ein Reich des Lebens, ein geiſtlich Reich iſt. Darumb, wenn man die Chriſten anſiehet als die heiligen Martyrer, ſiehet man nichts, denn eitel Tod, wie der Pſalm ſagt, „wir werden umb deinetwillen teglich erwürget und ſind geacht wie die Schlachtſchaf.“ Wo die Chriſtenheit iſt, da muß es Blut koſten oder ſind nicht rechte Chriſten. Es ſind nicht Weideſchaf, Sondern Schlachtſchaf, immer eines nach dem andern hin. Es iſt das Anſehen des chriſtlichen Lebens nichts denn Schwachheit, Tod und Sünde. [Th. IV. S. 147 in tergo.]

Das aber wird uns dazu geſagt, das wir gerüſtet ſeien zu leiden, denn Chriſtus iſt nicht der Meinung, das wir uns ſollten leiblich wider unſere Feinde ſetzen, wie die Wiedertäufer und andre Aufrührer fürhaben. Denn Chriſtus hat mit ſolcher weltlicher Gewalt und Regiment in ſeinem Reich nichts zu thun. Und wir Chriſten können den Teufel und die Welt mit leiblicher Gewalt oder Waffen nicht ſchlahen noch unter uns bringen, ſondern ſie ſind uns hiemit weit überlegen, haben und halten uns mit Leib und Gut in ihrer Gewalt, und wir dürfen nicht hoffen, das ſie uns in ihrem Reich werden wol halten und viel Freundſchaft erzeigen, ſondern ſollen allerlei Marter und Tod, Schwert und Feuer von ihnen erwarten. [Th. VII. S. 325 in tergo.]

Darumb ſoll Niemand gedenken noch hoffen, das wir, ſo Chriſten ſind, wollten auf Erden Friede haben oder der Feinde los werden, ſondern ſollen uns des fröhlich erwegen und verſehen, das die Chriſtenheit allzeit muß von Feinden angefochten und verfolgt werden, und immer einen um den andern haben bis an den jüngſten Tag. [Th. VII. S. 318.]

Das Evangelium nimpt ſich weltlicher Sachen gar nichts an, und ſetzt das euſſerlich Leben allein in Leiden, Unrecht, Kreuz, Geduld und verachtung zeitlicher Güter und Lebens. [Th. III. S. 120.]

Die Chriſten müſſen veracht, gedruckt, im Kot und Unflat gehen, Geſchendet, geleſtert, verdampt, ja aus der Welt gejagt werden. [Th. VII. S. 75 in tergo.]

Denn es muß doch der Chriſtenheit auf erden alſo gehen, wie es dem Herrn ſelbs ergangen iſt, das ſie muß dem Teufel und der Welt herhalten, das ſie mit Füſſen über ſie laufen und treten, das ſie es fület und jämmerlich klaget,

und klarsten entwickelt aber Luther die bemerkte Lehre des Christenthums in seiner Auslegung des 101. Psalmen. Er unterscheidet dort, wie gewöhnlich, zwischen geistlichem und weltlichem Reich und wiederholt den Ausspruch, daß Gott den Christen das geistliche und den Heiden das weltliche Reich beschieden habe. Letzteres wird nun aber näher bestimmt. Dasselbe soll ein Fürbild der rechten Seligkeit und des Himmelreichs sein; es werden daher nicht bloß die äußeren Güter des Reichthums und der Macht, sondern sogar die innern Vorzüge des Verstandes und der wissenschaftlichen Geistesbildung dazu gezählt, wie bereits oben bemerkt wurde. Der Reformator sagt mit dürren Worten, daß es in den Staatseinrichtungen, der Gesetzgebung und der Ordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt, nur die Heiden zur Vernunft und Weisheit bringen könnten, die Christen aber alberne, gute, einfältige Schöpse und Schafe seien[5]). Daraus zieht er insbesondere den Schluß, daß die Christen niemals im Stande sein würden, ein eigenes Rechtssystem auszubilden, sondern daß das römische Recht bis an den jüngsten Tag bleiben werde, weil die Leute, welche mit so hoher Vernunft und Verstand begabt gewesen wären, so viele Menschenkenntniß besessen und solche Weisheit in Staatssachen gezeigt hätten, niemals mehr leben würden. Er sagt ferner ausdrücklich, daß die politischen Verhältnisse Deutschlands wohl auch eines Luthers bedürften, daß hierin aber Keiner erstehen werde, weil Gott die Staatssachen nicht so hoch achte, als die religiösen Angelegenheiten: es werde daher die Staatseinrichtung der Deutschen immer bloßes Flickwerk bleiben. Auch diese Stelle ist so merkwürdig, daß wir sie hier ebenfalls einrücken müssen[6]). Aus solchen Grundsätzen

---

wie Esai Kap. 54 und 62 sie malet und spricht: „„Du elende und trostlose armes Wildfräulein, Ueber die alle Wetter gehen und jedermann dir auf den Kopf tritt und über dich herläuft.““ [Th. VII. S. 318 in targo.]

Nu sind die Christen allein solche Leute, Die allein Fahr und Unglück in der Welt müssen haben, Und doch nichts auf Erden müssen haben, das sie sollt dazu bewegen. Denn sie haben ja weder Gelt, noch Gut, weder Ehre noch Gunst davon, Sondern nur das widerspiel, Armuth, Elend, verachtung, feindschaft; werden dazu verdampt, verflucht, verjagt und ermordet. Weil wir denn hie nichts anders zu erwarten haben, Sondern uns des Lebens und alles, was drin ist, willlglich erwegen müssen, das unser Leben und Wesen für der Welt eigentlich heisset Frustra niti, vergeblich nach (mit) unglück ringen, Und umbsonst uns wider alle Welt legen.““ [Th. VI. S. 247.]

[5]) Und die Wahrheit zu sagen, sind sie (die Heiden) in solchen Sachen (Staatsangelegenheiten) weit über die Christen geschickt, wie auch Christus selbst sagt, daß die Kinder dieser Welt klüger sind, wie die Kinder des Lichts, und S. Paulus spricht, 1. Kor. 1, daß nicht viel weise, Edle, starke berufen sind, Sondern was nerricht, schwach, verachtet ist, hat Gott erwehlt. Wie wir auch noch täglich erfahren, wie geschwind, listig, klug, behend die Weltkinder sind gegen uns fromme, alberne, gute, einfältige Schepfse und Schafe, Daß, wo Gott nicht bei uns stünde und ihre hohe Weisheit zur Narrheit machte, Hetten sie es lengest gar viel auf eine andere weise bracht, ehe wirs weren gewahr worden. Denn Gott ist ein milder, reicher Herr, Der wirft gros Gold, Silber, Reichthum, Herrschaften, Königreiche unter die Gottlosen, Als were es Spreu und Sand, Also wirft er auch unter sie hohe Vernunft, Weisheit, Sprachen, Redekunst, das seine lieben Christen lauter Kinder, Narren und Bettler gegen sie anzusehen sind. [Th. VI. S. 155.]

Und was darfs viel Wort, das Kaiserliche Recht, Nach welchem das Römisch Reich noch heutiges Tag geregirt und bis an den jüngsten Tag bleiben wird, ist ja nichts anderes, denn heidnische Weisheit, welches die Römer, ehe denn Roma von Christen oder Gott selber nichts gehört hat, gesetzt und geordnet haben. Und ich acht wohl, wenn jetzt alle Juristen in einen Kuchen gebacken und alle Weisen in einen Trank gebrauet würden, Sie sollten nicht allein die Sachen und Hendel ungefasset lassen, sondern auch nicht so wohl davon reden, noch denken können. Denn solche Leute haben sich in grossen Hendeln müssen üben, Und gar mancherlei Menschen Sinn lernen kennen, Sind dazu mit hoher Vernunft und Verstand begabt geweßt. Summa, Sie haben gelebt und werden nicht mehr leben, die solche Weisheit im weltlichen Regiment gehabt haben. [Th. VI. S. 156.]

[6]) Wiewohl mich auch zuweilen dünkt, daß die Regiment und Juristen wohl auch eines Luthers dürfften; Aber ich besorge, sie möchten einen Müntzer kriegen. Denn Gott achtet nicht so gros das weltlich Regiment, als sein eigen ewiges, der Kirchen Regiment. Darumb ich nicht hoffen kann, noch will, daß sie einen Luther kriegen werden. Weil nun

mußte nun natürlicherweise auch die Lehre fließen, daß der Christ blindlings der Obrigkeit unterworfen sei, und sich auch den widerrechtlichen Handlungen derselben niemals widersetzen dürfe. Luther lehrt dieß an vielen Stellen bestimmt und deutlich, ja er sagt ausdrücklich, daß gerade hierdurch die Christen sich von den Heiden unterscheiden [7]). Noch schärfer bestimmt Luther in einer andern Stelle den Unterschied zwischen Heiden und Christen, und beweist, daß das Wesen und der eigentlichste Charakter der christlichen Lehre darin bestehe, zu leiden und zu dulden, und ohne den geringsten Widerstand sich mißhandeln zu lassen [8]).

Solche Ansichten waren nicht bloß düster, sondern sie verletzten auch die Würde des Menschen und mußten die Völker bei strenger Durchführung elend machen. Was aber die Anschauungs- und Handlungsweise Luthers von dieser Seite in einem noch ungünstigern Licht darstellt, das ist die auffallende Thatsache, daß seine hier erörterten Lehren auch nicht durch den damaligen Bildungsgrad entschuldigt werden können; denn seine unanständigen Grundsätze über geduldige Ertragung von Mißhandlungen lagen keineswegs in der Zeit, sie standen vielmehr mit dem Geist derselben in geradem Widerspruch. Nach einigen geschichtlichen Anzeigen scheint es, daß die Lehre von der Demuth (dienender Muth [Sinn), schon bei der Einführung des Christenthums in Deutschland von manchen Priestern nach der Weise Luthers

---

kein ander Regiment im römischen Reich zu hoffen ist, so ist nicht zu rathen, daß mans endere, Sondern flicke und plețe daran, wer da kann, weil wir leben. [Th. VI. S. 163 in tergo.]

[7]) Die Helden haben hie frisch drein gegriffen und nicht allein billig, Sondern auch löblich gehalten, unnütze böse Obrigkeit absetzen, würgen und verjagen. Daher die Griechen auch Kleinod und Geschenke durch öffentliche Gesetze zusprachen den tyrannicidis, das ist denen, welche einen Tyrannen erstächen oder umbrächten. Dem haben die Römer in ihrem Keiserthum mechtiglich gefolget und schier das mehrer Teil ihrer Keiser selbst ermordet. Aber uns ist nicht genug an solchen Exemplen, denn wir fragen nicht darnach, was die Helden oder Jüden gethan haben, Sondern was Recht und billig ist zu thun, Nicht allein für Gott im Geist, sondern auch in Göttlicher eusserlicher Ordnung des weltlichen Regiments. Denn wenn gleich noch heute oder morgen ein Volk sich aufmachet und setzet seinen Herrn ab, oder erwürget ihn; Wolan das were geschehen, die Herren müssens gewarten, bis Gott so verhinge; Aber daraus folgt noch nicht, daß darumb recht und billig gethan sei. Mir ist noch kein solcher Fall vorkommen, daß es billig were: Kann auch jetzt dießmal keinen erdenken. Die Bauern in dem Aufruhr gaben für, die Herren wolliten das Evangelium nicht lassen predigen, und schünden die armen Leute. Darumb müßte man sie stürzen. Aber ich hab solches verantwort, daß, obgleich die Herren Unrecht daran theten, were darumb nicht billig, noch recht, auch Unrecht zu thun, das ist, ungehorsam zu sein und zu zerstören Gottes Ordnung, die nicht unser ist, **Sondern man solle das Unrecht leiden.** [Th. III. S. 319.]

Daß die Obrigkeit böse und unrecht ist, entschuldigt kein Rotterei noch Aufruhr. [Th. III. S. 116 in tergo.]

[8]) Weiter, heißt es dort [Th. III. 117 in tergo], wollen wir nu auch dem christlichen und evangelischen recht sagen, denn so ihr euch rühmet und gerne höret, daß man euch Christen nenne, Und dafür wollet gehalten sein, So werdet ihr ja auch leiden, daß man euch euer Recht fürhalte. Höret nun zu, liebe Christen, euer christlich Recht. So spricht euer oberster Herr Christus, des Namen ihr füret, Matth. 5. „**Ihr sollt dem Übel nicht widerstehen, Sondern wer dich zwinget eine Meile wegs, mit dem gehe zwo Meilen. Und wer dir den Mantel nimpt, dem laß auch den Rock. Und wer dich auf den einen Backen schlägt, dem halt den andern auch dar.**" Also spricht auch S. Paulus Röm. 12. „Rächet euch selbs nicht, meine liebsten, sondern gebt raum dem Zorn Gottes." Item so lobet er auch die Korinther, daß sie gerne leiden, So jemand sie schlägt oder raubt. Item 1. Kor. 6. straffet er sie, daß sie ums Gut rechteten und nicht das Unrecht lidden. Nu sehet ihr, wie weit euch die falschen Propheten davon geführt haben, Und heisset euch noch dazu Christen, So sie euch erger, denn die Heiden gemacht haben. Denn an diesen Sprüchen greift ein Kind wol, das christlich Recht sei, nicht sich streuben wider unrecht, nicht zum Schwert greiffen, nicht sich wehren, nicht sich rächen, Sondern dahin geben Leib und Gut, daß es raube, wer da raubet. **Leiden, leiden, Kreutz, Kreutz, ist der Christen Recht und kein anders.**

verkündet worden sei. Man würde jedoch irren, wenn man glauben wollte, daß eine solche Lehre nun auch sogleich in das Leben übergegangen wäre und in den Sitten und Handlungen des Volkes sich gezeigt hätte. Der auf Naturanlagen beruhende Nationalcharakter konnte durch bloße Lehrformen nicht so schnell verändert werden, man bekannte sich also zwar äußerlich zu der neuen Religion, aber von einer Uebung der Demuth, wie sie hin und wieder ein Missionär verlangen mochte, konnte keine Rede sein. Dazu kam noch, daß das Christenthum auch bald in bloße äußere Feierlichkeiten und Kirchengebräuche überging. Das Wesen desselben trat in den Hintergrund, die Priester begnügten sich, wenn die Edlen die kirchlichen Gebräuche beobachteten, und wenn das Volk den Zehnten richtig abtrug; auf wirkliche Übung der Demuth wurde nicht gedrungen. Der deutsche Adel blieb daher kriegerisch, wie zuvor, rächte jede Beleidigung mit dem Schwerte und blieb in der Behauptung dieser Sitte so mächtig, daß das Recht, sich selbst Genugthuung zu verschaffen, sogar von den Reichsgesetzen anerkannt, und von diesen nur verlangt wurde, daß derjenige, welcher einen Andern angreifen wolle, solches seinem Gegner drei Tage vorher anzeigen müsse. (Absage-, Fehdebriefe.) Doch nicht bloß dem ritterlichen Adel wohnte solche selbstständige Sinnesart bei, sondern auch den Bürgern. Die Städte besaßen das Fehderecht wie die Ritter gegen Fürsten, Grafen und Herren, und übten dasselbe häufig aus, wie insbesondre die großen Bündnisse der Reichsgemeinden im 13. und 14. Jahrhundert gezeigt haben. Gewiß ein großes Maaß von Freiheit, wo solche Gesetze von der Reichsgewalt erlassen werden! Das war freilich durchaus nicht demüthig, aber was noch mehr beweist, daß die feige Lehre der Unterwürfigkeit nur bei dem Worte geblieben und nie zur That gekommen, sondern bald gänzlich in Vergessenheit gerathen sei, ist der Umstand, daß auch die Aufhebung des Faustrechts, welches aus dem Mißbrauche der oben erwähnten großen Freiheit entstehen mußte, nicht den Einflüssen des Christenthums, sondern vielmehr dem auflebenden Handel und den dadurch erhöhten Bedürfnissen der öffentlichen Sicherheit, sowie endlich den Wünschen des gelehrten Adels zur Einführung des römischen Rechts zuzuschreiben ist. Die zweite Hauptlehre des Christenthums, nämlich das Gebot, der Obrigkeit unbedingt gehorsam zu sein und sich derselben auch dann nicht zu widersetzen, wenn sie widerrechtlich handelt, kam eben so wenig zur wirklichen Übung im Leben. Aus dem angebornen Unabhängigkeits- und Freiheitssinne der Deutschen bildete sich vielmehr die Nationalsitte, das Recht auch gegen den Landesherrn, wenn es von ihm verletzt würde, mit gewaffneter Hand zu vertheidigen. Und diese Nationalsitte wurde in mehrerern einzelnen Ländern Deutschlands durch Verträge ausdrücklich zum Landesgesetz erhoben: Die Städte werden darin ausdrücklich der Ritterschaft gleichgestellt, und unter dem Kaiser Wenzel wurde das Widerstandsrecht (jus resistendi) mehrern von ihnen sogar wider die Reichsgewalt eingeräumt. In jeder Beziehung waren also die Bürger an unabhängiger Gesinnung und Stellung seit dem 14. Jahrhundert dem Adel ebenbürtig. Solches ergab sich schon in den Kämpfen der Zünfte wider die Patrizier oder Geschlechter. Am besten beurkunden den selbstständigen Sinn der deutschen Bürger aber einzelne geschichtliche Züge. Als z. B. Heinrich der Ältere von Meklenburg in der Stadt Wismar sich eine Wohnung zu bauen wünschte, mußte er bei der Gemeinde-Verwaltung bescheiden um die Erlaubniß dazu bitten, und Bürgermeister und Rath ertheilten solche ausdrücklich nur aus besondern Rücksichten (ob reverentiam specialem). Andere Fürsten durften nicht mit mehr Leuten in die Städte kommen, als von den Bürgern verstattet wurde, und wenn die letztern gegen ihren Landesherrn Argwohn hegten, so blieben sie, so lange er in ihren Mauern verweilte, stets unter den Waffen. Daß endlich auch die Bauern die Mißhandlungen nicht immer geduldig hinnahmen, sondern das Recht in Anspruch nahmen, wider den Druck sich zu verbinden

und zu wehren, erwieſen ſchon die bemerkten Bewegungen derſelben vom Jahr 1493 bis 1514, und wird ſich ſpäter noch beſtimmter ergeben. Selbſtſtändiger Sinn, Thatkraft, männlicher Stolz, und nicht kriechende Unterwürfigkeit lag alſo vor der Reformation im Charakter der Deutſchen aller Stände.

Da unter dieſen Umſtänden die Lehren Luthers über die Pflicht der Demuth mit dem Bildungsgrade der Zeit nicht entſchuldigt werden können, ſo wird die Denk- und Handlungsweiſe des Reformators ſcheinbar immer räthſelhafter; denn man würde ſehr irren, wenn man den Widerſtand desſelben gegen die politiſche Umgeſtaltung Deutſchlands aus ariſtokratiſchen Geſinnungen, Härte des Gemüths oder gar Schmeichelei gegen die Fürſten herleiten wollte. Luther haßte im Gegentheil jede Unterdrückung und war von Seite des Herzens mild und gütig, in Beziehung auf den Charakter aber voll von Unabhängigkeit und furchtloſer Wahrheitsliebe. Gegen die Verbeſſerungen der bürgerlichen Zuſtände war er allerdings gleichgültiger, als gegen die Reinigung der Religionslehren, und mußte dieß auch ſein, weil er aufrichtig glaubte, daß für den Chriſten die irdiſche Wohlfart keinen Werth habe. Indeſſen als gerechter und billiger Mann, der er immer war, fand er ſich durch Bedrückungen des Volkes von Seite der Fürſten immer verletzt, und tadelte die letztern mehr als einmal auf das heftigſte. Im Weſen ſelbſt war er auch der Verbeſſerung der bürgerlichen Verhältniſſe keineswegs entgegen, er hoffte zwar nicht viel davon, doch verlangte er auch in politiſcher Beziehung Gerechtigkeit. Seine Feinde haben ihm ſo oft vorgeworfen, daß ſein Benehmen hinſichtlich der politiſchen Richtung heuchelnde Schmeichelei gegen die Fürſten geweſen ſei, und auch in neuerer Zeit wird jenes Benehmen, wenn auch aus etwas andern Gründen, bitter getadelt. Um daher ein unparteiiſches und tiefer begründetes Urtheil faſſen zu können, muß man auch die Verfahrungsweiſe Luthers gegen die Fürſten genauer kennen lernen. Wir werden den Widerſtand des Reformators gegen die Verſuche der politiſchen Reformatoren bald in der ganzen Härte darlegen müſſen, die Luther damals wirklich gezeigt hat, aber auch zeigen mußte; ja in unſerer Zeit wird dieſe Härte noch größer erſcheinen, manches Gemüth erſchrecken und das Urtheil über den großen Mann wankend machen. Es wäre daher offenbare Ungerechtigkeit, wenn man nicht auch das Benehmen Luthers gegen die Fürſten in ſein volles ungetrübtes Licht ſetzen würde. Denn wer nicht aus den eigenen Worten des Reformators ſieht, wie wenig er ſich vor den Fürſten fürchtete und wie ſehr er zugleich jede Bedrückung des Volkes verabſcheute, den könnte ſeine Handlungsweiſe gegen die politiſch-reformatoriſche Richtung leicht irre machen und zu einem unrichtigen Urtheile verleiten. Hören wir daher Luther bei ſeiner Sprache gegen die Fürſten in ſeinen eigenen Worten. In einer großen Abhandlung, welche er im Jahre 1523 über die weltliche Macht und wie weit man ihr Gehorſam ſchuldig ſei, ſchrieb, behandelte er die Lehre, daß man auch widerrechtlichen Handlungen der Obrigkeit keinen gewaltſamen Widerſtand leiſten dürfe, mit beſonderer Gründlichkeit, aber eben deßhalb benutzte er auch dieſe Gelegenheit, um ſich über die Fürſten ganz offen und unumwunden auszuſprechen [9]). Er ſchildert die Herrſchſucht, den Eigennutz und die

9) Ich hab vorhin ein Büchlein an den deudſchen Adel geſchrieben, Und angezeigt, was ſein chriſtlich Ampt und Werk ſei, Aber wie ſie hienach gethan haben, iſt genugſam für Augen. Darumb muß ich mein vleis wenden und nu ſchreiben, Was ſie auch laſſen und nicht thun ſollen. Und hoffe, ſie werden ſich eben darnach richten, wie ſie ſich nach jenem gericht haben, Das ſie ja Fürſten bleiben und nimmer Chriſten werden. Denn Gott der Allmechtige unſere Fürſten toll gemacht hat, das ſie nicht anders meinen, ſie mügen thun und gebieten ihren Unterthanen, was ſie nur wollen. Und die Unterthanen auch irren und glauben, ſie ſeien ſchuldig, dem allen zu folgen. Sogar und ganz, daß ſie nu angefangen haben, den Leuten zu gebieten, Bücher von ſich zu thun, Glauben und halten, was ſie fürgeben. Da-

Tyrannei derselben mit äußerstem Freimuth, und bemerkte sogar, daß die Fürsten von jeher meistens nur Einfaltspinsel (Narren) oder Bösewichter (Buben) gewesen seien. Noch härter verfährt Luther mit den Fürsten in seiner Auslegung des 82ten Psalmen. Er wirft ihnen dort drei Untugenden vor, und kündigt ihnen geradezu ihren einstigen Untergang an [10]).

---

mit sie sich vermessen, auch in Gottes Stuhl zu sitzen, und die Gewissen und Glauben zu meistern, und nach ihrem tollen Gehirn den heiligen Geist zur Schulen füren. Geben dennoch für, man dürfe es ihnen nicht sagen, und soll sie noch Gnadjunker heißen. Sie schreiben und lassen Zeddel ausgehen, der Keiser habs geboten, Und wollen christliche gehorsame Fürsten sein. Gerad, als were es ihr ernst, und man den Schalk hinter ihren Ohren nicht merke. Denn wir sollten wol sehen, wenn ihnen der Keiser ein Schloß oder Stadt nehme, oder sonst etwas unrechts geböte, wie fein sie finden sollten, daß sie dem Keiser widerstünden und nicht gehorsam sein müsten. Nu es aber gilt, den armen Mann schinden und ihren mutwillen an Gottes wort büssen, muß es Keiserlichen Gebots Gehorsam heißen. Solche Leut hieß man vor Zeiten Buben, jetzt muß man sie christliche, gehorsame Fürsten heißen. Wollen dennoch niemand lassen zu verhör oder verantwortung kommen, wie hoch man sich auch erbeut, welches ihnen doch gar ein unerträglich Ding were, wo der Keiser oder jemand anders mit ihnen also führe. Das sind jetzt die Fürsten, die das Keiserthum in Deudschen Landen regieren, Darumb muß auch so fein zugehen, in allen Landen wie wir denn sehen. [Th. II. S. 190.]

Und sollt wissen, das von anbeginn der Welt gar ein seltsam Vogel ist umb einen klugen Fürsten, noch viel seltsamer umb einen frommen Fürsten. Sie sind gemeiniglich die größten Narren und die ergesten Buben auf Erden. Darumb man sich allzeit bei ihnen des ergesten versehen, und wenig gutes von ihnen gewarten mus, Sonderlich in göttlichen Sachen, die der Seelen Heil belangen. Denn es sind Gottes Stockmeister und Henker, und sein göttlicher Zorn gebraucht ihrer, zu strafen die Bösen, und eusserlichen Frieden zu halten. Es ist ein großer Herr, unser Gott, Darumb muß er auch solch edle, hochgeborne, reiche Henker und Bütel haben, Und will, daß sie Reichthum, ehre und furcht die Menge haben. [Th. II. S. 200.]

Ich wollt aber den verblendeten Leuten gar treulich raten, daß sie sich fürsehen für einem klein, kleinem Sprüchlein, der im 107. Psalm stehet. **Effundit contemptum super principes.** Ich schwere euch bei Gott, Werdet ihrs versehen, daß dieß klein Sprüchlein über euch in den Schwang kommt, so seid ihr verloren, und wenn auch euer jeglicher so mechtig als der Türk were. Und wird euch euer Schnauben und Toben nichts helfen. Es ist schon ein gros Theil angangen. Denn gar wenig Fürsten sind, die man nicht für Narren und Buben hält; Das macht, sie beweisen sich auch als solche. Und der gemeine Mann wird verstendig, und der Fürsten Plage, die Gott contemptum heißt, gewaltiglich daher gehet unter dem Pöfel und gemeinem Mann. Und sorge, ihm werde nicht zu wehren sein, die Fürsten stellen sich denn fürstlich und fahen wieder an mit Vernunft und seuberlich zu regieren. **Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht euer Tyrannei und mutwillen die lenge leiden, liebe Fürsten und Herrn. Da wißt euch nach zu richten, Gott wils nicht lenger haben. Es ist jetzt nicht mehr eine Welt, wie vor Zeiten, da ihr die Leute wie das Wild jaget und triebet. Darumb lasset euer Frevel und Gewalt und denkt, daß ihr mit Recht handelt.** [Th. II. S. 101.]

[10]) Die erste Untugent ist, daß sie sich Gottes wort zu fördern nichts annehmen. Wenn sie nur hetten, was sie wollen, wo Gott und sein Wort bleibe, da fragen sie nicht so viel nach. Die ander Untugent, daß sie auch das weltlich Regiment nicht achten, die armen und elenden mit Recht und Schutz zu versehen. Und nicht allein sind sie hierin unachtsam und verseumlich, Sondern plagen wohl auch selbst ihre Unterthanen mit Gewalt und Unrecht, oder sehen durch die Finger, daß durch andere geschicht. Und soll und mus doch niemand sagen, daß unrecht ist, damit sie ja bald reif werden zur Strafe und ihre Bosheit vollenden und das Register beschließen. Die dritte Untugent, daß sie im finstern wandeln, und leben in solchem göttlichen Stand und Ambt allein für sich selbs, gerade, als hetten sie die Oberkeit dazu bekommen, daß sie ihren Nutz und ehre, ihre Lust und mutwillen, ihren Stolz und Pracht sollten suchen und treiben, und niemand nicht schuldig, damit zu dienen oder zu helfen. Das ist denn ein lauter Weltlich, finster Leben, da sie nicht wissen, was sie thun oder nicht thun sollen, sondern gehen daher wie die Blinden, sehen auch nicht, was ihr Ampt foddert. Darumb müssen sie fallen und untergehen, wie sie verdienen. Und sollt doch ja ein menschlich Herz gar höchlich erschrecken, wenn es höret, was für ein urtell und rede im Himmel über solche Tyrannen ginge. Denn dieser Vers (Es werden alle Grundfesten des Landes umbfallen) zeigt deutlich genug an, daß sie für Gott und allen Engeln die Ehre haben, daß man sie hält für Verechter und Verfolger Gottes Worts, für frevele und untüchtige Oberherren, Dazu die blind sind und in Finsterniß gehen, und in Kurzem sollen gestürzt werden. Solcher Rede ist der ganze Himmel voll, und wird derselben auch die Erde voll durch diesen Vers. Aber dagegen haben sie sich gerüstet mit einem starken dicken

Wir könnten dergleichen Stellen noch eine Menge anführen, doch es mögen die angezogenen genügen. Man überzeugt ſich ſchon aus ihnen, daß der dem Reformator gemachte Vorwurf eines Fürſtenſchmeichlers handgreifliche Verläumdung iſt. Es erhellt ferner aus den angeführten Stellen, daß Luther auch kein Vertheidiger der Tyrannei war, ſondern die bürgerliche Unterdrückung ebenfalls verabſcheute, und auch in politiſcher Beziehung das Gute redlich wollte. Aber durch ſeine tiefe Überzeugung, daß das Weſen des Chriſten im Leiden beſtehe, und daß namentlich Widerſetzung gegen die Obrigkeit von Gott unbedingt verboten worden ſei, war er in Beziehung auf die Wahl der Mittel in einen engen, nicht zu überſchreitenden Kreis gebannt. Er konnte nach ihr keine andere politiſche Reform zugeben, als eine ſolche, welche von den Fürſten ſelbſt ausgehe. Darum wandte er ſich, in Beziehung auf bürgerliche Verbeſſerungen, niemals an das Volk, ſondern immer an die Fürſten, und ſuchte dieſe bald bittend, bald drohend zur freiwilligen Gewährung deſſen, was recht und billig wäre, zu vermögen. Wenn aber die Fürſten nicht wollten, ſo würden ſie zwar ihre Strafe erhalten, und er drohte ihnen ſogar, wie wir geſehen haben, mit ihrem gänzlichen Sturze und Untergang; indeſſen Gott ſelbſt ſollte ſie ſtürzen, das Volk dagegen dürfe nie in deſſen Strafamt eingreifen, alſo niemals ſich ſelbſt Recht ſchaffen, nie Gewalt brauchen. Die Männer, welche nach der politiſchen Reform Deutſchlands ſtrebten, befolgten Anfangs einen ähnlichen Gang. Sie wollten die Reform urſprünglich ebenfalls auf gütlichem Wege erwirken, und boten daher alle ihre Beredſamkeit auf, die Fürſten zur freiwilligen Gewährung derſelben zu bewegen. Allein ſie wurden bald belehrt, daß alle ihre Bemühungen vergeblich ſeien. Luther hatte wohl im Grunde dieſelbe Meinung; aber er zog daraus nur den Schluß, daß man im Chriſtenthum Troſt ſuchen und alles Gott anheim ſtellen müſſe, der zu ſeiner Zeit die Fürſten hart genug ſtrafen würde. Einen weſentlich andern Schluß zogen dagegen diejenigen, welche neben der religiöſen, auch noch nach der politiſchen Reform ſtrebten. Wenn Vernunft und Güte, ſagten dieſe, bei den Fürſten nichts gilt, ſo muß man zu wirkſamern Mitteln ſchreiten ..... man muß Gewalt brauchen. Dieſen Schluß konnte jedoch Luther nie zugeben, ohne alles zu widerrufen, was er nach dem Evangelium bisher ſo eifrig gelehrt hatte. Nach dieſem beſtehe ja das Weſen des Chriſten im Leiden, in dem geduldigen Ertragen des Unrechts. Die weltliche Wohlfart gebühre ja nur den Heiden, nicht den Chriſten. Diejenigen alſo, welche die bürgerlichen Verbeſſerungen mit Gewalt durchſetzen wollten, zeigten eben dadurch, daß ſie nicht leiden, nicht dulden, mithin nicht Chriſten ſein möchten: ſie müßten aber vollends deßhalb verdammt werden, weil ſie ein zweites ausdrückliches Gebot Gottes verletzten, nämlich jenes des unbedingten Gehorſams gegen die Obrigkeit. Der Reformator hatte noch überdieß die feſte Überzeugung, daß das rechte Verſtändniß der chriſtlichen Lehre in der Chriſtenheit nicht bleiben könne, wenn nicht ſorgfältig zwiſchen Chriſtus Reich und der Welt Reich unterſchieden würde. Er befürchtete daher von dem gewaltſamen Durchführen der politiſchen Reform, wodurch jener Unterſchied verwiſcht werden müßte, auch eine Gefahr für das Beſtehen der neuen Religionslehre, und mußte dadurch zu noch ſtärkerem Widerſtand getrieben werden. An dieſem Punkte gingen denn die Wege des religiöſen und des politiſchen Strebens auseinander, und es ſtellten ſich zwei ſelbſtſtändige weſentlich verſchiedene Richtungen heraus. Die politiſche Richtung wollte zwar auch die kirchliche Reform, aber zugleich mit einer ſtaatsrechtlichen Umgeſtaltung Deutſchlands, welche wegen des

---

Unglauben, der ſchaffet ihnen ein ſteinern Herz und einen eiſern Kopf, daß ſie ſolcher Rede nicht achten, und mit Trotz und Stolz ihres Urtheils gewarten. Wolan ſo laſſe man ſie auch fahren immer zum Teufel zu, weil ſie es ja nicht anders wollen. [Th. V. S. 158 in tergo und S. 159.]

Widerstandes der Fürsten gewaltsam erzwungen werden müsse: die religiöse Tendenz hatte dagegen das Heil der Seele zum Gegenstande, und weil dieses mit dem Streben nach weltlicher Wohlfart nichts zu thun habe, mit einer gewaltsamen Widersetzung gegen die Obrigkeit aber vollends unvereinbarlich sei; so müsse die Verbesserung der Staatsverhältnisse, wo solche von den Fürsten verweigert würde, unbedingt dem Seelenheil aufgeopfert werden. Sobald Luther von dem Dasein der politischen Richtung Spuren sah, wirkte ihr sogleich entgegen. Schon an Hutten hatte er geschrieben (1521), daß, nach seinem Willen, für das Evangelium nicht gewaltsam gekämpft werden sollte. Als aber die Absichten Sickingens auf eine Staatsumwälzung ruchbar wurden, so gerieth der Reformator in tiefen Unmuth, weil er nun die Kirchenverbesserung in dringende Gefahr gesetzt zu sein glaubte. Mit äußerstem Nachdruck erklärte er sich deßhalb wider die Entwürfe der kühnen Ritter. Das war eine üble Durchkreuzung der Pläne Huttens und Sickingens. Seit dem Auftreten Luthers war eine politische Reform Deutschlands nicht bloß der Wunsch der öffentlichen Meinung, sondern auch entschiedener Plan der würdigsten Männer unsres Volkes.

Reine Vaterlandsliebe war die Triebfeder dieses Strebens. Man wollte Deutschland durch Entfernung alles Fremden und Ausländischen, namentlich des römischen Rechts, seine eigenthümliche Nationalität und durch Mäßigkeit und Einfachheit, seine alte Einfalt und Sittenreinheit wiedergeben: der Ruhm und die Größe des Vaterlandes gegen Außen sollte durch die Befestigung der Reichseinheit, also durch Wiederherstellung einer wirksamern und mächtigern kaiserlichen Gewalt gesichert werden: endlich sollte auch das Loos der untern Volksklassen verbessert werden, indem man denselben nicht nur Antheil an der Ernennung der Richter einräume, sondern auch durch Verminderung der Macht und des Aufwandes der Fürsten Erleichterung in den Abgaben erwirke. Einem solchen Streben mußte natürlich das Auftreten Luthers höchst willkommen sein. Letzterer ging ja auch von Grundsätzen der Freiheit aus, er verlangte die Abschüttelung des päpstlichen Joches, er lehnte sich ja ebenfalls wider eingerissene Mißbräuche auf. Nichts konnte auch in der That dem Plane einer politischen Reform Deutschlands förderlicher sein, als die gleichzeitige Abstellung der päpstlichen Macht, die so drückend auf Deutschland lag. Mit ungemeiner Freude kamen daher Hutten und Sickingen dem religiösen Reformator entgegen. Sie mochten wohl glauben, in ihm eine Stütze, einen Beförderer ihrer politischen Bestrebungen zu finden, und Hand in Hand mit ihm das ersehnte Werk der völligen Reform Deutschlands, also der politischen sowohl als der kirchlichen durchzuführen. Allein sie irrten sich sehr. Wo sie einen Freund zu finden hofften, fanden sie einen Feind, und zwar keinen heimlichen, hinterlistigen, sondern einen offnen, redlichen, graden Feind: wo sie einen mächtigen Bundesgenossen zu gewinnen wähnten, erstand ihnen der entschiedenste, gefährlichste Gegner, und noch dazu ein überlegener Gegner.

Die beiden patriotischen Ritter wurden über dieses Benehmen Luthers betroffen; indessen sie glaubten doch nicht, daß dadurch alle Hoffnung auf Durchführung ihrer Entwürfe vernichtet sei. Sie rechneten vielmehr immer noch auf den Beistand der Städte: selbst die Genehmigung des Kaisers und dessen mächtigen Schutz hofften sie der Staatsumwälzung noch zu erwerben, wenn nur die ersten Versuche dazu gelungen wären; sie beschlossen darum ihr Unternehmen auch wider den Willen Luthers auszuführen. Franz von Sickingen benützte seine Eigenschaft als kaiserlicher Feldhauptmann, um durch Werbung ein zahlreiches Heer aufzustellen. Dieß gelang ihm so gut, daß im Sommer 1522 schon 2000 Reiter und 10,000 Fußgänger um ihn versammelt waren. Zugleich wurde die Bestimmung des geworbenen Heeres Anfangs

geschickt verschleiert, indem man vorgab, dasselbe im Kriege gegen Frankreich für den Kaiser zu verwenden; alle Umstände schienen daher dem wichtigen Unternehmen günstig zu sein.

Die Macht der Fürsten sollte beschränkt, und zu dem Ende einer um den andern angegriffen werden. Gegenüber dem Churfürsten Richard von Trier hatte Sickingen einen schicklichen Vorwand zur Fehde, weil Richard dem Ritter die Rechtshülfe gegen zwei seiner Unterthanen verweigerte. Im September 1522 rückte Franz im Gebiete von Trier ein, eroberte außer St. Wendel noch mehrere Burgen und erschien endlich siegreich vor Trier selbst. Schon während seines Vordringens hatte er Aufrufe an die Bevölkerung des Churfürstenthums erlassen, worin er sie aufforderte, zur Erringung der kirchlichen Freiheit mit ihm sich zu verbinden; vor Trier suchte er dagegen unmittelbare Verbindungen mit den Bürgern herzustellen. Zugleich wurde die Belagerung der Stadt mit dem größten Nachdruck betrieben. Allein obschon Trier plötzlich überfallen worden war, und mit Ungestüm berannt wurde, so vermochte Sickingen die Stadt dennoch nicht zu nehmen. Die Belagerung zog sich wegen des tapfern Widerstandes des Churfürsten vielmehr in die Länge, und jetzt wurde das Unternehmen der Patrioten bald hoffnungslos. Da die Städte keine Geldbeiträge leisteten, so reichten die Mittel Sickingens nicht aus, um sein geworbenes Heer lange im Feld zu unterhalten. Die rasche Einnahme von Trier war daher für ihn nothwendig, und doch vermochte keine Anstrengung ihn zum Ziele zu führen. Nun blieben vollends die erwarteten Zuzüge von Freunden aus, sowie noch überdieß die nächsten Fürsten zur Entsetzung von Trier heranzogen. So sorgfältig nämlich Sickingen den eigentlichen Zweck seiner Unternehmung zu verschleiern gesucht hatte, so blieb dieser den Landesherren doch nicht verborgen. Es kamen vielmehr Gerüchte in Umlauf, daß es auf große Staatsveränderungen abgesehen sei, und als die Söldner Sickingens selbst Äusserungen der Art fallen ließen, so eilten zunächst der Pfalzgraf Ludwig bei Rhein und der Landgraf Philipp von Hessen dem Churfürsten von Trier zu Hülfe. Als sie zum Entsatz von Trier heranzogen, überzeugte sich Franz von Sickingen, daß sein Versuch gescheitert sei. Zu schwach, um der vereinigten Macht dreier Fürsten zu widerstehen, hob er die Belagerung von Trier am siebenten Tag der Berennung auf, und nahm noch vor dem Eintreffen des heranziehenden Entsetzungsheeres den Abzug. Der Churfürst von Trier war also gerettet; dessen ungeachtet wollten seine beiden Verbündeten die Waffen nicht niederlegen, denn es galt ja der völligen Erdrückung aller revolutionären Zwecke. Darum ergriffen die drei verbündeten Landesherren nun ihrerseits die Offensive, verfolgten den weichenden Sickingen, und belagerten denselben in seiner festen Burg Landstuhl, ohnweit Kaiserslautern.

So endete die wichtige Unternehmung Sickingens und Huttens vom Jahre 1522, ein Versuch, welcher zu den großartigsten Ereignissen hätte führen können, durch den Widerstand Dr. Martin Luthers aber nothwendig scheitern mußte. Warum diese Nothwendigkeit gegeben war, läßt sich erst aus dem weitern Gang der Kirchen-Verbesserung nachweisen. Wir wenden unsre Blicke daher wieder dem Reformator zu, der unterdessen auf der Wartburg verborgen blieb, und die stille Einsamkeit benützt hatte, sein großes Werk durch einen entscheidenden Schritt der Vollendung näher zu führen.

Sechstes Hauptstück.

Innere Begründung der Reformation. Äußere Ausdehnung derselben.

(Vom Jahr 1521 bis 1524.)

So lange mit dem christlichen Priesterthum Gefahr und Entbehrung verbunden war, zählte es begeisterte Menschenfreunde in seiner Mitte, welche die Lehre des Meisters ernstlich zur Veredlung der Völker anzuwenden strebten. Man drang daher in den Geist der Religion der Liebe ein, und suchte denselben lebendig unter den Völkern zu verbreiten. Die Einführung des Christenthums in Deutschland offenbarte alles dieß häufig sehr klar, und die erste Wirkung der neuen Lehre erwies sich eben darum in unserm Vaterlande entschieden als wohlthätig. Als aber die Kirche zu einer äußern Staatsmacht überging, als die Priester reich und üppig wurden, so gerieth der Geist der Lehre Jesu allmälig in Vergessenheit, und der fruchtbare Kern schrumpfte sichtbar zur leeren Hülse ein.

Je weiter die Zeit nun forrückte, und je mehr sie sich dem 16. Jahrhunderte näherte, desto mehr ging das Christenthum in bloße Formen und äußere Gebräuche über. Das Bewußtsein und die Kenntniß des Inhalts verlor sich immer entschiedener, und unmittelbar vor der Reformation war dieß so weit gekommen, daß das eigentliche Wesen der Lehre gänzlich vergessen war und daß sogar die große Mehrheit der Priester (die vielen Mönche mit eingerechnet) von dem wirklichen Inhalte und den unterscheidenden Merkmalen derselben kein Wort wußte. Alles dieß änderte sich aber durch das Auftreten Luthers auf einmal gewaltig. Der Reformator zog das Evangelium, wie er sich selbst ausdrückte, wieder unter der Bank hervor, das heißt, er ging von den Formen und äussern Gebräuchen der Kirche wieder auf den Inhalt der Lehre Christi zurück, schöpfte diesen unmittelbar aus den Quellen selbst und lehrte ihn mit ungemeiner Klarheit, Vollständigkeit und Richtigkeit. Luther fühlte und erkannte höchst deutlich, daß der Inhalt des Christenthums untergegangen sei: diese lebhafte Überzeugung war die stärkste Triebfeder seiner Thätigkeit: daraus ging der Entschluß hervor, alle seine Kräfte daran zu setzen, um den Inhalt der christlichen Lehre unter dem Volke zum Bewußtsein zu bringen. Der seltene Mann unterzog sich auch diesem Geschäfte mit einer Liebe, Ausdauer und einem Aufwande von Kraft, der uns wahrlich mit Bewunderung erfüllen muß. Sein scharfer Blick zeigte ihm bald, daß das Gelingen seiner Unternehmung hauptsächlich davon abhänge, die Lehren des Christenthums in der Sprache des Volkes vorzutragen, also deutsch zu schreiben, was bis dorthin ganz ungewöhnlich war. Er that es und zeigte sich dabei als ein solcher tiefer Kenner und Beherrscher unserer Sprache, daß er zur gegenwärtigen wissenschaftlichen Ausbildung derselben den Grund legte. Deutschland besaß damals noch keine Schriftsprache, weil die Gelehrten nur lateinisch schrieben und sich dem Deutschen entfremdeten. Dieß war so sehr der Fall, daß populäre Schriften, wie Brandts Narrenschiff, übersetzt ins Lateinische werden mußten, um sie für die Gelehrten genießbar zu machen. Jedes einzelne Land hatte ferner seinen eigenen Dialekt: aus diesen hätten sich so gut besondere selbstständige Idiome bilden können, wie z. B. das Holländische, und dann war Deutschland auch innerlich und geistig

auf immer zerrissen. Allein Luther entfernte diese Gefahr, indem er durch die Anmuth, die Fülle und die Gewandtheit seines Ausdruckes alles hinriß, und dadurch die Sprache seines Landes zur allgemeinen Nationalsprache erhob. Auf solche Weise wurde er der Retter der organischen Einheit Deutschlands und der Schöpfer des Herrlichsten, was wir besitzen, unserer schönen Sprache. Unermüdet thätig für seinen religiösen Zweck, entwickelte er nun die Lehren des Christenthums deutsch, und zog dadurch schnell die Aufmerksamkeit und die Theilnahme des Volkes an sich. Bald fand er aber, daß auch damit noch nicht ganz gedient sei, sondern daß er noch eine größere Aufgabe zu lösen habe, um seine Absichten vollkommen zu erreichen. Es handelte sich nämlich darum, das Volk selbst den Quellen der christlichen Lehre näher zu führen, und demselben folglich die Bekanntschaft mit der Bibel durch eigenes Lesen möglich zu machen. Doch welche Unternehmung war eine Bibel-Übersetzung für die Bildungsstufe und die wissenschaftlichen Hülfsmittel jener Zeit? In der That schienen die Hindernisse und Schwierigkeiten fast unüberwindlich. Doch der Reformator unternahm mit einer Kühnheit, die nur Ihm eigen war, gleichwohl das Werk. Die Einsamkeit der Wartburg war es, die ihm den Gedanken und die Muße zur Übersetzung der Bibel gab: dort löste er im Jahr 1521 die Aufgabe in einer Weise, daß seine Arbeit für alle Zeiten unerreicht da stehen wird. Man hat diese Meinung für übertrieben und selbst für lächerlich erklären wollen, allein sie ist es nicht, sondern vielmehr völlig wahr, wenn man sich nur über ihren eigentlichen Sinn verständiget. Die Behauptung wäre freilich lächerlich, daß der weit vorgerückte Stand unserer Bildungsstufe nicht zu einer eben so guten Verständniß der Bibel fähig sei, wie im Reformationszeitalter: im Gegentheil steht unsere Wissenschaft in dieser Beziehung hoch über Luther. Allein der Vorzug der lutherischen Übersetzung, welchen keine Zeit mehr erreichen kann, liegt nicht in diesem Umstande, sondern in dem einfachen, jedoch tiefen Naturgesetze, daß das Reformationszeitalter in den Stufenaltern der organischen Entwickelung noch an die Kindheit grenzte und dadurch der Zeit, wo die Bibelstücke geschrieben wurden, näher stand. Nur dadurch wurde es möglich, den Inhalt der letztern mit jener kindlichen Gemüthlichkeit und Einfalt, die der Bibel eigen ist, auch in unserer Sprache wieder zu geben. Jetzt, wo wir in der organischen Entwickelung den männlichen Zuständen uns nähern, und unsere Art, zu denken und zu fühlen, wovon der Ausdruck der Sprache abhängt, ernster und männlicher wird, ist es ohne Affektation niemals mehr möglich, einer Bibelübersetzung jene kindliche Einfalt einzuhauchen, die offenbar Charakter der Bibel ist; und darin, darin allein liegt der Grund, daß die Übersetzung Luthers in allen Zeiten unerreicht bleiben wird.

Man möchte vielleicht die Erörterung dieses Punktes für eine unnütze Abschweifung von unserm eigentlichen Gegenstande halten. Indessen mit Unrecht, die vorstehenden Bemerkungen waren für unsern Zweck unerläßlich, weil wir hierdurch in den Stand gesetzt werden, die ungeheure Einwirkung Luthers auf seine Zeit zu begreifen. Der Hauptvorzug des Reformators war nämlich, wie gesagt, seine ausserordentliche Macht über die Sprache. Noch nie hat sich die Wahrheit, daß die letztere der Abdruck des innern Menschen sei, glänzender gezeigt, als bei Luther. Wie er von allen Zeitgenossen so sehr verschieden und ausgezeichnet war; so ist es auch seine Schreibart: er malt sich beständig darin ab, bald in dem heftigen Gähren seiner Gefühle und dem furchtbaren Toben seiner Leidenschaft, bald in der Ruhe und Klarheit der liebenswürdigsten Gemüthlichkeit und kindlichsten Einfalt. Alle Sätze, die der denkwürdige Mann schrieb, haben eine ungesuchte, natürliche Eigenthümlichkeit, an der man auf den ersten Blick ihren Verfasser erkennt. Luther hatte ein ungemein reiches und tiefes Gemüth, eine unverderbte, sittlichreine Natur und eine

ungeheuchelte, völlig unbewußte kindliche Einfalt. Alle diese Schätze aber ergoß er bei seiner entschiedenen Beherrschung der Sprache über seine Bibelübersetzung, und ertheilte dadurch der letztern in seinem Zeitalter einen Zauber, der die Herzen unwiderstehlich anzog. In dieser Sprache erkannte man erst die Sanftmuth Christi und die rührenden Ergießungen seiner Menschenliebe, in ihr erst die tiefe, heilige Glut der orientalischen Poesie, wie sie aus vielen Stellen des alten Testaments, insbesondre einiger Propheten, zu uns spricht. Luther war selbst Dichter, und in der Sprache der Dichtkunst wiedergegeben, erweckte die übersetzte Bibel eine poetische Begeisterung des gesammten Zeitalters, und jetzt erst wurden die Gemüther von dem Inhalte der christlichen Lehre lebendig ergriffen und zwar schwärmerisch ergriffen. Der Haupthebel der Reformation war daher die Bibelübersetzung, ihr ist vorzugsweise das Gelingen der großen Unternehmung zu danken. Der Erwecker der christlichen Lehre begnügte sich indessen nicht damit, auch den Ungelehrten die Bekanntschaft mit der Bibel durch eigenes Lesen möglich zu machen, sondern er half auch fortwährend durch Auslegungen nach. Er erklärte bald diesen, bald jenen Abschnitt der Bibel, schrieb bald über diese, bald über jene einzelne Lehre des Christenthums eine ausführliche Abhandlung und brachte dadurch allmählich alle wesentlichen Sätze desselben zur öffentlichen Erörterung. Diese Erörterungen gingen durch den Widerspruch der Gegner meistens in Streit und Kampf über, und regten dadurch die Geister nur noch mehr auf. Da der Kampf von Seite Luthers größtentheils in deutscher Sprache geführt wurde, und da die Bibelübersetzung die Gebildeten des Volkes in den Stand gesetzt hatte, die Streitpunkte selbst wenigstens im Allgemeinen zu verstehen; so nahm ein zahlreicher Theil des Volkes an den Streitigkeiten sehr lebhaften Antheil, und wurde dadurch mit dem Inhalte des Christenthums und dessen unterscheidenden, charakteristischen Merkmalen immer genauer bekannt. Dazu kam noch, daß in den Kirchen deutsche Lieder eingeführt wurden und die poetische Stimmung, welche durch die Bibelübersetzung hervorgerufen worden war, eine neue Nahrung bekam. Die Gemüther wurden daher immer mehr gehoben und begeistert, und so geschah denn das, was seit der Einführung des Christenthums nie geschehen war, es wurde der Inhalt der christlichen Lehre selbst zur Kenntniß und zum Bewußtsein des Volkes gebracht. In dieser Thatsache liegt der eigentliche Charakter der Reformation. Letztere hat also nicht Glaubenssätze, welche das Volk wußte und kannte, geändert, sondern sie hat vielmehr die ganze christliche Religion, welche vorher für das Volk dem Inhalte nach niemals vorhanden war, lebendig gemacht, und das Christenthum also eigentlich erst eingeführt. Wie wahr dieß sei, zeigt sich in den Wirkungen, welche die neue Lehre auf die Gemüther und die Denkungsart des Volkes und die ganze Richtung der Zeit mit unwiderstehlicher Macht ausübte. Wir haben gesehen, daß vor der Reformation die beiden Hauptlehren des Christenthums, alle Mißhandlungen ruhig zu ertragen und der Obrigkeit auch bei widerrechtlichen Handlungen gehorsam zu sein, niemals zur wirklichen Übung gebracht werden konnten [1]). Jetzt aber, wo der Inhalt der christlichen Religion zum Bewußtsein des Volkes gekommen war, geschah dieß. Jene Lehren waren durch Luther lebendig geworden, das Volk erkannte dieselben als ausdrückliche und unmittelbare Gebote Gottes an, glaubte tief und innig, ohne deren Befolgung kein Christ zu sein, also der ewigen Seligkeit nicht theilhaftig zu werden, und gerieth daher schon bei dem Gedanken deren Übertretung in Furcht und Schrecken.

[1]) Das Christenthum wird hier in dem Sinn genommen, wie bei der ersten Einführung einige Missionäre ihn aufgefaßt haben mochten, und er später von Luther so eifrig gelehrt wurde. Diese Bemerkung gilt auch von dem Vortrag auf Seite 48, und wir wollen also keineswegs gesagt haben, daß die fragliche anstößige Lehre dem Religionsstifter selbst zuzuschreiben sei.

Nachdem eine ſolche Richtung mit Tiefe und Kraft einmal angeregt war, wirkte ſie auch im gleichen Sinne fort, und erwachtes Bewußtſein des Inhalts der chriſtlichen Lehre blieb überall der vorzüglichſte Charakterzug der Reformation.

Gleichzeitig nahm auch die äußere Ausbreitung der neuen Lehre ungemein ſchnell zu. Die Schriften Luthers machten durch ihre unverkennbare innere Wahrheit, nicht minder durch ihre Kraft und Wärme einen unwiderſtehlichen Eindruck, und wurden eben darum von den Freunden desſelben auf das eifrigſte verbreitet. Dazu waren aber die damaligen Verhältniſſe des Buchhandels beſonders günſtig. In Folge der Ausdehnung der Buchdrucker-Geſchäfte bewarben ſich die Beſitzer derſelben ſehr eifrig um Handſchriften, damit ihre Werkſtätten Beſchäftigung erhielten. Da nun die Reformatoren für ihre Arbeiten niemals einen Lohn verlangten, ſondern ſchon zufrieden waren, wenn nur ihre Ideen unter das Volk gebracht wurden, ſo war den Buchdruckern der Verlag bedeutend erleichtert. Sie vervielfältigten daher die Handſchriften, und ſandten alsdann Leute aus, welche die Bücher auf öffentlichem Markt oder in den Häuſern zum Verkauf anboten. So verbreiteten ſich die Schriften Luthers bald über den größten Theil Deutſchlands, und im Jahr 1519 ergriffen die reformatoriſchen Ideen ſchon Oſtfriesland. Bald nachher zeigten ſie ſich auch in Oberalemannien, da auch dorthin die Schriften Luthers gedrungen waren. In Baſel befanden ſich bei Beginn der Reformation nicht nur mehrere berühmte Männer von der freiſinnigen Richtung, ſondern es wurde auch das Buchdrucker-Gewerbe und der Bücherverkehr beſonders ſchwunghaft betrieben [2]). Von Baſel aus gingen nun die verſchiedenen Schriften Dr. Martins auf die übrige Schweiz über.

Die Zahl der Kantone, welche thatſächlich aus dem Reichsverband getreten waren, hatte ſich inzwiſchen auf 13 erhöht, und dieſe bildeten nun einen beſondern Staatenbund, deſſen obere Leitung die Tagſatzung übernahm [3]). Aus der Freiheit hervorgegangen, hätte dieſer auch der kirchlich-reformatoriſchen Richtung befreundet ſein ſollen; indeſſen die ſtaatliche Macht befand ſich meiſtens ſchon im Beſitz vornehmer oder reicher Geſchlechter, und letztere befürchteten, wie im übrigen Deutſchland die Fürſten, von der Neuerung Beeinträchtigung ihrer Vorrechte. Von Oben herab war man daher Anfangs der Reformation in der Schweiz weniger geneigt, wie ſich namentlich in Bern erwies: gleichwohl war der Fortſchritt in ſittlicher Beziehung auch in Oberalemannien ein ſo dringendes Bedürfniß, daß freiſinnige Männer wenigſtens theilweiſe durchzudringen vermochten. Zu denſelben gehörten unter andern der gelehrte Joachim Vadian in St. Gallen, welcher ſelbſt als Laie eifrig für die Reformation wirkte, und Ulrich oder Huldreich Zwingli aus Wildhaus, am Fuße des Säntis. Zwingli, ein Theologe, hatte außer Wien auch die hohe Schule in Baſel beſucht, und namentlich an letzterem Ort neben der gründlichen wiſſenſchaftlichen

[2]) Man hat noch jetzt eine ganze Maſſe von deutſchen Geſchichtsquellen und umfaſſenden juriſtiſchen Werken, z. B. von Alciatus, welche im 16. Jahrhundert zu Baſel gedruckt wurden. So auch die Ausgabe der alten Rechtsbücher von Herold u. ſ. w. Dieß ſchon beweiſt mit Rückſicht auf die damaligen Hülfsmittel der Buchdruckerkunſt die außerordentliche Ausdehnung derſelben zu Baſel im bemerkten Zeitraum.

[3]) Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Baſel, Solothurn, Freiburg, Schaffhauſen und Appenzell. In dieſer Reihenfolge zählt ſchon Sleidan die eidgenöſſiſchen Kantone des 16. Jahrhunderts auf Lib. III: Porro, tredecim hodie continentur pagis, uti vocant, Helvetii. Hi sunt Tigurini, Bernates, Lucernates, Vrani, Suitenses, Vnterualdii, Tugiani, Glareani, Basilienses, Solodurii, Friburgii, Schafusiani, Apecellenses. Hi sunt arctissimo fœdere coniuncti, per iusiurandum, & æquali vtuntur iure, ac veluti communem rempublicam administrant.

Bildung eine freisinnige Anregung erhalten. Da dieselbe durch Erasmus (seit 1516 in Basel) auch nach den Universitätsstudien bedeutend genährt wurde, so hegte Zwingli mit seinen nähern Freunden schon vor dem Auftreten Luthers ähnliche Gedanken, als letzterer [4]). Solches war bereits im Jahr 1516 der Fall [5]), wo der schweizerische Reformator im Kloster Einsiedeln lebte, und auf die Beförderung des Bibellesens, sowie die Entfernung anstößiger Kirchenformen hinwirkte. Bei der Durchsicht der ersten Schriften Luthers fand Huldreich dem Wesen nach nur seine eignen Ueberzeugungen; auf die Ausbildung der letztern hatte also der kühne Sachse keinen Einfluß geäußert, desto größern hingegen auf die äußere Geltendmachung derselben.

In der öffentlichen Wirksamkeit Luthers machten vornehmlich zwei Umstände auf alle edlere Menschen einen besondern Eindruck: die auffallende Uebereinstimmung seiner Lehren mit dem wahren Geist der Evangelien und der unerschrockene Muth bei ihrer Vertheidigung. Auch Zwingli ward von beiden Thatsachen überrascht, und äußerte sich sehr nachdrücklich in solchem Sinne, indem er zugleich mit rühmlicher Bescheidenheit die große Ueberlegenheit Dr. Martins anerkannte [6]). Sonst ging er freilich nur seinen eigenen Weg, und hielt es nicht einmal für nothwendig oder selbst gerathen, mit den Schriften des sächsischen Reformators gründlicher sich bekannt zu machen; dessenungeachtet ward letzterer auch in der Schweiz die Veranlassung zur Kirchenverbesserung. Sein Ruf verbreitete sich unaufhaltsam in den verschiedenen Kantonen, und seine Schriften folgten demselben auf dem Fuße. Ja man hielt ihn so sehr für den Urheber der neuen Ideen, daß man Ulrich Zwingli den Lutheraner nannte, als dieser bei seiner Anstellung in Zürich (1519) der Durchführung seiner reformatorischen Grundsätze näher ging. Die Gährung, welche aus dem Auftreten Luthers weit und breit in den Gemüthern entstand, regte auch in Zürich vielfältige Fragen an, wodurch Zwingli zur Offenbarung seiner Ansichten gedrängt wurde. Gleich Luther eröffnete er den Kampf gegen die römische Kurie mit dem Widerstand gegen den Ablaß, welcher in Zürich von einem Franziskaner-Mönch, Namens Samson aus Mailand, geprediget wurde [7]). Später folgte ein heftiger Angriff auf die Ehelosigkeit der Geistlichen, und hiebei zeigte sich der Reformator schon so entschieden, daß er das Cölibat für eine Erfindung des Satans erklärte [8]). Die Grundsätze Zwingli's fanden so großen Beifall, daß sich die Bevölkerung von Zürich täglich mehr der Kirchenverbesserung zu-

---

[4]) Er erklärte unter anderm, daß er die Betrügerei des Ablasses nicht aus den Schriften Luthers, sondern schon vorher aus einer Disputation seines Lehrers Wytembach von Biel kennen gelernt habe. (Schlußreden bei d. XVIII. Art.)

[5]) Zwingli gibt selbst das Jahr 1516 als den Anfang seiner reformatorischen Wirksamkeit an. „Ich hab vor und ehe dhein Mensch in unserer Gegne üts von des Luters Namen gwüßt hat, angehebt das Evangelion Christi zu predgen im Jahr 1516." (Schlußreden am angeführten Ort.)

[6]) „Luter ist, als mich bedunkt, so ein treffenlicher Stryter Gottes, der da mit so großem Ernst die Gschrift durchfündelet, als dheiner in tusend Jahren uf Erden je gsyn ist, und mit dem mannlichen unbewegten Gmüt, damit er den Papst von Rom angegriffen hat, ist ihm dheiner nie glych worden, als lang das Papstthum gewähret hat. Was ich in siner Gschrift gelesen hab, das ist gemeinlich so wol besehen und gegründt im Wort Gottes, daß nit müglich ist, daß 's ghein Creatur umkehr." Zwingli a. a. O.

[7]) Sleidan Lib. I. in fine: Docebat hoc tempore Tiguri, in Heluetiis Viricus Zuinglius, qui sub initium huius anni venerat eo, vocatus, quum antea Glaronæ & in eremo, quem vocant, Diuæ virginis docuisset. Non multo post venit illuc, missu Pontificis, indulgentiarum, vt aiunt, præco, Samson Mediolanensis, Franciscanus, vt pecuniam emungeret. Ei sese fortiter opponit Zuinglius, ac impostorem esse docet.

[8]) Sleidan Lib. III: In eandem quoque sententiam scribit Zuinglius ad omnes Heluetios. Monet, ne veræ doctrinæ cursum impediant, neque sacerdotibus maritis vllam faciant molestiam: cœlibatus enim præceptum authorem habere Satanam.

neigte, bis endlich (1522) ſelbſt der Rath dem Beiſpiele zu folgen begann. Zu Anfang des folgenden Jahres (1523) hielt Zwingli zur Erörterung der ſchwebenden Streitfragen eine berühmte Disputation in Zürich, welcher von Seite der Kurie der Generalvikar Faber von Konſtanz beiwohnte. Die reformatoriſchen Ideen wurden hier ſo ſiegreich vertheidiget, daß der Rath der Stadt durch ſein ganzes Gebiet öffentliche Ausſchreiben mit dem Gebote ergehen ließ, das Evangelium fortan rein von Menſchenſatzungen zu verkündigen [9]). Wohl machten die Regierungen anderer Kantone, nicht minder die Tagſatzung Gegenvorſtellungen; allein vergeblich, Zürich ſchritt unter Leitung Zwingli's beſonnen, doch ſtandhaft auf dem Wege der Kirchen-Reform vorwärts. Verſchiedene Nonnen traten ungehindert aus dem Kloſter, und mehrere Geiſtliche in den Stand der Ehe: man bediente ſich der deutſchen Sprache im Gottesdienſt, ſchaffte verſchiedene andere Mißbräuche desſelben ab, und verfuhr nicht ohne Ungeſtüm wider den Gebrauch der Bilder in den Kirchen.

Noch weniger gegen Außen durchdringend, doch entſchieden im Geiſte der Bevölkerung wurzelten gleichzeitig die reformatoriſchen Ideen in St. Gallen, Schaffhauſen, Baſel, einigen Gemeinden Appenzells und theilweiſe ſelbſt in Bern. Dagegen wandte ſich im Elſaß Mühlhauſen durch Ulrich von Hutten der neuen Richtung zu, welcher auf ſeiner Reiſe in die Schweiz jene Stadt im Jahre 1522 beſucht hatte. Da die geiſtige Bewegung fortwährend zunahm, obgleich die Kurie in Verbindung mit der Staatsgewalt alle Kräfte aufbot, derſelben ſich zu widerſetzen, ſo zeigte ſich auch in Oberdeutſchland, daß der Zeitpunkt der Kirchen-Verbeſſerung unaufhaltſam eingetreten ſei.

Siebentes Hauptſtück.

Erſte Einführung der Reformation in Sachſen.

(Das Jahr 1522.)

Während Dr. Martin Luther in der Einſamkeit der Wartburg tiefen Studien nachhing, und über ſeinen Beruf bald zur völligen Klarheit gelangen ſollte, äußerten ſich an der hohen Schule zu Wittenberg allmälig die Wirkungen des Reichstags von Worms. Gegen ihren großen Freund oder Lehrer ohnehin ſchon mit der größten Verehrung erfüllt, geriethen die Profeſſoren, Studenten und ſelbſt die Bürger Wittenbergs vollends in ſtürmiſche Begeiſterung, als das heldenmüthige Benehmen des Reformators vor Kaiſer und Reich von Augenzeugen in den Einzelnheiten berichtet wurde. Die geiſtige Bewegung nahm jetzt einen ſolchen Aufſchwung, daß man es nicht mehr bei der offenen Bekenntniß zu den Grundſätzen Luthers bewenden laſſen, ſondern dieſe ſelbſt im Leben zur Ausführung bringen wollte. Unter ſolchen

[9]) Idem Lib. III in fine: Vrgente autem Zuinglio & postulante si quid habeat, vt ne dissimulet, ille scripto se refutaturum ipsius dogmata profitetur. Post multa vtrinque commutata verba, cum ex omnibus nemo prodiret amplius in aciem, dimisso conuentu, senatus per suos fines edicit, vt traditionibus hominum omissis, Evangelium purè doceatur è veteris & noui Testamenti libris.

Umständen gedachte man die alten Kirchen-Gebräuche bei dem Messelesen, insbesondere die Bilder in den Kirchen nicht ferner zu dulden, und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu reichen, wie zu nehmen. Bei der großen Glut der Begeisterung entstanden jedoch allmälig stürmische Auftritte, indem namentlich Heiligenbilder zerschlagen und in Brand gesteckt wurden. Und was die Vorfälle besonders bedenklich machte, war die Einmischung einer schwärmerischen Sekte, welche an mehrerern Orten in Sachsen, namentlich in Wittenberg und Zwickau, Fuß gefaßt hatte.

Dieselbe träumte von einer allgemeinen Brüder-Gesellschaft und Glückseligkeit durch Errichtung eines neuen Reiches, worin nur die Frommen und Tugendhaften der Leitung aller öffentlichen Verhältnisse vorstehen [1]). Wie später einzelne Versuche der Ausführung beweisen, so beruhte das Ganze auf dem Gedanken der Gütergemeinschaft. Man nannte die Sektirer auch Wiedertäufer, so insbesondere Sleidan, weil sie der Taufe der Kinder sich widersetzten. Ihre Schwärmerei war überaus heftig: denn sie behaupteten, Zweigespräche mit Gott zu unterhalten, und von ihm selbst Auftrag zur Bekehrung der Menschen zu dem Ende aber die Gabe der Weissagung empfangen zu haben. An der Spitze der Fanatiker in Zwickau standen zwei Gelehrte, Stübner und Cellarius, und zwei Tuchmacher, Storch und Thomä. Ein Prediger in Zwickau, Thomas Müntzer, von der schwärmerischen Gemüthsrichtung ebenfalls glühend ergriffen, unterstützte ferner die Fanatiker bald mittelbar, bald ganz offen und entschieden. Nunmehr näherte sich die Reformation ihrer wichtigsten Entwicklungsstufe: denn es trat das mächtige Naturgesetz in Wirksamkeit, welches die Staatsumwälzungen leitet, und Sieg oder Sturz der großen Unternehmung hing ausschließend davon ab, daß ihr Urheber und Leiter jene unwandelbare Regel der Weltordnung klar zu erfassen vermöge. Um alles dieß ganz deutlich zu machen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Bei allen entscheidenden Umwälzungen treten nämlich zwei Kräfte im Kampfe auf: 1) ein altes, abgelebtes Prinzip, das im Laufe der Jahre von der Natur selbst zerstört worden ist und durch eine jugendliche Kraft ersetzt werden muß, 2) neue, reformatorische Grundsätze. Ursprünglich schwebt nun der Kampf bloß zwischen diesen beiden Kräften, aber sobald die reformatorischen Lehren Anklang und Fortgang gewinnen, tritt noch eine dritte eigenthümliche Richtung hervor. Dieselbe besteht darin, daß man die Veränderungen, welche die zuerst aufgetretenen Reformatoren verlangen, nicht groß und durchgreifend genug findet, daher wesentlich andere Verbesserungen fordert, die zwar allerdings viel tiefer gehen würden, zugleich aber auch unmöglich sind. Sämmtliche Anhänger der letztern Meinung sind gewöhnlich Schwärmer und werden am Ende Fanatiker. So zerfallen denn die Beförderer der Reformation selbst wieder in zwei Richtungen: 1) in die besonnene und 2) in die ausschweifende und fanatische Partei. Dadurch entsteht nun eine doppelte Gefahr für die eingetretene Umwälzung. Erstlich ist zu besorgen, daß die Anhänger des angegriffenen alten Prinzips über die reformatorische Richtung die Oberhand erhalten und letztere gänzlich wieder vernichten. Dieß kann theils dadurch geschehen, daß die Bekenner der neuen Grundsätze durch ihren innern Zwiespalt sich schwächen und aufreiben, theils dadurch, daß durch die übertriebenen Forderungen der fanatischen Partei den Vertretern des Alten neue Waffen in die Hände gespielt werden. Die

[1]) Sleidan Lib. III: Gliscebat ad hoc tempus occultè secta quorundam, qui cum Deo sibi colloquium esse, & mandatum habere se dicebant, ut impiis omnibus interfectis, novum constituerent mundum, in quo pii solùm & innocentes viverent ac rerum potirentur. Illi suas opiniones clanculum disseminebant, in illa potissimum Saxoniae parte quae est ad Salam flumen, eorùmque sententiam laudabat etiam Carolostadius, ut quidem Lutherus refert.

Vertheidigung der letztern besteht nämlich immer in der Behauptung, daß die reformatorische Richtung nur zur Unordnung führe, alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung auflöse, das Eigenthum gefährde und den mittlern Ständen überhaupt den Untergang drohe. Dieser Vorwand empfängt jedoch außerordentliche Nahrung und Unterstützung, wenn von Seite der verbessernden Partei eine Richtung sich ausscheidet, welche fanatische und mit den Gesetzen der Natur in Widerspruch stehende Forderungen erhebt. Hierdurch werden die Aengstlicheren auf Seite des neuen Prinzips unruhig und werfen sich im Nothfalle lieber wieder dem Alten in die Arme, als daß sie sich der Möglichkeit aussetzen wollen, unter die Herrschaft der Fanatiker zu fallen. Wenn indessen auch dieser Wechselfall nicht eintritt, sondern vielmehr die reformatorische Richtung siegreich wird, so droht wieder von einer andern Seite eine Gefahr, welche eben so dringend ist und zuletzt auch die nämliche Wirkung hat, nämlich Zurückführung des Ganzen auf den alten Zustand der Dinge. Diese Gefahr erhebt sich dann, wenn nach dem Sturz des abgelebten alten Prinzips in der verbessernden Partei die Fanatiker die Oberhand über die Besonnenen erhalten. In solchem Falle geht nämlich die Reformation unter dem Übermaaß ihrer Forderungen und Bestrebungen unrettbar zu Grunde, reibt sich selbst auf und führt dadurch alles auf den früheren Zustand zurück. Die Durchführung und Rettung der Reformation ist daher bei allen Umwälzungen dadurch bedingt, daß zwar die Bekenner der neuen Grundsätze, aber unter ihnen der besonnene Theil oder die Partei des Maaßes die Oberhand gewinnt, und mithin nicht nur gegen die Vertheidiger des alten Prinzips siegreich sich behauptet, sondern zu gleicher Zeit auch die fanatischen Reformer überwindet und in dauernder Weise zur Ruhe bringt. Jenes besonnene Maaß bleibt sich jedoch in Beziehung auf den Umfang nicht zu allen Zeiten gleich, sondern geht mit der Zeit weiter. Was also z. B. in dem einen Jahrhundert das rechte Maaß war, kann in einem folgenden nur eine verwerfliche, halbe Maaßregel sein. Der Kampf der Prinzipien, wie wir ihn eben darstellten, zeigte sich nun in der Geschichte der neuern Völker vorzüglich bei drei großen Begebenheiten: 1) in der Reformation Luthers, 2) in der englischen, und 3) in der französischen Staatsumwälzung. Bei allen traten die drei Richtungen heraus, welche wir oben schilderten. In Frankreich waren diese drei Richtungen: 1) die Royalisten oder Vertheidiger des monarchischen Systems, sei dieses nun absolutistisch oder konstitutionell, 2) die besonnenern oder gemäßigten Republikaner (Gironde), und 3) die fanatischen Republikaner, oder die Bergpartei. Bei der englischen Staatsumwälzung waren die drei Parteien: 1) die Kavaliere oder die Vertheidiger der Vorrechte der Krone, 2) die gemäßigte reformatorische Partei, und 3) die fanatischen Reformer oder Indepedenten. Die Rettung der englischen Umwälzung hing daher davon ab, daß die gemäßigtere Parlamentspartei siegreich wurde, und die Rettung der französischen davon, daß die Girondisten die Oberhand behielten und mithin gleichmäßig die Vertheidiger des alten Prinzips wie die fanatische Bergpartei überwanden. Allein sowohl in England als in Frankreich siegte die fanatische, reformatorische Richtung und brachte sowohl dort, wie hier alles auf den frühern Zustand zurück: denn die Herrschaft der Indepedenten in England führte die Restauration Karls II., also die völlig ungeänderte und unbedingte Wiederherstellung des Alten, die Herrschaft der Bergpartei dagegen die Restauration Ludwigs XVIII. herbei, welche zwar eine Konstitution gab, jedoch mit weit geringerer Freiheit, als die alten Konstitutionellen, sogleich bei dem Anfange der Umwälzung, nämlich im Jahre 1791 durchgesetzt hatten. Bei der Reformation Luthers waren die bemerkten drei Richtungen ebenfalls hervorgetreten, und zwar 1) die Anhänger des angegriffenen alten Prinzips oder die Papisten, wie man sie damals hieß, 2) die An-

hänger Luthers und der gemäßigten reformatoriſchen Partei überhaupt, 3) die ſchwärmeriſchen Religionslehrer oder Rottengeiſter, wie ſie Luther nannte.

Dahin gehörte namentlich die erwähnte Sekte in Zwickau; denn die Beſtrebungen derſelben betrafen die verrückte Idee des tauſendjährigen Reiches ſowie einer vollkommnen Gleichheit aller Menſchen, und beruhten demnach auf wirklicher Geiſtesverirrung. In den Zeiten der Staatsumwälzungen und Reformationen iſt übrigens der Fanatiker nicht gar zu leicht von dem beſonnenen Reformer zu unterſcheiden, da die Gährung auch bei den klarſten Männern aufgeregte Begeiſterung hervorzurufen pflegt. Zudem entwickeln öfters die Schwärmer neben ſittlicher Reinheit auch Herzensgüte und Uneigennützigkeit: ſie ſtreben dann wirklich aufrichtig nach der Beförderung des öffentlichen Wohles, und ſind für ſolchen Zweck der größten Aufopferung fähig. Sowie dieß ſchon zu blenden vermag, ſo beſticht zuweilen auch die Gluth ihrer Gefühle und die ſcheinbare Tiefe ihrer Überzeugungen: — nicht Jedermann vermag daher ihre eigentliche Bedeutung von dem rechten Geſichtspunkt aufzufaſſen.

Je größer das Anſehen der Männer iſt, welche ihr Urtheil über die Schwärmerei trüben laſſen, deſto gefährlicher wird die letztere, und ſolche Gefahr zeigte ſich niemals größer, als bei dem erſten Hervortreten der ſächſiſchen, fanatiſchen Reformer. Nicht nur der berühmte Profeſſor Karlſtadt neigte ſich dem Sektengeiſt zu, ſondern ſogar ein Mann von noch größerer Bedeutung, Philipp Schwarzerde, ſchien wanken zu wollen. Melanchthon, wie er ſeinen Geſchlechts-Namen überſetzte, war von dem Kurfürſten Friedrich in Sachſen, als Profeſſor der alten Sprachen, an die Hochſchule in Wittenberg berufen worden, und wurde hier der wichtigſte Mitarbeiter des kirchlichen Reformators. In Abweſenheit des letztern war es ſogar gewöhnlich, das Urtheil Melanchthons über dringende Fragen einzuholen, und denſelben überhaupt als den natürlichen Stellvertreter Luthers zu betrachten. Es wollte unter den ſpätern Gelehrten faſt zur Sitte werden, den erſten Gehülfen über den Meiſter zu erheben; doch wehe der Reformation, wenn Philipp Schwarzerde die oberſte Leitung derſelben hätte führen müſſen. Abgeſehen von einer Unſelbſtſtändigkeit, welche in wichtigen Augenblicken der Leitung durchaus nicht entbehren konnte, vermochte er auch nicht gleichmäßig oder ſicher die Klarheit und den Scharfſinn des Urtheils zu bewahren. Als daher Abgeſandte der Zwickauer Fanatiker, Storch und Thomä, in Wittenberg erſchienen, ließ er ſich von der ſcheinbar tiefen Ueberzeugung und der vermeintlichen Weiſſagungsausgabe derſelben ſo entſchieden blenden, daß er mit ſich nicht ins Reine kommen konnte, ob die beiden Tuchmacher Fanatiker oder wirklich inſpirirte Propheten ſeien. In einem Schreiben an den Kurfürſten von Sachſen geſtand er vielmehr den großen Eindruck, welchen die Sehergaben der Wollenweber auf ihn hervorbrachten, die Betheurung beifügend, daß die Propheten offenbar von gewiſſen Geiſtern erfüllt ſeien. Ob dieſe gute oder böſe Geiſter wären, getraue er ſich nicht zu entſcheiden: da hiezu nur Ein Mann befähiget ſei ..... Dr. Martinus[2]). So war alſo die entſcheidende Frage beſtimmt geſtellt: denn ſoferne Luther über den Charakter und die Bedeutung der

[2]) Von dem merkwürdigen Brief Melanchthons theilen wir folgende Stelle mit: „Non ignorat Celsitudo Vestra, quam periculosae dissensiones in urbe Zwiccavia excitatae sint. Ex horum motuum auctoribus huc advolarunt tres viri, duo *lanifices*, literarum rudes, literatus tertius est. Audivi eos. Mira sunt, quae de sese praedicant: missos se clara voce Dei ad docendum, esse sibi cum Deo familiaria colloquia, videre futura etc. *Quibus ego quomodo commovear, non facile dixerim. Magnis rationibus adducor certe, ut contemni eos nolim. Nam esse in eis spiritus quosdam multis argumentis adparet, sed de quibus judicare praeter Martinum nemo facile possit.*

ſchwärmeriſchen Richtung nicht ſogleich völlig klar geſehen hätte, ſo war das Werk der Reformation unrettbar verloren.

Die Pflichten, welche in dieſer Beziehung die Häupter von Staatsumwälzungen zu erfüllen haben, ſind an ſich ſchon äuſſerſt ſchwer, weil Eigenſchaften von ſcheinbar widerſprechender Art bei ihnen zur vermittelten Einheit gelangt ſein müſſen. Mit kalten Verſtandesgründen bringt man kein Volk dahin, wider Einrichtungen oder Gewohnheiten langer Jahrhunderte ſich zu erheben, und den ſchweren Kampf gegen tief gewurzelte Vorurtheile zu beginnen. Dazu gehört die erſchütternde Macht der Beredſamkeit, und dieſe entquillt nur der Gluth des Herzens. Je höher indeſſen die Flammen des Gemüthes emporſchlagen müſſen, deſto größer wird die Gefahr der Gefühls-Ueberſpannung, und dieß iſt ſo wahr, daß auch der kälteſte Reformator einen leichten Anflug ſchwärmeriſcher Begeiſterung offenbaren muß. Aber während die Bruſt, wie ein Feuermeer ſprüht, ſoll der Kopf eiskalt bleiben, und dadurch die Klarheit des Urtheils bewahren.

Für Dr. Martin Luther war die Erfüllung ſolcher Aufgabe um ſchwieriger, als er im entſcheidenden Augenblick gerade den gefährlichſten Durchgangspunkt ſeiner innern Entwicklung erreicht hatte. Bei jedem Manne ſeiner Art, welcher unabſichtlich auf eine Veränderung der Weltverhältniſſe hinarbeitet, und nur von Schritt zu Schritt über ſeine Unternehmung immer klarer wird, tritt ein Moment ein, wo die Seele, wie durch Blitze plötzlich erleuchtet, auf ein Mal mit hellem Bewußtſein und tiefer Ueberzeugung des reformatoriſchen Berufes ſich erfüllt ſieht. Solche Momente gehen zunächſt aus ungewöhnlicher Steigerung des Gefühls-Vermögens hervor, und ſind am meiſten von dem bemerkten ſchwärmeriſchen Anflug begleitet, welcher im Leben eines jeden Reformators ſich äußert. Luther erfuhr dieſe Umwandlung während ſeines Aufenthaltes auf der Wartburg, und in der raſch vorübereilenden Erleuchtung ſeines innerſten Geiſtes erkannte er ſich zum erſten Mal als das Werkzeug der Weltordnung, als den lange erwarteten Reformator ſeines Volkes [3]). Gerade in dieſen gefährlichen Zeitpunkt, wo die geſteigerte Gemüthsrichtung ſo ſehr der Verſuchung zum Uebermaaß unterliegt, fiel nun das Auftreten der ſchwärmeriſchen Reformer in Sachſen.

Durch die Abweſenheit Luthers des Führers beraubt, und irregeleitet noch überdieß durch den Eifer Karlſtadts und das ſchwankende Benehmen Melanchthons, ließen viele Bürger und Studenten Wittenbergs zu einer unklaren Aufregung, ſowie zu tumultuariſchen Schritten ſich fortreißen, und es entſtanden

---

[3]) Die dießfallſige Erklärung, natürlich im Geiſte der Zeit verabfaßt, befindet ſich in einem Schreiben Luthers an den Kurfürſten Friedrich von Sachſen (Jenenſer Ausgabe Th. II, S. 79), wo es heißt: „Von meiner Sach aber, gnedigſter Herr, antwort ich alſo. E. K. F. G. weis, oder weis ſie es nicht, So laß ſie es jr hiemit kund ſein, Das ich das Euangelium, nicht von Menſchen, Sondern allein vom Himel, durch vnſern HErrn Jheſum Chriſtum habe, Das ich mich wol hette mügen (Wie ich denn hinfort thun wil) einen Knecht vnd Euangeliſten rhümen vnd ſchreiben. Das ich mich aber zur Verhöre vnd Gericht erboten hab, Iſt geſchehen, Nicht das ich dran zweifelt, Sondern aus vberiger Demut, die andern zu locken.

MJ ich aber ſehe, Das meine zu viel Demut gelangen wil, zur nidrigung des Euangelij, Vnd der Teufel den Platz gantz einnemen wil, Wo ich jm nur ein Handbreit reume, Mus ich, aus not meines Gewiſſen anders dazu thun.

DAs weis ich je von mir wol, Wenn dieſe Sach zu Leipzig alſo ſtünde, wie zu Wittemberg, So wolte ich doch hinein reiten, Wens gleich (E. K. F. G. verzeihe mir mein nerriſch reden) neun Tage eitel Hertzog Georgen regnete, Vnd ein jglicher were neunfach wütender, denn dieſer iſt.

SOlchs ſey E. K. F. G. geſchrieben, der meinung, Das E. K. F. G. wiſſe, Ich kome gen Wittemberg in gar viel einem höhern Schutz, denn des Churfürſten, Ich habs auch nicht im ſinn, von E. K. F. G. Schutz begeren. Ja ich halt, Ich wolle E. K. F. G. mehr ſchützen, denn ſie mich ſchützen könde.

die Auftritte in Wittenberg, deren oben erwähnt wurde. Wie leicht hätte nun Luther in der gereizten Gemüthsstimmung, welche gerade bei ihm eingetreten war, zur schwärmerischen Ueberspannung mit fortgeschleudert werden können. Doch der Kopf des Reformators blieb so kalt wie Eis, und er durchschaute auf den ersten Blick den Charakter und die Bedeutung der hervorgetretenen fanatischen Richtung. Von der klarsten Ueberzeugung durchdrungen, daß von dieser Seite der Reformation eine größere Gefahr drohe, als von jener der Papisten, erhob er sogleich den Kampf wider die Schwärmer.

Zunächst erschien seine Schrift wider die Neuerung zu Wittenberg, worin die geschehenen Vorfälle entschieden getadelt werden: — dann aber verließ Luther, selbst wider Willen seines Kurfürsten, sofort die Wartburg, um durch sein persönliches Ansehen alle Mißgriffe in Wittenberg zu beseitigen. Am 7. März erschien er dort, und bald war durch seine öffentlichen Vorträge aller Unfug gestillt. Auch die Fanatiker von Zwickau erschienen nun vor dem Reformator, um ihre Sehergaben zu offenbaren; doch der klare Luther wies sie mit Nachdruck zurecht [4]). Von jetzt an beobachtete derselbe die Schwärmer genau, um ihnen bei jedem Versuch zur Ausführung ihrer Tollheiten sogleich überwältigend entgegen zu treten.

Während Luther so die überspannte, reformatorische Richtung darnieder hielt, setzte er gleichzeitig seinen Kampf wider das Papstthum mit Nachdruck fort. Heinrich VIII., König von England, wollte sich zum Ritter der römischen Kurie aufwerfen, und den deutschen Reformator mit dem Wort überwinden. Zu dem Ende ließ er wider denselben eine Streitschrift unter seinem Namen verbreiten. Vielleicht meinte Heinrich, seine königliche Würde mache auf Luther einen solchen Eindruck, daß dieser sofort demüthig vor ihm sich beugen werde: — aber was galt dem unabhängigen Mann ein Diadem? Mit seinem gewöhnlichen Freimuth antwortete er dem königlichen Schriftsteller noch im Jahre 1522, und spielte ihm arg mit [5]). Heintz, wie Luther ihn nannte, fühlte sich sehr betroffen, daß ein deutscher Bürger so gegen ihn zu schreiben wage: er suchte daher um die Einschreitung der Fürsten von Sachsen nach; allein bei den damaligen Zeitumständen konnte ihm dieß wenig helfen, und er mußte also die scharfe Zurechtweisung geduldig hinnehmen. Die Sprache des Reformators war allerdings mehr als derb, und man kann sie kaum mit der Zeit allein erklären, da eigene Anhänger Dr. Martins dadurch sich verletzt fühlten. Indessen dieser war der Meinung, daß man Revolutionen mit Rosenwasser und Zuckerbrod nicht durchsetzen könne. Wenn sich daher seine Freunde über seine heftige Sprache beschwerten, antwortete er immer: „so lange er mit Bitten

---

[4]) Man erzählt hierüber verschiedene Anekdoten, unter andern, daß Marcus Stübner die Gedanken des Reformators errathen habe, und zwar dessen innere Hinneigung zu den Schwärmern, oder wenigstens die Versuchung, deren Lehre für wahr zu halten. Ut scias, inquit Marcus, Luthere, me spiritu Dei praeditum esse, ego, quid in animo tuo conceperis, sum indicaturus, idque est: *te incipere inclinari ad haec, ut meam doctrinam veram esse credas.*

Cum Lutherus, ut ipse postea dixit, istam dedita opera sententiam cogitando esset complexus: *increpet te Deus, Satana.*

Was hievon auch zu halten sein mag; jedenfalls mußte Luther nicht allzusanft mit den Schwärmern verfahren sein: denn es wird nach dem obigen Bericht sogleich bemerkt:

Eo die oppido illi excesserunt, et Chembergo *literas plenas maledictis et execrationibus ad Lutherum miserunt.*

[5]) In der Jenenser Ausgabe steht die Antwort Luthers im II. Theil S. 145 u. flgd. Stellen wie jene S. 149: „Was ists, das ein Esel will den Psalter lesen, Der nur zu Sacktragen gemacht ist?“ sind noch die gelindern. Dagegen kommen Wendungen vor, welche unsre höhere Bildung nicht mehr wieder zu geben erlaubt.

und gütlichen Vorstellungen zu Werke gegangen, hätten sich seine Feinde nur über ihn lustig gemacht, darum wolle er es jetzt mit einem andern Ton versuchen."

Sowie der Reformator über seine heftige Schrift gegen den König von England gegen seine Freunde sich verantworten mußte, so war er von diesen schon vorher zur Rede gestellt worden, warum er die hohen kirchlichen Würdeträger so herabsetze [6]).

Bei unsrer Bildungsstufe müssen solche Ausdrücke allerdings befremden; indessen sie wurden von der Leidenschaft abgepreßt, und Leidenschaften sind dem Reformator nothwendig, wenn schon mit Recht zu wünschen ist, daß sie die Gesetze des Anstandes nicht verletzen mögen.

Unter den heftigen Ausfällen gegen seine Widersacher von zwei entgegengesetzten Seiten vergaß Dr. Martin Luther niemals, aufbauend an seinem großen Werke fortzuarbeiten. Bald erließ er Belehrungen über die wesentlichen Grundsätze der neuen Religion, bald Ermahnungen zur Ablegung papistischer Gebräuche, bald Anleitungen zur zweckmäßigen Organisation der reformirten Kirchen-Gesellschaft. In letzterer Beziehung entwickelte er auch wirkliche staatswissenschaftliche Kenntnisse, wie sich insbesondre aus seinen Rathschlägen zur Behandlung der geistlichen Güter ergiebt. Da nämlich viele Mönche und Nonnen, ja selbst höhere Geistliche mit ansehnlichen Pfründen die Lehre Luthers mit Begeisterung annahmen, und ihr Amt niederlegten, so wurden allmälig die Einkünfte von Stiften oder geistlichen Gütern für andere Zwecke verfügbar. Dr. Martin gab daher in einer besondern Druckschrift seinen Rath, wie man jene Einkünfte behandeln solle. Derselbe geht auf eine äusserst verständige Weise dahin: von den Renten einer geistlichen Stiftung jährlich zuerst die Ausgaben für eine Pfarrstelle, die Küsterei und die nothwendigen Schulen zu bestreiten, den Überfluß hingegen für Gebrechliche und alte arme Menschen, Unterhaltung der Waisen und armen Kinder, Unterstützung der Hausarmen, Verpflegung dürftiger Reisender, Unterhaltung der Kirchen-, Pfarr- und Schulgebäude und auf Einrichtung von Getraide-Magazinen für Nothfälle zu verwenden [7]).

---

[6]) Jenenser Ausgabe Th. II, fol. 141 in tergo. Die Sprache war wirklich naiv: „Verantwortung Dr. Martin Lutheri, Warumb er die großen Prelaten, Papst, Kardinäle, Bischöfe, so hart antaste und schelte, in seinen Schriften und Büchern, Narren und Eselsköpffe heiße. Dem Ehrsamen und weisen Claus Storm, Burgermeister zu Magdeburg, meinem besondern günstigen Herrn und Freund."

[7]) Die gesammte Abhandlung steht im II. Theil der Werke Luthers, Jenenser Ausgabe, S. 259—267. Welche klare, einsichtsvolle und freisinnige Ideen Luther in Beziehung auf die Verwaltung des Stiftungsvermögens hegte, ergiebt sich aus folgenden Sätzen:

Verwesunge des gemeinen Kastens zu bestellen.

Die verwesunge des gemeinen Kasten, sol also bestellet vnd gethan werden, Nemlich, Das alle Jar jerlich, auff den Sontag nach dem achten der heiligen drey Könige tage, vngefehrlich, vmb eilff hor, eine gemeine eingepfarrte Versammlunge, auffm Rathause allhie, erscheinen wollen, und sollen, Alda selbs durch die Gnade Gottes, in warem, Christlichen Glauben eintrechtiglich zehen Vormunden oder vorsteher, zu dem gemeinen Kasten, auffm gantzen hauffen, one vnterschied, die tüglichsten erwelen, Als nemlich, zween erbare Menner, zween des regierenden Raths, drey aus den gemeinen Bürgern in der Stad, vnd drey aus den Bawern auffm Lande, Welche zehen also erwelten, die Bürde dieser Verwesung, vnd Vormundschafft, als bald, vmb Gottes vnd gemeines nutz willen, gutwillig auff sich nemen vnd laden sollen, bey guten Christlichen Gewissen, Vnangesehen, Gunst, neid, nutz, furcht, oder einigerley vnzimliche vrsache, nach jrem besten vermögen, Inhalts dieser gegenwertigen vnser vereinigunge, die Verwesunge, Einname, vnd ausgabe, trewlich vnd vngefehrlich zu handeln, pflichthafftig, vnd verbunden sein.

Seine Rathschläge sind aber vornehmlich in Ansehung der Verwaltung des Stiftungs-Vermögens so gediegen, daß sie jetzt noch für manche Regierung zur Belehrung dienen könnten, und da die Geschichtschreiber diesen trocknen, doch wichtigen Gegenstand mit Stillschweigen übergehen, so sahen wir uns gedrungen, einige der schönsten Vorschläge Luthers in der Anmerkung 7 mitzutheilen. Wie heilsam würde es jetzt noch sein, Grundsätze der Art bei andern Verwaltungszweigen im Größern anzuwenden, ja es giebt vielleicht heute noch einzelne Stiftungen, denen durch die Ausführung der Vorschläge des Reformators geholfen wäre.

Beschliessunge des Kastens mit vier besondern Schlössern.

Dieser gemeiner Kasten vnd beheltnus, sol in vnserm Gotteshause, an dem orte, Da es am sichersten, verwaret sein, Vnd mit vier vnterschiedlichen, besondern Schlössern, vnd schlüsseln verschlossen werden, Also, das die Erbar manne einen, der Rath einen, die Gemeine in der Stad einen, und die Bawrschafft auffm Lande einen sonderlichen Schlüssel haben.

Die Vorsteher sollen alle Sontage beisamen sein.

Alle Sontage im jar, von eilff hora bis vmb zwey zur vesper zeit, sollen die zehen Vorsteher, in vnserm gemeinen Pfarrhofe, oder im Rathause, beisamen sein, Vnd alda jre Vormundschafft vleissig pflegen, vnd gegenwertig sein, alle semptlich ratschlahen, vnd handeln, Damit die ehre Gottes, Vnd die liebe des eben Christen Menschen, in ganghafftiger vbung erhalten, vnd zu besserunge angeschickt werden möge, Vnd sollen solche jre Ratschlege, in auffrichtiger, trewer, Geheime gehalten, Vnd vnordentlicher weise nicht geoffenbaret werden, Ob etliche aus jnen, nicht allzeit entgegen, durch redliche vrsachen verhindert weren, Sol gleichwol der mehrer teil zu handeln, vnd verfaren macht haben.

Drey Bücher, darinne alle Güter gerechtigkeit vnd verwesunge angezeichent.

Drey Bücher oder Register, sollen die zehen Vorsteher auff die zeit aller Sontage, für handen haben, Nemlich.

Das Heubtbuch, Darinnen sollen beschrieben sein, vnd furthin werden diese vnsere brüderliche Vereinigung, Wie dieselbige besigelt im Kasten ligt, alle brieueliche Vrkunde, Stifftungs brieue, Verzeichnis, vnd Erbregister, vber alle Güter, vnd gerechtigkeiten, So allenthalben in gemeinen Kasten, wie oben, gewand, vnd eingebracht, vnd künfftiger zeit darein gebracht vnd komen werden.

Das Handelbuch, darein sollen alle Handlunge, Rathschlege, Abschiede, Erkundunge, Nachforschung vnd beschlüs, So allenthalben bey vnd vber der verwesung, Einname, vnd ausgabe des gemeinen Kastens, beschehen, geübt, vnd volzogen, eigentlichen eingeschrieben, vnd verzeichent werden, Daraus man sich allzeit, notdürfftigs Beschieds, zu erholen haben möge.

Das Jarrechen Register, Darein sollen beschrieben werden anfenglich, ein volstendig Verzeichnis vnd Inuentarium aller Stück des Vorrats, Farender habe, Kleinot, silberwerck, vnd barschafft am gelde, ein jglichs mit rechter Vnterschied des gewichts, zal, vnd mas, den vorgemelten zehen Vorstehern, Als ein Einname, in jrem ankomen eines jglichen Jars, stückweise vberantwort, vnd wiederumb berechent werden sollen.

Achtes Hauptstück.

Reichstäge in Nürnberg. Fortgesetzte Ausbreitung der Lehre Luthers.

(Vom Jahr 1522 bis 1525.)

Durch die geistige Aufregung in Deutschland in religiöser Beziehung wurden auch in Ansehung der Staats-Angelegenheiten die vielfältigsten Fragen angeregt, und von der einen Seite Furcht, von der andern dagegen Hoffnungen daran geknüpft. Der Kaiser selbst war um diese Zeit in weitaussehende Kriege mit dem König Franz I. von Frankreich verwickelt, und konnte bei seiner Abwesenheit von Deutschland den Staatsgeschäften wenig obliegen. Inzwischen war jedoch das lange beabsichtigte Reichsregiment zu Stande gekommen und in Nürnberg eingesetzt worden. Um zunächst die Sicherheit der Nation gegen Aussen zu wahren, schrieb dasselbe noch im Jahre 1522 einen Reichstag nach Nürnberg aus. Man schilderte dort die Gefahren, womit Ungarn von den Türken bedroht werde; aber wie gewöhnlich waren die Anträge zu einem Reichskrieg erfolglos.

Auf einer zweiten Versammlung der Stände zu Nürnberg, welche im Jahre 1523 statt fand, kam derselbe Gegenstand von Neuem zur Berathung; doch jetzt wollte man Deutschland in einem solchen Zustand der Entkräftung finden, daß nicht einmal zur Aufrechterhaltung des innern Friedens, geschweige zu einem Türkenkrieg Geldmittel vorhanden seien. Man ließ deßhalb die Sache auf sich beruhen und beschäftigte sich mit der wichtigsten Frage der Gegenwart, der religiösen Aufregung. Der Papst Leo X. war am 1. Dezember 1521 verstorben, und Hadrian VI., ein Deutscher, ihm zum Nachfolger gegeben worden. Letzterer wünschte so sehr, wie sein Vorgänger, die Neuerungen Luthers zu unterdrücken; allein er wollte hiezu einen wesentlich andern Weg einschlagen. Von dem Bewußtsein durchdrungen, daß die Kirche einer Verbesserung bedürfe, und daß nur durch die hartnäckige Verweigerung derselben die Spaltung entstanden sei, beschloß er solche von oben herab einzuleiten.

Hadrian VI. sandte einen besondern Bevollmächtigten, Franz Chiregati, auf den Reichstag in Nürnberg (1523), um die Fürsten zu ernstlicher Unterdrückung der Lutherischen Neuerung zu bewegen, und bei dieser Gelegenheit wurde das merkwürdige Geständniß abgelegt, daß alles Übel vom Sitze der obersten Kirchengewalt in Rom ausgegangen sei [1]). Damit war denn auch das bestimmte Versprechen der Abhülfe

[1]) Sleidan Lib. IV: Nam certe plurimis nunc annis graviter multisque modis peccatum esse Romae, et inde a pontificio culmine malum hoc atque luem ad inferiores omnes ecclesiarum praefectos defluxisse. Neminem enim esse, qui suum faciat munus, aberrasse omneis, et ne unum quidem ex omni numero vacare culpa: proinde soli Deo tribuendam esse omnem gloriam, et suppliciter ab eo petendam veniam. Quod cum ita sit, daturum se operam, ut respublica Romana, quae tantis forsan malis occasionem dedit, omnium prima severe corrigatur, ut quae causam damni dedit, medicinae praebeat et salutis initium. Quod quidem eo magis faciundum sibi videat, quo vehementius id a plerisque desideretur. Quod autem errores atque vitia, de quibus compertum habeat, non statim emendet, hanc esse causam, quod morbus iste, quem sanare cogitet, admodum sit inveteratus et multiplex etiam. Itaque pedetentim sibi agendum esse, ne repentino quodam studio medendi, graviorem excitet motum.

verbunden. Indeſſen die gute Abſicht des heiligen Vaters kam zu ſpät: ſeine zugeſagten Reformen genügten nicht mehr, und fanden auch kein hinreichendes Vertrauen; Luther ſelbſt begleitete vielmehr die Erklärungen mit der beiſſenden Anmerkung, daß man wahrſcheinlich alle Jahrhunderte nur einen kleinen Schritt vorwärts machen wolle [2]).

Die Reichsſtände ſelbſt hielten ſich übrigens bei den Beſchwerden der Kurie an deren eigenes Geſtändniß, daß das Übel der Kirche von Oben gekommen ſei, und forderten darum vor allem die Abſtellung der Mißbräuche. Zu ſolchem Behuf verlangte man die Berufung einer allgemeinen Kirchen-Verſammlung nach Köln, Mainz, Metz, Straßburg oder einer andern deutſchen Stadt. Endlich ſtellte man die Beſchwerden wider die römiſche Kurie in 77 Sätzen zuſammen, und ließ dieſe dem päpſtlichen Geſandſandten zur Abhülfe zuſenden [3]). Zugleich wurden verſchiedene Beſchlüſſe gefaßt, wie es in der Zwiſchenzeit bis zur Berufung einer allgemeinen Kirchen-Verſammlung mit der neuen Lehre gehalten werden ſolle [4]). Dieſe Anordnungen waren der Reformation ſo günſtig, daß ſelbſt Luther ſeine Zufriedenheit da-

---

[2]) Idem. Hoc scriptum Lutherus postea sermone populari convertit, et additis in marginem annotat junculis, illud, quod Pontifex ait pedetentim oportere procedi, sic accipiendum esse dicit, ut singuli pedes atque passus intervallum habeant aliquot seculorum.

[3]) Die betreffende Urkunde findet ſich bei Goldaſt Reichsſatzungen, und lautet im Weſentlichen: Quod sedis Apostolicae sententia in Lutherum lata, simulque Sacrae Caesareae Majestatis edictum non sit debitae executioni demandatum, non sine maximis, urgentissimisque rationibus, utputa ne pejora inde causarentur.

Majori namque populi parti jam pridem persuasum est, et modo Lutheranis libris ac dogmatibus populorum opinio sic informata, ut jam pro comperto habeant, Nationi Germanicae a Curia Romana per certos abusus multa et magna gravamina et incommoda illata esse: ob id, si pro executione Apostolicae sedis sententiae, vel Imperatoriae Majestatis edicti quidpiam acerbius attentatum esset, mox popularis multitudo sibi hanc suspicionem animo concepisset, ac si talia fiebant pro evertenda evangelica veritate, et sustinendis mauutenendisque multis abusibus impietatibusque. Unde indubie nihil aliud quam gravissimi tumultus populares, intestinaque bella speranda essent, quemadmodum ex multis ac variis rerum argumentis Principes aliique Ordines jam plane didicere et cognovere. Oportunioribus itaque remediis his malis, in hac potissimum temporum difficultate, succurrendum esse existimant.

Nam nisi istiusmodi abusus et gravamina, simulque *certi Articuli, quos saeculares Principes juxta haec specialiter designatos scriptis exhibebunt*, fideliter reformentur, vera pax et concordia inter ecclesiasticos saecularesque Ordines, hujusque tumultus et errorum extirpatio per Germaniam minime esperanda est.

Principes Germaniae in solutionem Annatarum ad aliquot annos sedi Apostolicae solvendarum ea lege ac conditione consensisse, ut illa in oppugnationem perfidissimi Turcae, et defensionem fidei Catholicae converterentur.

Quod Beatitudo Pontificis, accedente ad haec Sacrae Caesareae Majestatis consensu, liberum Christianum Concilium ad locum convenientem in Natione Germanica, quanto ocius et celerius quoad fieri possit, videlicet vel in Argentoratum, vel Moguntiam, Coloniam Agrippinam, vel ad civitatem Metensem, vel alium convenientem locum in Germania indiceret: nec ultra unius anni spatium (si possibile forel) haec Concilii convocatio et designatio differretur, et quod in tali Concilio eis qui interesse deberent Ecclesiastici vel laicalis ordinis, non obstantibus quibuscunque juramentis et obligationibus, libere liceret loqui et consulere pro gloria summi Dei, et salute animarum, proque republica christiana, absque aliquo impedimento; quinimo quilibet ad haec debeat esse obnoxius.

[4]) Luther theilt die Dekrete des Reichstags in vier Sätzen mit, die er einzeln kommentirt. Ihr Inhalt iſt folgender:

Artikel I. Man ſolle das Evangelium predigen nach auslegung der Lerer, von der Chriſtlichen Kirchen angenomen vnd approbirt.

mit zu erkennen gab, ja was den Päpstlichen noch befremdender vorkam, so war die evangelische Lehre selbst in Nürnberg unter den Augen des Reichsregiments ohne Hinderniß öffentlich verkündigt worden. Unter solchen Umständen breitete sich die Lehre Luthers so schnell und unaufhaltsam aus, daß sie in den Jahren 1523 und 1524 nicht nur in mehrerern bedeutenden Städten Deutschlands (Nürnberg, Straßburg, Ulm, Schwäbisch-Hall, Magdeburg, Bremen und Frankfurt am Main), sondern auch in einem großen Theil von Schlesien, Meklenburg und Preußen angenommen wurde.

Hadrian VI. starb schon am 14. September 1523, und sein Nachfolger Klemens VII. nahm in Beziehung auf die Kirchen-Reformation sogleich wieder die entgegengesetzte Politik an. Weit entfernt, irgend eine Entartung der römischen Kurie zuzugestehen, oder eine Verbesserung von Oben zu versprechen, forderte er nur entschieden die Unterdrückung der Ketzerei. Es war abermals ein Reichstag nach Nürnberg ausgeschrieben worden, und dorthin sandte Klemens VII. in feierlicher Weise einen Bevollmächtigten, den Kardinal Laurentius Campegi. Aber so sehr hatte die Lehre Luthers im Volke schon Wurzel gefaßt, daß man dem Legaten von Seiten der Fürsten rieth, seinen Einzug in Nürnberg nicht in der Pracht seiner Würde zu halten. Campegi bat in einer Rede die deutschen Reichsstände auf das dringendste um die Vertilgung der Lutherischen Lehre; doch man nahm die Anträge ziemlich lau auf, und verlangte erst Antwort über die Beschwerden gegen den römischen Stuhl. Es wurden daher im Wesen nur die frühern Beschlüsse wiederholt, und neuerdings die Berufung einer allgemeinen Kirchen-Versammlung verlangt. So konnte denn die Reformation im Stillen sich befestigen.

Auf dem neuen Reichstag in Nürnberg zeigte sich auch, wie sehr man in politischer Beziehung von der allgemeinen Aufregung Gefahren befürchte: denn es wurde von einigen Fürsten dem Reichsregiment der Vorwurf gemacht, daß es die Unternehmungen Sickingens heimlich begünstiget habe. Es war dieß ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, da sich ergab, daß man bei einer politischen Reform Deutschlands die Interessen der mittlern Stände und jene des Kaisers oder der Reichsgewalt für identisch hielt.

Im Laufe des Jahres 1524 wirkte Luther durch Rede und Schrift ununterbrochen für die Befestigung seiner Lehre, und während er hierdurch seine alten Anhänger bestärkte, und immer neue gewann, trat im Jahr 1525 ein Ereigniß ein, wodurch die Reformation auf ein Mal auch einen äussern Stützpunkt erhielt. Friedrich der Weise, Kurfürst zu Sachsen, hatte die Kirchen-Verbesserung bisher bloß geduldet, ihr vielleicht nur im Stillen Vorschub geleistet; allein am 5. Mai 1525 verschied er, und sein Bruder und Nachfolger, Johann der Beständige, trat sogleich entschieden zur Lehre Luthers über.

Artikel II. Das Ertzbischoue vnd Bischoue gelerte Leute, der heiligen Schrifft verstendig, verordenen sollen, Die auff solch Predigt mercken, Vnd die jenigen, so hierin jrren, gütlich vnd bescheidenlich dauon weisen, Welche aber sich nicht wollen weisen lassen, mit gebürlicher Straf straffen, Damit man nicht spüre, Als wolt man die Euangelische warheit verhindern oder vnterdrücken.

Artikel III. Das man mitler zeit des Concilii, nichts newes drücken noch fell haben lasse, Es sey denn durch verstendige Leute bey jeder Oberkeit besichtiget.

Artikel IV. Das geistliche Person, So Weiber nemen, vnd aus den Orden tretten, Sollen nach dem geistlichen Recht gestrafft werden, Nemlich, jr Freiheit, Priuilegien vnd Pfründen verwirckt haben, Vnd weltliche Oberkeit sol solche Straff nicht hindern.

Zu letzterm bemerkt Dr. Martin: Dieser Artikel scheinet wol zu hart, Aber wenn die andern gehalten würden, Müßte sich der auch leiden.

Kurz vor ſeinem Ende hatte Friedrich der Weiſe drei Briefe an ſeinen Bruder Johann geſchrieben, welche ihm ein merkwürdiges Denkmal geſetzt haben. Es war dortmals gerade der Bauern-Aufſtand ausgebrochen, von welchem wir jetzt Bericht erſtatten müſſen, und bei dieſer Gelegenheit rieth der milde Fürſt zur Mäßigung und zu ſchonenden Staats-Maaßregeln. Ja er legte hiebei ſogar ein Geſtändniß ab, welches wohl ſelten aus dem Munde der Fürſten kommt, das Geſtändniß nämlich:

„daß man den Aufruhr von oben herab vielleicht veranlaßt habe: denn die Armen würden von der Kirchen- und Staatsgewalt vielfältig bedrückt“ [5]).

Der Tod des weiſen Kurfürſten erregte in Sachſen allgemeine Trauer, und Luther hielt über der Leiche Friedrichs zwei Reden [6]). Durch den Regierungswechſel wurde aber die neue Lehre zu dem Glauben des kurfürſtlichen Hauſes in Sachſen erhoben, und dieſe bedeutende Begebenheit verbeſſerte in politiſcher Beziehung die Stellung der Reformation Luthers weſentlich.

Neuntes Hauptſtück.

Neue politiſche Gährung. Vorläufer des Bauernkrieges.

(Vom Jahr 1524 bis 1525.)

Leben iſt Entwicklung: wie alſo die rechte reformatoriſche Richtung erſtarkte, mußte auch ihr nothwendiger Begleiter, die fanatiſche Verirrung, bis zum entſcheidenden Zuſammenſtoß im Wachsthum begriffen ſein: üppig wucherte daher auch dieſe unheilvolle Saat. Zu Zwickau, wo der vorzüglichſte Sitz der Schwärmerei war, ſchritt endlich die Behörde ein, und entſetzte den Pfarrer Thomas Müntzer, das Haupt der Ultra-Reformer, ſeines Amtes. Thomas hielt ſich natürlich nur für einen Märtyrer und verfügte ſich nach Alſtett in Thüringen, um dort ſein Weſen ärger zu treiben, wie zuvor. Derſelbe begnügte ſich nämlich nicht bloß mit dem Empfehlen des tauſendjährigen Reiches, ſondern ging auch zur Herſtellung desſelben über, indem er die ihm ſo angenehme Gütergemeinſchaft einführte.

Thomas Müntzer hat wie jeder Mann der Geſchichte ein Recht auf gerechte Beurtheilung; er war ſehr unglücklich und dieſer Umſtand vermehrt für den Geſchichtſchreiber noch die Pflichten der Unparteilichkeit; indeſſen dieſe verbieten zugleich die Ueberſchätzung eben ſo gut, als die Herabwürdigung, denn die Geſchichte darf kein Roman ſein. Das Haupt der Zwickauer und Altſtetter Fanatiker hatte manche gute Eigenſchaft, wie dieß bei Leuten ſeiner Art gewöhnlich iſt. Wir haben bereits zugeſtanden, daß die Schwär-

[5]) Friedrich ſchrieb: Ewer Liebden welt ich von hertzen gern mein Bedencken anzeigen, was den Fürſten zu Antwort ſolt gegeben werden, Aber E. L. wiſſen meine Schwachheit, So iſt das ein groſſer Handel, das man mit gewalt handeln ſol, vieleicht hat man, den armen Leuten, zu ſolcher auffrhur, vrſach geben, vnd ſonderlich mit verbietung des worts Gottes, ſo werden die Armen in viel wege, von vns Geiſtlichen vnd weltlichen Oberkeiten beſchwert.

[Luthers Werke, Jenenſer Ausgabe, Th. II, S. 515.]

[6]) Sie ſtehen in der Jenenſer Ausgabe von Luthers Werken Th. II, S. 518 u. flgd.

mer öfters redlich nach dem Guten ſtreben, und es iſt kein Grund vorhanden, das Gleiche bei Müntzer nicht anzuerkennen; in der That würde die Beſchuldigung bloßer Ehrſucht und Eigennützigkeit bei ihm nicht zu begründen ſein. Doch Thomas hatte eben das Unglück, ein ſehr feuriges Gemüth ohne hinreichende Verſtandeskräfte zu beſitzen, und ſo führte das Uebermaaß der Gefühlsrichtung zur Beherrſchung des ſchwachen Kopfes, hierdurch aber zu eben ſo unſinnigen Meinungen, als Entwürfen.

Es war nicht zu tadeln, daß ſich Müntzer manchen Lehren Luthers mit Ernſt widerſetzte: gegen jene der Macht des bloßen Glaubens war der rechte Widerſpruch vielmehr verdienſtlich: auch die Ueberzeugung Müntzers, daß der wahre heilige Geiſt nur des Menſchen Vernunft ſei, verdient alles Lob [1]); allein dieſe Ausſprüche waren bei ihm leider nicht Erzeugniſſe klarer Denkkraft, ſondern Spiele einer krankhaften Phantaſie, welche nach einer andern Richtung wieder alles verdarben. Thomas glaubte nämlich an unmittelbare myſtiſche Eingebungen, und er ſtellte deßhalb an die Spitze ſeines Glaubens-Bekenntniſſes den abentheuerlichen Satz: daß das wahre Wort Gottes unmittelbar „von und aus deſſen Munde gehe". Nun eiferte er freilich gegen die Schrift, allein aus dem noch myſtiſchern Grunde, weil Gott nicht unmittelbar geſprochen habe. Eine ſolche unmittelbare Offenbarung ſei der Traum; und Thomas glaubte daher ſehr ernſthaft an Träume. War nun ſchon im wachenden Zuſtand ſein Gehirn etwas verdreht, welche verzerrte Phantaſien mochten ihm vollends im Schlafe kommen, und was mußte entſtehen, wenn er dieſe fieberhaften Gebilde als Befehle des Herrn ernſtlich im Leben ausführen wollte?

So beſtrebte er ſich denn, das Reich Gottes zu gründen: das heißt mit der Gleichheit aller Menſchen auch die Gemeinſchaft der Güter herzuſtellen. Alſtett war der glückliche Ort, wo der Verſuch wirklich gemacht wurde. Mit Hülfe einer geheimen Geſellſchaft ſchritt Müntzer dort zur Vollziehung ſeiner Pläne und es entſtand ein verworrenes Treiben, das großes Ärgerniß erregte [2]). Da Thomas die Gütergemein-

---

[1]) Luther zählt die Hauptlehren Müntzers auf, ohne jedoch dieſen zu nennen, und zwar in dem Schreiben an die Chriſten zu Antorff, Sich für irrigen Geiſtern zu hüten. (Jenenſer Ausgabe Th. III, fol. 99 in tergo u. flgd.) Es heißt dort:

„Alſo lieben Freunde, iſt auch vnter euch komen ein leibhafftiger Rumpelgeiſt, Welcher euch will jrre machen, vnd vom rechten verſtand füren auff ſeine dunckel. Da ſehet euch für, vnd ſeid gewarnet. Auff das aber jr beſte bas ſeine Tücke meldet, Will ich hie derſelben etliche erzelen.

Der erſte Artikel iſt, das er helt, Ein jglich Menſch hat den heiligen Geiſt.

Der ander, der heilige Geiſt iſt nichts anders, denn vnſer Vernunfft vnd verſtand.

Der dritte, Ein jglich Menſch gleubt.

Der vierde, Es iſt keine Helle oder verdamnis, Sondern allein das Fleiſch wird verdampt.

Der fünfft, Ein jgliche Seele wird das ewige Leben haben.

Der ſechſte, Die natur leret, das ich meinem neheſten thun ſolle, was ich mir will gethan haben, Solchs wollen iſt der Glaube.

Der ſiebend, das Geſetz wird nicht verbrochen mit böſer Luſt, So lange ich nicht bewillige der Luſt.

Der achte, Wer den heiligen Geiſt nicht hat, Der hat auch keine Sünde, denn er hat keine vernunfft."

Das waren die Grundſätze Müntzers, den auch Luther meint. Dieß zeigen unter andern folgende Stellen:

„Zwar ewer rumpelgeiſt, da er bey mir war, leugnet er dieſe Artikel alle, wiewol er von den andern vberzeuget war, Vnd auch in der Rede ſelbs ſich verſchnappet, vnd etliche bekand.

Mir iſt auch nicht zweiuel, Er wird mich bey euch dargeben, als habe ich geſagt, Gatt wolle die Sünde haben."

[2]) Dr. Zimmermann bemüht ſich, Thomas Müntzer in der Geſchichte höher zu ſtellen, als bisher, und ſpricht „von kleinen Seelen, die auch in der getrübten Flamme das ächte, reine Feuer zu erkennen entweder nicht den Willen, oder nicht die Fähigkeit haben." —

schaft über die ganze Christenheit ausdehnen wollte, so beschränkte er seine fanatische Wirksamkeit leider nicht auf Thüringen, sondern suchte zunächst ganz Deutschland mit seiner Geistes-Verirrung anzustecken. Bis zum Jahre 1524 behauptete sich der Unfug in Alstett; dann wurde jedoch der Urheber auch von dieser Stadt vertrieben. Nun begab sich Thomas in das südliche Deutschland, um in Waldshut, an der Schweizer-Grenze, sich anzusiedeln. Unterwegs hatte er in Nürnberg eine Schrift wider Luther drucken lassen, weil derselbe seinem Treiben überall so nachdrücklich entgegentrat. Während früher der Reformator wegen seiner Heftigkeit und des gänzlichen Bruchs mit dem Papste so sehr getadelt worden war, erhielt er jetzt von Müntzer wegen Halbheit und unterwürfigen Gesinnungen scharfe Verweise. Thomas nannte ihn nur das „sanftlebende Fleisch“ [3]) und in einer spätern Schrift: den „sanftbelebenden Bruder und Leisetreter“ [4]). Unglücklicherweise befand sich in Waldshut schon vor der Ankunft Müntzers eine Richtung, welche sich zur Wiedertäuferei hinneigte. Diese fing nun durch die Lehren des neuen Propheten Feuer, und es bildeten sich ähnliche Bestrebungen, wie in Alstett aus. Leider verbreiteten sich die Grundsätze von Thomas Müntzer sowohl in der Schweiz, als in Högau und in einem Theil von Schwaben, und da sie natürlich die untersten Volksklassen am meisten aufregen mußten, so ergriffen sie allmälig bei den Bauern in einem gewissen Kreise um sich. Thomas setzte diesen unter andern über die Regierungs-Grundsätze und die rechte Art der Staatsverwaltung einige Artikel auf, welche hierauf umgearbeitet sowie erweitert wurden, und unter den Bauern böses Blut erzeugten.

Indessen wir können bei dem besten Willen in jener Fürsprache für Müntzer leider nur keine Thatsachen finden, die das geschichtliche Urtheil ändern könnten. Nicht eine ist angeführt! Dann dünkt uns eine Masse von Widersprüchen vorzuliegen.

Dr. Zimmermann nennt Müntzer zu wiederholten Malen einen Fanatiker, und gleichwohl heißt er ihn den „nüchternen Denker.“ „Nüchterner Denker“ und „Fanatiker“ sind jedoch zwei Dinge, welche geradezu einander aufheben, vereint gar nicht gedacht werden können. Dann bemerkt Zimmermann, daß Thomas trotz seiner hellen Gedanken im Ausdruck dunkel war. Allein wer klar denkt, äußert sich auch klar, und das Verhältniß von Ursache und Wirkung ist zwischen „Gedanken“ und „Ausdruck“ so nothwendig, so gewiß, daß Verworrenheit oder Dunkelheit des „Ausdrucks“ in allen und jeden Fällen unfehlbar Unklarheit des „Gedankens“ erweist.

Wer wie Müntzer Gütergemeinschaft ernstlich einzuführen trachtet, ist geistig so schwach und krank, daß keine Art von Ueberredungsgabe, und wäre sie auch bedeutender, als jene Zimmermanns, aus ihm einen begeisterten Seher, Menschenfreund oder Heros der Geschichte zu machen vermag. Bedauern und Mitleiden mit dem unglücklichen Kranken und Geistesarmen zu empfehlen, ist alles, was der Geschichtschreiber für Männer, wie Müntzer, thun kann, mag er auch gerade so strenge „im Dienste der historischen Wahrheit schreiben, eben so kritisch sichten und nicht minder Gerechtigkeit üben“, als Dr. Zimmermann.

[3]) Die Schrift führte den Titel:

„Schutzrede und Antwort wider das geistlose, sanftlebende Fleisch zu Wittenberg.“

[4]) Brief Thomas Müntzers an Christoph N., Bürger zu Eisleben. (Luthers Werke, Jenenser Ausg. Th. III, S. 110.) Dort heißt es unter andern:

Jr seid vorhin vnterricht durch ermanung Gottes, Wie Doctor Jodocus Jonas von Wittemberg, gantz vber die masse köstlich wider mich den Plan behalten hette, Jst nicht anders, denn das schreiben Luther durch jn verursacht, Jst mir auch nicht fast wunder, Das ich so seer für der Welt stincke, zum schmack der Gottfürchtigen, vnd zum widerrufflichen jamer vnd schmach der sanfftlebenden Brüder vnd Leisetrettern. Ich weis das im Schosse mein Name schmeckt, ehe er Ehren gewinnet. Es sind aber Gerstenstachel dran, das gerstenbrot mus gebrochen werden, Das gesetze wird die Gottlosen vmbstürtzen, Es hilfft sie jr geschrey gar nichts, Hab ich vor einmal gescholten mit Büchsen, Wil ich nu mit Gott vber sie donnern im Himel, sie haben jr Büberei lang gnug getrieben, Gott weiset klerlich, das sie sich nicht werden entschültigen.

Und ſolches geſchah wenig über ein Jahr nach dem Ausgang der Unternehmung Sickingens! Der tapfere Ritter hatte ſich vor der Übermacht ſeiner Verfolger in die feſte Burg Landſtuhl eingeſchloſſen, und vertheidigte ſich hier mit großem Nachdruck. Da jedoch das Schießpulver bei den Belagerungen ſchon mit Erfolg angewendet wurde, ſo vermochten die Wälle von Landſtuhl für die Dauer nicht zu widerſtehen. Endlich wurde Sickingen gefährlich verwundet, und wegen der Unmöglichkeit eines weitern Widerſtandes entſchloß er ſich, zur Rettung ſeiner Krieger die Feſte im Wege der Unterhandlungen zu übergeben. Kurz nachher verſchied der Ritter, und der Kampf wider die Fürſten hatte von dieſer Seite ein Ende. Ulrich von Hutten erhielt die Nachricht von dem Schickſal ſeines Freundes in der Schweiz, und zwar zu einer Zeit, wo ihn große Leiden beugten. Mit Erasmus von Rotterdam, dem frühern Beförderer der Reformation, war er in Baſel zerfallen, wie ſpäter näher berichtet werden wird, und verfolgt von ihm auf die Inſel Ufnau, ohnweit Rappersweil im Zürcher See, geflüchtet. Dort traf ihn die unglückliche Botſchaft, und da er bereits ſiechte, ſo brach ihm die Trauerkunde vollends das Herz.

Ulrich von Hutten, der deutſche Patriot mit hohen Geiſtesgaben und feurigem Gemüth, ſtarb in der Blüthe ſeines Lebens (noch nicht 38 Jahre alt) zu Ufnau im Auguſt 1523, mit dem erdrückenden Bewußtſein der Scheiterung aller ſeiner hochſinnigen Pläne. —

Doch wenn auch die Unternehmung Sickingens erfolglos endete, eine Nachwirkung blieb gleichwohl zurück, und die Wünſche politiſcher Reformen tauchten von Zeit zu Zeit in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands wieder auf. Die Grundſätze Luthers hatten nämlich ſeit 1522 in Franken, in Schwaben, und namentlich im Schwarzwald ſowie im Hegau bedeutenden Anklang gefunden. In den letztern Gegenden wurde die neue Lehre von vielen jüngern Geiſtlichen mit ſo großer Wärme verkündiget, daß ſich eine weit verbreitete geiſtige Aufregung ergab, und dieſe blieb keineswegs bei dem religiöſen Geſichtspunkt ſtehen, ſondern ſpielte entſchieden in die Politik hinüber.

Es iſt zur Sitte geworden, die Urſachen des Bauernkrieges in dem gedrückten Zuſtand der Landleute zu ſuchen, und es iſt manches romantiſche Gemälde hierüber aufgeſtellt worden. Indeſſen die Pflicht geſchichtlicher Nüchternheit und Treue empfiehlt eine ſchärfere Beobachtung, und nach ihrer Anſtellung Vorſicht im Urtheil. Schon die allgemeine Lage Deutſchlands zu Ausgang des 15. Jahrhunderts leitet auf Geſichtspunkte, welche gegen eine ungewöhnliche Noth des Bauernſtandes Zweifel erregen müſſen. Der Handel war damals noch ſehr lebhaft und vorzugsweiſe in den Händen der Deutſchen: auf dem Meer ſegelten unſre Handelsflotten, und belebten rückwirkend die Schifffahrt auf dem Rhein, der Donau, der Elbe und der Oder. Schwunghafter Handel muß jedoch unfehlbar auf die Landwirthſchaft günſtigen Einfluß äußern, und dieß beſtätigte ſich auch: denn die Früchte des Landes waren geſucht, und ſtanden im lohnenden Preiſe. Dadurch ſteigt aber von ſelbſt der Werth des Grundeigenthums, und ſohin der Wohlſtand der Bauern. Hiezu kommt noch eine weitere Thatſache, welche mit beſonderer Aufmerkſamkeit gewürdiget werden muß.

Die Abgaben auf den Bauerngütern waren nämlich dinglicher Art, und rührten aus ſehr alter Zeit her. Dortmals hatte das Grundeigenthum einen geringern Werth, und nach Verhältniß desſelben wurde in der Regel das Maaß der Abgaben feſtgeſetzt. Mit Ausnahme der Zehnden und gewiſſer Gattungen des Handlohns oder der Laudemien, blieben nun die Zinſe im Laufe der Zeit unverändert, während der Werth der Grundeigenthums bedeutend ſich erhöhte. Unter ſolchen Umſtänden mußten mit zunehmendem

Nationalwohlſtand auch die Bauern reicher werden, und zu Ausgang des 15. Jahrhunderts war dieß ganz entſchieden der Fall.

Wahre Treue in der Auffaſſung der Geſchichte iſt ſchwieriger, als man glaubt, und insbeſondre ſchwer nach der bisherigen Behandlung der deutſchen Geſchichte. Von dem bedeutenden Irrthum der alten Freiheit in der Urzeit ausgehend, beginnt die Darſtellung gemeiniglich mit einer mährchenhaften Idyllenwelt, welche auf einem Mal mit Jammer und Elend endet. Anſtatt alſo zu zeigen, wie ſich die Barbarei der Urzeit zwar langſam und kümmerlich, allein gleichwohl allmälig milderte, anſtatt nachzuweiſen, wie die innern Volkszuſtände im Stillen fortſchritten, werden wir von glänzender Freiheit rückwärts zu Schmach und Noth geführt. Auch ein beliebter Geſchichtſchreiber der neuern Zeit, Zimmermann über den Bauernkrieg, führt uns jenen Weg, und ſchildert ſodann die Lage des deutſchen Volkes an der Neige des 15. Jahrhunderts in folgender Weiſe:

„Keiner der Stürme, welche von unten nach oben ſich erhoben, brachte die, welche davon bedroht geweſen, zur Gerechtigkeit und Menſchlichkeit. Auf der Partei der Herren waren ſelbſt die von beſſern Gefühlen, wie Froiſſart, der Geſchichtſchreiber des Adels ſeiner Zeit, ſo verſtockt, daß ſie die nächſte Urſache des Aufſtandes der Bauern in dem zu großen Wohlſtand und Wohlbehagen des Volkes fanden, welche daſſelbe zur Unverſchämtheit und zum Muthwillen verleitet haben. Darum war es bei ihnen, als wäre nichts vorgefallen; unbekümmert, wie um einen Windſtoß, wenn er vorübergegangen und verhallt iſt, verweigerten ſie nicht nur hartnäckig jede Erleichterung, ſo gerecht, ſo leicht erfüllbar auch deren Forderung war; ſondern ſie erſchwerten gefliſſentlich überall das Joch: keuchend unter ihrer Geißel ſollte dem armen Volke der Muthwille vergehen. Gefühllos wurde der Landmann auf die Mutter Erde niedergetreten. Damit ſich wenige Individuen wohl ſein laſſen konnten, befand ſich der größte und wackerſte Theil der Nation auf das übelſte, in unausſprechlichem Elend. Die Früchte des ſauern ländlichen Schweißes floßen alle auf die Schlöſſer und in die Klöſter, und nicht einmal am Sabbattage, an welchem doch jeder in eine menſchliche Exiſtenz eintreten ſollte, durfte der Pflüger oder der Weingärtner von einer der beſſern Früchte des Bodens genießen, den er mit heißer Arbeit bebaute. Denn ſo viel er auch in die immer offenen Hände der Edelleute und der Prieſter lieferte, es genügte ihrer Habſucht oder ihrem maaßloſen Bedürfniſſe nicht, und er, der Arme, blieb ausgeſchloſſen von dem allgemeinen Rechte, welches die Mutter Natur jedem auf die Welt mitgiebt, an ihren Freuden und Genüſſen ſeinen beſcheidenen Theil hinzunehmen.“

Solches Gemälde gefällt ohne Zweifel in den Reihen der Oppoſition; aber es iſt nur Schade, daß es nicht wahr iſt, daß die einfache Geſchichte das gerade Gegentheil nachweiſt. Es kann nicht ſchwer fallen, unzweideutige Belege beizubringen. Hören wir Augenzeugen.

Zu Ausgang des 15. Jahrhunderts, ſohin zur Zeit, welche in dem oben eingerückten Gemälde geſchildert wird, wirkte in Deutſchland mit Liebe und Eifer ein Mann, um die Zuſtände ſeines Volkes von Innen heraus zu verbeſſern. Derſelbe liebte ſein Vaterland: er gehörte der freiſinnigen Richtung an und beförderte mit Macht die Aufklärung. Dem eigentlichen Volk näher ſtehend, machte er ſich mit deſſen Verhältniſſen genau bekannt, und ſuchte alsdann auf dem Grund der Sachkenntniß dem Volk weiter zu helfen. Dieſer verdiente Mann war Sebaſtian Brandt, der Verfaſſer des berühmten Narrenſchiffes. Wie beſchreibt nun Er, der Zeitgenoſſe, Augenzeuge und eingeweihte Kenner, die Zuſtände der deutſchen Bauern an der Neige des 15. Jahrhunderts? In nachſtehender Weiſe:

„Es war eine Zeit wo die Bauern einfältig waren und in Gerechtigkeit glücklich, in ſtrohenen Hütten. Nun aber ſind ſie aufs Weintrinken gefallen, ſie ſtecken ſich in Schulden ſo theuer ihr Korn iſt, ſie wollen nicht mehr in Zwilch gehen, ſondern in koſtbaren, vornehmen Kleidern. Das Stadtvolk lernt jetzt Betrug von den Bauern, die wuchernd ihre Früchte hinterhalten und Theurung ſchaffen, bis etwa das Wetter kommt und Korn und Scheuer verbrennt. Bürger und Kaufmann will jetzt Ritters Genoß ſein, der Edelmann frei, der Graf gefürſtet, der Fürſt gekrönt. Der Bauer trägt ſeidene Kleider und goldene Ketten, das Bürgerweib geht vornehmer wie die Gräfin, der Adel hat keinen Vorrang mehr. Mancher Biedermann verdirbt dabei und kommt an den Bettelſtab, oder er wirft ſich auf Betrug und Judenwerk, oder er ſpitzt ſich auf eine reiche Erbſchaft, und hofft wohl einen zu Grab zu tragen, der noch mit ſeinem eignen Gebeine Birnen abwirft. Der Geiz treibt die Menſchen durch See und Unwetter, der Neid kocht ſeine eigenen Glieder. Geld gilt vor Ehre, Ehrbarkeit und Weisheit ſind verlaſſen.“

Hüte man ſich darum, mit vorgefaßten Meinungen an die Geſchichtſchreibung zu gehen; trage man Scheu, aus der Geſchichte einen Roman zu machen! Nicht Armuth des Bürger- und Bauernſtandes, ſondern übertriebener Aufwand und unmäßige Prachtliebe desſelben waren zu Ausgang des 15. Jahrhunderts das Gebrechen der Zeit. Dieß iſt ſo gewiß, daß die Geſetzgebung alles aufbot, um den Luxus in Kleidern, Gaſtmälern und Luſtbarkeiten zu ermäßigen; allein alles war vergebens![5]).

Es iſt richtig, daß der Adel die Bürger, wie die Bauern verachtete, und daß im Einzelnen häufig große Ungerechtigkeiten der Vornehmen gegen die Geringern verübt wurden. Auch die Grundſätze über ausſchließendes Jagd- und Fiſchrecht des Adels wurden zuweilen mit Unmenſchlichkeit geltend gemacht, vorübergehend ſtiegen zugleich hin und wieder die Steuern, und manchmal hatten ſelbſt ganze Gegenden oder Stände ein Recht zur Beſchwerde über den Druck von Oben. Indeſſen hierin lagen die Urſachen des Bauern-Aufſtandes keineswegs. Im Ganzen befanden ſich die häbigen Landleute vielmehr im Zuſtande eines gewiſſen Wohllebens, und es entſtand in den ganz untern Ständen ein Drang, ſich ebenfalls zu beſſern Vermögens-Verhältniſſen emporzuſchwingen. Schon bei der Empörung des Paukers von Niklashauſen beſtanden die Haufen ſeiner Anhänger großentheils aus Knechten und Mägden, welche ihren Bauer verließen, um ſchnell reich zu werden, und ähnliche Erſcheinungen zeigten ſich auch ſpäter. Dann brachte das Übermaaß des Luxus viele wohlhabende Bauern herab, und erzeugte in ihnen das Verlangen, durch ungewöhnliche Mittel wieder zu Vermögen zu gelangen. Sebaſtian Brandt war ein ſcharfer Beobachter; er deutet an, wie mancher Bauer durch die Prunkſucht verderbe, und durch unlautere Mittel wieder zu ſteigen ſuche. Darum befanden ſich auch unter den Anführern der Bauern bei Empörungen öfters Männer, die in ihren Vermögens-Umſtänden herabgekommen waren.

---

[5]) Als einen beſondern Grund der Bedrückung des Landvolkes führt Oechsle in ſeinen „Beiträgen zur Geſchichte des Bauernkrieges“ die Aufhebung des Pfahlbürgerrechts an. Er bemerkt: „das Pfahlbürgerrecht ſei darin beſtanden, daß die Städte eigene Leute von Fürſten oder Herren zu Bürgern annahmen, welche, wenn ſie innerhalb Jahr und Tag von ihren Herren nicht zurückgefordert wurden, frei blieben.“ Es iſt eigen, wie ſehr der Geiſt der ältern Einrichtungen trotz der klarſten Urkunden verkannt wird. Wie oben (Siebentes Buch, zweites Hauptſtück, S. 337 u. 338) nach den Urkunden entwickelt wurde, waren die Pfahlbürger reiche Ritter oder Herren, welche auf dem Lande bedeutende Güter und in den Städten Häuſer beſaßen. Sie erwarben das Bürgerrecht nur, um ſich der Vaſallen-Dienſte gegen Fürſten oder Adalinge zu entziehen, und den Stadtſchutz wider dieſelben zu genießen. Deßhalb waren die Dynaſten gegen die Pfahlbürger aufgebracht, und um die Sache zu erſchweren, ſollte einem ſolchen adeligen Herrn der Aufenthalt auf den Gütern verkümmert werden. Die Darſtellung oben B. VII, H. 2, S. 337 u. 338 iſt ſtreng urkundlich, und erläutert die Sache vollſtändig.

Nicht eigentliche Noth, so bereitwillig wir auch Ungerechtigkeiten und Bedrückungen im Einzelnen zugestehen, sondern die Nachwehen des Luxus, in Verbindung mit einem unklaren Drang, die Staatszustände zu ändern, und die geringern Stände zu heben, erzeugten die Neigung zu dem großen Bauern-Aufstand. Die Lehren Luthers hatten das Volk gewaltig aufgeregt, und die Sehnsucht nach Neuerungen erweckt. Diese Neigung wurden von den schwärmerischen Reformern eifrig benützt, um die Unzufriedenheit zu steigern, und die Lage des Volkes düsterer zu schildern, als sie wirklich beschaffen war. Luther eiferte freilich nur gegen die Unterdrückung des Evangeliums, bloß gegen die geistige Tyrannei; allein seine Bestrebungen galten immer der Abstellung von Mißbräuchen und Bedrückungen. Unter solchen Umständen konnte die neue Lehre den Bauern recht wohl unter dem Gesichtspunkte der Freiheit erscheinen; aber dann war es auch natürlich, daß sie sich von ihr nicht bloß die Beförderung des Seelenheiles, sondern auch eine Erleichterung ihres Schicksales, eine Verbesserung ihrer Lage versprachen. Mochte diese immer weniger ungünstig sein, als man gewöhnlich glaubt: — die Unzufriedenheit war durch viele Volksmänner einmal angeregt, und meistens sehnt sich der Mensch nach bessern Zuständen. Wenn der religiöse Reformator so eifrig gegen die Tyrannen sprach, wenn er so warm schilderte, daß alle Menschen Brüder seien, alle vor Gott gleich wären; so konnte in den Bauern wohl der Gedanke entstehen, daß sie gegen ihre reichen und mächtigen Brüder zu sehr zurückgesetzt seien und von ihnen allzu viel leiden müßten, sie konnten leicht die Meinung fassen, die Billigkeit und die so häufig gepredigte Menschenliebe müsse eine Verbesserung ihrer Umstände gebieten. Und so war es auch. Alle Schritte des kühnen Mannes hatten in den untern Volksklassen entschiedene Wünsche nach ihrer Verbesseruug hervorgerufen. Schwärmerische Religionslehrer, denen selbst jener große Charakter, jene ungeheure Kraft zu gemäßigt war, benützten diese Stimmung, um das Volk für durchgreifendere Reformen zu gewinnen, als jener wollte, und namentlich zu gewaltthätiger Änderung der politischen Verhältnisse zu vermögen. Es verbreiteten sich die Ideen eines gewissen Eldorado, kurz die Lehren allgemeiner Brüderschaft, Gütergemeinheit und Gleichheit der Menschen. Luther wurde nun in verschiedenen, öffentlichen Schriften heftig getadelt, der Halbheit, des Juste-Milieu, oder Leisetreterei, wie man es damals nannte, der Inkonsequenz, der Herrschsucht und sogar der Heuchelei und Schmeichelei gegen die Fürsten beschuldiget. Der Vorsatz einer Umwälzung der Staatsverhältnisse trat immer deutlicher hervor, doch die Art und Weise, wie schon einer der ersten Versuche auftrat, bewies, daß die Triebfedern nicht allzu rein sein konnten.

Ulrich, Herzog von Würtemberg, der hartherzige Despot, welcher einen Vetter Ulrichs von Hutten, den Ritter Hans von Hutten, auf eine meuchlerische Weise ermordet hatte, Er, der Peiniger seines Volkes, wider den schon der arme Konrad aufgestanden war, wurde endlich von dem Herzoge in Baiern, sowie der Ritterschaft in Franken und Schwaben mit Krieg überzogen, und in Folge seiner Tyrannei mit Hülfe des schwäbischen Bundes im Jahr 1519 aus seinem Lande gejagt. Es ist eine sehr gewöhnliche Erscheinung, daß vertriebene Tyrannen auf einmal die Larve der Freisinnigkeit vornehmen, und um den Beistand der volksthümlichen Richtung sich bewerben. Höchst unsittlich muß es jedoch sein, wenn irgend ein Mann oder eine Partei der Oppositiion einen solchen unnatürlichen Bund annimmt. Viele schwäbische Bauern, namentlich auch Mitglieder der frühern Verbindung des armen Konrads, thaten es aber, und Ulrich gewann Stuttgart wieder. Der schwäbische Bund vertrieb den harten Herzog von Neuem, und dieser wiederholte das alte Spiel, mit Hülfe aufgewiegelter Bauern seine Herrschaft wieder zu erringen.

Alle diese Vorfälle, und die Neigung der schwäbischen Bauern zu einem Aufstand im Größern waren

allerdings ſchon vor der Ankunft Thomas Müntzers in Waldshut aufgetreten; allein Thomas war ganz der Mann, die Aufregung noch höher zu ſteigern. Durch ſeine Thätigkeit erlangte die Gährung größere Intenſivität, und es wurden ihr allmälig eigentliche Pläne im Großen untergelegt. So traten denn wichtige Ereigniſſe in Ausſicht.

Zehntes Hauptſtück.

Das Manifeſt der Bauern.

(Das Jahr 1525.)

Eine zuſammenhängende Reihe wirkender Urſachen ſollte in den Landleuten den feſten Entſchluß erzeugen, nicht bloß ihre beſondern Standes-Verhältniſſe, ſondern die politiſchen Zuſtände des deutſchen Reichs überhaupt vom Grunde aus zu verbeſſern. In den Bauern ſelbſt entſtand ein ſolcher kühner und umfaſſender Gedanke keineswegs von ſelbſt: ſie wurden vielmehr durch Bearbeitung von vielen Seiten allmälig dazu gebracht. Nachdem die Lehren Luthers die geiſtige Aufregung weit verbreitet, und den Drang nach Reformation allgemein erweckt hatten, unternahm es zuerſt Ulrich von Hutten, die Landleute für die politiſche Reformation Deutſchlands zu gewinnen. Vor Eröffnung des unglücklichen Feldzuges ſeines Freundes Franz von Sickingen hatte er ſowohl die Städte, als die Bauern für den bemerkten Zweck zur Vereinigung mit der Ritterſchaft zu überreden geſucht. In Anſehung des Landvolkes geſchah dieß durch ein Zwiegeſpräch, „Neukarſthans“ betitelt, zwiſchen Sickingen und einem Bauern, worin die Gründe zur Änderung der ausgearteten Kirchen- und Staatszuſtände entwickelt wurden. Es wird darin ausdrücklich die Anwendung von Waffengewalt verſprochen. Die tief aufregende Schrift Huttens der „Neukarſthans“ fand ihren Weg auch in den Schwarzwald, nach Schwaben und in einen großen Theil von Oberdeutſchland. Während hierdurch ſchon der Geiſt der Bauern entflammt wurde, gab Thomas Müntzer dieſer Stimmung von Waldshut aus neue Nahrung, und durch die Ermunterungen noch anderer Volksführer, wie Balthaſar Hubmaier, Pfarrer Schappeler, Franz Rebmann, Jörg Metzler von Ballenberg, Wendel Hipler, Keller Weigandt u. ſ. w., ward im Frühjahr 1525 von den Bauern die Durchführung der politiſchen, wie kirchlichen Reformation wirklich beſchloſſen.

Bei politiſchen Gährungen in den Maſſen des Volkes iſt es ſehr ſchwierig, die Anſichten über die Art der angeſtrebten Reformen zur Einheit zu bringen. Gemeiniglich ſind die Meinungen hierüber ſo verſchieden, daß Parteiungen entſtehen, und je mehr ſich dieſe zerſplittern, deſto weniger iſt ein wirkſames Handeln möglich. Deßhalb zeugte es von einer ſchon weit gediehenen Organiſation der Gährung, daß die Bauern, welche zur Einleitung der Revolution entſchloſſen waren, vor der Ergreifung der Waffen über ihre Forderungen an die herrſchenden Machthaber ſich vereinigten. Unter dem Namen der „12 Artikel“ wurde nämlich im Frühjahr 1525 ein Manifeſt unter dem Landvolk in Schwaben verbreitet, worin die Beſchwerden desſelben und die Mittel zur Abhülfe zuſammengeſtellt waren. Wer den Aufſatz verabfaßt

habe, ist nicht mehr zu ermitteln. Es kreisten schon seit längerer Zeit Artikel über die einzuleitenden Reformen unter den Bauern von verschiedenen Verfassern, und aus allen wurde endlich ein mittlerer Vorschlag zusammengesetzt, welcher allgemeine Zustimmung erhielt.

Der erste Artikel (man sehe die Anmerkung 1) hatte nach der Beschaffenheit der Zeitverhältnisse eine ungemeine Wichtigkeit. Zuvörderst erklären sich die revolutionären Bauern darin für Anhänger der Lehre Luthers und verlangen die reine Verkündigung des Evangeliums. Da die kirchliche Reformation um diese Zeit schon sehr weit um sich gegriffen hatte, so stellten die Landleute ihre politische Bewegung gleichsam unter den Schutz der neuen Religion. In guter Berechnung war der erste Artikel zugleich so gefaßt, daß Luther ihn nothwendig billigen mußte. Ausser der lautern Verkündigung des Evangeliums forderten die Bauern die Einräumung des Rechtes für die Gemeinden, ihren Pfarrer selbst zu erwählen, und bei ungebürlichem Betragen wieder abzusetzen. Dagegen konnte der Reformator unmöglich etwas einwenden, weil die Forderung ganz seinen Grundsätzen entsprach. Von ungemeinem Scharfsinn zeugte es vollends, daß der erste Artikel für die Lutherische Theorie über die Rechtfertigung sich erklärte: denn soferne irgend etwas den Reformator zu bestechen vermocht hätte, so war es die Annahme dieses Glaubenssatzes.

Der Verfasser des Manifestes wollte keine bloße Läuterung der Religionssätze, sondern Verbesserung des socialen Zustandes: aus Politik setzte er die Glaubens-Reform an die Spitze; doch schon im zweiten Artikel fordert er eine wesentliche politische Maaßregel: „Beschränkung des Zehntens“. Wie sich aus dem Inhalt jenes Satzes ergiebt (man sehe Anmerkung 2), war auch er ziemlich gemäßigt gefaßt. Gleichwohl enthielt er schon Eingriffe in das Privateigenthum. Viele Zehnten waren nämlich von den

---

[1]) Zum ersten, Ist vnser demütige bitte vnd beger auch vnser aller wille vnd Meinung, Das wir nu hinfort, Gewalt vnd Macht wollen haben, Ein gantze Gemein solle ein Pfarrherr selbs erwelen und kiesen, Auch gewalt haben, denselben wider zu entsetzen, wenn er sich ungebürlich hielte. Derselbige erwelete Pfarrherr soll vns das heilige Euangelium lauter vnd klar predigen on alle menschlichen Zusatz, Lere, vnd gebot, denn vns, den waren Glauben stets verkündigen, gibt vns ein Vrsach Gott vmb seine Gnad zu bitten, vnd denselben waren glauben einbilden, vnd in vns bestetten. Denn wenn sein Gnade in vns nicht eingebildet wird, So bleiben wir stets im Fleisch vnd Blut, Das denn nichts nütz ist, wie klerlich in der Schrifft stehet, Das wir alleine durch den waren glauben zu Gott komen können, Vnd alleine durch seine Barmhertzigkeit selig müssen werden, drumb ist vns ein solcher Fürgeher vnd Pfarrherr von nöten, vnd dieser gestalt, in der Schrifft gegründet.

[2]) Zum andern, Nach dem der rechte Zehend auffgesetzt ist im alten Testament, vnd im Newen alles erfüllet, nichts deste minder, wollen wir den rechten Kornzehend gern geben, doch wie sich gebüret, Demnach sol man jn Gott geben, vnd den seinen mitteilen, gebürt es einem Pfarrherr, so klar das wort Gottes verkündet, Sind wir des willens hinfort, diesen Zehend vnser Kirchpröbsten, so denn eine Gemeine setzt, sollen einsamlen vnd einnemen, dauon einem Pfarrherr, so von einer gantzen Gemeine erwelet wird, seinen zimlichen gnugsam Auffenthalt geben jm vnd den seinen, nach erkentnis einer gantzen Gemein, Vnd was überbleibt, sol man armen Dürfftigen (so im selben Dorffe fürhanden sind) mitteilen, nach gestalt der Sachen, vnd erkentnis einer Gemein.

Was überbleibt sol man behalten, ob man reisen müsste von Landes not wegen, Damit man kein Landstewer dürfte auff den Armen anlegen, sol mans von diesem Vberschusse ausrichten. Auch ob sache were, das eines oder mehr Dörffer weren, die den Zehend selber verkaufft hetten, aus etlicher Not halben, dieselbigen so darumb zu zeigen in der gestalt haben von einem gantzen Dorffe, der sol es nicht entgelten, Sondern wir wollen vns zimlicher weis nach gestalt vnd Sach mit jm Vergleichen, jm solchs wider mit zimlicher ziel vnd zeit ablöken. Aber wer von keinem Dorff solch erkaufft hat, vnd jre Vorfahren, jnen selbs solchs zugeeigend haben, Wollen, sollen, vnd sind wir jnen nichts weiters schüldig zu geben, Allein wie oben stat vnsern erwelten Pfarrherr damit zu vnterhalten, nachmalen ablösen, oder den Dürfftigen mitteilen, wie die heilig Schrifft inne helt, sie seien geistlich oder Weltlich. Den kleinen Zehend, wollen wir gar nicht geben, Denn Gott der HERR das Viech frey dem Menschen geschaffen, das wir ein vnzimlichen Zehend setzen, den die Menschen erdicht haben, darumb wöllen wir jn nicht weiter geben.

Berechtigten an dritte Perſonen verkauft worden, und die Erwerbungsart beruhte ſohin auf einem läſtigen Rechtstitel. Unentgeldliche Aufhebung des Zehntens ſchmälerte alſo wohlerworbene Privatrechte. Freilich erboten ſich die Bauern zu einem billigen Vergleich mit den Käufern; allein nur in Anſehung des großen Zehntens, da ſie jenen vom Vieh gar nicht mehr geben wollten.

Vollkommen billig war dagegen die Forderung des dritten Artikels (Anmerkung 3), daß man die Leibeigenſchaft aufhebe. Wenn das Chriſtenthum ſchon bei ſeiner erſten Einführung den Kampf wider die Sklaverei eröffnete, ſo geziemte es ſich ganz für die Zurückführung einer ausgearteten Religion auf die reine Lehre ihres Stifters, die Überbleibſel unwürdiger Knechtſchaft vollends wegzuräumen. Äuſſerſt verſtändig erklärte ſich auch das Manifeſt über den Sinn der Befreiung des Landvolkes, indem darunter keine zerſtörende Ungebundenheit verſtanden, vielmehr Ordnung und obrigkeitliche Leitung vorbehalten ſein ſollte.

Gerecht und billig erſcheint hiernächſt auch der vierte Artikel (Anmerkung 4), inſoferne er die Beſchränkung der Jagdvorrechte betrifft. Es war nur zu richtig, daß der Adel das Wild hegte, und dadurch den Landleuten ſehr großen Schaden zufügte: die Gerechtigkeit forderte darum gebieteriſch, daß hierin ein Einſehen geſchehe, doch mit möglichſter Schonung der Eigenthumsrechte.

Bedenklicher war hingegen der Inhalt des fünften Artikels (Anmerkung 5): denn er konnte durch Eingriffe in das Eigenthum üble Wirren zur Folge haben.

---

[3]) Zum dritten, Iſt der brauch bisher geweſen, das man vns für jr eigen Leut gehalten habe, welchs zu erbarmen iſt, Angeſehen das vns Chriſtus alle mit ſeinem köſtbarlichen Blutuergieſſen erlöſt vnd erkaufft hat, den Hirten gleich als wol als den Höchſten keinen ausgenomen. Drumb erfind ſich mit der ſchrifft, das wir frey ſein, vnd wollen ſein. Nicht das wir gar frey ſind, kein Oberkeit haben wollen, Leret vns Gott nicht, Wir ſollen in geboten leben, nicht in freiem fleiſchlichen mutwillen, Sondern Gott lieben als vnſern HERRN, jn im vnſern Neheſten erkennen, Vnd alles das, ſo wir auch gern hetten, Das vns Gott am Nachtmal geboten hat zu einer Letz, Darumb ſollen wir, nach ſeinem gebot leben, zeigt vnd weiſt vns dis Gebot nicht an, das wir der Oberkeit nicht gehorſam ſein, Nicht allein der Oberkeit, Sondern wir ſollen vns gegen jederman demütigen, das wir auch gern gegen vnſerer erweleten vnd geſetzten Oberkeit (ſo vns von Gott geſetzt) in allen zimlichen und Chriſtlichen ſachen gern gehorſam ſein, Auch on zweiuel, jr werdet vns der Eigenſchafft als war vnd recht Chriſten, gern erlaſſen, oder vns im Euangelio des beberichten das wirs ſeien.

[4]) Zum vierdten, Iſt bisher im brauch geweſen, Das kein armer Man gewalt gehabt hat, das Wildbret, Geuögel oder Fiſch, im fliſſenden Waſſer zu fahen, Welchs vns ſonſt gar unzimlich vnd unbrüderlich düncket, Sondern eigenützig, vnd dem wort Gottes nicht gemäſs ſein. Auch an etlichen Orten, die Oberkeit vns das Wild zu trotz vnd mechtigen Schaden haben wil, Vns das vnſer (ſo Gott dem Menſchen zu gut erwachſen hat laſſen) die vnuernünfftigen Thier zu vnnutz verfreſſen, mutwilliglich leiden müſſen, dazu ſtill ſchweigen, das wider Gott vnd den Nechſten iſt. Wann als Gott der HErr den Menſchen erſchuff, hat er jm gewalt gegeben über alle thier, über den Vogel im Lufft, vnd über den Fiſch im waſſer. Darumb iſt vnſer begeren, wenn einer Waſſer hette, das ers mit gnugſamer Schrifft beweiſen mag, das man das Waſſer wiſſentlich alſo erkaufft het, Begeren wir jms nicht mit gewalt zu nemen, Sondern man müſſe ein Chriſtlich einſehen darinnen haben, von wegen brüderlicher Lieh, Aber wer nicht gnugſam Anzeigung darumb kan thun, ſol es einer Gemein zimlicher weis mittellen.

[5]) Zum fünfften, ſind wir auch beſchwert der Beholtzung halben, Denn vnſere Herrſchafft haben jnen die Höltzer alle allein geeigent, Vnd wenn der arm Man was bedarff, mus ers umb zwey Gelt kauffen. Iſt vnſer meinung was für Hölzer ſein, es habens Geiſtlich oder Weltlich innen, die es nicht erkaufft haben, ſollen einer gantzen Gemein wider anheim fallen, vnd einer Gemein zimlicher weis frey ſein, einem jglichen ſein notdurfft ins Haus zu brennen, vmb ſonſt laſſen nemen. Auch wenn von nöten ſein würde, zu Zimmern, auch vmb ſonſt nemen, doch mit wiſſen der, ſo von der Gemein dazu erwelet worden, So aber keins fürhanden were, denn das ſo redlich erkaufft iſt worden, Sol man ſich mit demſelbigen brüderlich vnd Chriſtlich vergleichen, Wenn aber das Gut am anfang, aus jnen ſelbs geeignet were worden, vnd nachmals verkaufft worden, Sol man ſich vergleichen nach geſtalt der Sachen, vnd Erkentnis brüderlicher Lieb vnd heiliger Schrifft.

Der 6., 7., 8., 9., 10. und 11. Artikel (Anmerkung 6 — 11) verdienten alle Berückſichtigung, und es lag in den Pflichten der Billigkeit, in dieſen Beziehungen den Landleuten mildernde Zugeſtändniſſe zu machen.

Beſonders wichtig war der letzte Artikel (man ſehe Anmerkung 12), worin alle vorhergehenden Reform-Anträge für unmaaßgebend erklärt werden. Man muß den Scharfſinn des Manifeſtes in der That bewundern: denn gleichwie ſchon der Eingang mit meiſterhafter Politik ſo gefaßt iſt, daß die geſammte Lutheriſche Partei unzertrennlich mit der Sache der politiſchen Revolution verknüpft werden ſollte, ſo vollendete dieß der Schluß-Artikel durch ſcheinbare Unterwerfung unter die Entſcheidung des kirchlichen Reformators. Damit dem letztern ja keine Gelegenheit zum Tadel ſeiner Anhänger gegeben werde, erklären dieſe im Voraus mit Beſcheidenheit, daß ſie allen Forderungen entſagen wollen, welche mit der Schrift nicht zu vereinbaren ſeien. Im Grunde genommen hatte dieſe ſcheinbare Beſcheidenheit keine praktiſche Bedeutung: denn Luther hatte auch öfters ſeine Bereitwilligkeit zum Widerruf erklärt, wenn man ihn

---

6) Zum ſechſten, Iſt vnſer hart beſchwerung, der Dienſt halben, Welcher von tag zu tag gemehret werden, vnd teglich zunemen, Begeren wir, das man ein zimlich Einſehen drein thue, Vns dermaſſen nicht hart beſchweren, Sondern vns gnedig hierinnen anſehen, wie vnſer Eltern gedienet haben, Allein nach laut des Wort Gottes.

7) Zum ſiebenden, Das wir vns hinfort ein Herrſchafft nicht weiter wollen laſſen beſchweren, Sondern wie es ein Herrſchafft zimlicher weis einem verleihet, Alſo ſol ers beſitzen laut der Vereinigung dieſes Herrn vnd Bawren, Der Herr ſol jn nicht weiter bringen noch zwingen, mehr Dienſt noch anderſt von jm vmb ſonſt begeren, damit der Bawr ſolchs Gut on beſchwerde alſo rueglich brauchen vnd nieſſen müge. Ob aber des Herrn dienſte vonnöten weren, Solt jm der Bawr willig vnd gehorſam für andern ſein, doch zu ſtunde vnd zeit, das dem Bawren nicht zu nachtheil diene, vnd vmb einen zimlichen Pfennig den thun.

8) Zum achten, Sitzen wir beſchwert, vnd der viel, ſo Güter inne haben, Das dieſelbigen Güter die Güld nicht ertragen künden, vnd die Bawren das jre darauff einbuſſen vnd verderben, Das die Herrſchaft dieſelbigen Güter erbare leute beſichtigen laſſen, vnd nach der billigkeit am Zinſegelt erſchafft, damit der Bawr ſein arbeit nicht umb ſonſt thue, denn ein jglicher Tagewercker iſt ſeines Lohns würdig.

9) Zum neunden, Sein wir beſchwert der groſſen freuel, ſo man ſtets newe Satzung machet, Nicht das man vns ſtrafft nach geſtalt der Sach, Sondern zu zeiten aus groſſem neid, vnd zu zeiten aus groſſer gunſt, Iſt vnſer meinung, vns bei alter geſchriebener Straff zu ſtraffen, darnach die Sach gehandelt iſt, vnd nicht nach gunſt.

10) Zum zehenden, Sind wir beſchwert, das etliche haben jnen zugeeignet Wieſen, dergleichen Ecker, die denn einer Gemeine zugehörent, Dieſelbigen werden wir wider zu vnſern gemeinen handen nemen, Es ſey denn ſach, das mans redlich erkaufft habe, wenn mans aber unbillicher weis erkaufft hette, Sol man ſich gütlich, brüderlich mit einander vergleichen, nach geſtalt der Sach.

11) Zum eilfften, Wollen wir den brauch genant den Todfall, gantz vnd gar abgethan haben, den nimer leiden noch geſtatten, Das man Widwen, Waiſen, das jre wider Gott vnd ehren alſo ſchendlich nemen vnd berauben ſol, wie es an vielen Orten (mancherley geſtalt) geſchehen iſt, Vnd von denen, ſo ſie beſchützen vnd beſchirmen ſolten handhaben ſie vns geſchunden vnd geſchaben, Vnd wenn ſie wenig fug hetten gehabt, hetten dis gar genomen, das Gott nicht mehr haben will, Sondern ſol gantz abſein, kein Menſch nichts hinfürder ſchüldig ſein zugeben, weder wenig noch viel.

12) Zum zwelfften, Iſt vnſer Beſchlus vnd endliche meinung, Wenn einer oder mehr Artikel als hie geſtellt, ſo dem Wort Gottes nicht gemeſs weren (als wir denn nicht vermeinen) Dieſelbigen Artikel, wo man vns mit dem Wort Gottes für vnzimlich anzeigen, wolten wir dauon abſtehen, Wenn mans vns mit grund der ſchrifft erkleret, Ob man vns ſchon etlich Artikel jetzt zulies, vnd hernach ſich befünde, das vnrecht weren, Sollen ſie von ſtund an tod vnd abſein, nichts mehr gelten, Der gleichen ob ſich in der Schrifft mit der warheit mehr Artikel erfünden, die wider Gott vnd beſchwerung des Neheſten weren, wollen wir vns auch fürbehalten vnd beſchloſſen habſu, vnd vns in aller Chriſtlicher Lere vben vnd brauchen, darumb wir Gott den HERRN bitten wollen, der vns daſſelbige geben kan, vnd ſonſt niemand, Der friede Chriſti ſei mit vns allen, Amen.

Der Text obiger 12 Artikel iſt nach Luther. Jenenſer Ausgabe, Th. III, fol. 111 in tergo — 113.

aus der Bibel widerlegen werde. Sowie aber Er fest entschlossen war, keine Auslegung der Schrift als richtig anzuerkennen, welche nicht mit seiner Meinung übereinstimmte, eben so war dieß bei den Bauern der Fall. Gleichwohl erlangten sie den großen Vortheil, den Massen Sand in die Augen zu streuen, weil solche den versteckten Sinn des Manifestes nicht errieth en, und durch das bescheidene äussere Gewand desselben für die politischen Reformer nothwendig günstig gestimmt werden mußten.

Eilftes Hauptstück.

Die Stellung Luthers zu dem Bauern-Aufstand.

Der Charakter der Kirchenverbesserung war Kampf gegen ein Prinzip, welches tausend Jahre in der Meinung gegründet und festgewurzelt war. Freiheit war ihr Wahlspruch, und sie konnte daher füglich so ausgelegt werden, daß sie die politische Freiheit, nämlich die Entfernung der fürstlichen und königlichen Macht, eben so gut beabsichtige, als die der päpstlichen. Unter diesem Gesichtspunkte konnte sie sehr leicht den Fürsten gefährlich erscheinen und bei denselben Widerstand erregen. Waren aber die päpstliche und die weltliche Macht der Fürsten vereinigt, so konnte an eine Durchführung der neuen Lehre nicht gedacht werden. Gerade umgekehrt schien solche nur dann möglich, wenn ein bedeutender Theil der Fürsten für die Evangelischen gewonnen werden konnte. Dieß hat auch die Geschichte bewiesen. Bloß dadurch, daß sich der Churfürst Friedrich leidend verhielt, und den Aufforderungen des Papstes zur Verfolgung oder gar Auslieferung Luthers nicht Gehör gab, wurde es verhindert, daß die Reformation nicht gleich Anfangs erstickt wurde, und ihr späterer Sieg ward nur dadurch herbeigeführt, daß sich mehrere mächtige Fürsten förmlich für die Kirchen-Verbesserung erklärten und dieselbe mit den Waffen vertheidigten. Selbst hier war der Kampf noch zweifelhaft und konnte nur mit vieler Anstrengung zum Vortheil des reformatorischen Prinzips entschieden werden. Hätten also die Fürsten, welche die neue Lehre annahmen und so große Anstrengungen zur Erhaltung derselben machten, gegen solche sich erklärt; so lag es klar am Tage, daß die Reformation erdrückt worden wäre. Die Gegner derselben wußten dieß alles sehr gut, und darum ging ihr Bestreben sogleich Anfangs dahin, das reformatorische Prinzip den Fürsten in Ansehung der politischen Folgen, die daraus entspringen müßten, verdächtig zu machen und ihnen die Besorgniß einzuflößen, daß nothwendig Aufruhr und Empörung oder der Sturz aller fürstlichen Macht dadurch entstehen müsse. Dieß war immer ihre Hauptwaffe, womit sie die Evangelischen bekämpften, immer suchten sie zu beweisen, daß die Angriffe gegen die päpstliche Gewalt, wenn sie gelängen, nothwendig auch zu Angriffen gegen die Fürsten führen müßten, und daß letztere folglich zugleich mit dem Papste gestürzt werden würden. Viele Fürsten glaubten dieß auch wirklich, und diese Besorgniß trug bei manchen mehr dazu bei, sie zum Widerstande gegen das Lutherthum zu bewegen, als die Überzeugung von dem größeren inneren Werthe des entgegengesetzten Lehrbegriffes. An sich war die Behauptung, daß die Angriffe gegen die päpstliche Gewalt, oder mit andern Worten, das Streben nach Befreiung aus dem geistigen Joche auch ein Streben

nach Befreiung aus dem weltlichen Druck zur Folge haben könne, nicht so ganz ohne Grund, sondern aus psychologischen Rücksichten sogar sehr wahrscheinlich. Diejenigen, welche dem reformatorischen Prinzip, um dessen Fortgang zu verhindern, immer das Schreckbild der bürgerlichen Empörung entgegen hielten, wußten zwar sehr gut, daß Luther nicht allein keinen politischen Zweck habe, sondern im Gegentheile einem solchen entschieden sich widersetzen würde; allein sie hüteten sich wohl, es zuzugestehen, und behaupteten fortwährend, die Umwälzung in der Kirche müsse auch zu politischen Umwälzungen führen. Sie vertheidigten diese Behauptung auch mit vielen scheinbaren Gründen und machten schon hierdurch viele Fürsten der neuen Lehre abgeneigt. Dazu kam aber noch, daß der Gang der Ereignisse ihre Vorhersagung zu bestätigen schien, und theilweise auch wirklich bestätigte. Der Aufstand der Bauern, die von den schwärmerischen Reformatoren aufgeregt worden waren, trat hervor, und zwar mit allen Greueln und Schrecken, welchen der bewaffnete Fanatismus zu verursachen pflegt. Dadurch wurde das reformatorische Prinzip in die größte, dringendste Gefahr gebracht. Denn es hatte sich ja erfüllt, was die Anhänger des Papstes verkündet hatten, der Aufstand und die maaßlosen Ausschweifungen, welche ihn begleiteten, waren von den Bekennern der neuen Lehre ausgegangen, diese hatten sich sogar auf die Grundsätze der Reformation berufen! Hatten also die Gegner derselben nicht Recht? Haben jene Grundsätze nicht zu blutigem Aufruhr geführt, nicht Brennen, Rauben, Morden veranlaßt, nicht das Eigenthum gefährdet, nicht zur Umkehrung aller Verhältnisse und zur Auflösung aller gesellschaftlichen Bande Gefahr erregt? Muß sich demnach nicht Jedermann vor dem Gifte der Neuerung hüten, das solche Früchte bringt? Müssen also nicht alle Getäuschten und Verführten zur schützenden und erhaltenden Mutterkirche zurück? In der That die Gefahr, welche bei solchen Umständen für das reformatorische Prinzip entstehen mußte, war drohend und furchtbar, und es gab nur ein Mittel, solche abzuwenden. Dasselbe bestand nicht darin, daß Luther bei dem Ausbruch des Aufstandes sich heftig gegen die Fanatiker erklärte, denn dieß würde wenig geholfen haben, sondern darin, daß der Reformator die nothwendige Entstehung der schwärmerischen Partei und deren gewaltsame Verfahrungsart schon längere Zeit voraussehen, und ihr daher schon von vorne herein mit Nachdruck entgegenwirken mußte. Und Luther hatte wirklich den klaren, scharfen Blick, der erfordert wird, um solche Ereignisse jahrelang vorauszusehen. Schon vier Jahre vor dem Ausbruch des Bauernkriegs wußte er, daß es zu politischen Empörungen kommen würde, und er bot daher schon vom Januar 1522 an alle seine Kraft und Beredsamkeit auf, dieselben zu verhüten[1]). Hiebei benahm er sich so offen und aufrichtig, daß jeder Redliche überzeugt werden mußte, der Reformator wolle nicht allein keine politische Umwälzung, sondern es widerstrebe eine solche sogar seinem Zwecke. Und der Umstand, daß jene Überzeugung schon vor dem Ausbruche des Bauernkrieges den ungleich größern Theil der Anhänger der neuen Lehre und insbesondere die Fürsten, welche die letztere begünstigten, ergriffen hatte, diese Thatsache allein rettete die Reformation. Denn als die Vertheidiger des Papstthums triumphirend ausriefen: „nun seht ihr die Früchte der Neuerung, nun findet ihr, wie wahr unsere Vorhersagung gewesen ist," verlor diese

[1]) Es ist äußerst merkwürdig, mit welcher klaren Bestimmtheit der Reformator die Ereignisse vorher sah. In einer Schrift an den Kurfürst Friedrich von Sachsen, gegeben zu Wittenberg am Freitag ante Invocavit 1522, sprach er: „Die dritte ist, das ich mir übel fürcht, und sorge, ich sey sein leider allzugewis, für einer grossen Empörung in deudschen Landen, damit Gott deudsche Nation straffen wird. Denn wir sehen, das dis Evangelium fellt in den gemeinen Mann trefflich, und sie nemens fleischlich auf, sehen, daß es wahr ist, und wollens doch nicht recht brauchen. [Luthers Werke, Jenenser Ausgabe, Th. II, S. 83.]

zur Zeit des Aufstandes ausserdem so mächtige Waffe alle Kraft, weil Luther gegen den Aufruhr lange genug gelehrt und gewirkt und die Fürsten, welche dem neuen Prinzip anhingen, zu tief überzeugt waren, daß nur fanatische Übertreibung, nicht aber Luthers Lehre die Katastrophe herbeigeführt habe. Hätte hingegen der Reformator vorher geschwiegen, hätte er sich rücksichtlich der politischen Frage nicht schon mehrere Jahre vorher entschieden erklärt, so würde ihm, wenn er es nun auch bei dem Ausbruche des Aufstandes selbst hätte thun wollen, Niemand geglaubt haben, und die politische Empörung würde völlig auf Rechnung der von ihm angefangenen Neuerung geschrieben worden sein. Dieß mußte aber alsdann nicht bloß einen großen Abfall in seiner ganzen Partei, sondern auch eine enge Verbindung der gesammten weltlichen Macht mit dem Papste, also Sturz des reformatorischen Prinzips und Zurückführung der Völker unter das geistige Joch der Kirche zur unausbleiblichen Folge haben. Die nämliche Wirkung würde eingetreten sein, wenn die fanatische Richtung über Luther und die Anhänger des Papstes zu gleicher Zeit die Oberhand gewonnen hätte. Die Gründe sind einfach und sicher. Schwärmerei kann sich nicht selbst beherrschen, sie ist ohne Maaß und Ziel, hält keine Grenze ein und zerstört sich durch ihre Ausschweifung selbst. Nothwendige Folge davon ist, daß die Fanatiker, wenn sie einmal ihr Gegengewicht des Maaßes zerstört haben, unter sich selbst uneinig werden, weil immer einer die Ausschweifung weiter treiben will, als der andere, und jenen, welcher einmal inne halten möchte, der Mäßigung und Schwäche anklagt. So war in der französischen Staatsumwälzung der schwärmerische und gewaltthätige Republikaner Danton, der rücksichtslose Danton, den noch größeren Fanatikern Robespierre and St. Just noch zu gemäßigt, und letztere wurden wieder von den Hebertisten der Mäßigung beschuldigt. Eine Partei der Schwärmer rieb daher so lange die andere auf, bis alle vernichtet waren. Ganz die nämliche Erscheinung begann nun auch in dem Reformationszeitalter unter den Fanatikern hervorzutreten, und zwar schon bei deren ersten Hoffnungen auf Erfolg. Einer der einflußreichsten Mitglieder dieser Partei war der bemerkte Pfarrer Müntzer, ein Mann von äusserst schwärmerischem Charakter. Aber er war doch seinem Meinungsgenossen und Verbündeten, dem Prediger Pfeiffer, noch zu besonnen. Letzterer drohte ihm daher mit der Vertreibung, wenn er nicht rascher und hitziger zu Werke gehen würde. Überhaupt trugen alle Handlungen der gesammten Partei das Gepräge blinder Leidenschaft: Vernunft und Besonnenheit hatten ihre Macht verloren, das Ganze hatte daher keine Leitung und würde von Thorheit zu Thorheit fortgegangen sein, bis es sich endlich in der Ausschweifung selbst zu Grunde gerichtet haben würde. Dieß ist schon darum völlig gewiß, weil alle jene Schwärmer keinen Begriff von Staatswissenschaft hatten, sondern die bürgerlichen Verhältnisse lediglich nach Bibelsprüchen einrichten und leiten wollten. Bei der englischen Umwälzung war während der Herrschaft der Independenten eine ähnliche Richtung vorhanden, allein sie wurde von dem staatsklugen Cromwell, der zwar auch Schwärmer war, doch dabei tiefe Regierungskenntnisse besaß, gezügelt und nur zu dessen Zweck benützt. Die deutschen Fanatiker des sechszehnten Jahrhunderts hatten keinen Cromwell, und wenn mit diesem 100 Jahre später die schwärmerische Richtung sich nicht erhalten konnte, sondern alles zur unbedingten Restauration Karls II. zurückführte, wie hätten die Schwärmer des Reformationszeitalters einen dauernden politischen Zustand begründen können? Dieß war völlig unmöglich und die unvermeidliche Folge eines Sieges der fanatischen Richtung über Luther war nothwendig das Zurückfallen der Zustände unter das geistige Joch des Papstes. So gut bei der französischen und englischen Staatsumwälzung die Ausschweifung des reformatorischen Prinzips ihr gerades Gegentheil, nämlich die Wiederherstellung der alten Staatsverhältnisse, zur Folge hatte, eben so mußte die

Übertreibung der religiöſen reformatoriſchen Grundſätze ihr Widerſpiel, nämlich die Wiederherſtellung der alten kirchlichen Gewalt, herbeiführen. Es iſt dieß nach unabänderlichen Naturgeſetzen alſo, die ſich in den Erſcheinungen der Geſchichte nur offenbaren, es kann und wird daher nie anders ſein. Darum unterliegt es keinem Zweifel, die Reformation und folglich die Befreiung der edleren Völker aus dem geiſtigen, tödtenden Zwange der Kirche konnte nur dadurch gerettet und ſiegreich durchgeführt werden, daß Luther die doppelte Gefahr, welche ſeinem Zwecke aus der fanatiſchen Richtung entſpringen mußte, zur rechten Zeit klar erkannte und darnach ſeine Wirkſamkeit einrichtete. Und wahrlich man muß es bewundern, wie ſcharf, wie deutlich der Mann ſah, wie richtig und lebhaft ſich ſeinem Geiſte alle Folgen jener Richtung darſtellten. Er wußte genau, daß die Fanatiker die Reformation in größere Gefahr bringen würden, als dieß je die Macht des Papſtes und ſelbſt des Kaiſers vermocht hätte. Dieß zeigt ſich vornehmlich in der Ermahnung zum Frieden an die Bauerſchaft [2]).

Luther wußte alſo genau, daß durch die fanatiſche Richtung den Anhängern des Papſtes neue Waffen gegeben und die Gefahr erregt würde, das geſammte reformatoriſche Streben durch die Vertheidiger der alten Lehre unterdrückt zu ſehen. Er wußte aber auch, daß die nämliche Wirkung eintreten würde, wenn die Schwärmer ſiegen. In der unten eingerückten Stelle iſt dieß deutlich ausgeſprochen [3]). Noch beſtimmter ſagt dieß der Reformator an einem andern Ort: „Würden die Bauern Herrn“, heißt es dort, „ſo würde der Teufel Abt werden, würden aber ſolche Tyrannen Herrn, ſo würde ſeine Mutter Äbtiſſin werden.“ Auch in ſeiner Auslegung des Propheten Jona bezeichnet er ſcharf ſeine wahre Stellung und erklärt, daß er das Evangelium gegen zwei Seiten hin zu vertheidigen habe, 1) gegen die Geiſter und Rotten, womit es der Teufel zur rechten Seite angreift und 2) gegen die Tyrannen, womit er es zur linken Seite anfällt. Am vollſtändigſten und kräftigſten ſprach ſich aber Luther über den Gang der Reformation und über den Punkt, woran alles zu ſcheitern drohte, in der unten folgenden wichtigen Stelle aus [4]).

---

[2]) So ſol nu und muß euer Titel und Namen dieſer ſein, daß ihr die Leute ſeid, die darumb ſtreiten, daß ſie nicht unrecht noch übels leiden wollen noch ſollen, wie das die Natur giebt, den Namen ſolt ihr führen und Chriſtus Namen mit Frieden laſſen: denn das iſt auch euer Werk und ſo thut ihr auch. Wolt ihr den nicht führen, ſondern Chriſtlichen Namen behalten, wolan, ſo muß ich die Sache nicht anders verſtehen, denn daß ſie mir gelte, und euch für Feinde rechen und halten, **die mein Evangelium dämpfen oder hindern wollen, mehr denn Bapſt und Kaiſer bisher gethan haben**, weil ihr unter des Evangelii Namen wider das Evangelium faret und thut.

[3]) Well denn dieſe Sache gros und fehrlich iſt, als die beide, Gottes Reich und der Welt Reich betrifft: Denn wo dieſe Aufruhr ſolt fort bringen und überhand nehmen, würden beide Reich untergehen, daß weder weltlich Regiment, noch göttlich Wort, ſondern eine ewige Verſtörung ganzes deutſchen Landes folgen würde.

[4]) Aber was ſoll ich auf die Papiſten hinfürder faſt ſehr zornig ſein, welche meine öffentlichen, abgeſagten Feinde ſind, und was ſie an mir thun, das thun ſie nach Feindes Recht, wie ſich's gebühret. Aber dieß ſind mir allererſt die recht ſchuldigen, meine zarten Kinder, meine Brüderlein, meine goldne Freundlin, die Rottengeiſter und Schwärmer, welche (als mich dünkt) weder von Chriſto noch vom Evangelio etwas dapffers hätten gewußt, wo der Luther nicht zuvor hätte geſchrieben, und freilich durch ihre Kunſt aus des Bapſtes Tyrannei in ſolche Freiheit und Licht ſich ſchwerlich hätten gewirkt, oder wo ſie es hätten thun können, hätten ſie es doch nicht thürſt angreifen noch wagen. Denn zu der Zeit, da ich allein im Kampf ſtund, Bullen und Bann, beide Bapſts und Kaiſers, dazu aller Papiſten Anfechten leiden mußte, waren ſie aus der maſſen kühne, freudige, unverzagte Helden, ſtille zu ſchweigen und mich allein im Schlamm arbeiten zu laſſen. Nu mir aber Gott gnediglich geholfen hat, daß ich mir und ihnen ein wenig Luft und Raum gemacht habe, und ſie mir ſolten beiſtehen und helfen vollend den Streit ausführen, wie ich mich auf ſie ver-

Diese merkwürdige Stelle ist zwar zwei Jahre später, als der Bauernaufstand, und bezieht sich auch mehr auf bloße dogmatische Zwistigkeiten, den bekannten Sakramentsstreit, aber es schwebten dem Reformator die frühern Verhältnisse doch augenscheinlich dabei vor. Er schildert seine Lage, wie sie vor einigen Jahren zwischen den Anhängern des Papstes einerseits und den fanatischen Reformen andrerseits beschaffen war, so treu und wahr, daß man meinen sollte, er spreche nur von jenen Zuständen. Wenn man indessen die letzte Stelle auch ausschließend auf den Sakramentsstreit beziehen will, was jedoch psychologisch nicht wohl möglich ist; so beweisen doch die vorher angeführten Stellen hinlänglich, wie scharf und richtig Luther die Gefahr erkannte, welche der Reformation aus der ausschweifenden, politischen Richtung entspringen mußte. Dadurch wurde er in den Stand gesetzt, dieser gefährlichen Richtung zur rechten Zeit entgegenzuwirken. Hätte er sich von der mäßigen und billigen Sprache, die in dem Manifeste der Bauern geführt wurde, irre führen lassen, und seinen Widerstand verschoben; so wäre er später nicht mehr im Stande gewesen, die siegreiche fanatische Partei in gemäßigte Schranken zurückzuführen: er würde vielmehr ihr erstes Opfer geworden sein, weil sie ihn, wie dieß bei solchen Verhältnissen gewöhnlich ist, mehr haßten, als die Anhänger des Papstes selbst. Aber sowie er durch sein scharfsinniges Vorhersehen der Entstehung der fanatischen Richtung den Vertheidigern des alten Prinzips die Hauptwaffe, das Schreckbild des Aufruhrs, zerstört hatte, so vernichtete er eben dadurch schon von vorne herein auch die Macht und Wirksamkeit der überspannten Reformer. Die große Mehrzahl unter den Bekennern der neuen Lehre waren schon mehrere Jahre vor dem Ausbruche der ausschweifenden Richtung mit dem nothwendigen Eintreten dieser Erscheinung und mit deren verderblichen Folgen bekannt gemacht worden, auch die Art und Weise, wie jene Richtung nun wirklich im Leben auftrat, war von dem Reformator vorhergesagt worden, alle besonnenen Anhänger des letztern, und diese bildeten die große Mehrheit, waren also ebenfalls lebhaft überzeugt, daß die Rettung des reformatorischen Prinzips durch die Überwindung der Fanatiker bedingt sei, erhoben sich daher mit Macht gegen solche und brachten sie schnell und dauernd zur Ruhe. Dadurch wurde nun das neue Prinzip von der doppelnden Gefahr, die wir oben angegeben haben, befreit, denn einerseits wurde verhindert, daß die Umwälzung nicht unter dem Übermaaß ihrer Forderung unterliege und andrerseits wurde durch die Aufrechterhaltung der Einheit der verbessernden Partei den Gegnern die Macht zur Unterdrückung der Reformation benommen. Dieser Erfolg war indessen nicht so leicht, als man glaubt, Luther mußte vielmehr für solchen Zweck viel leiden. Zuerst überhäufte ihn bei den ersten Zeichen des Aufstandes der Bauern die päpstliche Partei mit bittern Vorwürfen und gab ihm und seiner Lehre die ganze Schuld des bevorstehenden Unheils. Dann griffen ihn aber auch die Anführer der Bauern hämisch an und beschuldigten ihn der Heuchelei, der Doppelzüngigkeit und der Absicht, ein neues Papstthum aufrichten zu wollen. So lange die Bauern noch nicht förmlich zu den Waffen gegriffen hatten, hegte der Reformator überdieß noch einige Hoffnung, daß er die Sache durch gütliche Vorstellungen beilegen könne, er wollte daher noch nicht in seiner Kraft mit ihnen sprechen, sondern nahm vielmehr ihre ungerechten und so tief kränkenden Vorwürfe, um dem guten Zweck nicht zu schaden, geduldig hin. Es

---

ließ und getröstet, fallen sie von hinten zu über mich armen gemarterten Menschen, und greifen mich dazu greulicher an, denn die Papisten thun. Da muß ich ein neuer Papist sein, sie sind's, die Christum recht predigen. Wolan allzusammen, wie ihr zusammen seid und zusammen gehöret, Teufel, Papisten und Schwärmer nur frisch an den Luther. Ihr Papisten von fornen her, Ihr Schwärmer von hinten zu, Ihr Teufel von allen Enden dran, hetzt, jagt, treibet getrost, Ihr habt das rechte Wild für euch. Wenn der Luther liegt, so seid ihr genesen und habt gewonnen.

ist rührend, wie der große Mann die ihm sonst eigenthümliche Heftigkeit bei dieser Gelegenheit beherrschte und ohne an die erlittenen Beschimpfungen zu denken, so mild und gütig zu den Bauern sprach [5]).

Indessen nicht bloß die beiden äußersten Endpunkte der Meinung richteten Angriffe auf Luther, sondern selbst seine eigenen Anhänger, welche sein Verfahren im Ganzen billigten, äußerten über die Art, wie er sich später gegen die Bauern aussprach, die größte Unzufriedenheit. So war denn der Mann von allen Seiten angegriffen und verlassen, aber er besaß ein Gut, das unschätzbarste und höchste unter allen, die Unabhängigkeit von dem Einflusse der Meinung. Die Macht der letztern ist groß, in der Regel ist ihr Lob Leben, ihr Tadel Tod, und die meisten Menschen nehmen daher ihre Kraft zu weiteren Leistungen aus der Beistimmung derselben, sowie sie umgekehrt durch deren Mißbilligung alle Kraft zu weiteren Erfolgen verlieren. Aber es giebt Fälle, wo der Einzelne sich über die Meinung erheben und seine Überzeugung gegen solche aufrecht erhalten muß. Diese Fälle sind als Ausnahme von der Regel sehr selten, treten gewöhnlich nur in großen Zeiten ein und sind auch nur vorübergehend, indem hervorragende Männer ihrer Zeit nur vorangehen und darum deren Ansichten, Pläne und Verfahrungsarten selbst von den Besten eine kleine Welle mißbilligt werden; doch die Zeit rückt schnell nach, das Große findet Anerkennung und kommt durch die Meinung zum Leben. Es bleibt also zwar wahr, daß die wirkliche Macht nur in der Meinung liegt, und daß ausser ihr es keine gebe, aber gleichwohl ist es in gewissen, nur vorübergehenden Fällen selbst zum Vortheil des Guten und Wahren nothwendig, seine Überzeugung gegen die ganze Welt, gegen Feind und Freund zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten. Dieser Kampf ist der härteste und schwerste, welcher im Menschenleben zu bestehen ist, denn nichts lähmt und erdrückt mehr, als Mißbilligung und Verkennung selbst von Seite der Guten und Edlen. Aber Luther hatte die Kraft, auch diesen Kampf siegreich zu bestehen, und entschieden über die Meinung sich zu erheben. Nie war er größer, als wie er schrieb: „Wolan so gelte der Trotz in Gottesnamen, wen es gereuet, der lasse ab, wer sich fürchtet, der fliehe, mein Rückhalter ist mir stark und gewiß, das weiß ich. Ob mir schon die ganze Welt anhinge und wieder abfiele, das ist mir eben gleich und denke, ist sie mir zuvor doch auch nicht angehangen, da ich alleine war. Wer nicht will, der lasse es, wer nicht bleibt, der fahre immer hin. Ich kann desto frölicher leben und sterben, weil ich mit solchem Gewissen lebe und sterbe, daß ich ja mit allem Fleiß habe der Welt zu ihrem Besten gedient“ [6]).

Der Reformator versuchte zunächst den Weg der Güte, um die Landleute von dem gewaltsamen Aufstand abzubringen, und zugleich die Fürsten zur freiwilligen Erleichterung der untern Stände zu bewegen. Zu dem Ende schrieb er eine Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerschaft in Schwaben [7]). Eifrig bemüht, den Mittler in den gefährlichen Wirren zu machen, wandte er sich in jener Schrift zuerst an die Fürsten und Herren, und gab ihnen alle Schuld des Aufruhrs. Der freimüthige Mann

---

[5]) Sehet lieben Herrn und Freunde, das ist mein Unterricht, so ihr von mir begehrt, und bitte, wollet eurer Erbietung gedenken, daß ihr euch gerne wollet mit Schrift lassen weisen. Wenn nu dieß zu euch kommt, so schreiet nicht sobald, der Luther heuchlet den Fürsten, er redet wider das Evangelium. Leset zuvor, und sehet meinen Grund aus der Schrift, denn es gilt euch. Ich bin entschuldigt für Gott und der Welt. Ich kenne die falschen Propheten unter euch wohl, gehorchet ihnen nicht, sie verfüren euch wahrlich. Sie meinen euer Gewissen nicht, sondern sie wolten gern Galater aus euch machen, daß sie durch euch zu Gut und Ehren kämen.

[6]) Luthers Werke, Jenenser Ausgabe. Th. III. S. 135 in tergo.

[7]) Luthers Werke, Jenenser Ausgabe Th. III, fol. 113 in tergo — 123.

erklärte mit Nachdruck, daß die Fürsten und Bischöfe durch ihre Tyrannei gegen das Volk, welche nicht mehr zu ertragen sei, die Empörung veranlassen [8]). Luther ging hier zum Vortheil der Bauern sogar weiter, als sich streng thatsächlich erweisen ließ: denn selbst aus urkundlichen Untersuchungen über die Größe der damaligen Abgaben geht hervor, daß ein übermäßiger materieller Druck durchaus nicht vorhanden war [9]). Aus freisinnigen und humanen Rücksichten stellte sich der Reformator indessen auf die Seite des Volkes und verband darum mit seiner Fürsprache für die Bauern die eindringliche Aufforderung an die Herren, zu einer mildern Behandlung gegen die untern Stände überzugehen [10]). Hierauf sprach Luther die Landleute an, indem er ihnen im Einzelnen Ursache zur Beschwerde zugestand, seiner gewöhnlichen Theorie nach aber behauptete, daß sie sich gegen die Obrigkeit nicht mit Gewalt Recht verschaffen dürfen. Alsdann geht er zur Untersuchung der 12 Artikel selbst über.

Wie vorauszusehen war, wurde der erste für recht erklärt; indessen hier schon zeigte sich die Abneigung des Reformators gegen jeden Eingriff in das Eigenthum: denn er widersetzte sich der Verwendung des Zehntens zur Besoldung des Pfarrers, wenn der Zehnten Eigenthum eines Dritten sei.

Folgerichtig fand natürlich Luther den zweiten Artikel gänzlich verwerflich, und er äusserte sich sehr bitter wider denselben [11]). Ja sogar der dritte Artikel fand keine Gnade vor ihm, weil nach der Bibel

---

[8]) Erstlich mögen wir Niemand auf Erden danken solchs Unraths und Aufruhrs, denn euch Fürsten und Herrn, sonderlich euch blinden Bischöfen, tollen Pfaffen und München, die ihr noch heutiges Tages verstockt, nicht aufhöret zu toben und wüthen wider das heilige Evangelium, ob ihr gleich wisset, daß es recht ist, und auch nicht widerlegen könntet. Dazu im weltlichen Regiment nicht mehr thut, denn daß ihr schindet und schatzt, euren Pracht und Hochmuth zu führen, bis der arme gemeine Mann nicht kann und mag länger ertragen. Das Schwert ist euch auf dem Halse; noch meinet ihr, ihr sitzet so feste im Sattel, man werde euch nicht mögen ausheben. Solche Sicherheit und verstockte Vermessenheit wird euch den Hals brechen, das werdet ihr sehen. Ich habs euch zuvor vielmal verkündigt, ihr solltet euch hüten für dem Spruch, Psalm 107: Effundit contemptum super Principes, Er schüttet Verachtung auf die Fürsten; ihr ringet darnach, und wollet auf den Kopf geschlagen sein, da hilft kein Warnen noch Vermanen für.

[9]) Auch Oechsle kommt in seiner Geschichte des Bauernkrieges durch quellenmäßige Forschungen auf das Ergebniß, daß die bürgerlichen Lasten nicht in dem Grade drückend gewesen seien, um durch Aufruhr sich Erleichterung zu schaffen.

[10]) Denn das sollt ihr wissen, lieben Herrn, Gott schaffts also, daß man nicht kann, noch will, noch solle euer wüterei die Länge dulden. Ihr müßt anders werden, und Gottes Wort weichen; thut ihrs nicht durch freundliche, willige Weise, so müßt ihrs thun durch gewaltige und verderbliche Unweise. Thuns diese Bauern nicht, so müssens andere thun. Und ob ihr sie alle schlügt, so sind sie noch ungeschlagen; Gott wird andere erwecken; denn er will euch schlagen und wird euch schlagen. Es sind nicht Bauren, liebe Herrn, die sich wider euch setzen, Gott ists selber, der setzt sich wider euch, heimzusuchen euer Wüterei. Es sind etliche unter euch, die haben gesagt, sie wollen Land und Leute daran setzen, die Lutherische Lehre auszurotten. Wie dünkt euch, wenn ihr euer eigen Propheten wäret gewesen, und wäre schon Land und Leute hintan gesetzt? Scherzt nicht mit Gott, lieben Herrn! Die Juden sagten auch, wir haben keinen König, und ist ein solcher Ernst worden, daß sie ewiglich ohn König sein müssen.

[11]) Dieser Artikel ist eitel Raub und öffentliche Strauchdieberei. Denn da wollen sie die Zehenden, der nicht ihr, sondern der Oberkeit ist, zu sich reissen, und damit machen, was sie wollen. Nicht also, lieben Freunde, das heißt die Oberkeit ganz und gar abgesetzt; so ihr doch in der Vorrede bedingt, Niemand das Seine zu nehmen. Wollt ihr geben und Guts thun, so thuts von eurem Gute, wie der weise Mann spricht; denn Gott durch Esajam sagt: Ich hasse das Opfer, das vom Raube kommt.

Redet ihr doch in diesem Artikel, als wäret ihr schon Herrn im Lande, und hättet alle Güter der Oberkeit zu euch genommen, und wollet niemand unterthan sein, noch geben. Daran man greift, was ihr im Sinn habt. Lieben Herren, laßt ab, laßt ab, ihr werdets nicht enden, es helfen euch nicht die Kapitel der Schrift, so euer Lügenprediger und falscher Prophet an den Rand geschmieret hat, sondern sind wider euch.

Abraham und die andern Patriarchen Leibeigene gehabt hätten, eine solche Einrichtung also nicht gegen das Evangelium sei. Die übrigen Sätze erklärte der Reformator für bloße Rechtsfragen, welche ihn als Theologen nichts angingen, und er verwies daher in dieser Beziehung an das Gutachten der Rechtsverständigen. Am Schluß sprach Dr. Martin beide Parteien zugleich an, mit der Betheuerung, daß beide gleich unrecht thäten. Deßhalb machte er den Vorschlag, daß man aus dem Adel einige Grafen und Herren, und in den Städten einige Rathsherren erwählen möge, welche den Streit vermitteln sollen. Beide Theile möchten etwas nachgeben, die Herren also ihren Übermuth mäßigen und von ihrer Tyrannei so weit zurückzuweichen, daß der arme Mann Luft und Raum zum Leben gewinne: die Bauern hingegen alle Forderungen aufgeben, welche zu weit und hoch greifen. Solcher Rathschlag war ohne Zweifel eben so wohlwollend, als verständig; allein nach der gegenseitigen Stimmung der Gemüther war die Befolgung nicht zu erwarten. Uebrigens kam auch die Vorstellung Luthers zu spät, der Kampf in Schwaben hatte schon begonnen.

Zwölftes Hauptstück.

Ausbruch der Empörung in Schwaben und Franken.

(Das Jahr 1525.)

Schon im Hornung 1525 äusserte sich die allgemeine Unzufriedenheit der Landleute in der Herrschaft des Abts von Kempten, und es fand dort eine mächtige Verbrüderung derselben statt. Gleichzeitig machte der Herzog Ulrich von Würtemberg einen neuen Versuch, seines Landes wieder Meister zu werden. Die schweizerischen Kriegssöldner, gewohnt nur für Lohn zu kämpfen, nahmen keinen Anstand, ihre Dienste dem Herzog zu verkaufen. Während sie einem Lande angehörten, welches mit so rühmlichen Anstrengungen der Tyrannei sich erwehrt hatte, zogen sie in einem zahlreichen Haufen (15,000 Mann stark) aus, um in Schwaben das durchzuführen, was Östreich in Oberalemannien versucht hatte. Bei der Abwesenheit des Kaisers und der Ohnmacht der Reichsgewalt war die Aufrechterhaltung des Landfriedens in Schwaben dem Bunde daselbst anvertraut, der zu solchen Zwecken schon früher zwischen Fürsten, Grafen, Herren und Städten geschlossen, und durch die Bemühungen Karls V. ohnlängst erneuert worden war. Der schwäbische Bund fürchtete eine Verbindung der allerwärts schwierigen Bauern mit dem Herzog Ulrich, und suchte daher vor allem diesen zu schlagen. Im entscheidenden Augenblick verließen die geldgierigen Schweizer wegen unterbliebener Soldzahlung ihren Bundesgenossen, so daß denn die Unternehmung Ulrichs abermals mißglückte. Nunmehr wandte der schwäbische Bund seine gesammte Macht wider die aufrührerischen Bauern, welche allerwärts gerüstet hatten, und bereits in mehreren großen Haufen zu Felde lagen.

Zwei der mächtigsten waren jene vom Allgau und Bodensee, zusammengesetzt aus den Unterthanen des Platzes ab Reitnau, Bermatingen, Allingen, Markdorf, Meersburg, Obnieg, Rappersweilen, Osterrach, Zusdorf, Tettnang, Argau, Wasserburg, Ravensburg, Zell, Lindenberg, Leutkirch u. s. w. Ihre

Anführer waren unter andern: Dietrich Hurlenwagen von Lindau, Eitelhans Ziegelmüller von Unter-Thüringen, Hans Aggenbach von Riethain und andere. Mit Ungestüm drangen beide Haufen in Schwaben vor, und hatten schon in der ersten Hälfte des Aprills 1525 mehrere Klöster, Schlösser, Flecken und Städte eingenommen. Bevor das schwäbische Bundesheer, welches unter Anführung des Truchseß Georg von Waldenburg, des Grafen Wilhelm von Fürstenberg und des Ritters Frowein von Hutten wider die Landleute auszog, die Entscheidung durch die Waffen versuchte, wurden zwischen beiden Theilen gütliche Unterhandlungen gepflogen. Anfangs schienen diese auch einen günstigen Erfolg zu versprechen: denn man wurde über einen Vergleich einig, und brachte denselben in 14 Artikeln zum wirklichen schriftlichen Abschluß [1]). Die Vergleichs-Urkunde führt die Überschrift: „Vertrag zwischen dem löblichen Bund von

[1]) Zum ersten, sollen die zween Haufen, vom Allgäu und Bodensee, ihre Vertrags- und Bundesbriefe, so sie mit einander aufgerichtet und gegen einander übergeben haben, gemeiner Versammlung überantworten.

Zum andern sollen sie auch ihrer Pflicht, so sie obberührter ihrer Bündniß und Vereinigung halben zusammen gethan haben, einander endlich und gänzlich ledig zählen, und keiner den andern derhalben weiter anziehen.

Zum dritten. Nachdem diese ihre Empörung und Aufruhr, auch Entziehung ihren Obersten und Herrschaften schuldigen, verpflichten Gehorsam, wider K. K. Majestät und des heiligen Reichs Landfrieden, die goldne Bulle, und gemeine Recht, fürgenommen, sollen die Bauerschaft geloben und schwören, dergleichen Bündniß, Vertrag und Aufruhr hinfort zu vermeiden.

Zum vierten sollen sie geloben und schwören, daß sie sich von einander thun, auch anheim verfügen und ihren Obersten, Herrschaften, von denen sie sich abgeworfen haben, wiederum Pflicht thun, ihnen getreu, gehorsam und gegenwärtig zu sein, ihre Zins, Gült, Zehende und andere Gerechtigkeit, wie sie ihnen dieselben vor diesem Aufruhr gereicht und gethan haben, nachmals zu thun und zu leisten, bis so lang sie solches alles oder zum Theil durch einen der nachfolgenden Austrag, oder das ordentlich Recht mit Recht widertrieben haben.

Zum fünften sollen sie auch alle Klöster, Schlösser, Städte, Flecken, Häuser und Güter, wie viel sie denn der in dieser Aufruhr und Empörung erobert und eingenommen haben, samt der entwerten Habe, so viel sie der bei ihnen erfunden oder angezeiget werden mag, den Entwerten alsbald wiederum eingeben und zustellen.

Zum sechsten. Ob sie in dieser Empörung jemand zu pflichten oder zu verbürgter oder unverbürgter Satzung, derhalben Verschreibung zu geben genöthigt hätten, die sollen todt und ab sein.

Zum siebenden. So denn solches alles und jedes, so obsteht, völliglich beschehen und vollzogen worden ist, ob denn einer oder mehr, gemeiniglich oder sonderlich aus obgemeldten zweien Haufen, vermeinen wollten, durch ihre Obern und Herrschaften, in was wege das wäre, beschwert zu sein, damit denn dieselben derhalben gebührende Wendung und Erleidung bekommen mögen, wie denn gemeine Stände dazu zu fördern zum höchsten geneigt sind.

Auch herwiederum was derselben Obern und Herrschaften wider ihre Unterfassen und Unterthanen, gemeiniglich oder sonderlich, zu sprechen und zu klagen haben, daß sie aller und jeder solcher Sachen halben den Austrag gegen einander nehmen und geben wollen. Als nämlich, daß ein Oberkeit oder Herrschaft zwei oder drei ehrbare Städte ihres Gefallens, dergleichen die Unterthanen oder Bauern auch zwo oder drei Städte ihres Gefallens fürschlagen, und so die der Sachen gütlich oder rechtlich nicht eins werden möchten, alsdenn die F. D. zu einem Obmann erkiesen und bitten, dabei es auch ungeweigert bleiben.

Zum achten. Damit sich niemand des Kostens oder Ungelegenheit halben, das Recht vor den Fürsten oder Bundesrichtern zu suchen, zu beschweren habe, welcher Partei denn gefälliger sein wolle, daß eine jede Oberkeit oder Herrschaft und derselben Unterthanen und Hintersässen, zwischen denen sich Irrung und Gebrechen gehalten, zween schiedlich ehrbare Männer weltlichen Standes dazu geben und verordnen, die sich mit Fleiß unterstünden, sie solcher Gebrechen halben in der Güte mit Wissen zu vereinigen und zu vertragen.

Zum neunten. In welchen Artikeln sie die Güte nicht finden würden, daß alsdann die Partei um dieselbige nachfolgend endlichs rechtlichs Austrags begnügig sein wollen.

Zum zehnten. Und nämlich so sollen sich die Partei Obmanns vergleichen, und wo sie sie sich des nicht vergleichen könnten, alsdann jeder Theil einen, zween oder drei brennen, und darum loosen, oder daß gemeine Stände des Bunds zu Schwaben einen aus ihnen der Versammlung zu Obmann erkiesen und geben sollen.

Schwaben und den zweien Haufen Bauern am Bodenſee und Allgau. Sie iſt unterzeichnet ſowie beſiegelt von Georg Truchſeß von Waldburg, Wilhelm Graf von Fürſtenberg, Howein von Hutten und Hugo Grafen von Montfort einerſeits, und den Bürgermeiſtern ſowie Ammännern von Ravensburg, Meersburg, Altorf, Tettwang und Markdorf, als Mitverwandten beſtimmter Bündniſſe der zweier Haufen Bodenſee und Allgau, und in Auftrag der bevollmächtigten Anwälte der Bauern, andrerſeits. Indeſſen der Vertrag wurde nicht gehalten, beide Parteien beſchuldigten ſich vielmehr wechſelſeitig der Verletzung desſelben, und ſo wurden denn die Feindſeligkeiten eröffnet [2]).

Es war ſchon vor Ausbruch des Bauernkrieges eine gewiſſe Verbindung gleichdenkender Männer in politiſcher Beziehung eingeleitet, welche von Zeit zu Zeit durch mündliche Botſchaft oder Beſprechung unter einander verkehrten: auch Bearbeitung der Bauern durch ausgeſendete Führer der revolutionären Partei fand in verſchiedenen Gegenden von Schwaben und Franken ſtatt, ſo daß denn die politiſche Gährung einen gewiſſen Zuſammenhang hatte. Im Weſentlichen gleichzeitig entſtanden daher die Empörungen im Allgau, am Bodenſee, im Höhgau, Schwarzwald, in Beſitzungen des Deutſchordens, im Hohenlohiſchen, am Neckar, im Rothenburgiſchen an der Tauber und in andern Gegenden Frankens.

Seitdem Luther der Bilderſtürmerei Karlſtadts ſich widerſetzt, und das Treiben desſelben aufmerkſam

---

Zum ellften. Und was denn durch dieſelben Obmann und Zugeſetzte, ſämmtlich, oder der mehrer Theil auf allen Parteien, mündlich oder ſchriftlich fürbringen, in der Güte geſprochen, oder zu Recht erkennet wird, daß es dabei endlich und ungeweigert bleiben, von jedem Theil, den ſolches berührt, ohne Widerrede angenommen und vollzogen werde.

Zum zwölften ſoll ſich auch eine jede Oberkeit, derſelben Unterthanen, Hinterſäſſen und Zugehörigen den fürgeſchlagenen rechtlichen oder gütlichen Austrag eins, nach dem und ſie einander, oder ihr einer den andern in Mondesfriſt dem Näheſten vereinen; auch nothdürftig Compromiß und Anlaßbrief darum begriffen, und mit gnugſamen Glauben, Verſprüch und Verſieglung, wie ſich gebührt, aufrichten, und darnach fertigen, mit der ſondern Clauſel, daß ſich gütlich oder rechtlich Handlung, nach Dato des Anlaß und Compromiß, in einem Jahr und dreien Monden den näheſten enden, es wäre denn, daß die von dem, darauf ſich die Parteien veranlaßt, oder dem Obmann, aus erheiſchenden und im Rechten gegründeten Urſachen länger verzögen.

Zum dreizehenden. Damit Fried,- Ruhe und Einigkeit im heiligen Reich deſto ſtattlicher gehalten, und die gehorſamen, friedlichen Unterthanen durch die aufrühriger, ungehorſamen nicht wiederum verführet, und zu verderblichem Schaden gebracht werden, ſollen die gemeldten Unterthanen, der zweier Hauffen, ſamt und ſonders in allen Gerichten und Gemeinden ein getreue, fleißige Auffehung haben, ob irgend einer oder mehr dieſem Vertrag und allem dem, ſo darin begriffen, nicht geleben und nachkommen, oder weiter Aufruhr und Ungehorſam ſtiften und machen würden, dieſelben der Oberkeit darunter geſeſſen, anzeigen und helfen gefänglich annehmen. Damit die um ihr Ungehorſam und Übertretung, wie ſich gebührt, geſtraft werden.

Zum vierzehnten. Ob ſich begebe, daß obgemeldter Unterthanen Herrn, Jungherrn und Obern dieſen Vertrag, auch die Artikel darinnen begriffen, ſo viel ſie die betreffen, nicht geleben und nachkommen: auch die Unterthanen, ſamt oder ſonders, wider Recht beſchweren und weiter denn vermeldter Vertrag inhalt, drängen, und die Beſchwerden ſolches gemeldten Bunds, Hauptleuten und den Räthen anzeigen würden; ſollen gemeine Stände dieſelben, ſo viel der ihn verwandt, mit Hülf der Beſchwerten, dem Vertrag ſeines Inhalts in allweg zu begeben, zu Gehorſam bringen, damit einem jeden Beſchwerten, ſo Rechtes begehrt, das wie ſich gebührt gedeihen und widerfahren möge.

Zum letzten ſoll hiemit aller Unwill, der ſich zwiſchen den Oberkeiten und viel gemeldten Unterthanen unter dieſer Empörung zugetragen, hingelegt und abſein, auch kein Theil den andern außerhalb Rechtens und weiter, denn dieſer Vertrag zugibt, nichts Unfreundliche noch Schädliche zufügen.

[2]) Sleidan Lib. IV: Unum agmen consedit prope Biberacum, alterum in Algovia, tertium ad lacum Brigantinum seu Constantiensem. Cum autem intercessione Ravesburgensium et Campodunensium, ex rusticanis nonnulli duces Ulmam fide publica venissent, dierum aliquot pactae fuerunt induciae, verum non servatae. Cujus quidem rei culpam utrinque alii in alios conferebant. Itaque cœptum est hostiliter agi.

verfolgt hatte, war dieſer von Wittenberg abgezogen, und nach kurzem Aufenthalt auf dem Lande, wie ein einfacher Bauer Landwirthſchaft treibend, als Pfarrer nach Orlamünde berufen worden. Letzteres geſchah von der Bürgerſchaft der Stadt, ohne Vorwiſſen der Landesherrſchaft und der Univerſität Wittenberg. Luther hierüber entrüſtet, und fortwährend mit der Wirkſamkeit von Dr. Andreas Bodenſtein (Karlſtadt) unzufrieden, hatte auf einer Reiſe ſchon in Jena einen bittern Wortwechſel mit demſelben. In Orlamünde, wohin er ſich ſodann begab, vermochte der Reformator die Bürger in ihrer Anhänglichkeit an Bodenſtein nicht zu erſchüttern, und wurde von ihnen am Ende mit Geringſchätzung behandelt. Da Karlſtadt in Folge dieſer Umſtände von der Landes-Regierung aus Orlamünde vertrieben wurde, ſo begab er ſich nach Rothenburg an der Tauber in Franken. Dort fand er viele Gleichgeſinnte, ſowie er überhaupt dem Herd der Revolution näher war. Durch ſein ganzes Weſen zu einer thatkräftigern Partei ſich hinneigend, mag Dr. Andreas Bodenſtein mit den revolutionären Führern in manche Berührung gekommen ſein. Doch wie dem auch ſei, ſo brachte ſein Aufenthalt in Rothenburg jedenfalls eine gewiſſe Gährung hervor. Der Rath der Stadt ſuchte ihn ebenfalls zu vertreiben; allein Karlſtadt wurde von ſeinen Freunden, insbeſondre von Ehrenfried Kumpf und Stephan Menzinger, im heimlichen Verſteck verborgen gehalten. Später äußerten ſich die Wirkungen ſeiner Anweſenheit, indem in Rothenburg noch eine heftigere Bilderſtürmerei entſtand, als in Wittenberg. Bald zeigte ſich aber auch eine politiſche Gährung; denn Stephan Menzinger trat an die Spitze eines Ausſchuſſes, welcher nach Verdrängung des Rathes die Leitung der Stadt übernahm, und den Aufſtand im ganzen rothenburgiſchen Bezirk ausbreitete.

Nunmehr entwickelte Wendel Hipler ſeine volle Thätigkeit, um im Hohenlohiſchen die lange beſchloſſene Empörung endlich zur Flamme zu bringen. Mit Hülfe von Gleichgeſinnten, welche entweder in ihrem Vermögen herabgekommen waren, oder aus Privathaß handelten, brachte er es in Oehringen wirklich zu einer Gährung. Es wurde ein Ausſchuß gebildet, und von dieſem eine Schrift über die Beſchwerden der Unterthanen den regierenden Grafen zugeſendet. Man pflog nun gegenſeitig Unterhandlungen; indeſſen die Bauern der Umgegend hatten ſich der Bewegung bereits angeſchloſſen und verlangten hitzig die Bewilligung der 12 Artikel. Immer heftiger, verwirrter und gewaltthätiger wurde nun das Treiben. Züge aus dem Odenwald hatten nämlich unter Anführung von Georg Metzler aus Ballenberg bereits das Kloſter Schönthal in der Nähe von Oehringen beſetzt. Dorthin rückten nun nicht bloß Schaaren von Oehringen, ſondern auch von Rotenburg, das Kloſter ſelbſt hingegen ward geplündert.

Von Schönthal zog der vereinigte Haufe nach dem Schloß Neuenſtein, und wiederholte dort die Plünderung. Nachdem ein Gleiches im Nonnenkloſter Lichtenſtern geſchehen war, begab ſich der Hauptzug über Löwenſtein und Neckar-Ulm vor Weinsberg, wo unter der Führung des Grafen von Helfenſtein mehrere Ritter zum Widerſtand gegen die Bauern ſich verſammelt hatten.

Am 16. April 1525, dem erſten Oſtertag, ſtürmten die Bauern die Stadt; Graf Helfenſtein mit ſeinen Rittern und ein Theil der Bürger vertheidigten ſich tapfer; allein am kleinen Thor bei der Kirche half ein Weinsberger von innen öffnen, während die Bauern auſſen am Erbrechen arbeiteten. Hier drangen die Stürmenden bald ein, und es wurden die übrigen Thore ſogleich geöffnet, nachdem inzwiſchen auch das Schloß genommen worden war. Weinsberg wurde nun von 6000 bis 8000 Bauern überſchwemmt. Graf Ludwig von Helfenſtein gerieth mit mehrerern Rittern in Gefangenſchaft, und verſchiedene Reiſigen verſteckten ſich, um der Wuth der Sieger ſich zu entziehen. Heftig entbrannte in der That auch der Rachedurſt der Bauern, und man forderte insbeſondre die Hinrichtung des Grafen Ludwig von Helfenſtein.

Wohl ſuchte der Anführer Wendel Hipler den Grafen mit den übrigen gefangenen Rittern zu retten, indem er den Landleuten das Bündniß mit dem Adel gegen die Fürſten empfahl; doch der Feldhauptmann des ſchwäbiſchen Bundes, Georg von Waldburg, hatte bei ſeinen Siegen bereits Todesurtheile wider gefangene Bauern vollſtrecken laſſen, und ein Theil der Sieger von Weinsberg, Jack Rohrbach an der Spitze, forderte darum Repreſſalien. So wurde denn der Graf Ludwig mit 14 Rittern und mehrerern Reiſigen zum Tode mittelſt des Spießens verurtheilt. Die ergrimmten Bauern bildeten zu dem Ende eine Gaſſe, in welche die Verurtheilten hineingeſtoßen wurden. Da erſchien plötzlich die Gemahlin des Grafen Ludwigs von Helfenſtein mit ihrem zweijährigen Knaben auf dem Arme, und bat flehentlich, ja knieend für das Leben ihres Gemahls. Vergeblich bot auch der Graf ſelbſt ein Löſegeld von 30,000 Gulden: die rachſüchtigen Bauern wollten Blut. Erbärmlich ſtarben alſo Graf Ludwig und vierzehn Ritter [3]). Von einem kleinen Theil des verſammelten Haufens war die Gewaltthat verübt worden, und die Mehrheit von etwa neun Zehntheilen erfuhr ſie erſt nach der Vollbringung. Jetzt ſollte die ganze Stadt Weinsberg geplündert werden; aber auf die Abmahnung der Führer ward der Raub auf die Häuſer der Geiſtlichen, der vornehmſten Beamten und der eifrigſten Anhänger der ermordeten Ritter eingeſchränkt. Dagegen wurden die Kirchen gründlich ausgeplündert, und die Bauern entwickelten eine habſüchtige Gier, welche im äuſſerſten Grade gehäſſig und anſtößig war.

Nun erhob ſich auch der erwartete Aufſtand im Herzogthum Würtemberg, und die Furcht der Herren ward dort ſo groß, daß viele Mitglieder der öſterreichiſchen Regierung zu Stuttgart in feſte Plätze entflohen. Würtemberg war nämlich nach Vertreibung des Herzogs Ulrich unter öſterreichiſche Verwaltung gekommen. Auf dem Wunnenſtein bei Botwar ertönte die Sturmglocke, und dorthin ſtrömten maſſenweiſe bewaffnete Bauern. Im ganzen Land griffen nun die Landleute zu den Waffen, und rückten in ſtarken Haufen ſogar vor Stuttgart. Ein Bürger öffnete ihnen die Thore, und ſo fiel die Stadt in die Hände des Aufſtandes. Von dort aus ſollte die Reichsſtadt Eßlingen eingenommen werden, weßhalb denn Aufforderungen der Art an den Rath jener Gemeinde erlaſſen wurden.

Inzwiſchen hatten ſich die Sieger von Weinsberg, welche ſich den hellen Odenwalder Haufen nannten, in die Gegend von Heilbronn begeben, und auch dieſe Stadt mit geringer Mühe eingenommen. Ein großer Theil der Bürger hielt es mit den Bauern, und hinderte den Rath der Stadt an wirkſamen Vertheidigungs-Maaßregeln. Schon am 18. April zog daher der helle Haufen vom Odenwald in Heilbronn ein. Nachdem das deutſche Haus, dem Deutſchorden zugehörig, geplündert worden war, entſandten die Bauern verſchiedene Züge, um Schlöſſer zu brechen. So wurden die Burgen Scheuerberg und Horneck eingenommen, ausgeraubt und verbrannt.

Bei Gundelsheim trafen alle einzelne Züge des hellen Odenwalder Haufens wieder zuſammen, und die Führer dachten nun daran, dem Aufſtand eine beſſere Organiſation zu geben. Theils um einen vor-

---

[3]) Eodem. Interim, in diversa parte Sueviae, circa Halam, et per Franconiam, ingenti numero alii confluxerant. Ii decimasexta die Aprilis, qui tum erat Paschae dies, Vuinspergum oppidum occupant: nobiles aliquot praesidiarios in eo partim capiunt, partim caedunt: ex captivis Ludovicum comitem Helfestenum et alios, militari quidem, sed crudelissimo supplicii genere necant, et hastis utrinque projectis confodiunt. Qua quidem in re tanto plus erat sceleris et inhumanitatis, quod illius quoque conjugem, Maximiliani Caesaris filiam notham, cum injuria rejicerent: quae parvulum infantem ulnis gestabat, et ad ipsorum projecta pedes, lachrymarum vi maxima profusa, totiusque corporis habitu miserabili, maritum sibi, ac filiolo parentem donari petebat.

züglichen Feldherrn zu erlangen, theils um der Ritterſchaft ſich zu nähern, wurde dem berühmten Ritter Götz von Berlichingen der Oberbefehl angetragen. Götz, zubenannt mit der eiſernen Hand, gehörte, gleich ſeinem Freunde Franz von Sickingen, zur Oppoſition des Adels wider die Fürſten: er war mit dem politiſchen Zuſtand Deutſchlands, namentlich der Entkräftung der Reichsgewalt, ebenfalls unzufrieden, und darauf gründeten die Bauern ihre Plane. Berlichingen war indeſſen ein ſehr klarer Kopf, und verſprach ſich darum wenig von dem Unternehmen der unruhigen Bauern. Da ihm zugleich deren Plünderungswuth und Grauſamkeit ein Greuel war, ſo lehnte er die Anträge ſehr ernſtlich ab. Durch die Gewalt der Umſtände ward Götz von Berlichingen am Ende doch zur Annahme des Oberbefehls über den hellen Haufen vom Odenwald bewogen, zugleich trafen von Würzburg ermunternde Verſprechungen und Rathſchläge ein, und die Entwürfe der Bauern nahmen jetzt einen großartigern Charakter an, d. h. ſie erhoben ſich zu nichts Geringerem, als zu einer vollſtändigen politiſchen Reform des geſammten deutſchen Reichs. Wir müſſen dieſem wichtigen Gegenſtand einen beſondern Abſchnitt widmen.

Dreizehntes Hauptſtück.

Entwürfe der politiſchen Reformer. Ausgang des Aufſtandes in Schwaben und Franken.

(Das Jahr 1525.)

Nach dem Beiſpiele des Reichsritters Götz von Berlichingen verbündete ſich auch der Graf Georg von Wertheim nothgedrungen mit den Bauern, und die politiſche Bewegung gewann ſohin fortwährend an Bedeutung. Gleichzeitig vereinigte ſich der Aufſtand im Rothenburgiſchen mit jenem in der Herrſchaft Hohenlohe-Schillingsfürſt, und alsbald brach die Empörung auch in Mergentheim aus. So bildeten ſich neben dem hellen Haufen vom Odenwald auch ein mächtiger fränkiſcher Haufen. Indem die Flammen weiter und weiter leckten, verbreitete ſich die Empörung allmälig über das geſammte Würzburger Gebiet und einen großen Theil vom Ansbachiſchen. Als die erſten Spuren der Gährung in dem Biſchofsſitz Würzburg ſelbſt ſich äußerten, rückte der fränkiſche Haufe, verſtärkt durch große Zuzüge aus den neuen Aufſtänden über Lauda nach Ochſenfurt. Nachdem dort neue Verſtärkung eingetroffen war, ging der Zug nach Iphofen, und nach kurzem Aufenthalt allda gen Schwarzach. Während in Iphofen die Bauern von Langheim zu dem Heere geſtoßen waren, trafen in Schwarzach die Unterthanen des bedeutenden Bezirks Dettelbach ein, und der Aufruhr ſchwoll nunmehr gleich einer Lauwine an. Bevor das Heer nach Ochſenfurt gelangte, ſtießen die Zuzüge aus Uffenheim, Leutershauſen, Kitzingen und andern Orten zu ihm. Bald nachher erhob ſich auch die Rhöne und es ſtrömten von dort beträchtliche Maſſen dem Heere zu. Mittlerweile hatte ſich der fränkiſche Haufe dem hellen Haufen vom Odenwald genähert, welcher zum Marſch nach Würzburg eingeladen worden war. Am 7. Mai 1525 fand die Vereinigung beider Züge wirklich ſtatt, und nun bildeten die empörten Bauern eine große Armee, welche alsbald von Würzburg Beſitz ergriff.

Da inzwischen noch mehr Ritter und Herren dem Aufstand gezwungner Weise sich angeschlossen hatten, so sah sich die Bewegung bereits zu einem sehr wichtigen Staats-Ereigniß gediehen, und der Ausgang war nun durch die Frage bedingt: ob es möglich sein werde, die Landleute zur Mannszucht, sowie zur Ausdauer zu vermögen, und dem Ganzen eine besonnene Leitung zu geben? Es fehlte dem Aufstande keineswegs an Männern, welche die Nothwendigkeit jener Forderungen einsahen: denn nicht bloß Götz von Berlichingen, sondern auch Wendel Hipler suchten in das revolutionäre Heer Ordnung, und in den Aufstand Zweck, Plan und Organisation zu bringen. Allein Berlichingen gehörte als gezwungen nur mit halber Seele der Verbindung an, und dann hegten die Bauern wegen seines Standes ein so großes Mißtrauen zu ihm, daß er durchgreifend nicht wirken konnte. Wendel Hipler stand den Bauern allerdings näher, er hatte, als früherer Beamter im Verwaltungsfach, auch Geschäfts-Kenntnisse, Ueberblick über den Staats-Organismus, und vielen Verstand. Gleichwohl waren seine Fähigkeiten mehr schlaue Feinheit, als überwiegende Genialität, und zugleich fehlte die Würde und erschütternde Ueberlegenheit der großen Charaktere, welche empörte Massen im Augenblick des Sturmes durch ihre bloße Persönlichkeit zu beherrschen vermögen ..... kurz bei der politischen Bewegung fehlte ein wirklicher Reformator, während er in der religiösen mit so unverkennbarem Beruf aufgetreten war.

Die Führer der Landleute thaten, was sie konnten: — in Würzburg wurde von den beiden vereinigten Haufen ein großer Rath eingesetzt, welcher fortan alle Unternehmungen leiten sollte. Auch Götz von Berlichingen, Wendel Hipler und Georg Metzler von Ballenberg waren Mitglieder dieses obersten Rathes. Einer der ersten Beschlüsse desselben bestand darin: daß man mit allen Bauernhaufen im Felde, also auch mit jenen in Schwaben, am Rhein, in Lothringen und im Elsaß zum einheitlichen Wirken in gegenseitiges Benehmen sich setzen soll. Zu dem Ende wurde Heilbronn zum Sitz einer gewissen obersten Bundesbehörde ernannt, und Wendel Hipler mit noch zwei Mitgliedern des obersten Rathes dahin abgeordnet. Alle diese Maaßregeln waren ohne Zweifel recht gut; indessen sowohl der große Rath in Würzburg, als auch Wendel Hipler in Heilbronn unterließen es, vor allem mit demjenigen sich zu beschäftigen, was am meisten Noth that.

Bisher hatten die empörten Bauern nur einzelne Schlösser und Stadte durch ihre unverhältnißmäßige Übermacht eingenommen: seit der blutigen That in Weinsberg und dem folgenden Plündern und Brennen ging der Schrecken vor ihnen her, und der Adel unterwarf sich öfters ohne Widerstand. So konnte es jedoch nicht fortgehen; der mächtige schwäbische Bund rüstete vielmehr mit Eifer, um den Aufstand zu bewältigen, sein fähiger Feldherr, Georg von Waldburg, war bereits damit beschäftiget, die bewaffneten Bauernhaufen im Allgäu und am Bodensee niederzuwerfen, und der Pfalzgraf bei Rhein schickte sich schon an, seine Macht mit dem Truchseß zu vereinigen, und alsdann auch das Heer der Landleute in Franken zu zerstäuben. Auf Seite des Bundesheers der Fürsten, Städte und Herren war Mannszucht und Kriegskunst, eine wohlgeübte Reiterei und gut bedientes Geschütz. Da es den Bauern an allem diesem fehlte, da insbesondere bedenkliche Zeichen von Widerspenstigkeit, Meuterei und Anarchie in ihrem Heere hervorgetreten waren, so mußten vor allem die bessere Ausrüstung und Waffenübung des Heeres betrieben und die strengste Mannszucht eingeführt werden. Statt dessen beschäftigten sich Wendel Hipler und seine beiden Kollegen in Heilbronn mit der Ausarbeitung der künftigen Reichsverfassung der Deutschen. Der Entwurf war freilich so wichtig, daß wir die Mittheilung desselben in der Anmerkung für

nothwendig erachten *); allein was konnten Reformationspläne helfen, wenn die Bauernhaufen im Feld

*) Verfassungsentwurf für das deutsche Reich.

I. Alle Geweihten sollen reformirt und nach ziemlicher Nothdurft erhalten werden, ohne Rücksicht auf ihre Geburt, ob sie von hohem oder niederem Stande sind.

Hieher gehörrn zuerst „die großen Hansen", als Bischöfe, Pröbste, Dechanten, Domherren und ihres gleichen.

Alle Personen, die zu einem religiösen Orden gehören, als Mönche, Nonnen, Rollharde, Deutschherren und ihres gleichen, die, wie am Tage liegt, unter dem geistlichen Scheine reißende Wölfe sind, sollen reformirt werden.

Jede Gemeinde soll gute Hirten, die allein die Schäflein mit dem in der Schrift gegründeten Wort Gottes zu weiden sich befleißigen, zu setzen und zu entsetzen haben.

Alle Priester oder zum Gottesdienste bestimmte Personen sollen den Menschen mit gutem Beispiele vorangehen, wie Christus, unser Erlöser, gethan hat. Sie sollen dagegen anständig unterhalten werden, und der Überfluß soll zur Unterstützung armer nothdürftiger Menschen, und zu dem gemeinen Nutzen verwendet werden.

II. Alle weltlichen Fürsten, Graven, Herren, Ritter und Edlen sollen auch reformirt werden, damit der arme Mann nicht gegen die christliche Freiheit so hoch von ihnen beschwert werde.

Den Geringern soll gegen die Fürsten und Herren, den Armen gegen die Reichen zu gleichen schleunigen rechtlichen Austrägen verholfen werden.

Alle, von den Fürsten an bis auf den gemeinen Adel, die von dem heiligen Reiche oder desselben Verwandten belehnt sind, sollen, Jeder nach seiner Geburt, anständig und standesmäßig dotirt werden. Dagegen sollen sie dem h. römischen Reiche getreulich vorseyn, die Gehorsamen, die Frommen, die Wittwen und Waisen beschirmen, und die Ungehorsamen und Bösen strafen.

Alle Lehensleute sollen dem römischen Kaiser oder ihren andern Lehensherren, weltlichen Reichsfürsten, ehrlich und redlich dienen, die armen Unterthanen ohne weitere Beschwerde schützen und schirmen, und Jedermann zu Recht hülflich und räthlich seyn, auf daß sich Niemand beklage, er könne kein Recht finden.

Alle Fürsten, Graven, Ritter, Edle und Knechte, sie mögen vom Reiche und Reichsfürsten belehnt seyn oder nicht, sollen sich göttlich, christlich, brüderlich und ehrlich halten, daß Niemand durch sie unbilliger Weise beschwert werde. Sie sollen auch das göttliche Wort und Recht vor aller Gewalt getreulich und nach all' ihrem Vermögen helfen schützen, schirmen und handhaben, damit es nicht mit Gewalt zerstört werde, wie hievor geschehen.

III. Alle Städte, Communen und Gemeinden im h. Reiche, keine ausgenommen, sollen zu göttlichen und natürlichen Rechten nach christlicher Freiheit reformirt und bestätigt werden.

Wider die neue Reformation soll Niemand alte oder neue menschliche Erdichtung einführen, damit der Eigennutz unterdrückt, dem Armen wie dem Reichen geholfen, auch brüderliche Einigkeit erhalten werde.

Alle Bodenzinse sollen mit dem zwanzigfachen Betrage, also 1 Pfenning mit 20 abgelöst werden.

Den Kaufleuten soll die Straße gesichert, und eine neue Ordnung gemacht werden, wie sie jede Waare geben sollen, damit man sich im Kaufe darnach richten könne, und der gemeine Nutzen gefordert und gemehrt werde.

IV. Alle Doktoren, sie mögen geistlichen oder weltlichen Standes sein, sollen in keines Fürsten Rath, auch an keinem Gericht sitzen, zu reden, zu rathen oder zu handeln gelitten, sondern ganz abgeschafft werden, auf daß dieselben sich von Menschengesetzen auf die göttliche Schrift legen, und als geschickte Personen zum Predigen berufen werden; denn es werden viele Personen durch ihre Verzögerungen und Ausflüchte verderbt.

Damit das kaiserliche Recht dennoch nicht unterdrückt werde, sollten auf jeder anerkannten hohen Schule oder Universität drei Doktoren der kaiserlichen Rechte beibehalten oder angestellt werden. Wenn Fürsten oder andere Gerichte sich bei ihnen Raths erholen, so sollen sie ihnen gemeinschaftlich in Monatsfrist getreuen in den Rechten gegründeten Rath geben, damit einem Jeden möglichst bald zu Recht geholfen werde.

Weil die Doktoren nicht Erbdiener des Rechts, sondern besoldete Knechte sind, die um ihres eigenen Nutzens willen lange aufhalten und langsam zu Ende rathen oder dienen, sollen sie an keinem Gericht sitzen, Urtheil zu machen oder auszusprechen.

Weil öffentlich am Tage liegt, daß die Doktoren zwei Parteien oft zehn Jahre, auch mehr und weniger um ihres Eigennutzes willen herumziehen, weßwegen sie Stiefväter und nicht rechte Erben des Rechts genannt werden können, sollen sie alle bei keinem Gericht gebraucht oder gelassen werden.

Wenn aber eine Herrschaft oder Stadt je einen oder mehr Doktoren haben wollte, so soll derselbe in keinen Rath

wild und ungeregelt sich selbst überlassen blieben, und in dem unvermeidlichen, bald bevorstehenden Kampf mit dem Heere des schwäbischen Bundes aufgerieben werden mußten?

---

gesetzt, sondern allein in Rathschlägen gebraucht werden. Den Richtern steht es dann immer noch frei, den gegebenen Rath zu mehren, zu mindern, oder zu befolgen.

V. Es wäre gut, wenn kein Geweihter, er sei hohen oder niedern Standes, zu des Reichs Rath, oder zu anderer weltlichen Fürsten, Herren oder Communen Rath beigezogen oder gebraucht würde.

Denn durch der Welt Weisheit und Brauch werden sie verfinstert im Geiste Gottes, werden auch träge und versäumen den Dienst Gottes; und es ist sehr zu besorgen, die weltliche Ehre möchte sie verführen, daß sie dadurch die Gnade Gottes, wenn sie die hätten, auch verlören.

Kein Geweihter oder Gesalbter soll in ein weltliches Amt gesetzt, dazu benutzt oder gebraucht werden; denn weltliche Ehre und Geiz verhindert sie am Dienste Gottes, wie öffentlich am Tage liegt.

Kein Geweihter oder Gesalbter soll zu einem Rathe, Gerichte oder weltlichee Sachen gezogen oder genommen werden; denn dadurch sind sie zu Herren, und die Weltlichen von hohen und niedern Ständen zu Knechten geworden. Es sind auch Edle und Unedle durch die Mönche ausgesogen und zu Gästen ihres Guts gemacht worden, welches billiger auf sie, als auf die Mönche geerbt haben sollte.

Zu dem Rathe der Geistlichen wird nie ein weltlicher zugezogen, sie aber sind in allen weltlichen Räthen die vornehmsten und obersten gewesen. Dadurch und durch ihre List und Betrügerei sind Viele zum Verderben des Leibes, der Seele und des Guts gebracht und verfürt worden. Denn was uns Sünde ist, ist ihnen recht gewesen, und was ihnen unrecht und verboten ist, z. B. Ehewelber zu nehmen, ist uns recht gewesen.

VI. Es wäre gut, wenn alle weltlichen Rechte im Reich, die bisher gebraucht worden sind, abgeschafft und aufgehoben würden, und das göttliche und natürliche Recht, wie hievor und hernach bemerkt wird, eingeführt würde. Dadurch hätte der Arme so viel Zugang zum Recht, als der Höchste und Reichste.

Das kaiserliche Kammergericht im h. Reiche deutscher Nation soll besetzt werden mit sechszehn rechtschaffenen, unbescholtenen Männern, nämlich zwei von Fürsten, zwei von Graven und Herren, zwei von der Ritterschaft, drei von Reichsstädten, drei von allen Fürstenstädten im Reiche, vier von allen Communen im Reiche; die sollen einen Kammerrichter im Reiche aus dem Graven- oder Herrenstande zu erwählen haben. Aus solchen sechszehn Personen sollen der Kläger und der Beklagte jeder einen Redner und einen Rathgeber erwählen und nehmen, der ihnen ihre Sache verhandle. Die Personen, die zu diesem Kammergericht genommen werden, sollen vorher wenigstens 9 Jahre bei Gericht gesessen und gebraucht worden sein.

Nach dem Kammergericht sollen im h. Reiche vier Hofgerichte errichtet werden, jedes auch mit sechszehn Personen besetzt, nämlich von Fürsten, Graven und Herren drei, von Rittern und Knechten drei, von den Reichsstädten drei, von den Fürstenstädten drei, von allen Communen im Reiche vier; die sollen auch alle mit einander einen Herrn zu ihrem Hofrichter erwählen. Aus ihnen sollen die Parteien ebenfalls Redner und Rathgeber nehmen, und solche Personen sollen ehrbar, und vorher zu Rath und Gericht gesessen sein.

Unter den vier Hofgerichten sollen sein sechszehn Landgerichte, je vier einem Hofgerichte untergeordnet, und jedes mit sechszehn Personen besetzt, nämlich vier von Fürsten, Graven und Herren, vier von Rittern und Knechten, vier von allen Städten und vier von allen Communen. Jedes soll einen rittermäßigen Mann zum Landrichter wählen, und es soll obgeschriebener Maßen gehalten werden.

Unter den sechszehn Landgerichten sollen sein vierundsechszig Freigerichte, je vier einem Landgerichte untergeordnet, und jedes ebenfalls mit sechszehn Personen besetzt, nämlich vier von den Reichsstädten, vier von dem Adel, vier von den Fürstenstädten und vier von allen Communen. Ein jedes soll einen vom Adel zum Freirichter erwählen, und es soll obgeschriebener Maßen gehalten werden, doch dem Stadtgericht und gemeinen Landschaften unschädlich.

Von Stadt- und Dorfgerichten mag appellirt werden an das nächste Freigericht, doch nicht unter 10 Gulden, es betreffe denn Ehre oder Erbtheil.

Von den Freigerichten mag appellirt werden an das nächste Landgericht, doch nicht unter 100 Gulden.

Von dem Landgericht mag appellirt werden an das nächste Hofgericht, doch nicht unter 1000 Gulden.

Von dem Hofgericht mag appellirt werden an das Kammergericht, doch nicht unter 10,000 Gulden.

VII. Es wäre gut, wenn alle Zölle, Geleit, Umgeld, Aufschläge, Steuer und Beschwerden, die bisher allent-

Georg Truchseß von Waldenburg hatte inzwischen den Aufruhr im Allgau und am Bodensee mit blutiger Strenge wirklich gedämpft, und zog nun in das Herzogthum Würtemberg, um auch dort die

halben im Gebrauch waren, abgeschafft würden. ausgenommen, was als nothwendig anerkannt würde, damit der Eigennutz den gemeinen Nutzen nicht beschwere.

Es sind so viele Zölle bei geistlichen und weltlichen Fürsten, Graven, Herren, Rittern, Edeln, Prälaten, Mönchen und Städten aufgekommen, daß dadurch alle Kaufmannshändel beschwert werden, und der gemeine Mann alle Waaren desto theurer kaufen muß.

Die zur Beförderung des allgemeinen Nutzens, zur Erhaltung der Brücken, Wege und Stege nothwendigen Zölle sollen gegeben werden, und was übrig bleibt, zum gemeinen Nutzen hinterlegt werden.

VIII. Alle Straßen im deutschen Reiche sollen frei und ohne Zwang gehalten werden; Niemand soll gezwungen sein, Geleit zu bezahlen; denn die Fürsten und Herren tragen es dergestalt von dem römischen Reiche zu Lehen. In welches Fürsten oder Herrn Gebiet Jemand beschädigt, oder ihm das Seinige genommen wird, das soll derselbe Fürst oder Herr gänzlich bezahlen.

Alles Umgeld von Wein, Bier und Meth soll abgeschafft werden; es würde denn aus wichtigen Ursachen etwas Weniges bewilligt.

IX. Steuer, Bedelosung oder andere Neuerungen sollen aufgehoben werden; ausgenommen, dem römischen Kaiser soll seine Steuer, die in zehn Jahren einmal kommt, vorbehalten sein.

X. Alle Münzen von Gold und Silber sollen gebrochen und in ein Korn und Gewicht gebracht werden; doch der Freiheiten und Rechte eines Jeden unbeschadet.

Alle Bergwerke, sie enthalten Gold, Silber, Queckfilber. Kupfer, Blei oder Anderes, sollen ohne Ausnahme frei sein.

Alles gefundene Gold, Silber, Blei und Kupfer soll von der Reichskammer zu einem festen Preise angenommen und bezahlt werden. Was von Kupfer gefunden wird, das Silber hält, das soll man nicht seigern, sondern demselben Silber zusetzen, damit man Oertlen, Heller, oder andere dergleichen Münze machen kann. Wenn man mit dem Blei abtreibt, so findet sich das Silber selbst, ohne besondere Mühe. Was aber von Kupfer oder Blei gefundeu wird, das nicht viel Silber hielte, das mag man seigern und sonst verkaufen.

Es sind viel neue Münzherren aufgestanden, wodurch die alte gute Münze verschwunden, und geringhaltige Münze von großem Nominalwerth entstanden ist. Es wäre gut, wenn man derselben Freiheit und Herkommen untersuchte, und denen, die nicht alten rechten Grund Freiheit haben, das Münzen niederlegte. Die alten Münzherren sollen, so weit es nothwendig ist, belassen werden, und in den Reichsmünzen, wie die angelegt werden, ihren Münzvortheil oder Schlagsatz haben. Auf die eine Seite soll der Reichsadler, auf die andere der Münzherrn Wappen geprägt werden.

Wenn zwanzig oder einundzwanzig Münzschmieden im Reiche angelegt würden, wäre es genug; die müßten bei geschworenem Eid und Strafe des Verbrennens ein Korn und Gewicht an Silber und Gold durch das ganze Reich münzen, damit der gemeine Mann in der Münze unbetrogen bliebe. Diese Münzschmieden sollen nach Gelegenheit der Länder und Kaufmannshändel angeordnet werden. Sie sollen unter Oestreich, Baiern, Schwaben, Franken, Oberrheinstrom vertheilt werden.

Keiner soll eine Münze verschlechtern, bei der Strafe des Verbrennens, sondern die Gold- und Silbermünzen in die bestätigten Münzschmieden schicken, wo sie ihm nach der Satzung, oder wie jede Münze gemünzt wird, bezahlt werden soll, außer sie wäre zu gering oder auf andere Art verfälscht. An den Orten sollen 64 Kreuzer einen Gulden an Geld gelten. Die Heller sollen Ortlich, die Pfenninge Heller genannt werden. Die Oesterreicher und Straßburger, die zwei Pfenninge gelten, sollen Pfenninge genannt werden, die andern neuen Silbermünzen Gulden, halbe Gulden, Orte (¼ Gulden), und halbe Orte.

XI. Der große Nachtheil der Armen im Kaufen und Verkaufen soll bedacht, und im Reich Ein Maaß, Eine Elle, Ein Fuder, gleiches Gewicht, Eine Länge der Tücher und Barchente und aller anderen Waaren aufgerichtet werden.

Daraus folgt, daß alle Spezereien und Anderes, das nach dem Centner verkauft wird, ein gleiches Gewicht haben. Was aber von Spezerei dem Pfund nach verkauft wird, soll troyisch Gewicht haben.

Was von Gold, Silber, Perlen oder dergleichen verkauft oder gekauft wird, soll mit kleinem Gewicht, wie vormals, gewährt werden.

Empörung der Bauern zu bewältigen. Am 12. Mai 1525 schlug er gegen die würtembergischen und Schwarzwälder Haufen, welche zu einem Heere von mehr als 25,000 Mann angewachsen waren, bei Böhlingen die entscheidende Feldschlacht. Kriegskunst und Mannszucht siegten, 6000 Bauern lagen erschlagen auf dem Wahlplatz, und alle Übrigen entflohen: nirgends zeigte sich mehr ein Widerstand, und Würtemberg, einer der Hauptherde der politischen Gährung, ging in dumpfe Ruhe über. Nun zog das rächende Bundesheer gen Weinsberg, und plünderte und verbrannte die Stadt. Alsdann erfolgte die Vereinigung der Streitkräfte Waldburgs und des Kurfürsten von der Pfalz ohnweit Neckarulm.

Inzwischen zog der helle Odenwälder und der fränkische Haufe der Bauern ordnungs-, muth- und trostlos umher, sein Schicksal ahnend, Götz von Berlichingen aber fand Gelegenheit, seine erzwungene Verbindung mit den unlenksamen Fanatikern aufzugeben. Bei Königshofen traf endlich das vereinigte Heer der Fürsten auf jene revolutionären Streitkräfte, die Schlacht begann und endigte wie jene bei Böhlingen. Mehrere Tausend Bauern wurden getödtet, und die Übrigen zerstreuten sich. Eine starke Schaar, welche von Würzburg aus der Mannschaft bei Königshofen zu Hülfe gesendet worden war, wurde in der Gegend von Sulzdorf durch die Waldburgischen Reiter angegriffen und ebenfalls vollständig geschlagen.

Das Weinfuder, ein Viertel und eine Maaß sollen allenthalben gleich sein; aber die Maaß von Bier, Meth und dergleichen soll um ein Viertel größer sein.

Korn, Waizen, Erbsen, Linsen, Kichern, sollen ein Meß haben gestrichen; aber die rauhe Frucht soll mit demselben Meß gehauft gewährt werden.

Alle fetten Waaren sollen mit der Bier- oder Meth-Maaß verkauft werden; welche aber dem Centner nach verkauft werden, die soll man mit dem großen Gewicht wägen.

XII. Die großen Handelsgesellschaften sollen aufgehoben werden; denn Arme und Reiche werden dadurch, daß sie alle Waaren nach ihrem Gefallen tariren, übervortheilt.

Wenn eine Gesellschaft zusammenlegen oder einer allein handeln wollte, so soll das Betriebs-Kapital nicht über 10,000 fl. betragen; wenn bekannt wird, daß einer mehr im Handel stecken habe, so soll das Hauptgut und die Hälfte dessen, was er über die bestimmte Summe umtreibt, für die Reichskammer eingezogen werden.

Welcher Kaufherr über die 10,000 Gulden einen Ueberschuß an Geld hat, der kann Andern, wenn er will, leihen und evangelisch helfen.

Wenn ein Kaufmann über seinen Handlungsfond einen Ueberschuß an Geld hat, so kann er es bei dem Magistrat hinterlegen und jährlich vier vom Hundert nehmen. Die Rathsherren sollen das Geld dann armen Männern gegen Versicherung leihen und fünf vom Hundert nehmen. Dadurch würden geschickte arme Männer zur besseren Betreibung ihres Gewerbes unterstützt.

Alle Geldwechslergeschäfte sollen bei schwerer Strafe verboten werden.

Es soll eine Ordnung unter den großen Hansen, die im Großen handeln, gemacht werden, damit die kleinern Kaufleute auch bleiben und ihre Nahrung bekommen möchten.

Den Krämern in Städten, die mancherlei Waaren feil haben, soll nur Eine Waare zugelassen werden.

Ferner soll auch kein gebotener Adeliger in Zukunft einem geistlichen Fürsten und Prälaten mit Lehenschaft verbunden, und die von Geistlichen zu Lehen gegebenen Güter sollen wieder frei sein. Aber die weltlichen Lehen sollen von den weltlichen Herren empfangen und getragen werden, wie sich gebührt, ohne Beschwerde der Träger. Die Lehensherren sollen auch dem Lehenträger die Güter schützen und vertheidigen helfen. Wenn aber die Lehensherren sich weigerten, dieß zu thun, so sollen die Güter dem Lehenträger freieigen bleiben.

Schließlich sollen alle Bündnisse der Fürsten, Herren und Städte aufgehoben, und allein der kaiserliche Schirm und Frieden gehalten werden, ohne alles Geleit oder Beschwerde; alle deßhalben gemachten Verschreibungen sollen ungültig sein, und keine dergleichen je wieder aufgerichtet werden, bei Verlust aller Freiheiten, Lehen und Regalien.

Alle im Reich, auch Fremde aus andern Königreichen, sollen frei und sicher wandern können zu Roß, Wagen, Wasser oder zu Fuß, und zu keinem Geleit oder andern Abgaben weder von ihrem Leib noch Gut gezwungen werden, damit der arme Mann und der gemeine Nutzen seinen Fortgang habe. Amen.

Am 7. Juni 1525 rückten die Sieger in Würzburg ein, und von dort, verſtärkt durch Zuzüge des Markgrafen von Brandenburg, in das Bambergiſche. Allenthalben in Franken und Schwaben wurde der Aufſtand der Bauern erdrückt, und da ein Gleiches im Elſaß durch den Herzog von Lothringen geſchehen war, ſo hatte die große politiſche Bewegung in Oberdeutſchland erfolglos geendet.

Wenn es auch nicht übermäßige materielle Bedrückung, wenn es gerade nicht Noth und Elend waren, welche die Landleute zur Ergreifung der Waffen beſtimmten, ſo hätten weiſe Staatsmänner oder Regierungshäupter aus dem ungeheuern Ereigniß gleichwohl gewiſſe Lehren abziehen ſollen. In mancher Beziehung waren die Beſchwerden der Bauern gerecht, nach mehr als einem Geſichtspunkt ihre reformatoriſchen Verfaſſungs-Entwürfe ſehr verſtändig und zweckmäßig. Was ihnen nicht vergönnt war, auszuführen, hätten darum wohlwollende Regierungen nunmehr aus eigenem Antrieb ins Werk ſetzen, die Vorſchläge der politiſchen Reformer, ſo weit ſie erſprießlich waren, jetzt ihrerſeits bereitwillig einführen ſollen. Doch von einer ſolchen einſichtsvollen Politik wollten die Fürſten nichts wiſſen. Eine zweite Pflicht der Machthaber nach der Dämpfung des Aufruhrs war Milde gegen die Beſiegten, Mäßigung in der wiedererrungenen Gewalt. Hatten die Bauern auch nicht überall Recht, ſo waren ihre Forderungen doch zuweilen ſehr billig, und vergingen ſie ſich auch bis zur blutigen Rachſucht, zum greuelvollen Plündern und Brennen, ſo durften weiſe Regierungen gleichwohl die Rohheit der Rachſucht nicht nachahmen, alſo unbeſchadet des richterlichen Ernſtes die Repreſſions-Maaßregeln nicht übertreiben. Leider geſchah aber auch dieß; denn Folter und Henkersbeil wütheten auf eine Weiſe, welche mit der Nothwendigkeit ſich nicht mehr entſchuldigen ließ.

Vierzehntes Hauptſtück.

Ausbruch der politiſchen Gährung in Sachſen.

(Das Jahr 1525.)

Thomas Müntzer hatte ſich im Jahr 1525 von Waldshut in Oberdeutſchland wieder nach Sachſen gewendet, und zu Mühlhauſen in Thüringen ſeinen Aufenthalt genommen. Es ging ſchon ein Jahr vorher das Gerücht, daß derſelbe in jener Stadt ſich niederlaſſen wolle, und Dr. Martin Luther erließ deßhalb ein Schreiben an den Rath und die Gemeinde, ſich vor Thomas zu hüten. Letzterer hatte jedoch während ſeines Aufenthaltes in Alſtett ſo viele Verbindungen in Mühlhauſen angeknüpft und ſpäter ſo eifrig unterhalten, daß er bei ſeiner Zurückkehr nach Sachſen von der Gemeinde in Mühlhauſen wirklich zu ihrem Prediger erwählt wurde. Der Rath der Stadt wollte die Warnung Luthers zwar beachten, und Müntzer nicht als Prediger anerkennen; allein auf Anſtiften des Schwärmers empörte ſich das Volk, entſetzte den Rath, und jagte einen Theil desſelben aus der Stadt. An die Stelle der vertriebenen Verwaltung ward eine neue aus Anhängern der Gütergemeinſchaft eingeſetzt, und von ihr Müntzer nicht nur als Prediger beſtätiget, ſondern auch zum Oberhaupt der ſtädtiſchen Regierung ernannt. Thomas verband ſich jetzt mit einem zweiten Fanatiker, dem ſchon erwähnten Prediger Pfeiffer, einem geweſenen Mönch,

und führte sofort in Mühlhausen das Reich Gottes und die Gütergemeinschaft ein. Müntzer saß in der heiligen Gemeinde als der Vertraute des Herrn zu Gericht, und gab seine Richtersprüche nicht nach dem einfältigen Menschenverstand, sondern nach unmittelbarer Offenbarung Gottes [1]). In Mühlhausen war ein reiches Stift der Johanniter mit großen Einkünften, im Johanniterhofe setzte sich denn Thomas ein: gleichzeitig erging an die Reichen der Befehl ihr Vermögen mit dem Volk zu theilen, und wer es gutwillig nicht herausgeben wollte, dem wurde es mit Gewalt abgenommen [2]). Dem niedern Volk gefiel diese neue Einrichtung sehr wohl: denn es stellte sofort alle Arbeit ein, und wer Kleider oder Nahrung bedürftig war, wandte sich nur an den Propheten Thomas, als Verwalter des gemeinschaftlichen Vermögens. Der Ruf von der Glückseligkeit in Mühlhausen verbreitete sich bald in der Nachbarschaft, und das Landvolk strömte massenweise nach der Stadt, um reich zu werden [3]).

Alsdann erließ Müntzer Aufforderungen an die Bergleute im Mansfeldischen zur Vertreibung der Fürsten [4]); Pfeiffer hingegen rückte mit bewaffneten Schaaren gegen Eisfeld, und plünderte Schlösser wie Kirchen. Da er mit großer Beute zurückkehrte, so ward die Habgier der fanatisirten Massen immer größer. Von dem guten Erfolg angelockt, brachen nun auch die Bauern von Frankenhausen im Gebiete der Grafen von Mansfeld und Stollberg ein, und plünderten verschiedene Schlösser aus.

Während diese Vorfälle den Zorn Dr. Martin Luthers auf das heftigste aufregten, trafen auch die Nachrichten aus Schwaben und Franken in Sachsen ein, daß die Bauern dortselbst zur Durchführung ihrer zwölf Artikel die Waffen ergriffen haben, und über 40,000 Mann stark zu Felde lagen. Brachte

---

[1]) Historia Thome Müntzers, des Anfengers der Düringischen Auffruhr, seer nützlich zu lesen. Phillpp Melanchthon. Dieser Bericht, welcher in den Werken Luthers, Jenenser Ausgabe, Th. III, fol. 128 in tergo u. flgd. steht, ist eine Hauptquelle des gegenwärtigen Hauptstücks. Bezüglich auf obige Stelle im Text heißt es in jener Erzählung: Vnd das er (Thomas Müntzer) in allen Spielen were, Gieng er auch mit zu Raht, Vnd gab für, Recht zu sprechen mus durch offenbarung von Gott, vnd durch die Bibel geschehen. Also was jm gefiel, sprach man zu Recht, Vnd man hielts also sonderlich Gottes befehl.

[2]) Er leret auch, das alle Güter gemein solten sein, wie in Actis Apostolorum geschrieben stehet, Das sie die Güter zusamen gethan haben. Damit macht er den Pöfel so mutwillig, das sie nicht mehr arbeiten wolten, sondern wo ein Korn oder Tuch von nöten war, gieng er zu eim reichen, wo er wolt, fodderts aus Christlichem rechten, denn denn Christus wolt, man solte tellen mit den dürfftigen, Wo denn ein reicher nicht willig gab, was man fodbert, name man es jme mit gewalt. Dis geschahe von vielen, Auch theten es die, so bey Thoma woneten im Johanniter hofe. Solchen mutwillen treib Thomas, vnd mehret teglich, Vnd drewet allen Fürsten in der Nachbarschafft, das er sie wolt demütigen.

[3]) Das treib er fast ein Jar lang, bis in das M. D. XXV. jar, da die Bawrschafft in Schwaben und Francken sich erregt.

Da meinet Thomas er wolt das stündlin treffen, Die Fürsten weren erschrocken, der Adel verjagt, die Bawren würden das Feld behalten, Vnd wolt auch im Spiel sein, vnd sein Reformation anfahen, Vnd liesse sich hören in predigen, die zeit were komen, Er wolt schier zu feld ziehen, gos Büchsen im Parfüsser Chor, Es liessen auch das Landvolck mit hauffen gen Mülhausen, wolten alle Reich werden.

[4]) Darauf schrieb er dem Berckvolck zu Mansfeld ein seer Teufelischen Brieff, Das sie solten auff die Fürsten schlahen wie auff den Ambos Nimroth, Binck, Banck. [Historia Thome Müntzers ꝛc. Siehe oben Anm. 1.]

Der Brief Müntzers an die Mansfeldischen Bergleute, dessen in der Berichterstattung hier gedacht wird, lautete also: „Lasset euer Schwert nicht kalt werden von Blut, schmiedet Pinkepank auf dem Ambos Nimrod, werft ihm den Thurm zu Boden: es ist nicht möglich, weil sie leben (die Fürsten), daß ihr der menschlichen Furcht sollt los werden. Man kann euch von Gott nicht sagen, dieweil sie über euch regieren. Dran, dran, dran! Gott geht euch vor, folget!

Thomas Müntzer mit dem Schwert Gideonis."

[Walch Th. XVI, Sp. 150.]

ſchon ſolche Botſchaft großen Schrecken hervor, ſo verbreiteten die Gerüchte von dem Brennen, dem Plündern und der blutigen Rachſucht der Bauern, welche natürlich noch übertrieben ſein mochten, vollends Entſetzen. Luther insbeſondre wurde ſichtbar ergriffen, ihm ſchrieben böswillige Feinde die Urſache des Unheils zu, ſein klarer Blick zeigte ihm die ſchreckliche Gefahr der Ereigniſſe für die Reformation, und er erhob darum jetzt ſeine Stimme mit glühender Leidenſchaft und niederſchmetternder Stärke gegen die Fanatiker. In der Schrift wider die räuberiſchen und mörderiſchen Bauern ergoß er ſeine volle Entrüſtung über Thomas Müntzer und andere Verführer des Volkes, griff aber zugleich die Landleute ſelbſt an. „Im vorigen Büchlein“, erklärte der Reformator, „durfte ich noch nicht aburtheilen, weil ſich die Unzufriedenen zu Recht und beſſern Unterricht erboten hatten; aber ehe ich mich umbſehe, fahren ſie fort, und greiffen mit der Fauſt drein, rauben, toben, und thun wie die raſenden Hunde!“ Dann fordert er die Behörden und alle Freunde der Ordnung zum Kampf wider die Aufrührer auf, und verſprach ſogar einem Jeden die Seligkeit, welcher in ſolchem Streite das Leben verlieren würde [5]).

Auf die Bewegung in Schwaben und Franken konnte die Schrift Luthers freilich keinen Einfluß äuſſern, weil dort der Aufruhr im Weſentlichen ſchon ohne Zuthun des Reformators beſiegt worden war; dagegen brachte ſie in Norddeutſchland eine entſcheidende Wirkung hervor. Der Kurfürſt Johann und der Herzog Georg von Sachſen, der Landgraf von Heſſen und der Herzog von Braunſchweig rüſteten, um auch in jener Gegend die Fanatiker mit den Waffen zur Ruhe zu verweiſen. Thomas Müntzer, in der Meinung, daß ganz Sachſen und Thüringen zum Aufſtand reif ſei, und in der Hoffnung, daß die fränkiſchen Bauern näher gegen Thüringen vorrücken würden, zog mit 300 Mann von Mühlhauſen nach Frankenhauſen, dem Hauptſitz der unzufriedenen Landleute. Mittlerweile hatten die Bauern in der Grafſchaft Mansfeld zu den Waffen gegriffen, und ihre Standesgenoſſen in der Umgegend folgten dem Beiſpiel. Schon wollte Müntzer dieß benützen, um von Frankenhauſen aufzubrechen, und alles Land in revolutionären Zuſtand zu verſetzen, als der Stand der Sache ſich plötzlich änderte. Graf Albrecht von Mansfeld hatte ſich nämlich durch die Empörung ſeiner Bauern nicht einſchüchtern laſſen, ſondern mit 60 Pferden den Aufſtand angegriffen. Da er vollkommen ſiegreich ward, und 200 Bauern tödtete, ſo geriethen die Anhänger Müntzers in Frankenhauſen ſo ſehr in Schrecken, daß ſie den beſchloſſenen Aufbruch unterließen, und vorerſt den Aufſtand des Landvolks in Maſſe abwarten wollten. Dadurch erhielten der Kurfürſt und der Herzog Georg von Sachſen, der Landgraf von Heſſen und der Herzog Heinrich von Braunſchweig Zeit, ihre Rüſtungen zu vollenden, und ſo rückten ſie denn mit ihren Reiſigen gen Frankenhauſen an. Die Fürſten hatten nur 1500 Reiter und wenig Fußvolk, während die Bauern 8000 Mann zählten; dafür fehlte es den letztern an Reiterei, Waffen-Uebung, und ſogar an einem geſchickten Anführer. Um ſich gegen die feindliche Reiterei einigermaßen zu ſchützen, führte das Landvolk eine Wagenburg um ſich auf.

Sachkenner bemerkten auf den erſten Blick, daß die zuſammengerotteten Bauern der Vertheidigung gegen eine geregelte Waffenmacht gänzlich unfähig ſeien; die Fürſten verſuchten darum vor dem Angriff erſt die Güte, und ermahnten durch einen Abgeordneten zur Niederlegung der Waffen und Auslieferung

[5]) Luther wider die reubiſchen und mordiſchen Bawren [L. W. Jen. Ausg. fol. 125 in tergo]: Darumb lieben Herrn löſet hie, rettet hie, helffet hie, erbarmet euch der armen Leute, Steche, ſchlahe, würge hie, wer da kann. Bleibeſtu darüber tod, wol dir, Seliglichern Tod kanſtu nimermehr vberkomen, Denn du ſtirbſt in gehorſam göttliches Worts vnd befehls Roma. 13. vnd im dienſt der liebe deinen Nechſten zu retten aus der Hellen vnd Teufels banden.

der Rädelsführer. Ueber die Bauern hatte sich augenscheinlich Furcht verbreitet, und sie waren daher einem Vergleich nicht abgeneigt: da ergriff jedoch Thomas Müntzer das Wort, und suchte durch seine Rede das Vertrauen seiner Anhänger wieder zu beleben. Zuerst schilderte er die Verschwendung, die Tyrannei, sowie die Unfähigkeit der Fürsten zu einer rechten Staatsverwaltung, und damit verband er die Aufforderung, eine so untüchtige Obrigkeit zu vertilgen [6]). Anbelangend die schlechte Rüstung und Kampffähigkeit des Landvolkes verwies er auf die Macht Gottes, der auch den Ungeübten den Sieg verleihen könne [7]). Nachdem diese rhetorische Figur mit Hinweisung auf Bibelstellen unterstützt worden war, betheuerte Müntzer die Unterstützung Gottes: denn er habe von dem Herrn selbst mündlich den Auftrag erhalten, alle Stände zu reformiren [8]).

Dieser unglückselige Wahn der Verrücktheit gereichte zum Verderben der irre geleiteten Landleute: denn diese glaubten ihrem schwachen Propheten, und ein Zufall diente noch dazu, sie in ihrer Vollendung zu bestärken. Ihre Fahne war nämlich mit einem Regenbogen bemalt, dem Sinnbild, daß auf trübe Zeiten bessere kommen sollen. Während nun Müntzer sprach, und so bestimmt den Beistand Gottes zusicherte, zeigte sich ein Regenbogen am Himmel. Dieß hielten die fanatisirten Bauern für ein Zeichen Gottes, und nun glaubten sie steif und fest, daß sie durch ein Wunder den Sieg über die Fürsten erlangen würden. Der Antrag der letztern wurde also zurückgewiesen. Jetzt hielt der Landgraf von Hessen eine Anrede an die vereinigte Kriegsmacht der Fürsten, um sie zur Tapferkeit anzuspornen. Er bemerkte zuerst, daß man die Güte mit den Aufrührern versucht, doch kein Gehör gefunden habe: deßhalb müsse das Schwert gebraucht werden [9]). Der Landgraf entwickelte sodann, daß das Landvolk keineswegs übermäßig mit Abgaben beschwert sei, und daß dasselbe vielmehr bei geringem Zins im Zustand einer gewissen Wohl-

---

[6]) Was sind aber die Fürsten? Sie sind nichts denn Tyrannen, schinden die Leute, unser Blut vnd schweis verthun sie mit hoffieren, mit vnnützem pracht, mit Huren vnd Buben. Es hat Gott geboten in Deuteronomio, Es so der König nicht viel Pferd bei sich haben, vnd ein grossen Pracht füren, Auch sol ein König das Gesetzbuch in henden teglich haben.

Was thun aber vnsere Fürsten? Sie nemen sich des Regiments nicht an, Hören die armen Leute nicht, sprechen nicht Recht, Halten die Straßen nicht rein, Wehren nicht Mord und Raub, Straffen kein frevel vnd mutwille, Vertedingen nicht Widwen vnd Waisen, Helffen nicht den armen zu Recht, Schaffen nicht das die Jungen recht erzogen würden zu guten sitten, Fördern nicht Gottesdienst, so doch vmb solcher vrsach willen Gott Oberkeit eingesetzt hat, Sondern verderben allein die Armen je mehr vnd mehr mit newen beschwerden. Brauchen jre macht nicht zu erhaltung Friedens, sondern zu eigenem trotz, Das je einer seinem Nachbarn starck genug sey, Verderben Land vnd Leute mit vnnötigen Kriegen, raube.., brennen, morden, Das sind die Fürstlichen Tugend, damit sie jtzund vmbgehen. Jr solt nicht gedencken, das Gott lenger solchs leiden wolle, Denn wie er die Cananeos vertilget hat, so wird er auch diese Fürsten vertilgen.

[7]) Es ist nicht wunder, das Gott wenigen vnd vngerüsten Leuten Sieg gebe, wider viel tausent, Denn Gedeon mit wenig Leuten, Jonathan mit seim einigen Knaben viel tausent geschlegen haben, Dauid vngerüst den grossen Goliat vmbbracht.

[8]) Darüber weis ich gewislich, Das Gott vns helffen wird, vnd vns Sieg geben, **Denn er hat mir mündlich solchs zugesagt vnd befohlen, Das ich alle Stende sol reformiren.**

[9]) Lieben Freunde, Jr sehet die armen Leute für euch, wider die jr gefürt seid, jrem vngehorsam vnd freuel zu wehren. Nu hat die Fürsten erbarmet jres Elendes, Vnd haben wir mit jnen lassen handeln, das sie abzögen, sich ergeben, vnd die Heubtleute vberantworten. Auff solchs geben sie kein Antwort, vnd rüsten sich zu schlahen, so foddert es die grosse not dagegen, das wir vns wehren. Drumb vermane ich euch, das jr sie ritterlich angreifft, vnd den trewlosen Böswichtern vnd Mördern wehret.

habenheit ſich befinde [10]). Auch die Vorwürfe über Vernachläſſigung der öffentlichen Sicherheit, der Rechtspflege u. ſ. w. erklärte der Fürſt von Heſſen für grundlos [11]). „Wenn aber auch die Obrigkeit ſich Fehler zu Schulden kommen laſſe,“ lautete der Schluß der Rede, „ſo ſtehe es dem Volke dennoch nicht zu, durch Aufruhr eigenmächtig ſich Abhülfe zu verſchaffen“ [12]). Man ſieht, daß die Theorie Luthers gewirkt hatte, und namentlich mit großer Klarheit und Wohlgefälligkeit in den Geiſt der Großen übergegangen war.

Als der Landgraf geſprochen hatte, wurde durch die Trommeten das Zeichen zum Angriff gegeben. Eine Salve der Geſchütze eröffnete den Kampf, und ihr folgte das Einhauen der Reiter; aber die erleuchteten Bauern und ihr angehauchter oder inſpirirter Prophet ſtimmten ſtatt der Gegenwehr eine Hymne an, und riefen die Hülfe des heiligen Geiſtes herbei [13]). Thomas Müntzer war alſo wirklich ſo albern, daß er den Angriff der fürſtlichen Waffengewalt bloß mit Wundern zurückzuſchlagen hoffte. Sein ſchwacher Verſtand muß allerdings Mitleiden einflößen; allein auf der andern Seite fällt es ungemein ſchmerzlich, daß dadurch ſo viele Menſchen ins Elend geſtürzt wurden. Thomas hatte die Gegner noch dadurch ſehr gereizt, daß er einen Jüngling von Adel, den einzigen Sohn eines Greiſes, welcher der Unterhandlung oder der Überredung wegen in das Lager der Bauern gekommen war, gegen den Kriegsgebrauch niederſtoßen ließ [14]). Auch die Reiſigen der Fürſten wurden daher von Zorn entbrannt, und richteten ein furchtbares Blutbad an. Von Seite der Bauern dachte Niemand an Gegenwehr; als die fürſtlichen Reiter die Wagenburg durchbrochen hatten, ſo ergriff der ganze Haufe vielmehr die Flucht. Erſt am Fuß des Berges, auf deſſen Höhe das Lager der Landleute ſich befand, leiſtete eine kleine Schaar derſelben den Gegnern Widerſtand; allein ſie wurde ſogleich vernichtet.

Leider wußten auch hier die Fürſten die Pflichten der Menſchlichkeit gegen die Ueberwundenen nicht gebührend zu beachten. Die Bauern dachten an nichts mehr, als durch eilige Flucht ihr Leben zu retten;

---

[10]) Aber jedermann acht ſein beſchwerden am gröſten, Was dagegen ander Leute leiden, will niemand ermeſſen. Die Bawren geben geringe Zins, darumb ſitzen ſie ſicher, mügen Weib vnd Kind erneeren, mügen Kinder zu Zucht vnd Ehre erziehen. Solch ſicherheit zu vnterhalten, werden jre Zins angelegt, Sag mir, wem kompt der gröſſte nutz daraus? Den Vnterthanen, Darumb ſind jre Klagen nichtig.

[11]) Denn es iſt je erdicht vnd erlogen, das wir nicht gemeinen Landsfrieden halten. Das wir nicht die Gericht beſtellen, Mord vnd rauberey in Lendern nicht wehren, Denn wir nach vnſerm vermügen, geulleſſen ſind friedlich Regiment zu erhalten. Nu iſt je gering die Bürde, die die Vnterthan an Gelt oder Zins tragen, gegen der Sorge vnd mühe die wir tragen.

[12]) Ich rede ſolchs nicht darumb, das ich mich als ein Fürſt ſchmücke, Vnd der Bawren ſache arg mache, Sondern es iſt die gantze warheit. Ich weis wol, das wir offt ſtrefflich ſind. Denn wir Menſchen ſind, vnd vns offt vergreiffen, Dennoch ſol man darumb nicht Auffruhr anrichten. Es gebeut Gott Oberkeit zu ehren.

Sie klagen aber, das man jn nicht geſtatten wolle das Euangelium zu hören, Dennoch ſol man darumb nicht Auffruhr anrichten. Denn wie Chriſtus Petro verboten hat zu fechten, So ſol ein jeder, was er gleubt, verantworten für ſich ſelbs, Wil jn Oberkeit darob tödten, ſol ers leiden, vnd ſol nicht zum Schwert greiffen, vnd ander Leute erregen, jn mit gewelt zu retten. Chriſtus hat vber Petro, da er fechten wolt, ein ſchrecklich Vrteil geſellet, Das er des todes ſchüldig ſey, Wer das Schwert nimpt, ſol mit dem Schwert vmbkomen, ſpricht Chriſtus, Vnd hat ſich ſelbs ans Creutz hencken laſſen. Alſo iſt Auffruhr wider das Gebot vnd Exempel Chriſti.

[13]) Die armen Leute aber ſtunden da vnd ſungen, Nu bitten wir den helligen Geiſt, gleich als weren ſie wahnſinnig, ſchickten ſich weder zur wehr noch zur Flucht, Viel auch tröſten ſich der groſſen zuſag Thome, das Gott hülff vom Himel erzeigen würde, Dieweil Thomas geſagt hette, Er wolt alle ſchüſſe in die Ermel faſſen.

[14]) Hiſtoria Thome Müntzer ꝛc. fol. 129 in tergo.

aber obgleich sie gar keinen Versuch der Vertheidigung machten, und in keiner Weise mehr gefährlich waren, so wurden doch an 5000 Mann niedergemacht. Man hatte damals selbst im Volk eine hohe Meinung von den Tugenden der sächsischen Fürsten, und bei dem Aufstand in Franken war die Rede davon, ob man sich nicht in den Schutz derselben begeben wolle; indessen bei der thüringischen Empörung bewährten sie jene Eigenschaften keineswegs. Auch nach der Zerstreuung der Bauern wurde eine Verfolgung eingeleitet, welche das rechte Maaß der Strenge bei weitem überschritt, und zur Grausamkeit ausartete. Nach der Besetzung des Fleckens Frankenhausen machten die Fürsten 300 Gefangene, und diese wurden sämmtlich enthauptet. Es wurde also nicht im mindesten berücksichtiget, daß die unglücklichen Landleute nur Verführte und Geistesverwirrte waren, deren Zurechnungs-Fähigkeit sogar in Zweifel gezogen werden konnte.

Der Anstifter des Jammers, Thomas Müntzer, mußte den Kelch der Leiden in seiner ganzen Bitterkeit kosten. Es war ihm gelungen, zu entfliehen, und in Frankenhausen sich zu verbergen. Durch Zufall ward er aber im Bett entdeckt, und gefangen genommen. Man führte ihn gebunden nach dem Mansfeldischen Schloß Heldrungen, und unterwarf ihn dort einer harten Behandlung. Anfangs bestand Thomas auf der Rechtmäßigkeit seiner Handlungen; als man jedoch die Martern der Folter furchtbar steigerte, bereute er scheinbar oder aufrichtig seine Unternehmungen. Der Schmerz preßte ihm selbst die Namhaftmachung seiner Verbündeten in Alstett und Mühlhausen ab. Auch das Geständniß wurde abgelegt, daß man die Gleichheit aller Christen einführen und alle Fürsten, welche widerstehen, vertreiben oder ermorden wollte [15]). Thomas Müntzer ward übrigens mit seinem Genossen Pfeiffer ebenfalls enthauptet. Vor der Hinrichtung schrieb er noch einen Brief an den Rath und die Gemeinde Mühlhausen, worin er von weiterer Empörung abmahnte [16]). Härter als der Tod durch Henkershand mag dem unglücklichen Mann das Bewußtsein gewesen sein, daß der Glaube an großen Beruf, die tiefe Ueberzeugung, mit Gott selbst in unmittelbarer Verbindung zu stehen, und als Werkzeug desselben im entscheidenden Augenblick durch ein Wunder Beistand der Allmacht zu erhalten, daß, sage ich, solches feste Vertrauen eitel Schein, Trug und Täuschung war. Es ist eines der größten Unvollkommenheiten und Uebel des Lebens, daß es eben so gut eine falsche Begeisterung giebt, als eine wahre, eben so wohl eine trügerische Ueberzeugung, wie die rechte, und daß beide nicht weniger tief und aufrichtig sein können, als ihr Gegensatz.

Mit der Bewältigung des Bauern-Aufstandes in Thüringen war die politische Bewegung des Reformations-Zeitalters vollständig abgeschlossen, die Ruhe kehrte allenthalben zurück, und es war von bildungskräftigen Ideen in staatlicher Beziehung nirgends mehr die Rede.

15) Müntzer erwähnte auch seines Aufenthalts in Oberdeutschland, und bemerkte darüber folgendes: Im Clegkaw vnd Hegaw bey Basel, hat er etliche Artikel, wie man herrschen sol, aus dem Euangelio angeben, Daraus fürder andere Artikel gemacht, Hetten jn gern zu sich genomen, habe aber jnen gedanckt, Habe Empörung nicht gemacht, sondern sind bereit zuvor auffgestanden gewest. Ecolampadius vnd Hugefeldus haben jn des Orts geweiset zu predigen zum Volcke, Da er denn geprediget, das, wo vngleubige Regenten, da were auch vngleubig Volck, das daselbs ein Rechtfertigung werden solt. Die Brieue so jm dieselbigen geschrieben, habe sein Weib bei sich in einem Sack.

16) Helfft ja rahten mit vleis meinem Weibe, vnd fliehet zum letzten das Alutuergiessen, dafür ich euch jtzunder trewlich warnen will, Denn ich weis, das ewer der mehrer teil in Mülhausen dieser auffrührischen Empörung nicht anhengig gewest, sondern das allzeit gerne gewehret vnd fürkomen, damit jr derselbigen vnschüldigen nicht auch in Beschwerung, als etlichen zu Franckenhausen geschehen, komen dürffen. Wolt euch ja der Versamlung vnd empörung nicht anhengig machen, Sondern gnad bey den Fürsten (wie ich verhoff, jhr Fürstlich Gemüte werden euch Gnade erzeigen) ansuchen.

Fünfzehntes Hauptſtück.

Verhältniß der kirchlich-reformatoriſchen Richtung zur politiſchen. Nothwendiger Untergang der letztern.

Wenn je eine Erſchütterung der Weltverhältniſſe, als Gebot der Nothwendigkeit, aus einem innern organiſchen Drang hervorging, ſo war es das großartige Ereigniß der Kirchen-Verbeſſerung. Die mittelalterlichen Zuſtände hatten ihre vollkommene Ausprägung erlangt, was nach Maaßgabe der wirkenden Kräfte in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Handel, Gewerben und Ackerbau, in äuſſern Wohlſtand und geiſtiger Bildung erſtrebt werden konnte, war geleiſtet worden: die Kultur genoß die Früchte ihrer verhältnißmäßigen Entwicklung; allein nun war der Kreis der Ideen erſchöpft, und der behagliche Wohlſtand brachte bei dem Mangel an Selbſtbeherrſchung, welcher einem noch jugendlichern Alter des Völkerlebens anklebte, ſelbſt die Sitten in Gefahr. Zugleich ſtand die bisherige Haupttriebfeder des geſtaltenden Organismus, der heilige, religiöſe Glaube, der Erſchlaffung nahe, und eine höhere, ſtärkere Bildungskraft, die denkende Einſicht, mußte fortan zur Wirkſamkeit gebracht werden. Je größer aber unter ſolchen Umſtänden die Veränderung ſein mußte, welcher die Zuſtände Deutſchlands, als dem ſchöpferiſchen Quell der Reformation, entgegen gingen, deſto zuverſichtlicher hätte man erwarten ſollen, daß der allgemeine Umſchwung der Dinge auch die Staatsverfaſſung ergreifen müſſe. Die Zeit war ernſt und groß, heftige Gährungsſtoffe ſetzten die Geiſter und Gemüther in Bewegung, vielfach und gewaltig zeigte ſich das Streben, in allen Theilen des Wiſſens zu den Tiefen zu dringen und den letzten Grund der Dinge zu erfaſſen: alle Fragen, welche das Menſchengeſchlecht in ſeinen wichtigſten Angelegenheiten, mithin ſowohl in religiöſer, als in politiſcher Beziehung, ſeit Jahrhunderten beſchäftigten, traten mit neuer Kraft hervor und forderten nachdrücklich ihre endliche, entſcheidende und dauernde Löſung: die Gegenſätze der Meinung, welche eingeſchlummert waren und durch Gleichgültigkeit ihre Wirkung und Bedeutung verloren hatten, bildeten ſich von Neuem, der Kampf der Überzeugungen und der Prinzipien erwachte, alle Verhältniſſe waren verſchoben, verrückt: wie wenn durch ein plötzlich wirkendes Niederſchlagsmittel der organiſche Verbindungsprozeß verändert worden wäre, ſtäubten die Parteien aus einander und ordneten ſich in neuen nicht geahneten Gegenſätzen: alles deutete auf eine umfaſſende und tief eingreifende Veränderung in den Zuſtänden der Völker.

Darum erſtreckte ſich die allgemeine Gährung auch auf die Fragen der Politik, ja in dieſer Beziehung ſchien eine durchgreifende Reform faſt noch nothwendiger zu ſein, als in kirchlicher. Seit Jahrhunderten war die Reichsgewalt im Sinken begriffen, und mit dem Eintritt des 16. Jahrhunderts ihre Zerrüttung ſo weit gekommen, daß ſelbſt ein fähiger und wohlwollender Kaiſer dem Verfall nicht im mindeſten zu ſteuern vermochte. Dadurch wurde aber das höchſte Gut der Nation, ihre Einheit, zerſtört, und in Folge dieſes Unglücks ihre Selbſtſtändigkeit nach Auſſen gefährdet. Bis jetzt nahmen die übrigen Völker im Verhältniß zu den Deutſchen noch einen ſehr untergeordnetn Rang ein; allein bei ihnen nahm

die innere Entwicklung gerade den entgegengesetzten Gang an, indem die königliche Gewalt, also die Staatseinheit, auf Kosten der großen Adelsgeschlechter von Schritt zu Schritt eben so sehr erstarkte, als in Deutschland umgekehrt die Unabhängigkeit des hohen Adels, sohin die Reichszersplitterung, auf Kosten der kaiserlichen oder der einheitlichen Reichsgewalt, unaufhaltsam um sich griff. Dem sollte ein Ziel gesetzt, und zugleich dem öffentlichen Volksleben durch Entwicklung der verfassungsmäßigen Freiheit ein weiterer Spielraum, sowie erhöhte Fruchtbarkeit verschafft werden. In den Grundsätzen war unsere mittelalterliche Reichsverfassung vortrefflich: nur sollten solche Grundsätze jetzt richtiger durchgeführt, die Reichsstandschaft als National-Repräsentation ausgebildet, die schützenden Gesetze der persönlichen Freiheit vom Vorrecht des Adels zum Gemeingut des Volkes erhoben, und überhaupt allen schönen Prinzipien der Verfassung durch billigere Ausdehnung auf die mittlern Stände Geist und Leben eingeflößt werden. Die äußern Zustände schienen jenen wohlthätigen Reformen günstig zu sein: denn die Massen bestanden nicht mehr aus dürftigen Liten und Schalken, sondern Handel, Gewerbe und Ackerbau hatten die ehrenwerthen Stände wohlhabender und beziehungsweise unabhängiger Bürger und Bauern geschaffen. Solche Lage der Dinge machte die mittlern Stände nicht nur größerer Bildung, sondern auch der Antheilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten fähig, die politische Reform also zeitgemäß. Alle hervorragenden Männer von edlerer Art erkannten auch den Beruf der Zeit, und verlangten sehr eifrig nach der politischen Wiedergeburt ihres Vaterlandes: die Ideen dazu waren vielfältig verbreitet, und zum Theil eben so klar, als gediegen, und doch sollte alles scheitern, Deutschland nur kirchlich, nicht aber staatlich reformirt werden. Es scheint dieß bei dem ersten Anblick ein seltsamer Widerspruch mit allen Bedürfnissen und Fähigkeiten der Zeit gewesen zu sein, und doch stellt sich jener Gang der Entwicklung schlechterdings als nothwendig dar, wenn man den Verhältnissen mehr auf die Tiefe zu blicken im Stande ist. Eine Untersuchung der Art wird für unsere Zeit äusserst lehrreich, und da sie als Darstellung der verborgenen Triebfedern der Ereignisse, sowie als Erläuterung derselben jedenfalls in ein Geschichtswerk gehört, so stehen wir nicht an, uns derselben in gebührender Vollständigkeit zu unterziehen.

Das religiöse Leben im Mittelalter hatte eine Beschaffenheit, welche der richtigen Auffassung zum Theil entgangen ist, und darum hegt man über die kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände jener Zeit nicht immer richtige Begriffe. Hauptcharakterzug des Volkslebens war damals allerdings der Glaube; wer aber diesen für schwärmerisch und anstreifend an Frömmelei sowie Mysticismus halten wollte, der würde irren. Gerade umgekehrt bewegte sich der Glaube nur an der Oberfläche des Gemüths, und regte weder die Denkkraft, noch die Gefühle besonders auf. Von Seite der Kirchengewalt waren freilich viele gottesdienstliche Gebräuche angeordnet worden, um die Macht der Religion zu sichern: täglich fand daher Gottesdienst mehrere Male statt, und ein Jeder war zum Besuch verpflichtet: auch die Gebräuche bei hohen Festtagen, die Pracht des Kultus, der schöne Kirchengesang, von Musik begleitet, waren auf die Sinne berechnet, um den Glauben tief in das Gemüth einzudrücken; dessen ungeachtet war nirgends von Kopfhängerei oder pietistischem Wesen die Rede. Entschlossen, das Leben auf jede Weise zu genießen, waren die Geistlichen vielmehr gegen Fröhlichkeit und sinnliche Genüsse sehr duldsam. Die Kurie selbst war damit ganz einverstanden: sie forderte zwar strenge regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes, unweigerliche Ablegung der vorgeschriebenen Beichten, und überhaupt willige Beobachtung aller religiösen Gebräuche: sie verlangte ferner buchstäbliches Nachsagen der von ihr vorgeschriebenen Glaubenssätze, und duldete in dieser Beziehung keine abweichende Ansicht, ja nicht einmal Zweifel oder Forschung. Allein in Beziehung

auf den Genuß des Lebens war sie ebenfalls äusserst duldsam. Wo auch die Politik periodische Nüchternheit vorschrieb, wie zur Fastenzeit, blieb das Gebot nur bei den Worten stehen, und wurde so durchgreifend umgangen, daß durch die Menge, Auswahl und Güte der Fastenspeisen gerade diese Zeit die meisten Freuden der Tafel darbot. Gleichwohl sollte das Volk vor dem Eintritt der Fasten noch durch erhöhten Sinnengenuß entschädigt werden, und so entstanden die Lustbarkeiten des Karnevals und der Fastnacht, welche im Mittelalter eine ausserordentliche Ausbildung erlangt hatten. Der religiöse Glaube, wie er damals von einer prachtvollen, majestätischen und mächtigen Kirche repräsentirt wurde, erlaubte, ja empfahl und förderte demnach entschieden Heiterkeit und fröhlichen Lebensgenuß. Bei manchen Religions-Gesellschaften ward freilich Entbehrung und selbst Peinigung zur Pflicht gemacht; indessen dieß waren immer nur Ausnahmen von der Regel, und selbst jene Erscheinungen beweisen die Richtigkeit unsrer bisherigen Darstellung, da z. B. die Waldenser eben deßhalb entstanden, um durch Armuth und Entsagung von dem Reichthum und der Genußsucht der herrschenden Kirche sich zu unterscheiden. Ja so sehr waren Fröhlichkeit und Wohlleben der Grundzug im Charakter der mittelalterlichen Geistlichkeit, daß selbst die zum Gegentheil bestimmten Bettel-Klöster Dürftigkeit und Entbehrung nur höhnend vorgaben, der That nach aber nicht weniger genossen, als die vornehmern Konvente.

Mit der heitern Lebens-Auffassung standen nun auch die Grundsätze der Kirche über Vergebung der Sünden im Einklang. Der Papst besaß die Macht, zu binden und zu lösen; durch ihn erlangten daher sämmtliche Beichtiger die Fähigkeit, alle Sünden zu vergeben. Zuweilen legten die Geistlichen zwar schwerere Bussen auf; doch was waren diese gegen die ewige Verdammung, von der man durch die Strafen erlöst wurde? Ueberdieß gaben Geld-Bedürfnisse der Päpste öfters Gelegenheit, durch Erkaufung von Ablaß der Sünden auf leichte Weise ledig zu werden.

Alles dieß wurde aber durch die Lehre Luthers über die Rechtfertigung wesentlich geändert. Nach solcher Theorie konnte das ewige Heil nicht durch gute Werke, keineswegs durch Fasten, oder milde Gaben, nicht durch priesterliche Sünden-Vergebung, ja nicht einmal durch tugendhaftes Leben allein, sondern nur durch den Glauben an den Erlöser Jesus Christus erworben werden. Unglücklicherweise sollte sich aber nicht Jedermann den Glauben beliebig aneignen, vielmehr derselbe nur durch Gott, und zwar den heiligen Geist verliehen werden können. Da nun alles, was diesen Glauben nicht hat, verdammt wird; so hängt die Frage, wer verdammt oder selig werden soll, ausschließend von Gott ab, ohne daß die Handlungen der Menschen, also weder Tugend noch Laster Einfluß hierauf haben können. Gott bestimmt demnach im Voraus, wer verdammt und wer selig werden soll, Freiheit des menschlichen Willens giebt es nicht, gute und böse Thaten des Menschen haben auf Seligkeit oder ewige Verdammung nicht den geringsten Einfluß. Dieß folgt logisch aus den oben angeführten Lehrsätzen. Luther spricht es aber zum Ueberfluß auch noch ausdrücklich und äußerst bestimmt aus, und zwar in seiner berühmten, wichtigen Streitschrift gegen Erasmus de servo arbitrio. Es ist unerläßlich, die bedeutendsten Stellen davon hier auszuheben [1]).

I.

[1]) Unsere Seligkeit stehet allein auf Gottes Werk und nicht in unsern Kräften und Rath. [Luthers Werke. Walchische Ausgabe, Th. XVIII, S. 2121.]

II.

Gott hat durch seinen unverrücklichen Rath und Willen alles vorhergesehen, und macht, schafft und wirkt durch denselben alles. Dieser Donnerschlag schlägt zu Boden den freien Willen mit allen Gründen, die dazu mögen aufgebracht werden. Gottes Art und Natur wird ewiglich nicht verändert, also auch seine Weisheit, Stärke, Vorsehung

Selbst aber bei diesen Folgen kann es noch nicht sein Bewenden haben, sondern es muß vielmehr aus der bemerkten Lehre auch der noch viel härtere Satz fließen, daß, nach der ewigen und unveränderlichen Vorherbestimmung Gottes, Menschen ewig verdammt werden, die es nicht verdient haben, und umgekehrt andere selig werden, denen ein anderes Loos gebührt hätte. Luther, welcher die Folgerichtigkeit allem vorzog und sich vor keinem Satze scheute, der aus seinen Vordersätzen als Schlußfolge nach den Regeln der Logik hervorgehen mußte, gab auch dieß ausdrücklich zu [2]).

---

und alles, was in Gott ist. Aus dem folget also, daß es nicht zu verläugnen sei, daß alles, was wir thun, und alles, was geschieht, ob es uns wohl dünket, als geschehe es zufällig und sei veränderlich, dennoch also müsse geschehen und nicht kann anders sein. Denn Gottes Wille ist kräftig und läßt sich nicht hindern. Wenn nun der Wille sich nicht hindern läßt, noch gehindert werden kann; so kann das Werk auch nicht gehindert werden, daß es nicht sollte geschehen in Zeit, Statt, Weise, Maaß, wie Gott versehen hat und will. [L. W. Walch. Ausg. Th. XVIII, S. 2083 u. 2084.]

III.

So sehen wir nun, daß nicht allein die Worte des Gesetzes wider den freien Willen sind, sondern daß auch alle Worte der göttlichen Zusagung in der Schrift denselbigen dämpfen und niederlegen, und kurzum, daß die Schrift allenthalben dem entgegen ist. [W. A. a. a. O. S. 2233.]

IV.

In Summa, wenn wir unter dem Satan, unter dem Gott dieser Welt sind, wie alle Menschen sind, die nicht Christum erkannt, noch Gottes Geist haben, so sind wir in seinen Stricken, seine Gefangene nach allem seinen Willen, o daß wir nichts anderes wollen können, als was Satan will. So aber ein Stärkerer kommt und überwindet ihn, als wenn Gott kommt und nimmt uns ihm als einen Raub; so sind wir wiederum, durch den heiligen Geist, Gottes Eigene und Gefangene (wiewohl das Gefängniß eine edle Freiheit ist) und alsdenn thun wir willig, was er will. **Also ist des Menschen Wille im Mittel zwischen Gott und Satan und lässet sich führen, leiten, treiben, wie ein Pferd oder ander Thier. Nimmt ihn Gott ein und besitzet ihn, so geht er, wohin und wie Gott will, wie der 73. Psalm V. 22 sagt: ich bin wie ein Thier bei dir. Nimmt ihn der Teufel ein und besitzet ihn, so will er und geht, wie und wohin der Teufel will. Und ist nun der menschliche Wille darin nicht frei oder sein selbst mächtig, zu welchem unter den zweien er laufen und sich halten wolle, sondern die zwei Starken fechten und streiten darum, wer ihn einnehme.** [L. W. a. a. O. S. 2123 u. 2124.]

V.

Die Christen aber werden nicht vom freien Willen, sondern von Gottes Geist getrieben. Röm. 8, 14. **Getrieben werden aber, das ist ja nicht wirken, sondern hingezogen und von einem andern hingerückt werden, wie ein Zimmermann eine Säge rücket, oder eine Axt oder Beil zum Hauen brauchet und führet.** Und daß ja Niemand zweifele, daß diese Worte des Luthers seien, zählt die Diatribe (Erasmus Schrift über den freien Willen) meine Worte her, welche ich für die meinen erkenne. [Ebend. S. 2268.]

I.

[2]) Also verbirget nun Gott seine ewige unaussprechliche Güte und Barmherzigkeit unter ewigen Zorn, seine Gerechtigkeit unter Ungerechtigkeit. Da ist nun die höchste Staffel des Glaubens zu glauben, daß der Gott gleichwohl der gütigste sei, der so wenig selig macht, zu glauben, daß der Gott gleichwohl der gerechteste sei, **dessen Wille also stehet, daß etliche müssen verdammt werden.** [Ebend. Th. XVIII, S. 2119 u. 2120.]

II.

Denn Gottes Sohn ist darum Mensch worden, und darum gesandt in die Welt, daß er rede, schaffe, thue, leide, allen Leuten alles freundlich anbiete, was ihnen zur Seligkeit vonnöthen ist, wiewohl sich viel an ihn stoßen, welche also gelassen werden in ihren Wegen und verhärtet nach dem heimlichen Gottes Willen, und den Christum, ob er wohl locket, reizet, vermahnet, ob er viel thut, viel freundlich anbeut, nicht annehmen. Und der Christus weinet nun, trauert und ist jämmerlich über der Gottlosen Verdammniß, **wiewohl der göttliche Wille der Majestät etliche nach Vorsatz fahren läßt, verwirft und verdammt.** [Ebend. S. 2245.]

III.

Aber liebe Vernunft gefället dir Gott, wenn er die Sünder annimmt und seliget; so soll er dir auch nicht miß-

Daß diese Folge hart sei, ja daß es sogar Schauder erregen müsse, wenn Menschen, ohne es verdient zu haben und ohne es verhindern zu können, ewig verdammt sein sollen, entging Luther keineswegs, sondern er fühlte es vielmehr sehr lebhaft und sprach es auch bestimmt aus [3]).

Stellen der Art zeigen deutlich, wie lebhaft und scharf der Reformator die harten Folgen seiner Lehre einsah. Allein es flossen diese Folgen einmal aus Vordersätzen, von deren Richtigkeit er unerschütterlich überzeugt war und die er nie aufgeben konnte, ein Schwanken und Handeln mit Grundsätzen, wie es z. B. im Charakter von Erasmus lag, und womit später die protestantische Kirche und sogar die, welche sich lutherisch nennt, selbst sich zu helfen suchte, konnte nichts für den großen Mann sein; er war immer klar, folgerichtig, offen, redlich, er mußte daher die Schlußsätze, welche aus seinen Vordersätzen nach logischen Regeln nothwendig folgen mußten, auch treuherzig und furchtlos annehmen und zugeben, mochten sie auch noch so ungereimt und sinnlos scheinen. Alles, was er thun konnte, mußte sich darauf beschränken, gegen die Härte, die aus der Rechtfertigungs-Lehre bei ihrer folgerichtigen Anwendung nothwendig fließen muß, einen Satz aufzustellen, welcher einigen Trost und Beruhigung ertheilt, ohne sein Lehrgebäude und namentlich ohne seine Logik anzutasten. Dieses Auskunftsmittel fand er in der Erklärung, daß Gottes Wille nicht vollständig offenbart, sondern theilweise noch verborgen sei. Man müsse also zwischen dem offenbarten und nicht offenbarten oder heimlichen Willen Gottes unterscheiden. Zu letzterem gehöre nun die Frage, warum Menschen, ohne es verdient zu haben, zur ewigen Verdammniß unabänderlich verurtheilt sind, und warum Gott gleichwohl der gütigste und gerechteste sei, wenn er Menschen schon,

---

fallen, wenn er verdammet, wie er will: ist er dort gerecht, so ist er hier auch gerecht. Dort streut er Gnade und Güte aus unter die Unwürdigen, hier braucht er Ernst, Grimm, Zorn und Schärfe gegen die, so es nicht verdient haben. [S. 2346.]

IV.

Derhalben siehst du, wie tief die Bosheit des menschlichen Herzens verborgen liegt und ist. Daß Gott die Sünder, die wohl anders verdienet hätten, zu Gnaden annimmt, da saget die Vernunft nicht, daß er ein ungerechter Gott sei, da hadert sie nicht noch murret wider Gott, so es doch ganz unrecht ist, wenn es nach Vernunft sollte gemessen werden. Warum klaget sie aber da nicht? Ja es ist süße und dienet ihr; darum ist es recht und aufs allerbeste. **Wenn aber Gott die verdammt, die es nicht verdient haben, oder etliche zum Verdammniß verordnet, ehe sie geboren werden, dieweil ihr das bitter und sauer ist und ihr nicht dienet, da klaget sie, es sei unrecht, unleidlich, da hadert sie, da murret sie, da lästert sie.** [S. 2344 u. 2345.]

[3]) Ich weiß wohl, was so hoch ärgert und woran sich stößt dieselbe gemeine, natürliche, menschliche Vernunft, nämlich daran, daß Gott also aus Willen und lauter aus Willen die Menschen verläßt, verstockt, gleichsam als habe er Lust an ihrem ewigen Verderben, ewiger solcher großer Qual und Pein der armen elenden Menschen, so er doch so hoch und reich läßt rühmen seine Güte, Gnade und Barmherzigkeit (S. 2316). Zum andern bleibt gleichwohl, daß Gott eben so hart und tyrannisch scheinet vor der Vernunft, wenn er uns also träget und duldet durch seine Güte, als wenn er uns verstocket durch seinen unerforschlichen Willen (wie denn wir lehren]. Denn dieweil Gott siehet, daß der freie Wille nicht vermag zu wollen das Gute, und siehet auch, daß der freie Wille durch die Güte, welche ihn duldet, ärger wird; so ist Gott eben mit der Güte, wie es die Vernunft dünket, aufs härteste und tyrannischste, und scheinet, als habe er Lust an unserm Jammer, so er wohl helfen könnte, wenn er wollte. Denn wenn es nicht sein Wille wäre, so könnte auch das Dulden nicht da sein. Denn wer will ihn zwingen? Dieweil nun und so lange der Wille Gottes stehet, ohne welchen nichts geschieht, und dieweil das stehet, daß der freie Wille nicht kann Gutes wollen, so ists alles umsonst, was man aufbringt, Gott zu entschuldigen und den freien Willen zu beschuldigen, daß an uns der Fehl sei. Denn allezeit hat der freie Wille zu sagen: ich vermag es nicht und Gott will es nicht; was soll ich thun? Wenn er sich schon meiner erbarmet und trastet, so muß ich doch vonnöthen ärger werden, er gebe mir denn seinen heiligen Geist. Den Geist gibt er mir aber nicht; er könnte mir ihn wohl geben, wenn er wollte: darum ists gewiß, daß er nicht will. [S. 2283 u. 2284.]

ehe sie geboren werden, ewig verdammt. Hierüber habe Gott dem Menschen, so lange dieser auf der Erde sei, noch keinen Aufschluß ertheilen wollen: man dürfe daher über den verborgenen oder heimlichen Willen Gottes nicht forschen, „sondern es sei der Gott mit Zittern und Furcht anzubeten, der solche hohe, große Werke kann thun und will thun.“ (S. 2245.) Am jüngsten Tage werde aber auch über den verborgenen Willen Gottes Aufschluß ertheilt werden. „Denn wie das recht sei,“ sagt der Reformator, „daß Gott die Sünder und die es nicht verdienet haben, selig mache, ist uns unbegreiflich; wir werden es aber sehen, wenn wir nun kommen werden, da der Glaube wird aufhören und wir von Angesicht zu Angesicht sehen. Also auch, wie das recht sei, daß er die verdamme, die es nicht verdient haben, ist auch jetzund unbegreiflich; wir glauben es aber, bis daß des Menschen Sohn vom Himmel offenbart wird.“ (Seite 2346.)

Sobald Glaubenssätze der Art die Massen wirklich ergriffen, so mußte eine furchtbare Erschütterung des Gemüthes entstehen. Bisher hatte man die Sorge für das Seelenheil der Kirche überlassen, welche das ewige Leben für die genaue Befolgung ihrer äussern Vorschriften gerne bewilligte. Jetzt konnte aber der Priester nichts mehr helfen, Beichte war unwirksam, Sünden-Vergebung ohnmächtig, nur Auserwählung von Gott machte seelig. Nothwendig mußte also die quälende Frage entstehen, ob man zu denen gehöre, welche schon vor der Geburt zur ewigen Verdammung verurtheilt wurden, oder zu den andern? Kennzeichen der Auserwählung war nur der tiefe Glaube an den Erlöser, folgerichtig regte sich also der peinvolle Zweifel, ob man recht, aufrichtig und tief genug an Christus glaube? Jeder Anflug von Lust und Scherz, jede Neigung zur Heiterkeit und Lebensgenuß konnte nun für eine Anfechtung des Teufels, für ein Zeichen des mangelnden Glaubens, also der vorherbestimmten Verdammung gehalten werden. Das Gemüth wurde daher erschrocken und zaghaft, und jetzt war ein breiter Weg zum Mysticismus eröffnet.

Mit einer Gewalt, welche den ganzen innern Menschen krampfhaft aufrüttelte, ergriff nun die Lehre Luthers wirklich die Massen. Ängstlich entstand in dem weitesten Kreise die Selbstprüfung über den Besitz des aufrichtigen Glaubens, und daher kam die Seelenunruhe und Gewissensangst, welche im Reformations-Zeitalter so allgemein verbreitet war. Fortwährend stößt man bei der Quellen-Forschung auf Briefe angesehener Personen an Luther, wo sie über innere Qual klagen, und nach Trost suchen. Deßhalb legten auch so viele vornehme Würdeträger ihre Stellen nieder, und stellten ganze Konvente ihre reichen Einkünfte zur Verfügung des Landesherrn. Der Reformator selbst hatte früher durch den Zweifel über die Mittel zur Seligkeit ungeheure Qual gelitten, und wenn dieß bei einem so klaren Kopf und eisernen Charakter möglich war, so ergiebt sich leicht, wie die Wirkung der neuen Lehre bei den Massen sein mochte. Man hat oft geäussert, daß die Lutherische Religion im Verhältniß zur Katholischen ein leichter und bequemer Kultus sei; doch man irrte gewaltig, denn jene entfernte weit mehr von heiterer Auffassung des Lebens, und legte ihren Bekennern, trotz der einfachen äussern Gebräuche, innerlich ungeheure Lasten auf. Der Zweifel am Besitz des aufrichtigen Glaubens drückte, in Verbindung mit der Ohnmacht der Priester zur Verleihung der Seligkeit, das Gemüth nieder, und machte gegen alle Güter des Lebens gleichgültig.

Welche Einflüsse nun diese Umwandlung des religiösen Lebens auf die Staatszustände und alle politischen Fragen äußern mußte, liegt klar am Tag. Luther erklärte, daß die Heiden, als kleine Entschädigung für die ewige Verdammung, in den Staatssachen die Gabe hoher Vernunft und Weisheit empfangen hätten, und darum zur Freiheit und Würde der öffentlichen Zustände gelangt seien. Er lehrte, daß

umgekehrt die Christen wegen der Theilhaftigkeit am ewigen Leben einfältige Schafe und Schöpse seien, und bleiben müßten, daher in den öffentlichen Zuständen es nie über den Unsinn hinausbringen könnten. Erbärmlichkeit der politischen Verhältnisse war also ein Kennzeichen der Auserwählung Gottes, Fülle, Anmuth und Würde derselben dagegen ein mögliches Wahrzeichen der vorherbestimmenden oder prädestinationellen Verdammung. Sollten nun die ächten Gläubigen mit Liebe, Eifer und Aufopferung an der Veredlung der Staatszustände arbeiten? Das mußten sie wohl bleiben lassen! Uns kommt die Sache freilich beinahe lächerlich vor, und es mag schwer sein, in die Eigenthümlichkeit des damaligen Glaubens sich hineinzudenken; indessen das Sachverhältniß war doch so, wie wir es schilderten. Der Reformator spielte keinen Heuchler, sondern was er sprach, glaubte er aufrichtig. Es war ihm deßhalb voller Ernst, wenn er über Vorzüge oder Mängel der Staatsverfassung mit Gleichgültigkeit sich ausdrückte. Alle jedoch, welche ihm aufrichtig anhingen, theilten eifrig seine Meinungen und Gefühle: die gesammte Lutherische Richtung wurde daher lau gegen eine politische Reform Deutschlands. Man verkannte das Bedürfniß derselben nicht, man würde sie angenommen haben, wenn sie den religiösen Grundsätzen nicht widersprach; indessen man hielt sie in Betracht des höhern Gutes der Seligkeit für unwesentlich, für Nebensache. Reformationen können jedoch nur durch Aufopferung durchgesetzt werden, und Triebfeder der letztern ist ausschließend der Enthusiasmus. Wenn nun sowohl Luther, als alle seine aufrichtigen Anhänger gegen die politische Reform völlig gleichgültig blieben, wo sollte dann die Aufopferungs-Fähigkeit für einen solchen Zweck herkommen? Es war ja nur die kirchlich-reformatorische Partei, keineswegs aber die entgegengesetzte, welche auch eine Verbesserung der Staatszustände durchführen wollte. Unter solchen Umständen mußte letztere also geradezu unmöglich werden: denn in dem Maaße die Popularität Luthers bei der strebenden Richtung zunahm, mußte auch der Eifer für die politische Reform erkalten, und zuletzt bei der evangelischen Partei ganz erlöschen.

Alle äußern Umstände und Begebenheiten trugen nun noch dazu bei, um jene Nothwendigkeit um so unabweisbarer zu machen. Auf Seite der Lutherischen Partei forderte man sehr strenge Uebereinstimmung des Glaubensbekenntnisses mit den Handlungen. Reiner, sittlicher Lebenswandel war daher so nothwendig, um öffentliche Achtung zu genießen, daß schon ein gewisser Glanz im äußern Leben, vollends aber jede Art von Geschlechtsübergriffen Anstoß erregten. Wer in diesen Fall kam, war sogleich alles Ansehens und Einflusses ledig. Die Häupter der politisch-reformatorischen Partei waren nun allerdings edle und feinfühlende Männer, welche schon durch ihre Bildung den Anstand liebten und alle unlautern Ausschweifungen vermieden; allein manche von ihnen hielten in ihrer heitern Lebenslust zärtliche Verhältnisse außer der Ehe nicht geradezu für unsittlich. Jene Männer verkannten die Gefahren, welche zweideutige Verhältnisse zum andern Geschlecht für reinere Volkszustande immer hervorbringen, und setzten sich dadurch selbst in eine schiefe Stellung. So hatte z. B. Willibald Pirkheimer in Nürnberg, als Wittwer, Verbindungen der Art, und Ulrich von Hutten wurde von seinen Gegnern mit einem noch üblern Rufe verfolgt. Dieß reichte nun hin, um dieselben bei der Lutherischen Partei jeder entschiedenern Einwirkung unfähig zu machen. Endlich richteten die Ausschweifungen des Bauern-Aufstandes die politisch-reformatorischen Entwürfe in den Augen der mittlern Stände vollends zu Grunde.

Wie vorher zu sehen war, und oben angedeutet wurde, veranlaßte die Mißachtung des Eigenthums in den 12 Artikeln der Landleute bedeutende Unordnung. Ueberhaupt offenbarte sich nur zu bald, daß keineswegs übermäßige Lasten, sondern Neigungen zu Ungebundenheit und die Begierden nach Vermö-

gensvergrößerung die meisten Unzufriedenen zu der Empörung bewogen hatten. Bei jeder willkürlichen Anmaßung berief sich der Schuldige indessen auf das Manifest, und es entstand eine solche Verwirrung und gewaltthätige Zügellosigkeit, daß die Führer der Bauern über den Ausgang der Bewegung in große Bestürzung geriethen. Um das Schlimmste zu verhüten, hielten die Häupter eine genauere Fassung und eine Beschränkung der 12 Artikel für nothwendig, indem man vornehmlich die wichtigsten Sätze bis zur Einführung einer allgemeinen neuen Verfassung vorläufig außer Kraft setzen wollte. Götz von Berlichingen und Wendel Hipler brachten es durch vieles Zureden dahin, daß im leitenden Ausschuß Beschlüsse der Art gefaßt wurden [4]). Dieselben waren ohne allen Zweifel sehr zweckmäßig; allein die Massen der Bauern wurden darüber so unzufrieden, daß sie die Anstifter der Maaßregel ermorden wollten. Alsdann veranstalteten sie ihrerseits eine Versammlung, ohne Zulassung ihrer Führer, und beschlossen darin, alle Vor-

---

[4]) Es waren ihrer 18 an der Zahl, und sie lauteten also:

1. Jede Gemeinde soll ermächtigt sein, einen Pfarrer zu erwählen und zu entsetzen, wenn er sich ungebürlich hielte.

2. Jede Stadt und jeder Flecken soll den großen Zehenten von Wein, Korn und allem Getreide getreulich einsammeln und bis zur Reformation hinterlegen. Der kleine Zehenten soll ganz aufgehoben sein.

3. Die Leibeigenschaft soll ganz aufgehoben sein.

4. Jedem Bürger oder Bauern soll erlaubt sein, das Wildpret auf seinem Grund und Boden zu erlegen und in seinen Nutzen zu verwenden. Die gebannten Wasser und Bäche, besonders die der Geistlichen, sollen bis zur Reformation frei sein, außer wenn genugsam erwiesen würde, daß sie erkauft oder zinsbar gemacht wären.

5. In Betreff der Wälder sollen die Ortsobrigkeiten darüber halten, daß nicht ein Jeder nach seinem Belieben darin haue, sondern Leute aus der Gemeinde wählen, welche die Plätze, wo gehauen werden dürfe, auszeichnen sollen. Wer dawider handle, soll gestraft werden. Eben so soll bei der Strafe verboten sein, Vieh in ein Ueberhau oder junges Holz zu treiben. Wo Uebertrieb statt finde, soll derselbe bleiben, jedoch unter der Bedingung der Reciprocität.

6—8. Der sechste, siebente und achte Artikel sollen bis zu der künftigen Reformation suspendirt bleiben.

9. Bis zu der künftigen Reformation soll Jeder für sein Verschulden gestraft werden, wie es von Alters herkömmlich gewesen.

10. Dieser Artikel soll ebenfalls bis zu der künftigen Reformation suspendirt sein.

11. Der Todfall soll auf immer abgeschafft sein, das Handlohn bis zu der Reformation, wo man weiter darüber erkennen werde.

12. Dieser Artikel soll bestehen, wie er in den zwölf Artikeln ausgedrückt sei.

13. Keiner soll ohne Befehl plündern, noch zum Zuzug aufmahnen, bei Leibesstrafe.

14. Zinse, Gülten und Schulden sollen bis zu der Reformation einem Jeden ohne Widerrede bezahlt werden.

15. Wiesen, Aecker, Gärten und Güter, die der weltlichen oder geistlichen Obrigkeit zugehören, sollen gehegt und von Niemand beschädigt werden. Insbesondere sollen die bisherigen Güter der Geistlichen von der weltlichen Obrigkeit zu treuen Handen genommen und beschirmt werden.

16. Keiner soll den Andern, er sei geistlich oder weltlich, unbilliger Weise beleidigen, sondern gerichtlich belangen; und jedem Rechtsbegehrenden soll zu Recht, Gericht und Strafe verholfen werden.

17. Die Unterthanen in allen Städten, Dörfern und Flecken sollen ihren vorgesetzten Obrigkeiten gehorsam sein, auch sich keiner verdienten Strafe weigern. Wenn aber einer oder mehrere sich ungehorsam zeigten, sollen Rath und Gericht einen Jeden anhalten, seine verschuldete Strafe zu leiden, und mit den Gehorsamen dem muthwilligen Frevel wehren. Wenn sich Jemand der Gewalt widersetzte, sich rottirte und Hülfe dazu leistete, soll es den Hauptleuten und Räthen des ganzen hellen Haufens angezeigt werden, welche mit gebührenden und ernstlichen Leibesstrafen einschreiten werden.

18. Diese Ordnung soll von Allen, die der Brüderschaft oder Vereinigung anhängen, bis auf fernere Erklärung gehalten, und die Obrigkeiten bei der Handhabung derselben von den Hauptleuten und Räthen des ganzen hellen Haufens unterstützt werden.

nehmern, insbesondere sämmtliche Fürsten und Herren, welche sich nicht mit ihnen verbinden wollten, umzubringen [5]).

Nunmehr erfolgte das wüste Herumziehen der Bauern, bei welchem vorzüglich die Völlerei derselben großes Ärgerniß erregte. In den eingenommenen Schlössern und Klöstern füllten sie sich übermäßig mit Getränken an, und rühmten sich dessen, sowie ihrer jetzt glücklichen Lebensweise in sehr cynischer Weise. Ihr Benehmen erweckte bei den Gebildeten und den Bürgern in den Städten entschiedenen Widerwillen, und dieser fiel am Ende, wenn auch unverdient, auf die politisch-reformatorische Richtung selbst. Die gewerbsreichen und einflußreichen Städter erklärten sich wider die Bewegung, und so ward dieser das Vernichtungs-Urtheil gesprochen; denn ohne die mittlern Stände können Staats-Umwälzungen nicht durchgeführt werden.

Wenn freilich der Kaiser die Partei der politischen Reformer ergriffen hätte, so würden die Verhältnisse eine andere Wendung genommen haben, weil nun die größte Macht jener Zeit, Dr. Martin Luther, auch der Verbesserung der Staatsverfassung das Wort gesprochen haben würde. Der Reformator hatte nämlich bestimmt erklärt; daß der Churfürst von Sachsen dem Kaiser eben so unterworfen sei, wie der Bürgermeister von Torgau dem Churfürsten. Nach der Lehre des unbedingten Gehorsams gegen die Obrigkeit würde daher Luther auch die Rechtsverbindlichkeit einer Verfassungs-Revision, welche vom Reichsoberhaupt ausging, vertheidiget haben, und dann wäre ohne allen Zweifel seine ganze Partei auf die Seite der politischen Reform getreten. Indessen wir haben die Gründe, warum von Karl V. eine Verbindung mit der freisinnigen oder volksmäßigen Richtung niemals zu erwarten war, bereits angeführt. So mußten denn die politischen Bestrebungen des Reformations-Zeitalters nothwendig scheitern.

War dieß ein Unglück? Wir glauben kaum! Jedes Streben hat seine besondere Zeit: das 14. Jahrhundert war das politisch-, und das 16. das kirchlich-reformatorische. Dort durchdrang das Bedürfniß der socialen Umgestaltung die mittlern und untern Stände von ganz Deutschland eben so allgemein, wie im 16. Jahrhundert jenes der Kirchen-Verbesserung: damals unterlag aber die freisinnige Richtung, und mit ihrer Zeit war sie selbst unwiderruflich dahin gegangen. Wie in Folge eines solchen Ereignisses die Verhältnisse im 16. Jahrhundert sich gestalteten, mußte durch das Wiederhervortreten der politischen Richtung die Reformation der Kirche gefährdet werden, und diese war im gegebenen Zeitalter ungleich wichtiger, als jene des Staates. Wer sich tiefer in den wahren Stand der Dinge hineindenken will, wird sich von der Wahrheit dieser Bemerkung sehr lebhaft überzeugen.

Schon hundert Jahre früher hatte der Sitten-Verfall so sehr zugenommen, daß er die Völker aufzulösen drohte. Alle höher stehenden Männer deuteten auf das schreckliche Übel hin, und drangen auf Abhülfe; indessen der Widerstand der römischen Kurie vereitelte alle Bestrebungen. Die Ausschweifungen setzten sich fort, und selbst der schwunghafte Verkehr vermehrte noch die Gefahr, weil in Ermanglung eines tiefern sittlichen Haltpunkts im Gemüth die Wohlhabenheit der Bürger und Bauern zu einem übermäßigen und entnervenden Luxus führte. Die Entwürfe der politischen Reform konnten solcher Verirrung keineswegs steuern, sondern dieselbe eher fördern, da gerade die Bauern in ihrem Aufstand nur das Mittel suchten, den schon zum Bedürfniß erhobenen Luxus zu behaupten, oder noch höher zu steigern. Bei einer solchen Lage der Dinge war es nothwendig, das Gemüth der Menschen in seinen innersten Tiefen zu er-

[5]) Dieß erzählt Götz von Berlichingen in seiner Lebensbeschreibung.

ſchüttern, und dazu war kein Mittel geeigneter, als die Lehre Luthers über den Unterſchied vom himmliſchen und weltlichen Reich. Wir ſind weit entfernt, die düſtere Auffaſſung des Lebens für ein Glück oder eine Pflicht zu erklären; ſie iſt vielmehr eine Abweichung vom Normalzuſtande nach einer andern Richtung, und es ſind insbeſondre manche Grundſätze Luthers dem gebildeten Gefühl äuſſerſt peinlich. Man darf jedoch nicht vergeſſen, daß ſeine Zeit krank, ſehr krank war, und ungewöhnlicher Heilmittel bedurfte. Das war denn die ungeheure Erſchütterung der Gemüther, welche ſeine Lehre hervorbrachte: die Menſchen gingen in ſich, und ſuchten ſich andere Lebenspfade. Auch in den geheimſten Falten ſeines Herzens barg der Reformator keine Spur von Heuchelei oder Unredlichkeit: ſein Wille war eben ſo rein, als ſeine Ueberzeugung aufrichtig: darum wurde ſeine Wirkſamkeit auch von Segen begleitet. Die Sitten wurden anſtändiger, und die Menſchen dadurch beſſer: an die Stelle der frühern Leichtfertigkeit trat würdiger Ernſt, und die wohlthätigen Folgen äuſſerten ſich zunächſt in innigern Banden des Familien-Lebens. Tief im Innerſten änderte die Reformation Luthers die Geſinnung der Deutſchen, und ſo entſtanden die ſtark ausgeprägte Gemüthlichkeit ſowie der ſittliche Drang, welche vornehmlich in den Liedern der Meiſterſänger liegen, und fortan der Charakterzug der mittlern Stände in Deutſchland wurden. Man würde irren, wenn man ſolche Wirkung der Reformation auf die Anhänger Luthers allein beſchränken wollte; ſie erſtreckte ſich rückwirkend vielmehr auch auf die Bekenner des katholiſchen Glaubens in Germanien, ſo daß dieſe mehr durch Namen und Formen, als im Weſen von der allgemeinen Verbeſſerung der Zuſtände verſchieden blieben. Zugleich hatte der Grundſatz freier Forſchung auf die Wiſſenſchaft einen ſo entſcheidenden Einfluß, daß auch ſie durch die Reformation verjüngte Triebkraft erlangte, und es bildete ſich alſo im regen Wechſelſpiel ſittlicher Gemüthlichkeit und geiſtiger Forſchung die Zeit der Studien und Volks-Erziehung, woraus allein die höhere und bleibende Freiheit der Völker hervorgehen kann. Und ſo zerſtörte die Kirchen-Verbeſſerung unreife Verſuche der Freiheit im Intereſſe der letztern ſelbſt.

Hutten ahnete etwas der Art, denn er ſchrieb an Luther: „Dein Werk heiliger Mann, iſt aus Gott, und wird bleiben: meines iſt menſchlich und wird untergehen!“ Es war die von einem höhern Zuſammenhang gebotene Nothwendigkeit, welche die Beſtrebungen des edlen Ritters fallen ließ: es erhöht aber den Ruhm des unglücklichen Mannes, daß er ſeine und ſeiner Entwürfe Stellung zu jenen des Reformators ſo ſcharf erkannte.

Sechszehntes Hauptſtück.

Erasmus und Luther. Streit über den freien Willen.

(Vom Jahr 1524 bis 1526.)

Erasmus von Rotterdam, der eifrige Beförderer der humaniſtiſchen Studien, der tiefe Sprachforſcher, der Freund eines gebildeten Geſchmacks und der Aufklärung, mußte durch alle ſeine Anſichten und Neigungen zu der Reformation ſich hingezogen fühlen. Anfangs war dieß auch der Fall; allein der

friesische Gelehrte liebte nicht den ernsten Kampf, nicht die unbeugsame Strenge der Grundsätze, sondern suchte durch vermittelnde Nachgiebigkeit die Reize eines angenehmen Lebens mit den Bestrebungen der Reform zu vereinigen. Darum bemühte er sich, die bessere Richtung zu fördern ohne mit der herrschenden Macht und deren Anhängern zu brechen: kurz er entwickelte ein System des Schaukelns und der Halbheit, welches fast den Schein der Doppelzüngigkeit erregte. Eine solche Stellung war indessen für die Dauer nicht zu behaupten: denn bei der Aufregung der beiden kämpfenden Parteien wollte keine einen Mann auf ihrer Seite dulden, der ihr nur halb angehöre. Von beiden Richtungen ward daher Erasmus getrieben, sein zweideutiges Benehmen aufzugeben, und mit Entschiedenheit für die eine oder die andere Richtung sich zu erklären. Der gelehrte Friese hatte seiner Natur nach geringe Lust, in dem Kampfe für Meinungen einer Gefahr oder auch nur Unannehmlichkeiten sich auszusetzen: als er nun bei immer heftigerer Entzündung des Streits seine neutrale Stellung nicht länger zu behaupten vermochte, so lenkte er allmälig auf die Seite der Macht hinüber. Das erste Zeichen davon ergab sich bei der schon erwähnten Reise Huttens nach der Schweiz im Jahr 1522.

Ulrich wollte seinen alten Freund und humanistischen Kampfgenossen in Basel besuchen; doch dieser wich ihm entschieden aus, um nicht für einen Anhänger der Evangelischen zu gelten. Der fränkische Ritter war freilich schon früher mit der Lauheit seines Freundes in der Reformationssache unzufrieden gewesen; allein er hielt denselben gleichwohl nicht für so schwach, daß er ihn aus Furcht verläugnen werde. Beharrlich suchte daher Hutten bei Erasmus Zutritt zu erhalten; allein dieser verschloß ihm die Thüre. Um zugleich die Freunde Huttens bei geneigter Stimmung zu erhalten, scheute sich Erasmus nicht, sein Benehmen zu entstellen, und die Vermeidung Huttens mit einer Krankheit desselben zu entschuldigen [1]). Ulrich mit Recht darüber entrüstet, schickte sich an, den Doppelzüngigen zu entlarven, und als dieser Entschluß ruchbar wurde, suchte Erasmus den Beleidigten zu versöhnen, indem er die frühere Freundschaft wieder geltend machte. Als Bitten vergeblich waren, so wurden selbst Drohungen gebraucht; Hutten verachtete solche natürlich, und ließ seine Schrift erscheinen [2]). Erasmus vertheidigte sich [3]); da er aber die Unwirksamkeit der Erwiederung voraussah, war er schon vorher so tief gesunken, seinen Freund durch Angeberei bei dem Rath in Zürich zu verfolgen [4]). Zugleich offenbarte er hiebei eine neue Doppelzüngigkeit, indem er gegen die reformirte Behörde sowohl in Zürich, als in Straßburg aus Schmeichelei die evangelische Richtung rühmte [5]). Indessen das unedle Benehmen von Erasmus verletzte nicht bloß die nähern Freunde Huttens, sondern die Anhänger der Reformation überhaupt. Es erschienen verschiedene Schriften

---

[1]) Die Erklärung lautete also: Fuit Huttenus paucorum dierum hospes: interim nec ille me adiit, nec ego illum. Et tamen si me convenisset, non repulissem hominem a colloquio. Dagegen heißt es in einem andern Brief: Quod Hutteni colloquium *deprecabar*, non invidiae metus tantum in causa fuit: erat aliud quiddam, quod tamen in *spongia* non attigi. Ille *egens et omnibus rebus destitutus* querebat *nidum aliquem, ubi moraretur*. Erat mihi *gloriosus ille miles cum sua scabie in aedes recipiendus*.

[2]) Sie führte die Aufschrift: „Expostulatio cum Erasmo".

[3]) Spongia adversus Huttenicas adspergines.

[4]) Am 10. August 1523 schrieb er an den Rath von Zürich: man möge wohl Hutten dort wohnen lassen, doch seinen Muthwillen ein wenig zähmen. „Dies schrib ich aber, das er dieselb Uwer Gütigkeit nit misbruche zu einem gallen und muthwilligen Schriben, das da treffentlich schadet dem evangelischen Handel, andern guten Künsten, auch gemeinen Sitten."

[5]) In dem Brief an den Rath in Straßburg heißt es: „Veneror pietatem vestram, quod favetis Evangelio, pro quo provehendo ego jam tot annis tantum exhaurio laborum tantumque sustineo invidiae."

wider Erasmus [6]), ja selbst Luther und Melanchthon tadelten denselben entschieden [7]). Ersterer war nun entschleiert, und konnte auf eine wohlwollende Nachsicht der lutherischen Partei nicht mehr hoffen. Bald nachher bestürmten die Anhänger der römischen Kurie den berühmten Friesen immer heftiger, wider Luther öffentlich aufzutreten, und da diese Aufforderung auch durch den König von England eifrig unterstützt wurde, so entschloß sich Erasmus endlich, ihr Folge zu leisten.

Bei dem großen und überwiegenden Ansehen, in welchem dieser Gelehrte bisher gestanden war, hoffte die päpstliche Partei von einem Angriff desselben gegen den Reformator sehr viel: man hielt erstern für geistig überlegen, und glaubte, daß Luther im wissenschaftlichen Streit eine empfindliche Niederlage erleiden, und hierdurch an Achtung, wie Einfluß verlieren werde. Als daher die ersten Zeichen einer Meinungs-Verschiedenheit beider Männer und eines ernsten Kampfes sich hervorthaten, machte die Sache unter den Gelehrten großes Aufsehen, und man schien von Seite der Evangelischen nicht ohne Besorgniß geblieben zu sein. Wie immer dachte jedoch der Reformator selbst wesentlich anders, und er zeigte daher den festesten Muth, sowie die lebhafte Überzeugung, daß er den Sieg über den Gegner davon tragen müsse. Schon im Jahr 1523 war das Gerücht von einem bevorstehenden Angriff des Friesen gegen Luther verbreitet, und letzterer gewarnt worden: Dr. Martin erklärte indessen seinen Freunden, daß er den neuen Widersacher, trotz aller Beredsamkeit desselben, nicht fürchte, sondern nachdrücklich zurechtweisen werde [8]). Als die Stellung von Erasmus zu der Reformation immer feindseliger wurde, schrieb Luther selbst an ihn, und empfahl ihm im Interesse seiner Ruhe und seines Ruhmes Friede mit den Evangelischen. Und in diesem Brief wußte der Reformator ein gewisses Gefühl der Überlegenheit auszudrücken, welches fast eine Geringschätzung des Gegners offenbarte: denn mit einem Anflug von Ironie und feinem Hohn be-

---

[6]) Unter andern von Otto v. Brunfels.

[7]) Luther äußerte sich auf die nachstehende Weise: Equidem Huttenum nollem expostulasse, multo minus Erasmum extersisse. Si hoc est spongia abstergere, rogo, quid est maledicere et conviciari? Prorsus frustra sperat Erasmus sua rhetorica sic omnibus ingeniis abuti, quasi nemo sit, imo quasi pauci sint, qui sentiant, quid alat Erasmus.

[8]) Daß es Mosellanus mit Erasmo hält, so viel den Artikel göttlicher Vorsehung belanget, weiß ich vorhin wol, ja er ist durchaus in allen Stücken Erasmisch. Dagegen weiß ich, und bin gewiß, daß Erasmus weniger weiß und verstehet von göttlicher Vorsehung (will schweigen, daß er davon mit Wahrheit rühmen sollt), denn bisher alle Sophisten in Schulen davon gelehret haben. Darum besorge ich mich gar nicht, daß er mir etwas in dem abbrechen sollt, ich wollt denn meine Lehre, dafür Gott sei, widerrufen. Derhalb werde ich mich für Erasmo, ob Gott will, weder dieses, noch aller ander Artikel christlicher Lehre halben, fürchten oder entsetzen.

Erasmo will ich nicht Ursach geben, jchts wider mich fürzunehmen; und ob er einst oder zwier an mich setzte, will ichs ihm zu gut halten. Doch mein's Erachtens wär's ihm nicht zu rathen, daß er die Kraft seiner Redekunst wollte an mir erweisen; denn er wird am Luther (hoffe ich) kein Fabrum Stapulensem finden, noch dergleichen Ruhm an ihm, wie an jenem, erjagen, da er sich so hören läßt. Alle freuen sich mit mir, daß der Gallus erlegt ist.

Wird er sich aber ins Spiel mengen, so soll er, durch Gottes Gnade, erfahren, daß Christus sich weder vor den Pforten der Hölle, noch vor den Gewaltigen, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, nicht fürchte, und ich Lallender will mit Gottes Hülfe dem allerberedtsten Erasmo mit Freudigkeit begegnen, will mich nichts anfechten lassen, sein großes Ansehen, Namen und Gunst; denn ich weiß, was in ihm steckt, sintemal uns auch, Gott lob, nicht unbewußt ist, was der Satan im Sinn hat, wiewol ich warte, bis daß Er sich weiter und besser bloß und an Tag gebe, wie er gegen mir gesinnet sei.

Daß ich Euch hievon mit so vielen Worten schreibe, geschieht derhalb, daß ihr euch von meinetwegen nicht sollt bekümmern, noch für mich Sorge tragen, auch für der Widersacher prächtigen stolzen Worten nicht erschrecken.

merkte er, seine Sache sei bereits so weit gediehen, daß sie nichts mehr zu befürchten habe, und sollte auch ein Erasmus mit allen seinen Gaben und Kräften dagegen sich auflehnen [9]).

Die Wahl der Streitfrage, durch deren Erörterung der neue Kämpfer für das Papstthum die evangelische Lehre angreifen wollte, zeugte von großem Scharfsinn: denn sie fiel auf den Grundsatz, welcher der Stützpunkt aller Meinungen Luthers war, und mit dessen Widerlegung die Reformation selbst in sich zusammen stürzen mußte, die Folge des Augustinisch-Lutherischen Begriffes von der Rechtfertigung in Beziehung auf den freien Willen. „Es giebt keine Freiheit des Willens", mußte der Schlußsatz des Reformators lauten, und dagegen erhob sich Erasmus von Rotterdam in der Schrift de libero arbitrio, welche er im September 1524 herausgab.

Bisher bewegte sich der Kampf beider Parteien mehr in Persönlichkeiten; jetzt aber wurde er in wissenschaftlicher Weise auf den Hauptpunkt geleitet: zugleich war die päpstliche Partei durch einen der fähigsten Männer seiner Zeit repräsentirt, und der Ausgang dieser Erörterung entschied unbedingt über den Ausgang der Reformation. Es knüpften sich solche unermeßliche Folgen an eine Frage, welche dem Anschein nach nur ein schulmäßiges oder gelehrtes Interesse haben konnte, daß der Geschichtschreiber genöthiget ist, auf den Streit näher einzugehen, wenn er den Entwicklungsgang jener wichtigen Zeit klar vor die Augen der Leser stellen soll.

Schon im hohen Alterthum durchlief ein unwiderstehlicher Drang die poetisch-gebildeten Völker, die Natur der Dinge oder die Beschaffenheit der Weltordnung zu begreifen. Mit auffallender Uebereinstimmung wurden sämmtliche Forscher zur Untersuchung der Ursache des Uebels geleitet, und alle fanden, daß dort der Schlüssel für die Geheimnisse des Lebens liege. Sie irrten nicht, auch über die Bedeutung des Uebels traten mehr oder weniger dunkle Ahnungen hervor, und man gelangte endlich zur Kenntniß zweier entgegengesetzter Prinzipien, welche um die Leitung der Weltverhältnisse kämpfen. Es war weniger die Philosophie, als die Theologie, welche jene Forschungen mit besonderem Eifer betrieb, und so bildete sich bei geistig-verwandten Männern der verschiedensten Zeitalter die Lehre über den freien Willen, wie sie nach dem vorigen Hauptstück Dr. Martin Luther entwickelte.

Diese Ansichten sind strenge und düster, verletzend sogar; doch man darf im Urtheil über dieselben sich nicht überellen, sie nicht schnellfertig für widersinnig erklären, sondern man muß mit Vorsicht und Bescheidenheit sich aussprechen. Dieß ist schon deßhalb nothwendig, weil der Reformator jene harten Sätze nicht erst erfunden hat. Bereits vor ihm bildeten sie die Ueberzeugung des tiefen Denkers Augustin, und auch über diesen Kirchenvater hinaus gehen ihre Spuren, um sich erst im grauen Alterthum zu verlieren. Dem ruhigen und schärferen Beobachter sind solche Erscheinungen auch nicht auffallend: denn sie gründen sich auf ein bestimmtes Gesetz der Weltordnung. Vermöge dieses Gesetzes müssen alle höheren Fragen periodisch wieder zum Vorschein kommen, aber in jeder folgenden Periode dringen sie weiter zur Wahrheit

---

[9]) Ego optarem (si possem fieri mediator) ut et illi (Papistae) desinerent te impetere tantis animis, sinerentque senectutem tuam cum pace in Domino obdormire. Id sane facerent mea quidem sententia, si rationem haberent tuae imbecillitatis, et magnitudinem causae, quae modulum tuum dudum egressa est, perpenderent: *praesertim cum res jam eo pervenerit, ut parum sit metuendum periculum nostrae causae, si Erasmus etiam summis viribus oppugnaret, nedum si aliquando spargit aculeos et dentes tantum.* Rursus si tu, mi Erasme, illorum infirmitatem cogitares, et a figuris illis rhetoricae tuae salsis et amaris abstineres, etsi omnino neque posses neque auderes nostra asserere, intacta tamen dimittieres et tua tractares.

vor, und bei der Annäherung zum Gipfel der organischen Entwicklung tritt denn das höhere Licht selbst und mit ihm, dem Wesen nach, die Lösung aller schwebenden Fragen ein.

Die christliche Theologie kam bei dem Forschen nach dem letzten Grund demnach auf den richtigen Weg; allein nach der Poesie der frühern Zeitalter traten ihre Ergebnisse zum Theil als Mythe auf, und nahmen den Charakter des Wunderbaren und Uebernatürlichen an. Durch alles dieß entsteht bei dem Eintritte hellerer Zeiten gegen die dogmatischen Untersuchungen über die Natur des Uebels erst Gleichgültigkeit, dann Widerwille, und es entspringt das entschiedene Streben, von jenen Untersuchungen sich gänzlich zu entfernen, sohin die Aufschlüsse über den Sinn des Lebens anderswo zu suchen. Aber man irrt; die Urwahrheit kann nur durch das Begreifen der Natur des Uebels ermittelt werden. Auch die Zeiten der Bildung müssen daher auf die Fragen über den Ursprung, das Wesen und die Wirkung des Uebels zurück, indessen sie sollen dieselben nur nicht mehr mystisch, sondern nach Anleitung von Naturgesetzen wissenschaftlich behandeln. Ein weiterer Mangel der Religion der Offenbarung liegt darin, daß sie über die Natur der Dinge kein vollständiges Licht zu geben vermag; sie kam zwar auf richtige Spuren und verfolgte dieselben nicht ohne alles Ergebniß, allein die letzte und völlige Lösung der obersten Fragen war ihr nicht möglich, vielmehr blieben bedeutende und wesentliche Zweifel und Widersprüche zurück. Diese zu beseitigen, und den letzten Grund der Dinge durch das Mittel nüchterner Denkkraft nachzuweisen, ist also in unsern Zeiten Aufgabe der Wissenschaft.

Hält man nun ihre Ergebnisse an die Augustinisch-Lutherische Lehre über den freien Willen, so werden wir uns bald bescheiden, jene Glaubenssätze nicht vorschnell für Unsinn zu erklären: wir werden uns vielmehr von einer gewissen Demuth sowie dem Wunsch durchdrungen fühlen, über diesen tiefen und ergreifenden Gegenstand der Forschung den Schleier der Ergebung fallen zu lassen. Ein Geschichtswerk kann nicht der Ort sein, Untersuchungen der Art vollständig durchzuführen; doch einige Andeutungen über die wissenschaftliche Seite der Theorie von dem freien Willen sind nothwendig, um die Wirkungen der Lutherischen Lehre auf das Reformations-Zeitalter zu erklären.

Poesie und Mythus personificiren die beiden Prinzipien des Guten und des Uebels in mächtigen Gewalten: wie wäre es wenn die Grundidee auf eine einfache Regel von organischen Gegensätzen zurückgehe, welche die ganze Schöpfung, alle Stoffe, alle Organismen und Naturkräfte durchdringen?

Wie wäre es wenn der Einfluß des guten und bösen Prinzips in dem Menschen als Naturanlage sich äussern würde?

Man sagt schon im gewöhnlichen Leben, der Dichter, der Künstler, der Gesetzgeber muß geboren werden, man kann also die Eigenschaften, die dazu erforderlich sind, nicht künstlich erlernen, d. h. ohne Anlagen nicht erlangen. Dieß ist auch völlig richtig: ich möchte einmal den Dichter, den Maler, den Tonsetzer, den Bildhauer, den Gesetzgeber ersten Ranges sehen, der keine ungewöhnlichen Anlagen besitzt, sondern nur durch seinen freien Willen und in Folge desselben durch Uebung und Fleiß zu seinen Erfolgen gelangt. Kann letzteres geschehen, so können auch alle Menschen große Künstler, Gesetzgeber und Religionsstifter, alle gleich gebildet, reich und mächtig werden, und die Theorie eines unbedingt freien Willens führt daher nothwendig auf die Lehre einer allgemeinen und vollkommenen Gleichheit aller Menschen.

Man stößt folglich schon auf Eine Beschränkung des Willens, jene zur Erstrebung genialer Leistungen, welche ohne die entsprechende Naturanlagen nicht möglich sind.

Wie wäre es nun, wenn gemüthliche Güte und harter Sinn, scharfe Verstandes-Kraft und be-

ſchränktes Faſſungs-Vermögen ebenfalls durch Naturanlagen, z. B. die Struktur des Herzens und den Bau des Gehirns bedingt ſeien?

Unter ſolcher Vorausſetzung würde man auf ſehr eigenthümliche Sätze gerathen: denn das ſittliche Uebel, Dummheit und böſe Leidenſchaft, würden nunmehr nicht durch den Willen der Menſchen allein, ſondern vorzugsweiſe durch die Schöpfung ſelbſt, nämlich die Art und Weiſe der menſchlichen Organiſationen hervorgebracht. Jetzt würde aber auch der Beſitz vortrefflicher Eigenſchaften ſehr zur Beſcheidenheit einladen, und im Urtheil über die entgegengeſetzten zur Milde, weil Naturanlagen auf beide einen ſo großen Einfluß hätten.

Der Menſch wäre nach ſolcher Vorausſetzung alſo einſichtsvoll oder beſchränkt, gefühlvoll oder hartherzig, geſchickt oder ungeſchickt, edelmüthig oder eigennützig, je nachdem er edel oder unedel organiſirt iſt. Weil z. B. durch das Unglück Anderer mein Mitleid erregt, mein Gefühl verwundet wird, ſo enſteht in mir der Wunſch, Entſchluß oder Wille, dem Unglücklichen zu helfen: weil ich durch Ueberlegung finde, daß dieſe oder jene Einrichtung nützlich iſt, entſpringt in mir der Wunſch, Entſchluß oder Wille, eine ſolche Einrichtung zu ſchaffen oder hervorbringen zu helfen. Jenes mitleidige oder verwundete Gefühl wird aber durch die Beſchaffenheit meines Innern, durch die Struktur und den Bau meines Herzens oder überhaupt der Organe, wodurch das Gefühl entſteht, und dieſe Ueberlegung durch die Struktur und den Bau meines Gehirns oder überhaupt der Organe hervorgebracht, welche das Denken erzeugen.

Nun nehme man vollends für einen Augenblick an, daß Erziehung die übeln Neigungen nur bis auf einen gewiſſen Grad zu überwinden vermöge, im Einzelnen dagegen eine Triebfeder zu böſen Leidenſchaften übrig bleibe, welche ſolche Individuen aller Lehren, ſelbſt aller Gefahren von Strafe ungeachtet, zu Uebelthaten unwiderſtehlich forttreibt?

Setzt man einen ſolchen Fall, ſo müßten ſelbſt die härteſten Lehren Luthers offenbar in einem andern Licht erſcheinen, als man bei dem erſten Anblick vielleicht anzunehmen geneigt iſt. Es bedürfte jetzt in der That nichts, als jene Sätze nur von der poetiſchen in die wiſſenſchaftliche Sprache überzutragen, um uns mit einem gewiſſen Erſtaunen zu überraſchen.

Poetiſch geſprochen lehrte der Reformator: „daß in Anſehung der Wahl zwiſchen Guten und Böſen, oder wie er es nennt in Hinſicht göttlicher Dinge, der Wille nicht frei ſei, ſondern entweder von Gott oder vom Teufel beſeſſen und getrieben werde. Nehme ihn Gott ein, ſo gehe er hin, wo Gott wolle, nehme ihn dagegen der Teufel ein, ſo gehe er hin, wohin der Teufel wolle.“ In der wiſſenſchaftlichen Sprache lautet nun dieſe Stelle nach unſrer obigen Vorausſetzung folgendermaßen. „Der Wille des Menſchen iſt in Beziehung auf die Wahl zwiſchen Guten und Böſen, Weisheit und Thorheit, Edelmuth und Gemeinheit u. ſ. w. keineswegs unbedingt frei, ſondern wird von der Schöpfung erzeugt und geleitet durch die Art und Weiſe der ſittlichen und geiſtigen Ausſtattung des Menſchen. Iſt letzterer edel ausgeſtattet, was man bildlich oder poetiſch ausdrücken kann: „iſt der Menſch von Gott erfüllt oder eingenommen“, ſo wird er zum Guten beſtimmt und getrieben; iſt er dagegen unedel ausgeſtattet, was man bildlich oder dichteriſch ausdrücken kann: „iſt er vom Teufel erfüllt oder eingenommen“, ſo wird er zum Böſen beſtimmt und getrieben.“ Wo wäre nach unſrer Vorausſetzung nunmehr noch ein Zweifel, wo ein Widerſpruch, wo etwas Dunkles? Das Weſen der Triebfeder, welche den Willen beſtimmt, liegt immer darin, daß dasjenige, nach welchem der Menſch verlangt, ſeiner Neigung entſpricht, ihm Vergnügen macht. Dieß iſt ſowohl bei dem der Fall, welcher etwas Gutes, als auch bei dem, welcher Uebles zu be-

gehen begehrt. Der Edle und Tugendhafte übt das Recht und die Tugend zwar immer dieser selbst willen und nicht wegen der innern Freude, welche mit solchen Handlungen zugleich auch verbunden ist, also nicht aus Eigennutz, aber er thut es doch gerne. Eben so thut auch der Unedle und Lasterhafte das Böse gerne, weil es ihm Nutzen verschafft oder wenigstens gewähren soll. Wenn man demnach sagt, der Wille wird von den Naturanlagen bestimmt und getrieben, so hat dieß nicht den Sinn, als wenn der Mensch wider seine Neigung gezwungen würde, dieß oder jenes zu thun, sondern das Mittel, dessen sich die Schöpfung bedient, um den Willen des Menschen nach ihren Zwecken zu bestimmen und unumschränkt zu beherrschen, besteht eben darin, daß sie durch seine Anlagen solche Neigungen in ihm erweckt, welchen die Handlungen, die sie will, entsprechen. Darum läßt sich der Mensch gerne treiben, der Edle gerne zu guten Thaten, der Lasterhafte gerne zu bösen. Wir sprechen natürlich nur immer bedingungsweise in der Voraussetzung, die oben gemacht wurde. Aber auffallend bleibt es doch, daß man dadurch immer mehr auf die Sprache Luthers geleitet wird [10]).

Ich gestehe, daß ich bei so bewandten Umständen mir nicht getraue, die Meinungen Luthers über den freien Willen mit vornehmer Geringschätzung und schnellfertig für Unsinn zu erklären. Nach den tiefsten Gefühlen meines Innern sehe ich mich vielmehr gedrungen, bescheiden über so folgenreiche und tiefe Fragen der Schöpfung zu urtheilen. Noch größer wird aber das Bedürfniß, auch bei den größten Leistungen des Hochmuths sich zu enthalten, und bei den Mängeln, ja selbst den Fehltritten Anderer der Milde im Urtheil sich zu befleißigen.

Was in den Lehren Luthers am meisten verletzt, ist der schauderhafte Satz, daß Menschen schon vor der Geburt ewig verdammt werden. Dieser würde sich, angewendet auf die Einflüsse der Naturgaben, bedeutend mildern, wenn man annehmen wollte, daß die Vorsehung die Anlagen nicht ungerecht vertheile, sondern in künftigen Schöpfungsstufen wechseln lasse. Auch die Folgen böser Naturtriebe wären natürlich nur zeitlich und würden gesühnt: alles scheinbar Widersinnige verschwände dann in der Lehre Luthers, und man sähe sogar, wie seine Vorhersagung der einstigen Lösung des vermeintlichen Widerspruchs sich erfülle.

Dessen ungeachtet fühlen wir uns lebhaft durch die Annahme verletzt, daß höhere Kräfte, mag man

---

10) Er erklärte sich nämlich in folgender Weise: „Und ich sage, wir müssen denn Böses thun (wenn man nämlich nach der Sprache des Reformators nicht von Gottes Geist erfüllt ist), nicht daß wir dazu gezwungen werden (nämlich äußerlich), sondern, wie jene sagen, es muß vonnöthen also sein, ohne Veränderung; nicht daß gewaltig Zwang und Drängniß sei, das ist wenn der Mensch nicht Gottes Geist hat, so wird er nicht als mit Gewalt und bei dem Halse hingerissen, daß er wider seinen Willen (nämlich Neigung) müsse Böses thun, wie man einen Dieb oder Mörder wider Willen zum Galgen hinführt, sondern er thuts willig und gerne. Und denselbigen Willen, Lust und Neigung kann er aus seinen Kräften nicht nachlassen, ändern oder bezwingen, sondern gehet die Lust immer vor sich. Wenn man ihn äußerlich gleich zwinget, etwas anderes zu thun, dennoch bleibt inwendig der Wille und ist demjenigen feind und gehässig, der ihm wehret. Er würde ihm aber im Herzen nicht feind sein, wenn er von sich selbst könnte anders werden, oder demselbigen, der ihm wehret, folgen. Das heißen wir hier ein Müssen, oder müssen von Noth sein, das nicht zu verändern ist, daß sich der Wille da nicht anders wenden oder ändern kann; sondern vielmehr gereizet und erhitzet wird zur Lust des Bösen, je mehr man ihm widerstehen will. Wiederum wenn Gott in uns wirket, so ist der Wille, den Gott in die Herzen giebt und der heilige Geist uns einbläset (nach unserer Sprache die edlen Anlagen und Triebe, welche uns die Natur giebt), auch nicht ein gezwungen Ding, sondern eine Lust und herzliche Neigung, da ich das Gute willig und gerne thue ohne Drangsal, und lasse mich nicht davon reissen, wenn gleich alle Teufel und die Pforten der Hölle mir wehreten, da die Lust fortfähret, gerne will und liebet das Gute, wie zuvor das Böse."

dieſe nun myſtiſch, oder als Naturanlagen ſich denken, mehr als das eigene Verdienſt des Menſchen über ſeinen Werth oder Unwerth, mehr als der eigene Wille über ſeine Handlungen entſcheiden ſollen. Die nämliche Wirkung brachte nun die Theorie des Reformators hervor, und Erasmus hoffte, dieſen Umſtand zu benützen, um den Gegner in der öffentlichen Meinung zu ſtürzen. Doch die Sache ging anders, als die Feinde der Evangeliſchen gehofft hatten.

Dr. Martin Luther antwortete auf die Schrift von Erasmus de libero arbitrio im Dezember 1525 mittelſt der ſchon erwähnten Abhandlung de servo arbitrio. Es wurden darin die harten Grundſätze, welche wir im vorigen Hauptſtück entwickelten, ganz unverſchleiert und furchtlos vertheidiget; aber ſo tief war der Geiſt der Zeit, ſo beklommen die allgemeine Stimmung der Gemüther, daß die Maſſen der evangeliſchen Partei wider die düſtern Lehren ihres Führers nicht Entrüſtung, ſondern ehrfurchtsvolle Scheu empfanden. Erasmus rühmte ſich zwar, daß er geſiegt und viele Anhänger Luthers zum Rücktritt bewogen habe [11]); allein ſein geſammtes Vorgeben war grundlos, wie er im Geheimen ſelbſt zugeſtand [12]). Die Evangeliſchen wurden durch ſeine Schrift nicht überzeugt, ſie fielen von dem Reformator nicht ab, ſondern ſchloſſen ſich inniger an ihn an. So wurde denn das Anſehen Dr. Martin Luthers durch den Streit mit Erasmus nicht geſchwächt, ſondern vielmehr gehoben.

Das war ein äuſſerſt wichtiges Ereigniß! Hätte Erasmus die Lehre Luthers über die Rechtfertigung und den freien Willen in den Augen der Evangeliſchen als unrichtig darzuſtellen vermocht, ſo war der Grundpfeiler der neuen Religion untergraben, und das ganze Gebäude mußte zuſammenſtürzen. Erasmus wußte dieß recht gut, und wählte darum gerade jene Fragen zu dem Angriffspunkt. Bei dem unangenehmen Eindruck, welchen die harten Lehren ſeines Gegners auf viele Menſchen machen konnten, ſchien die Stellung Luthers die ſchwächere zu ſein: nun ſtand Erasmus noch überdieß im Ruf überlegener Gelehrſamkeit und Rednergaben, alles ſchien demnach die Niederlage des Reformators anzukündigen, und doch ſiegte er ganz entſchieden. Jetzt erſt konnte man ſagen, daß die Reformation gerettet, und dauerhaft begründet, jetzt erſt, daß ihr Hauptzweck: durchgreifende Verbeſſerung der Sitten auf dem Wege der Gemüths-Erſchütterung, wirklich geſichert und durchgeführt ſei.

So beſtätigt ſich alſo unſre frühere Bemerkung, daß Dr. Martin Luther bewußtlos das Werkzeug wurde, die ungeheure Gährung ſeiner Zeit nach dem Plane der ewigen Entwicklungsgeſetze zu leiten! Denn wer hätte ahnen mögen, daß ſeine ſcheinbar widerſinnigen Sätze über die Rechtfertigung und den freien Willen das unfehlbare Mittel zur endlichen Sitten-Verbeſſerung, und dadurch zur Vorbereitung der künftigen höhern Freiheit der Völker werden müßten und ſollten? Der große Mann erlangt demnach geſchichtlich eine eben ſo eigenthümliche, als merkwürdige Rechtfertigung.

Das Schickſal desſelben war übrigens ſeltſam: er wurde von Feind und Freund verkannt und ſelbſt mißhandelt. Ja dieß beſchränkte ſich ſogar nicht bloß auf die Dauer ſeines Lebens, ſondern geht bis auf unſere Zeit fort. Auch die Geſchichte hat ihm nach einem Zeitraume von 300 Jahren noch keine Gerechtigkeit gewähren können. Nicht genug, daß ihn manche Gegner ſeiner Reformation bis auf den heutigen

11) Non paucos revocavi a factione damnata, et jam passim redduntur literae, quibus declarant se persuasos libello *de libero arbitrio* ab hoc Lutheri descivisse.

12) Quid mea diatriba civilius? Quid profecit tamen, nisi quod Lutheranos excitavit ad majorem insaniam? Id non ignarus futurum, tamen morem gessi Regi et Card. Angliae, Pontifici et doctis aliquot amicis, non tacens interim quid esset sequuturum.

Tag noch haſſen, und daß man von dieſer Seite hin und wieder ſeinen Namen noch immer nur mit Abſcheu ausſpricht; wird er ſogar von Bekennern ſeiner Lehre mißverſtanden, entſtellt und herabgewürdiget. Die Kirche ſelbſt, welche er gründete, hat die Lehrſätze, worauf er das meiſte Gewicht legte, und die das charakteriſtiſche Merkmal ſeines Geiſtes und ſeiner Kraft waren, wieder aufgegeben, und glaubte noch dazu, dadurch eine große Weisheit zu begehen. Eines der Hauptverdienſte Luthers waren nämlich ſeine großen Gedanken über das Verhältniß des freien Willens, und die Unerſchrockenheit und Offenheit, mit denen er ſich zu ſo ſcheinbar ſchroffen und anſtößigen Überzeugungen bekannte. Und gerade hierin fielen ſeine Anhänger, ja ſogar ſeine nächſte Umgebung von ihm ab; und heute noch rühmen ſich Theologen, welche einen großen Beweis von Scharfſinn und Erleuchtung geben wollen, daß ſie die Auguſtiniſch-Lutheriſchen Begriffe vom freien Willen nicht theilen. Das erſte Beiſpiel dazu gab ſchon zu Lebzeiten des Reformators deſſen vertrauter Gehülfe und Freund Melanchthon. Dieſer hatte ebenfalls die Auguſtiniſche Anſicht vertheidigt und beſtimmt erklärt, daß alles, was geſchieht nach göttlicher (organiſcher) Vorherbeſtimmung nothwendig geſchehen müſſe, und daß es keine Freiheit des Willens gebe, indem die Schrift dem Willen alle Freiheit abſpricht [13]). Später änderte aber Melanchthon dieſe Meinung, und es kam jetzt ein Mittelweg heraus, indem nun zwar die Beſtimmung des Menſchen zum Guten durch den heiligen Geiſt (oder wie wir es nennen durch Naturanlagen) bewirkt werden und der Menſch ohne die Hülfe des heiligen Geiſtes nicht vermögend ſein ſoll, ſich zum Guten zu beſtimmen, daß er aber, wenn er einmal vom heiligen Geiſt erregt ſei, doch nicht ganz leidend ſich verhalte, ſondern ein wenig mithelfe. Es ſeien nämlich drei Stücke nothwendig: 1) das Wort, 2) der heilige Geiſt und 3) der Wille des Menſchen [14]).

Dieſe Lehre Melanchthons erlangte in der Folge ein ſo großes Anſehen, daß ſich die lutheriſche Kirche am Ende wirklich von der Hauptlehre ihres Stifters entfernte, und alſo die Überzeugung aufgab, wodurch ſie ſich eben von andern Lehrbegriffen unterſcheiden und ſich als lutheriſch ausweiſen ſollte. Ja was das auffallendſte iſt, ſelbſt diejenigen Freunde und Anhänger Luthers, die ihm am treueſten waren und ihn am meiſten verehrten, gaben ſich die größte Mühe, ihm ſeinen ſchönſten Ruhm zu rauben, indem ſie nämlich zu zeigen ſtrebten, daß der Reformator ſeine Lehre von dem freien Willen theils nicht ſo folgerichtig und ſtrenge gemeint habe, als er ſolche vortrug, theils dieſelbe ſpäter gemildert oder widerrufen hätte. Und die guten Leute glaubten noch dazu, daß ſie dadurch dem Gegenſtande ihrer Verehrung einen Dienſt erwieſen!

Es kommt uns nicht entfernt in den Sinn, die düſtern Grundſätze Luthers über die Rechtfertigung wieder erwecken zu wollen; ihre Zeit iſt vielmehr längſt dahin, und wir bedürfen andere leitende Geſichtspunkte. Allein der Geſchichtſchreiber iſt verpflichtet, in den Geiſt der Zeiten, welche er zu ſchildern hat, ſich zurückzudenken, und den Einfluß der Ideen derſelben auf die Volks-Entwicklung gewiſſenhaft feſtzuſtellen. Da nun die unwiderſtehliche Einwirkung der Lehren Luthers auf die Sitten-Verbeſſerung ſo klar vorliegt, ſo erzeigt man der Wiſſenſchaft einen üblen Dienſt, die Grundſätze des Reformators herabzuwürdigen. Man kann mit Recht ihre Zweckmäßigkeit für neuere Zeiten läugnen: doch es iſt keineswegs

---

[13]) Quandoquidem omnia, quae eveniunt, necessario juxta divinam praedestinationem eveniunt, nulla est voluntatis nostrae libertas. Voluntati nostrae per praedestinationis necessitatem omnem libertatem adimit scriptura.

[14]) Tres causae concurrentes. Verbum, spiritus sanctus et voluntas hominis, non sane otiosa, sed repugnans infirmitati suae.

ſcharfſinnig, ihre Nützlichkeit und ungeheure Wirkung in der Vergangenheit zu verkennen. Dieß thun Jene, welche aus lauter Liebe zu dem Stifter der evangeliſchen Kirche deſſen Meinungen über den freien Willen milder darzuſtellen ſuchen: denn ſie ſchmälern den Ruhm Luthers, während ſie ihn zu erhöhen glauben. Dabei wird noch obendrein den Worten Gewalt angethan, ſohin auf Koſten der geſchichtlichen Treue, Ausdrücken ein Sinn untergeſtellt, den ſie weder haben konnten, noch hatten. Um die Rechte der Geſchichte zu retten, müſſen wir uns einer ſolchen Richtung widerſetzen, und eben darum auf die Sache noch etwas näher eingehen.

Aus der oben dargeſtellten Lehre Luthers über den freien Willen geht nämlich hervor, daß derſelbe die ſtrenge Prädeſtination annahm, zu welcher ſich auch Calvin bekannte. Die Gelehrten der reformirten Kirche behaupteten daher mit Recht, daß in dem Lehrbegriff von dem freien Willen Luther mit ihnen übereſtimme, ja ſie bemerkten vielleicht ſogar mit Recht, daß letzterer noch ſtrenger ſpreche, als die Gelehrten ihrer Kirche. Dagegen ſetzten und ſträubten ſich nun die eifrigen Freunde des Reformators, verlangten auch einen Mittelweg zwiſchen der Prädeſtination und dem freien Willen und glaubten ihren großen Lehrer, den folgerichtigen, unerſchrocknen, ſtarken Mann zu ehren, wenn ſie künſtlich und erzwungen herausdeutelten, daß er ebenfalls jenen Mittelweg angenommen habe. Sie ſagten daher, Luther habe ſich in ſeinem Buche de servo arbitrio zwar etwas zu harter Ausdrücke bedient, auch gewiſſe Wörter in einem andern Sinne genommen, als es gewöhnlich geſchehe, endlich nicht alles ſo ordentlich und deutlich abgefaßt, wie es hätte ſein ſollen, aber gleichwohl hätte er nicht gelehrt, als hätten wir gar keine Freiheit und alles, was wir thäten, geſchähe aus Nothwendigkeit, ſondern er habe vielmehr dem Menſchen gewiſſermaßen ſeine Freiheit zugeſtanden. Man ſieht, der Schüler meiſtert den Lehrer, der Schwache den Starken, der Unfolgerichtige den Folgerichtigen, aber es bedarf nur der Anführung einiger Stellen des Reformators, um alle dieſe Irrreden zu widerlegen. Sie wurden bereits oben ausgehoben und wir wiederholen davon bloß zwei. Wenn Luther ſagt, „die Chriſten werden nicht vom freien Willen, ſondern von Gottes Geiſt getrieben; getrieben aber werden, das iſt ja nicht wirken, ſondern hingezogen und von einem andern hingerücket werden, wie ein Zimmermann eine Säge rücket oder eine Art oder Beil zum Hauen brauchet und führet;“ wenn er, ſagen wir, dieß ausſpricht, hat er dann dem Menſchen den freien Willen einigermaßen zugeſtanden? Muß man, wenn man dieß behaupten will, die Augen nicht vorſätzlich ſchließen und zudrücken? Wenn ferner der Reformator ſagt, „daß Gott ſolche verdammt, die es nicht verdient haben, und etliche zur Verdammniß verordnet, ehe ſie geboren werden;“ hat er dann nicht die ſtrenge Prädeſtination gelehrt? Giebt es auch hier noch einen Ausweg und eine Hinterthüre, um die Ausſprüche des großen Mannes zu mißdeuten? Daß alſo in der Schrift de servo arbitrio kein Mittelweg, ſondern die ganze ſtrenge Lehre von völliger Unfreiheit des Willens und der reinen Prädeſtination vorgetragen wird, iſt klar und gewiß. Allein man behauptet nun, Luther habe ſpäter die dort aufgeſtellte Ueberzeugung geändert und im mildernden Sinne theilweiſe widerrufen. Als Beweis dafür werden ſeine Auslegung des 26. Buches des erſten Buchs Moſes, die Erklärung des Spruches Pauli Gal. 1, 4. 5, die Auslegung des Propheten Michä II, 12. und einige Briefe angeführt. Auch Planck ſagt[15]), wiewohl aus andern Gründen, „man ſei zu der Vermuthung und vielleicht zu etwas mehr, als nur zu

[15]) Geſchichte der Entſtehung, der Veränderungen und der Bildung des proteſtantiſchen Lehrbegriffs. Vierter Band. S. 501.

der Vermuthung berechtigt, daß in Luthers eigenen Ueberzeugungen später eine Veränderung über den fraglichen Punkt vorgegangen sein dürfte.“ Indessen alles dieß ist irrig. Der Reformator änderte nach der Herausgabe seiner Schrift de servo arbitrio seine Ueberzeugung nicht mehr.

Sowie nun Luther von den Theologen der von ihm gestifteten Kirche selbst, und sogar von seinen eifrigsten Freunden verkannt wird, so widerfuhr ihm das nämliche Loos auch von Seite mancher Geschichtschreiber. Auch jetzt noch, wo doch der Erfolg bewiesen hat, daß die Grundsätze und Verfahrungsweise, welche Erasmus für die Reformation wollte, falsch waren, indem letztere gerade durch das entgegengesetzte Benehmen Luthers durchgeführt wurde, ziehen sie Erasmus vor. Daher ist es bei mehrerern so sehr zur Mode geworden, immer diesen und Melanchthon so hoch zu heben und den Reformator, wo sie nur immer es thun zu können glauben, tiefer zu stellen. So nimmt denn auch Planck bei dem Streite zwischen Erasmus und Luther über den freien Willen den wärmsten Antheil an dem ersten und entscheidet unbedingt für ihn. Er meint, „daß hier die Geschichte die Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen habe, die man bei Erzählung seiner Streitigkeiten mit Luther so oft begangen, und daß man umgekehrt die Schwächen des letztern aufdecken müsse, die man so sehr zu verhüllen gesucht habe.“

Urtheile der Art verlassen ganz den geschichtlichen Boden, indem sie die Wirkung der Lehren Luthers auf seine Zeit verkennen, und dadurch den eigenthümlichen Gang der Volks-Entwicklung in gänzliche Dunkelheit bringen. Um die Klarheit wieder herzustellen, mußten wir also auf diesen scheinbar fremdartigen Gegenstand tiefer und ausführlicher eingehen.

Siebenzehntes Hauptstück.

Der Abendmahlsstreit. Reichstäge in Speier. Verhandlung in Marburg.

(Vom Jahr 1526—1529.)

Obgleich die Kirchen-Verbesserung nothwendig war, obgleich sie äusserst heilsam auf die innern Zustände unsres Volkes wirkte, so blieb sie dennoch fortwährend von den dringendsten Gefahren umringt. Kaum schien ein Angriff zurückgewiesen, so erhob sich schon wieder ein neuer Sturm, um die evangelische Richtung zu erschüttern. Als der bedenkliche Aufstand der Bauern bewältiget war, mußte Dr. Martin Luther gegen den mächtigen Erasmus sich waffnen, und nachdem dieser Widersacher eine entschiedene Niederlage erlitten hatte, drohte die reformatorische Partei durch feindliche Spaltungen in ihrem Innern zu zerstäuben. Die Ursache jener neuen folgenschweren Bedrängniß war eine Meinungs-Verschiedenheit, welche, durch Karlstadt angeregt, anfangs nicht für besonders gefährlich gehalten wurde, doch bald heftige Leidenschaften erweckte, und die Reformation an den Abgrund des Verderbens zu bringen schien. Dr. Andreas Bodenstein hing der Opposition gegen das Papstthum freilich sehr eifrig an; allein er wollte in vielen Dingen weiter gehen, als Luther, und so war er unter andern auch in Ansehung der Abendmahls-Lehre zu einer eigenthümlichen Ansicht gekommen.

Karlstadt fand nämlich die Einsetzungs-Worte: „das ist mein Leib und Blut“ nur symbolisch, und meinte, daß jene Aeußerung des Religionsstifters bloß den Sinn habe: „Brod und Wein sollen an seinen Leib und sein Blut, also an seine Hingebung erinnern.“ Die richtige Fassung würde alsdann lauten: „dieß **bedeutet** meinen Leib und mein Blut!“ Es ist unläugbar, daß solche Ansicht die richtige ist, und man hätte nothwendig eine Billigung derselben von Seite Dr. Martin Luthers erwarten sollen. Letzterer war früher selbst über den Sinn des Abendmahls zweifelhaft gewesen, und hatte darüber noch keine unwiderrufliche Meinung gefaßt [1]). Die Auslegungsart Bodensteins blieb dem Papstthum feindlich, es schien demnach alle Hoffnung gegeben zu sein, daß sie von der gesammten evangelischen Richtung angenommen werde; indessen ein seltsames Zusammenwirken vieler eigenthümlicher Umstände sollte die Ursache sein, daß Luther allmälig zu dem Entschluß bewogen wurde, der Meinung Karlstadts hartnäckig sich zu widersetzen.

Nachdem dieser Gelehrte mit dem Reformator zerfallen war, nährte er heftigen Haß wider denselben, und fügte ihm manche bittere Kränkung zu. Wir haben des Zusammenstoßes beider in Jena und Orlamünde bereits erwähnt, doch nicht in den Einzelnheiten, die wir auf den gegenwärtigen Ort versparen wollten. Bodenstein hatte nämlich die Bevölkerung in Orlamünde so sehr wider Dr. Martin Luther eingenommen, daß der letztere von dem Rath der Stadt geradezu Beleidigungen hinnehmen mußte, und noch dazu schriftlich [2]). Ja der Reformator scheint in Orlamünde selbst zur Flucht vor dem ergrimmten Volk genöthiget gewesen zu sein [3]), und alle diese Umstände setzten daher auch in seinem Innern Bitterkeit gegen den Urheber Karlstadt an. Luther war allerdings nicht rachsüchtig; als sein Widersacher öffentlich der Theilnahme an dem Bauern-Aufstand beschuldigt wurde, gewährte er vielmehr bereitwillig die Bitte Karlsstadt, dessen Vertheidigung mit einer wohlwollenden Vorrede oder Empfehlung zu begleiten [4]); allein

---

[1]) In einem Schreiben an die Bürger zu Straßburg (Jenens. Ausg. Th. III, fol. 140) giebt Luther hierüber folgende Aufklärung:

Das bekenne ich, wo D. Carlstad oder jemand anders vor fünf Jahren mich hätte möcht berichten, daß im Sakrament nichts denn Brot und Wein wäre, der hätte mir einen großen Dienst gethan. Ich hab wol so harte Anfechtung da erlitten, und mich gerungen und gezwungen, daß ich gerne heraus gewesen wäre, weil ich wol sahe, daß ich damit dem Papstthum hätte den größten Stoß kund geben. Ich habe auch zween gehabt, die geschickter davon zu mir geschrieben haben, denn D. Carlstad, und nicht also die Wort gemartert nach eigenem Dünkel. Aber ich bin gefangen, kann nicht heraus, der Text ist zu gewaltig da, und will sich mit Worten nicht lassen aus dem Sinn reissen.

[2]) In einem Schreiben des Rathes der Stadt Orlamünde an Luther heißt es nämlich: „Du verachtest alle die, so aus göttlichem Befehl stumme Götzen und heidnische Bilder umbringen, wider welche du eine kraftlose, weltweise und unbeständige Bewährung aus deinem eigenen Gehirn, und nicht gegründeter Schrift aufmutzest. Daß du uns aber, als Glieder Christi durch den Vater eingepflanzt, unverhört und unüberweist so öffentlich schiltest und lästerst, das zeigt an, daß du dieses wahrhaftigen Christi und Sohns Gottes selbst kein Glied bist u. s. w.

[3]) In dem schon angeführten Brief an die Bürger zu Straßburg giebt Luther in dieser Beziehung nachstehende humoristische Erzählung:

Er hätte mich selbst zu Jena, aus Ursach einer Schrift, schier überredt, daß ich seinen Geist nicht mit dem Altstättischen, aufrührischen, mördischen Geist vermenget hätte. Aber da ich gen Orlamünde unter seine Christen kam aus fürstlichem Befehl, fand ich wol, was er für Saamen da gesäet hatte, daß ich froh ward, daß ich nicht mit Steinen und Dreck ausgeworfen ward, da mir etliche derselben einen solchen Segen gaben: fahr hin in tausend Teufel Namen, daß du den Hals brechest, ehe du zur Stadt hinaus kommst. Wiewol sie sich gar fein geschmückt haben im Büchlein davon ausgangen. Wenn der Esel Hörner hätte, das ist, wäre ich Fürst zu Sachsen, D. Carlstad solt nicht vertrieben sein, es wäre mir denn abgebeten; er laß ihm nur die Güte der Fürsten nicht verschmähen.

[4]) Die Herzensgüte Luthers spricht sich darin in rührender Weise aus. Obgleich er in Orlamünde wegen Karlstadt so sehr beleidigt worden war, so schrieb er doch also:

da ihm Bodenstein mit seiner hitzigen Neuerungssucht so oft störend in den Weg getreten war, so blieb er gegen die Absichten desselben immer mißtrauisch. Darum glaubte er, daß die freie Ansicht seines Gegners über den Sinn des Abendmahls, wie bei der Bilderstürmerei, auf neue excentrische oder schwärmerische Abwege führen könnte. Luther hielt sich jetzt an den Buchstaben der Einsetzungsworte: „das **ist** mein Leib u. s. w., und wollte die Auslegung: **bedeutet** durchaus nicht zulassen.

Dr. Andreas Bodenstein fand bei den freisinnigen Gelehrten hinsichtlich seiner Abendmahlslehre zwar insoferne keinen Beifall, als er zum Theil und noch überdieß ohne Noth in einer gesuchten Auslegung der betreffenden Bibelstellen sich gefiel; dagegen fanden viele Gelehrte das Wesentliche seiner Ansicht über das Abendmahl ganz richtig. Das war insbesondre in Oberdeutschland der Fall, und als Karlstadt bei seiner Vertreibung aus Orlamünde Anstellung in Basel fand, so erlangte seine Lehre nicht bloß in der Schweiz, sondern auch in andern Gegenden, namentlich in den einflußreichen Reichsstädten Straßburg und Ulm geneigte Aufnahme.

In Oberalemannien hatte Zwingli schon vor Karlstadt ähnliche Gedanken über das Abendmahl gehegt, wie dieser, und solche nur verborgen gehalten; jetzt sprach er dieselben aber auch öffentlich aus. An ihn schloß sich ein anderer fähiger Mann an, Hausschein, der seinen Namen nach der Sitte der Zeit ins Griechische übersetzt hatte, und sich hiernach Oekolampadius hieß. Da zu beiden ausser Bodenstein auch die geachteten Gelehrten Kapito und Bucer in Straßburg sich hinneigten, so sollte die Meinungs-Verschiedenheit allmälig wichtiger werden, als man glauben mochte. Unbedingt zu Luther hielten alle seine Freunde und Kollegen in Wittenberg, so daß im Lager der reformatorischen Partei zwei verschiedene Nüancen sich gebildet hatten. Dr. Martin Luther gab sich unsägliche Mühe, die Abendmahls-Lehre von Karlstadt, Zwingli und Oekolampadius sogleich im Keime zu ersticken: er nannte dieselbe Schwärmerei, und ihre Anhänger die Rottengeister, er warnte insbesondre die Stadt Straßburg vor dieser Richtung, während sein Freund Bugenhagen wider Zwingli schrieb. Indessen erstickt konnte die abweichende Theorie nicht werden, sondern dieselbe erlangte vielmehr in der Schweiz entschieden das Übergewicht.

Um diese Zeit fand zugleich eine noch größere Ausbreitung der reformatorischen Richtung statt. Nicht bloß das churfürstlich-sächsische Haus, sondern auch der Landgraf Philipp von Hessen, der Markgraf Albrecht von Brandenburg, der Herzog Heinrich von Meklenburg, der Fürst von Anhalt, die braunschweig-lüneburgischen Herzöge zu Zelle und Grubenhagen und die Grafen von Mansfeld hatten das Lutherthum feierlich angenommen. Nach dem Beispiele des Markgrafen Albrecht traten in dessen Herzogthum

---

Es hat mir D. Andreas Carlstad ein Büchlein zugefertiget, darinnen er sich entschüldiget des fehrlichen vnd schweren Gerüchts, als solt er schüldig sein an dem Aufruhr, oder ein Heubt vnd Anreger der Auffrührischen gewesen, Vnd mich mit grossem ernst gebeten, das ich dasselbige wolte lassen durch den Druck ausgehen, zu rettunge seines Namens, Vnd auch, das er nicht so jemerlich vnuerhöret vnd vnüberzeuget verurtellet, vnd on verdienst vnd vrsach sein leibs vnd guts vnsicher sein müsste, Nachdem jtzt das geschrey gehet, als solt man mit viel armen Leuten zu geschwinde faren, Vnd aus lauter zorn dahin richten beide schüldige vnd vnschüldige, vnuerhörter vnd vnüberwundener Sache. Als ich denn wol besorge, das die zaghafftigen Tyrannen, die sich vorhin für einem rauschenden Blad fürchten, jtzt also küne worden sind, bis sie jren mutwillen volnbringen, das sie Gott auch zu seiner zeit stürtze zu Boden.

Wiewol aber D. Carlstad mein höchster Feind ist der Lere halben, Vnd drüber wir beide sehr hart an einander gesetzt haben, das keine hoffnung da ist blieben, einiges Vertrags oder ferner gemeinschafft. Doch weil er in seim Anligen vnd Anfechtunge sich solcher trewe zu mir versihet, mehr auch denn zu seinen Freunden, die jn auff mich gehetzt haben, Wil ich jn dieselbige Trewe bey mir finden lassen, so viel mir müglich ist, Vnd jm den Dienst vnd andere mehr gern erzeigen.

Preußen ſelbſt die beiden Biſchöfe zu derſelben Religion über. Unter ſolchen Umſtänden war die neue Lehre keine bloße Sekte mehr, ſondern ſchon ſtaatlich repräſentirt und ein beſonderes Glaubens-Bekenntniß mit allen Ausſichten auf Selbſtſtändigkeit. Der unternehmendſte und thatkräftigſte Mann unter den Fürſten der Lutheriſchen Partei war der Landgraf Philipp von Heſſen. Dieſer wollte das Evangelium nicht, wie der Reformator, bloß durch das Wort, ſondern bei allenfallſigen Angriffen von der gegneriſchen Seite auch durch das Schwert vertheidigen. Durch ſeine Bemühungen kam am 12. Juni 1526 zu Torgau ein Bund zwiſchen ihm und dem Churfürſten von Sachſen zu Stande, worin ſich beide zum wechſelſeitigen Beiſtand in der Vertheidigung ihres Glaubens verpflichteten. Auch die übrigen evangeliſchen Fürſten, nämlich der Markgraf Albrecht in Preußen, der Fürſt von Anhalt, die genannten Herzöge von Braunſchweig und Meklenburg, ſowie die Grafen von Mansfeld traten jenem Bunde bei. So hatte denn die reformatoriſche Richtung ſchon einen feſtern Zuſammenhang gewonnen.

Der Kaiſer war fortwährend von Deutſchland abweſend, inzwiſchen aber bei Pavia über ſeinen Widerſacher Franz von Frankreich ſiegreich geworden. Da bereits auf das Frühjahr 1526 ein Reichstag nach Speier ausgeſchrieben worden war, ſo hofften die katholiſchen Fürſten in Deutſchland, daß das Reichsoberhaupt in ſeiner gegenwärtigen Macht ernſtliche Maaßregeln zur Ausrottung der Ketzerei ergreifen und ſelbſt in Speier erſcheinen werde. Karl V. wurde jedoch durch ſeine Angelegenheiten im Ausland zurückgehalten, und der Reichstag nur durch Bevollmächtigte eröffnet. Während der Verhandlungen traf ein Schreiben des Kaiſers ein, welches die Anhänger der päpſtlichen Partei mit großen Hoffnungen erfüllte. Es war nämlich darin bemerkt, daß das Reichsoberhaupt bald nach Deutſchland zu kommen, und „in die lutheriſchen Sachen und Irthum auf eine Weiſe zu ſehen gedenke, daß der Allmächtige durch den heiligen Glauben geprieſen werde.“ Dieſe Drohung blieb jedoch für den Augenblick ohne Wirkung; ja die Verhandlungen nahmen am Ende für die Evangeliſchen entſchieden eine günſtige Wendung.

In der Lage des Kaiſers war nämlich plötzlich eine Veränderung vorgegangen, indem der Papſt und die Venetianer mit dem franzöſiſchen König ein Bündniß geſchloſſen hatten. Zugleich wurde Ungarn von den Türken ſo hart bedrängt, daß man auch für Deutſchland Gefahren befürchtete. Unter ſolchen Umſtänden trugen die katholiſchen Fürſten auf dem Reichstag in Speier mit Recht Bedenken, die evangeliſchen Stände zu reizen, da die äuſſeren Gefahren noch durch einen Bürgerkrieg im Innern vermehrt werden konnten. In Folge der Mäßigung und wohlwollenden Vermittlung des Erzherzogs Ferdinand fand wirklich eine vorläufige Übereinkunft ſtatt, welche den Lutheriſchen ſehr vortheilhaft war. Es wurde nämlich nicht nur beſchloſſen, daß der Religionsſtreit auf einem allgemeinen National-Koncilium Deutſchlands verhandelt werden ſolle, wie der Reformator immer verlangt hatte, ſondern auch, daß inzwiſchen das Edikt von Worms ſo gehandhabt werden möge, als man es gegen Gott und den Kaiſer zu verantworten ſich getraue. Die Evangeliſchen erblickten hierin eine thatſächliche Auflöſung des Verbots der Lutheriſchen Lehre, und erlangten nun Zeit und Gelegenheit zur Befeſtigung wie Ausbreitung ihres Glaubens [5]).

[5]) Sleidan Lib. VI. Cum enim superioris anni seditionem, ex religionis atque doctrinae dissidio, magna ex parte natam, et eodem ex fonte manare quicquid hodie sit turbarum, multi judicarent, mature videbant occurendum esse. Demulsis ergo quorundam animis atque placatis ita demum fuit decretum, ad constituendam religionis formam et retinendam tranquillitatem opus esse legitimo, vel Germaniae, vel publico totius orbis concilio, cujus intra annum fiat initium: et ne qua mora vel impedimentum interveniat, legationem esse mittendam ad Caesarem, oratum, ut miserum et tumultuosum imperii statum respiciat, et quamprimum in Germaniam accedat, et concilium procuret.

Man verſäumte nicht, beide auf das beſte zu benützen. Landgraf Philipp von Heſſen ließ noch im Jahre 1526 eine evangeliſche Kirchen-Ordnung in ſeinem ganzen Lande einführen, und im folgenden Jahr 1527 eine neue Hochſchule zu Marburg mit reformatoriſcher Richtung eröffnen. Seinem Beiſpiel folgte der Kurfürſt von Sachſen, indem 1527 durch eine allgemeine Kirchen-Viſitation in ſeinem ganzen Lande Einheit des Kultus nach Lutheriſchen Vorſchriften eingeführt wurde. In Franken wurde dieſelbe Kirchen-Ordnung von der Reichsſtadt Nürnberg und dem Markgrafen von Ansbach-Baireuth, in Braunſchweig und Hamburg hingegen von dem Rathe nach der Anleitung Bugenhagens, des Freundes von Luther, zu Stande gebracht. Während ſo die evangeliſche Richtung im Innern durch einheitliche Organiſation erſtarkte, griff ſie auch äuſſerlich immer weiter um ſich: denn im Jahre 1527 trat Schweden der Reformation bei, ſowie gleichzeitig der König von Dänemark den Evangeliſchen neben der entgegengeſetzten Kirche den Staatsſchutz verlieh.

In den katholiſchen Ländern ſuchte man freilich die Ausbreitung der neuen Lehre durch ſtrenge Strafen zu verhindern. So wurden Leonhard Kaiſer in Paſſau und Georg Wagner in München verbrannt, und vielfältige andere Verfolgungen ergaben ſich in mehrerern Gegenden [6]). Allein alle dieſe blutigen Mittel dienten eher zur Stärkung, als zur Schwächung des evangeliſchen Glaubens. Dr. Martin Luther beſchrieb namentlich den Märtyrer-Tod Leonhard Kaiſers auf eine ſo ergreifende Weiſe, daß die Begeiſterung unter ſeinen Anhängern bedeutend geſteigert wurde [7]).

Auſſer den Verfolgungen im Einzelnen fielen von den Religionsparteien in den nächſten Jahren nach dem Reichstag in Speier (1526) keine Schritte von Bedeutung vor; allein 1528 traten plötzlich Erſcheinungen ein, welche den nahe bevorſtehenden Ausbruch eines Religionskrieges in Deutſchland anzukündigen ſchienen. Der entſchloſſene Landgraf Philipp von Heſſen begann nämlich auf ein Mal nachdrücklich zu

---

6) Namentlich in Köln, wo ebenfalls mehrere Anhänger der Reformation verbrannt wurden. Sleidan Lib. VI: Captivi per id tempus tenebantur Coloniae Agrippinae, Petrus Flistedius, Adolphus Clarebachus, homines literati, quod de coena Domini, deque caeteris dogmatibus diversum a Pontificiis sentirent. Senatus ejus urbis habet jus, ut in carcerem ducat quos oportet: vitae autem necisque potestatem solus habet Archiepiscopus. Ac fieri potest, ut quos capitis damnavit Senatus, Archiepiscopi praetor absolvat. Illi vero per sesquiannum et amplius eo, custodia detenti, nunc demum ab utrisque damnati fuerunt, et exusti, magno cum gemito plurimorum et commiseratione.

7) Luther ſetzte dem Märtyrer folgendes ſchöne Denkmal:

„Chriſtus unſer lieber HErr verleihe, daß wir dieſes lieben ſeligen Leonhards Nachfolger werden. Er heißet nicht allein König, ſondern billig Kaiſer, und führet ſolchen Namen mit allen Ehren; denn er hat den überwunden, des Gewalt ſo groß iſt, daß ihr keine auf Erden mag verglichen werden.

Zudem iſt er nicht allein ein Prieſter, ſondern ein rechter Biſchof, ja Papſt; indem er ſeinen Leib ſo dahin geopfert hat zum Opfer, das da Gott wohlgefällig, lebendig und heilig geweſen iſt.

Alſo heißt er auch recht und billig Leonhard, das iſt Löwenhard; denn er hat ſich beweiſet als ein ſtarker, unerſchrocken Löwe. Seine beiden Namen ſind zuvor von Gott verſehen; er iſt der erſte, ſo den Namen ſeines Geſchlechts erfüllet und beſtätiget hat.“

Ergreifend iſt aber vollends eine andere Stelle, wo Luther klagt, daß er ſelbſt nicht für ſeine Lehre zu leiden habe, vielmehr andere für ihn büßen müßten:

„Ah ich elender Menſch, wie gar ungleich bin ich dem lieben Herrn Leonhard Keiſer, mehr thue ich nicht, denn daß ich das Wort lehre, predige, mit viel Worten davon rede und ſchreibe, Er aber hat ſich beweiſet als ein rechter gewaltiger Thäter desſelbigen Worts.

Ah daß mich Gott werth achte, daß dieſes Leonhards Geiſt nicht zwiefältig bei mir wäre, ſondern nur die Hälfte den Satan zu überwinden, ſo wollt ich willig und gern dieß Leben laſſen.“

rüſten, und als er über die Urſache zur Rede geſtellt wurde, erklärte er nach verſchiedenen ausweichenden Antworten am Ende gegen den Herzog Georg von Sachſen, daß er zur Vertheidigung wider ein Bündniß der katholiſchen Fürſten ſich rüſte, welches unter Leitung des Erzherzogs Ferdinand zu Breslau geſchloſſen worden ſei. Philipp hatte die Nachricht von einem Rathe des Herzogs Georg, dem Otto von Pack, erhalten, und legte ſogar eine Abſchrift des Bundes-Vertrags vor. Nach dieſer waren die Mitglieder der Einigung auſſer dem Erzherzog Ferdinand, des Kaiſers Bruder, die Kurfürſten von Mainz und Brandenburg, die Herzöge von Baiern, der Erzbiſchof von Salzburg, die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg, endlich der Herzog Georg von Sachſen ſelbſt. Alle dieſe Fürſten läugneten freilich den geheimen Bund auf das entſchiedenſte, und Philipp konnte auch eine Original-Beweis-Urkunde nicht beibringen; allein der Landgraf beharrte auf ſeinen Rüſtungen. Endlich ward die Gährung dadurch beſchwichtiget, daß der Kurfürſt von Mainz, ſowie die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg dem Fürſten von Heſſen für ſeine aufgewendeten Kriegskoſten eine Entſchädigung bezahlten. Otto von Pack erlitt übrigens ein trauriges Schickſal. Der Landgraf Philipp, zu welchem er ſich begeben hatte, wollte oder konnte ihn nicht genügend ſchützen; ja Pack wurde ſogar ausgeliefert, und nun zur Nachweiſung ſeiner Behauptungen angehalten. Da ihm dieſelbe nicht gelang, ſo wurde er zur Flucht genöthiget, nach langem Umherirren aber ergriffen, und in Antwerpen enthauptet [8]).

Inzwiſchen hatte aber der Kaiſer in Italien von Neuem das Übergewicht gewonnen, und er ſchien nun wirklich den Entſchluß gefaßt zu haben, gegen die Lutheriſche Partei Ernſt zu gebrauchen. Es war nämlich am 15. März 1529 ein neuer Reichstag in Speier eröffnet worden, und ſowohl die Einleitungen dazu, als die Verhandlungen ſelbſt verriethen feindſelige Abſichten der katholiſchen Partei gegen die evangeliſche. Während ſchon die Anträge des Kaiſers der letztern mißliebig waren, kam noch überdieß auf der Reichsverſammlung durch Stimmen-Mehrheit ein Beſchluß zu Stande, wodurch der weitern Ausbreitung der evangeliſchen Lehre ein Ziel geſetzt werdn ſollte [9]). Da hierin halb und halb ein Verbot der Reformation erblickt wurde, ſo legten die evangeliſchen Stände am 19. April 1529 eine feierliche Einſprache ein. Dieſelbe wurde erhoben von dem Churfürſten von Sachſen, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, den Herzögen Ernſt und Franz von Lüneburg, dem Landgrafen Philipp von Heſſen, dem Fürſten von Anhalt, den freien Reichsſtädten Straßburg, Nürnberg, Ulm, Konſtanz, Reutlingen, Winsheim,

---

[8]) Sleidan Lib. VI: Cum deinde ad certum diem legati principum, ad quos ea criminatio pertinebat, convenissent, Paccius, quem Lantgravius ibi sistebat, falsi fuit convictus: et dimissus tandem a Lantgravio, cum annis aliquot apud exteros oberrasset, Antverpiae poenam capitis luit.

[9]) Nachdem — derſelbige Artikel bei vielen in größern Mißverſtand und zu Entſchuldigung allerlei erſchrecklichen neuen Lehren und Sekten ſeithero gezogen und ausgelegt hat werden wollen, damit dann ſolches abgeſchnitten, und weiterm Abfall, Unfried, Zwietracht und Unrath vorkommen werde: ſo haben wir uns — entſchloſſen, daß diejenige, ſo bei obgedachtem Kaiſ. Edikt (von Worms) bis anhero blieben, nun hinfüro auch bei demſelben Edikt bis zu dem künftigen Concilio verharren, und ihre Unterthanen darzu halten ſollen und wollen. Und aber bei den andern Ständen, bei denen die andere Lehre entſtanden, und zum Theil ohne merklichen Aufruhr, Beſchwerd und Gefährde nicht abgewendt werden mögen: ſo ſoll hinfüro alle Neuerung bis zu künftigem Concilio, ſo viel möglich und menſchlich, verhütet werden. Und ſonderlich ſoll etlicher Lehre und Sekten, ſo viel die dem hochwürdigen Sakrament des wahren Fronleichnams und Bluts unſers Herrn Jeſu Chriſti entgegen, bei den Ständen des heil. Reichs deutſcher Nation nicht angenommen, noch hinfüro zu predigen geſtattet oder zugelaſſen: desgleichen ſollen die Ämter der heil. Meß nicht abgethan, auch niemand an den Orten, da die andere Lehre entſtanden und gehalten wird, die Meß zu hören verboten, verhindert, noch dazu oder davon gedrungen werden.

Memmingen, Lindau, Kempten, Heilbronn, Isny, Weiſſenburg, Nördlingen und St. Gallen. Man nannte ſolche feierliche Einſprache die **Proteſtation**, und ſeitdem erhielt die evangeliſche Partei im In- und Ausland den Namen der **Proteſtanten**. Auf die Einſprache oder Proteſtation folgte am 22. April 1529 eine feierliche Berufung an den Kaiſer und ein allgemeines National-Konzilium Deutſchlands [10]).

Faſt gleichzeitig hatte Karl V. mit dem Papſte ſich vertragen (29. Juni 1529), und einige Monate ſpäter (5. Auguſt 1529) ſeinen Frieden mit dem König von Frankreich zu Cambrai geſchloſſen [11]). Trübe Ahnungen ſtiegen nun in der evangeliſchen Partei auf, und jetzt äuſſerte ſich die Gefahr, welche derſelben aus ihrer innern Spaltung des Abendmahlſtreites erwachſen mußte.

Der Kaiſer hatte nämlich den Geſandten der Evangeliſchen, welche ihm die Proteſtation zu Speier vom 19. April und die Berufung vom 22. April 1529 nach Italien überbrachte, zu Piacenza auf keine erfreuliche Weiſe empfangen. Er billigte vielmehr das Dekret der Reichsverſammlung, worüber die Lutheriſchen ſich beſchwerten, vollkommen, und bemerkte ſogar, daß daſſelbe den Zweck habe: hinführo keine Sekte oder Abweichung vom katholiſchen Glauben in Deutſchland zu dulden. Damit war die Erklärung verbunden, daß verfaſſungsmäßig die Minderheit eines Reichstags den Beſchlüſſen der Mehrheit ſich unterwerfen, und ſie befolgen müſſe: die Proteſtanten hätten daher dem Beſchluß von Speier unweigerlich Gehorſam zu leiſten, oder ſtrenge Maaßregeln zu gewärtigen [12]).

---

[10]) Huic decreto sese opponunt Elector Saxoniae, Georgius Brandeburgicus, Ernestus et Franciscus Luneburgici, Lantgravius, Anhaldius: et Aprilis die XIX. palam cur non assentiantur, de scripto recitant. Et primo quidem superioris conventus decretum repetunt, quo sua cuique religio permittitur adusque concilium: ab eo minime discedendum, neque esse violanda, quae tunc pacis retinendae causa, post multam deliberationem pacta fuerunt, et signis atque jure jurando confirmata.

Quae cum ita sint, non se assentiri huic ipsorum decreto, suique facti rationem esse reddituros et palam omnibus, et ipsi quoque Caesari: ac inter ea, dum inchoetur aut publicum totius orbis, aut provinciae Germaniae concilium, nihil se factoros quod jure possit improbari. Quod insuper de colenda pace, de non intervertendis aliorum bonis, de Anabaptistis, deque typographis decretum sit, in eo quoque se, quid sui sit officii, non ignorare. Huic Principum protestationi, communicato consilio, primi nominis civitates aliquot sese conjugunt, Argentina, Noriberga, Ulma, Constantia, Rutelinga, Vuinssemium, Memminga, Lindavia, Campodunum, Hallbrunum, Isna, Vuisseburgum, Norlinga, Sangallum. *Et haec quidem est origo nominis Protestantium, quod non solum in Germania, sed apud exteras quoque gentes pervulgatum est atque celebre.* Ferdinandus excesserat jam e concilio Principum ante quam hi *protestarentur*, tametsi, ut paululum modo differret, a Saxone fuerat rogatus atque sociis. Post, appellationis quoque formulam *Protestantes* concipiunt et edunt, in eaque rem omnem ordine commemorant, ac demum ab omni actione Spirensi et decreto ibi facto provocant ad Caesarem, ad futurum generale vel Germanicae nationis legitimum concilium: ad omneis denique non suspectos judices, ac simul legationem ad Caesarem decernunt. [Sleidan lib. VI.]

[11]) Itaque Cameraci, oppido Belgicae, conveniunt Margarita, Caesaris amita, et regis mater Aloisia, multique alii proceres: ac in his, cardinalis Episcopus Leodiensis, Erardus Marchianus: et pacem Augusto mense faciunt, et illud ante triennium in Hispania factum de Lutheranis decretum, ut supra docuimus, repetunt, ac denuo confirmant. [Sleidan Lib. VI.]

[12]) Sleidan Lib. VII: De actione tota Spirensi, deque decreto facto, per fratrem Ferdinandum regem, ejusque collegas ante se cognovisse, quam ipsi advenerint: et dissidium hoc, quod multis incommodis atque malis occasionem praebeat. vehementer sibi dolere. *Decretum illud eo factum esse, nequid deinceps innovetur, nec ulli sectae sit in posterum locus*, cujusmodi jam invectae sint complures et admodum tetrae: deinde, ut pax et concordia per Imperium statuatur.

Als die Botschaft über diese Äusserung Karls V. nach Deutschland gelangte, war es wieder der thatkräftige Landgraf Philipp von Hessen, welcher Schutz-Maaßregeln wider den drohenden Sturm vorzubereiten suchte. Er stellte allen evangelischen Fürsten und Städten vor, daß zu ihrer Rettung nunmehr ein allgemeines Schutz- und Trutz-Bündniß derselben nothwendig sei; allein nun zeigten sich die Schmerzen des innern Zwiespaltes in der reformatorischen Partei. Luther wollte nämlich von einem Bündniß mit den Anhängern Zwinglis oder den Sakramentinern, wie man sie hieß, durchaus nichts wissen [13]). Vergebens stellte man ihm vor, daß beide evangelische Richtungen ja nur in einer Frage von einander abweichen, in allen andern dagegen übereinstimmen, sohin nothwendig gegen die Päpstlichen zusammen halten müßten. Er behauptete, schon die einzige Abweichung der Abendmahlslehre sei ein nur zu großer Grund, mit den Zwinglischen nichts gemein zu haben. In der That waren jetzt auch alle Bemühungen des Landgrafen vergeblich, die Protestanten zu gemeinsamen Vertheidigungs-Maaßregeln zu bewegen. Bei einer solchen dringenden Gefahr machte Philipp von Hessen die größten Anstrengungen, um über die Abendmahls-Lehre eine gütliche Einigung zwischen Luther und Zwingli zu vermitteln, und brachte zu dem Ende eine Unterredung beider Reformatoren zu Marburg in Vorschlag. Dr. Martin willigte zwar in die Zusammenkunft; allein er erklärte im Voraus, daß er nicht im mindesten nachzugeben gedenke [14]). Unter diesen Umständen hatte er freilich recht, wenn er sich von dem Zwiegespräch geringen Erfolg versprach, ja sogar eine Vermehrung der wechselseitigen Erbitterung befürchtete [15]).

Um jedoch durch unbedingte Zurückweisung des Sühne-Versuchs keinen Anstoß zu geben, reiste Luther in Begleitung seiner Freunde Melanchthon und Jonas im Jahre 1529 wirklich nach Marburg ab. Zwingli erschien mit Oekolampadius, und ausserdem hatten sich Martin Bucer von Straßburg, Andreas Osiander, Johann Brentz, Stephan Agricola und Kaspar Hedio eingefunden. Die Unterredung ward am 1. Oktober 1529 eröffnet, und der Landgraf Philipp hatte aus Klugheit die Vorsorge getroffen, daß die beiden Reformatoren nicht selbst einander gegenüber gestellt würden, vielmehr Luther mit Oekolampadius, und Zwingli mit Melanchthon sich bespreche. Selbst diese Vorsicht half jedoch nichts. Luther hatte die Worte: „das ist mein Leib“ vor sich hingeschrieben, und auf alle Gründe antwortete er immer: ist, ist! Da also ein Vergleich hierüber unmöglich war, vereinigte man sich nur in den übrigen von dem Papstthum abweichenden Lehrsätzen der gesammten reformatorischen Richtung. Es wurden hierüber 15 Artikel

---

Quia moribus receptum sit, ut quod major pars ordinum Imperii sancivit, ne paucis quibusdam hoc rescindere liceat: ideo se datis literis ad Saxonem atque socios, mandasse, ut decretum factum habeant ratum, neque contra faciant: sed obtemperent, pro ea fide, qua sibi devincti sint et Imperio. *Nam alioqui fore, ut authoritatis et exempli causa severe in ipsos animadvertat.*

13) Luther schrieb an den Churfürsten Johann von Sachsen: „denn wir sie (die Zwinglischen, nicht konnen im Bund haben, wir mußten solche Ketzerei mit helffen stärken und vertheidingen, und wenn sie vertheidingt wurden, sollten sie wohl ärger werden, denn vorhin.“

14) Das Schreiben Luthers an den Landgrafen steht in der Jenenser Ausgabe, Th. IV, fol. 465 in tergo. Es heißt dort: „Denn ich weiß das wol, daß ich ihnen schlecht nicht weichen werde, kann auch nicht, weil ich so ganz für mich gewiß bin, daß sie irren, dazu selbst ungewiß sind ihrer Meinung; denn ich alle ihren Grund in dieser Sachen gnugsam erfahren habe, so haben sie meinen Grund auch wol gesehen.

15) Ebendaselbst. Ich will E. F. G. eben so mehr bei Zeit dürre heraus sagen, was ich denke. Aber da bitte ich für, gnädiger Fürst und Herr, daß E. F. G. wollten gnädiglich bedenken, oder auch erforschen, ob jenes Theil auch geneigt wäre etwas zu weichen von ihrer Meinung, damit endlich Uebel nicht ärger werde, und eben das Widerspiel dessen gerathe, das jetzt E. F. G. so herzlich und ernstlich sucht. Denn was hülffs zusammen kommen und unterreden, so beider Theil mit Fürsatz kömmt, nichts überall zu weichen.

festgestellt, welche Luther schriftlich verabfaßte. Wiewohl man in der Frage des Abendmahls sich nicht vergleichen konnte, versprachen doch beide Theile, im Übrigen wechselseitig Friede und Freundschaft zu halten [16]).

Sogar die von Luther verabfaßten Marburger Sätze waren aber den sächsischen Protestanten nicht strenge genug, und es wurden auf Befehl des Churfürsten in Schwabach neue Artikel niedergeschrieben. Da man die Annahme derselben für die Bedingung eines gemeinsamen Bündnisses und Zusammenwirkens machte, so trennten sich die Städte, welche zu der Lehre Zwinglis sich hinneigten, sogleich von den Lutheranern. Nicht einmal unter den letztern selbst konnte über vorzukehrende Vertheidigungs-Maaßregeln ein Beschluß zu Stande gebracht werden, und so schien denn die reformatorische Richtung durch den unseligen Abendmahlsstreit dem gewissen Untergang nahe zu stehen.

Achtzehntes Hauptstück.

Der Reichstag in Augsburg vom Jahr 1530.

Während Deutschland geistig so aufgeregt war, herrschte in staatlicher Beziehung eine Erschlaffung, welche fast die Auflösung der Nation anzukündigen drohte. Man kannte das gefährliche Übergewicht der Türken: es wurde fortwährend von der Nothwendigkeit der Sicherung des Reichs an seinen östlichen Grenzen gesprochen; allein es blieb nur bei den schönen Redensarten, und that durchaus nichts. Daher kam es nun, daß die Osmanen, unter ihrem unternehmenden Sultan Solymann, ungehindert in Deutschland einfallen, und selbst bis Wien vordringen konnten. Im Jahre 1529 wurde diese Stadt wirklich von den Türken eingeschlossen, um durch eine förmliche Belagerung zur Übergabe genöthiget zu werden. Der Kaiser konnte keine Hülfe bieten, da er immer noch in Italien verweilte, und die Reichsstände sahen der Berennung einer deutschen Stadt durch den auswärtigen Feind im Ganzen unthätig zu. Erzherzog Ferdinand, welcher inzwischen die Königskrone von Böhmen und Ungarn erlangt hatte, befand sich ebenfalls in schlimmem Vertheidigungs-Zustand, und konnte nur eine geringe Besatzung nach Wien werfen. Zum Glück vertheidigten sich die Bürger mit äusserstem Heldenmuth, und da der Pfalzgraf Philipp mit einer kleinen Schaar die Besatzung verstärkt hatte, so wurde Solymann genöthiget, die Belagerung, wegen mangelnder Hoffnung auf Erfolg, wieder aufzuheben.

Unterdessen war Karl V. in Bologna von dem Papst als Kaiser gekrönt worden, und beschloß nun, den Reichs-Angelegenheiten mit Ernst sich zu widmen. Deßhalb schrieb er von Bologna aus einen feier-

16) Der fünfzehnte Artikel lautete also: „Und wiewol aber wir uns (ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich im Brot und Wein sei) diese Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Theil gegen dem andern christliche Lieb, so ferne jedes Gewissen immer mehr leiden kann, erzeigen, und beide Theil Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist in dem rechten Verstand bestätigen wolle. Amen. [L. W. Jen. Ausg. fol. 470.]

lichen Reichstag für das folgende Jahr 1350 nach Augsburg aus [1]). Als Hauptzweck desselben war freilich der nothwendige Türkenkrieg angeführt; allein im Geheimen dachte man doch mehr an die endliche Beilegung der religiösen Wirren. Das Ausschreiben des Kaisers war in dieser Beziehung sehr versöhnlich verabfaßt, denn er erklärte: „daß er eines jeden Gutdünken in Liebe und Gütigkeit hören, und die unterschiedenen Meinungen zu einer einigen christlichen Wahrheit zu bringen und zu vergleichen bemüht sein wolle.“ —

Zur bestimmten Zeit fanden sich die Reichsstände sehr zahlreich in Augsburg ein. Da man von beiden Religions-Parteien eine endliche, gründliche Erörterung der Streitfragen voraussah, so sorgten dieselben für tüchtige theologische Beistände. Auf katholischer Seite standen Johann Eck, Johann Faber, Konrad Wimpina und Johann Cochläus, während der Churfürst in Sachsen von Philipp Melanchthon, Justus Jonas, Georg Spalatin und Johann Agrikola umgeben war. Dr. Martin Luther selbst konnte in Augsburg nicht wohl erscheinen, weil er seit dem Wormser Reichstag noch in der Acht lag. Um jedoch zur schleunigern Raths-Ertheilung den Verhandlungen näher zu sein, nahm der Reformator während derselben seinen Aufenthalt in Koburg, der letzten sächsischen Stadt [2]). Schon vor der Eröffnung des Reichstags hatte übrigens der Churfürst Johann ein Gutachten seiner Theologen über ein vorzulegendes Glaubens-Bekenntniß eingeholt, welches unter dem Namen der Torgauer Artikel bekannt ist. Dieses wurde von protestantischer Seite den Verhandlungen auf der Reichsversammlung zum Grund gelegt.

Der Churfürst Johann von Sachsen traf mit seinen gelehrten Räthen am 2. Mai 1530 in Augsburg ein. Auch die andern Landesherren hatten sich größtentheils schon eingefunden, den Kaiser zu erwarten, und einzelne von ihnen reisten diesem entgegen. Da es gerade die größten Widersacher der Reformation waren, auch ein Übereinkommen des Reichsoberhaupts und des Papstes zur Unterdrückung der Evangelischen vermuthet wurde, so hegten die letztern ängstliche Besorgnisse. Endlich gelangte am Abend vor dem Frohnleichnamsfest die Botschaft an, daß Karl V. der freien Stadt Augsburg sich nähere, und sofort wurden Anstalten getroffen, denselben mit Glanz zu empfangen.

Die Churfürsten und Fürsten des Reichs begaben sich am 13. Juni Nachmittags zu Pferde, um dem Kaiser entgegen zu reiten. An der Lechbrücke fand das Zusammentreffen statt, und der hohe Ankömmling ward von dem Erzbischof zu Mainz, als des Reiches Erzkanzler ehrerbietig bewillkommt. Jetzt ordnete sich der Zug zur feierlichen Einführung des Reichsoberhaupts in seine freie Stadt Augsburg. Voran ritt der sächsische Kurprinz, Herzog Johann Friedrich von Sachsen, mit den Rittern und Reisigen des Churfürsten von Sachsen, als des Reiches Erzmarschall; dann folgten die Gesandten des Churfürsten und Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein mit dem kriegerischen Zug und hierauf der reisige Zeug oder die gewappneten Ritter, Knappen und Knechte des Churfürsten Joachims von Brandenburg, sowie der Erzbischöfe von Köln, Trier und Mainz: alsdann der König von Boheim mit glänzendem Hofstaat, und endlich das Reichsoberhaupt selbst, gefolgt von seinen stattlichen Hartschieren. Den Zug schlossen die Herzöge von Baiern, der Landgraf zu Hessen, der Markgraf Joachim der Jüngere von Brandenburg, Herzog Friedrich

---

[1]) Sleidan Lib. VII. Caesar interea, qui Novembris die quinto Bononiam venerat, Januarii die XXI. dimissis in Germaniam literis, conventum indicit omnium ordinum Augustae, ad diem octavum Aprilis, religionis potissimu et Turcici belli causa.

[2]) Hoc durante comitio, Lutherus erat Coburgi, ad Franconiae fines, mandatu sui Principis, ut tanto vicinior esset Augustae, si qua forte res ipsius consilium postularet.

von Sachsen, Heinrich von Braunschweig, Albrecht von Meklenburg, Ernst von Lüneburg, die Fürsten von Anhalt-Dessau, der Herzog von der Liegnitz, Landgraf von Leuchtenberg, Markgraf Georg von Brandenburg und Herzog Georg von Sachsen.

Gleichsam wie vor dem Erlöschen hatte sich die Herrlichkeit des deutschen Reichs auf dem großen Tage zu Augsburg noch ein Mal im vollen Glanze gezeigt.

Der Churfürst Johann von Sachsen trug dem Kaiser das Schwert vor: zur Rechten befand sich ein Gesandter des Pfalzgrafen bei Rhein und zur Linken der Churfürst von Brandenburg.

Unter dem Thor der freien Reichsstadt hielt der Abt von St. Ulrich mit einem Thronhimmel. Als Karl V. unter denselben sich begeben hatte, nahmen die Erzbischöfe von Mainz und Köln bei den vordern Stäben des Thronhimmels die Ehrenplätze zur Rechten und Linken des Kaisers, der König von Boheim und der päpstliche Legat hingegen jene bei den hintern Stäben ein. Seiner Majestät freie Stadt Augsburg empfing ihr Oberhaupt mit 200 wohlgerüsteten Pferden und 2000 wohlgewappneten Knechten, welche an die Züge der Fürsten sich anschlossen.

Karl V. hatte den bestimmten Vorsatz gefaßt, die katholische Religion wider die Neuerung Dr. Martin Luthers mit Nachdruck zu vertheidigen: es sollte zu dem Ende im Nothfall auch Vorkehrung von Waffengewalt nicht gescheut werden, indessen vorher wollte man sehr eifrig den Weg der Güte versuchen. Dieser Politik gemäß, stellte der Kaiser sogleich bei seiner Ankunft in Augsburg das Ansinnen an die evangelischen Fürsten, das Predigen nach ihrem Glaubens-Bekenntniß zu untersagen. Die protestantischen Reichsstände beriethen sich in einer besondern Versammlung über den Antrag ihres Oberhaupts, beschlossen aber einmüthig, denselben abzulehnen. Markgraf Georg von Brandenburg ward beauftragt, diesen Beschluß dem Kaiser vorzutragen. Als letzterer auf seinem Ansinnen beharrte, erklärte Markgraf Georg mit großem Nachdruck:

„Ehe ich wollte meinen Gott und sein Evangelium verläugnen, eher wollt ich hie für Ewer Majestät niederknieen, und mir lassen den Kopf abhauen!"

„Nit köpff ab, nit köpff ab!", lautete die Erwiederung des fünften Karls [3]). Zugleich ward ein Ausweg in der Art ermittelt, daß beiden Religions-Parteien das Predigen verboten wurde, und der Kaiser selbst die Ernennung unparteiischer Prediger sich vorbehielt. Am andern Tag ließ das Reichsoberhaupt die evangelischen Fürsten einladen, an der Frohnleichnams-Prozession Theil zu nehmen; allein so eindringlich auch seine Zusprache war, so blieben die protestantischen Stände gleichwohl bei ihrer Weigerung, und hielten sich wirklich von der Feierlichkeit entfernt.

Die Hauptschriften über die neue Religionslehre gingen bis jetzt meistens von Luther aus, und waren nach seiner gewöhnlichen kühnen, nachdruckvollen und selbst heftigen Weise verabfaßt. Philipp Melanchthon hielt es jedoch nicht für rathsam, bei den bevorstehenden Verhandlungen der Sprache des Reformators sich zu bedienen, sondern er wollte leiser und gelinder auftreten. Man legte von evangelischer Seite ein großes Gewicht darauf, bei dem gegenwärtigen feierlichen Reichstag zum ersten Mal ein wohlgeordnetes, klares und vollständiges Glaubens-Bekenntniß der reformatorischen Richtung abzulegen, und die Vorläufer davon waren schon die Schwabacher, sowie die Torgauer Artikel. Um nun dasselbe in ruhigen, mäßigen und gelinden Ausdrücken zu verabfassen, hatte Philipp Melanchthon, vor der Ankunft

[3]) Schrift aus Augsburg über den Reichstag (Luthers Werke, Jen. Ausg. Th. V, fol. 27).

des Kaisers, in Augsburg aus den Schwabacher und Torgauer Sätzen ein getreues Glaubens-Bekenntniß der Evangelischen zusammengestellt. Da man ohne die Genehmigung Luthers in einer so wichtigen Angelegenheit nichts thun wollte, so sandte der Churfürst von Sachsen die Arbeit Melanchthons an den Reformator nach Koburg, um sie zu prüfen, zu berichtigen oder zu ergänzen. Dr. Martin fand an dem Aufsatz seines Freundes nicht das Mindeste zu ändern; und billigte sogar die gelinden Ausdrücke desselben mit der Bemerkung, daß er selbst nicht so sanft zu schreiben vermöge [4]). Man war nun über das protestantische Glaubens-Bekenntniß einig, und dasselbe wurde nun im Namen des Churfürsten von Sachsen ausgefertiget. Melanchthon hatte sich der lateinischen Sprache bedient, weil er diese lieber schrieb, als die deutsche; nach dem Antrag der sämmtlichen evangelischen Fürsten und Städte wurde das Glaubens-Bekenntniß aber in die Muttersprache übergetragen und zugleich im Namen aller protestantischen Reichsstände gestellt.

Jetzt stellte man bei dem Kaiser den Antrag, die Konfession der Lutherischen Lehre in der Reichs-Versammlung entgegen zu nehmen und anzuhören. Karl V. bestimmte hierauf den 24. Juni 1530 zur Übergabe derselben; allein die Protestanten wollten ihr Glaubens-Bekenntniß nicht bloß schriftlich überreichen, sondern mündlich vor Kaiser und Reich feierlich vortragen. Nach verschiedenen Unterhandlungen ward die Bitte endlich gewährt, und die Feierlichkeit für den folgenden Tag festgesetzt. **Sonnabends den fünf und zwanzigsten Juni des Jahres 1530 wurde nun die evangelisch-lutherische Lehre in der Reichsversammlung vor dem Kaiser, den Fürsten und den Abgeordneten der freien Städte zum ersten Mal vollständig dargelegt.** In tiefer Stille hörte die glänzende Versammlung fast zwei Stunden lang das Ablesen der deutschen Original-Urkunde des Glaubens-Bekenntnisses an, und dieses erhielt hiernach fortan den Namen der **Augsburger Konfession** [5]). Alsdann wurde sowohl das deutsche Original, als auch ein lateinischer Text desselben dem Reichsoberhaupt übergeben. Karl V. nahm den letztern für sich, und ließ die deutsche Original-Urkunde dem Erzbischof von Mainz, als des Reiches Erzkanzler, zur Aufbewahrung zustellen. An die Protestanten erging übrigens der vorläufige Bescheid, daß der wichtige Gegenstand in reifliche Berathung gezogen werden soll.

---

[4]) Das Schreiben des Kurfürsten und die Antwort Luthers stehen in des letztern Werken, Jenens. Ausg. Th. V, fol. 22. In der Entgegnung des Reformators heißt es:

Ich hab M. Philipsen Apologia überlesen, die gefällt mir fast wol, und weiß nichts daran zu bessern, noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus unser HErr helfe, daß sie viel und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten, Amen.

[5]) Protestantium Augustana confessio. Posthaec, Saxoniae princeps elector, Georgius Brandeburgicus, Luneburgensis, Lantgravius, orant Caesarem, ut suae doctrinae confessionem, scripto comprehensam, audiat. Ille jubet exhiberi scriptam atque deponi. Rursus illi, quoniam ea res ad ipsorum existimationem, ad fortunas, ad sanguinem atque vitam et animae salutem pertineat, et quia secus ei forte delatum sit, quam res habeat, instant, et audiri postulant. Caesar, ut postridie domum suam veniant, jubet: sed scriptum sibi jam tradi petit. Illi denuo, quam possunt vehementissime urgent et obsecrant: neque putasse dicunt, hoc sibi denegatum iri, cum alios, multo se humiliores, in rebus etiam levioribus audiat. Cum autem ille proposito nihil mutaret, petunt ut scriptum sibi relinquat, donec sit recitatum. Eo permisso, veniunt altera die, atque ibi in coetu Principum et omnium ordinum, auscultante Caesare, recitant. Postea Latine atque Germanice conscriptum ei tradunt, et si quid in eo desideretur, explicationem deferunt: et si forte jam definiri causa non possit, non se recusare toties et promissum et decretum concilium demonstrant.

Die Haltung der evangelischen Stände war während des Vortrages ihres Glaubens-Bekenntnisses ernst und würdig. Voll Vertrauen auf die überwiegende Kraft ihrer Lehre, hegten sie die Hoffnung, daß der lebendige Vortrag derselben bei manchem ihrer Gegner nicht ohne Wirkung bleiben werde. Darum empfanden sie über die Bewilligung des Ablesens ihrer Konfession große Freude, und die Feierlichkeit selbst erhöhte ihr Selbstgefühl. Doch bald nahm die Lage der Dinge eine wesentlich andere Wendung. Karl V. ließ nämlich dem protestantischen Glaubensbekenntniß durch die katholischen Theologen eine Widerlegung entgegenstellen, und diese, die **Confutation** genannt, am 3. August 1530 ebenfalls in der Reichsversammlung ablesen. Nach geschehenem Vortrag schritt der Kaiser aber sogleich als Richter ein, und befahl den Evangelischen, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren. Alles sollte demnach erledigt, das Glaubensbekenntniß der Protestanten verworfen und die Confutation allein siegreich sein. Für den Fall des Ungehorsams kündigte das Reichsoberhaupt verschleiert sogar Maaßregeln der Strenge an. Die evangelischen Stände erbaten sich eine Abschrift der katholischen Widerlegung ihrer Konfession, und obwohl ihr Gesuch endlich bewilliget ward, so wollte der Kaiser doch von einem weitern Schriftenwechsel nichts wissen, sondern auf der Unterwerfung der Protestanten bestehen. Da hierdurch schon die Gefahr eines Religionskrieges entstand, so erlangten verschiedene katholische Fürsten von friedlicher Gesinnung von Karl V. endlich die Zustimmung zu einem Versuch gütlicher Unterhandlungen. Bevor dieselben in Gang kamen, verließ jedoch der Landgraf von Hessen eigenmächtig den Reichstag. Dieser Schritt erregte eine solche Bestürzung, daß der Kaiser die Thore von Augsburg schließen ließ. Durch die Erklärung der übrigen evangelischen Stände, daß sie um die Abreise des Landgrafen nicht gewußt haben, auch Augsburg ohne Erlaubniß des Reichsoberhaupts nicht verlassen wollten, wurde die Ruhe wiederhergestellt, und die Unterhandlung zwischen beiden Religionsparteien wirklich eröffnet; doch jetzt bemächtigte sich eines Theiles der Protestanten die größte Muthlosigkeit.

Zur Leitung des Sühne-Versuchs war von katholischer Seite ein Ausschuß ernannt worden, welcher seine Arbeiten am 16. August 1530 begann. Die katholischen Theologen, Cochläus, Eck und Wimpina, pflogen mit den protestantischen Melanchthon, Brenz und Schnepf gelehrte Erörterungen, und man schien sich in der That über verschiedene Sätze vereinigen zu können. Wimpina und seine Kollegen waren aber in der Politik dem gutmüthigen Melanchthon überlegen, und da letzterer bei seiner Furchtsamkeit gar zu gerne einen Vergleich erzielt hätte, so ließ er sich etwas viel gefallen. Nicht genug, daß er die Bischöfe mit ziemlicher Macht beibehalten wollte und verschiedene Gebräuche der Kirche nach der alten Art wieder herzustellen versprach, so gestattete er auch bei den Fundamental-Glaubenssätzen eine Fassung derselben, welche sophistischer Auslegung einen weiten Spielraum eröffnete und die Protestanten gänzlich der römischen Kurie unterordnen konnte. Unter einem großen Theil der evangelischen Partei entstand daher eine heftige Unzufriedenheit mit Melanchthon. Dadurch verlor dieser vollends den Kopf und ward bis zum Erbarmen verzagt. Seine Aengstlichkeit theilte sich andern mit, und die evangelische Partei bot allmälig einen sehr traurigen Anblick dar.

Jetzt zeigte sich indessen wieder, welchen Fels sie zur Grundlage hatte, welche wunderbare Stärke ihr großer Führer, Dr. **Martin Luther**, besaß. Immer in den Gefahren hob sich die begeisternde Glut und die überwältigende Kraft des Reformators am meisten, und so war dieß denn auch während der gegenwärtigen Bedrängnisse der Fall. Luther sah, wie immer, sogleich scharf und klar: er wußte, daß ein Vergleich mit dem Papstthum unmöglich sei, und fiel zugleich auf das einzige Mittel, die Wirren

gründlich zu beseitigen, ... die Gewissens-Freiheit! „Lasset Jedermann glauben, was er will," rief er aus, „zwinget die Evangelischen nicht zum Papstthum, die Katholiken nicht zur Reformation, gewähret vielmehr Freiheit der Meinungen, des Denkens und des Gewissens [6])!" Der Rath war weise und vortrefflich, und es würde heute anders um Deutschland stehen, wenn man ihn befolgt hätte. Nachdem der Reformator in solcher Weise den richtigen Weg zur Versöhnung gezeigt hatte, erhob er seine Stimme mit Macht, um seinen zagenden Freunden wieder Vertrauen und Muth einzuflößen. Er schrieb nun eine Reihe von Briefen nach Augsburg, worin er seiner Seelengröße herrliche Denkmale gesetzt hat [7]). Aus allen leuchtet seine unerschütterliche Standhaftigkeit hervor, seine Unbeugsamkeit, seine eiserne Wil-

---

[6]) Am deutlichsten und schönsten sprach Luther diese Ueberzeugung in einem Brief an den Kurfürst Albrecht von Mainz aus (Jen. Ausg. Th. V, fol. 72 in tergo — 74). Es heißt dort:

Aber die Gedanken hab ich, darum ich auch an E. C. F. G. schreibe, weil unser Widertheil nicht kann unsere Lehre tadeln, und wir mit dieser Bekenntniß klärlich bezeugen und beweisen, daß wir nicht unrecht noch falsch gelehret, und derhalben auch nicht verdienet haben, daß man uns so schändlich verdammen, so greulich verfolgen solt, wie bisher und noch geschehen, ob doch so viel zu erlangen wäre, daß unser Widertheil doch Friede hielte, und doch nicht so lästert und tödtet die Unschuldigen, um dieser unsträflichen Lehre willen, die sie selbst müssen loben, zum allerwenigsten damit, daß sie dagegen erstummen, und nichts haben darwider zu reden; denn daß sie von uns nicht wollen gelehret sein, noch unser Lehre annehmen, müssen wir lassen geschehen; wir zwingen niemand, auch zur Wahrheit nicht, wie sie uns zwingen zur Lügen.

Hie bitte ich nun auf's unterthänigst, weil kein Hoffnung da ist, daß wir (wie gesagt ist) der Lehre eins werden, E. C. F. G. wollten sammt andern dahin arbeiten, daß jenes Theil Friede halte, und glaube, was es wolle, und lasse uns auch glauben diese Wahrheit, die jetzt für ihren Augen bekannt, und untadelig erfunden ist. Man weiß ja wohl, daß man niemand soll noch kann zum Glauben zwingen, stehet auch weder in des Kaisers noch Papsts Gewalt; denn auch Gott selbst, der über alle Gewalt ist, hat noch nie keinen Menschen mit Gewalt zum Glauben wollen dringen, was unterstehen sich denn solches seine elenden armen Kreaturen, nicht allein zum Glauben, sondern auch zu dem, das sie selbst für falsche Lügen halten müssen, zu zwingen.

Will aber weder Friede noch Einigkeit folgen, weder Gamalielis Rath, noch der Apostel, und der Juden Exempel helfen, so laß fahren, was nicht bleiben will, und zürne, wers nicht lassen will, er wird Zorns und Unfridens, darnach er ringet, übrig genug finden.

[7]) Dieß zeigen schon folgende Stellen aus Briefen an Melanchthon:

Euer großen Sorg, durch welche ihr geschwächt werdet, wie ihr schreibet, bin ich von Herzen feind, daß sie in euerm Herzen so überhand nimmt, ist nicht der großen Sachen, sondern unsers großen Unglaubens Schuld. Denn eben diese Sache ist viel größer gewest zur Zeit Johannis Huß, und vieler andern, denn zu unsern Zeiten. Und ob sie gleich groß wäre, so ist der auch groß, der sie angefangen hat und führet, denn sie ist nicht unser. Was kränket ihr euch denn selbst so stets ohne Unterlaß? Ist die Sach unrecht, so laßt sie uns widerrufen; ist sie aber recht, warum machen wir Gott in so großen Verheißungen zum Lügner.

Ihr sagt, ihr könnt euer Leben wol in die Schanz schlagen, seid aber sorgfältig nur für die gemeine Sache. Ich aber, was die gemeine Sache betrifft, bin ich ganz wolgemut, und fein zufrieden; denn ich weiß, daß sie recht und wahrhaftig ist, und, das noch wol mehr ist, Christi und Gottes selber, welche nicht also erblasst ihrer Sünden halben, wie ich einzelnes Heiligichen erblassen und zittern muß. Derhalben bin ich schier als ein müßiger Zuseher, und wollt nicht ein Klipplin auf die Papisten, oder ihr Wüthen und Dräuen geben. Fallen wir, so fället Christus auch mit, nämlich, der Regierer der Welt; und ob er gleich fiele, so wollt ich doch lieber mit Christus fallen, denn mit dem Kaiser stehen. Und die Wahrheit zu sagen, so liegt die Sach euch allein nicht auf dem Hals, ich stehe euch fürwahr treulich bei mit seufzen und beten; wollt Gott, ich könnte auch leiblich bei euch sein. Denn die Sache gehet mich auch an, und zwar mehr, denn euch alle mit einander; ich habe mich auch dieser Sache nicht aus freveln Muthwillen, auch weder Ehr noch Guts halben, unterstanden, solches giebt mir der Geist Zeugniß, wie sichs denn bisher mit der That beweiset hat, und wird sich hernachmals noch weiter beweisen, bis ans Ende.

lenskraft [8]). Er verwies seinem Freund Melanchthon und zuweilen selbst dem stärkern Justus Jonas ihre Angst und Nachgiebigkeit, immer zur Festigkeit und Ausdauer ermahnend [9]). Durch unaufhörliche Einwirkungen von Koburg aus richtete er denn wirklich seine verzweifelten und gebeugten Freunde wieder auf [10]). Als er nun vollends das schöne Lied des Vertrauens: „Eine feste Burg ist unser Gott" zu Koburg dichtete und sang, so kehrte nicht nur die gesammte Freudigkeit seiner Freunde zurück, sondern die

---

[8]) Ein Brief an Melanchthon giebt vornehmlich davon Zeugniß. Es heißt nämlich darin:

Aber ich will wahrlich für mein Person nicht ein Haarbreit weichen, oder Neuerung anrichten lassen, und sollt mir's gleich das Leben kosten, weil sie so ganz halsstarriglich fortfahren. Der Kaiser mag thun was er kann.

[9]) An Jonas schrieb der Reformator in folgender Weise:

Ich sitze allhie, gedenke, sorge und seufze für euch, weil die Sache nun zum Treffen ist kommen; doch hoffe ich, sie soll ein gut Ende nehmen, allein lasset uns nicht blöde sein, sonst werden sie desto stölzer. Ich halt, sie meinen stracks, daß ihr ihnen alles werdet nachgeben, wenn sie nur mit dem Kaiser heißen und gebieten. Denn daß der Kaiser nichts handelt, sondern hin und her wanket, ist Jedermann, wer's nur sehen will, offenbar. Werdet ihr nun beständig bleiben, und nichts weichen, so werdet ihr sie zwingen, daß sie etwas anders gedenken müssen.

[10]) Wie außerordentlich die Macht Luthers über die Gemüther seiner Anhänger war, beweist nichts besser, als ein Brief eines seiner Schüler an Melanchthon. Darin malt sich die damalige Stimmung so vollkommen, daß wir ihn mittheilen wollen.

Seinem lieben Herrn Präceptori, Philippo Melanchthoni, wünschet Vitus Dietrich viel Glück.

Lieber Herr Philippe! Ihr wisset nicht, wie bekümmert ich bin, Euer Gesundheit halben. Ich bitte Euch aber, um Christus willen, Ihr wollet des Herrn Doktoris Brieff, an Euch geschrieben, nicht so geringe achten. Ich kann mich nicht gnugsam verwundern über seiner trefflichen Beständigkeit, Freude, Glauben und Hoffnung, in diesen jämmerlichen Zeiten. Solche Stück aber mehret er täglich, durch fleißige Uebung Gottes Worts. Es gehet kein Tag fürüber, in welchem er nicht aufs wenigst drei Stunden, so dem Studiren am allerbequemlichsten sind, zum Gebet nimmt.

Es hat mir einmal geglücket, daß ich ihn hörete beten; hilf Gott welch ein Geist, welch ein Glaub ist in seinen Worten. Er betet so andächtiglich, als einer der mit Gott, mit solcher Hoffnung und Glauben, als einer der mit seinem Vater redet. Ich weiß (sprach er), daß du unser lieber Gott und Vater bist, derhalben bin ich gewiß, du wirst die Verfolger deiner Kinder vertilgen. Thust du's aber nicht, so ist die Fahr dein sowohl, als unser, die ganze Sach ist dein, was wir gethan haben, das haben wir müssen thun, darum magst du, lieber Vater, sie beschützen.

Als ich ihn solche Wort mit heller Stimm von ferne hörete beten, brannt' mir's Herz im Leib für großer Freude, sintemal ich ihn so freundlich und andächtiglich mit Gott hörete reden, fürnehmlich aber, weil er auf die Verheißungen aus den Psalmen so hart drange, als wäre er gewiß, daß alles geschehen müßte, was er begehrte. Darum zweifle ich nicht, sein Gebet werde ein grosse Hülfe thun, in dieser (wie man's acht) verlornen Sache, welche auf jetzigem Reichstage wird gehandelt werden.

Ich wollt, daß den Salzburgischen Doeg, den Edomiter, alles Unglück bestünde, daß er Euch so geplaget hat. Der Herr Doktor sagte, wäre er an eurer statt gewesen, er wolt ihm elso geantwort haben: wird euer Kaiser Zerrüttung des Reichs nicht leiden wollen, so wird unser Kaiser auch die Gotteslästerung nicht wollen leiden; trotzet nur getrost auf euern Kaiser, so wollen wir auf unsern auch trotzen, und sehen, wer das Feld behält.

Ihr mein lieber Herr Präceptor, thätet viel weislicher, wenn ihr in diesem Fall dem Herrn Doktor nachfolgetet. Denn mit euer betrübten Sorge, und unnützem Weinen, werdet ihr nichts anders ausrichten, denn daß ihr euch und uns allen (welchen nichts liebers noch nützlichers ist, denn euer Heil) ein groß Unglück zurichtet. Ich bitte fleißig für euch und euch alle, so viel mir möglich ist.

Unser Gott, welches Sache von den gottlosen Leuten verdammt wird, wollte die Völker vertilgen, die Krieg begehren, und wollt uns sein arme Heerde erretten aus der greulichen Hand, die da Mord und unser Blut suchet. Amen. Nun lieber Herr Präceptor, Gott bewahre Euch in unserm HERRN Christo aufs glückseligst, und verarget mir nicht mein Schreiben, denn ihr wisset mein Herz gegen euch. Gesegen euch Gott noch einmal. Geben aus unser Wüsten, den 20. Juli Anno M.D.XXX.

Begeisterung der gesammten evangelischen Richtung ward so sehr erhöht, daß diese nun Gut und Blut an ihre Überzeugung zu setzen beschloß [11]).

Dr. Martin Luther bemerkte in seinen Briefen nach Augsburg fortwährend, daß eine Vereinigung mit dem Gegentheil nicht wohl möglich sei, und empfahl immer nachdrücklicher die Wahl des einzigen Mittels zur Beseitigung der Wirren, und Vermeidung von Unglück: wechselseitige Gewissensfreiheit. Obgleich die Gewährung der letztern von der römischen Kurie nie zu erwarten, ja selbst von Seite des Kaisers stark zu bezweifeln war, hielten die Vertreter der Evangelischen in Augsburg doch an allen wesentlichen Sätzen ihres Glaubens fest. Der Sühne-Versuch wollte daher nicht vorrücken, und als auch ein zweiter Ausschuß von katholischer Seite nicht glücklicher war, so zerschlugen sich die Unterhandlungen im Herbst 1530 endlich gänzlich. Nunmehr drangen die Protestanten mit erhöhten Nachdruck auf die Entscheidung eines allgemeinen National-Konziliums, an das sie wider das Verbot ihrer Lehre Berufung eingelegt hatten. Karl V. weigerte sich keineswegs, eine solche Synode zu berufen; allein er verlangte, daß inzwischen die Protestanten zur alten Kirche zurückkehren, sohin alle Neuerungen vorläufig wieder aufgeben sollten. Es war für die Reformation allerdings schwer und im Grunde genommen unmöglich, dem Ansinnen des Reichsoberhaupts zu entsprechen. Die Vertreter derselben in Augsburg baten daher dringend um Schonung; Melanchthon wollte noch eine besondere Vertheidigung des evangelischen Glaubens-Bekenntnisses übergeben, um die strenge Übereinstimmung desselben mit der heiligen Schrift zu erweisen; indessen man nahm dieselbe nicht einmal an, und blieb auch sonst auf der Forderung der vorläufigen oder provisorischen Wiederherstellung des frühern Kirchen-Zustandes bestehen. Deßhalb wurden von der katholischen Mehrheit des Reichstags folgende Beschlüsse gefaßt:

Es solle eine abweichende Lehre über das Abendmahl weder geduldet, und weder die Messe noch die Kindertaufe verändert, sondern in der bisherigen Weise und zwar letztere mit der Firmelung beibehalten werden.

Die Bilder dürfen nicht aus den Kirchen entfernt werden, und sind, wo es geschehen ist, wieder herzustellen.

---

[11]) Daß das wirkungsvolle Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott" während des Aufenthalts Luthers in Coburg gedichtet wurde, beweist hauptsächlich eine Stelle bei Sleidan. Dieselbe giebt zugleich über die gesammte Darstellung im Text mannigfache Belege.

Cum a Clemente Caesar inauguratus Vindelicorum Augustae conventus ageret, horrenda quaedam videbatur imminere tempestas, ut libro septimo demonstravimus. Ipse autem et amicos privatim et publice consolabatur omneis, et Psalmum 46 huc accommodans, *Firma nobis est, inquit, arx et propugnaculum, Deus.* Ille vetus humani generis hostis, rem totis nunc viribus agit, et omnis generis machinas adhibet. Nostra quidem est exigua potentia, neque tantum impetum diu sustinere possumus. Atqui pro nobis arma sumpsit et praeliatur heros ille, quem sibi Deus ipse delegit. Si rogas, quis ille sit, scias esse Christum Jesum, penes quem ut victoria sit atque triumphus, oportet. Quod etiamsi diabolis haec tota mundi fabrica redundaret, tamen non expavescimus, et certissima fiducia laetum expectamus exitum. Quamlibet enim fremat et grassetur Satanas, nihil tamen in nos efficiet: nam judicatus est, ac solo verbo concidit omnis illius armatura. Verbum hoc adversarii nobis non eripient, sed quantumvis inviti relinquent. Versatur enim in castris acieque nostra Deus, qui suo Spiritu nos atque donis protegit. Si vitam, si bona, si liberos et uxorem auferant, patienter feras. Nam ipsis propterea nihil accedit, nobis autem est regnum paratum immortale. Psalmum hunc, ad tempus illud, moeroris et angustiae plenum accomodans, ut dixi, cum sermone populari vertisset, inflexa nonnihil sententia, numeres etiam addidit et modulos, argumento valde convenientes, et ad excitandum animum idoneos. Itaque nunc ab eo tempore frequens inter alios etiam Psalmos ille decantatur.

Was die Meinung anbetrifft, daß der menſchliche Wille nicht frei ſei, ſo ſoll dieſelbe durchaus nicht zugelaſſen werden, weil ſie ſich als thieriſch (viehiſch pecuina) und gottesläſteriſch darſtelle.

Auch die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein ſei unſtatthaft.

Die Sakramente und Ceremonien der Kirche müſſen nach der alten Einrichtung behandelt und eingerichtet werden. Die erledigten Kirchenpfründen ſollen würdigen Männern verliehen, jene der verehlichten Prieſter dagegen eingezogen und ſolchen Geiſtlichen gegeben werden, welche zwar ebenfalls ſich verheirathet hatten, mit Verlaſſung ihrer Gattinnen aber in den vorigen Stand zurückkehren.

Bei dem Predigen und Lehren ſollen alle Prieſter die gegenwärtigen Vorſchriften befolgen. Dieſelben ſollen dabei das Volk ermahnen, daß es die Meſſe höre, fleißig bete, die Jungfrau Maria und die andern Heiligen anrufe, alle Feiertage beobachte, faſte, verbotener Speiſen ſich enthalte, den Armen wohlthue. Den Mönchen ſoll gezeigt werden, daß die Verletzung ihres Gelübdes und der Austritt aus dem Orden unerlaubt ſei.

Ueberhaupt ſoll in allem, was den Glauben und den Gottesdienſt anbetrifft, durchaus nichts geändert werden. Wer gegen ſolches Gebot handelt, ſoll mit Vermögens-, Leibes- oder der Todesſtrafe belegt werden [12]).

Dieſer Beſchluß der katholiſchen Mehrheit wurde durch den Kaiſer zum Reichstags-Abſchied, alſo

---

[12]) Quinto post die, praesente Caesare, decretum recitatur in omnium ordinum coetu, et post multam enumerationem totius actionis, Caesar statuit, ne tolerentur, qui de coena Domini, secus quam hucusque servatum sit, docent: ne quid in Missa vel communi vel privata mutetur: ut chrismate pueri confirmentur, et aegrotantes oleo consecrato inungantur: imaginis atque statuae minime removeantur, et quibus in locis ablatæ sunt, ibi restituantur: eorum opinio, qui liberum esse negant hominis arbitrium, nequaquam recipiatur, quod et pecuina sit et in Deum etiam contumeliosa: nihil omnino doceatur, quod ulla ratione Magistratus imminuere possit dignitatem: dogma illud de sola fide justificante, locum non habeat: Ecclesiae Sacramenta sint eo loco et numero, quo antiquitus: ceremoniae omnes Ecclesiae, ritus, exequiae mortuorum, et id genus alia serventur: sacerdotia quae vacant, conferantur idoneis: qui ante hoc tempus facta sunt mariti, sacerdotes vel Ecclesiastici, priventur beneficiis, quae statim ab hoc conventu conferantur aliis, qui tamen relictis uxoribus ad pristinum institutum redire et absolvi cupiunt, eos de voluntate Pontificis, cum hoc ei legatus nuntiarit, Episcopi restituant: caeteri vero nullum usquam habeant perfugium, sed exulent, aut etiam meritam poenam luant: sacerdotum vita sit omnis honesta, vestitus etiam decorus, et vitetur omnis offensio: si quibus in locis Ecclesiastici redacti sint ad aliquam iniquam conditionem atque pactum, si quid etiam bonorum sacrorum iniqua ratione venditum sit aut in alium usum profanum applicatum, id omne sit irritum: ad docendi munus nemo recipiatur, nisi qui doctrinae simul et vitae probatum habeat ab Episcopo testimonium. In docendo sequantur omnes hanc praesentem formulam, nec illud pro concione dicant usitatum, quasi hoc nonnulli agant, ut opprimatur Evangelii doctrina: temperent etiam a scommatis atque contumeliis: hortentur populum, ut Missam audiat, ut diligenter oret, ut virginem Mariam caeterosque Divos imploret, ut dies festos peragat, ut jejunet, ut a cibis vetitis abstineat, ut subveniat egenis: monachis autem demonstrent, non licere professionem ac ordinem deserere: breviter, in iis quae pertinent ad fidem atque Dei cultum, nihil quicquam immutetur. Qui contra fecerint, corporis atque vitae seu bonorum discrimen subeant. Quicquid ablatum est Ecclesiasticis, restituatur. Quibus in locis domicilia monachorum et id genus alia aedificia sacra diruta sunt, reaedificentur, in iisque caeremoniae fiant atque ritus usitati: qui sunt in adversariae partis finibus, antiquae religionis atque fidei sectatores, et hoc decretum approbant, in Imperii tutelam recipientur, eisque licebit, quo volent, emigrare, nullo cum detrimento: de concilio Pontifex appellabitur, ut intra sextum mensem illud ad locum aliquem idoneum indicat, ut deinde primo quoque tempore, et ad summum intra spatium anni fiat ejus initium.

zum Staatsgesetz, erhoben, und am 19. November 1530 öffentlich verkündet. Jetzt war der verhängnißvolle Würfel geworfen, und blutige innere Zwietracht drohte fortan dem Vaterland.

Neunzehntes Hauptstück.

Königswahl. Das Bündniß von Schmalkalden. Ausbruch des Religionskriegs in der Schweiz.

(Vom Jahr 1530 — 1532.)

Nachdem der Hauptzweck des Reichstags von Augsburg erreicht zu sein schien, verfolgte der Kaiser in seinen Haus-Angelegenheiten wichtige Pläne, welche jedoch auch für die öffentlichen Verhältnisse Deutschlands große Wichtigkeit hatten. Karl V. wollte nämlich seinen Bruder Ferdinand, den König von Böhmen und Ungarn, zum deutschen König, also zu seinem Nachfolger im Reich erheben lassen. Schon in Augsburg war die Einleitung dazu getroffen worden; nach dem Schluß des Reichstags wurden aber die Fürsten eingeladen, zur Erledigung eines wichtigen Staatsgeschäfts am 21. Dezember 1530 in Köln sich einzufinden. Gleichzeitige Umlaufsschreiben des Erzbischof von Mainz gaben über die Art jenes Geschäfts Aufschluß: denn als des Reichs Erzkanzler und in Gemäßheit der goldenen Bulle erklärte jener Würdeträger, daß er die Kurfürsten nach dem Wunsche des Kaisers auf den 21. Dezember zur Erwählung eines deutschen Königes nach Köln bescheide.

Ferdinand war von seinem Bruder mit allen österreichischen Erblanden in Deutschland, ja selbst mit dem Herzogthum Würtemberg beliehen worden: bei solcher Macht schien es den Fürsten gefährlich, ihn schon bei Lebzeiten des Kaisers zum Regierungs-Nachfolger zu ernennen, weil die alten Pläne auf die Erblichkeit der Reichskrone im Hause Österreich dadurch gefördert werden könnten: mehrere Stände machten daher gegen die Wahl Ferdinands sehr nachdrückliche Vorstellungen. Das Ansehen Karls V. und seines Bruders drang indessen am Ende durch, und Ferdinand wurde am 5. Januar 1531 wirklich zum deutschen König erwählt [1]).

Die evangelischen Fürsten waren natürlich schon durch den Reichstags-Abschied zu Augsburg in Besorgniß versetzt worden: noch größer wurde dagegen ihre Unruhe, als die Königswahl Ferdinands, des eifrigen Katholiken, zur Sprache kam. Deßhalb erkannten sie auch die Nothwendigkeit, an ihre Vertheidigung zu denken, und zu dem Ende sich inniger zu verbinden; allein ein unübersteigliches Hinderniß schien in ihrem Glauben selbst zu liegen, dem Lehrsatz nämlich, daß man sich der Obrigkeit nicht widersetzen dürfe. Mochte nun der Reichstags-Abschied von Augsburg noch so hart sein, er war gleichwohl von der

[1]) Principes Electores, a deliberatione, Caesarem orant, ne Germaniam deserat, sed in ea sibi domicilium atque sedem collocet. Cum autem in sententia persisteret, collatis consiliis, quinta Januarii die Ferdinandum renuntiant Romanorum regem. Saxo, quod unum poterat: creationem hanc esse vitiosam, explicatis causis, neque sibi probari, per filium diserte protestatur.

Mehrheit angenommen, und vom Kaiser bestätiget worden, sohin gültiges Staatsgesetz. Eine Widersetzlichkeit bei der Vollziehung desselben mußte demnach eine Auflehnung wider das Gesetz und das Reichsoberhaupt oder die Obrigkeit sein. Dr. Martin Luther war nicht der Mann, anders zu handeln, als zu sprechen, oder sich selbst von der Befolgung einer seiner Lehren frei zu sprechen. Es würde vielmehr eine Widersetzung gegen den Kaiser zu Gunsten des Evangeliums eben so entschieden verdammt haben, als früher die Unternehmungen Sickingens und der Bauern. Da seine Anhänger dieß recht gut wußten, so wurde die Bekümmerniß derselben natürlich noch heftiger. Endlich halfen die Rechtsgelehrten in Wittenberg aus aller Noth. Dieselben bemerkten nämlich, daß nach dem deutschen Recht jede eingelegte Berufung wider ein Urtheil aufschiebende Wirkung habe, die Vollziehung vor der höhern Entscheidung nicht zulasse. Ein Versuch dazu sei eine unerlaubte Neuerung, und gegen diese der Betheiligte zum Widerstand gesetzlich berechtiget. Da nun die Evangelischen wider das Verbot ihrer Lehre die Berufung an ein allgemeines National-Konzilium eingelegt hatten, so dürften sie vor Entscheidung derselben nicht zum Abstand von ihrem Glauben gezwungen werden, und geschehe es doch, so sei Vertheidigung wider die Gewalt vollkommen gesetzlich zulässig [2]).

Jetzt konnte selbst die Logik Luthers nichts mehr gegen Schutz- und Trutz-Maaßregeln der Protestation einwenden. Soferne die Staatsgesetze in dem gegebenen Fall den Widerstand erlauben, so muß es dabei bewenden, weil das Evangelium der Staatssachen sich nichts annimmt, sondern hierin gänzlich auf die Gesetze verweist. Der Reformator sprach sich auch in diesem Sinn aus, und es gab daher kein Hinderniß mehr, Vertheidigungs-Maaßregeln vorzubereiten. Um die Zeit, wo die Fürsten zur Königswahl nach Köln eingeladen waren, veranstalteten die evangelischen Landesherren umgekehrt eine Versammlung in Schmalkalden (Dezember 1530). An derselben nahmen ausser den Fürsten auch mehrere Bürger-Gemeinden Antheil, und da man so klug war, die Städte von der Lehre Zwinglis, Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau, nicht auszuschließen, so war die Versammlung ziemlich zahlreich. Man vereinigte sich nunmehr darüber, wider die Wahl Ferdinands zum Reichsnachfolger Protestation einzulegen, und von Karl V. Befehle an das Kammergericht auszuwirken, daß dieses in der begonnenen Vollziehung des Augsburger Reichstags-Abschiedes nicht weiter vorschreite. Zugleich wollte man eine schriftliche Vertheidigung der evangelischen Lehre an die auswärtigen Könige senden, und so gewissermaßen an die öffentliche Meinung Europa's appelliren. Da hierin aber noch kein Schutz gegen allenfallsige Angriffe des Kaisers und der katholischen Fürsten lag, so hielt man im folgenden Jahr einen neuen Zusammentritt der evangelischen Stände für nothwendig. Derselbe fand abermals in Schmalkalden statt, und hier wurde am 29. März 1531 ein Bündniß zu gegenseitiger Vertheidigung auf die Dauer von sechs Jahren geschlossen. An dem Bunde von Schmalkalden nahmen Antheil: der Churfürst von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen, die Herzöge Philipp, Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg, der Fürst von Anhalt,

---

[2]) Cum autem in hac deliberatione periti juris docerent, legibus esse permissum resistere nonnunquam: et nunc in eum casum, de quo leges inter alia mentionem faciant, rem esse deductam ostenderent, Lutherus ingenue profitetur, se nescivisse hoc licere: et quia leges politicas Evangelium non impugnet aut aboleat, uti semper docuerit: deinde, quoniam hoc tempore tam dubio tamque formidoloso multa possint accidere, sic ut non modo jus ipsum, sed conscientiae quoque vis atque necessitas arma nobis porrigat, defensionis causa foedus iniri posse dicit, sive Caesar ipse, sive quis alius forte bellum ejus nomine faciat.

Damit stimmen die Urkunden in Luthers Werken vollkommen überein.

die Grafen von Mansfeld, die Städte Bremen, Magdeburg, Lübeck, Straßburg, Konstanz, Lindau, Memmingen, Ulm, Reutlingen, Biberach und Itzny. Man hatte auch die Herzöge von Meklenburg und Pommern, nicht minder den König von Dänemark für das Bündniß der Protestanten zu gewinnen gesucht, und dieselben deßhalb zu der Zusammenkunft in Schmalkalden eingeladen; jene Fürsten nahmen indessen an dem Bunde keinen Antheil. Selbst die evangelischen Städte Nürnberg, Heilbronn und Kempten sowie der Markgraf Georg von Brandenburg hielten sich entfernt; dafür verständigten sich diese über besondere gemeinsame Vertheidigungs-Maaßregeln für den Fall einer Verfolgung durch das Reichskammergericht.

Schon vor dem Schmalkalder Bündniß hatten die Evangelischen in Oberalemannien das Bedürfniß gefühlt, wider Angriffe der katholischen Kirchenpartei durch Schutz- und Trutz-Vereine sich zu rüsten. Auf einer Versammlung in Luzern waren nämlich am 28. Januar 1525 verschiedene Beschlüsse gefaßt worden, um der Ausbreitung der neuen Lehre durch Abstellung der größten Mißbräuche in der Kirche entgegen zu treten; allein so weise ein solcher Weg früher auch gewesen wäre, so vermochte er jetzt gleichwohl nichts mehr zu wirken. Zuvörderst waren, durch die lange Verweigerung der Reform von oben herab, die Anforderungen an dieselbe so hoch gestiegen, daß kleinere und gründliche Verbesserungen gegenwärtig nicht mehr genügen konnten. So viel, als nach dem ausserordentlichen Fortschritt der Zeit nothwendig war, wollte die herrschende Partei nicht gewähren, und dazu kam noch, daß nicht einmal die beschlossenen geringen Reformen zur Ausführung kamen: der Zwiespalt konnte daher durch die Luzerner Beschlüsse nicht gehoben werden.

Auf Seite der katholischen Partei standen mit besonderm Eifer die ältern Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern, so daß gerade diejenigen, welche zuerst für die politische Freiheit sich erhoben hatten, nun der kirchlichen sich widersetzten. Jene Kantone machten nach der Unwirksamkeit der Luzerner Verordnungen noch einen Versuch, die Spaltung durch eine gelehrte Disputation zu beseitigen, und es wurde eine solche in der That am 19. Mai 1526 in Baden abgehalten. Wie gewöhnlich vermehrte die Besprechung aber nur den Haß der Parteien, und endigte auch wie alle übrigen damit, daß beide Theile sich den Sieg zuschrieben. Während die ältern Kantone in solcher Art bemüht waren, die Reformation aufzuhalten, schritt diese nur um so unaufhaltsamer vorwärts. Im Jahr 1528 wurde sie in Bern von der Regierung förmlich eingeführt, und ein Ereigniß der Art begründete die Kirchen-Verbesserung entschieden; denn es standen nunmehr die bedeutenden Stände Zürich und Bern an der Spitze derselben. Da die katholischen Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug am 18. Juli 1526 den evangelischen Ständen sogar die Eidgenossenschaft aufgekündigt hatten, so dachte Zürich an die Fürsorge eines Bündnisses, welches zunächst zwischen diesem Freistaat und der Reichsstadt Konstanz zu Weihnachten 1527 errichtet wurde. Diese anfangs kleine Einigung ward bald mächtiger, weil in den folgenden Jahren 1528 und 1529 ausser Bern auch St. Gallen, Biel, Basel und Mühlhausen hinzutraten. Jetzt suchten die Urkantone sich auswärtige Verbündete zu verschaffen, und verschmähten es sogar nicht, ihrem alten Erbfeind, dem Hause Habsburg, Österreich, die Hand zu bieten. Im Jahr 1529 wurde zwischen ihnen und dem König Ferdinand wirklich ein Vertrag zu Stande gebracht, um mit vereinigten Kräften die katholische Religion aufrecht zu erhalten. Da die Gährung in Oberalemannien hierdurch noch mehr zunahm, so kam es im Jahr 1531 endlich zum Kampfe. Die Urkantone veranstalteten einen Einfall im Züricher Gebiet, und siegten am 11. Oktober 1531 bei Kappel zwischen Zug und Zürich. Huldreich Zwingli war nach

der Landessitte der bewaffneten Schaar seiner Glaubensgenossen gefolgt, und hatte muthvoll an dem Kampfe Antheil genommen. Das unglückliche Schicksal des Tages ereilte auch ihn, und er starb den Tod der Ehre auf dem Schlachtfeld [3]). Mit Schmerz müssen wir gestehen, daß Dr. Martin Luther über dieses Trauer-Ereigniß unziemliche Anspielungen sich erlaubte. Zütich wurde nach der Niederlage bei Kappel zwar von seinen Verbündeten unterstützt; aber die Entmuthigung und der Mangel energischen Zusammenwirkens waren so groß, daß die Evangelischen einen sehr harten Frieden sich gefallen ließen.

Diese Wendung der Dinge in Oberalemannien schien einer allgemeinen Durchführung der Augsburger Beschlüsse in ganz Deutschland günstig zu sein. In der That hegten die Protestanten ernste Besorgnisse, und bemühten sich eifrig um Beistand. Da die Herzöge von Baiern die Erhebung Ferdinands zum deutschen König nur ungern sahen, so benützten die evangelischen Fürsten jene Stimmung, um auch durch politische Bündnisse sich zu stärken. Ein solches wurde zwischen Baiern und den protestantischen Landesherren am 24. Oktober 1531 abgeschlossen, dem in der Folge auch Frankreich und Dänemark beitraten.

Mehr noch als dieser Umstand hinderte jedoch ein anderes Ereigniß den Kaiser, jetzt schon mit den Waffen gegen die Evangelischen einzuschreiten. Solyman, der Sultan der Osmanen, wurde von einem Venetianer, Namens Gritti, auf die wachsende Macht des Hauses Oestreich aufmerksam gemacht, und wider dasselbe sehr feindlich gestimmt. Endlich faßte er den Plan, Karl V. und dessen Bruder Ferdinand sowohl in Deutschland, als in Italien anzugreifen. Während durch eine Flotte Neapel genommen werde, sollten zwei türkische Landheere in Schlesien und Böhmen einfallen, ein drittes hingegen unter persönlicher Anführung Solymans vor Wien rücken. Der Kaiser wurde von dem Entwurfe in Kenntniß gesetzt, und ersuchte die Könige von Frankreich und England um Beistand gegen die Türken. Da seine Bemühungen vergeblich waren, so wandte er sich auch an die protestantischen Fürsten in Deutschland; allein diese wollten die Verlegenheit Karls V. zur Sicherung ihrer Religionsfreiheit benützen, und forderten darum vor allem in dieser Beziehung Gewährschaften. Solyman war im Frühjahr 1532 wirklich mit einem mächtigen Heer gegen Oestreich vorgedrungen, und bei einer so bedeutenden Gefahr von Außen mußte das Reichsoberhaupt auf Beruhigung der Protestanten denken. So wurden denn Friedens-Unterhandlungen eingeleitet, und da die Lutherischen kurzsichtig, ja selbst ungroßmüthig genug waren, die Zwinglischen Reformirten preiszugeben, so vereinigte man sich am 23. Juli 1532 über einen vorläufigen Religionsfrieden. Der wesentlichste Theil seines Inhaltes war das Zugeständniß des Kaisers, daß die Vollziehung des Augsburger Reichstags-Abschieds vom Jahr 1530 bis zu einem allgemeinen National-Konzilium oder einem andern Reichstag verschoben, inzwischen also gegen die Protestanten mit keinen gerichtlichen oder sonstigen Zwangsmaaßregeln vorgeschritten werden soll. Es blieb dieß freilich nur ein Waffenstillstand; indessen die gegenwärtige große Gefahr war für die Evangelischen abgewendet, und von ihnen zur

---

[3]) In caesorum numero fuit Zuinglius. Nam Tigurinorum ita fert consuetudo, cum in hostem exitur, ut Ecclesiae minister primarius una prodeat. Zuinglius etiam vir fortis alioquin et animosus, cum secum reputaret, quod si domi resideret, ac praelium forte fieret adversum, fore ut magnam ipse sustineret invidiam, quasi concionibus quidem accenderet hominum animos, in ipso autem discrimine remollesceret: voluit omnino communem subire Martem. In corpus autem exanime valde saevitum fuit, et vix etiam illius morte potuit odii acerbitas exsaturari. Natus erat annos quadragintaquatuor, minor Luthero quatuor annis.

Befestigung sowie zur Erweiterung ihrer Partei Zeit gewonnen worden. Hierin lag nun ein überaus großer Vortheil, und der Nürnberger Religionsfriede vom Jahr 1532 gereichte daher wesentlich zur Stütze der Reformation.

Zwanzigstes Hauptstück.

Innere Zustände Deutschlands in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts.

So stürmisch und aufgeregt die Zeit auch war, so sehr Parteiungen die Nation selbst in sich zu zersplittern drohten, waren Gewerbe und Handel immer noch befriedigend zu nennen. Die Hansa sank zwar in Folge ihres Mangels an Gemeinsinn und Vaterlandsliebe; dafür hob sich der Verkehr der oberländischen Städte bedeutend. Ein vorzüglich blühender Gewerbszweig derselben war die Verfertigung und Versendung von Linnenwaaren. Nicht bloß in den Städten, sondern auch auf dem Lande waren Männer und Frauen mit dieser nützlichen Arbeit beschäftigt und fanden darin reichen Gewinn. Die Waaren gingen in alle Theile der Welt, unter andern über die Alpen nach Italien, während sie über Frankfurt nördlich versendet wurden. Damit dem Geschäfte der möglichste Umschwung ertheilt werde, bildeten sich Gesellschaften von Kapitalisten, welche die erforderlichen Summen zur Fabrikation vorschossen. So wurde allmälig die Gegend um den Bodensee und ganz Schwaben gleichsam in eine große Fabrik verwandelt, indem das gesammte Landvolk die Winterszeit zur Verfertigung von Garn und Webereien verwendete [1]). Da noch ausserdem edle Metalle, Färbestoffe und eine Masse kurzer Waaren ausgeführt wurden, so war der Activ-Handel noch bedeutend.

Den meisten Handelsfleiß und Reichthum besaßen Nürnberg und Augsburg, so daß diese beiden Reichsstädte an der Spitze des Gewerbslebens standen. Augsburg leitete nicht nur den Handel mit Italien, sondern nahm selbst an großen Waaren-Sendungen nach Ostindien Antheil. Der Gewinn war so groß, daß schon Kaiser Maximilian 1. über den Reichthum seiner freien Stadt Augsburg in Erstaunen gesetzt worden war. Es befand sich dort unter andern das reiche Haus der Fugger, welche von bloßen Leinwandhändlern zu Fürsten emporstiegen. In Nürnberg blühte dagegen nicht bloß Handel und Gewerbe, sondern auch die höhere Kunst. Ausgezeichnet vor allen seinen Standesgenossen war der berühmte Maler Albrecht Dürer, welcher mit Recht im Inn- und Auslande bewundert wurde; denn seine Werke zeigen vornehmlich die deutsche Kraft und die hoheitliche Würde des vaterländischen Genius in den Kunstsachen. Ihm zur

[1]) Wie groß die Ausdehnung der Weberei in jener Zeit war, beweisen die noch vorhandenen Verzeichnisse der erzeugten Waaren. Nach diesen wurden

a) in Augsburg jährlich 70,000 Stück Leinwand, 35,000 Stück Barchend und 60,000 Stück Zitz;

b) in Ulm dagegen jährlich 100,000 Stück Barchend verfertiget.

Seite standen der treffliche Bildhauer Adam Kraft, und der Meister in Gußwaaren, Peter Vischer. Von letzterem findet sich noch jetzt die schöne Arbeit an dem Grabe des heiligen Sebald in Nürnberg, während auch hinterlassene Werke des erstern die Auszeichnung des schöpferischen Geistes beurkunden. Mit Stolz zählte die alte Reichsstadt noch den Glasmaler Veit Hirschvogel und die Künstler Lindenast, so wie Veit Stoß unter ihre Bürger.

In Sachsen zeigte sich ein reger Wetteifer mit den süddeutschen Städten im Aufschwung des Handels, der Gewerbe und der schönen Künste. Eine Haupt-Triebfeder war die Ergiebigkeit der Bergwerke, welche fortwährend edle Metalle im Ueberfluß lieferten. Während die Erzadern in Freiberg ihren alten Ruhm behaupteten, entstanden neue bei Marienberg mit ungemeinem Ertrag. Selbst im Fichtelgebirge wurde die Goldgrube bei Cronach mit Nutzen betrieben, und die Mannsfeldischen Silberadern erzeugten einen lebhaften Verkehr mit Venedig. Sowie in Sachsen das wissenschaftliche Leben durch die Universität Wittenberg mächtig angeregt wurde, und auf ganz Deutschland bildend einwirkte, war auch die Kunst durch den genialen Maler Lucas Kranach dort würdig vertreten.

Zugleich mit der Malerei und den Bildhauer-Arbeiten blühte auch die Poesie wieder auf, und in dieser Beziehung zeigte sich eine merkwürdige Einwirkung der Reformation. Die Productionen des Mittelalters ragten als Muster innerer Vortrefflichkeit in die ernste Zeit des geistigen Strebens herein, und dienten zur Bildung des Geschmacks. Dort ertönte aber der Minnegesang zu Scherz und Lust, zur Lebens-Verschönerung in den höhern Ständen, während jetzt das Nationalleben vorzüglich im erwachten Bewußtsein der mittlern Stände sich äusserte. Auf die Städte, auf die bedachtsamen Handwerker hatte die erschütternde Stimme Dr. Martin Luthers den mächtigsten Einfluß ausgeübt. Läuterung der Sitten, Anleitung der untern Stände zum selbstständigen Denken, Freiheit der Forschung war der Character der Reformation, und so kam es, daß sie auch den dichterischen Funken in den mittlern Volksklassen weckte. Ein braver Gewerbsmann, Hans Sachs in Nürnberg, gab seinem Stande das Beispiel, daß man die edle Dichtkunst mit dem Handwerk verbinden könne. Freudig ergriffen von der Lehre Luthers, fand sein Gemüth den Weg zur Poesie, um durch diese das Werk des Reformators zu unterstützen. Da aber der Antrieb tiefer sittlicher Ernst war, so theilte sich diese Eigenschaft auch den schlichten Reimen mit, und die Wirkung derselben wurde ausserordentlich. Jetzt trat die eigentliche Bedeutung der Kirchen-Verbesserung auch äusserlich entschieden hervor: denn der mittlere Stand forschte selbst in der Schrift und drang durch Beispiel, Rede und Lied auf sittliche Güte und Reinheit. Fortan bildete sich in dem deutschen Handwerkerstand ein inniges Familienleben, das geläuterte Religiosität und ehrbaren Wandel zur unverletzlichen Pflicht machte. Mochte diese Richtung zuweilen auch an Pedanterie und mystisches Dunkel streifen, sie wirkte nichs destoweniger lebendig in den mittleren Ständen, und ward in der folgenden Zeit das einzige Mittel, welches die Nation bei stets zunehmendem innern Verfall vor der gänzlichen Auflösung bewahrte.

Zur Zeit des Nürnberger Religionsfriedens (1532) ward auf dem Reichstage zu Regensburg ein Fortschritt in der Gesetzgebung ermittelt, welcher für Deutschland das höchste Bedürfniß war, nämlich die Einführung eines neuen Strafrechts. Als die Gottes-Urtheile, womit im Alterthum Anklage und Vertheidigung meistens unterstützt wurden, ausser Uebung kamen, verfiel man nach dem Beispiele des römischen Rechts auf die grausame Tortur. Wie wir gesehen haben, war diese freilich schon in der Urzeit gegen die Leibeigenen im Gebrauch; indessen vom 15. Jahrhundert an wurde ihre Anwendung noch häufiger. Sie galt jetzt als ein ordentliches Beweismittel, das zur Erpressung des Geständnisses auch

gegen Freie zur Uebung kam. Rachsucht, Haß, Aberglaube und alle bösen Leidenschaften erlangten durch die Folter eine furchtbare Waffe wider ihre Opfer, und die Grausamkeit ward bald so allgemein und entsetzlich, daß das menschliche Gemüth Schauder empfand. Wenn schon der „Gebrauch" der Tortur an sich eine Barbarei sein mußte, so mag man von der Größe des Uebels dadurch eine Vorstellung erlangen, daß die Gerichte noch eines empörenden „Mißbrauchs" der Folter beschuldigt wurden. Gleichwie schon das Strafverfahren auf reiner Willkür beruhte, so war dasselbe in den landesherrlichen Gerichten auch bei den Leibes- und Lebensstrafen der Fall. Man sprach dort Todes-Urtheile über Unschuldige mit einer wahrhaft verhärteten Gewissenlosigkeit und der Unfug war so arg, daß alle Menschenfreunde bittere Klage darüber erhoben. Nach Errichtung des Reichskammergerichts suchte man dort wider die Willkür in den Todes-Urtheilen Schutz, welche in allen landeshoheitlichen Gerichten, jenen der Reichsstädte so gut, als der Fürsten üblich war. Man sieht also, daß die Reichseinheit in allen Zeiten der deutschen Geschichte als der einzige Schirm und Hort der Bedrängten betrachtet wurde.

Das Kammergericht hatte jedoch leider nicht Macht genug, um den Ungerechtigkeiten der mittelbaren Gerichte zu steuern. Deßhalb wandte sich jener oberste Gerichtshof an die Reichversammlung und bat dringend um Abhülfe auf dem Wege der Gesetzgebung. Schon unter dem Kaiser Maximilian I. hatte das Kammergericht dem Reichstag in Freiburg vom Jahr 1498 vorgestellt, daß bei ihm alltäglich Klagen wider Fürsten, Reichsstädte und andere Obrigkeiten einlaufen, weil dieselben Leute ohne Verschulden, Recht und Ursache zum Tode verurtheilen. Der Reichstag verwies die Untersuchung der Sache auf eine seiner nächsten Versammlungen; wie gewöhnlich geschah jedoch nichts. Als das Kammergericht seine Vorstellungen auf dem Reichstage von 1500 in Augsburg noch dringender wiederholte, wurde endlich die Reform der Strafgesetzgebung in dem Reichstags-Abschied zugesichert. Wahrscheinlich würde indessen die Sache wieder bei dem leeren Versprechen geblieben sein, wenn nicht ein energischer Menschenfreund durchgegriffen hätte.

Johann, Freiherr von Schwarzenberg, Minister des Fürstbischofs von Bamberg, verfaßte nämlich im Jahre 1507 einen Entwurf zu einer neuen Strafgesetzgebung, welcher nach damaliger Sitte und Bildungsstufe durch Einsicht und Menschlichkeit sich auszeichnete. Der edle Mann suchte denselben zur Grundlage eines allgemeinen Reichsgesetzes zu machen; da er sich aber bald überzeugte, daß von dem eingewurzelten Schlendrian der Reichstage nichts zu hoffen sei, so gebrauchte er seinen ganzen Einfluß, um seinen Entwurf vorläufig im Bisthum Bamberg zum Gesetz zu erheben. Diese weise Absicht gelang, und der schwarzenbergische Entwurf wurde durch eine fürstliche Verordnung als Landesgesetz des Hochstifts Bamberg verkündet. Nachdem dasselbe 1508 und 1510 durch den Druck verbreitet worden war, fand es so großen Beifall, daß der Markgraf von Brandenburg das nämliche Gesetz 1516 in den Fürstenthümern Ansbach und Baireuth einführen ließ. Fortan stieg das Ansehen des Schwarzenbergischen Entwurfes so sehr, daß er im Jahre 1521 mit einigen Abänderungen von dem Reichsregiment in Nürnberg den Berathungen über die Gesetz-Revision zum Grund gelegt wurde. Endlich übergab man 1529 dem Reichstag den Entwurf eines neuen Strafgesetzbuchs, welcher im wesentlichen mit der Arbeit Schwarzenbergs, also dem bambergischen und brandenburgischen Gesetze übereinstimmte. Nachdem noch drei Jahre darüber berathen worden war, wurde jener Entwurf endlich auf dem Reichstag in Regensburg vom Jahr 1532 zum allgemeinen Reichsgesetz erhoben. Dasselbe erhielt die Aufschrift: der „Hals- oder peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karls V", und ist unter dem Namen der „**Karolina**" bekannt.

Die neue Geſetzgebung war nicht nur aus tiefer Sachkenntniß, ſondern auch aus ſcharfer Urtheilskraft hervorgegangen. Sie war überhaupt ein Werk der Reife und darum ungemein wohlthätig. Sowohl für das Verfahren in peinlichen Fällen, als über Art und Maaß der Strafe ſind beſtimmte Vorſchriften gegeben, ohne das richterliche Ermeſſen ungebührlich zu beengen. Gleichwohl muß die Karolina nach heutigem Stand der Geſittung noch als hart, ja ſelbſt als grauſam erſcheinen, und nichts beweiſt die Fortſchreitung der Kultur beſtimmter, als ſolche Thatſache. Offenbar war das neue Geſetz von menſchenfreundlichen Abſichten eingegeben: denn dem Angeklagten wurden zum Schutze der Unſchuld nach damaliger Zeit große Rückſichten erwieſen. Oefters drückt ſich auch das Mitleiden mit den unglücklichen Verbrechern aus, indem der Verurtheilte der „Arme“ genannt wird. Und gleichwohl iſt in dieſem verhältnißmäßig milden Geſetzbuch die Tortur beibehalten, und ſo zu ſagen ein wahrer Luxus in der Mannigfaltigkeit der Todesſtrafen entwickelt [2]). So widerlegt ſich der Irrthum und Gemeinplatz der guten alten Zeit.

---

[2]) Das Verzeichniß der Todesſtrafen der Karolina lautet in folgender Weiſe:

Zum fewer.

Mit dem fewer vom leben zum todt geſtrafft werden ſoll.

Zum ſchwert.

Mit dem ſchwert vom leben zum todt geſtrafft werden ſoll.

Zu der viertheylung.

Durch ſeinen gantzen leib zu vier ſtücken zu ſchnitten vnd zerhawen, vnd alſo zum todt geſtrafft werden ſoll, vnt ſollen ſolche viertheyl auff gemeyne vier wegſtraſſen offentlich gehangen vnd geſteckt werden.

Zum rade.

Mit dem rade durch zerſtoſſung ſeiner glider vom leben zum todt gericht, vnd fürter offentlich darauff gelegt werden ſollen.

Zum galgen.

An den galgen mit dem ſtrang oder ketten vom leben zum todt gericht werden ſoll.

Zum ertrenken.

Mit dem Waſſer vom leben zum todt geſtrafft werden ſoll.

Vom lebendigen vergraben.

Lebendig vergraben vnd gepfelt werden ſoll.

Vom ſchleyffen.

Item wo durch die vorgemelten entlichen vrteyl eyner zum todt erkent, beſchloſſen würde, daß der übelthetter an die richtſtatt geſchleyfft werden ſoll, So ſollen die nachuolgenden wörtlin an der ander vrtheyl, wie obſteht, auch hangen alſo lautend, Vnd ſoll darzu auff die richtſtatt durch die vnnerunfftigen thier geſchleyfft werden.

Von reiſſen mit glüenden zangen.

Item würde aber beſchloſſen, daß die verurtheylt perſon vor der tödtung mit glüenden zangen geriſſen werden ſollt, ſo ſollen die nachuolgenden wörter weither inn der vrthell ſtehn, alſo lautend, Vnd ſoll darzu vor der entlichen tödtung offentlich auff eynen wagen biß zu der richtſtatt vmbgefürt, vnd der leib mit glüenden zangen geriſſen werden, nemlich mit R. griffen.

Leibesſtrafen waren:

Abſchneidung der zungen.

Offentlich inn branger oder halßeiſen geſtelt, die zungen abgeſchnitten, vnd darzu biß auff fundtlich erlaubung der oberhandt auß dem landt verwiſen werden ſoll.

Wie bedeutend übrigens der Fortschritt gewesen sei, welcher durch Einführung der Karolina in der Gesetzgebung gemacht wurde, beweist schon der Umstand, daß dieselbe 300 Jahre lang in Uebung blieb.

Ein und zwanzigstes Hauptstück.

Fortgang der Reformation bis zum Religions-Gespräch von Regensburg.

(Vom Jahr 1532 bis 1546.)

Bald nach Abschluß des Nürnberger Religionsfriedens, und zwar am 16. August 1532, starb der Churfürst von Sachsen, Johann der Standhafte. Luther und alle seine Anhänger betrauerten tief den Verlust eines Mannes, welcher der evangelischen Lehre so treu angehangen war und so großen Vorschub geleistet hatte. Die Reformation selbst sollte durch die Regierungs-Veränderung in Sachsen übrigens nichts verlieren, da der Sohn des Geschiedenen, Johann Friedrich, dem Lutherthum eben so eifrig ergeben war, und zur Vertheidigung desselben noch mehr Thatkraft besaß. Zunächst machte der neue Churfürst verschiedene Versuche, den Kaiser für die Reformation günstiger zu stimmen, und als er diese fehlschlagen sah, arbeitete er an einer festen Vereinigung der protestantischen Stände. Nachdem er auf einer Versammlung in Braunschweig den Schmalkaldischen Bund theils befestiget, theils erweitert hatte, bemühte er sich, den König von England in das Bündniß der Protestanten zu ziehen.

Umgekehrt blieb der Kaiser unwandelbar zur frühern oder spätern Unterdrückung der neuen Lehre entschlossen, und da das schicklichste Mittel dazu die Berufung einer allgemeinen Kirchen-Versammlung zu sein schien, worauf die Protestanten selbst angetragen hatten, so nahm er diesen Entwurf nun mit Nachdruck auf. Die Gefahr von Seite der Türken war wieder entfernt worden, indem ein starkes Reichsheer unter die Fahnen Karls V. sich gestellt, und Solymann für gut befunden hatte, seinen Rückzug zu nehmen. Deßhalb eilte der Kaiser nun nach Italien, um den Pabst persönlich zur Ausschreibung des Konziliums zu bewegen.

Abhawung der finger.

Offentlich inn branger gestelt, vnd darnach die zwen rechten finger, damit er mißhandelt vnd gesündigt hat, abgehawen, auch fürther des landts bis auf kundtlich erlaubung der oberkeyt verweist werden soll.

Oren abschneiden.

Offentlich inn branger gestelt, beyde oren abgeschnitten, vnd des landts biß auff kundtlich erlaubung der oberkeyt verweist werden soll.

Mit rutten außhawen.

Offentlich inn branger gestelt, vnd fürther mit rutten außgehawen, auch des landts biß auff kundtlich erlaubung der oberhand verweist werden soll.

Klemens VII. fürchtete jedoch die Beschwerden wider die römische Kurie, welche selbst von katholischen Ständen auf dem Reichstag in Augsburg, und neuerlich wieder in Regensburg (1532) angeregt worden waren. Darum suchte er dem Verlangen des deutschen Reichsoberhaupts auszuweichen, und als er so gedrängt wurde, daß eine Verweigerung des Konzils nicht mehr möglich schien, bewilligte er die Anordnung desselben unter Bedingungen, denen sich nothwendig die Protestanten widersetzen mußten. Nicht genug, daß die Versammlung der Väter in einer italienischen Stadt vor sich gehen sollte, verlangte Klemens auch noch, daß dieselbe ganz nach der alten Weise, d. h. unter überwiegendem Einfluß des Pabstes geleitet werden solle, und die Protestanten sich im Voraus verpflichten müßten, allen Beschlüssen der Synode sich zu unterwerfen. Die evangelischen Stände berathschlagten über ihre Antwort auf einer besonderen Zusammenkunft in Schmalkalden, und vereinigten sich hier zu der Erklärung, daß das Konzil nothwendig in Deutschland abzuhalten und auch unabhängiger, überhaupt wesentlich anders, als früher, einzurichten sei. Ganz entschieden wurde vollends das Verlangen abgelehnt, daß die Evangelischen den Ausspruchen der Synode unbedingt Gehorsam leisten sollen.

So traten denn den Absichten des Kaisers neue Schwierigkeiten in den Weg; doch dieser blieb seinen Vorsätzen getreu, und suchte die Protestanten zunächst durch verdeckte Angriffe zu beunruhigen, und zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Deßhalb wurden die Prozesse des Kammergerichts wider die evangelischen Stände wegen eingezogener Kirchengüter erneuert. Da dieß dem Nürnberger Religionsfrieden vom Jahr 1532, zuwiderlief, so entstand unter den Protestanten eine große Erbitterung wider den Kaiser. Andere Vorfälle vermehrten noch diese gereizte Stimmung.

Der grimmigste Feind der Evangelischen, Herzog Georg von Sachsen, hatte äusserst gewaltthätige Mittel angewendet, um die Verbreitung der Reformation in seinem Lande zu hindern. Nicht genug, daß er seinen Unterthanen einen Eid abzwingen wollte, und zum Theil wirklich abnöthigte, die lutherische Lehre zu meiden [1]), verlangte er auch von ihnen die Beibringung eines Zeichens von dem Beichtvater, welches zum Beweise des katholischen Genusses des Abendmales diente. Dr. Martin Luther war über dieses Verfahren deßhalb so entrüstet, weil Herzog Georg dadurch Eingriffe in das Gewissen sich erlaubte. Er schrieb darum am Charfreitag 1533, einen Brief an seine Freunde in Leipzig, worin er in seiner gewohnten Weise scharf wider Herzog Georg auftrat [2]). Als der Bürgermeister Wolf Widemann schriftlich bei

---

[1]). Die vorgeschriebene Formel desselben ist abgedruckt in Luthers Werken (Jenenser Ausgabe, Th. VI, Fol. V. in tergo) und lautet also:

„ SChwere ich bey dem waren lebendigen Gott meinem Schepffer, vnd allen seinen lieben Helligen, der Lutherischen Ketzerey, in diesem vnd allen andern Artikeln, nimermehr anhengig zu sein, Sondern die verdammen, vnd verachten, Sie als Ketzerisch vnd jrrig zu halten, Vnd will nu vnd allweg der sein, Der der Kirche gebürlichen vnd schuldigen Gehorsam leiste. "

„ WNd wo zukünfftiger zeit ich in gemelte Lutherische Ketzerey fallen würde, Da mich Gott für behüte, So will ich mich jtzt, als denn, vnd denn als jtzt, aus rechter Wissenschafft bewilligt haben die scherff vnd straffe der Rechten, Wie die wider einen gefallenen auffgelegt, zu leiden vnd vnunterlaslich damit gestrafft zu werden, Als mir Gott helffe, vnd sein helliges Euangelium. "

[2]). Es kommen darin unter andern nachstehende Stellen vor:

„ NB aber Hertzog Georg auch sich vnterstehet, die heimligkeit des Gewissens zu erforschen, Were er wol werd Das man jn betröge, als einen Teuffels Apostel Wie man jmer mehr thun künde, Denn er helt solch fodderns nicht recht noch fuge, Vnd sündiget wider Gott vnd den helligen Geist. "

dem Reformator anfragte, ob er sich zu jenem Schreiben bekenne, erfolgte eine barsche Antwort. Endlich veröffentlichte Luther die Eidesformel, welche abtrünnige Protestanten in des Herzogs Landen schwören mußten, und verband damit ein förmliches Urtheil, nach welchem Georg vom Teufel besessen und seinem Verderben nahe sei. Die Sprache war niederschmetternd [3]) und erzürnte den Herzog so sehr, daß er am churfürstlich sächsischen Hofe wider Luther Beschwerde führte. Dr. Martin verantwortete sich schriftlich, und gestand alle Angriffe wider Georg nicht nur zu, sondern erneuerte sie auch. Außer einem wohlmeinenden Verweis und dem Rathschlag einer gemäßigtern Schreibart, hatte der Streit keine Folgen für Luther; indessen die bereits angeregte Erbitterung seiner Partei wurde durch den Schriftenwechsel und die Anklage des Reformators um so heftiger, als Herzog Georg auch mehrere Evangelische aus Leipzig vertrieben hatte.

Landgraf Philipp von Hessen, bei seinem unternehmenden Geist mit der Unthätigkeit seiner Glaubensgenossen schon lange unzufrieden, wollte jene gereizte Stimmung seiner Partei zu einem entscheidenden Schritt wider die Gegner benützen. Einer der erbittertsten Feinde des neuen Glaubens war der römische König Ferdinand, und wie schon dessen Wahl hartnäckig angefochten wurde, so hielt man auch dessen Festsetzung im Herzogthum Würtemberg für gefährlich. Um ihn aus dieser Stellung zu vertreiben, beschloß Philipp, dem Herzog Ulrich wieder zum Besitz seines Landes zu verhelfen. Da der Kaiser abwesend und König Ferdinand nicht in der Verfassung war, zur Behauptung von Würtemberg ein Heer aus Oestreich zu senden, so hätte nur der schwäbische Bund die Wiedereinsetzung Ulrichs verhindern können. Jener Verein war jedoch im Jahr 1533, nach Ablauf der vertragsmäßigen Zeit aufgelöst worden, weil mehrere Mitglieder derselben dem Schmalkaldischen Bunde beitreten wollten, und daher den kaiserlichen Vorschlag zur Erneuerung der schwäbischen Einigung ablehnten. Nichts schien daher der Eroberung Würtembergs im Wege zu stehen. Zur Vorsicht schloß der Landgraf von Hessen noch einen Vertrag mit dem König Franz von Frankreich, worin Letzterer zur Bezahlung von Hülfsgeldern (Subsidien) sich verpflichtete. Als Philipp einen Theil derselben erhalten hatte, vollendete er seine schon begonnenen Rüstungen, und rückte im Mai 1534, mit einem Heer von 15,000 Mann Fußgängern und 4,000 Reitern an die Grenzen von Würtemberg. Vergebens erließ das Reichskammergericht auf Antrag des Königs Ferdinand Strafen-Androhungen wegen Landfriedensbruch an Landgraf Philipp; dieser schlug vielmehr die Truppen des österreichischen Statthalters bei Lauffen, und besetzte ganz Würtemberg. So befand sich der vertriebene Herzog Ulrich noch vor Ablauf des Monats Mai 1534, wieder im Besitze seines Landes. König Ferdinand war wirklich nicht im Stande den Krieg fortzusetzen, oder etwas zur Wiedereroberung des

---

„ DArumb far hin lieber Reuber, Was du wilt das will ich nicht, Was ich aber wil, das wird Gott auch ein mal wöllen, das solt jr erfaren, Denn man mus dem Teufel das Creutz ins angesicht schlahen, Vnd nicht viel pfeiffen noch hofiren, So weis er mit wem er vmbgehet, Christus vnser HErr, Der stercke euch, vnd sey mit euch, Amen. Datum Wittemberg, am Karfreitag. Anno M.D.XXXIII. “

[3]). Der erste Absatz des Urtheils lautet wörtlich in folgender Weise:

„ Dr. Mart. Luth. sagt für bestendig vnd gewis, Das H. G. nicht allein geistlig, Sondern auch Leiblich vom Teufel besessen sey, Vnd das er nicht vor seinem Ende, Sondern vor seinem Verderben, das nu mehr nahe ist, so toll vnd rasend sey, Derhalben gar nicht zu hoffen, Das er sich bekere, vnd Busse thue, Sey auch nicht für jn, Sondern wider jn, zu beten, Das Gott endlich diese Landplage von der Welt neme, vnd stürtze sie in abgrund der Hellen. “

(Luthers Werke, Jenenser Ausgabe Th. VI, Fol. 5. in tergo.)

verlorenen Herzogthums zu unternehmen. Darum ſchloß er zu Kadan am 29. Juni 1534, einen Vergleich mit Ulrich und Philipp, nach welchem er zwar Herr von Würtemberg bleiben, Ulrich aber das Herzogthum als After-Vaſall Oeſtreichs zu Lehen erhalten ſollte. Ferdinand verpflichtete ſich ferner, die Einſtellung der Kammergerichts-Prozeſſe wider die Proteſtanten wegen eingezogener Kirchengüter bei dem Kaiſer auszuwirken.

Dagegen erkannten dieſe den Bruder des Kaiſers nunmehr als rechtmäßigen König der Deutſchen an.

Die wichtigſte Folge des Vertrags von Kadan beſtand darin, daß ſogleich das geſammte Herzogthum Würtemberg zur lutheriſchen Lehre ſich bekannte, daher die proteſtantiſche Partei einen mächtigen Zuwachs erhielt.

Während dieſer glücklichen Ereigniſſe für die Reformation regte ſich die fanatiſche Secte der Wiedertäufer von Neuem, um durch ſinnloſes und unſittliches Treiben großes Aergerniß zu geben. Durch die ſtrengen Maaßregeln der Reichsverſammlungen waren jene Schwärmer meiſtens aus Deutſchland verdrängt worden, und nur in den Niederlanden befand ſich noch eine kleine Gemeinde derſelben, welche jedoch um 1534, in Weſtphalen Anhänger für ihre Lehren zu gewinnen ſuchte. Zu dem Ende waren zwei Abgeordnete der Secte, der Bäcker Johann Mathias von Harlem und der Schneider Johann Bockhold von Leiden, unter andern nach Münſter gekommen. Dort lehrten ſie erſt im Stillen, fanden aber bald ſo vielen Zulauf, daß ſie ſogar der Regierung der Stadt ſich bemächtigten. Nachdem ſie den Magiſtrat, das Domkapitel und ſämmtlichen Adel vertrieben hatten, richteten ſie, wie einſt Thomas Müntzer in Mühlhauſen, das Reich Gottes und der Gütergemeinſchaft ein. Sie führten ganz die Sprache Müntzers und der fanatiſchen Thoren in Zwickau, indem ſie alle Menſchen gleich machen und die Geſetze, als Hinderniſſe der evangeliſchen Freiheit aufheben wollten [4]).

Johann Mathäus von Harlem befahl daher, daß bei Todesſtrafe Jedermann all' ſein Gold und Silber einliefere [5]). Der Schneider von Leiden dehnte hingegen die Reize des Reichs der Gütergemeinſchaft noch weiter aus, indem er zugleich die Vielweiberei erlaubte [6]). Auch hierin ging dieſer Prophet mit dem Beiſpiel voran; denn er nahm 3 Frauen, und darunter ſogar jene ſeines würdigen Collegen Mathäus. Andere folgten dem gegebenen Beiſpiel [7]).

Nach kurzer Zeit offenbarte ſich aber der eigentliche Zweck der begeiſterten Propheten: denn der Schneider von Leiden wollte nichts minderes, als ein geſalbter Fürſt werden. Er nannte Münſter

---

[4]). Sleidan. Lib. X in initio: Sanctimoniam quandam externam prae se ferunt, docent non licere Christianis in foro contendere, non gerere magistratum, non iusiurandum dicere, non habere quid proprium, sed omnia debere omnibus esse communia.

[5]). Sleid. Lib. X: Ioannes Mathaeus, mandabat, ut quod quisque haberet auri, argenti, rei mobilis, id omne deferret in medium, capitis proposita poena: & in hunc usum publica fuit constituta domus.

[6]). Sleid. Lib. X: Eorum haec erat summa, virum non esse devinctum uni coniugi, et licere quantunuis multas in matrimonium ducere.

[7]). Sleid. L.X: Mox ille ternas ducit uxores, quarum una fuerat eius, de quo diximus antea, magni Prophetae, Ioannis Mathaei, coniux. Hoc deinde exemplum alii quoque sequuntur, ita quidem, ut etiam in laude poneretur frequens matrimonii repetitio.

den Berg Zion und verkündete sodann als Befehl Gottes, daß er, der Schneider, König von Zion sein soll [8]).

Zu den Narrheiten kamen jetzt noch erhöhte sinnliche Ausschweifungen und ein höchst unsittliches Treiben, ja selbst grausame Ermordungen von anders, d. h. vernünftig Denkenden.

Gleichwohl behaupteten sich die Schwärmer siegreich gegen den Bischof von Münster, und suchten nun auch die Umgegend anzustecken. König Ferdinand, welcher von dem Bischof um Hülfe angerufen worden war, machte es zu einer der Bedingungen des Kadaner Vertrags, daß der Landgraf von Hessen zur Vertreibung der Münsterischen Wiedertäufer mitwirke. Philipp schloß hierauf im Jahre 1535 mit einigen andern Reichsständen die Stadt Münster ein; doch auch jetzt vertheidigten sich die Fanatiker mit der größten Standhaftigkeit. Die Eroberung der Stadt gelang nur dadurch, daß zwei Bürger einigen Bewaffneten des Bischofs bei nächtlicher Weile über den Wall halfen, welche sodann den Ihrigen die Thore öffneten. Solches geschah am 24. Juni 1535, worauf der König von Zion nach vorgängigen Qualen mit zweien seiner eifrigsten Anhänger hingerichtet wurde [9]). In Folge der wiedertäuferischen Schwärmerei wurde die bereits begonnene Reformation in Münster wieder unterdrückt. Sonst äußerte der Unfug keinen Nachtheil für die Protestanten, da man schon so verständig war, die evangelische Sache nicht für die Albernheiten verrückter Schwärmer verantwortlich zu machen.

Inzwischen und zwar am 25. September 1534 war Papst Clemens VII. verstorben, welcher der Berufung einer allgemeinen Kirchen-Versammlung so sehr sich widersetzt hatte. Die Kardinäle wählten einen weltklugen Mann aus dem Geschlecht Farnese, Paul III. zum Nachfolger, und dieser beschloß, die

---

[8]). Der Unsinn der Gütergemeinschaft war meistens nur auf Eigennutz der inspirirten Propheten abgesehen. So kam der Seher Storch von Zwickau unter andern auch nach Hof im Voigtland, um dort seine Lehre zu verbreiten. Was aber eigentlich der Zweck war, zeigt folgende Stelle der dortigen Stadt-Chronik (zusammengestellt von Heinrich Wirth. Seite 111—112.):

„Später kam dann Nikolaus Storch von Wittenberg aus auch hieher, um seine religiösen Schwärmereien unter den hiesigen Einwohnern zu verbreiten.

Unter dem Scheine als gehe er seinem Handwerke nach, arbeitete er anfangs bei Simon Klinger, Bürgermeister und Tuchmachermeister allhier.

Nachdem er sich aber ein wenig erwärmt hatte, und mit den Leuten bekannter geworden, fieng er auch die Verbreitung seiner Lehre an. Zunächst fand er bei seinen Gewerbsgenossen und einigen Mönchen Eingang seiner Meinungen, und trieb mit Hülfe derselben auch eine Zeit lang sein Wesen. — Als er und seine Anhänger aber, unter dem Vorgeben, daß sie sich unsichtbar machen könnten, den Bürgern die Braten und andere Speisen aus der Küche und vom Tische wegtrugen, dazu auch Wein und Bier aus den Kellern stahlen, so mußten sie heimlich die Stadt verlassen; denn die Bürger hatten die Unsichtbaren abgelauert, über ihrem Diebstahl ertappt und derb abgeprügelt."

Die klaren Höfer bezeigten sich demnach wider die Wundergaben des Tuchmachers etwas mißtrauischer und geistvoller, als der gelehrte Melanchthon in Wittenberg.

[9]). Die Strafe des Zwickens mit glühenden Zangen in der Karolina wurde wider Bockhold vor der Hinrichtung angewendet.

Man sieht also, daß es mit den grausamen Gesetzen jener Zeit Ernst war. Die Beschreibung der Marterung Bockholds bei Sleidan ist erschütternd.

Postridie rex in locum editiorem productus, alligatur palo. Aderant bini carnifices ac forcipes igniti. Ad treis primos morsus conticuit: deinde misericordiam dei continenter implorans, cum horam et amplius ad hunc modum laceratus esset, transacto demum per pectus mucrone, decessit.

lutherische Neuerung auf dem Wege der Staatskunst zu bekämpfen. Nach einem durchdachten Plan äußerte der neue Papst versöhnliche Gesinnungen gegen die Protestanten, und gab selbst die Nothwendigkeit kirchlicher Reformen zu. Eben deßhalb stellte er sich, als ob er eine allgemeine Synode nicht fürchte, sondern vielmehr wünsche, ja zur unverzüglichen Einberufung derselben entschlossen sei. Im Hintergrund seiner Seele lagen freilich wesentlich andere Absichten; gleichwohl ordnete er einen begabten Bevollmächtigten, den Legaten Paul Vergerius, nach Deutschland ab, um das Friedenswerk mit den Protestanten scheinbar ernstlich zu betreiben. Der päpstliche Nuncius entledigte sich seines Auftrages mit vollendeter Kunst, und suchte den Evangelischen den Glauben beizubringen, daß es der Kurie mit der Berufung eines Konziliums dieses Mal Ernst sei. Es fand sogar eine Unterredung zwischen Luther und Vergerius statt, in welcher beide Theile mit Höflichkeit und Würde sich benahmen. Die Protestanten hegten nichts desto weniger großes Mißtrauen wider die Absichten des Papstes, und suchten seinen Anträgen auszuweichen. Paul III. hatte Mantua als Versammlungsort der Väter vorgeschlagen, welche Stadt ja auch zum Reich gehöre; indessen die Protestanten machten Einwendungen gegen jedes Konzil außerhalb Deutschland. Zugleich verlangten sie über die Art der Leitung und der innern Einrichtung der Synode im Voraus Gewährschaften, damit der Papst dieselbe nicht beherrschen oder mittelbar nach seinem Willen leiten könne. Durch beide Bedenken erhoben sich unüberwindliche Hindernisse wider das Concil. Da jedoch die Evangelischen jetzt die lange begehrte Maaßregel ablehnten, so schien der apostolische Stuhl seinen Zweck erreicht, nämlich den Schein der Unversöhnlichkeit auf die Protestanten gewälzt, und dem Kaiser nunmehr Grund zur Anwendung von Gewalt gegeben zu haben.

Ob die Lutherischen dieß selbst fühlten, oder ob sie nur durch ihr gegründetes Mißtrauen gegen die Absichten des Kaisers zur Thatkraft getrieben wurden, genug, sie dachten ernstlich an ihre Vertheidigung. Im Dezember 1535 fand deßhalb eine neue Zusammenkunft in Schmalkalden statt, und hier wurden dem Bunde wieder neue Mitglieder gewonnen, namentlich die Herzöge von Würtemberg und Pommern, die Fürsten von Anhalt, der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Graf von Nassau. Man beschloß zugleich die Unterhaltung eines Heeres von 10,000 Fußgängern und 2000 Reutern, welches jedem Bundesglied gegen allenfallsiges Einschreiten des Kammergerichts zum Schutze dienen sollte.

Karl V. empfand über die Ablehnung der Kirchen-Versammlung von Seite der Protestanten ohne Zweifel große Entrüstung; allein er wurde im Jahr 1536 in einen neuen Krieg mit seinem alten Feind, Franz I. von Frankreich, verwickelt, und vermochte daher nichts gegen die Evangelischen zu unternehmen. Auch der Papst wußte aus jenem Ereigniß Nutzen zu ziehen, weil während des Krieges eine Kirchen-Versammlung unmöglich vor sich gehen konnte. Um nun von einer solchen befreit zu bleiben, und doch den Schein zu erregen, daß es ihm mit der Maaßregel Ernst gewesen sei, schrieb er die Synode am 2. Juni 1536 für den Mai des folgenden Jahres nach Mantua wirklich aus.

In Deutschland verbreitete sich die Sage, daß ein besonderer Legat des apostolischen Stuhles die Bulle mit der Einladung zur Erscheinung den Evangelischen überbringen werde. Die Maaßregel ward darum für so wichtig gehalten, daß der Churfürst Johann Friedrich in Sachsen von der Universität Wittenberg ein Gutachten forderte, wie man sich gegen den päpstlichen Bevollmächtigten zu benehmen habe. Luther gab bei dieser Gelegenheit einen neuen Beweis seines klaren Geistes und durchdringenden Scharfsinnes. Er durchschaute nämlich den Pabst vollständig, und überzeugte sich, daß jener das Konzil nicht weniger fürchte, als sein Vorgänger, dasselbe also vereitelt wünsche, doch die Schuld davon nur

auf die Protestanten zu schieben suche. Deßwegen rieth auch der Reformator, daß man sich von einer Maaßregel, die keineswegs so gefährlich sei, nicht einschüchtern, und das Erscheinen auf der Synode nicht unbedingt verweigern möge [10]). Trotz der triftigsten Gründe, blieb jedoch der Churfürst von Sachsen anderer Meinung und verlangte, daß das Konzil ohne weiteres abgelehnt, ja der päpstliche Bevollmächtigte schon an der Grenze zurückgewiesen werde. Letzteres geschah zwar nicht, auch wurde Luther beauftragt, zur allenfallsigen Vertheidigung der evangelischen Lehre diese in ihren wesentlichsten Sätzen neu darzustellen. Eine Versammlung der protestantischen Stände im Hornung 1537 zu Schmalkalden genehmigte ferner jenes Glaubens-Bekenntniß; aber am Ende sprach die Versammlung durch Stimmenmehrheit doch den Beschluß aus, daß man das ausgeschriebene Concilium nicht besuchen werde.

Kaiser Karl V. hatte seinen Vicekanzler Matthäus Held, nach Deutschland gesendet, um mit den Protestanten zu unterhandeln, und sie insbesondere zur Beschickung der ausgeschriebenen Synode zu bewegen. Da die bemerkte Zusammenkunft zu Schmalkalden (Hornung 1537) schon angeordnet war, als Held in Wien anlangte, so entschloß er sich zum Besuch derselben. Obgleich der kaiserliche Gesandte hier in öffentlicher Rede den evangelischen Ständen eindringlich zusprach, das Konzil zu besuchen, ob er ihnen gleich sogar Hoffnung machte, daß auf dieser Versammlung die Reform der Kirche durchgesetzt und aller Zwist gütlich beigelegt werden würde, so beharrten die Protestanten gleichwohl bei ihrer Weigerung. Der Vicekanzler ward hierüber so betroffen, und hielt überhaupt die Stellung der evangelischen Stände für so drohend, daß er von Seite der Katholiken Vertheidigungs-Maaßregeln gegen allenfallsige Angriffe der Protestanten für nothwendig erachtete. Nach vielen Bemühungen gelang es ihm, am 10. Juni 1538 in Nürnberg einen Bund der Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, und der Herzöge von Baiern, Georgs von Sachsen und Erichs sowie Heinrichs von Braunschweig zu Stande zu bringen. Diese Einigung, welche der heilige Bund genannt ward, sollte den Zweck haben, zwar nichts gegen den Nürnberger Religionsfrieden zu unternehmen, dagegen wechselseitig sich beizustehen, wenn die Protestanten einen An-

---

[10]). Die Erklärung Luthers ist in der That so merkwürdig, daß wir sie im Wesen mittheilen zu müssen glauben. Ihr Inhalt ist folgender:

„Mir ist kein Zweifel, der Pabst und die Seinen fürchten sich, und wollten das Concilium gehindert sehen, doch daß sie mit Glimpf rühmen könnten, es hätte an ihnen nicht gemangelt, weil sie es ausgeschrieben, Boten gesandt, und die Stände hätten rufen lassen — darum haben sie uns einen Teufels-Kopf hingestellt, davor wir erschrecken und zurückfliehen sollen, nämlich daß sie ein solch Concilium ausschreiben, worinn sie nichts von der Kirchen-Sachen, nichts von Art des Verfahrens, nichts von andern Sachen melden, sondern allein von Ausrottung der giftigen Lutherischen Ketzerei — damit wollen sie allein uns abschrecken, daß wir's weigerten, so wären sie dann sicher, und sprächen, wir hätten es gehindert. — Aber eben deßwegen, da wir noch dazu den Vortheil haben, daß es bei den Umständen der gegenwärtigen Zeit nur ein lauftigt verachtetes Concilium werden kann, darin wenig Potentaten sein werden, auch ohnehin Concilien schon ins Geschrei kommen sind, daß sie auch irren mögen, und schon oft geirrt haben — so wollte ich mich vor solchen Hanfputzen nicht fürchten, sondern sie lassen fortfahren, und dem Legaten keine abschlägliche Antwort geben, wenn schon auch dabei mich selbst nicht verstricken. — So brächte auch das groß Ärgerniß, vielleicht auch Abfall bei vielen guten Leuten, daß wir zu eben der Zeit, da der Türke vorhanden, und der Kaiser in Arbeit, das Concilium sollten weigern. Wiewohl ich es glaube, die Römischen Buben, weil sie wohl gewußt, daß es mit den Türken und Franzosen so stehen würde, haben sie das Concilium eben in dieß Jahr verlegt, auf daß, wenn es ja die Lutherischen nicht möchten hindern, daß doch durch den Türken oder Franzosen gehindert würde: wie wohl sie gewiß am liebsten möchten daß es möchte heissen von den Lutherischen gehindert."

griff versuchen, oder die Unterthanen der Bundesglieder zum Aufruhr verleiten, oder in einem solchen unterstützen würden.

Umgekehrt verstärkte sich auch die protestantische Partei bedeutend; denn es trat nicht nur Dänemark 1538 dem Schmalkaldischen Bunde bei, sondern es wurde auch zwischen den Lutherischen und den Zwinglischen ein friedfertiges Verhältniß hergestellt. Die Veranlassung zu der letztern Begebenheit gab der Uebertritt der vier oberländischen Städte zur lutherischen Lehre über das Abendmal. Jene Gemeinwesen, Straßburg, Konstanz, Lindau und Memmingen, hatten früher in Augsburg ein besonderes Glaubens-Bekenntniß übergeben, und waren durch ihre abweichende Meinung über das Abendmal von der lutherischen Partei streng geschieden. Im Jahr 1532 hatten sie zwar die Augsburger Confession angenommen; indessen es herrschte immer noch ein gewisses Mißtrauen der Lutherischen wider sie. Um den Frieden endlich gründlich zu stiften, sandten die oberländischen Städte zwei ihrer ausgezeichnetsten Männer, Bucer und Capito, nach Wittenberg. Dort brachte jedoch die geistige Ueberlegenheit des sächsischen Reformators die Wirkung hervor, daß Bucer und Capito, vielleicht wider Vorsatz und Willen, den Lutherischen Lehrsatz über das Abendmal annahmen. In Folge dieser Einigung ward durch die oberländischen Städte auch eine Versöhnung zwischen dem Reformator in Sachsen und den Schweizern vermittelt. Letztere traten der Einigung der oberländischen Städte mit Dr. Martin Luther im Jahre 1538 förmlich bei, und wenn auch beide Theile im Grunde bei ihren Meinungen blieben, so war doch äusserlich ein gutes Benehmen hergestellt, und dieß schon, den gemeinschaftlichen Feinden gegenüber, ein beträchtlicher Gewinn.

Seit der Errichtung des heiligen Bundes in Nürnberg, hatten sich die Besorgnisse eines Religionskrieges gesteigert, da man glaubte, daß die beiden feindlichen Einigungen leicht aneinander gerathen könnten. Von Seite der Katholiken hatte man besonders den thätigen Landgraf von Hessen im Verdacht, daß er auf Gewaltthätigkeiten sinne, und zu dem Ende heimlich rüste. Umgekehrt hegten die Evangelischen eine ähnliche Meinung von dem Herzog Heinrich zu Braunschweig. Nun begab es sich, daß Heinrich seinen Geheimschreiber mit Briefen an den Churfürst Albrecht von Mainz schickte, um diesen zur Thätigkeit wider den Landgraf Philipp aufzufordern. Es war darin der Rath gegeben, dem Landgrafen durch das Kammergericht die Einstellung der Rüstungen bei Strafe der Reichsacht befehlen zu lassen. „Wenn Philipp sich weigere, solle die Acht wirklich verhängt, und die Vollstreckung des Urtheils dem Herzog von Baiern und Heinrich von Braunschweig übertragen werden.“ Der Geheimschreiber reiste durch das Gebiet des Landgrafen und gab sich für einen Beamten des Churfürsten von Mainz aus. Da er aber erkannt wurde, so erregte seine falsche Angabe Verdacht, und Philipp ließ ihn gefangen setzen. Da man ihm seine Briefschaften abnahm, so erfuhr nun der Landgraf die Anschläge Heinrichs von Braunschweig. Dieselben wurden sogleich dem Churfürsten von Sachsen mitgetheilt, und die protestantische Partei bedeutend aufgeregt.

Gleichwohl sollte noch ein Mal ein Versuch gemacht werden, einen Frieden zwischen beiden Theilen zu vermitteln. Nachdem nämlich die Reformation im Jahre 1539 den großen Vortheil erlangt hatte, daß der neue Churfürst von Brandenburg, Joachim II. zu ihr übergetreten war, sollte sie nach dem Wunsche dieses Fürsten auch durch Erhaltung des Friedens befestiget werden. Joachim II. wandte sich in solcher Absicht zunächst an den König Ferdinand, und seine Anträge fanden geneigtes Gehör, weil Fer-

dinand von den Türken neue Angriffe befürchtete. Von Seite des Kaisers schien auch kein Hinderniß entgegen zu stehen: denn derselbe hatte den heiligen Bund von Nürnberg, welchen der Vicekanzler Held in seinem Auftrage eingeleitet zu haben vorgab, keineswegs ausdrücklich bestätiget. Ferdinand und Joachim II. brachten es daher durch viele Bemühungen dahin, daß eine Friedens-Unterhandlung für das Frühjahr 1539 nach Frankfurt ausgeschrieben wurde. Eine Zusammenkunft beider Parteien fand zwar statt.; allein ein wirklicher Friede konnte nicht zu Stande gebracht werden. Durch große Anstrengungen der Vermittler gelang es jedoch am Ende, einen verlängerten Stillstand der Waffen auszuwirken. Man vereinigte sich nämlich, daß vom 1. Mai 1539 an auf weitere 15 Monate keine Acht wider die Protestanten vollstreckt, auch sonst keine Gewalt wider sie geübt werden, und überhaupt zwischen beiden Theilen Friede sein soll. Dieser Vertrag von Frankfurt gereichte wieder zum Vortheil der Protestanten; denn sie gewannen abermals Zeit, und das führte nach der bisherigen Erfahrung immer zur Vergrößerung ihrer Partei.

Auch jetzt bewies sich solches sehr bald. Der größte Feind der Evangelischen, Herzog Georg von Sachsen, verstarb nämlich am 24. April 1539 und sein Nachfolger, Heinrich II., bekannte sich sogleich zur Reformation. Georg hatte für diesen Fall seinem Bruder Heinrich freilich die Enterbung angedroht, und seine Länder dem Kaiser vermacht, allein man kehrte sich keineswegs an eine letztwillige Verordnung, deren Rechtsgültigkeit Zweifeln unterlag. Da jetzt Luther in Leipzig öffentlich predigte, also an dem Orte, von dem so viel Feindseliges gegen die Reformation ausgegangen war, so erhob dieses wichtige Ereigniß den Muth der Protestanten eben so sehr, als es die Gegner betrübte.

Inzwischen hatten sich am apostolischen Stuhle merkwürdige Veränderungen zugetragen, welche ganz dazu geeignet zu sein schienen, einen entscheidenden und zwar wohlthätigen Einfluß auf die Reformation auszuüben. Es trat nämlich in Rom selbst eine kirchlich-reformatorische Richtung mit einer Entschiedenheit hervor, wie es früher nie der Fall war. An der Spitze derselben stand der Venetianer Contarini, ein Mann von Gelehrsamkeit, redlichem Willen, Gemeinsinn und sittlicher Gemüthlichkeit. Von Paul III. zum Kardinal ernannt, übergab er dem Kirchenoberhaupt schon im Jahre 1538 Vorschläge zu einzuführenden Verbesserungen. Paul III. wies die Verbesserungs-Anträge keineswegs kurz von der Hand weg, sondern er gestattete Berathungen und selbst einleitende Schritte hierüber. Was aber die Sache vollends wichtig machte, war die Thatsache, daß Kardinal Contarini nicht blos in der äußeren Einrichtung der Kirche, sondern in den wesentlichsten Glaubens-Sätzen Reformen anstrebte, welche jenen Luthers sich ungemein näherten.

Wie oben gezeigt wurde, entstand die protestantische Richtung durch die Lehre, daß der Mensch ohne eigenes Verdienst nur vermöge des Glaubens an Christus die Seligkeit erlange. Wurde dieser Satz von katholischer Seite zugegeben, so war eine Vereinigung beider Religions-Parteien in der That nicht mehr geradehin unmöglich: denn alle weiteren Streitpunkte betrafen nur logische Folgerungen aus jenem obersten Glaubenssatz, und konnten also bei der Vereinigung über ihn, nach gegenseitiger Billigkeit gütlich geordnet werden. Was bisher nie erlebt, und nie gehofft worden war, geschah nun wirklich; das Haupt der reformatorischen Richtung am apostolischen Stuhle, Kardinal Contarini, gestand die lutherische Theorie im Wesen als richtig zu. Er lehrte, wie der Reformator in Sachsen, daß der Glaube an Christus allein den Menschen rechtfertige. Daß eigenes Verdienst nichts dabei bewirke, wurde ausdrück-

lich zugegeben, und nur die Einſchränkung gemacht, daß der Glaube in entſprechenden Handlungen ſich wirkſam bezeigen müſſe. Das Letztere hatte jedoch Dr. Martin Luther im Grund genommen ebenfalls gelehrt, und wenn ſohin der Papſt zur Beſtätigung der Grundſätze Contarini's bewogen werden konnte, ſo war in der That für die Vereinigung der Religions-Parteien und die allgemeine Durchführung der Reformation die Möglichkeit begründet. Paul III. hatte ſich nun freilich früher dem Konzilium auf liſtige Weiſe zu entziehen geſucht; ſeit 1538 zeigte er ſich aber nachgiebiger, und ſo ſchwer es auch dem Papſte fallen mochte, zur Kirchen-Verbeſſerung ernſtlich die Hand zu bieten, ſo gab doch Contarini wenigſtens die Hoffnung nicht auf, dieſes große Ereigniß herbeizuführen. Die Zeit war daher ungemein wichtig.

Unter ſolchen Verhältniſſen war es, als Kaiſer Karl V. abermals einen Verſuch zu machen beſchloß, durch eine wechſelſeitige Unterredung der Religions-Parteien eine endliche Vereinigung zu ermitteln. Nachdem zu dem Ende eine Zuſammenkunft zuerſt in Speier, und ſodann in Hagenau (1540) veranſtaltet werden ſollte, fand ſie im Jänner 1541 zu Worms wirklich ſtatt. Da die Beſprechung zu keinem Ziel führen wollte, ſo ward ſie auf einen eben ausgeſchriebenen Reichstag nach Regensburg verlegt. Im April 1541 begannen hier die Unterhandlungen, und ihnen wohnte von Seite der Kurie als päpſtlicher Legat bei . . . Gaspar Contarini, der reformatoriſch, faſt lutheriſch geſinnte Kardinal!

Niemals waren die Hoffnungen einer friedlichen Beilegung der Kirchenſpaltung größer, und nie ſchienen ſie ihrer Verwirklichung näher zu ſtehen, als in dieſem entſcheidenden Augenblick. Zuvörderſt waren von beiden Theilen gemäßigte Männer zur Leitung der Unterhandlungen gewählt worden. Kaiſer Karl V. hatte ſich dieſes Geſchäft nämlich ſelbſt vorbehalten, und für die Katholiken Johann Eck, Julius Pflug und Johann Gropper, für die Proteſtanten dagegen Philipp Melanchthon, Martin Bucer und Johann Piſtor zu Wortführern ernannt. Johann Eck war freilich ein heftiger Mann; ſtand aber um ſo entſchiedener in der Minderheit, als Contarini einen großen Einfluß auf die katholiſchen Collocutoren ausübte.

Nach einer weiſen Reformation ernſtlich verlangend, begann jener Kardinal und päpſtliche Legat das Friedensgeſchäft in Regensburg mit ſo wichtigen Zugeſtändniſſen zu Gunſten der Proteſtanten, daß man die kühnſten Erwartungen für übertroffen hätte halten ſollen. In dem Entwurfe, welcher mit ſeiner Zuſtimmung den Verhandlungen zum Grund gelegt wurde, waren nämlich die vier weſentlichſten Glaubensſätze über die Folgen des Sündenfalles, über den freien Willen, die Erbſünde und die Rechtfertigung im Weſen ganz nach der lutheriſchen Vorſtellung vorgetragen. Dieß war ſo ſehr der Fall, daß die evangeliſchen Wortführer, Melanchthon an der Spitze, die beiderſeitige Uebereinſtimmung im Weſen der Lehre anerkannten und nur über die Faſſung einzelner Sätze noch Ausſtellungen machten [11]). Da auch in dieſer Beziehung die Katholiken ſich nachgiebig erwieſen, ſo ward über die vier Hauptgrundſätze des Glaubens eine Vereinigung zu Stande gebracht.

Die Zugeſtändniſſe, welche hiebei den Proteſtanten gemacht wurden, waren wirklich ſo groß, daß ſie Erſtaunen erregen mußten. Aus unſerer frühern Darſtellung wird man ſich erinnern, daß die Theorie

---

[11]). Melanchthon drückt ſich in einem Briefe ſehr beſtimmt auf dieſe Weiſe aus:

„ Adsentiuntur delecti, iustificari homines fide, & quidem in eam sententiam ut nos docemus. Formula composita est, quæ brevior est, quam causæ magnitudo postulat, tamen mediocris est. "

Luthers von der Unfreiheit des Willens in dem Reichstags-Abſchied von Augsburg thieriſch (Pecuina) genannt wurde. Und jetzt gaben die katholiſchen Wortführer in Regensburg zu: daß durch den Sündenfall auch die freie Willens-Beſtimmung des Menſchen vernichtet worden ſei: daß Niemand aus eigener Kraft ſittlich gut werden, ſondern nur durch den heiligen Geiſt vermöge des Glaubens an Chriſtus die Fähigkeit zum Guten erlangen könne. Das war alſo eine ächt lutheriſche Vorſtellung, und faſt eben ſo groß waren die Zugeſtändniſſe in den drei übrigen Fundamental-Lehren des Glaubens [12]).

Als die Verhandlungen zu den Folgeſätzen aus den Grundlehren und auf die äußere Einrichtung der Kirche übergingen, erhoben ſich dagegen unerwartet große Schwierigkeiten. Von katholiſcher Seite wollte man der Kirche allein das Recht zur Erläuterung der Bibel beilegen, während die Proteſtanten behaupteten, daß auch die Konzillen irren könnten. Gleichwie man in dieſer Beziehung ſich nicht vereinigen konnte, ergab ſich eine noch größere Spaltung bei den Grundſätzen über die Sakramente. Allmälig wurde die gegenſeitige Stimmung bitter, und man hob endlich die Verhandlung am 22. Mai 1541 mit der Erklärung auf, daß außer den verglichenen vier Sätzen eine weitere Vereinigung nicht möglich ſei. Als am 31. Mai dem Kaiſer über das Ergebniß der Vergleichs-Verſuche Bericht erſtattet wurde, bezeigte er ſein Wohlgefallen über die theilweiſe Einigung, ermunterte jedoch zugleich, auch in den noch ſtreitigen Sätzen aus allen Kräften nach einer Verſöhnung zu ſtreben. Karl V. äußerte hiebei ſogar den Wunſch einer allgemeinen Reformation der Kirche. Andrerſeits beſchloſſen einige evangeliſche Fürſten, der Churfürſt von Brandenburg und der Markgraf Georg, die möglichſten Anſtrengungen zu machen, um eine völlige Vereinigung der Religions-Parteien zu Stande zu bringen. Sie ordneten nämlich eine beſondere anſehnliche Geſandtſchaft, an deren Spitze der Fürſt von Anhalt ſtand, nach Wittenberg ab, und ließen durch ſie den Reformator Martin Luther erſuchen, daß er, als Schöpfer der neuen Lehre und Haupt der evangeliſchen Richtung, ſeinen Einfluß zur Vollendung des begonnenen Vergleichs benützen möge [13]).

Dr. Martin Luther konnte ſich indeſſen der Beſorgniß nicht erwehren, daß die römiſche Kurie eine Verſöhnung keineswegs ernſtlich wünſche, ſondern die Proteſtanten nur zu überliſten ſuche.

---

12). Wie entſchieden die Katholiken vornehmlich in dem Streit über den freien Willen nachgegeben hatten, beweist folgende merkwürdige Stelle ihrer deßfallſigen Erklärung in Regensburg:

Firma itaque et sana est doctrina, per fidem vivam et efficacem iustificari peccatorem. Nam per illam deo grati et accepti sumus propter Christum. Vocamus autem fidem vivam motum spiritus sancti, quo vere pœnitentes veteris vitæ, eriguntur ad deum, et vere apprehendunt misericordiam in Christo promissam, ut iam vere sentiant, quod remissionem peccatorum et reconciliationem propter meritum Christi, gratuita dei bonitate acceperunt, et clamant ad Deum Abba Pater, id quod tamen nulli obtingit, nisi etiam simul infundatur charitas sanans voluntatem, ut voluntas sanata quemadmodum D. Augustinus ait, incipiat implere legem. — Etsi autem is qui iustificatur, iustitiam accipit et habet per Christum etiam inhærentem, — quare ss. Patres iustificari etiam pro eo, quod est inhærentem iustitiam accipere, usurparunt: tamen anima fidelis huic non innititur, sed soli iustitiæ Christi nobis donatae sine qua omnino nulla est nec esse potest iustitia. Et sic fide in Christum iustificamur, seu reputamur iusti, i. e. accepti, per ipsius merita, non propter nostram dignitatem aut opera.

13). Die Botſchafter ſprachen in folgender ſchönen Weiſe zu Luther:

„Weil denn der Doctor durch göttlich Gnade und Erleuchtung, am erſten die Lahre wieder an Tag gebracht hat, ſo erſuchen ihn auch für alle ander, hochgedachte Chur- und Fürſten, mit gnedigem Begehr, wolle helfen verfördern,

Schon bei der Eröffnung der Unterhandlungen in Regensburg war diese Stimmung des Reformators an den Tag getreten, weil er den Churfürsten in Sachsen dringend vor dem Besuche des Reichstags warnte [14]). Als die Nachricht nach Wittenberg kam, daß man sich so schnell über die vier Hauptlehren vereiniget habe, wurde der Verdacht Luthers, daß Täuschung im Spiele sei, noch stärker. Nach den Berichten über die folgenden Anstände ging jener Verdacht zur festen Ueberzeugung über; denn der Reformator fand es unbegreiflich, wie man über Artikel Streit erheben könne, welche nur die logischen Folgerungen der verglichenen Fundamental-Grundsätze waren. Mit seiner gewöhnlichen Offenheit stellte Luther alle diese wichtigen Bedenken der an ihn abgeordneten Gesandtschaft vor, und erklärte unverholen, daß er an keine versöhnlichen Absichten der Katholiken glaube [15]). Gleichwohl wies er den Vergleich nicht ganz von der Hand, sondern rieth nur, daß man die vier verglichenen Hauptsätze ganz rein lehren möge. Indem er für diesen Fall die Hoffnung einer künftigen Vereinigung über die Nebensachen aussprach, zeigte er sich auch bereitwillig, über dieselben allen Streit für einige Zeit ruhen zu lassen.

Doch nicht bloß von evangelischer, sondern auch von katholischer Seite wurden Schwierigkeiten gegen eine endliche Vereinigung erhoben. Wie nach Wittenberg, mußten die verglichenen vier Sätze auch nach Rom zur Genehmigung gesendet werden, und hier erregten sie großes Erstaunen. Selbst die gemäßigten und annäherungsweise mit Contarini gleichgesinnten Kardinäle Caraffa und San Marcello äußerten ihr Befremden darüber. Der Pabst selbst wollte zwar die Genehmigung nicht unbedingt verweigern; gleichwohl erklärte er sich so ausweichend, daß leicht Verdacht zu schöpfen war. Dagegen verwarfen deutsche katholische Fürsten, die Herzöge von Baiern, die vier Vergleichs-Artikel geradezu, auch der Erzbischof von Mainz widersetzte sich denselben, und andere Katholiken äußerten gegen den Papst Paul III.

---

das darinnen christliche, leidliche Mittel getroffen werden, damit diese heilsame Lahre, auch weiter gebracht und weniger gewehret würde, denn zu verhoffen, da die Lehre vom Heuptartikel, weiter gebracht, müssen alsdenn die andern Mißbräuche auch fallen. "

„ Bitten derwegen schießlich, der Herr wolle selber gute Mittel und Wege anzeigen, die bemeltete Chur- und Fürsten mit Fleiß verfordern wollten, damit die streitigen Artikel gänzlich möchten abgeschnitten, oder je denn gute Maß getroffen werden. Doch suchen in dem nichts anders, denn das ohne Abbruch göttliches Worts, und Ärgerniß, wohl beschehen möchte, mit Bitte solchs im besten, und uns treuer Wohlmeinung zu vermerken. "

[14]). Luther schrieb an Johann Friedrich unter andern folgendes:

„ Auffs ander Stück E. C. F. G. persönlich Erscheinen zu Regensburg. Wir haben zwar zuvor immerdar, ehe denn wir solch E. C. F. G. Beschwerung gewußt, herzlich gewünschet, auch Gott gebeten, daß E. C. F. G. ja nicht persönlich auf den Reichstag zöge, in dieser schwinden fehrlichen Zeit. Denn E. C. F. G. Person ist der beste Mann, den der Teufel für andern Fürsten suchet und meinet. Und ist in keinen Weg zu rathen, daß sich euer C. F. G. aus dem Lande begeben, dafür wir auch noch herzlich und um Gottes willen, E. C. F. G. wollen gebeten haben. Uns drücken. auch Ursachen. '

„ Demnach ist unterthenigst Rath und Bitte, E. C. F. G. wollten im Lande bleiben, soll ein Fahr daraus entstehen, Kaiser ungnädig und zornig werden, Land und Leute zu wagen sein, so müssens E. C. F. G. Gotte befehlen der uns bisher nicht verlassen. " (Luth. W. Jen. Ausgb. Th. VII. Fol. 443.)

[15]). Seine scharfsinnige und bündige Erklärung lautete unter andern in nachstehender Weise:

„ Zum andern, daß die vier Artikel verglichen sollen sein, höret ich auch gern, ich habe aber der Formulen keine gesehen, ohne die eine von der Justification, ohne was ich des also höre geschehen. Aber ich habe E. F. G. vorgestern gesagt, das unmüglich sei, jenes Theil mit uns zu vertragen, und stehet auch nicht in Kais. Maiest. Vermögen, denn ob es gleich Kaiserl. Maiest. aufs allerhöchst und gnedigst ernst und gut meint, so ist es doch jenem Theil nicht Ernst,

ihre Unzufriedenheit über die, den Protestanten gemachten Zugeständnisse. Jetzt versagte die Kurie den Vorschlägen Contarini's rücksichtlich des Vergleichs über die päpstliche Macht und jene der Konzilien förmlich die Genehmigung, ja der Legat erhielt sogar den Auftrag, noch andere seiner Erklärungen zurückzunehmen.

Man verwarf endlich auch den Vorschlag, welchen Luther der an ihn abgeordneten Gesandtschaft gemacht hatte, und bewilligte selbst dem Kaiser nicht die verlangte einstweilige Duldung über die unverglichenen Lehren. Die Parteien selbst wurden wieder gegen einander erhitzt und das Versöhnungs-Werk scheiterte vollständig. Der Natur der Sache nach, war ein anderer Ausgang der Vergleichs-Versuche nicht wohl möglich; denn die Protestanten wollten und konnten eine Obergewalt des Papstes nie mehr anerkennen, und wie war von der Kurie jemals ein freiwilliger Verzicht auf ihre Macht zu erwarten? Der würdige Contarini täuschte sich daher, wenn er sich wirkliche Hoffnungen einer Versöhnung machte, und es war wiederum Dr. Martin Luther, welcher in der Sache sogleich Anfangs klar und deutlich sah.

Als sich die Vergleichs-Unterhandlungen von Regensburg gänzlich zerschlagen hatten, ergriff der Kaiser in dem Reichstags-Abschied vom 29. Juli 1541 das alte Mittel, die endliche Beilegung des Streites an ein künftiges allgemeines, oder wenigstens nationales Konzilium zu verweisen. Dabei wurde jedoch der Nürnberger Religionsfriede erneuert, und zugleich die vorläufige Einstellung aller kammergerichtlichen Prozesse wider die Evangelischen eingeschärft [16]). Der Reichstag in Regensburg vom Jahr 1541 gereichte daher wieder zum Vortheil der Reformation, und immer weiter dehnte sich jetzt der Kreis derselben aus.

Johann Friedrich, Churfürst in Sachsen, besetzte nicht nur den erledigten Bischofstuhl in Naumburg im Jahr 1542 mit einem eifrigen Lutheraner, Nicolaus von Amtsdorf, sondern legte sich auch die Landeshoheit über das Bisthum bei. Auf die Feindseligkeiten des Herzogs Heinrichs von Braunschweig gegen Goslar und seine eigene Hauptstadt, griffen Johann Friedrich und der Landgraf von Hessen dagegen vollends zu den Waffen. Da Herzog Heinrich unterlag, so wurde er zu Gunsten seiner Söhne der Gewalt entsetzt, und in seinem gesammten Fürstenthum die lutherische Lehre eingeführt. Während sogar der

---

mit Gott und nach der Warheit vertragen zu werden, wollen aber Kaiserl. Maiest. vielleicht also ein Nasen drehen, denn wo es ernst were, so würden sie die andern zehn Artikel nicht lassen unverglichen sein, als sie wohl wissen und verstehen, daß sie alle zehen gewaltiglich und in bona consequentia, aus den vier verglichenen, sonderlich aus dem Artikel der Justification, verdammt sind. Sie aber haben aus allen, diese zehen, so am hefftigsten wider die verglichene vier Artikel streiten und verdammen, behalten, daraus ich wohl kann verstehen, daß es jenes Theils Ernst nicht ist, daß sie denselbigen Artikeln ihren rechten Verstand wollen lassen. "

16). „In dem Reichstags-Abschied heißt es unter andern:

„ Und was betrifft die Acten und Processe, so bisher in Religion und andern geschehen, an unserm Kammergericht anhängig gemacht undergangen seind, derwegen bisher Streit gewesen, ob dieselben im Nürnbergischen Friedstand begriffen sein sollen oder nicht: dieselben Acten und Proceß wollen wir zur Erhaltung Friedens, Ruhs und Einigkeit im heiligen Reich deutscher Nation, und aus unser Kaiserlichen Macht und Vollkommenheit, so lang bis das gemeine oder National-Concilium, oder in dieser Sachen eine gemeine Reichsversammlung, wie obsteht, gehalten wird, suspendirt und eingestellt haben. "

Churfürst von Köln protestantische Theologen zur Reformation seines Landes berief, erklärten sich für die evangelische Lehre auch der Pfalzgraf von Neuburg, sowie die Städte Hildesheim und Regensburg. Selbst in Östreich und Baiern verbreiteten sich lutherische Gemeinden, und unaufhaltsam schien sich die Reformation über ganz Deutschland auszudehnen.

Karl V. konnte nichts wider die Protestanten unternehmen, weil er nach dem Reichstage in Regensburg vom Jahr 1541 zuerst in eine unglückliche Unternehmung gegen Algier, und dann in einen neuen Krieg mit dem König von Frankreich verwickelt worden war. Als er aber mit Franz I. am 18. September 1544 zu Crespy Frieden geschlossen hatte, wandte er seine volle Thätigkeit der Beilegung der Religions-Spaltung in Deutschland zu. Von Seite des Papstes wurde eine neue Synode für das Jahr 1545 nach Trident ausgeschrieben, deren Besuch die Evangelischen abermals verweigerten. Der Kaiser, nunmehr zu entscheidenden Schritten entschlossen, machte im Jahr 1546 den letzten Versuch der Güte, indem er zwischen katholischen und protestantischen Theologen ein Religionsgespräch in Regensburg veranstaltete. Da das Konzil von Trident wirklich eröffnet worden war, und entschieden feindselige Gesinnungen wider die Lutherischen offenbarte, so benahmen sich auch die katholischen Theologen in Regensburg sichtbar zurückhaltend. Ja sie nahmen endlich alles zurück, was man bei der Verhandlung des Jahres 1541 den Protestanten zugestanden hatte. Nun verschwand jede Hoffnung einer Versöhnung, und das Gespräch in Regensburg wurde plötzlich abgebrochen.

Obgleich die Evangelischen an der Vereitelung dieses Sühne-Versuchs keine Schuld trugen, zeigte Kaiser Karl V. große Strenge wider sie, und verrieth überhaupt die Absicht, nach vieljährigen vergeblichen Unterhandlungen endlich die Entscheidung durch die Waffen zu versuchen. Bevor er diesen Entschluß in's Werk setzte, trat eine andere Begebenheit ein, welcher wir einen besonderen Abschnitt widmen müssen.

Zwei und zwanzigstes Hauptstück.

Die letzten Lebensjahre und der Tod Dr. Martin Luthers.

(Vom Jahr 1544 — 1546.)

Während über das Schicksal der Reformation im Jahr 1546 eine entscheidende Krisis sich vorbereitete, rückte das Lebensende des Mannes heran, welcher das große Werk geschaffen und mit bewunderungswürdiger Ausdauer durchgeführt hatte. Dr. Martin Luther hatte um diese Zeit noch nicht das drei und sechzigste Lebensjahr zurückgelegt; allein seine Anstrengungen im Wirken für die Wahrheit, Aufklärung und Humanität waren zu anhaltend und zu ausserordentlich, um nicht die größte Kraft frühzeitig aufzureiben. Wenn wir den Umfang der öffentlichen Thätigkeit des Reformators von 1517 bis 1546, also in dem langen Zeitraum von neun und zwanzig Jahren überblicken, so können wir des

Staunens unmöglich uns erwehren. Schon seine wissenschaftlichen Arbeiten sind von einer Ausdehnung, daß sie ein Menschenleben füllen konnten: denn welche Unternehmung war neben der Feststellung der wahren christlichen Lehre in allen ihren wesentlichen Theilen nur die Uebersetzung der Bibel? Gleichwohl waren alle diese mühseligen Studien und Leistungen, verbunden mit dem Lehramt an der Universität Wittenberg, und dem angreifenden Geschäft des ersten Volks-Predigers, fast unbedeutend gegen den harten Kampf, welchen Luther neun und zwanzig Jahre lang wider die Macht des Papstthums führte!

Als seine Lehre Wurzeln gefaßt hatte, war der Doktor, wie er mit Recht vorzugsweise genannt wurde, der politische Mittelpunct seiner gesammten Partei. Nichts Wesentliches geschah ohne seinen Rath, überall mußte er durch Gutachten die Entschließungen der reformatorischen Richtung leiten. Wie viele Versuche zur Vermittlung, wie viele Disputationen, Gespräche und Unterhandlungen fielen nur in dem Zeitraume von neun und zwanzig Jahren vor, wie oft war die Reformation der Berathungs-Gegenstand auf den Reichsversammlungen? Und jederzeit hatte Luther in der Vertretung seiner Partei die Hauptgeschäfte zu verrichten! Der Reformator war zugleich der Rathgeber aller seiner Anhänger in ihren besonderen Angelegenheiten. Sollte eine Kirche oder Schule nach neuen Grundsätzen eingerichtet werden, so ward um das Gutachten Luthers gebeten; bedurfte man eines Pfarrers, mußte Er ihn vorschlagen; entstand ein Zweifel über irgend eine Religionsfrage, so berief man sich auf Seine Entscheidung. Ja sogar im häuslichen Leben betrachteten die Lutherischen ihren Führer als Tröster und Schützer. Wer an Gemüths-Unruhen litt, wer um der Religion willen verfolgt wurde, wer durch den Tod eines Familiengliedes in Schmerz versetzt war, wendete sich an Dr. Martin Luther, um Linderung seines Kummers zu erhalten. Und nie ließ der milde Mann den Hülferuf ohne Gewährung. So sehr er auch von allen Seiten Deutschlands mit Bitten der Art bestürmt wurde, gleichwohl sendete er immer seinen gemüthreichen Trostbrief. Schon die ungeheure Masse von Antwortschreiben der Art, welche in seinen Werken gesammelt sind, erregen die Verwunderung: — wie viele mögen aber noch unbekannt sein, und in den Archiven verborgen liegen [1]).

---

[1]). Auch die Stadt Hof, bald der Reformation zugethan, suchte bei Luther wegen erlittener Verfolgung Trost. Der Doctor schrieb den dortigen Protestanten folgenden schönen Brief:

„Martin Luther an die verehrten Brüder in Christo und treuen Bürger der Stadt Hof, Kaspar Löhner, Pfarrer, und Nikolaus Medler, Schullehrer!

„Gnade und Friede in Christo. Ich habe euern Brief gelesen, meine besten Brüder, in welchem ihr euch meinen „Rath erbittet: ob ihr jenen listigen Feinden des Evangeliums weichen sollet? Ich meine aber, daß ihr auf keinen „Fall weggehet, damit es nicht scheine, als wollet ihr die Heerde wie Söldlinge verlassen. Fahret vielmehr in den „euch obliegenden Pflichten fort, und thut bei der von euch erkornen Kirche alles, was ihr zu thun für nöthig haltet, bis „sie euch entweder mit Gewalt hinauswerfen, oder durch einen obrigkeitlichen Befehl ausweisen. Sonst müsset ihr dem „Wüthen des Satans nicht weichen. Ihr seid auch die einzigen nicht, die solches Ungemach zu ertragen haben. Die „Verfolgung unserer aller von Innen (Kirche) und namentlich von unseren Brüdern, auch unter der besten Obrigkeit, „ist nicht zu bezweifeln. Weil wir indeß von der äußern Verfolgung frei sind, die Lehre des Evangeliums aber ohne „Verfolgung weder bestehen, noch wachsen kann, so muß wenigstens jene innere ertragen werden. Es will und muß „doch gelitten sein; sei es von innen oder von aussen. Seid daher stark, traget dieses Ungemach wie Christus, und ihr „werdet eure Seele beruhigt finden.

„Gott selbst, unser Führer und Rathgeber, schütze und tröste euch mit seinem heiligen Geiste, Amen.

„Wittenberg am 7. Juni 1531." (Höfer Chronik zusammengestellt v. H. Wirth.)

Es ist sehr schwer, von dem Umfange einer neun und zwanzigjährigen Wirksamkeit der Art eine genaue Vorstellung zu gewinnen, dagegen leicht begreiflich, wie sehr die Kräfte des Mannes frühzeitig nachlassen mußten. Dr. Martin Luther hatte sich im Jahr 1525 nach dem Wunsche seiner Ältern mit Katharina von Bora verheirathet, und in zufriedener Ehe gelebt. Er hatte drei Söhne, und war bei seiner gemüthlichen Natur ein guter Familienvater. So gering seine Einnahme und Vermögensstand auch waren, so lebte er bei seiner Genügsamkeit doch froh im häuslichen Kreise. Die Aufmerksamkeit und liebreiche Pflege seiner Gemahlin, wie der nähern Freunde, bemühten sich eifrig um Bewahrung seiner Gesundheit; dessenungeachtet zeigte sich vom Jahre 1544 an ein rasches Altern bei ihm. Sowie die Kräfte abnahmen, verlor sich auch die frühere Heiterkeit des Geistes, und Luther wurde allmälig düster, ja fast mürrisch.

Aeussere Umstände trugen noch dazu bei, um diese Stimmung zu vermehren, und die letzten Lebensjahre des großen Mannes zu trüben. Das bitterste Gefühl, welches er in seinem ganzen Leben empfunden hatte, war seine Unzufriedenheit mit der abweichenden Lehre der schweizerischen Reformirten über das Abendmahl. Luther war sich klar bewußt, welches Maaß von Muth, Charakterstärke und Geisteskraft nothwendig war, um den ungleichen Kampf mit dem Pabstthum zu beginnen. Vor ihm hatte denselben Niemand in so entschiedener Weise gewagt, wie der ehrwürdige Zwingli selbst gerecht anerkannte. Unerträglich schien es daher dem eigentlichen Urheber der Reformation, Dr. Martin Luther, zu sein, daß diejenigen, denen er zum öffentlichen Bekenntniß der bessern Lehre erst Muth gemacht und die Bahn gebrochen, ihn über Glaubenssätze meistern wollten. Von dem Standpunkt geschichtlicher Unpartheilichkeit kann man das Benehmen Luthers in dem Sakraments-Streit mit den Zwinglischen allerdings nicht rechtfertigen, da Letztere in der Sache selbst Recht hatten, und noch überdieß in dem Streite sowohl versöhnlicher als bescheidener sich erwiesen. Dagegen läßt sich die Empfindlichkeit Luthers aus den angegebenen Gründen sehr leicht erklären, und wer wollte dem unsterblichen Manne bei seinen ausserordentlichen Verdiensten um die Menschheit eine so kleine Schwäche nicht zu gut halten?

Wie dem aber auch sei, so wurden dem Reformator durch den Zwiespalt mit den Zwinglischen jedenfalls seine letzten Lebensjahre verbittert. In seiner Seele setzte sich nämlich der Verdacht fest, daß Philipp Melanchthon insgeheim der Lehre Zwingli's sich zuneige [2]). Bei der großen Abneigung, welche er gegen die Anhänger dieser Lehre hegte, konnte ihm nichts entsetzlicheres begegnen, als den treuen Gehülfen seiner langen öffentlichen Wirksamkeit, den Freund seiner Seele, sein zweites Ich zu seinen Todfeinden übergehen zu sehen. Luther litt unsäglich durch diese Befürchtung, und zog sich nun verschlossen in sich selbst zurück.

---

[2]). Er erklärte sich gegen den Kanzler Brück über diesen Verdacht selbst, und zwar in nachstehender Weise:

„Er wisse freilich nicht, wie er mit Philipp wegen seiner Meinungen vom Sacrament daran sei; denn er nennte es nicht anders und hielte es also auch wohl für nichts anders, denn für eine bloße Ceremonie: hätte ihn auch lange Zeit nicht gesehen das heilige Abendmahl empfahen, wohl aber hätte er schon allerhand argumenta vorgebracht, daraus er vernommen, wie er fast Zwingli'scher Meinung wäre; doch wie es in seinem Herzen stünde, wisse er noch nicht. Aber er wollte sein Herz mit Philipp theilen und wollte ganz gern, daß sich Philippus als ein hoher Mann nicht möchte von ihnen und von der Schule allhier abthun — würde er aber freilich auf der Meinung verharren, so müßte die Wahrheit Gottes vorgehen."

Selbst seine Stellung an der Universität Wittenberg ward jetzt unbehaglich, ja fast unerträglich. Von allen seinen Amtsbrüdern geachtet, geliebt, bewundert, war er bisher auch an der hohen Schule der Mittelpunkt aller geistigen Thätigkeit, die eigentliche Seele der Anstalt gewesen. Da aber auch Melanchthon mit Recht hochgeschätzt und innig verehrt wurde, da man nur mit Schmerz eine heimliche Kälte zwischen beiden hochstehenden Männern sich anspinnen sah, so kehrte sich das Mißtrauen Luthers auch gegen die Mehrheit seiner Collegen. Seine Gemüths-Stimmung war nun so trübe, daß er Wittenberg im Jahr 1544 sogar zu verlassen beschloß, und nur mit Mühe durch die Vorbitte der gesammten Universität von jenem Entschluß abgebracht werden konnte [3]). Desto heftiger erneuerte er dafür seinen Streit mit den Schweizern durch eine Schrift, welche im Jahr 1544 erschien [4]).

Immer düsterer und verschlossener ward fortan die Gemüths-Stimmung des Reformators, und nur ein Vorfall gab ihm noch eine kleine Erheiterung. Man verbreitete nämlich im Jahre 1545 von Rom aus eine Schrift in italienischer Sprache, worin berichtet wurde, daß Dr. Martin Luther gestorben, und daß sein gottloser Leib vom Teufel geholt worden sei. „Durch dieses Ergebniß", hieß es ferner, „hätten Viele ihr Leben gebessert und zur rechten Kirche sich zurückgewendet." Luther war über jene Schrift so ergötzt, daß er sie selbst ins Deutsche übersetzte und durch den Druck verbreitete [5]). Unter die Uebersetzung schrieb er folgendes:

„Und ich Martinus Luther P. bekenne und zeuge mit dieser Schrift, daß ich solchs zornig Gedichte von meinem Tod empfangen hab am 21. Martii, sehr gerne und frölich gelesen, ausgenommen die Gotteslesterung, da solche Lügen der hohen, göttlichen Majestet wird zugeschrieben. Sonst thut mirs sanft auf der rechten Kniescheiben, und an der linken Ferse, das mir der Teufel und seine Schupen, Papst und Papisten so herzlich feind sind, Gott bekere sie vom Teufel. Ists aber beschlossen, das mein Gebet für die Sünde zum Tod, vergeblich ist, wolan, so gebe Gott, das sie ihr Maaß voll machen, und nichts anders, denn solche Büchlin zu ihrem Trost und Freuden schreiben. Laß immer hinfahren,

---

3). In einem Schreiben Crucigers an Veit Dietrich vom 14. Hornung 1544, heißt es,

„Non diu est cum levicula re offensus, sed conceptis suspicionibus, quas secum multas ac diu aluit tacite, credo adversus nos omnes, vix omnium precibus ac lacrimis placari potuit et retineri, ne et ecclesia et schola deserta abiret."

4). Kurzes Bekenntniß vom Abendmahl. Luthers Werke Jen. Ausg. Th. VIII. fol. 174.

5). Es kommen darin folgende Stellen vor:

„Auff das das Volk abstünde von solchem großen Irrthum, Zerstörung und Verderbniß, welche obgenannter Luther in dieser Welt hat angericht, darumb alsbald sein Leib ins Begrebniß ist geleget worden, ist alsbald ein schrecklicher Rhumor und Gethümmel gehört worden, als fiele Teufel und Helle in einander."

„Die folgend Nacht an demselbigen Ort, da der Leib Martini Luthers war begraben, hat jedermann gemeinlich gehört ein größer Ungestüm denn das erste. Darumb auch das Volk aufgestanden, und kam in eine große Furcht und Entsetzung. Derhalben, als es Tag ward giengen sie hin, auffzuthun das Grab, da der gottlose Leib des Martin Luther hingeleget war, welches Grab, als es auf ward gethan, sahe man, daß da weder Leib, oder Fleisch, noch Bein, noch einige Kleider waren, aber es war alles voll solch geschwebliches Gestankes, daß es Alle, die umher stunden, krank machte. Dadurch viel ihr Leben haben gebessert zu dem heiligen, christlichen Gauben, zu Ehre, Lob und Preis Jesu Christi und Befestigung und Bekrefftigung seiner heiligen, christlichen Kirchen, die da ist ein Pfeiler der Wahrheit."

sie fahrn recht, *sic voluerunt*, ich will dieweil zusehen, wie sie wollen selig werden, oder wie sie büssen, und widerrufen mögen alle ihre Lügen und Gotteslästerungen, damit sie die Welt füllen" [6].

Im Mai oder Juni 1545 hatte Luther seinen Vorsatz Wittenberg zu verlassen, wirklich ausgeführt, ja er schrieb sogar an seine Gemahlin, daß er nicht mehr dahin zurückzukehren gedenke. Da man von diesem Schritt großen Nachtheil für die Universität Wittenberg befürchtete, so vereinigte sich alles, um den Reformator zur Rückkehr zu bewegen, welche denn endlich auch erfolgte. Schon am 23. Januar 1546 reiste aber Dr. Martin Luther wieder von Wittenberg ab, um auf die Bitten der Grafen von Mansfeld durch seine überwältigende Persönlichkeit verschiedene Irrungen in ihrer Familie zu vermitteln und zu vergleichen. So hart ihm das Geschäft in seiner damaligen Lage ankam, wollte er sich demselben doch willig unterziehen, um durch Versöhnung der Grafen von Mansfeld seiner Heimatlandschaft wieder Ruhe zu geben. Am 24. Januar 1546 langte der Reformator in Begleitung seiner drei Söhne Johann, Martin und Paul, in Halle an, und verweilte wegen hohen Wasserstandes bis zum 27. alldort. Auch diese Ruhezeit sollte zum Wirken benützt werden, und darum predigte der Doctor am 26. in Halle. Nachdem er am 29. desselben Monats in Eisleben angekommen war, unterzog er sich dort bis zum 17. Hornung täglich dem verwickelten Vermittlungs-Geschäft zwischen den Grafen und predigte noch überdieß vier Mal in besonders eindringlicher Weise.

Schon vor seiner Ankunft in Eisleben war Dr. Luther im Wagen so schwach geworden, daß man für sein Leben fürchtete. Durch Reibung mit warmen Tüchern hatte man dem Uebel begegnet, und Luther war wieder ziemlich wohl. Im traulichen Zwiegespräch mit seinen Freunden äusserte er des Abends oft daß er bei seinem Alter die Last der Geschäfte jetzt doch empfinde, darum endlich ein Mal sich zur Ruhe zu setzen gedenke. Der alternde Mann erfreute sich sehr an diesem Gedanken, und sagte, daß er bei seiner Rückkehr nach Wittenberg sogleich in den Ruhestand sich versetzen lassen wolle. Allein die Freude, von seinen ungeheuern Arbeiten auszuruhen, und noch einige Jahre sorgenlos und heiter zu verleben, sollte dem Reformator nicht zu Theil werden; denn schon am 17. Hornung 1546 kehrte die Schwäche noch in Eisleben zurück, und ein segenreiches, vielbewegtes Leben stand nun an seinem Ziele.

Dr. Jonas, der bewährte Freund Luthers, umgab mit des Leztern drei Söhnen das Lager des Kranken. In der Nacht vom 17. auf den 18. Hornung nahm die Schwäche so zu, daß der Reformator sein herannahendes Ende fühlte. „Ach lieber Doctor Jonas", sagte er, „ich acht, ich werde hier zu Eisleben, da ich geboren und getauft bin, bleiben." Zwei Aerzte eilten nun herbei; der Graf Albrecht von Mansfeld und seine Gemahlin begaben sich der Pflege willen zu dem Kranken, und noch andere Personen, insbesondere M. Celius, boten freundlich ihre Dienste zu gleichem Zwecke an. Dr. Jonas und

---

[6]). Damit hatte Luther noch folgende Verse verbunden, welche das Bewußtsein seiner Macht aussprachen:

Papa quid ægroto sua fata precare Luthero,
Nil melius, vivat, seu moriatur, habes.
Is tua, dum vivit, pestis te affligit & urit:
Mors tua tunc certe, cum morietur, erit.
Dura lues pestis, sed mors est durior illa:
Eligo nunc utrum, perfide Papa, velis.

M. Celius suchten dem Leidenden Hoffnung auf Genesung einzuflößen; allein dieser erklärte bestimmt, daß er seinen Geist aufgeben werde. Darauf begann Dr. Martin Luther in folgender Weise laut zu beten:

„O mein Himlischer Vater, ein Gott und Vater unsers HErrn Jhesu Christi, du Gott alles Trostes, ich dancke dir, Das du mir deinen lieben Son Jhesum Christum offenbaret hast, An den ich gleube, Den ich geprediget und bekand hab, Den ich geliebet und gelobet hab, Welchen der leidige Bapst, und alle Gottlosen schenden, verfolgen, und lestern, Ich bitte dich, mein HErr Jhesu Christe, las dir mein selichen befolhen sein. O Himlischer Vater, ob ich schon diesen Leib lassen, und aus diesem Leben hinweg gerissen werden mus, So weis ich doch gewis, Das ich bey dir ewig bleiben, und aus deinen Henden mich niemands reissen kan.“

Da die Krankheit sichtbar zunahm, versuchte ein Arzt noch die Wirkung einer Arznei, welche er für Nothfälle bei sich trug; Luther betheuerte hingegen wiederholt die Unabwendbarkeit seines Todes, und sprach deßhalb drei Mal sehr schnell: »Pater, in manus tuas commendo spiritum meum. Redemisti me Deus veritatis. (In deine Hände befehle ich meinen Geist, Vater; Du hast mich erlöst, Gott der Wahrheit).“

Hierauf ward er still, und als man ihn rüttelte, rieb und ihm zurief, öffnete er die Augen nicht und gab auch keine Antwort.

Später gelangte Luther wieder zum Bewußtsein, und in diesem Augenblicke richteten Dr. Jonas und M. Celius folgende Frage an ihn:

„Verehrungswürdiger Vater! Wollet ihr auf Christum und die Lehre, wie ihr die geprediget, beständig, sterben?“

Es war gefährlich, eine solche inhaltschwere Frage einem Sterbenden vorzulegen, dessen Bewußtsein und klare Denkkraft im Schwinden war. Allein Dr. Martin Luther sprach so fest, daß man es deutlich hören konnte:

„Ja!“

Gleichsam als hätte er nun sein letztes Geschäft verrichtet, sein Werk vollendet und gekrönt, seine Rechnung mit der Erde abgeschlossen, wendete sich der Doktor auf die andere Seite, und begann zu schlummern. Nach einer Viertelstunde wurde er plötzlich sehr bleich, holte tief, doch leicht Athem und entsendete noch vor Anbruch des Tages seinen kühnen Geist.

Ruhig und sanft war das Hinscheiden des erhabenen Mannes!

So starb Dr. Martin Luther am 18. Hornung 1546 zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld.

Als schon die Heldenseele entschwunden war, wollten die Umstehenden den Gedanken daran noch nicht ertragen. Vor dem Verscheiden waren auch der Graf Heinrich von Schwarzenburg mit seiner Gemahlin an das Krankenbett gekommen. Diese mit jenen von Mansfeld jammerten laut, und rieben sammt Jonas, Celius und Aurifaber den Todten noch längere Zeit, bis sie der Gewißheit weichen mußten. Früh um vier Uhr erschienen der Fürst Wolf von Anhalt, mehrere Grafen und Herren, und alle erhoben ihre Stimme, und weinten laut, wie der große Verklärte so schön gesagt hatte. Alsdann strömten auch die Bürger von Eisleben herbei und ergossen heiße Thränen über den todten theuren Leib.

Am 19. Hornung ward die Leiche in die Hauptkirche zu St. Andreas getragen, begleitet von vielen Großen und der gesammten Bevölkerung der Stadt. Dort predigte Dr. Jonas, während M. Celius vor dem Abgang der Ueberreste des Reformators nach Wittenberg eine ergreifende Rede hielt.

Der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen wünschte nämlich, daß der erhabene Todte seine lezte Ruhestätte an dem Orte finde, wo er seine colossale öffentliche Wirksamkeit eröffnet hatte. Nachdem die Grafen von Mansfeld nicht ohne Widerstreben eingewilliget, fuhr die Leiche am 20. Hornung 1546 von Eisleben ab. Graf Hans und Hans Hojer von Mansfeld geleiteten dieselbe mit 45 gerüsteten Pferden. Als der Zug der Stadt Halle sich näherte, strömte ihm der größte Theil der Bevölkerung entgegen. Unter den Thoren empfingen die Pfarrherren, der Rath der Stadt und die Schullehrer mit allen ihren Zöglingen ehrerbietig die Leiche.

Am 22. Hornung gelangte der Zug vor den Thoren von Wittenberg an, wo alle Professoren und Studenten der Universität, der Rath und die ganze Bürgerschaft versammelt waren. Mit großer Feierlichkeit wurden die theuern Ueberreste hierauf in die Schloßkirche gebracht, und dort hielt Dr. Bugenhagen eine rührende Predigt. Ihm folgte in lateinischer Rede Dr. Philipp Melanchthon, um die verwaiste Kirche und hohe Schule einigermassen zu trösten.

Der Eindruck, welchen der Tod des großen Reformators hervorbrachte, war überall gleich....., tief, überwältigend, unermeßlich. Das Volk fühlte und wußte, daß sein edelster Wohlthäter, sein Schirm und Hort, sein Vater und Erzieher geschieden sei. Deßhalb flossen die Zähren so bitter und heiß in Eisleben, deßhalb strömten bei der Ueberfahrt der Leiche nach Wittenberg aus allen Ortschaften zu beiden Seiten des Weges die Einwohner herbei, um ihren Schmerz auszuklagen, und die theuern Ueberreste zu segnen. In jedem Dorfe, in jeder Stadt wurden die Glocken geläutet, und Männer wie Frauen, Greise, Jünglinge und Kinder gingen schluchzend dem Leichenwagen entgegen.

Nicht bloß Familien oder Gemeinden waren in Trauer versunken, sondern das Volk..... es war eine Landtrauer, nicht jene kalte Ceremonie, wie sie bei fürstlichen Todesfällen öfters nur in Folge des Gebotes abgehalten wird, sondern eine tief gefühlte, allgemeine, heilige Volksklage!

Als Dr. Bugenhagen in der Predigt über der Leiche Luthers heftig weinend ausrief: **„Wer ist jezt unser Hort, unser Vater! Wir sind verlassen, verwaist!"** brach die ganze Versammlung in den Schrei der Verzweiflung aus. Das Volk stürzte nieder vom Schmerz zerrissen..... es erkannte klar seinen ungeheuern Verlust.

Dr. Martin Luther war einer der merkwürdigsten Charactere, vielleicht der seltenste Mann der Weltgeschichte! Je unermeßlicher und schwerer das Werk der Kirchen-Verbesserung war, welches durch Ihn vollführt werden sollte, desto sorgsamer schien die Vorsehung in der geistigen Ausstattung ihres Sendboten, desto aufmerksamer in der Wahl der Eigenschaften gewesen zu sein, welche zur Erfüllung seines Berufes nothwendig waren. Luther besaß viel umfassendere Kenntnisse und weit größere Gelehrsamkeit, als man später in Vergleichung mit Melanchthon gewöhnlich finden wollte. Er legte nur keinen Werth darauf, prunkte nicht damit, sondern verbarg sie eher. So mag sein Schatz von Kenntnissen Manchem freilich geringer erscheinen; wer dagegen Jahre lang sich mit ihm beschäftiget, stößt auf unzweideutige Zeichen des Gegentheils. Die Gelehrsamkeit war zugleich bei dem Reformator geistig durchdrungen, durch klares Urtheil lebendig. Nichts zeigte sich schärfer bei ihm ausgebildet, als der Verstand. Darum war er so folgerichtig im Denken, daß er für die personificirte Logik gelten konnte. Es ist öfters

der Fall, daß bei dem Menschen Gemüth und Verstand im umgekehrten Verhältniß stehen, eine Eigenschaft auf Kosten der andern das Uebergewicht hat. Bei Luther standen dagegen beide im reinsten Ebenmaaß. Gleichwie seine Denkkraft zu durchdringendem Scharfsinn, zur vollendeten Klarheit des Geistes sich erhob, so war seine Brust von einem vollen, warmen, herrlichen Gemüth erfüllt. Luther war weich wie ein Kind, und dieß wird der rührendste Zug in seinem Bilde. Wenn man die Donnerstimme hört, mit der er die tausendjährige Kirche erschütterte, wenn man den eisernen Trotz gewahrt, welchen er der ungeheuern Uebermacht des Papstes entgegensetzte, so kann nichts ergreifender, nichts wahrhaft rührender sein, als in dieser Heldengestalt die Unschuld und das weiche Gefühl eines Kindes zu erblicken.

Ehrwürdig war ferner die offene Gradheit, die redliche, ächt-deutsche Aufrichtigkeit des Reformators. Auch in den geheimsten Falten seines Herzens konnte keine Falschheit sich verbergen: er war stets wahr und treu..... gerecht und gewissenhaft selbst gegen Feinde. Damit verband er endlich den erhabensten aller Vorzüge des Menschen ..... wirkliche, reine, unerschütterliche Uneigennützigkeit. Dr. Martin Luther war Armin nach einer andern Richtung, der unbestechliche große Patriot in der Kirche, wie jener im Staate. Und hierdurch ward erst seine wahre Größe vollendet.

In prachtvollen Palästen, umgeben von allem Gepränge und allen Genüssen fürstlicher Größe lebten seine Gegner, die höchsten Würdeträger der Kirche, und der Mann des Jahrhunderts, der Erneuerer der Weltverhältnisse, weilte in einem schlichten Stübchen zu Wittenberg, zufrieden mit einem Hering, als Mittagsmahl, und hocherfreut, wenn ihm, als aufheiternder Genuß, des Abends das gute Wittenberger-Bier in Gesellschaft seines lieben Gevatters, des kunstreichen Meisters Lukas Kranach, zu Theil wurde. Dieser Zug wird um so großartiger, als der Doktor kein Kopfhänger, kein trübseliger Schwärmer war, welcher Selbstpeinigung zur Schau tragen will, sondern ein froher, heiterer Mann mit empfänglichem Sinn für alle anständigen Freuden des Lebens. Seine humoristischen Tischreden und vornehmlich einer seiner Lieblingssprüche erwiesen solches. „Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang," sagte der frohe Mann, „der bleibt ein Narr sein lebelang!"

Dr. Martin Luther beherrschte durch sein Wort die Welt. Als er sprach:

„das sollen sie lassen stahn!"

mußten Kaiser und Papst sein Werk in der That unangetastet lassen: keine Heere, nicht die Schätze beider Indien, selbst nicht der geheimnißvolle Zauber des Schlüssels St. Peters waren im Stande daran etwas zu ändern. Mit welchem unerschrockenen Freimuth Luther die Laster der Großen strafte und rügte, haben wir oben gesehen. Hoch über den Fürsten stehend, behandelte er sie fast wie Untergebene, und dieß war bei Mißgriffen derselben nicht nur gegen die feindlich gesinnten Machthaber, sondern selbst gegen seine Anhänger, ja selbst gegen seinen Landesherrn der Fall [7]). Für die protestantischen Höfe war jeder seiner

---

7). Bei einem Streit zwischen dem Churfürsten von Sachsen und dem Herzog Moriz über das Städtchen Wurzen schrieb er an beide Fürsten:

„Ist doch das Städtlein Wurzen nicht werth der Unkosten, so bereits darauf gegangen sind, geschweige solches großen Zorns so großer mächtiger Fürsten und trefflicher Landschaften, und würden bei vernünftigen Leuten nicht anders angesehen, denn als zween volle Bauern sich schlügen um ein zerbrochen Glas; ohne daß der Teufel und seine Glieder aus solchem Funken gern ein Feuer aufbliesen, und also den Feinden eine Freude, dem Türken ein Gelächter, und dem Evangelio eine sonderliche Schande anthäten und bereiteten."

Wünſche ein Befehl für die katholiſchen ein jeder ſeiner Schritte ein Schrecken. Wie der eine Theil der Welt ihn liebte, fürchtete ihn der andere; und ein ſolcher Mann, dieſer Ordner und Leiter der Weltverhältniſſe, bedankt ſich tief gerührt bei dem Churfürſten von Sachſen, als ihm derſelbe zwei neue Röcke machen ließ, betheuernd, das Tuch ſei zu koſtbar für ihn.

„Welcher Meinung ihr auch ſein möget, ihr Deutſchen alle! Seid gerecht gegen ſolche Größe; empfindet mit Stolz ..... daß Dr. Martin Luther ein Sohn eures ruhmwürdigen Vaterlandes, daß auch Er ein Deutſcher war!“

Nach dem Hinſcheiden des Reformators verfertigten zwei Maler noch im Sarge das Bildniß des großen Todten. Einer derſelben war Meiſter Lukas Kranach ſelbſt! Sein Bild des todten Luthers iſt noch vorhanden; es iſt im Beſitze von Winter, dem Vater, in Heidelberg. Ich ſah es, und es wird ſeitdem meiner Seele nicht mehr entſchwinden!

„Du aber, künftiger Geſchichtſchreiber, welchen ein hochſinniges Geſchlecht zu würdigen wiſſen wird, ſtelle das Bildniß des theuern Mannes auch geiſtig in dem ſchönſten Pantheon des Vaterlandes ..... in dem Bewußtſein und der dankbaren Anerkennung der Deutſchen aller Meinungen auf!“

Drei und zwanzigſtes Hauptſtück.

Ausbruch des Religions-Kriegs in Deutſchland.

(Das Jahr 1546.)

Seit dem lezten Frieden mit Frankreich hatte Kaiſer Karl V. den unwandelbaren Entſchluß gefaßt, die Reformation mit den Waffen zu unterdrücken, und die Vorbereitungen dazu wurden allmählig ruchbar. Sogar Franz I. ſchien ſeine Mitwirkung zugeſichert zu haben; denn in dem Vertrage von Crespy verbanden ſich beide Herrſcher, ernſtlich auf Vertilgung der Ketzerei hinzuwirken. Zugleich unterhandelte der Kaiſer mit dem Papſt über den Beiſtand in dem bevorſtehenden Krieg, und endlich wurde der Plan zu dieſem ſelbſt entworfen. Man beſchloß, die Proteſtanten mit drei Heeren auf ein Mal anzugreifen, indem das eine aus den Niederlanden im Churfürſtenthum Köln, das andere aus Italien in Oberdeutſchland, und das dritte von Böhmen in Sachſen einfallen ſollte. Eine Menge von Anzeigen verrieth die Abſichten Karls V. und hätte die evangeliſchen Stände nothwendig aufmerkſam machen ſollen. Zuvörderſt leitete das Reichsoberhaupt in den Niederlanden grauſame Verfolgungen der Lutheraner ein, wie z. B. der hochgeehrte Pfarrer Peter Brück zu Tornay verbrannt wurde. Hiernächſt ergaben ſich die beſtimmteſten Anzeigen, daß der Kaiſer rüſte, und mit dem Papſt über Beihülfe in dem bevorſtehenden Krieg unterhandle[1]).

[1]). (Sleidanus ad annum 1546. lib. XVII. — Dum his de rebus deliberatur, ecce, fama spargitur, a Caesare & Ferdinando & Pontifice maximos fieri bellicos apparatus. — Cum ergo belligerari Caesar omnino

Trotz dieser Warnungen thaten die Protestanten wenig, um sich auf den unvermeidlichen Sturm vorzubereiten. Der Schmalkalder Bund ward im Gegentheil immer lockerer, ja es spannen sich unter den evangelischen Ständen sogar geheime Zwistigkeiten an. Auf Herzog Heinrich in Sachsen war nämlich dessen Sohn Moritz gefolgt, ein unternehmender, doch auch sehr ehrgeiziger Mann, und dieser konnte sich mit dem Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen nicht vertragen. Obschon der Schwiegervater von Moritz, der Landgraf von Hessen, ein gutes Benehmen beider herzustellen suchte, so fand doch stets Kälte unter ihnen statt, und im Jahr 1542 wollten sie wegen eines Streites über das Städtchen Wurzen sogar die Waffen gegen einander kehren [2]). Es bedurfte des ganzen Einflusses des Landgrafen und Luthers, um dieß zu verhindern [3]). Aeusserlich ward der Friede dadurch wohl erhalten, aber innerlich griff die gegenseitige Erbitterung mehr und mehr um sich. Im Jahr 1543 sagte sich Herzog Moritz sogar vom Schmalkalder Bunde los, und gab dadurch noch ernstere Besorgnisse für die Zukunft. Mit dem König von England, welcher in Folge eines Ehescheidungs-Prozesses vom Papstthum abgefallen war, hatten die deutschen Protestanten allerdings Unterhandlungen über ein gegenseitiges Bündniß eingeleitet; allein Heinrich VIII. hielt sie nur mit leeren Versicherungen hin, und zog sich zulezt ganz zurück. Als der Kaiser mit dem König von Frankreich sich versöhnte, trug Heinrich den evangelischen Ständen seine Hülfe zwar wieder an; doch jezt wies diese der Churfürst von Sachsen, gegen den Rath seiner Glaubensgenossen, zurück.

Landgraf Philipp von Hessen, wie immer der Thatkräftigste in der ganzen Partei, suchte nun wenigstens zwischen sich, dem Churfürsten von Sachsen und dem Herzog Moriz ein enges Bündniß herzustellen. Auch diese Bemühung war leider vergeblich; denn Johann Friedrich war gegen Moritz zu sehr aufgebracht, und lehnte die Anträge des Landgrafen daher ab. Umgekehrt legte der Herzog von Sachsen die Neigung an den Tag, dem Kaiser durch allerlei Gefälligkeiten sich zu nähern. Das war also ein noch schlimmeres Zeichen, und die Lage der Protestanten überhaupt sehr bedenklich.

Schon bei der Veranstaltung des lezten Religions-Gespräches in Regensburg, welches zu Anfang des Jahres 1546 vor sich ging, schien Karl V. so bestimmt zum Kriege entschlossen zu sein, daß der neue Vermittlungs-Versuch wohl nicht ernstlich gemeint war, sondern nur die nöthige Zeit zur Vollendung der Rüstungen verschaffen sollte. Alle Umstände der Unterredung bewiesen dieß, da die katholischen Bevollmächtigten nirgends einen Willen zum Vergleich verriethen, und hastig auf die Abbrechung der Unterhandlungen hinwirkten. Auch nach der Aufhebung des Gesprächs kündigten alle Schritte des Kaisers die Absicht zur Ergreifung der Waffen an. Während er die protestantischen Fürsten dringend zur Besuchung des Reichstags aufforderte, der im Sommer 1546 zu Regensburg auf das Religions-Gespräch folgte, setzte er seine Rüstungen, und insbesondere seine Unterhandlungen mit Paul III. über Hülfstruppen und

---

constituisset, nona die Iunii Tridentinum cardinalem celerrimo cursu Romam mittit cum mandatis ad Pontificem, auxilia promissa conquirendi causa.

[2]). Idem ad annum 1542. Ad idem fere tempus, orta fuit magna per Saxoniam simultas, inter electorem Principem & Mauritium, qui patri nuper mortuo successerat Henrico. Lis erat de finibus et oppido quodam. — Ad civile bellum res omnino spectabat. Nam ad arma convocabant uterque suos.

[3]). Bei diese Gelegenheit schrieb Luther den Brief, welcher in der 7. Anmerkung zum vorigen Hauptstück enthalten ist.

Subsidien fort. Ja, was noch anstößiger war, Karl V. ließ sich sogar heimlich in Unterhandlungen mit Herzog Moritz von Sachsen, einem evangelischen Fürsten, ein.

Am 5. Juni 1546 wurde der Reichstag in Regensburg mit der Aufforderung des Kaisers an die Stände eröffnet, ihm Vorschläge zur endlichen entscheidenden Beilegung der Religions-Zwistigkeiten zu machen. Da im Eingange des Vortrages erzählt ward, was für vielfältige Mittel und welche große Mühe von dem Kaiser bisher vergeblich zu jenem Zweck angewendet worden seien, so konnte schon auf die eigentlichen Absichten der Reichsoberhauptes geschlossen werden. In der That ertheilten die katholischen Stände auf die Aufforderung Karls V. sogleich die Antwort, daß das Concilium in Trident den Religionsstreit entscheiden, und die Reichsgewalt die Protestanten zur Unterwerfung unter die Beschlüsse jener Synode zwingen möge. Nunmehr gab der Kaiser den Befehl, daß seine Truppen in den Niederlanden, unter Führung des Grafen Maximilian von Büren, nach dem Innern des Reichs aufbrechen sollten. Zugleich ward die Absendung der Bundeshülfe bei dem Papst Paul III. betrieben, und an verschiedenen Orten Werbung von Söldnern für die Reichsgewalt angeordnet.

Nachdem die evangelischen Stände die katholischen vergebens um ihre Vermittlung ersucht hatten, forderten sie am 16. Juni 1546 von Karl dem fünften förmlich Aufschluß über den Zweck seiner Rüstungen. Jetzt gab der Kaiser die Verstellung auf, und erklärte, daß er zur Ergreifung der Waffen entschlossen sei. Um aber die Protestanten wieder nach einer andern Richtung irre zu führen, behauptete Karl V: seine bewaffnete Einschreitung bezwecke keineswegs einen Religionskrieg, sondern nur die Beschützung des kaiserlichen Ansehens und der Reichsverfassung [4]). In einer Erklärung vom 17. Juni 1546 hatte der Kaiser nämlich vorgegeben: er wolle nur einige Fürsten strafen, welche unter dem Vorwand des Evangeliums wider die Reichsgewalt sich auflehnen, alle Gesetze verhöhnen, und das gemeinsame Vaterland unterdrücken [5]). Diese Fürsten waren freilich der Churfurst Johann Friedrich in Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen, sohin gerade die Häupter der Evangelischen. Obgleich die eigentlichen Pläne Karls des Fünften demnach völlig sich verrathen mußten, machte er doch einen Versuch, die protestantischen Städte in Oberdeutschland und der Schweiz, sowie den Herzog Ulrich von Würtemberg und andere evangelische Fürsten zum Abfall von ihren Bundesgenossen zu überreden. In der bemerkten Erklärung vom 17. Juni 1546 sagt nämlich der schlaue Karl, man möge denen nicht glauben, welche ihm bei Ergreifung

---

[4]). Dieß betheuerte er vornehmlich in einem Schreiben an die Reichsstädte Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm vom Jahr 1546. Dort hieß es unter andern:

Ut ergo dignitas mihi mea conservetur, ut pax atque jus in suo gradu consistant, ut imminens periculum ab imperio depellatur et a vestro capite, reipublicae perturbatores illos ad officium adducere, et Germaniam suo nitori atque libertati restituere constitui. (Sleid. Lib. X fol. 287.)

Wer die Unruhestifter (perturbatores) seien ergiebt sich sogleich.

[5]). Das wären sohin die Ruhestörer, von denen der Kaiser im Briefe der vorigen Anmerkung sprach. Auch an die Schweizer schrieb er hierüber folgendes:

Germaniae quosdam esse principes, qui sub Evangelii praetextu multa seditiose faciant, leges omneis evertant, ut sublatis judiciis nihil sit amplius quod metuant. Eorum audaciam eo nunc progressam, ut contra suum honorem et Magistratum nitantur, et vim atque bella minentur, nec obscure prae se ferant, quasi per suam absentiam invadere cogitent et opprimere communem patriam. His ergo rebus coactum, arma sumere ut pro sui muneris atque loci dignitate, periculum a republica depellet, et illos coërceat.

(Sleidan. Lib X. ad annum 1546. fol. 290.)

der Waffen andere Abſichten, als die oben bemerkten zuſchreiben, und muthet ſodann der Mehrheit der evangeliſchen Stände geradehin zu, den Churfürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen im Stich zu laſſen.

Die Proteſtanten ließen ſich von dieſer plumpen Vorſpiegelung nicht bethören, ſondern rüſteten ſich nun ihrerſeits mit äußerſtem Nachdruck. Sogleich nach der Kriegs-Erklärung Karls V. fand eine Verſammlung der oberländiſchen evangeliſchen Stände in Ulm ſtatt, und hier wurden eben ſo weiſe, als kräftige Vertheidigungs-Anſtalten getroffen [6]). Zugleich ergingen Schreiben an die Venetianer, daß ſie keine Truppen des Papſtes durch ihr Gebiet laſſen möchten, und auch die Glaubens-Verwandten in Oberalemannien wurden um freundliche Unterſtützung erſucht. Die Truppen-Werbungen hingegen vollzog man mit einem ſolchen Nachdruck und Erfolg, daß ſchon die ſchwäbiſchen Reichsſtädte in Verbindung mit dem Herzog Ulrich von Würtemberg ein Heer aufſtellten, welches den Streitkräften des Kaiſers die Spitze zu bieten vermochte. Da der Churfürſt von Sachſen und der Landgraf von Heſſen in den Rüſtungen nicht zurückblieben [7]), ſo war das Uebergewicht der Waffenmacht auf Seiten der Proteſtanten.

Karl V. ging nun zu ſeiner Verſtärkung einen Vergleich mit Herzog Moritz von Sachſen, dem Proteſtanten, wirklich ein, und ſchloß am 26. Juni 1546 auch den Schutz- und Trutz-Vertrag mit dem Papſt förmlich ab. Paul der Dritte verpflichtete ſich darin, dem Kaiſer 100,000 fl. zu bezahlen und 12,000 Mann Fußvolk, ſowie 500 Reuter zu ſtellen [8]). Da der heilige Vater für gut hielt, ſeinen Vertrag mit Karl V. öffentlich bekannt zu machen, ſo kam letzterer in bedeutende Verlegenheit. Es hieß nämlich in der Uebereinkunft ausdrücklich, daß der Kaiſer ſich verpflichte, die deutſchen Proteſtanten mit Waffengewalt zur alten Religion und zum Gehorſam gegen den apoſtoliſchen Stuhl zurückzubringen [9]). Es war nun der Religionskrieg mit dürren Worten erklärt. Am 15. Juli 1546 erließ Paul III. zugleich eine Bulle, worin Faſten, Beten und Beichten angeordnet wurden, damit Gott den Krieg gnädig wende, welchen Papſt und Kaiſer zur Vertilgung der Ketzer, und zur Wiederherſtellung des Friedens der Kirche unternommen hätten [10]).

---

6). Superioris Germaniae civitates et dux Vuirtembergicus, audito Cæsaris responso, quod per Navium dedit, ut supra docuimus, continuo datis litteris ad Saxonem, atque Lantgravium, fœderis duces, quid agatur, ostendunt: & omnem fidem opemque polliciti, quantas omnino possunt, peditum copias conscribunt, & omnino primi fuerunt in armis. (Sleid. f. 290.)

7). (Sl. 293.) Eodem Saxo interim atque Lantgravius, quibus omnino præter exspectationem hic tam repentinus modus accidit, præsertim, quod amicissime Cæsar Spira nuper discesserat, certiores facti de re tota, magno studio copias & ipsi conducunt, & ad socios datis litteris, ut idem faciant, neve callidis quorundam consiliis divelli sese patiantur, monent.

8). Pontifex præter illa centum aureorum millia subministrat in hoc bellum & alat peditum Italorum millia duodecim, & levis armaturæ equites quingentos, per semestre tempus, & his copiis præficiat legatum, duces atque centuriones. (Sleid. f. 291.)

9). Ideo Pontificem atque Cæsarem, pro gloria dei, & pro reipublicæ maxime vero Germaniæ, salute, certis legibus inter se transegisse. Et primo quidem, ut Cæsar exercitum & quicquid est ad bellum necessarium proximo mense Junio comparet, & sit rebus omnibus instructus: *et eos qui concilium recusant, et errores illos defendunt, viribus et armis ad priscam religionem et sanctæ sedis obedientiam reducant*. (Sl. fol, 291.)

10). (Eod. f. 296.) Hortatur in universum omnes, ut jejuniis atque precibus deum sollicitent, delicta sua confiteantur, et sacerdotem sibi quisque diligat quem velit, deinde cœnam domini percipiant: quo

Den Protestanten gereichte indessen die Offenheit des heiligen Vaters nicht zum Nachtheil; denn die klare Erkenntniß der Gefahr steigerte ihren Eifer in den Vertheidigungs-Anstalten. Kaum war die Bulle Pauls III. bekannt, so beschloß schon eine Versammlung der evangelischen Feldhauptleute in Ulm, entscheidende Sicherheits-Maaßregeln vorzukehren. Man befahl nämlich dem bewährten Feldherrn Schärtlin, die Werbeplätze des Kaisers zu überfallen, und alsdann die Gebirgspässe nach Italien, namentlich die Ehrenberger Klause zu besezen, um dem heranziehenden päpstlichen Hülfsheer den Eingang nach Deutschland zu wehren [11]). Schärtlin sezte sich im Juli 1546 in Bewegung, und als er bei Fuessen auf kaiserliche Mannschaft stieß, die sich zu ihrer Rettung ins baierische Gebiet flüchtete, machte er Anstalt, sie dort anzugreifen. Der Kriegsrath in Ulm hoffte aber noch auf die Neutralität der Herzöge in Baiern, und verbot daher dem Feldhauptmann Schärtlin das Eindringen in das Gebiet jener Fürsten.

Nachdem Schärtlin wirklich die Ehrenberger Klause besezt hatte, erhielt er unerwartet Befehl, nach Günzburg in Schwaben zu rücken. Dort vereinigte er sich mit dem zweiten Heere der oberländischen Protestanten [12]), und es stand sohin schon eine bedeutende Macht wider den Kaiser zu Feld. So sehr dieser auch seine Rüstungen betrieben hatte, so waren dieselben doch bei weitem nicht vollendet, als seine Gegner so zahlreich unter den Waffen standen. Weder das Hülfsheer aus Italien hatte zu ihm stossen können, noch seine eigene Mannschaft aus den Niederlanden, welche Graf Büren herbeiführte. Karl V. welcher um jene Zeit (Juli 1546) noch in Regensburg verweilte, hatte nur 3000 spanische, sowie 5000 deutsche Fußgänger und 700 Reiter bei sich [13]). Da diesen Streitkräften schon das oberländische Heer der Protestanten überlegen war, so schien für leztere nichts einladender zu sein, als dem Krieg durch einen plözlichen Ueberfall Regensburgs schnell zu beendigen. Eine solche Unternehmung mußte um so sicherer gelingen, als ein weiteres starkes Heer der Evangelischen unter dem Churfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen bereits gegen Franken vorrückte. Seltsamer Weise geschah jedoch nichts, um die gegenwärtige schwache Stellung Karls V. zu benützen.

Durch diesen Mißgriff, welchen mit Recht viele Geschichtschreiber rügen, geschah es zuvörderst, daß der Kaiser Zeit gewann, ein festes Lager bei Landshut zu beziehen. Man mußte um so mehr über

---

videlicet deus exoratus bene vertat hoc bellum, quod Cæsar & ipse necessario susceperint ad exstirpandum *hæreses et restituendam ecclesiæ pacem*.

11). (Eod. f. 296.) Prope ad exitum Alpium habet arcem Erebergum, editissimo loco positam, rex Ferdinandus, & ea est natura loci, propter angustias & crepidines viarum, & præcipitem despectum, si qui hunc additum teneat, quantumvis magnas copias transitu prohibere possit. Contendit igitur eo cum mediocri manu, Julio mense, Sebastianus Schertelinus, mandatu legatorum, qui Ulmæ convenerant, ut ante diximus: & ex itinere capta Fiessa, oppido episcopi Augustani, quod est ad Lechum flumen, aditum etiam illum & arcem, decima die Julii, deditione facta per milites præsidiarios, occupat.

12). Nach Sleidan bestand das oberländische Heer der Protestanten aus zwei Theilen; der eine war von den Truppen des Herzogs Ulrichs von Würtemberg, und der andere von den schwäbischen Städten gebildet:

Exercitus autem erat tripartitus. Unum agmen erat Ulrichi principis, ad viginti quatuor signa peditum, & in his ex nobilitate complures, alterum erat a civitatibus conductum.

13). (Sleid. f. 297.) Erat id temporis Ratisbonæ Cæsar, & præter Hispanos ad millia tria, peditum Germanorum millia circiter quinque, & ad septingendos equites, nullæ adhuc ad ipsum copiæ tunc convenerant.

jene Unthätigkeit der Protestanten erstaunen, als der Kaiser am 20. Juli 1546 über den Churfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen förmlich die Reichsacht in harten Ausdrücken ausgesprochen, neue Vermittlungs-Versuche zurückgewiesen, und überhaupt die feindseligsten Gesinnungen gegen die gesammte evangelische Richtung offenbart hatte.

Am 3. August 1546 hatte Karl V. das feste Lager bei Landshut bezogen; doch schon am 4. desselben Monats trafen von Sachsen her das Heer Johann Friedrichs und Philipps, von Günzburg her hingegen das gesammte oberländische Heer der evangelischen Stände in Donauwörth ein. Die Vereinigung fand statt, und so standen auf Seite der Protestanten fünfzig tausend Mann unter den Waffen. Jetzt hätte doch die gewöhnlichste Vorsicht einen unverzüglichen Angriff gegen den schwachen Feind gebieten sollen; gleichwohl verlor man die Zeit mit unnützen Berathungen, und so gelang es dem päpstlichen Hülfsheer von 12,000 Fußgängern und 500 Reitern, mit dem Kaiser sich wirklich zu vereinigen! Zwei ungeheure Fehler waren also von Seite der Evangelischen sogleich bei der Eröffnung des Religionskrieges begangen worden, und hierin lagen üble Vorbedeutungen für die Zukunft!

Ende Augusts 1546 rückte Karl V. von Landshut nach Ingolstadt, und da ihm das vereinigte Heer der Protestanten entgegen gegangen war, so schien endlich ein entscheidender Schlag bevorzustehen. Am 31. jenes Monats standen die Massen der Verbündeten (Evangelischen) wirklich in Schlachtordnung, das grobe Geschütz richtete schon große Verheerungen in den Linien des Kaisers an; gleichwohl unterblieb der Hauptangriff. Ueber dieser Begebenheit liegt leider ein gewisser Schleier, welchen die Geschichte nicht mehr vollständig zu heben vermag. Sleidan, der gründliche und gewissenhafte Berichterstatter über jene Zeit, erzählt, daß Landgraf Philipp von Hessen die allgemeine Schlacht verlangt, doch von seinen Bundesgenossen überstimmt worden sei [14]). Umgekehrt behauptet der Feldhauptmann Schärtlin, als Augenzeuge, daß ihn Philipp mit Gewalt von dem Angriff zurückgehalten, und daß der Landgraf überhaupt die Schlacht verhindert habe.

Es ist schwer, Schärtlin der Verläumdung für fähig zu halten; umgekehrt ist die geschichtliche Treue Sleidans so vielfältig erwiesen, und zugleich spricht für die Angabe dieses Schriftstellers der ganze Character des Landgrafen Philipp und dessen gesammtes bisheriges Benehmen. Man muß also den eigentlichen Zusammenhang der Sache in Ungewißheit lassen. Allein wie dieser auch beschaffen sein möge, den Verbündeten gereichte ihre unverzeihliche Saumsal entschieden zum Verderben.

Nachdem sie sich vor Ingolstadt damit begnügt hatten, das Lager des Kaisers erfolglos zu beschießen, zogen sie am 4. September dem Grafen Maximilian von Büren entgegen, um die Vereinigung desselben mit Karl V. zu verhindern. Büren war auf seinem Marsch von den Niederlanden her in die Gegend von

---

14). Eod. 303. Ubi jam Smalcaldicorum exercitus omnis convenisset eo, quem diximus, loco, cœptum est omnibus tormentis in castra Cæsaris fulminari, & vehementissime quidem. Ibi tum Lantgravius convocatis ad Saxonem belli consiliariis atque ducibus, quod si penes me solum, inquit, esset administratio, sicut tunc erat, quando Vuirtembergicum restitui, duabus equidem cum legionibus hostem adoriri primo velim, & fossoribus adductis, munitiones illorum disturbarem, & summis deinde copiis impressionem facerem. Variantibus ibi sententiis, cum alii dissuaderent, ut rem summi discriminis: alii non improbarent quidem, modo ut ab Ingolstadiis, qui tormentis abundabant, nihil periculi sit metuendum, & equitatus etiam adhibeatur statim initio pugnæ: nihil actum fuit. Quod quidem ita reprehenditur a multis ut hic error, & ipsorum calamitatis, & victoriæ Cæsaris initium atque causa fuisse putetur. Nam & equitatu longe superabant, & humili tantum fossa.

Mainz gerückt, und hatte mit Hülfe des Erzbischofs allda, seinen Uebergang über den Rhein durchgesetzt, obschon ein protestantisches Heer unter dem Grafen von Oldenburg dieß zu wehren suchte. Da der Graf v. Büren nur 14,000 Mann führte, so waren ihm die Verbündeten sehr überlegen; aber er wußte ihnen durch List auszuweichen, und erreichte ohne Unfall das kaiserliche Lager in Ingolstadt. Dieß war die erste böse Folge der Unthätigkeit der Verbündeten bei Landshut und Ingolstadt; denn der Kaiser war nun im Stande, im offenen Feld zu erscheinen. Sofort ging auch das Reichsoberhaupt zum selbstständigen Angriff über, und man muß gestehen, daß Karl V. weit mehr Thatkraft und Energie entwickelte, als die evangelischen Fürsten. Er berennte nicht nur Donauwörth, und zwang die Stadt zur Uebergabe, sondern besetzte auch Dillingen, Höchstadt und Neuburg [15]). Selbst Ulm und Augsburg kamen in Gefahr, während die große verbündete Armee unthätig umherzog. Bald versäumte die letztere, eine Schlacht zu schlagen, wo sich eine günstige Gelegenheit dazu darbot, bald einen vortheilhaften Handstreich zu wagen. So war Kaiser Karl V. im Oktober 1546 sehr nahe daran, in Gefangenschaft zu gerathen. Als er in der Gegend von Ulm mit geringer Begleitung die Stellung der Gegner ausforschen (recognosciren) wollte, sah er sich plötzlich den Angriffen des sächsischen Heeres ausgesetzt. Karl V. warf sich eiligst auf die Flucht; doch er wurde von Johann Friedrich rasch verfolgt, und des Kaisers Heer stand jenseits des Flusses. Ein Entrinnen war kaum möglich, weil nur eine Brücke in weiter Entfernung zu finden, und auch kein Fahrzeug zum Uebersetzen vorhanden war. Gleichwohl wurde der Churfürst von Sachsen unbegreiflicher Weise in der Verfolgung auf ein Mal saumselig, und Karl V. entging der Gefahr. Der Vortheil, welchen die Protestanten aus der Gefangennehmung des Kaisers ziehen mußten, wäre natürlich unermeßlich gewesen, und hätte dem Kriege zum Vortheil der Reformation nothwendig ein Ende gemacht. Aeußerst räthselhaft und seltsam erscheint daher die Lässigkeit Johann Friedrichs.

Auch in der Folge häuften sich im protestantischen Heere Fehler auf Fehler, und der energische Augsburger Feldhauptmann Schärtlin war darüber so erzürnt, daß er das Lager der Verbündeten verließ und nicht mehr dahin zurückkehrte. Der Feldzug von 1546 neigte sich also entschieden zu einem üblen Ausgang für die Protestanten. Mit Recht gibt Sleidan den Mangel Eines leitenden Oberhauptes als die Haupturſache des Unglücks an. Da der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen im Oberbefehl einander gleich standen, und da alle Unternehmungen erst in einem Kriegsrath beschlossen wurden, so fand kein rasches und einheitliches Zusammenwirken statt. Die Bewegungen wurden schwankend, häufig sogar planlos, und dem gesammten Feldzug fehlte auf Seite der Protestanten Geist, Schnellkraft und Leben. So geschichtlich nothwendig dieses Geständniß auch ist, so darf dessenungeachtet nicht verkannt werden, daß ein unglückseliges Ereigniß ohne Schuld der evangelischen Fürsten zu der schlechten Führung des Feldzuges von 1546 sehr vieles beitrug. Herzog Moriz von Sachsen hatte nämlich nicht nur die Antheilnahme an dem Krieg abgelehnt, sondern auch während der Abwesenheit des Churfürsten Johann Friedrich Schritte gethan, welche sogar offene Feindseligkeit gegen den letztern verriethen.

---

15). Bei der Einnahme von Neuburg scheint selbst Sleidan auf die Unthätigkeit der evangelischen Heerführer anzuspielen. (f. 308.) **Interea Cæsar promotis castris, Nuburgum petit: & cum nulla venirent auxilia, prædiarii deditionem faciunt.**

Der Churfürſt befürchtete deßhalb einen Einfall des Herzogs in ſein Land, und dieß machte ihn ſo unruhig, daß er den Krieg gegen den Kaiſer nur mit halber Seele führte. Leider waren ſeine Beſorgniſſe nur zu gegründet, wie ſich im folgenden Abſchnitt ergeben wird.

Vier und zwanzigſtes Hauptſtück.

Der Verrath des Herzogs Moritz. Sieg des Kaiſers über die evangeliſchen Stände.

(Vom November 1546 bis zum Juli 1547.)

Als der Churfürſt Johann Friedrich von Sachſen mit ſeinem Heere nach Franken und Schwaben zog, hatte er ſeinem Vetter, dem Haupte der jüngern ſächſiſchen Linie in Leipzig und Dresden, Herzog Moritz, die Bewahrung ſeiner Beſitzungen anempfohlen. Der Vetter verſprach es, ob er gleich ſchon mit dem Feinde ſeines Anverwandten im geheimen Bunde ſtand. Es war am 19. Juni 1546, als dieſe unnatürliche Einigung zwiſchen Moritz und Karl V. zu Regensburg abgeſchloſſen wurde. Der Herzog verpflichtete ſich dadurch: dem Hauſe Öſtreich treu anzuhangen, in dem Religionsſtreit den Entſcheidungen der Kirchen-Verſammlung zu Trident in ſo weit ſich zu unterwerfen, als es andere deutſche Fürſten thun würden, und inzwiſchen keine weitern Veränderungen vorzunehmen, namentlich keine geiſtlichen Güter einzuziehen. Dagegen überließ ihm der Kaiſer die Schirmherrlichkeit über die Bisthümer Magdeburg und Halberſtadt [1]). Unmittelbar nach dem Abſchluß des Vertrags kehrte Moritz in ſein Land zurück, um zur Ausführung der Anſchläge, die er eigentlich im Sinne hatte, Vorbereitungen zu treffen.

Das Haupt der jüngern Linie des Hauſes Sachſen war der Reformation allerdings treu ergeben, doch zugleich von hochfahrenden Staatsplänen erfüllt. Dieſe beſtanden in nichts geringerem, als die jüngere ſächſiſche Linie an Macht und Würde über die ältere zu erheben, und zu dem Ende zunächſt von dem Gebiete der letzteren einen Theil an jene zu ziehen. Da der Churfürſt von Sachſen das eigentliche Oberhaupt der evangeliſchen Partei war, ſo ſchien der unſittliche Anſchlag ſeines Verwandten von einem Angriff auf die Reformation ſelbſt unzertrennlich zu ſein. Gleichwohl wollte Moritz das ſcheinbar Unmögliche leiſten, nämlich das churfürſtliche Haus in Sachſen berauben, und dennoch die Reformation retten. Wirklich

[1]). Die Vertrags-Urkunde ſelbſt wurde ſpäter in den Archiven aufgefunden. Schon Sleidan berichtete aber das Daſein des Vertrags zwiſchen Karl V. und Moritz in nachſtehender Weiſe:

Mauricius, vigesimo quinto die Maii Ratisbonam venerat, Junii die vigesimo discedit, ubi Cæsar privatim cum eo diu multumque sermocinatus fuit. Eius vero quæ fuerit summa colloquii, res ipsa post declarabit. (Sleid. f. 189.)

führte der Herzog nunmehr ein Schauspiel auf, welches auf der einen Seite an Ränken, Heuchelei und Falschheit, auf der andern hingegen an Geistesgegenwart, Kühnheit und Thatkraft so reich war, daß es kaum ein Seitenstück in der Geschichte findet, und wohl die ungetheilte Bewunderung aller ächten Politiker erregt hat.

Wenige Wochen nach dem Abschluß des Vertrages mit dem Kaiser, versammelte Moritz seine Landstände in Chemnitz, und machte sie mit den Entwürfen des Reichsoberhaupts gegen die Protestanten bekannt. Das Land des Herzogs hing der evangelischen Lehre bereits eifrig an: offenbar mochte sohin die öffentliche Meinung über Feindseligkeiten gegen den Churfürsten von Sachsen Entrüstung empfinden. Solche Stimmung konnte um so schlimmer ausfallen, als das Rechtsgefühl des Volkes vorzüglich durch einen hinterlistigen Angriff des Herzogs gegen den eigenen Verwandten beleidigt werden mußte. Darum suchte der schlaue Moritz vorzubeugen, und der Zustimmung seiner Landstände zu allen seinen Schritten sich zu versichern. Welche bösen Künste er anwendete, um dieß durchzusetzen, ist nicht mehr zu ermitteln: doch die Täuschung gelang, und die Landstände gaben dem Herzog auf die Bitte um ihr Gutachten den Rath: daß er vor Allem von dem Kaiser Gewährschaften zu Gunsten der evangelischen Lehre auswirken, und nach erreichtem Zweck zwischen dem Reichsoberhaupt und dem Churfürsten in Sachsen den Frieden vermitteln möge. Schlage der letztere Versuch fehl, so solle Moritz der Vorsicht wegen rüsten [2]). Das war es wohl, was der schlaue Mann wollte.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, beschloß der Herzog im Oktober 1546 der Ausführung seiner treulosen Anschläge näher zu gehen. Abermals wollte er sich jedoch durch die Zustimmung der Landstände vor dem Ausbruch des öffentlichen Unwillens schützen. Die Art und Weise, wie er dieses Mal die arglosen Volksvertreter hinterging, hat uns die Geschichte überliefert, und man erstaunt über die Vollendung in der Kunst des Ränkeschmidens und der feinen Heuchelei, welche Moritz hiebei an den Tag legte. Auf der Versammlung in Chemnitz hatte derselbe den Landständen die Erklärung abgelockt, daß man dem Reichsoberhaupt, mit Ausnahme der Religion, in allen Aufträgen Folge leisten müsse [3]). Wie nun, wenn der Kaiser ihm, dem Herzog, die Vollziehung der Reichsacht auftrage, welche über den Churfürst von Sachsen verhängt worden war? Mußte Moritz nach dem eigenen Ausspruch seiner Landstände einem solchen Befehl nicht Gehorsam leisten?

Sofort bewirkte der arglistige Herzog bei dem Kaiser, daß ihm jener Auftrag wirklich zu Theil werde. Um aber die öffentliche Meinung noch mehr zu blenden, veranstaltete der Ränkeschmied auch noch allerlei verdächtige Bewegungen des Königs Ferdinand in Böhmen, welche einen beabsichtigten Einfall im Churfürstenthum Sachsen anzukündigen schienen. Jetzt waren alle Rollen vertheilt, und das Spiel der feinen Intrigue hob sogleich an. Moritz berief im Oktober 1546 einen zweiten Landtag nach Freiberg, um dort über die Vollziehung der Beschlüsse der Chemnitzer Versammlung Rechenschaft abzulegen.

---

2). Sleid. f. 309. Porro, Mauricius, principio belli Ratisbona domum reversus, suæ ditionis ordines omnes convocat, & Chemnici quid facto sit opus, consultat. Illi suadent, ut e Cæsare plane cognoscat, an religionem velit esse salvam, deinde ut ipse & Brandeburgicus Elector intercedant: quod si religione caveatur, & intercessio locum non habeat, hortantur, *quandoquidem extra causam religionis teneatur in omnibus parere Cæsari*, ut quiescat, & ad provinciæ defensionem copias conducat.

3). Man sehe die mit ausgezeichneter Schrift gedruckte Stelle der vorhergehenden Anmerkung.

Hier versicherte er zuvörderst, daß er für die Aufrechthaltung des evangelischen Glaubens von dem Reichsoberhaupt alle Gewährschaften erhalten habe, welche man billiger Weise fordern könne. Dann folgte mit scheinbar großer Betrübniß die Meldung, daß er, der Herzog, von dem Kaiser den unangenehmen, doch bestimmten Auftrag erhalten habe, wider den Churfürsten Johann Friedrich die Reichsacht zu vollziehen. „Nach der Reichsverfassung," fuhr der Heuchler fort, „bin ich freilich zur Vollziehung der kaiserlichen Befehle verpflichtet. Gerne würde ich den Auftrag dessenungeachtet ablehnen, und selbst das Land meines Vettern zu schützen suchen; allein dann wird der König Ferdinand von Böhmen aus in Sachsen einfallen, und mich überwältigen. So kann also nicht nur das Land meines Verwandten in fremde Hände gerathen, sondern auch mein eigenes in Gefahr versetzt werden!" Man sieht nun, zu welchem Zweck Moritz die Rüstungen und Bewegungen Ferdinands in Böhmen veranlaßt hatte.

Die Landstände ließen sich in der That vollkommen täuschen und gaben dem Herzog selbst den Rath, daß er das Churfürstenthum Sachsen besetzen möge, da er ja später mit dem Vetter unterhandeln, und so diesem das Land retten könne. Offenbar hat Moritz den Ständen diesen Rathschlag auf irgend eine geschickte Weise selbst untergeschoben: denn er hatte sich in seinen Entschuldigungs-Briefen an den Churfürst immer in dieser Weise ausgedrückt, und stets behauptet, daß er in dem eigenen Interesse desselben, damit nämlich die Besitzungen des sächsischen Hauses nicht an Fremde kämen, das Land seines Verwandten sich zugeeignet habe [4]).

Gestützt auf die Zustimmung seiner Landstände fiel nun Moritz im November 1549 im Churfürstenthum Sachsen wirklich ein. Da das treue Volk dem falschem Fürsten hartnäckig sich widersetzte, so verübte letzterer auch große Gewaltthätigkeiten. Gleichwohl erklärte er in seinen öffentlichen Ausschreiben fortwährend, daß er nur aus Liebe zu seinem Verwandten dessen Landen sich annehme. Der Widerstand der churſächsischen Bevölkerung war übrigens vergeblich und das Land schon vor Ablauf Dezembers 1546 im Besitze des Herzogs Moritz.

Als die Nachricht der Treulosigkeit zum Feldlager des Churfürsten im südlichen Deutschland gelangte ward der gekränkte Mann sofort von dem heftigsten Zorn ergriffen. Wohl wäre es edler und selbst klüger gewesen, wenn Johann Friedrich die Wiedereinnahme seines Landes zunächst den Fürsten von Pommern, Lüneburg und Anhalt, sowie den Städten Braunschweig, Bremen, Goslar, Hamburg und Hanover überlassen hätte, deren Hülfe der Landgraf von Hessen nachdrücklich für den Churfürsten angerufen hatte. Ohne Zweifel würde es dem Interesse der Sache selbst förderlicher gewesen sein, wenn der Churfürst im Nothfall vorübergehend den Verlust seiner Güter ertragen, und vorerst mit Philipp und den oberdeutschen Protestanten den Angriffen des Kaisers mit Nachdruck sich entgegengesetzt hätte; denn nach dem Sieg in der Hauptsache mußte ihm auch sein Land wieder zu Theil werden. Johann Friedrich war indessen zu gereizt, um auf solche Rathschläge zu hören. Unwiderruflich beschloß er vielmehr die eilige Rückkehr nach Sachsen. Mit ungemeiner Schnelligkeit rückte der Churfürst über Mainz, Frankfurt und Fulda nach seinen Erblanden. Auf dem Marsche belegte er den Erzbischof von Mainz, und den Abt von Fulda mit starken Contributionen, indem ersterer 40,000 und lezterer 30,000 Gold-Gulden bezahlen

[4]). Sl. f. 313. Quod cum ita sit, orare, ne quis aliorsum istud accipiat, nec iis, quæ de se forte spargentur, fides habeatur. Nam et in tuenda religione se fore constantem, & non alio spectare quam ne Saxonicæ domus facultates & ornamenta in peregrinas manus deveniant.

mußte, ja selbst die Stadt Frankfurt hatte 9000 Gold-Gulden zu entrichten [5]). Bei seiner Ankunft im Churfürstenthum griff Johann Friedrich hingegen seinen heimtückischen Vetter sogleich mit Ungestüm an, und jagte denselben binnen wenigen Monaten mit Triumpf aus seinem Lande. Schon zu Ende Hornungs 1547 war dieß vollbracht, und zugleich hatte der Churfürst auch von dem Lande des Herzogs den größten Theil erobert. Moritz war tief gebeugt, und fast demüthig flehte er um Bewilligung eines Waffenstillstandes, welchen ihm sein gekränkter Verwandter mehr großmüthiger, als kluger Weise endlich zugestand.

Johann Friedrich hatte somit in kurzer Zeit die Macht seines Hauses nicht nur vollständig wieder hergestellt, sondern auch noch bedeutend vermehrt; anders stand es dagegen mit der Reformation, denn diese sollte durch seinen schnellen Abzug aus Oberdeutschland an den Rand des Verderbens gebracht werden. Da Landgraf Philipp von Hessen mit seinen Kriegern ebenfalls in die Heimath zurückkehrte, so waren die evangelischen Stände in Schwaben und Franken rücksichtslos dem Kaiser preisgegeben. Letzterer suchte dieselben nun vollends einzeln an sich zu ziehen, um sodann seine ganze Macht zur Erdrückung des Churfürsten von Sachsen verwenden zu können. Zu dem Ende ließ er zuvörderst den Herzog Ulrich von Würtemberg schriftlich auffordern, bei schwerer Ahndung sich und sein Land unbedingt der Gnade des Reichsoberhaupts zu übergeben. Ulrich bat hierauf in einem Schreiben demüthig um Verzeihung, und um mildere Bedingungen seiner Unterwerfung. Der Churfürst Friedrich von der Pfalz, welcher den Protestanten 400 Reuter zu Hülfe gesendet hatte, begab sich hingegen persönlich zu Karl V. und suchte sich zu rechtfertigen. Letzterer bewilligte ihm die Verzeihung nur nach harten Vorwürfen. Besonders schimpflich hatte sich vollends die Reichsstadt Frankfurt ergeben. Diese sendete freiwillig an den Grafen von Büren, der eben Darmstadt eingenommen hatte, und bot ihre Unterwerfung unter den Kaiser an. Büren hatte gar nicht daran gedacht, Frankfurt anzugreifen; die Ergebung der Stadt überraschte daher den kaiserlichen Feldherrn so sehr, daß er bei seiner nachmaligen Anwesenheit in Frankfurt selbst über die Feigheit der Bürger spottete [6]). Bestürzt über alle diese Vorgänge, beschloß auch die Reichsstadt Ulm, mit dem Kaiser sich zu versöhnen. Es war dieß für die Reformation ein äußerst empfindlicher Schlag, weil Ulm damals die angesehenste und mächtigste Stadt in Schwaben war, deren Beispiel bedeutend auf die übrigen bürgerlichen Gemeinwesen einwirkte [7]). Die Ulmer bemerkten jedoch zu ihrer Rechtfertigung, daß sie in jämmerlicher Weise von ihren Bundesgenossen verlassen worden seien, und allein um so weniger der Macht des Kaisers Trotz bieten könnten, als einige der vornehmsten Verbündeten heimlich schon

---

[5]). Sl. f, 315. Post, XII Decembris die Francfurtum venit, ab iisque novem aureorum millia conse. quitur. Moguntino autem, ad quadraginta millia imperat. Progressus deinde, Fuldensem Abbatem prædivitem & alios quosdam Pontificiæ religionis, eodem modo tractat.

[6]). Domum jam esset rediturus, ecce, Francofurtenses missis legatis, deditionem faciunt, & imperata se facturos demonstrant. Ille nihil cunctatus iter arripit, & cum exercitu oppidum ingressus, in Cæsaris potestatem illos redigit: & ut erat ingenii aperti, cum epulum ei senatus daret, jocatus in illos esse dicitur, ob tam leviter atque timide factam deditonem.

[7]). Sl. 316. Aliquot post diebus, veniunt ad Cæsarem legati Ulmenses. Huius civitatis præcipua est per Sueviam autoritas atque potentia. Permagni erat igitur hæc ipsorum a sociis divulsio.

die Versöhnung mit dem Reichsoberhaupte eingeleitet hätten. Gegen solche Gründe war freilich wenig einzuwenden. Das Beispiel von Ulm hatte übrigens wirklich die vorauszusehenden Folgen; denn nachdem Herzog Ulrich von Würtemberg zu Anfang des Jahres 1547 auf schwere Bedingungen mit dem Kaiser sich wirklich verglichen hatte, schickten an diesen auch die protestantischen Städte Memmingen, Biberach, Ravensburg, Kempten und Isny Gesandte, und baten um Gnade. Jetzt verlor auch die mächtige Reichsstadt Augsburg den Muth und ließ durch Anton Fugger ihren Frieden mit Karl V. vermitteln. Im März 1547 folgte endlich Straßburg dem Beispiel der übrigen Reichsstädte, und suchte um die Verzeihung des Kaisers nach.

So war denn der Bund der evangelischen Stände in Oberdeutschland vollkommen aufgelöst, und zwar unter Umständen, welche die Macht des Kaisers ungemein erhöhten. Ulrich von Würtemberg mußte sich in der Unterwerfungs-Urkunde verpflichten, den Fürsten von Hessen und Churſachsen nicht allein keine weitere Hülfe zu leisten, sondern gerade umgekehrt zur Vollziehung der Reichsacht gegen dieselben mitzuwirken. Ausserdem hatte er noch für Kriegskosten 300,000 Goldgulden zu bezahlen, wovon die eine Hälfte sogleich erlegt werden mußte. Zur Sicherheit für die andere Hälfte wurden Kirchheim, Schorndorf und der Asperg verpfändet. Die Reichsstadt Ulm mußte ferner dem Kaiser 100,000 Goldgulden als Strafe bezahlen, Memmingen 50,000 und Augsburg 150,000. Bei Unterwerfung der letztern Stadt wurde der brave Schärtlin gezwungen, auszuwandern; er begab sich mit seiner ganzen Familie nach Konstanz. Straßburg allein hatte billigere Friedens-Bedingungen ausgewirkt, und als Strafe nur dreißig tausend Goldgulden zu entrichten.

Karl V. hatte auch Bopfingen, Nördlingen, Oettingen, Dinkelsbühl und Rotenburg an der Tauber eingenommen, also im südlichen Theil des Reichs den vollständigsten Sieg davon getragen. Jetzt sollte vollends der Churfürst und Erzbischof Hermann von Köln, welcher der Reformation sich zugewandt hatte, die Rache des Reichsoberhauptes empfinden. Hermann war von dem Papste schon im Frühling 1546 seiner Würde entsetzt worden, ohne dem Urtheil Folge zu leisten. Im Januar 1547 ließ dagegen der Kaiser die Landstände des Churfürstenthums Köln versammeln, und, des Widerstandes der Ritterschaft und der Städte ungeachtet, die Entfernung Hermanns vollziehen.

Nach solchen glänzenden Erfolgen Karls V. hatte dieser nur noch die Fürsten von Hessen und Churſachsen zu überwältigen, um als vollendeter Sieger über die Reformation zu erscheinen. Wenn aber jene beiden Machthaber in Verbindung mit allen ihren Glaubens-Verwandten in Oberdeutschland nichts wider den Kaiser auszurichten vermochten, wie sollte bei ihrer gegenwärtigen Vereinzelung das Gegentheil zu besorgen sein? Karl V. beschloß daher, die beiden Häupter der Protestanten noch im Frühjahr 1547 in ihren eigenen Ländern anzugreifen, und daher zunächst nach Sachsen sich zu wenden. Bevor er diesen Vorsatz ausführte, fand auf Antrieb des Churfürsten von Brandenburg noch ein Vergleichsversuch zwischen dem Kaiser und dem Landgrafen von Hessen statt. Das Reichsoberhaupt forderte hiebei, daß Philipp allen künftigen Beschlüssen der Reichstage ohne irgend eine Ausnahme Folge leiste: zur Verbürgung dieses Versprechens einen seiner Söhne als Geißel stelle: den Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Sohn sofort der Gefangenschaft entlasse: und daß er endlich nicht nur den Churfürsten von Sachsen und die übrigen Protestanten preis gebe, sondern dem Kaiser zur Unterdrückung derselben auch noch ein Hülfs-

heer ſtelle [8]). Dieſe Bedingungen des Friedens waren ſo überaus ſchimpflich, daß ſich alle Gefühle des Landgrafen empörten, und derſelbe unwillig alle weitern Unterhandlungen abbrach.

Karl V. beſchleunigte nunmehr die Ausführung des bereits beſchloſſenen Feldzugs in Sachſen. Der Churfürſt dieſes Landes hatte einen Geſandten an den böhmiſchen Adel abgeſendet, um ein Bündniß zu unterhandeln, und hierdurch wurde der Kaiſer noch mehr zur Eile beſtimmt. In den erſten Tagen des April 1547 erſchien er in Eger, der Grenzſtadt Böhmens, um dort mit ſeinem Bruder Ferdinand ſich zu vereinigen. Da auch Moritz von Sachſen mit ſeinen Streitkräften ſich eingefunden hatte, ſo brach das Reichsoberhaupt am 12. April mit einer bedeutenden Macht nach Sachſen auf. Nach einem Marſche von zehn Tagen langte das kaiſerliche Heer am 22. April bei Meiſſen an, wo der Churfürſt Johann Friedrich ſich befand. Letzterer verließ ſogleich dieſe Stadt, nachdem er die Brücke zerſtört hatte, und bezog an der Elbe bei Mühlberg ein Lager. Kaiſer Karl V. befürchtete, daß ſich Johann Friedrich hinter die feſten Wälle von Wittenberg zurückziehen, alſo der offenen Feldſchlacht ausweichen möge. Nachdem er deßhalb ſeinem Heere nur einen Tag Ruhe gegönnt hatte, ſtand er ſchon am Morgen des 24. April an der Elbe dem Churfürſten entgegen. Der Strom trennte beide Heere, nnd mußte von dem Kaiſer erſt überſchritten werden, bevor es zum Angriff kommen konnte. Und ſogar dieſen für ihn ſo günſtigen Umſtand wußte Johann Friedrich nicht gehörig zu benützen. An dem rechten Ufer der Elbe hatte er zwar eine Beſatzung aufgeſtellt, welche den Uebergang des kaiſerlichen Heeres über den Strom wehren ſollte; allein dieſelbe vertheidigte ſich ſehr ſchlecht. Als ungefähr 1000 Spanier bis unter die Arme in den Fluß wateten, und mit Spießen zu werfen begannen, zog ſich die ſächſiſche Beſatzung allmählig zurück, obſchon dieſer Angriff nichts weniger als gefährlich ſein konnte. Jetzt ſchwammen einige ſpaniſche Fußgänger, mit dem Schwert in dem Mund, über den Strom, und erbeuteten mehrere Fahrzeuge. Mit dieſen begann nun die Ueberſchiffung des kaiſerlichen Heeres. Während ſo wichtiger Vorfälle hörte Johann Friedrich ſehr unzeitig die Predigt [9]). Durch dieſes unbegreifliche Benehmen geſchah es, daß Karl V. mit den erbeuteten Fahrzeugen und andern, die er inzwiſchen herbeigeſchafft hatte, eine Brücke ſchlagen konnte, auf welcher alsbald ſein geſammtes Heer übergeſetzt wurde. Ohne an weitere Vertheidigung zu denken, verließ der Churfürſt eiligſt das Ufer der Elbe, um Wittenberg zu erreichen; allein der Kaiſer holte ihn auf der Lochauer Heide ein, und zwang ihn zur Schlacht.

Auch jetzt noch war Karl V. nicht ohne Beſorgniſſe, ſondern hielt es für nothwendig, die Krieger durch eine Rede zur Tapferkeit anzuſpornen. Alsdann wurde das Zeichen zum Angriff gegeben. Das Heer des Reichsoberhaupts war in zwei Treffen getheilt, wovon das erſte durch Moritz von Sachſen und einige Spanier, das zweite hingegen von dem Kaiſer ſelbſt und ſeinem Bruder Ferdinand geführt wurde. Es wäre immer noch möglich geweſen, daß Johann Friedrich die Oberhand gewinne, wenn er nur jetzt

---

8). Sl. 322. Sed durissimæ ferebantur conditiones. Hæ erant, ut futura decreta senatus Imperii, sine omni exceptione probet: ut e suis filiis alterum det obsidem: ut Henricum Brunsuicensem atque filium dimittat, & Cæsaris cognitionem in eo subeat: *ut adversus electorem Saxonem atque socios auxilio Cæsari mittat equitum centurias aliquot, octo signa peditum*, in eosque per tempus semestre sumptum ipse faciat: ut Cæsari supplex fiat, & crimina sua palam profiteatur.

9). Sl. 325. In hoc rerum statu, Saxo, *qui tunc sacram concionem audiebat*, præmissis impedimentis, ipse postea subsequitur, & Vuirtembergam iter habet.

seine ganze Macht bei sich gehabt hätte; allein er war durch Entsendung von Truppen unter Wilhelm Thumser und die starke Besatzung, welche er nach Wittenberg warf, zu sehr geschwächt. So hatte denn Karl V. der Zahl nach eine bedeutende Uebermacht. Gleichwohl schlugen Johann Friedrich und seine Sachsen die Schlacht mit ruhmwürdigster Tapferkeit. Der Churfürst stürzte sich überall in die dichtesten Schaaren der Feinde, erschien stets im wildesten Getümmel, und entflammte durch solches Beispiel die Seinigen zum Heldenmuth. Nachdem der heiße Kampf bis in die Nacht fortgesetzt worden war, siegte endlich die Uebermacht des Kaisers. Johann Friedrich wurde verwundet und von den Feinden umringt. Allerdings vertheidigte er sich fortwährend mit der männlichsten Tapferkeit; doch vergebens..... nach langem Widerstand wurde er endlich gefangen genommen [10]). Die Niederlage des sächsischen Heeres war nun vollständig; was nicht auf dem Wahlplatz blieb, fiel größtentheils in die Gefangenschaft, und nur vier hundert Mann retteten sich nach Wittenberg. So endigte die entscheidende Schlacht des 24. Aprils 1547 auf der Lochauer Haide bei Mühlberg.

Karl V. war gegen den gefangenen Churfürsten so aufgebracht, daß er ihn als Aufrührer sogar zum Tode verurtheilen ließ. Es gereicht Johann Friedrich zur Ehre, daß er das strenge Urtheil mit Standhaftigkeit vernahm [11]). Durch die Vermittlung des Churfürsten von Brandenburg wurde der Kaiser insofern anders gestimmt, daß er das Todesurtheil zurücknahm. Dagegen sollte sich der Churfürst verpflichten, allen Beschlüssen, welche eine Kirchen-Versammlung oder der Kaiser in dem Religionsstreit fassen werde, unbedingten Gehorsam zu leisten. Mit Stolz und wirklicher Seelengröße verwarf der gefangene Churfürst auch diese Bedingung. Man muß dieß rühmend anerkennen, je weniger das Benehmen Johann Friedrichs bei der Leitung des Krieges entschuldiget werden kann.

Der Kaiser gab selbst in dem zweiten Punkt, über die Religion, endlich nach, legte aber im Uebrigen dem Besiegten desto härtere Bedingungen auf; denn das Haupt der ältern sächsischen Linie mußte nicht nur die Hälfte seines Landes, sondern auch die churfürstliche Würde für sich und seine Nachkommen abtreten. Mit beiden wurde Herzog Moritz von Sachsen beschenkt..... als Preis für den Verrath an seinen Glaubensgenossen, und an seinem Bluts-Verwandten. Johann Friedrich hingegen mußte auch nach dem Friedensschluß in der Gefangenschaft Karls V. verbleiben.

Es ist räthselhaft, daß der Landgraf Philipp von Hessen bei dem Zuge des Kaisers nach Sachsen nicht das Mindeste unternahm, um seinem Bundesgenossen Johann Friedrich zu Hülfe zu kommen. Allenthalben zeigten die Protestanten sonach Schwäche, und die Stadt Bremen allein erwarb sich unter ihnen den Ruhm eines energischen Widerstandes. Jobst von Krüningen, der sie mit einem kaiserlichen Heere belagerte, wurde mit Nachdruck bei allen Angriffen zurückgewiesen, und am Ende zur Aufhebung der Belagerung gezwungen. Unterstützt von Hamburg, Braunschweig und Magdeburg, setzte Bremen auch in der Folge den Widerstand siegreich fort; allein die Niederlage des Churfürsten Johann Friedrich bei Mühl-

---

10). Sod. Itaque numero victus & multitudine, cum ad noctem usque pugnatum esset: ipse, per sinistram maxillam accepto vulnero adverso, cum fortiter sese defenderet, capitur.

11). Sl. 326. Capto Saxone Cæsar Vuirtembergam petit, eoque cum exercitu, Maii die quarta, pervenit, & triduo post, *Ioannem Fridericum ob rebellionem, ut ait, capitis damnat.* Ille vero, cum audisset, animi consternati significationem nullam dedit.

berg bewog selbst die niedersächsischen Städte zur Einstellung des Kampfes. Ausser der Stadt Magdeburg die sich nicht unterwarf, stand von dem mächtigen Bund der evangelischen Stände jetzt Philipp, Landgraf von Hessen, allein noch in den Waffen. Wenn derselbe aber vor der Schlacht bei Mühlberg nichts that, um den Siegeslauf des Kaisers aufzuhalten, so konnte er nun noch weniger daran denken, Widerstand zu leisten. Er ließ also ebenfalls seinen Frieden mit dem Reichsoberhaupt unterhandeln. Karl V. wollte die Versöhnung nur unter den härtesten Bedingungen zugestehen; denn Philipp sollte dem Schmalkalder Bunde entsagen und alle Urkunden desselben ausliefern: in kein neues Bündniß treten, dem das Reichsoberhaupt nicht angehöre: seine festen Plätze bis auf einen schleifen: alles Geschütz herausgeben und 150,000 Gulden Strafe bezahlen. Ausserdem müsse der Landgraf seine Beleidigungen gegen den Kaiser knieend abbitten, und gleichwohl noch unbedingt auf Gnade oder Ungnade sich ergeben. Die letztere Forderung ließ den Landgrafen für seine Freiheit fürchten, und er suchte wenigstens in dieser Beziehung schützende Gewährschaften auszuwirken. Da Karl V. nichts bewilligte, so unterwarf sich Philipp endlich unbedingt, und leistete den 19. Juni 1547 zu Halle wirklich auf den Knieen Abbitte. Doch selbst diese Erniedrigung des Widersachers genügte dem Kaiser noch nicht, sondern letzterer behielt auch Philipp von Hessen in Gefangenschaft. So rächte sich die Verrätherei des Herzogs Moritz an seinem eigenen Schwiegervater.

Nach der Unterwerfung des Landgrafen Philipp von Hessen unter den Kaiser war jeder Widerstand der Protestanten verschwunden, der Religionskrieg selbst demnach beendigt; denn die Stadt Magdeburg, welche allein die Unterwerfung fortwährend verweigerte, war in der Vereinzelung ein gar zu geringer Gegner. Dem Reichsoberhaupt, als Vertreter der althergebrachten Kirche, war sohin ein vollständiger Sieg zu Theil worden, und jede Hoffnung für die Erhaltung der Reformation schien zerstört zu sein. Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen, die Häupter und Beschützer der Evangelischen, schmachteten, aller Macht entkleidet, in der Gefangenschaft; die übrigen protestantischen Fürsten sowie die Städte hingegen zitterten vor dem Zorn und der Macht des Kaisers. Von der Universität Wittenberg war die neue Lehre ausgegangen, und von dort wurde sie während eines 29jährigen Zeitraumes stets wissenschaftlich vertreten und geleitet. Wer fortan die evangelische Theologie studiren wollte, besuchte die hohe Schule von Wittenberg, und wegen des ausserordentlichen Glanzes, mit dem sie durch Luther und Melanchthon alle übrigen Universitäten verdunkelte, besuchten auch viele der Recht-Beflissenen aus dem Fürsten-, Grafen- und Herrenstande jene Academie. Allein schon während des Krieges verließen wegen befürchteter Belagerung des festen Platzes die meisten Professoren und Studenten die Stadt. So ward die mächtige Anstalt für die Verbreitung der Reformation zerstört, und auch dieses Unglück brachte den Protestanten bedeutende, man möchte selbst sagen, bleibende Nachtheile. Für die Familie Luthers, welche erst des Hauptes und Vaters beraubt worden war, wirkte der unselige Ausgang des Krieges besonders traurig. Johann Friedrich von Sachsen würde gewiß Vaterstelle an den mittellosen Hinterbliebenen des Reformators vertreten haben; doch er war im Gefängniß, und konnte nichts mehr thun: im Getümmel und der Bestürzung des Augenblicks nach der Niederlage des Churfürsten kam vielleicht auch dem ganzen sächsischen Hofe die Familie Luthers vorübergehend aus dem Sinne: die Wittwe des Reformators irrte daher mit ihren Kindern hülflos umher. Endlich fand sie bei dem König von Dänemark Zuflucht. Melanchthon war so gütig und menschenfreundlich, dieselbe auf der Reise dahin eine Strecke zu begleiten, und überhaupt mit Rath und That zu unterstützen. So kummervoll die

Lage ſo vieler einzelner proteſtantiſcher Familien durch den unglücklichen Ausgang des Krieges geworden war, ſo verzweiflungsvoll ſtellte ſich auch jene der evangeliſchen Richtung ſelbſt dar. Nichts ſchien dieſelbe mehr retten zu können. Und ein ſolches Mißgeſchick, das die Nation Jahrhunderte in die Finſterniß zurückſchleudern konnte, entſtand nur, weil ein Fürſt an Einfluß und Macht gewinnen wollte! Eine furchtbare Verantwortlichkeit lud alſo der treuloſe Herzog Moritz von Sachſen auf ſich.

Fünf und zwanzigſtes Hauptſtück.

Folgen des Siegs Karls des Fünften. Das Religions-Interim von Augsburg.

(Vom Jahr 1546 — 1549.)

Kaiſer Karl V. war ein denkender Staatsmann, welcher nach einem beſtimmten Plane zu handeln gewohnt, und denſelben mit Ausdauer zu verfolgen fähig war. Wie Alle ſeines Standes, auf die Größe ſeiner Familie eiferſüchtig, wollte er die Macht des Hauſes Oeſtreich bedeutend erhöhen. Da die Erblichkeit der Kaiſerwürde in dieſem Hauſe der Lieblingswunſch der meiſten Habsburger war, ſo mag auch Karl V. nicht ganz frei davon geblieben ſein. Zum Mindeſten hegte er den innigſten Wunſch, die ſo tief geſunkene Macht des Reichsoberhaupts wieder zu kräftigen. Daß dieſe Abſicht einer der Beweggründe zu dem Kriege gegen den Churfürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen war, hatten die Ereigniſſe ſelbſt erwieſen. Während gegen die Proteſtanten in Oberdeutſchland nach ihrer Niederlage nur Geldſtrafen und Verweiſe verhängt wurden, traf jene beiden Fürſten die Erſchütterung ihrer Macht, und ſogar das Gefängniß. In ihrer Eigenſchaft, als Führer der evangeliſchen Partei, lag der Grund dieſer Strenge nicht ausſchließend: denn Karl V. beſtand keineswegs auf weſentlicher Nachgiebigkeit derſelben in der Religion, ſondern nur auf glänzender Genugthuung für die Widerſetzlichkeit gegen den Kaiſer. Die Fürſten ſahen die Sache von dieſem Geſichtspunkt an. Es war lange nicht erlebt worden, daß ein Reichsfürſt, wie Philipp von Heſſen, zu den Füßen des Kaiſers lag, und wegen der Widerſetzlichkeit gegen die Würde der Reichsgewalt Abbitte leiſtete: es war etwas ſehr Ungewöhnliches, daß zwei Landesherren wegen deſſelben Vergehens von dem Kaiſer ſogar zur Gefängnißſtrafe verurtheilt wurden: man machte deßhalb das Reichsoberhaupt darauf aufmerkſam, daß ſein Verfahren die Unzufriedenheit aller Fürſten erregen werde. Doch Karl V. kehrte ſich nicht an ſolche Vorſtellungen, und behielt den Landgrafen von Heſſen, trotz den Bitten ſeines Bundesgenoſſen, des Herzog Moritz, in der Gefangenſchaft. Schon dieß gab einen Fingerzeig über die eigentlichen Pläne des Kaiſers. Andere offenbarten ſich bald nachher.

Nach der Beendigung des Krieges in Sachsen, kehrte Karl V. eiligst nach Oberdeutschland zurück, und veranstaltete eine Versammlung der schwäbischen Herren und Städte in Ulm, um den alten Bund in Schwaben wieder aufzurichten. Dieser hatte in dem Bauernkrieg gute Dienste geleistet, und galt auch für einen Stützpunct der Reichsgewalt gegen die Fürsten: deßhalb wünschte denn der Kaiser die Erneuerung desselben.

Nachdem die Verhandlungen in Ulm auf einen Reichstag nach Augsburg verwiesen worden waren, welcher am 1. September 1547 seinen Anfang nahm, entwickelten sich die Entwürfe Karls V. immer bestimmter. Ob er gleich wider die Lehre Luthers eingenommen blieb, so war er gleichwohl wider die Mißbräuche der Kirche keineswegs verhärtet, sondern im Gegentheil zu einer Reform derselben fest entschlossen. Nur sollte dieselbe von oben, also einer allgemeinen Kirchen-Versammlung ausgehen. Eine solche befand sich während des Krieges von 1546 in Trident; allein der Papst, mit dem Kaiser so unzufrieden, daß er seine Hülfstruppen schon im Dezember 1546 zurückgezogen hatte, verlegte das Konzilium im März des folgenden Jahres vollends nach Bologna. Während Paul III. schon auf die Synode in Trident einen so großen Einfluß ausgeübt hatte, daß man dort, statt mit der Kirchen-Reform, nur mit der Verdammung der evangelischen Lehre sich beschäftigte, schien eine Versammlung in Bologna vollends von dem Papste abhängig zu sein. Der Kaiser bezeigte deßhalb sowohl über die Verzögerung der Reform-Verhandlungen, als die Verlegung des Konzils sein Mißfallen, und die Kälte zwischen ihm und dem heiligen Vater wurde immer größer. Da nun Karl V. die Reichsgewalt wieder zu Ansehen und Macht emporheben, daher von dem Papste so wenig, als von den Fürsten ungebührlich sich beherrschen lassen wollte, so ergriff er den Gedanken, sich ausgleichend zwischen die Kurie und die Protestanten zu stellen, und jede der beiden Parteien zur Verhinderung des Uebergewichts der andern zu benützen. Bei einer solchen Politik konnte eine gänzliche Unterdrückung der Protestanten nicht in seinem Willen liegen: vielmehr wollte er dieselben in so weit dulden, um den Papst zur Bewilligung einer Kirchen-Reform zu zwingen.

Für ein Mittel zur Erreichung seines Zweckes hielt er zunächst die Herstellung einer vorläufigen Ordnung in der Kirche, welche von beiden Religions-Parteien beobachtet werden sollte. Gegen die Verlegung der Synode von Trident hatte der Kaiser feierlich Einsprache erhoben: die neue Versammlung in Bologna konnte also von ihm unmöglich anerkannt werden, und weil die Beilegung des Streites mit der Kurie so bald nicht zu hoffen war, so wollte Karl V. die interimistische Kirchenordnung, welche er wünschte, durch den Reichstag festsetzen lassen. Zu dem Ende ertheilte er den Theologen Julius Pflug, Michael Helding und Johann Agrikola den Auftrag zur Ausarbeitung eines Entwurfes für jene einstweiligen Kirchensatzungen. Die beiden erstern Männer galten für gemäßigte Katholiken, und der Dritte war vollends Prediger am protestantischen Hof von Brandenburg; gleichwohl kam der Entwurf, welchen sie dem Kaiser vorlegten, einer gänzlichen Aufhebung der lutherischen Lehre gleich. Die Protestanten sollten nämlich nicht nur alle katholischen Gebräuche, mit Einschluß der Messe, Bilder und Ceremonien, sondern auch die päpstliche Theorie der Transsubstantation wieder annehmen und über die Rechtfertigung, sowie die übrigen Fundamental-Sätze des Glaubens zu Lehren sich bekennen, wogegen sie sich immer gesträubt hatten. Die einzigen Zugeständnisse, welche man ihnen machte, bestanden darin, daß ihnen der Gebrauch des Kelchs im Abendmahl zugelassen, verschiedene Feiertage abgethan und den verheiratheten Geistlichen die Fortsetzung der Ehe bis zu der künftigen endlichen Entscheidung des Religions-Streites

gestattet werden sollten [1]). So wäre denn das mühselige Werk Luthers vollständig wieder zerstört gewesen. Und gleichwohl wollte auf dem Reichstag zu Augsburg kaum ein ernstlicher Widerspruch der Protestanten gegen den vorgelegten Interims-Entwurf zum Vorschein kommen. Nur der neue Churfürst Moritz von Sachsen erhob Bedenklichkeiten, an die sich der Kaiser nicht einmal kehrte. Letzterer ließ vielmehr den Entwurf der obengenannten drei Theologen am 15. Mai als Reichsgesetz verkünden. Dasselbe erhielt den Namen des Augsburger Religions-Interims (Interim Augustanum).

Unter den angegebenen Umständen schien die Maaßregel des Kaisers freilich nur den Protestanten nachtheilig, dem Papstthum dagegen unbedingt vortheilhaft zu sein. Um indessen seinem Plane gemäß zugleich die Katholiken zu einer Kirchen-Verbesserung zu zwingen, wurde nach seinem Befehl den deutschen Bischöfen im Juni 1548 der Entwurf einer Reform vorgelegt. Dieser erregte nun umgekehrt die Erbitterung der Katholiken, und es bewährte sich also die Absicht einer vermittelnden Stellung des Kaisers; allein man sah zugleich, daß letzterer sich verrechnet, und nunmehr beide Theile gegen sich habe. Von Seite der Protestanten zeigte sich solches sehr bald.

So gering nämlich der Widerspruch der protestantischen Stände wider die vorläufige Kirchen-Ordnung bei der Berathung derselben auf dem Reichstag gewesen war, so allgemein und energisch zeigte sich derselbe nach ihrer Verkündung als Reichsgesez. Jetzt wiederholte nicht nur der Churfürst Moritz seine Einsprache, sondern es protestirte noch nachdrücklicher der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Markgraf von Brandenburg-Küstrin. Ungleich stärker ward jedoch der Widerstand von Seite des evangelischen Volkes. Nachdem alle lutherischen Reichsstädte gegen das Interim sich erklärt hatten, widersetzte sich die Bevölkerung von Brandenburg und sogar einiger Länder katholischer Fürsten der Einführung desselben. Die Massen der Lutherischen wurden jetzt erst schwierig, und fuhren mit einer Erbitterung und selbst Energie empor, welche nach den Erfahrungen des Schmalkalder Krieges kaum erwartet werden konnten. Aber es zeigte sich jetzt, daß die protestantische Partei durch die Siege des Kaisers nur vorübergehend betäubt, keineswegs hingegen überwältiget war. Gleichwohl offenbarte Karl v. den Vorsatz, die Einführung des Interims in den evangelischen Ländern mit Gewalt zu erzwingen. Nicht blos im Herzogthum Würtemberg war dieß wirklich geschehen, sondern auch in den Reichsstädten Augsburg, Nürnberg und Ulm.

Wenn die Protestanten schon durch den Gewissenszwang an sich entrüstet werden mußten, so stieg ihre Erbitterung um so höher, als der Kaiser nicht bloß mit Strenge, sondern auch mit wirklicher Härte verfuhr. Die evangelischen Prediger in Ulm, welche wider das Augsburger Interim beharrlich sich erklärten, wie z. B. Martin Frecht, wurden mit Ketten beladen in das Gefängniß geworfen, und alsdann in solchem Zustand dem kaiserlichen Heere nachgeführt. Ein gleiches Schicksal war dem lutherischen Prediger Johann Brenz in Schwäbisch-Hall, einem hochstehenden Mann unter seinen Glaubensgenossen, zugedacht. Derselbe mußte seine Gattin uud sechs Kinder der Verzweiflung überlassen, und durch die Flucht sich retten. Viele andere Familien von evangelischen Geistlichen hatten das nämliche bittere Loos,

---

[1]). Es lag eine merkwürdige Bestimmtheit in der Interims-Verordnung. Sleidan Fol. 353.

In canone Missæ prorsus nihil immutetur & reliqua omnia serventur iuxta vetus præscriptum: *vestes, ornamenta, vasa, cruces, altaria, candelæ & imagines*, veluti monumenta quædam retineantur.

Wenn Luther dieß erlebt hätte!

da ihre Verſorger im Elend umher irrten. Ja ſogar die Gattin von Johann-Brenz wurde gezwungen mit ihren ſechs Kindern auszuwandern. Dieſelbe war ſehr krank, und nicht einmal ein ſolcher Zuſtand konnte Barmherzigkeit erwecken. Die Arme ſchwankte mit ihren unglücklichen Waiſen hülflos umher, und unterlag auch bald ihrer Krankheit [2]). Durch das Mitleiden mit allen dieſen Märtyrern ihrer Ueberzeugung wurde der Haß der evangeliſchen Bevölkerung wider Karl V. von Tag zu Tag größer, und allmälig der Entſchluß, zum verzweifelten Widerſtand, bei ihr hervorgerufen. Obgleich ſich dieß im Großen erſt ſpäter zeigte, ſo trat ein Anzeichen gleichwohl noch im Jahr 1548 hervor.

Die freie Stadt Konſtanz, der neuen Lehre eifrig ergeben, ſendete Botſchafter an den Kaiſer, und ließ ihn inſtändigſt um Gewiſſens-Freiheit, ſohin um Verſchonung mit dem Augsburger Interim bitten. In gemüthlicher Weiſe ſtellte die würdige Reichsgemeinde ihrem Oberhaupt vor: „daß ſie ſich in großer Angſt und Noth befinde: denn bei einer Widerſpenſtigkeit gegen den Kaiſer ſeze die Bürgerſchaft alle ihre Glücksgüter, und ſelbſt das Leben auf das Spiel. Wenn ſie dagegen gehorche, ſo lade ſie wegen Verlezung ihres Glaubens die Strafe Gottes auf ſich: der Kaiſer möge daher menſchenfreundlich ſein, und die Stadt nicht zwingen, daß ſie gegen ihr Gewiſſen handle [3]). Selbſt dieſe einfache, rührende Sprache verfehlte bei Karl V. aller Wirkung, und lezterer beharrte bei dem Befehl unbedingter Unterwerfung. Jezt erwachte aber auch der Stolz der mannhaften Reichsſtadt, und die Bürger von Konſtanz beſchloſſen, der verhaßten Maaßregel des Kaiſers Trotz zu bieten, und verweigerten mithin ſtandhaft die Annahme des Augsburger Interims.

Nunmehr ſprach Karl V. nicht nur die Acht über die muthige Reichsſtadt aus, ſondern ſchickte auch einen Kriegszug unter dem Oberbefehl zweier Spanier, Alphons von Vives und Diego von Cales, ab, um den Spruch zur Vollziehung zu bringen. Die Hoffnung der Spanier, Konſtanz zu überrumpeln, wurde vereitelt; denn die Bürger ſchloſſen bei Annäherung der kaiſerlichen Truppen die Thore, und vertheidigten nun mit der rühmlichſten Tapferkeit ihre Stadt. Dabei wurden Thaten verübt, welche durch die Tugend der patriotiſchen Hingebung an die lombardiſchen Städte zur Zeit Friedrichs Rothbart erinnerten. So umklammerten einige Jünglinge ſpaniſche Soldaten, und ſtürzten ſich mit ihnen in den Rhein. Die Spanier ertranken; doch jene heldenmüthigen Jünglinge ſchwammen triumphirend zu den Ihrigen zurück [4]). Durch dieſe und ähnliche Thaten wurde der Angriff der kaiſerlichen Truppen erfolgreich abge-

---

2). Sleidan Fol. 356. Uxor ejus autem, etsi gravi detineretur morbo, quo paulo post etiam extincta fuit, exulare jubetur. Itaque misera cum sex liberis vagatur sedibus incertis, & quo se recipiat, vix ullum habet perfugium, Hispanorum formidine concussis omnium & occupatis animis: eumque dolorem & ægrimoniam augebat etiam, quod interea, quæ mariti esset fortuna, nesciret.

3). Sleid. f. 361. Constantiensium ad Cæsarem literæ.

Senatus, eo cognito, Iulii die decimo tertio datis literis admodum demissis, orant ne quid contra conscientiam & animæ salutem facere cogantur. Videre se periculum suum, & in maximis angustiis versari. Ni si enim parcant, omneis suas fortunas atque vitam in discrimen vocari. Quod si morem gerant, Dei vindictam atque judicium sibi subeundum esse. Parcat igitur.

4). Chronologia Constantiensis Fol. 350:

Tribus repente locis imparatos intercipere Alphonsus certum habuerat, & Petrusianum suburbium prius cepit, quam adesse crederetur, militibus repente per pontem in ipsam urbem contendentibus, mox tamen magna clade repressis cum quadraginta an sexaginta juvenes laniones, facto in Hispanos impetu,

ſchlagen, und ein Anführer der leztern, Alphons von Vives, verlor ſelbſt das Leben. Als man hierauf den braven Bürgern alle Zufuhr abſchnitt, ſo drang die Hungersnoth ihnen endlich den Wunſch ab, wegen Uebergabe der Stadt zu unterhandeln. König Ferdinand, welcher von den Bürgern in Konſtanz um Fürſprache bei ſeinem Bruder, dem Kaiſer, erſucht wurde, wollte nur unter der Bedingung einwilligen, daß die beſagte Stadt unter den Schutz des Hauſes Öſtreich ſich begebe, ſohin ihrer Reichsfreiheit entſage. So hart dieſes Opfer auch war, ſo glaubten die Bürger von Konſtanz, daſſelbe dennoch darbringen zu müſſen. Die Huldigungs-Urkunde an das Haus Öſtreich wurde am 26. Januar 1549 unterzeichnet, und die Stadt von dem König Ferdinand in Beſiz genommen. Kaiſer Karl V. welcher die Vermehrung der öſterreichiſchen Macht ſehr gerne ſah, bewilligte nun die Aufhebung der Reichsacht. So war Konſtanz freilich gerettet; leider aber um einen entſezlichen Preis: denn nicht nur die Reformation ward jezt in jener freiſinnigen Bürgergemeinde wieder gänzlich unterdrückt, ſondern auch der Wohlſtand und die anſehnliche Macht der Stadt durch den Verluſt der Reichsfreiheit gänzlich zerrüttet. Bürgerliche Selbſtſtändigkeit iſt Leben, das Gegentheil Tod. An dem Schickſal von Konſtanz zeigte ſich dieß: denn ſeit der Ergebung der Stadt an einen Landesherrn ſank ſie immer tiefer und tiefer, bis ſie endlich nur noch der Schatten ihrer ehemaligen Größe ward.

Ein weiteres ruhmwürdiges Beiſpiel der Standhaftigkeit gab der gefangene Churfürſt Johann Friedrich von Sachſen. Karl V. ließ ihm das Augsburger Interim vorlegen, und drang ſodann in ihn, daſſelbe anzunehmen. Mit Würde antwortete Johann Friedrich: „der Kaiſer habe ſchon früher (nach der Mühlberger Schlacht) erfahren, daß er, der Churfürſt. durch keinerlei Drohungen und Gewalt zum Abfall von ſeinem Glauben bewogen werden könne: heute ſtehe ſeine Ueberzeugung nicht minder feſt, und nie werde er ein Haar breit davon weichen". Vergebens machte man dem Gefangenen für den Fall der Nachgiebigkeit Hoffnung auf die Freiheit: er blieb ſtandhaft. Karl V. vermochte ſo klein zu handeln, daß er den Churfürſten härter behandeln ließ; doch auch das blieb vergeblich, und Johann Friedrich unerſchütterlich bei der Ablehnung des kaiſerlichen Begehrens.

Im ſüdlichen Deutſchland ſezte Karl V. die Einführung des Augsburger Interims endlich durch; dagegen ſpann ſich hierüber in Norddeutſchland ein bedenklicher Widerſtand an. Bevor die Ereigniſſe ſich weiter entwickelten, geſchah von dem Kaiſer noch ein Schritt, welcher das Mißtrauen wider ihn bedeutend ſteigerte. Derſelbe machte den Reichsſtänden nämlich den Vorſchlag, ſeinen Sohn Philipp nach Ableben ſeines Bruders Ferdinand, zum Nachfolger in der Kaiſerwürde zu ernennen. Zur Entſchädigung der deutſch-öſterreichiſchen Linie ſollte der Sohn Ferdinands, Maximilian, zum Nachfolger Philipps im Reiche ernannt werden. Da ſohin die Kaiſerwürde in mehreren Generationen dem Hauſe Öſtreich zugedacht war, ſo verrieth ſich ſo ziemlich der Staatsplan, jenem Hauſe allmälig die Erblichkeit der Reichskrone zu erwerben. Große Bedenken erregte darum der Antrag Karls V. bei den Churfürſten und übrigen Reichsſtänden. Am meiſten fühlte ſich der neue Churfürſt Moritz von Sachſen durch die Entwürfe des Kaiſers verlezt: denn ſein Gewiſſen mochte ihm vielleicht geſagt haben, daß er durch den Verrath an ſeiner Glaubenspartei und ſeinem Blutsverwandten die herrſchſüchtigen Beſtrebungen des Hauſes Öſtreich

---

pontem a suo tergo rescindi curarent, eoque facto, ut nando exerciti erant in Rhenum se præcipites darent, nonnulli una Hispanos traherent ac mergerent, ac dein ad suos se in muro expectantes reciperent.

wesentlich gefördert habe. Wie dem aber auch sein mochte, in dem Geiste des Churfürsten Moritz reiften endlich die Entschlüsse, welche er bei der Treulosigkeit des Jahres 1546 sich vorbehalten haben mochte. Die öffentlichen Zustände in Deutschland sollten daher plötzlich eine unerwartete, durchgreifende Veränderung erleiden.

Sechs und zwanzigstes Hauptstück.

Siegreiche Wiedererhebung der Reformation. Die Religionsfriedensschlüsse von Passau und Regensburg.

(Vom Jahr 1549. bis 1555)

Nachdem der Papst Paul III. am 10. November 1549 verstorben, und Julius III. zu seinem Nachfolger erwählt worden war, wollte das neue Kirchen-Oberhaupt sogleich entscheidende Schritte einleiten, um endlich die Religions-Wirren bleibend zu lösen. In Uebereinstimmung mit dem Kaiser berief er daher ein allgemeines Konzilium auf den 1. Mai 1551 nach Trident. Karl V. verbürgte den evangelischen Ständen völlige Sicherheit für sich und ihre Gesandten bei Beschickung der Synode, forderte aber dafür um so strenger das Erscheinen derselben. Da das Reichsoberhaupt bei der Einführung des Augsburger Interims so nachdrückliche Maaßregeln ergriffen hatte, so schien wider die Protestanten eine nicht minder energische Einschreitung bei der Ablehnung der neuen Kirchen-Versammlung bevorzustehen. Die evangelischen Stände willigten deßhalb meistens in die Beschickung des Konzils ein, und trösteten sich nur mit dem geheimen Entschluß, im Nothfall an ihren Glauben Gut und Blut zu setzen. Auch der neue Churfürst Moritz von Sachsen erklärte seine Bereitwilligkeit, an den Verhandlungen der Kirchen-Versammlung Antheil zu nehmen: doch nun war die Rolle des Ueberlisteten dem Kaiser zugedacht. Moritz hatte nämlich den festen Entschluß gefaßt, jede Wirkung der Synode zu vereiteln, und dem Augsburger Glaubens-Bekenntniß der Protestanten Achtung zu verschaffen: — eben deßhalb stellte er sich, als ob er so gerne den Wünschen des Reichsoberhaupts in Beziehung auf des Konzil entspreche. Nachdem er den Kaiser sicher gemacht hatte, sann er auf ein Mittel zur Ausführung seiner Anschläge, und bald war er mit einem Plane fertig, welcher für seine Meisterschaft in List und Verstellung ein neues Zeugniß gab.

Des Reiches freie Stadt Magdeburg hatte auch im Jahre 1551 immer noch die Unterwerfung unter den Kaiser verweigert. Als das Religions-Interim von Augsburg verkündet worden war, wurde die Erbitterung jener Reichsgemeinde noch größer, und ihr Entschluß, den Widerstand bis auf das äußerste zu treiben, noch fester. Bei der Durchführung des kaiserlichen Willens in andern Gegenden Deutschlands legten verschiedene evangelische Prediger ihr Amt nieder, um nicht wider ihr Gewissen zu handeln: zu den gewaltsam Vertriebenen, deren Anzahl fortwährend stieg, kamen also auch viele freiwillige Flüchtlinge, und

mehrere von beiden fanden in Magdeburg Aufnahme, weil dort dem Interim der Eingang nicht verstattet worden war. Die sonst schon bedeutende Stadt schien jetzt gewissermassen der Mittelpunct des reinen Lutherthums zu sein, von welchem aus vorerst ein geistiger Kampf gegen die Unterdrückung Karls V. geführt wurde. Als das Beispiel anfing, gefährlich zu werden, regte man auf der Reichsversammlung die Vollziehung der bereits ausgesprochenen Acht an. Um den Kaiser durch ein ähnliches Mittel zu verderben, wie einst den Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen, wußte Moritz, dessen Nachfolger in der Churwürde, die Einleitung zu treffen, daß ihm die Vollziehung der Reichsacht auch gegen Magdeburg angetragen wurde. Moritz war von dort aus persönlich angegriffen worden, indem die strengen Lutheraner ihn kaum mit Unrecht den Renegaten und Apostaten hießen. Karl V. ging dadurch wirklich in die ihm gestellte Falle: denn er glaubte, daß es dem persönlich gereizten Churfürsten mit der Bestrafung der ihm feindlichen Stadt Ernst sei. Ohne alles Mißtrauen wies der Kaiser daher bedeutende Geldsummen zu den Rüstungen an. Auch durch den großen Umfang der letztern schöpfte er keinen Argwohn, weil Magdeburg schon damals sehr fest war, und eine zahlreiche, bis zur Leidenschaft erhitzte Bevölkerung hatte. Unter solchen Umständen schien in der That ein starkes Heer zur Eroberung der Stadt nothwendig zu sein.

Während Moritz mit Eifer rüstete, war Kaiser Karl V. auch mit Heinrich II., dem Nachfolger von Franz I. in Frankreich, in Krieg verwickelt worden, und dieses Ereigniß benützte der Churfürst sogleich geschickt für seine Pläne, indem er einen Subsidien-Vertrag mit Heinrich II. abschloß. Letzterer verpflichtete sich darin, in den ersten drei Monaten des Kriegs 240,000, und in jedem folgenden 60,000 Thaler Hülfsgelder zu zahlen, auch ohne Vorwissen des Churfürsten mit dem Kaiser keinen Einzeln- oder Separat-Frieden zu schließen. Nachdem Moritz noch verschiedene evangelische Fürsten, insbesondere den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den Herzog von Mecklenburg, den Landgrafen Friedrich von Hessen ins Geheimniß gezogen und von ihnen die Zusage von Hülfe erhalten hatte, wurde die Einnahme Magdeburgs noch im Spätherbst 1551 mit Ernst betrieben. Wider Erwarten ergab sich die Stadt schon am 6. November jenes Jahres, so daß ihre Häupter also von dem Plane des Churfürsten wahrscheinlich ebenfalls unterrichtet waren. Letzterer legte von seinen Truppen eine Besatzung nach Magdeburg, und nahm die Soldaten, welche capitulirt hatten, größtentheils in seinen Sold. Da er auch nach erreichtem Zweck sein Heer also vermehrte, anstatt es zu entlassen, da er dasselbe ferner auch während des Winters unter den Waffen hielt, so mußte sein eigentlicher Plan sich allmählig verrathen.

In der That verbreitete sich in Norddeutschland das Gerücht, daß ein Anschlag wider den Kaiser im Werke sei, ja letzterer wurde sogar ausdrücklich gewarnt [1]). Endlich berichtete man dem Reichsoberhaupt bei Anfang des Jahres 1552 von mehreren Seiten auf das bestimmteste, daß Moritz nur die bessere Jahreszeit abwarte, um wider den Kaiser und die Katholiken zu Feld zu ziehen. Karl V. hätte nun freilich Verdacht schöpfen, und an Vorbereitungen denken sollen; allein so schlau er war, so sollte er hierin doch an Moritz seinen Meister finden. Dieser brachte es nämlich durch ein seltenes Gewebe von List, Trug und Heuchelei dahin, daß der sonst argwöhnische Kaiser noch einmal sich einlullen ließ, und

[1]). Sleidan ad annum 1552 p. 417. Paulo post, plerique cœperunt mussare, Concilium iri prorogatum, & Mauricium, facto cum Galliæ rege fœdere, bellum in Cæsarem parare. Subobscurus quidam erat hic rumor initio, sed invalescebat in dies, ac silentio missus fuit ad Cæsarem Tridento, qui de ipsius voluntate cognosceret.

seinem heimlichen Feinde ohne Gegenanstalten die gewünschte Zeit für seine Anschläge verstatten. So kam endlich der März des Jahres 1552 heran, und am zwanzigsten jenes Monats gab der neue Churfürst von Sachsen zur Erhebung der gebeugten Protestanten wider den Kaiser das Zeichen.

Zuförderst wurde in einem feierlichen Manifeste an die gesammte Nation ausgeführt, daß Karl V. nicht bloß die evangelische Religion gegen sein Versprechen verfolgt und unterdrückt habe, sondern auch einen Reichsfürsten, den Landgrafen Philipp von Hessen, widerrechtlich im Gefängniß halte, und überhaupt auf die Umstürzung der Reichsverfassung ausgehe. Nach der üblichen Sprache der deutschen Fürsten, erklärten nun auch Moritz und seine verbündeten Standesgenossen, daß sie zur **Vertheidigung der deutschen Freiheit** die Waffen ergriffen hätten [2]). Nachdem das Manifest in Umlauf gesetzt worden war, brach der neue Churfürst von Sachsen am 20. März 1552 mit seinem Heere nach dem südlichen Deutschland auf, wo Karl V. verweilte. Am 22. und 25. März stießen die Hessen unter Landgraf Wilhelm bei Vischofsheim und Schweinfurt zu ihm. Fast gleichzeitig vereinigten sich auch die Streitkräfte des Markgrafen von Brandenburg mit Moritz, und schon am 31. März 1552 erschien das große Heer der Protestanten vor den Thoren von Augsburg. Nicht nur diese Reichsstadt schloß sich sogleich dem Unternehmen an, sondern in allen Gegenden Deutschlands wurde dasselbe von den Evangelischen freudig begrüßt. So lag es denn klar am Tage, daß um Moritz binnen wenigen Wochen oder Monaten ein ungeheures Heer versammelt sein würde. Da zugleich der neue Churfürst von Sachsen zur Führung desselben ganz andere Fähigkeiten besaß, als sein Vorgänger, so befand sich der Kaiser wirklich in der größten Gefahr.

Karl V. welcher noch überdieß zu Insbruck an der Gicht krank lag, erkannte dieselbe vollkommen, und berief daher eiligst seinen Bruder Ferdinand zu sich, um den Sturm durch ihn mittelst Unterhandlungen beschwören zu lassen. Damit der Kaiser noch mehr bestrickt werde, ließ sich Moritz zum Scheine in einen Vergleichs-Versuch ein. Bei einer Zusammenkunft mit dem König Ferdinand zu Linz schloß er am 1. Mai sogar einen vorläufigen Vertrag mit demselben, nach welchem am 26. Mai 1552 in Passau eine Friedens-Verhandlung eröffnet, und zugleich von jenem Tage an bis zum Abschluß des Friedens ein Waffenstillstand bestehen sollte. Ohne diesen abzuwarten, überfiel jedoch Churfürst Moritz die Truppen des Kaisers bei Reuten, und brachte ihnen am 18. Mai eine vollkommene Niederlage bei. Nun ward sofort die Klause bei Ehrenberg erstürmt, und der Lauf des stürmischen Siegers alsdann gen Insbruck geleitet. Karl V. war so tief gebeugt, so ohnmächtig, daß er seine Vertheidigung nicht einmal wagen konnte, sondern bei Nacht und Nebel über die Gebirge entfliehen mußte [3]). Das scheinbar Unmögliche war demnach

---

2). Sleid. f. 423. In terg. Denique id prorsus agi, ut in fœdam & ignominiosam servitutem adducantur omnes. Quo quidem nomine posteritas & nepotes habituri sint justissimas causas, ignaviam hujus temporis atque socordiam detestandi, quo pulcherrimum illud ornamentum, patriæ nimirum libertas, occubuit.

Selbst von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg berichtet Sleidan bittere Klagen über die Unterdrückung der deutschen Freiheit:

Albertus autem Marchio Brandeburgicus, in eandem prope sententiam scriptum edit, et opprimi queritur Germaniæ libertatem ab iis ipsis, qui tueri illam ex officio debebant, & amplificare.

3). Sleid. f. 430. Cæsar autem, ubi de capto Erebergo cognovit, noctu, maxima celeritate tumultuarie discedens Œniponte, cum Ferdinando fratre, qui persuadendæ pacis causa nuper eo venerat, ut ante dixi-

wirklich geleistet worden. Herzog Moritz hatte der ältern Linie seines Hauses nicht nur die Churwürde und die Hälfte ihres Landes abgedrungen, sondern auch die Reformation gerettet: denn der Sieger über die Protestanten floh in verzweiflungsvoller Betäubung vor ihm.

Der unerwartete Schlag hatte den Kaiser mit einer solchen Gewalt getroffen, daß er auch später die Folgen nicht mehr abzuwenden vermochte. Allerdings stemmte er sich einige Zeit mit Verdruß gegen die Anforderungen von Moritz: volle Religions-Freiheit für die Evangelischen, Abstellung der Beschwerden der Stände wegen Verletzung der Reichsverfassung, und Freigebung des Landgrafen Philipp. Da ihm aber die Fortsetzung des Krieges bei seiner gänzlichen Erschöpfung an Leibes-Kräften, Geld und Truppen unmöglich war, so mußte er sich dem Verlangen des Churfürsten endlich fügen. In seinem Auftrag schloß daher König Ferdinand am 31. Juli 1552 zu Passau einen vorläufigen Frieden mit den evangelischen Ständen ab, wodurch die Reformation für immer sicher gestellt wurde. Ob gleich darin nach hergebrachter Weise die Beseitigung der Religions-Spaltung einer allgemeinen oder wenigstens nationalen Kirchenversammlung vorbehalten blieb, so gestand man den Protestanten bis dahin doch die ruhige Ausübung ihres Glaubens zu. Ja es wurde sogar festgesetzt, daß alle und jede Verfolgung der Evangelischen, sie mag gerichtlich oder durch die Waffen geschehen, von jetzt an eingestellt, sohin die ihnen nachtheiligen Reichstags-Beschlüsse sammt und sonders ausser Wirkung gesetzt sein sollten, und auch in Zukunft niemals ein anderer Versuch, als ein gütlicher gemacht werden dürfe, um den Zwiespalt zu heben. Umgekehrt wurde auch den Katholiken die ungestörte Ausübung ihrer Religion und der friedliche Besitz aller ihrer Güter verbürgt. Das war also endlich die Bewilligung der „Gewissens-Freiheit", auf welche Dr. Martin Luther schon Anfangs so weise angetragen hatte. Welches Maaß von Jammer und Elend wäre erspart worden, wenn man jenem erleuchteten Rathschluß sogleich Anfangs, oder wenigstens von jetzt an, unverbrüchliche Folge geleistet hätte. Der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen sowie der Landgraf Philipp von Hessen wurden nach fünfjähriger Gefangenschaft nunmehr in Freiheit gesetzt, und beide kehrten in ihre Erblande zurück.

Wenn es dem Herzog Moritz mit den Betheurungen seiner Uneigennützigkeit Ernst gewesen wäre, so mußte er es jetzt beweisen, also seinem Vetter die Churwürde mit der geraubten Landeshälfte zurückgeben. An einen Widerstand des Kaisers war unter den gegebenen Zeit-Umständen nicht zu denken. Allein Moritz behielt alles, was er so heimtückisch und unedelmüthig an sich gerissen hatte. Man kann darum über den plötzlichen Sieg der Reformation keine volle oder reine Freude empfinden, denn es bleibt äusserst schmerzlich, daß die Ernestinische Linie des Hauses Sachsen für ihre treue Förderung der evangelischen Lehre so hart gestraft wurde. Die Redlichkeit unterlag, und das Laster behauptete bleibend den Sieg; geschichtliche Erfahrungen der Art erfüllen aber das Gemüth mit Traurigkeit. Auch für die Zukunft brachte die schnöde That des Herzogs Moritz der Reformation großen Nachtheil. Zu den Gebietstheilen, die das sächsische Churhaus an ihn abtreten mußte, gehörte unter andern auch Wittenberg, und um die dortige berühmte Universität zu erhalten, bewog er Melanchthon, in seine Dienste zu treten. Dieser Gelehrte mochte freilich

---

mus, & per alpes, qua Tridentam itur, ad lævam deflectens, Villacum, quod est in Carnis oppidum, ad Drauum flumen, sese recipit.

dem Wunſche des neuen Churfürſten nur aus guten Beweggründen, um der Sache ſelbſt zu nützen, entſprochen haben; gleichwohl war jener Schritt nach den höhern Grundſätzen menſchlicher Würde durchaus nicht zu rechtfertigen. Niemals würde ſich Luther dazu verſtanden haben, von dem Verräther an ſeinem Churfürſten ein Amt anzunehmen, und der treue Gehülfe des Reformators hätte auch nicht anders handeln ſollen. Durch jene Schwäche Melanchthons wurden nun alle warmen Freunde Luthers ſo empört, daß zwiſchen ihnen und den Wittenberger Theologen eine entſchiedene Feindſchaft entſtand. Dieſelbe ward noch vermehrt, als die Erneſtiniſche Linie des Hauſes Sachſen, um für den Verluſt der Univerſität Wittenberg Erſatz zu finden, eine neue hohe Schule in Jena gründete. Zwiſchen beiden Akademien entſtanden die heftigſten Reibungen, und endlich in der geſammten evangeliſchen Richtung ein Zwieſpalt, welcher ſich ſehr lange Zeit fortſetzte.

Nach dem Abſchluß des Paſſauer Religions-Friedens begab ſich Kaiſer Karl V. über Straßburg nach Lothringen, um den Krieg mit dem König von Frankreich perſönlich zu leiten. Man hatte bei den Verhandlungen in Paſſau verabredet, zur Vollendung des Religions-Friedens nach ſechs Monaten einen Reichstag zu verſammeln; dieß wurde nun durch den Krieg in Lothringen verhindert. Ein weiteres Hinderniß jener Reichsverſammlung ergab ſich durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, indem dieſer heftige Unruhen erregte. Albrecht war an den Rhein gezogen, um dem König von Frankreich wider Karl V. beizuſtehen; da er jedoch wegen des Lohnes mit dem König nicht einig werden konnte, ſo ſchloß er ſich umgekehrt dem Kaiſer an [4].) Alsdann bekriegte der heftige Markgraf die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg, ſowie die Stadt Nürnberg. Albrecht raubte und plünderte dabei in dem Maaße, daß er eine allgemeine Entrüſtung wider ſich erregte [5]). Dieſe wurde noch größer, als der Markgraf noch vollends zu Grauſamkeiten überging [6]). Da der Kaiſer nicht gebührend einſchritt, und ſelbſt der Begünſtigung Albrechts beſchuldigt wurde, ſo ſank auch er noch tiefer in der öffentlichen Meinung. Sogar König Ferdinand erklärte nun dem Markgrafen den Krieg; doch das Verdienſt der endlichen Beruhigung des Reichs erwarb Moritz von Sachſen. Nachdem derſelbe wider den Unruheſtifter zu Feld gezogen war, erfolgte am 9. Juli 1553 eine entſcheidende Feldſchlacht bei Sieversḥauſen, in welcher Albrecht von

---

[4]) Sleidan ad annum 1552 (fol. 442.): Erat tum in Lothringiæ finibus, ad oppidum Pontamossum, Albertus Brandeburgicus, cum quinquaginta signis peditum, & equitatu non parvo. Cumque de stipendiis tam præteriti quam futuri temporis inter ipsum Galliæque regem non conveniret, interventu quorundam reconciliatur Cæsari, qui & culpam omnem ei condonat, & actionem in eum institui belli causa, vetat, & transactionem cum episcopo Bambergensi factam atque Wirciburgensi, confirmat.

[5]) Sleidan fol. 444. in terg. Interim Albertus, conductis copiis progreditur, & per episcoporum atque Noribergensium fines omnia vastat incendiis atque direptionibus & Bambergam, oppidum regionis primarium capit.

[6]) Sleidan fol. 448. in terg. Inter alia illius facinora, hoc veluti singulare quoddam inauditæ crudelitatis exemplum recitant, quod cum ipsorum ditionis oppida duo, Altorfum atque Laufum nuper occupasset, non oppidanos modo, sed ex agris etiam coactos homines, atque pecudes incluserit, & diversis deinde locis incenderit, præcipue autem ad portas, eo plane consilio, ut omnes exureret. Hoc autem incendio, pueros, et mulieres aliquot gravidas, & complures ægrotos, qui perruptis & effractis muris evadere non possent, miserabiliter ibi conflagrasse dicunt.

Brandenburg völlig geschlagen wurde. Moritz empfing hiebei eine tödtliche Wunde, und verschied zwei Tage nach der Schlacht; die Ruhe ward dagegen durch seinen Sieg endlich in Deutschland wieder hergestellt. Der in Passau verabredete Reichstag wurde jetzt für den Frühling 1554 wirklich nach Augsburg einberufen. Da sich neue Hindernisse ergaben, so geschah die Eröffnung freilich erst im folgenden Jahr 1555; dafür leiteten die Verhandlungen auf ein sehr glückliches Ergebniß. Man bestätigte nicht nur, sondern befestigte und erweiterte auch noch die gütliche Einigung von Passau. Am 21. September 1555 kam nämlich ein förmlicher Religionsfriede in Augsburg zu Stande, welcher sowohl den Protestanten von der Augsburger Confession, als den Katholiken die Gewissens-Freiheit feierlich verbürgte. Es ward darin ausdrücklich festgesetzt, daß die Evangelischen in der ruhigen Ausübung der Augsburger Confession verbleiben, und durch keine Gewaltthätigkeiten davon abgebracht werden dürfen. Allen weltlichen Reichsständen räumte man das Recht ein, zwischen der alten Religion und dem Augsburgischen Glaubens-Bekenntniß frei zu wählen, nur müßten alsdann die Unterthanen der Religion des Landesherrn folgen. Ausgeschlossen von diesem Frieden wurden alle diejenigen, welche dem katholischen Glauben und der Augsburger Confession nicht angehören [7]). Die evangelischen Stände hätten das Recht der freien Wahl zwischen beiden Confessionen auch gerne auf die geistlichen Stände, und auf die Priester überhaupt ausgedehnt. Da in diesem Fall von Seite der katholischen Fürsten die allmählige unaufhaltsame Verbreitung der Reformation über ganz Deutschland befürchtet wurde, so widersetzten sie sich jenem Verlangen entschieden. Desto hartnäckiger bestanden die Protestanten auf der Ausdehnung der Gewissens-Freiheit auf die Geistlichen. Zugleich widersetzten sich die Evangelischen dem Verlangen, daß die Unterthanen die Religion ihres Landesherrn annehmen sollen. Kein Theil wollte nachgeben, so daß man denn über beide Punkte sich nicht vereinigen konnte. Die Katholiken behielten sich insbesondere vor, daß jeder Geistliche, welcher zur evangelischen Religion übergehe, sein Erzbisthum, Bisthum, seine Prälatur oder andere Pfründe der katholischen Kirche abtreten müsse. Diese Bedingung wurde der geistliche Vorbehalt genannt, und in dem Friedensschlusse selbst eingerückt. Dagegen wurde der Widerspruch der Protestanten durch das Versprechen des Königs Ferdinand beschwichtiget, den geistlichen Vorbehalt im Wege Kaiserlicher Erläuterungen (Declarationen) für sie weniger lästig zu machen. Die Entscheidung Ferdinands, im Vollmachts-Namen des Kaisers, fiel in Beziehung auf den

---

[7]) Der Inhalt des Augsburger Religions-Friedens vom Jahr 1555 lautet im Wesentlichen also:

„Und damit solcher Fried, auch der spaltigen Religion halben, — desto beständiger — erhalten werden möchte: so sollen die Kaiserl. Majestät, Wir, auch Churfürsten, Fürsten und Stände des heil. Reichs keinen Stand des Reichs wegen der Augspurgischen Confession und derselbigen Lehr, Religion und Glaubens halben mit der That gewaltigerweis überziehen, beschädigen, vergewaltigen, oder in andere Wege wider seine Conscienz, Wissen und Willen von dieser Augspurgischen Confessions Religion, Glauben, Kirchengebräuchen, Ordnungen und Ceremonien, so sie aufgericht, oder nochmals aufrichten möchten in ihren Fürstenthumben Landen, u. Herrschaften bringen, oder durch Mandat, oder in einiger anderer Gestalt beschweren oder verachten, sondern bei solcher Religion, Glauben, Kirchengebräuchen, Ordnungen und Ceremonien, auch ihren Haab, Gütern — ruhiglich und friedlich bleiben lassen. Und soll die strittige Religion nit anderst dann durch christliche, freundliche Mittel und Wege zu einhelligem christlichen Verstand und Vergleichung gebracht werden. Alles bey Kaiserlichen und Königlichen Würden, Fürstlichen Ehren, wahren Worten und Pön des Landfriedens. Dargegen sollen die Stände, so der Augspurgischen Confession verwandt die Röm. Kais. Maj. Uns und Churfürsten, Fürsten und andere des heil. Reichs Stände der alten Religion anhängig gleichergestalt bey ihrer Religion, auch ihren Haab, Gütern — unbeschwert bleiben — lassen. — Doch sollen alle andere, so obgemeldten beyden Religionen nicht anhängig, in diesem Frieden nit gemeynt, sondern gänzlich ausgeschlossen seyn."

geistlichen Vorbehalt freilich zu Gunsten der Katholiken aus[8]); dagegen verordnete der Kaiser, in Ansehung des zweiten unverglichenen Punktes, daß der Adel und die Gemeinden geistlicher Territorien, welche schon länger der neuen Lehre zugethan waren, davon gewaltsam nicht abgebracht werden dürften[9]). Es blieb nunmehr bei der Versöhnung, und der Religions-Friede vom 21. September 1555 wurde am 26. desselben Monats mit dem geistlichen Vorbehalt verkündet und vollzogen. Durch ein förmliches Reichs-Grundgesetz war nun den Augsburgischen Confessions-Verwandten ihre Religion feierlich verbürgt, die Reformation selbst also bleibend gerettet.

Sieben und zwanzigstes Hauptstück.

Abdankung Karls des Fünften. Anerkennung Ferdinands des Ersten als Kaiser. Innere und äußere Lage des Reichs.

(Vom Jahr 1555 bis 1561.)

Der Religionsfriede von Passau betrübte das Reichsoberhaupt tief, weil seine Lieblingswünsche vereitelt, und die wesentlichsten Bestrebungen seiner Staatskunst zerstört waren. Als auch in der Folge der

---

[8]) Ferdinand drückte sich bei seiner Declaration in nächststehender Weise aus:

„Und nachdem bey Vergleichung dieses Friedens Stritt fürgefallen, wo der Geistlichen einer oder mehr von der alten Religion abtreten würden, wie es der von ihnen bis daher besessenen und eingehabten Erzbistumb, Bistumb, Prälaturn und Beneficien halben gethan werden soll, welche sich aber beede Religionsstände nit haben vergleichen können: demnach haben wir in Kraft hochgedachter Röm. Kais. Maj. uns gegebenen Vollmacht und Heimstellung erklärt und gesetzt, thun auch solches hiemit wissentlich, also, wo ein Erzbischof, Bischof, Prälat oder ein anderer geistliches Stands, von unser alten Religion abtreten würde, daß derselbig sein Erzbistumb, Bistumb, Prälatur, und andere Beneficia, auch damit alle Frucht und Einkommen, so er davon gehabt, alsbald ohn einige Verwilderung und Verzug, jedoch seinen Ehren ohnnachtheilig, verlassen, auch den Capiteln, und denen es von gemeinen Rechten — zugehört, ein Person der alten Religion verwandt — zu wählen und zu ordnen zugelassen seyn — sollen, jedoch künftiger christlicher, freundlicher und endlicher Vergleichung der Religion unvergreiflich."

[9]) Diese Entscheidung des Königs hatte folgenden Inhalt:

Daß der Geistlichen eigen Ritterschaft, Städt und Communen, welche lange Zeit und Jahr hero der Augspurgischen Confession und Religion anhängig gewesen, und derselbigen Religion, Glauben, Kirchengebräuchen, Ordnungen und Ceremonien öffentlich gehalten und gebraucht, und bis auf heute dato noch also halten und gebrauchen, von derselben ihrer Religion, Glauben, Kirchengebräuchen und Ceremonien hinfüro durch jemand nicht gedrungen, sondern darbey bis zu obberührter christlicher und endlicher Vergleichung der Religion unvergewaltigt gelassen werden sollen. Und daß auf solch unser Declaration umb soviel destoweniger angefochten werden möcht, haben gemeine christliche Stände — uns zu unterthänigen Ehren und Gefallen bewilliget, daß die Derogation in gemeinem Religionfrieden dieses Reichstags (inhaltende, daß wider denselben Religionfrieden keine Declaration — nit gegeben, — noch angenommen werden, sondern unkräftig sein soll) obberührter unser Erklärung und Entscheid unabbrüchig, aber sonst bei ihren Würden und Kräften bestehen und gelassen werden soll."

ganze Gang der Begebenheiten den Sieg der Reformation ankündigte, zugleich auch andere Entwürfe Karls V. mißlangen, so entstand in seiner Seele allmälig ein Widerwille gegen die Staatsgeschäfte und die Neigung, den Thron mit einem einsamen, beschaulichen Privatleben zu verwechseln. Körperliche Leiden bestärkten noch einen Vorsatz, welchen der Kaiser längere Zeit bei sich herumgetragen hatte, und kurz nach dem Abschluß des Augsburger Religions-Friedens schritt er zur Ausführung desselben. Das Vorspiel erfolgte zu Brüssel, indem er dort die Regierung zu Gunsten seines Sohnes Philipp II. feierlich niederlegte.

Als zu dem Ende die Landstände am 25. Oktober 1555 versammelt worden waren, kündigte der Staatsrath Philibert aus Brüssel denselben in einer Rede den Willen Karls V. an. Letzterer nahm hierauf selbst das Wort, bat wegen allenfallsiger Mißgriffe in seiner Verwaltung um Verzeihung, und für seinen Nachfolger Philipp II. um Liebe und Treue. Karl V. schloß seinen Vortrag mit einer Anrede an seinen Sohn, worin er diesen ermahnte, seine Dankbarkeit für den freiwilligen Zurücktritt des Vaters durch eine wohlthätige Regierung der Niederlande an den Tag zu legen. Der ganze Auftritt war sehr feierlich, doch mehr theatralisch, da die blutigen Verfolgungen der Protestanten in den Niederlanden mit den schönen Worten des Kaisers im Widerspruch standen. Nachdem Karl V. im Januar 1556 auch die Krone von Spanien niedergelegt hatte, erfolgte am dritten August jenes Jahres vollends der Verzicht auf die Kaiserwürde, und zwar zu Gunsten des Königs Ferdinand. Bald darauf reiste Karl nach Spanien, und begab sich dort in das Kloster des heiligen Justus, ohnweit Plascenzia, wo er nur mit mechanischen Arbeiten und mit Gebet sich beschäftigte. Schon am 21. September 1558 erfolgte aber sein Tod, nachdem er er einige Wochen vorher selbst sein Leichenbegängniß gefeiert hatte. Der Haupt-Characterzug Karls V., die Anhänglichkeit an den althergebrachten Kirchenglauben, entschied über den Ausgang seiner öffentlichen Laufbahn. Seine Absicht, die Reichsgewalt wieder zu Macht und Ansehen zu bringen, war sehr lobenswerth; allein ihre Durchführung nur durch den Anschluß an den Geist der Zeit, sohin die Reformation möglich. Wäre diese von den Habsburgern geschützt, anstatt verfolgt worden, so mochte das genannte Fürstenhaus in der That den Wunsch erfüllt sehen, auf die Kaiserkrone ein Erbrecht zu erlangen. Und dann würden wohl auch alle Verhältnisse Deutschlands wesentlich anders sich gestaltet haben. —

Nachdem Ferdinand I., in Folge der Abdankung seines Bruders, die Regierung des deutschen Reichs als Kaiser angetreten hatte, machte der Papst Paul IV. noch einen Versuch, die alte Anmaßung der Kurie in Betreff der Verfügung über die Reichskrone wieder hervorzusuchen. Der heilige Vater behauptete nämlich, daß ohne seinen Beirath weder Karl V. auf die Kaiserwürde rechtsgültig verzichten, noch Ferdinand dieselbe erwerben konnte. Deßhalb ließ Paul IV. den Oberstkämmerer Gusmann, der ihm die Erhebung Ferdinands amtlich ankündigen sollte, in der Eigenschaft als kaiserlichen Botschafter nicht vor sich. Allein der Papst hatte nicht bedacht, wie wenig die Zeit seinen überspannten Ansprüchen günstig sei. Während Forderungen der Art schon vor der Reformation allgemeinen Widerspruch in Deutschland gefunden hatten, so mußten sie jetzt vollends als seltsam, ja fast als lächerlich erscheinen, da das Papstthum durch die Friedensschlüsse von Passau und Augsburg so sehr erschüttert worden war. Man fand sich deßhalb selbst auf katholischer Seite durch die Anmassung Pauls IV. beleidiget, und rieth dem Kaiser, daß er die Unabhängigkeit der Reichskrone von der römischen Kurie aufrecht erhalten möge. In einem ausführlichen Gutachten zeigte insbesondere der Vicekanzler Ferdinands I., daß die Macht des

Papstes unwiederbringlich zerrüttet sei, und daß der Bannfluch desselben jetzt Lachen, statt Schrecken erege [1]). Desto unpassender seien also die überspannten Forderungen Pauls IV. Kaiser Ferdinand I. folgte dem Rathe seines Staatsmannes, und von jetzt an wurde weder die Krönung des Reichsoberhaupts durch den Papst für nothwendig erachtet, noch ein Recht der römischen Kurie zur Bestätigung der Kaiserwahl anerkannt.

Von Seite der Churfürsten fand kein Widerstand gegen die Anerkennung Ferdinands I. als Kaiser statt. Man verabfaßte nur eine neue Wahl-Kapitulation, und als sie beschworen worden war, wurde Ferdinand I. im Jahr 1558 zu Frankfurt in Gegenwart der Churfürsten als Kaiser ausgerufen. Im folgenden Jahre fand ein Reichstag in Augsburg statt, wo von beiden Religions-Parteien wieder lebhafte Beschwerden gegen einander erhoben wurden. Das neue Reichsoberhaupt suchte, wie gewöhnlich, einen Mittelweg einzuschlagen, und so blieben die Verhältnisse im Wesen unverändert. Außer dem Religionsstreite kam auf diesem Reichstag noch ein anderer Gegenstand von der größten Wichtigkeit vor. Liefland, eine Provinz des deutschen Reichs, wurde von dem russischen Czaar Iwan Wasilowitsch II. hart bedrängt, und bat den Kaiser dringend um Hülfe. So wichtig die Erhaltung Liefslands für Deutschland aber auch war, so wußten die Reichsstände doch keinen andern Rath, als daß der Kaiser den russischen Czaaren anweisen möge, die Liefländer, als Mitglieder der deutschen Nation, in Ruhe zu lassen. Ein solcher Beschluß zeigte die schon weit gediehene Hinfälligkeit des Reichs, und die üblen Folgen offenbarten sich bald. Wasilowitsch II. kehrte sich natürlich nicht im mindesten an Vorstellungen des deutschen Kaisers, welche von keiner Waffenmacht unterstützt waren, sondern setzte die Feindseligkeiten gegen Liefland fort. Da der Heermeister allda dem Kaiser nun schrieb, daß er sich ohne seinen Beistand nicht länger behaupten könne, so ließ Ferdinand I. die Sache im Jahre 1560 auf einem Deputationstag zu Speier noch ein Mal anregen; allein die Reichsstände wollten den Liefländern nur eine Geldhülfe von 200,000 Gulden leisten. Nicht einmal diese wurde jedoch wirklich gegeben, und so beschlossen die Liefländer in der Verzweiflung, an Polen sich zu ergeben. Der letzte Heermeister Ketler erhielt Kurland als polnisches Lehen.

Im Jahr 1561 ging ferner Esthland an Schweden über, und so hatte das Reich also drei bedeutende Länder an der Ostsee verloren. Das Traurigste dabei war die Gleichgültigkeit, mit welcher die Stände solchen Verlusten zusahen. Selbst die innigsten Bitten der bedrängten Landschaften konnten die Reichsstände nicht zur Thätigkeit bewegen. Die Liefländer beschwerten sich daher äußerst bitter, daß man

---

[1]). Das Gutachten des Vicekanzlers war so merkwürdig, daß wir einige der wichtigsten Stellen hier mittheilen wollen:

„Jetzund so das Reich — auf Ew. Maj. erwachsen, so hebt man den alten verlegnen Zank wieder an, — und bedenkt doch hergegen nicht, daß mittlerzeit, von den vorigen Bäbsten her, die Sachen weit ein andere Gestalt gewonnen. Dann da man vormals den Röm. Stuhl gar nahend angebetet, und für Gott gehalten, da wird derselbe jetzund von einem großen Theil der Christenheit verachtet; und da man vormals den Bäbstlichen Bann übler, dann den zeitlichen Tod gefürchtet, da lachet man jetzunder desselben; und da man vormals, was von Rom kommen, für göttlich und heilig gehalten, da ist das römische Wesen und Leben jetzund der ganzen Welt dermaßen bekannt, daß schier männiglich, er sey wer er wolle, der alten oder neuen Religion, dafür ausspeiet."

ſie hülflos den äußern Feinden überlaſſe [2]). So ward denn zum erſten Mal das Beiſpiel gegeben, daß die deutſchen Stände Provinzen des Reichs bei auswärtigen Kriegen ohne Schutz ließen, und dadurch zwangen, von dem Mutterland ſich abzutrennen. Der Kaiſer hätte gerne geholfen, aber er war zu ohnmächtig; es rächte ſich ſohin auch die planmäßige Entkräftung der Reichsgewalt. Während die Ruſſen im Oſten auf Koſten Deutſchlands ſich vergrößerten, geſchah ein Gleiches im Weſten von Seite Frankreichs; denn die Franzoſen hatten die Bisthümer Metz, Toul und Verdün an ſich geriſſen. Auch in dieſer Angelegenheit begnügte ſich der Reichstag mit Abordnung einer Geſandtſchaft an den franzöſiſchen König, welche nichts ausrichtete.

Was die innern Zuſtände Deutſchlands betrifft, ſo trat um dieſe Zeit eine Erſcheinung auf, welche ebenfalls außerordentliche Uebel erzeugte ..... das Einniſten der Jeſuiten.

Unter dem Schutze des Reichsgrundgeſetzes vom 21. verkündet den 26. September 1555, welches den Augsburger Confeſſions-Verwandten die Gewiſſens-Freiheit verbürgte, erſtarkte nicht nur die Reformation, ſondern dehnte ſich auch immer weiter aus. Man erfuhr jetzt, wie wichtig der geiſtliche Vorbehalt war; denn ohne dieſe Einſchränkung der Glaubens-Freiheit würde die Nation der Deutſchen ihre Einheit behauptet, nämlich vollſtändig zu der Reformation übergetreten ſein. Dieß ergab ſich aus ſo vielen Thatſachen, daß die eifrigen Anhänger des Ultramontanismus ſogar dem geiſtlichen Vorbehalt für die Dauer nicht die Macht zutrauten, die weitere Verbreitung der Kirchen-Verbeſſerung zu verhindern. Darum ſuchte man aus der Rüſtkammer des Fanatismus eine andere Waffe gegen die ſiegende Wahrheit hervor, und dieſe erwies ſich in der That als wirkſam, ... denn die Jeſuiten nahmen es auf ſich, die Reformation um jeden Preis und durch jedes Mittel wieder zu zerſtören, oder wenigſtens auf engere Grenzen einzuſchlieſſen. Jener Orden hatte ſich überhaupt die Vernichtung aller geiſtigen Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Menſchengeſchlechts zum Ziele geſetzt. Um für dieſen Zweck mit Schnelligkeit und überwiegender Macht zu wirken, wurde die geſellſchaftliche Einrichtung der Verbindung zunächſt auf den Grundſatz der ſtrengſten Subordination, oder eigentlich der reinſten Wiſſenloſigkeit der untergeordneten Mitglieder gebaut. Letztere mußten nicht nur ihre geheimſten Gedanken ihren Oberen eröffnen, ſondern wurden auch mit Spähern umgeben, die jeden ihrer Schritte und jedes ihrer Worte belauerten. Nach ſolcher Organiſation der Geſellſchaft Jeſu machte man nun die fähigſten Mitglieder derſelben zu vollendeten Meiſtern in den Künſten der Heuchelei, der Spitzfindigkeiten (Sophiſtereien), der Verſtellung und aller böſen Ränke. Dabei wurden freilich ſelbſt Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft nicht als ein Mittel zum Zwecke der Abtödtung des Geiſtes verſchmäht, ſo daß es auch viele fein gebildete und gelehrte Jeſuiten gab. In Baiern eröffnete die Geſellſchaft ihren Kampf gegen die Reformation zuerſt. Nachdem drei ihrer Mitglieder, die Väter le Jay, Salmeron und Caniſius, im Jahr 1549 als Profeſſoren in Ingolſtadt aufgenommen worden waren, entſtand dort im Jahr 1557 eine förmliche Colonie derſelben,

---

[2]). Ihre Klage lautete alſo:

„Daß ſie arme von Adel ſammt allen Einwohnern des Landes von der Römiſch-kaiſerlichen Majeſtät und allen Churfürſten, Fürſten und Ständen des H. Röm. Reichs Deutſcher Nation wider der Ruſſen unerhörten Mord, Brand, Raub, Verheeren, Verderben, Verwüſten, ungeachtet ihres unaufhörlichen Klagens, Flehens und Bittens, nun in das vierte Jahr hülf- und troſtlos nicht allein verlaſſen, ſondern auch von andern, die ſie retten ſollten, feindlich wären angegriffen worden."

d. h. es wurde ein Jeſuiten-Collegium errichtet. Dieſem folgte 1559 ein zweites in München. Die Jeſuiten ſuchten ſich jetzt auch in hohen Familien der Erziehung zu bemeiſtern, um in künftigen einflußreichen Staatsmännern oder Machthabern frühzeitig den Saamen der Unduldſamkeit, der Glaubens-Finſterniß und des Fanatismus auszuſtreuen. In kurzer Zeit waren ſie ſchon ſo mächtig, daß ſie im Jahr 1558 eine Art von Inquiſition in Baiern durchſetzten. Man verabfaßte nämlich ein und dreißig rechtgläubige Artikel, und ließ alle, welche der Ketzerei verdächtig waren, über ihre Anerkennung vernehmen. Im Jahr 1561 wurden dieſe Sätze vollends zur oberſten Glaubens-Norm erhoben, und alle, welche ihre Beobachtung nicht beſchwören wollten, zur Räumung des Landes aufgefordert. Die Werkzeuge zur Vollziehung dieſer Verordnung waren wiederum die Väter der Geſellſchaft Jeſu.

Acht und zwanzigſtes Hauptſtück.

Königswahl Maximilians des Zweiten. Konzilium in Trident. Vorboten eines Aufſtandes der Niederlande.

(Vom Jahr 1562 bis 1563)

Ferdinand I. ſuchte ſeinem Sohne Maximilian noch bei Lebzeiten die Nachfolge im Reich zu ſichern, und hatte darüber Unterhandlungen mit den Churfürſten angeknüpft. Wenn jedoch die Wahl eines deutſchen Königs ſchon früher mancherlei Schwierigkeiten unterlag, ſo wurden dieſe durch die Religions-Spaltung jetzt noch größer. Ein Theil der Wahlfürſten gehörte der katholiſchen, der andere der evangeliſchen Religion an, und jeder mußte natürlich den künftigen Kaiſer aus ſeiner Glaubens-Partei zu nehmen wünſchen. Den drei geiſtlichen Churfürſten, als Katholiken, ſtanden drei proteſtantiſche entgegen, Sachſen, Brandenburg und Rheinpfalz, und wenn auch die Krone Böhmen, als ſiebente Churwürde, zu Gunſten der Katholiſchen den Ausſchlag geben konnte, ſo war dieß im Fall der Einmüthigkeit der evangeliſchen Wahlherren nicht wohl thunlich. Man würde ſich vielmehr von Seite der Evangeliſchen über Unterdrückung beklagt haben, und der Zwieſpalt hätte am Ende zur Trennung des proteſtantiſchen Deutſchlands vom katholiſchen führen können. Offenbar wurden daher die Staatsverhältniſſe des Reichs immer ungünſtiger. Wider alle Erwartung hatte indeſſen die Religions-Verſchiedenheit der Churfürſten bei den erſten Wahlverhandlungen keine Reibungen zur Folge. Schon bei der Beſtätigung Ferdinands I. (1558) waren dieſelben vielmehr übereingekommen, daß man der Glaubens-Spaltung keinen Einfluß auf die Königswahl einräumen, ſohin kein Theil darauf beſtehen wolle, nur einen Kandidaten von ſeiner Confeſſion zu erwählen. Dieſer verſtändige Beſchluß wurde auch befolgt, indem die Proteſtanten Ferdinand I., trotz der Anhänglichkeit deſſelben an den alten Glauben, willig als Kaiſer anerkannten. Eine gleiche rühmliche Duldſamkeit zeigte ſich nun auch bei der neuen Königswahl. Maximilian, des

Kaisers Erstgeborner, neigte sich freilich sichtbar der evangelischen Lehre zu, und so schien demnach von Seite der protestantischen Churfürsten kein Widerstand gegen seine Erhebung zu befürchten zu sein; desto entschiedener konnte hingegen ein solcher bei den drei geistlichen Wahlfürsten hervortreten. Doch auch diese nahmen an den religiösen Gesinnungen des vorgeschlagenen Kandidaten keinen Anstoß. Nachdem sämmtliche evangelische Fürsten dem Wunsche des Kaisers die Gewährung zugesagt hatten, wurde im Jahr 1562 die Wahlhandlung nach Frankfurt ausgeschrieben, und Maximilian einmüthig zum König der Deutschen erkoren. Man muß dieß ein glückliches Ereigniß nennen; denn der Erstgeborne Ferdinands war durch große Geistesgaben, Gemüthlichkeit und sittlichen Ernst ausgezeichnet, auch mit reichen Kenntnissen zur Erfüllung seines Berufes ausgestattet *).

Als Ferdinand I. diese wichtige Angelegenheit seines Hauses geordnet sah, wollte er noch einen letzten ernstlichen Versuch machen, durch eine kirchliche Reform von Oben die Religionswirren zu mildern. Zu Trident hatte sich im Jahr 1562 eine neue Synode versammelt, und dieser ließ der Kaiser bestimmte Reformations-Artikel vorschlagen. Es ward hier unter andern der Zulassung der deutschen Sprache bei dem Gottesdienst, des Kelchs im Abendmahl und sogar der Priesterehe das Wort geredet, auch manche andere nützliche Verbesserung in Antrag gebracht. Allein auch diese wohlmeinenden Vorstellungen hatten bei der römischen Kurie, wie gewöhnlich das Schicksal, daß sie zu keinem Ziele führten. Bei wiederholten Unterhandlungen in Rom selbst zeigte der Papst höchstens über das Abendmahl in beiderlei Gestalten einige Nachgiebigkeit, während er die Bewilligung der Priesterehe entschieden ablehnte. Es mußte also auch Ferdinand I. erfahren, daß von der römischen Kurie niemals eine ernstliche Reform der Kirche zu erwarten sei. Zugleich ergaben sich traurige Beweise, daß die fanatischen Anhänger des Ultramontanismus immer leidenschaftlicher der Geistesfreiheit sich entgegenstemmten.

Während nämlich die Jesuiten in Baiern ihren Widerstand gegen die Reformation einleiteten, traten auch bedenkliche Erscheinungen in den Niederlanden hervor. Nach der Abdankung Karls V. war sein Nachfolger ebenfalls in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, und hiedurch zunächst beschäftigt worden. Am 3. April 1559 wurde endlich zu Cambresis Friede geschlossen, und nun wandte Philipp II. seine Thätigkeit bald seinen Lieblings-Entwürfen zu. Dieselben bestanden darin, im Staate dem Könige eine unumschränkte Machtvollkommenheit und eiserne Herrschaft zu erwerben, vor der jeder Widerspruch, jeder Eigenwille verschwinde, und in der Kirche dieselbe Macht dem päpstlichen Priesterthum zu verschaffen. Philipp war tief in finsteren Aberglauben versunken, und zugleich hart bis zur Gefühllosigkeit. Da er hiemit noch große Halsstarrigkeit verband, so konnte Niemand ein besseres Werkzeug in

*) Ferdinand I. ertheilte seinem Erstgebornen folgendes schöne Zeugniß, das keineswegs unrichtig war:

„Er sey mit hoher Vernunft, Schicklichkeit, Milde und Sanftmüthigkeit, auch allen andern fürstlichen Tugenden und guten Sitten trefflich begabet, von gerechtem, ehr- und friede liebendem Gemüth, und trage gegen das H. R. Deutscher Nation und alle dessen Stände und Glieder große Liebe und Zuneigung, deren Ehre, Aufnehmen, Wohlfart möglichst zu befördern er zum höchsten begierig sey. Endlich sey er auch der sechs vornehmsten in der Christenheit gebräuchlichen Sprachen kundig, also daß er alles, was jetzo und künftig mit fremden Potentaten zu verhandeln seyn würde, selbst würde verstehen, reden und expediren können."

den Händen der Jesuiten oder überhaupt herrschsüchtiger Priester sein, als **Philipp II. von Spanien.** Schon während seines Aufenthalts in den Niederlanden hatte derselbe die Neigung zu erkennen gegeben, die Ketzerei mit äusserster Strenge zu unterdrücken. Er folgte hierin freilich nur dem Beispiele seines Vaters; allein seine Sinnesart oder Staatsanschläge wurden den Niederländern bald so verdächtig, daß sie nach dem Friedensschluß zu Cambresis auf Entfernung des nun entbehrlichen spanischen Kriegsheeres im verfassungsmäßigen Wege drangen. Philipp II. sah sich zur Nachgiebigkeit gezwungen, kehrte aber finster nach Spanien zurück (26. August 1559), um dort seinen Plan reifen zu lassen. Schon im Jahre 1560 wurden Anstalten bemerkbar, die Verfassung der Niederländer allmählig zu untergraben, und einen priesterlichen Despotismus an die Stelle bürgerlicher und religiöser Freiheit zu setzen. Es wurden nicht nur drei Erzbisthümer und vierzehn Bisthümer ohne Zustimmung der Landstände errichtet, sondern es schien diese Maaßregel sogar eine Vorbereitung zur Einführung der Inquisition zu sein. Das Volk, ohnehin schon gereizt, weil ein verhaßtes Werkzeug Königlicher Willkür und priesterlicher Tyrannei, der Bischof und Cardinal Antonio Perenotti Granvella, die Seele des niederländischen Staatsraths war, zeigte nun die Entschlossenheit zur Vertheidigung seiner Rechte. An verschiedenen Orten ergaben sich Widersetzlichkeiten, und die Energie der Massen wußte Hinrichtungen von Protestanten durch Vertreibung der Henker zu verhindern. Doch nicht bloß in den Massen, sondern selbst in dem Adel bildete sich ein geheimer Widerstand gegen die Politik Philipps II. So kam es, daß auch hochstehende Männer, obschon einer gemäßigten Aristokratie huldigend, allmälig zur Leitung der Volkspartei hingedrängt wurden. Zu ihnen gehörten Wilhelm, Fürst von Oranien, ein gewandter Staatsmann, Lamoral, Graf von Egmont und Fürst von Gaveren, ein vorzüglicher Feldherr, und Philipp, Graf von Hoorne, ein tapferer Krieger und entschlossener Vertheidiger der Reformation. Diese drei Männer versuchten zunächst aufrichtig den Weg der Güte, indem sie im Jahr 1562 bei dem Hofe in Madrid auf die Gefahren der Politik Granvella's aufmerksam machten. Um die Aufrichtigkeit ihrer Ueberzeugung zu beweisen, baten sie sämmtlich um ihre Entlassung aus dem Staatsrathe, weil sie neben Granvella nicht dienen könnten. Damit war die Erklärung verbunden, daß ohne die Entfernung des letztern die öffentliche Ruhe in den Niederlanden dringenden Gefahren ausgesetzt bleibe. Zur Oberstatthalterin daselbst hatte Philipp der Zweite seine natürliche Schwester Margaretha von Parma, eine uneheliche Tochter Karls des Fünften, ernannt. Diese benahm sich im Verhältniß zu Granvella noch gemäßiget, und als daher nach verweigerter Entlassung des Kardinals die Erbitterung der Niederländer noch größer wurde, so machte auch Margaretha den König auf die steigende Gefahr aufmerksam. Philipp II. widerstand lange, und erst im Jahr 1564 entließ er den Cardinal aus dem Staatsrath. Die Maaßregel selbst war übrigens nicht aus einer Aenderung des Systems, sondern nur aus dem Wunsche, Zeit zu gewinnen, hervorgegangen. Dieß erwies sich bald; denn im Oktober 1565 gab Philipp II. der Oberstatthalterin den Befehl, die Ketzer mit erhöhter Strenge zu verfolgen, und, da alles Unheil nur durch die Lässigkeit der Gerichte entstanden sei, **dem weltlichen Arm der Justiz durch die Einrichtung der Inquisition zu Hülfe zu kommen.** Zugleich wurde den Inquisitoren empfohlen, daß sie rücksichtslos zu Werk gehen möchten.

Die freisinnigen Niederländer erblickten in einem solchen Staatsschritt mit Recht einen Angriff auf ihre Landesverfassung, bürgerliche Selbstständigkeit und überhaupt alle Gerechtsame des Volkes. Mit Kraft erhob sich daher die öffentliche Meinung wider denselben, und einmüthig war der Wille, die hei-

igen Volksrechte bis aufs äusserste zu vertheidigen. Als die Oberstatthalterin nach dem Willen des Königs die Einschreitung der Inquisition gegen die Ketzer befehlen ließ, erklärten selbst viele Unterstatthalter die Durchführung der Maaßregel für unmöglich, und boten ihre Entlassung an. Im Volke selbst zeigten sich alle Vorboten eines entschlossenen Widerstandes. Während man sich in Gesellschaften gegenseitig zum Schutze der Verfassung ermunterte, wurden in öffentlichen Anschlägen alle hochstehenden Männer zur Vertheidigung der religiösen und bürgerlichen Freiheit aufgefordert. In Brabant berief man sich auf den Augsburger Religionsfrieden vom 21. September 1555, welcher den Lutheranern die Gewissens-Freiheit feierlich verbürgt habe, und als ein Reichs-Grundgesetz auch auf Brabant, als einer deutschen Provinz, Anwendung finde. Es wurde selbst der Vorschlag gemacht, den Schutz des Reichs-Kammergerichts wider Philipp II. anzurufen. Umgekehrt blieb dieser zur gewaltsamen Durchführung seiner finstern Anschläge entschlossen, und es bereiteten sich demnach wichtige Ereignisse vor.

Neun und zwanzigstes Hauptstück.

Die Regierung Kaiser Maximilians des Zweiten.

(Vom Jahr 1564 — 1576.)

Ferdinand I. hatte sich nach Erwerbung der Kaiserwürde mit Mäßigung gegen die Reformation benommen, obgleich er der alten Kirche treu ergeben war. Noch günstiger schienen sich die Verhältnisse der Protestanten zu gestalten, als Ferdinand im Jahre 1564 verschied, und sein Sohn Maximilian, als Kaiser, in der Reichs-Regierung ihm folgte. Maximilian II. war ein milder Mann mit sehr lobenswerthen Eigenschaften, und namentlich von aufgeklärterer Denkungsart. Derselbe fürchtete die freie Forschung in den Glaubenssachen keineswegs, ja er war im Stillen sogar selbst den kirchlich-reformatorischen Ideen zugethan, wie bereits bemerkt worden ist. Im Jahre 1566 berief der neue Kaiser eine Reichsversammlung nach Augsburg, um von den Ständen Hülfe gegen die Türken auszuwirken, und zugleich die wichtigsten innern Staats-Angelegenheiten, namentlich das Justiz- und Münzwesen, zu ordnen. Die größte Wichtigkeit erlangte jener Reichstag aber dadurch, daß die Protestanten einen förmlichen Versuch machten, das Reichsoberhaupt zur Annahme der evangelischen Religion zu bewegen. Da ein solcher Schritt ohne allen Zweifel ganz Deutschland der Reformation zugewendet haben würde, so sprachen die protestantischen Stände dem Kaiser sehr eindringlich zu, dasjenige, was er im Geheimen denke, auch öffentlich zu bekennen, also für den neuen Glauben sich zu erklären [1]). Gerne hätte Maximilian II.

[1]) In einer Denkschrift an den Kaiser vom 25. April 1566 drückten sie sich in nachstehender Art aus: „Sie hätten nun viele Jahre her Sr. Majestät selbst gutherzigen Eifer gegen ihre wahre christliche Religion in vielen für-

diesen Ermunterungen vielleicht Folge geleistet; allein politische Gründe rücksichtlich des Königreichs Spanien hielten ihn davon ab. Aus denselben Gründen wußte er auch dem Antrage auf Aufhebung des geistlichen Vorbehalts auszuweichen: denn er wollte mit den Katholiken nicht gänzlich brechen.

Nächst der Religionssache kam auf dem Reichstag, wegen besonderer Vorfälle, auch die Befestigung des Landfriedens zur Erörterung. Zu den Anhängern des unruhigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach gehörte nämlich unter andern der streitlustige Ritter Wilhelm von Grumbach. Der Bischof von Würzburg war über dessen Verbindung mit Albrecht so erzürnt, daß er die Familien-Güter Grumbachs einziehen ließ. Als letzterer die Zurückgabe nicht erwirken konnte, so wollte er Rache nehmen, und sandte gedungene Leute ab, welche den Fürstbischof mitten in seiner Stadt ermordeten. Grumbach behauptete freilich, daß er nur zur Gefangennehmung des Gegners Auftrag gegeben habe, und an dem Morde unschuldig sei; allein die Würzburger glaubten ihm nicht, und hegten darum die größte Entrüstung. Vergebens hatte Kaiser Ferdinand I. den Streit zu vermitteln gesucht; kein Theil wollte davon hören, und Grumbach, der auch Söldner hielt, berannte und brandschatzte im Jahr 1563 sogar die Stadt Würzburg. Die Acht, welche der Kaiser jetzt wider ihn verhängte, half nichts; der streitlustige Ritter rühmte sich vielmehr, daß er auf die Unterstützung der ganzen Reichsritterschaft rechnen könne. Mochte solches Vorgeben nun wahr oder erdichtet sein, genug die Fürsten kamen in Angst, weil sie einen allgemeinen Aufstand des niedern Adels befürchteten. Ihre Besorgnisse wurden noch größer, als Grumbach bei dem Herzog Johann Friedrich von Sachsen, dem Sohne des unglücklichen Churfürsten gleichen Namens, Unterstützung fand. Der Ritter hatte den Plan entworfen, der Ernestinischen Linie des Hauses Sachsen mit Hülfe Frankreichs die Churwürde wieder zu verschaffen; ja es soll sogar der Entwurf gemacht worden sein, den Herzog Johann Friedrich zum Kaiser zu erheben. Auf dem Reichstag zu Augsburg vom Jahr 1566 wurde daher vornehmlich durch den Churfürsten von Sachsen die Vollziehung der Reichsacht gegen Grumbach und dessen Freunde, die mitgeächteten Herren von Stein nnd Mandelslohe, in Antrag gebracht und beschlossen. Zugleich wurde eine Gesandtschaft an den Herzog Johann Friedrich angeordnet, um denselben zur Auslieferung derjenigen Geächteten, welche bei ihm Zuflucht gefunden hätten, aufzufordern. Der Herzog schlug jedoch dieses Verlangen sowohl einem besondern Botschafter des Kaisers Maximilians II., als der feierlichen Gesandtschaft der Reichsversammlung ab. Jetzt sprach das Reichsoberhaupt die Acht auch über Johann Friedrich aus, und ertheilte dem Churfürsten August von Sachsen den Auftrag zur Vollziehung derselben. August belagerte Gotha, den Sitz des Herzogs, noch zu Weinachten 1566. Als noch andere Reichsstände, ja sogar der eigene Bruder Johann Friedrichs, der Herzog Wilhelm, zur Vollstreckung der Reichsacht mitwirkten, hielt man endlich sogar zu Gotha den Herzog für schuldig, und es brach in der Stadt selbst eine Empörung unter der Besatzung aus. Die letztere nahm Wilhelm von Grumbach sowie den Kanzler Brück gefangen, und lieferte sie an den Churfürsten von Sachsen aus. Auch die Stadt selbst ergab sich an denselben, und Johann Friedrich ward in die Gefangenschaft nach Oestreich abgeführt, in welcher er bis zu seinem Tode, und zwar 29 Jahre

---

geloffenen Handlungen auf seiner selbst geschehene Erklärung und Werbung vielfältiglich gespüret, und jetzt sey allenthalben nicht allein in Deutschland, sondern auch in den benachbarten Königreichen der Christenheit bei frommen gottesfürchtigen gutherzigen Leuten große Hoffnung und Vertrauen zu ihm und dem gegenwärtigen Reichstag, es werde in der spaltigen Religion ein Weg zur Ausbreitung des göttlichen Worts getroffen werden."

lang verblieb. So wirkte in Folge des Verrathes von Herzog Moritz das Unglück in der Ernestinischen Linie des Hauses Sachsen fort. Grumbach und Brück hatten übrigens ein noch härteres Loos; denn beide wurden lebendig gevierttheilt, ein neuer Beweis, daß es mit den grausamen Strafen der Karolina Ernst war. —

Einige Jahre nach Beendigung der Grumbachischen Händel trug sich ein anderes Ereigniß zu, welches erfreulicher sein sollte. Vertrauend auf die Duldsamkeit und die freisinnigen Religions-Grundsätze des Kaisers Maximilian II., bekannten sich unter dem österreichischen Adel Viele jetzt öffentlich zur lutherischen Lehre, welcher sie schon früher im Geheimen eifrig anhingen. Da endlich die Mehrheit des Herrenstandes in jener Landschaft die Reformation annahm, so wurde bei dem Kaiser schon im Jahr 1566 um Gestattung des evangelischen Gottesdienstes nachgesucht. Dortmals wurde der Bitte noch nicht entsprochen; dagegen ertheilte der aufgeklärte Kaiser in den Jahren 1568 und 1569 den evangelischen Rittern und Herren in Oesterreich die Erlaubniß, in ihren Wohnungen und Guts-Bezirken ihre Religion ungestört auszuüben. Den Grundsätzen der Duldung gemäß, forderte Maximilian II. nur Vermeidung aller Schmähungen gegen den katholischen Glauben [2]). Die ausdrückliche, landesherrliche Duldung der lutherischen Religion in Oesterreich war eine Thatsache von ungemeiner Wichtigkeit; denn sie bewies, mit welcher Macht die neue Lehre in Deutschland um sich gegriffen hatte. Versetzen wir uns überhaupt lebhaft in den Geist jener Zeit zurück, so werden wir bald überzeugt, daß die Reformation wirklich die ungeheure Mehrheit unseres Volkes für sich hatte, und ohne unnatürliche Gegenanstalten über ganz Deutschland sich ausgedehnt haben würde. Alle damaligen schärfern Beobachter der eigentlichen Nationalstimmung kamen darin überein, daß sowohl der Adel, als der gemeine Mann, geistlose Kirchen-Ceremonien und abergläubische Gebräuche verachteten, und nach der reinen Lehre des Evangeliums verlangten. Vornehme und Geringe lasen eifrig lutherische Bücher, und wo sie nicht offen zu der Reformation sich bekannten, geschah es nur darum, weil man sie gewaltsam daran hinderte [3]). Bei einer solchen Stim-

---

[2]) Da die Verordnung Maximilians II. beweist, wie sehr dieser Kaiser vom Geist der wahren Duldung durchdrungen war, so wollen wir sie im Auszug hier mittheilen. Es heißt dort: „Daß die Protestanten nach diesem Zulassen und Nachsehen (Gestattung der freien Ausübung ihrer Religion) die alte katholische Religion und derselben Verwandte hoch und niedern Standes nicht verachten, noch mit lästerlichen Scheltworten antasten, noch auch jemand derselben geistlich oder weltlich sammt seinen Unterthanen einige Beschwerung der Religion halben zufügen, an ihren Gütern, Renten, Zinsen, Zehnten und allen andern Einkommen ausser ordentlichen Rechtens nichts entziehen, noch in ihren Besitz stören; oder auch sonst in andere Wege weder an Leib noch Gut beschweren, noch gestatten sollen, daß es von den Ihrigen geschehe; und neben dem fürnehmlich auch das bishero geübt schädliche und ärgerliche Schänden und Schimpfen in den Predigen und andern ihren Versammlungen gänzlich aufhören und ferner hin nicht geduldet werden soll."

[3]) Nichts ist geeigneter, der Seele ein treues Bild von wichtigen geschichtlichen Begebenheiten einzudrücken, als hervorragende Männer über die Zustände ihrer Zeit unmittelbar sprechen zu lassen. So wird uns die eigentliche Stimmung des Volkes über die Reformation zur Zeit Maximilians II. vorzüglich durch eine Schilderung des Feldhauptmanns Lazarus von Schwendi in „Goldast's politischen Reichshändeln" mit ungemeiner Klarheit vorgeführt. In einem Bedenken an den Kaiser Maximilian II. vom Jahr 1574 erklärte sich Schwendi in folgender merkwürdiger Weise: „Der Adel ist fast durchaus im Reich unter katholischen und lutherischen Obrigkeiten der geänderten Religion zugethan, und wo sie es nicht offentlichen seyn dörfen, so seind sie es doch heimlichen in Gemüthern, oder ist schon ein Theil der römischen Religion noch anhängig, so ist es doch ein kalt halb Werk, und wenig Eifers dahinten, und die Alten, so noch mit Andacht und Eifer dahin geneigt, die sterben täglich hinweg, die Jugend aber kann man

mung des Volkes trat nun die duldsame Regierung Maximilians II. ein, und fortan erlangte die Reformation entschieden das Uebergewicht.

Als sich der Nachfolger Ferdinads I. seinem Lebensende näherte, (1574 — 1576) trat jedoch durch die Anstrengungen der Jesuiten wieder eine Reaction ein. Diese treuen Organe des Ultramontanismus machten den katholischen Fürsten, in deren Gebiete Protestanten sich befanden, über die Gestattung der evangelischen Religions-Uebung Vorwürfe. Als sich die Landesherren auf die zweite Declaration Ferdinands I. beriefen, nach welcher die Augsburgischen Confessions-Verwandten ihres Glaubens wegen nicht verfolgt werden dürfen, so brachten die Jesuiten durch Verdrehungen, Deuteleien und Spitzfindigkeiten den gerade entgegengesetzten Sinn der kaiserlichen Erklärung heraus. „So gut" sagten sie, „die Evangelischen in ihren Ländern Klöster und mit ihnen die katholischen Kirchengebräuche aufheben dürfen, eben so gut können die katholischen Fürsten in ihren Ländern den evangelischen Cultus verbieten." Solche gehässige Rathschläge fanden bei dem Churfürsten von Mainz wirklich Eingang, und dieser hob die protestantische Religions-Uebung im Eichsfelde auf *). Der Abt von Fulda that das Gleiche, indem er

---

also nicht zugeben, sondern da man schon Fleiß dabey thut, so wills doch bei diesen Zeiten und Exempeln und Gemeinschaften nicht haften. Zudem so reißt solche Veränderung unter den Geistlichen eben so wol ein. Also findet sich auf den Stiften an mehr Oertern, daß ein guter Theil der Thumbherren der Augsburgischen Confession heimlich zugethan seyn, und daß die andern auch je länger je mehr neutral und kalt werden, und daß sich in Summa schier Niemand unter ihnen um seinen Beruf und geistlichen Stand recht annehmen will, sondern ist das meist um die Nießung der feisten Pfründen und das gut müßig Leben zu thun. So stehets mit dem gemeinen Manne fast also durchaus, daß er von dem alten Thun und Ceremonien der römischen Geistlichkeit nit mehr hält, denn so weit er von seiner Obrigkeit darzu angehalten wird. Und siehet man fast uberall, wenn die Predigt aus ist, daß das Volk aus der Kirchen lauft. Item, daß auch fast überall an den catholischen Orten die Leute ihre sondere lutherische oder evangelische Bücher haben, darinn sie zu Haus lesen, und einander selbst predigen und lehren. Item so findt man aus der Erfahrung, da man schon die geänderte Religion wieder abgestellt, und die Catholische angericht, als zu Constanz und andern mehr, daß man doch auch durch sonder fleißiges Zuthun der Geistlichen in so langen Jahren die Gemüther nicht wieder gewinnen, und der römischen Religion anhängig machen kann. So hat auch solches bisher weder in Niederland, noch in Frankreich keine Gewalt, Obsieg, Straf, Tyranney mögen zuwege bringen, und da man sich schon ein Zeitlang duckt oder leidt, so brennen doch inwendig die Gemüther, und warten und hoffen auf ein bessere Zeit und Gelegenheit, und wollen ehe das Äusserst darüber zusetzen. So mangelt es an Mitteln zu solchem Werk nicht wenig bey dem Stuhl zu Rom, daß er nämlich kein christliche Reformation wolle zulassen, und giebt sich derhalben gegen der Welt ganz bloß, als ob er nicht Gottes Ehre und die Wahrheit, sondern nur sein eigen Geitz, Gewalt, Ehr, Reputation und Vortheil suche. Und läuft unter andern auch diese große Verstockung und Blindheit dießfalls bey ihme für, daß er gar dem armen gemeinen Mann die christliche Gebet, und die Bücher des Evangelii, und Gottes Wort in seiner Sprach an denen Orten, da er Gewalt und Oberhand haben mag, nicht will zulassen, sondern unterstehet, ihn bei Verlust des Lebens und des Guts dahin zu bringen und zu zwingen, daß er seinen lieben Gott in einer fremden Sprache muß anbeten, und weiß nicht, was er bittet, und vermeint also nachmals die Religion allein durch Unwissenheit, und mit äußerlicher Andacht, Zucht und Ceremonien zu erheben und wiederzubringen, da doch die Grundfesten unsers christlichen Glaubens und Heils nicht auf äußerlichen Zwang und Kirchendisciplin, sondern auf der Erkänntnuß und Vertrauen auf Gott stehet, und Christus selbst und seine Apostel, und ihre Nachfolger die Gebot und das Wort Gottes in gemeiner Sprach allen Völkern verkündiget und gelehrt haben. Darum sichs dann abermals bey jetziger Welt desto mehr ärgern und stoßen wird, und läßt sich desto mehr ansehen und muthmaßen, daß die vorstehende Veränderung nicht am Ende, sondern noch künftiglich, wie in den vergangenen Jahren fortschreiten und würken werde, und daß Gottes heimlich Urtheil, Straf und Fürsehung nicht fürlaufe."

*). In Heiligenstadt entstand ein förmliches Jesuiter-Collegium, gleichsam als Mittelpunct der Reaction in jener Gegend.

den bereits eingerichteten evangelischen Cultus in der Stadt Fulda verbot. Als die gekränkten Protestanten auf den Grund der zweiten Declaration Ferdinands I. die Zurücknahme des rechtswidrigen Verbots verlangten, wurde sogar das Dasein jener Erläuterung des Kaisers abgeläugnet [5]). Zugleich war in Baiern die Reformation wieder unterdrückt worden, und so hatte denn die Reaction schon wieder einigen Boden gefaßt.

Im Jahr 1575 bemühte sich der Kaiser Maximilian II. die Ernennung seines Sohnes Rudolph zum deutschen König auszuwirken. Weder die katholischen, noch die protestantischen Churfürsten erhoben in der Sache selbst Schwierigkeiten; dagegen suchten die leztern den Wunsch des Reichsoberhaupts zur bessern Sicherstellung der Reformation zu benützen. Darum forderten sie, daß in der Wahlkapitulation der geistliche Vorbehalt aufgehoben, und die zweite Erläuterung des Augsburger Religionsfriedens, deren Dasein man von einigen Seiten läugne, aufgenommen werde. Seltsamer Weise zogen die geistlichen Churfürsten die zweite Declaration Ferdinands I. ebenfalls in Zweifel, und behaupteten, daß sich in ihren Archiven keine Spur davon finde [6]). Ja sie sezten ihren Widerspruch gegen die Aufnahme der Erläuterung in die Wahlkapitulation selbst dann noch fort, als ihnen das Original der erstern vorgelegt wurde. Nun beschlossen die protestantischen Churfürsten, alle weitern Verhandlungen abzubrechen. Da hierdurch die Wahl Rudolphs verhindert worden wäre, so zeigte Maximilian II. große Bekümmerniß. Auf die Zusprache des Churfürsten von Sachsen gaben die Protestanten endlich dem Kaiser zu lieb nach, und begnügten sich nur mit der Erklärung, daß sie der zweiten Declaration Ferdinands I. als eine vollgültigen und rechtsverbindlichen Urkunde, alle Kraft vorbehalten. So ward denn Rudolph zum Nachfolger des Vaters erwählt, und am 1. Nov. 1575 gekrönt. Maximilian II. selbst starb bald

---

5). Der Abt von Fulda erklärte sich in folgender Art:

„Desgleichen wäre der Appendix und Declaration des Religionsfriedens unerfindlich und in rerum natura nit gewesen, werde sich auch weder in der Mäntzischen noch Cammergerichts-Canzley einig Original oder Bekräftigung befinden; so auch schon 10 Originalia bey Handen, würden sie in Rechten wenig gelten, dieweil der Religionsfried des Appendicis mit keinem Wörtlein gedenkt, sondern inhält, daß keine Declaration von Würden und kräftig seyn soll."

6). Nach den vorhandenen Verhandlungen des Reichstags lauteten die Abstimmungen der geistlichen Churfürsten also:

I. Mainz: „Der Churfürst habe bisher nichts davon gewußt, außer was kürzlich durch ein gemeines Gerücht ausgebracht worden; habe aber ungeachtet alles fleißigen Nachforschens nichts davon in seinem Archive gefunden, und könne daher nicht glauben, daß solches mit Vorwissen und Willen gemeiner Stände geschehen; woraus er mit Cöln und Trier schließe, daß es bey der vorigen Capitulation zu lassen sey, und man sich dabey nicht ferner aufhalte, als in welche ohne Zuthun andrer Stände etwas Neues einzuführen sich nicht geziemen wollte."

II. Trier: „Man solle es lediglich bey dem Religionsfrieden bewenden lassen, als der von allen Ständen angenommen worden, und alles Nöthige enthalte. Auch in seinem Archive finde sich keine Spur von dieser Declaration, und er halte sie daher nicht für authentisch; es gehöre auch diese Sache nicht hieher, sondern vor die gemeine Stände, welchen bißfalls zu präjudiciren sich nicht gebührte."

III. Köln: „Auch Chur-Cöln konnte nicht glauben, daß diese Dinge ordinarie oder legitime wären verhandelt worden; seine Landhofmeister und Kanzler, die bei der Aufrichtung des Religionsfriedens gewesen, und noch lebten, könnten sich einer solchen Declaration nicht erinnern; und endlich wolle es sich auch nicht geziemen, damit andern dabey interessirten Ständen etwas zu vergeben."

nachher, und zwar am 12. Oktober 1576. Von jetzt an wurde die Gegenwirkung wider die Reformation immer mächtiger, so daß denn in die Regierung Maximilians II. die hoffnungsvollste Zeit der Kirchen-Verbesserung und zugleich ihr entscheidender Wendepunct gefallen war.

Dreißigstes Hauptstück.

Ausbruch der Gährung in den Niederlanden. Blutiger Sieg des Königs.

(Vom Jahr 1566. bis 1568)

Ein Philipp II. von Spanien war nicht der Mann auf halbem Wege stehen zu bleiben, wenn der geistige Aufschwung eines freisinnigen Volkes schon bei den ersten Regungen wieder erdrückt, und dem Fanatismus des Wahnes Aussichten auf eine ewige Herrschaft errungen werden sollten. Die Härte und finstere Entschlossenheit des Königs waren auch den Niederländern schon bekannt genug, um von ihm keine Billigkeit oder Nachsicht zu erwarten; man sah daher bald die Nothwendigkeit ein, auf die Vertheidigung der Rechte des Volkes sich vorzubereiten. Der Adel war es, welcher zuerst das Beispiel und die Aufmunterung dazu gab. Als nämlich die Anstalten getroffen wurden, die Befehle Philipps II. vom 17. Oktober 1565, welche im 28. Hauptstück angeführt wurden, ihrem gesammten Inhalt nach zur Vollziehung zu bringen, so ward Ende 1565 oder Anfangs 1566 von vierhundert Edelleuten ein Bund unter Führung der Grafen Heinrich von Brederode und Ludwigs von Nassau, des Bruders Wilhelms von Oranien, abgeschlossen. Die Verbündeten übernahmen die Verpflichtung, der Einführung der Inquisition sich zu widersetzen, und zu dem Ende Einer für Alle, und Alle für Einen zu stehen. Doch wurde die Treue gegen den König ausdrücklich vorbehalten, auch festgesetzt, daß man nach Kräften Aufruhr und Bürgerkrieg zu verhindern suchen wolle. Sofort entwarf man eine Bittschrift, welche die Beschwerden des Volkes schilderte und der Oberstatthalterin von den Verbündeten selbst in einem feierlichen Zuge überbracht werden sollte. Man war im Staatsrath zu Brüssel anfangs nicht einig, ob man nicht sogleich Gewalt wider den Verein gebrauchen, oder die Demonstration der Uebergabe der Bittschrift gestatten wolle. Nach dem Rath des Fürsten von Oranien entschloß man sich endlich zu dem letztern Schritt. Im feierlichen Zuge begaben sich am 5. April 1566 die verbundenen Edelleute, 400 an der Zahl, in die Wohnung Margarethens von Parma und überreichten die Petition. Der Inhalt derselben ging kurz dahin: die Oberstatthalterin möge dem König die Abneigung des niederländischen Volkes wider jeden Glaubenszwang, also die Gefahr einer gewaltsamen Einführung der Inquisition auseinandersetzen, und bis zur Einlangung der königlichen Entschließung die Wirksamkeit des verhaßten Glaubensgerichts einstellen lassen. Margaretha von Parma, mit dem Character ihres Bruders bekannt und doch auch über die Entschlossenheit des niederländischen Adels bestürzt, gab die ausweichende Antwort: daß sie das Begehren der Bittsteller bei dem Hofe in Madrid durch ihren ganzen Einfluß unterstützen werde, die vorläufige

Einstellung der Inquisition bei der Bestimmtheit der königlichen Befehle jedoch nicht bewilligen könne. Dagegen sollte den Inquisitoren rücksichtsvolle Mäßigung eingeschärft werden. Eine zweite Vorstellung des Bundes wurde den 8. April übergeben, und wiederum in ausweichender Art erwiedert. Als aber jezt die Verbündeten eine ernste Sprache annahmen, so ertheilten zwei Beamte der Statthalterin, Hoogstraten und Berty, in deren Namen die Versicherung, daß bis auf weiteres der Befehl zur Einstellung der Inquisition in Glaubenssachen bereits ergangen sei. Nur für den Fall des Aufruhrs habe man die Einschreitung derselben sich vorbehalten. Die Verbündeten feierten nun noch am nämlichen Tage (8. April 1566) ein Gastmahl, um ihrem Vereine noch festern Zusammenhang zu geben. Graf von Barlaimond hatte bei der ersten Ueberreichung der Bittschriften der bestürzten Statthalterin leise zugerufen: „daß sie sich vor einem Haufen von bettelhaftem Gesindel (Gueux) nicht fürchten möge," eine Anspielung auf die zerrütteten Vermögens-Umstände mehrerer Mitglieder des Bundes. Diese Aeußerung ward bei dem heitern Gastmahl wiedergegeben, und in der Begeisterung des Augenblicks hieß es sogleich: „es leben die Geusen, d. i. Bettler! Da man den Toast mit Jubel aufnahm, so legte sich der Bund nunmehr förmlich den Namen der „Geusen" bei. Margaretha von Parma hatte zwei Botschafter nach Madrid gesendet, den Marquis von Bergen und den Freiherrn von Montigny, um Philipp II. von dem gefährlichen Stand der Dinge zu unterrichten, und zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Inzwischen blieb die Aufregung in den Niederlanden fortwährend im Steigen. Die Volksmassen, durch den Bund des Adels ermuthiget, erklärten sich nun laut wider den Gewissenszwang, und jeden Eingriff in die bürgerliche Freiheit. Von Seite der protestantischen Partei wurde jene Stimmung benützt, um die Reformation weiter auszubreiten. Da zu solchem Zwecke sowohl Lutheraner aus Deutschland, als Kalvinisten oder Hugenotten aus Frankreich die Niederlande bereisten, so entstand eine ganz eigenthümliche geistige Bewegung. In den Kirchen und öffentlichen Versammlungen ergriffen die Verbreiter der neuen Lehre bald in deutscher, bald in welscher Sprache das Wort, und überschütteten die alte Kirche wegen ihrer Mißbräuche, Irrthümer und Unduldsamkeit mit heftigen Anklagen. Hin und wieder sprachen die Redner mit wirklicher Begeisterung, und entflammten daher das Volk. Gemeiniglich gingen die Ausfälle derselben gegen das Papstthum freilich in Spott und Hohn über, welche nicht allzu gebildet gewesen sein mögen; doch gerade dieser Ton fand bei den untern Volksklassen Anklang, und die Wirksamkeit der Vorträge wurde nur um so größer. Als vollends die andächtigen Versammlungen der Reformer unter freiem Himmel abgehalten wurden, und viele Tausende herbeiströmten, um ihnen beizuwohnen, so wurde die Oberstatthalterin Margaretha von Parma sehr unruhig. In Antwerpen, dem großen Handelsplatz, war die Aufregung am größten, und dort konnte sich bei der großen Bedeutung der gewerbreichen Stadt für eine Staatsumwälzung ein mächtiger Stützpunct bilden. Margaretha von Parma, unterrichtet, daß der Rath alldort vergeblich um Wiederherstellung der Ruhe sich bemüht habe, sandte den Grafen von Megen zu diesem Zweck nach Antwerpen ab; doch das Erscheinen des Grafen vermehrte gerade umgekehrt die Erbitterung des Volkes, weil er für einen Feind der Geusen und der freisinnigen Richtung galt. Der Botschafter der Statthalterin mußte deßhalb unverrichteter Sache nach Brüssel zurückkehren. Nur der Popularität des Fürsten Wilhelm von Oranien, welchen die Statthalterin jetzt nach Antwerpen abordnete, gelang es, den Ausbruch von Gewaltthätigkeiten zu verhindern. Das Volk empfing jenen

Staatsmann mit ungemeinem Jubel, und erklärte ihn für seine Hoffnung und Stütze. Wilhelm von Oranien sprach den Massen freundlich, doch mit Ernst zu, und erreichte so den Zweck seiner Sendung.

Da aber von Madrid über den Erfolg der Gesandtschaft, welche dahin abgegangen war, keine Nachricht eintreffen wollte, so wurde jetzt wieder der Geusen-Bund schwierig. Graf Heinrich von Brederode benützte eine Aufforderung der Oberstatthalterin an den Verein, zur Wiederherstellung der Ruhe mitzuwirken, um eine allgemeine Versammlung der Geusen zu veranstalten. Noch im Jahre 1566 fand dieselbe statt, und hier erschienen schon 2000 energische Mitglieder des Bundes. In Auftrag der Regentin Margaretha von Parma unterhandelten Wilhelm von Oranien und der Graf von Egmont mit den Verbündeten; allein die Forderungen derselben waren jetzt schon gesteigert. Man bestand nämlich auf Gewährschaften für die Sicherheit des Bundes, und Einberufung der Landstände oder der Generalstaaten; zugleich schlug man Schiedsrichter oder Mittler des Streites vor, und diese waren: **der Fürst von Oranien, sowie die Grafen von Egmont und von Hoorn!** Die Oberstatthalterin getraute sich nicht, solche Zugeständnisse zu machen, und verhieß ausweichend eine Entscheidung durch die Ritter des goldenen Vließes.

Während so die allgemeine Gährung sich fortspann, auch sonst von der Regentin keine durchgreifende Maaßregel zur Beschwichtigung derselben ergriffen werden konnte, war die Entschließung Philipps II. auf die Beschwerden des niederländischen Volkes erlassen worden. Alles, was die Rathschläge zur Mäßigung von Seite einiger wohlwollender Staatsräthe in Madrid auswirken konnten, bestand in den drei Zugeständnissen des Königs: daß die bischöfliche Inquisition in den Niederlanden wieder an die Stelle der päpstlichen zu setzen sei, die Härte der Plakate vermindert werden solle, und die Oberstatthalterin zur Begnadigung derjenigen ermächtigt sei, welche noch nicht schwer sich vergangen hätten, oder nicht schon verurtheilt wären. Die Verzeihung, von welcher übrigens ketzerische Prediger ausdrücklich ausgenommen blieben, sollte auch auf den verbündeten Adel sich ausdehnen, soferne er seine Versammlungen unterlassen und seinen Einfluß zur Herstellung der Ruhe verwenden würde. In Madrid sah man diese Bewilligungen Philipps II. als das Uebermaaß von Milde an; allein ob sie den Niederländern bei der weit gediehenen Aufregung würden genügt haben, war sehr zweifelhaft. Wie die Lage der Dinge inzwischen sich gestaltet hatte, kam jedoch auf das Mehr oder Minder einer Nachgiebigkeit des Hofes nichts mehr an: denn schon vor dem Eintreffen der königlichen Entschließungen waren in den Niederlanden Begebenheiten vorgefallen, welche nach der Sinnesart Philipps II. jede Aussicht auf einen Vergleich zerstören mußten.

Wir haben früher erzählt, daß eine heftigere Richtung unter den kirchlichen Reformern vorzüglich an dem Gebrauch der Bilder in den Kirchen Ärgerniß fand, und z. B. unter Anführung Karlstadts gewaltthätige Auftritte in Wittenberg erregte, welchen nur die Weisheit und die Kraft Dr. Martin Luthers sogleich im Entstehen zu steuern wußte. Vorgänge gleicher Art, nur noch leidenschaftlicher, und ohne die zügelnde Hand eines Luther, traten nun auch in den Niederlanden auf. Im westlichen Theile Flanderns, zwischen der Lys und dem Meere, stürmten im Jahre 1566 plötzlich erhitzte Volksschaaren die Kirchen in der Gegend von Sct. Omer, und zertrümmerten nicht nur die Bilder, sondern beraubten auch die Altäre. Nachdem sich der wilde Haufe hierauf zu gleichem Zweck nach Ypern gewendet, und auch hier ähnliche Ausschweifungen verübt hatte, so wurden mit reissender Schnelligkeit ganze Gegenden in den schrecklichen Taumel mit fortgerissen. Allenthalben boten die Kirchen das Schauspiel der zügellosesten

Zerstörung dar, so in Utrecht, Leiden, Middelburg, Lille, Breda, Gent, Antwerpen und vielen andern Städten, so ausser Flandern überhaupt in einem großen Theile von Brabant, Holland, Seeland, Geldern und Friesland. Bestürzt versammelte Margaretha von Parma auf die Nachricht dieser Ereignisse den Staatsrath in Brüssel, und in der Sitzung desselben empfahlen die Grafen von Egmont und von Hoorn in Uebereinstimmung mit dem Fürsten von Oranien wiederholt Zugeständnisse zu Gunsten der Gewissens-Freiheit: . . . . . die Oberstatthalterin zauderte. Jetzt ward selbst ein Theil der Bevölkerung in Brüssel schwierig: mit eiligster Hast drängten sich die Begebenheiten: Margaretha von Parma, sogar mit Verhaftung bedroht, sann auf die Flucht: man sperrte die Thore, und die Regentin, von den Ereignissen überwältiget, bewilligte jetzt endlich alles, was die gemäßigte Volkspartei bisher standhaft gefordert hatte, nämlich, außer Abschaffung der päpstlichen Inquisition und der Ketzer-Edicte, auch die Bürgschaft für vollständige Sicherheit des adeligen Bundes. Dagegen verpflichtete sich der Letztere, nicht bloß der Bilderstürmerei sich zu widersetzen, und die Bestrafung der Urheber des Greuels zu befördern, sondern auch seinen ganzen Einfluß zur Beruhigung des Volkes zu verwenden. Jetzt entwickelten auch Wilhelm von Oranien, sowie die Grafen von Egmont und Hoorn die größte Energie, um die bessere Sache durch Zurückführung auf Maaß und Ziel vor dem Untergang zu retten. In die Provinzen beordert, um nach Bewilligung der gerechten Volkswünsche die gesetzliche Ordnung wieder herzustellen, lösten sie die schwierige Aufgabe mit vollständigem Erfolg. Oranien beruhigte mittelst durchgreifender Maaßregeln die wichtige Stadt Antwerpen, und alsdann die Bezirke von See- und Holland; Hoorn stellte dagegen in Tournay, und Egmont in Gent die Ruhe wieder her. Selbst Hinrichtungen wurden zu solchem Zwecke nicht gescheut.

Da das Ansehen des Königs überall wieder befestiget, und den Gesetzen Achtung verschafft worden war, so hoffte man nun auf die bleibende Erhaltung von Friede und Eintracht. Hätte der Hof früher die Zugeständnisse gemacht, welche der Oberstatthalterin nur die Noth abdringen konnte, so würden die Ausschweifungen der Bilderstürmerei nicht erfolgt sein: wurde also nur jetzt der geschlossene Vergleich der Regentin mit der gemäßigten Volkspartei gewissenhaft erfüllt, so schienen alle Wirren gründlich beseitiget zu sein. Wer aber glauben wollte, daß Philipp II. von Spanien einen solchen Vergleich genehmigen werde, der kannte die Gemüthsart des Mannes wenig. Schon bei der Uebersendung der scheinbar nachgiebigen Entschließungen, welche in Folge der Gesandtschaft Martigny's und Bergen's erlassen und oben ihrem Inhalte nach angegeben worden sind, hatte der König durch geheime Instructionen der Statthalterin befohlen, niemals in eine Berufung der Stände-Versammlung zu willigen, und zur gewaltsamen Niederbeugung der Opposition im Stillen zu rüsten, nämlich in Deutschland 10,000 Lanzknechte und 3000 Reiter werben zu lassen. Da zugleich die nöthigen Geldsummen beigefügt waren, so sah die Regentin über die eigentlichen Absichten ihres Bruders völlig klar. Desto größere Bangigkeit fühlte sie aber auch, ihm über den Vergleich Bericht zu erstatten, welchen sie mit dem Volke einzugehen gezwungen wurde, und um den voraussichtlichen Ingrimm des Königs auf Andere zu leiten, klagte sie vornehmlich den Fürsten von Oranien als die Ursache der erlittenen Kränkung an. Margaretha von Parma hatte sich nicht geirrt, Philipp II. war über die letzten Vorgänge in den Niederlanden auf das äußerste erbittert, und fest entschlossen, das freisinnige Volk mit blutiger Gewalt unter die Inquisition und die unumschränkte Königsgewalt zu beugen. Um indessen zu solchem Zwecke völlig sichere Vorkehrungen

zu treffen, verbarg er für einen Augenblick seinen furchtbaren Zorn, und ließ den Vertrag der Statthalterin mit dem Volke vorläufig bestehen.

Im Staatsrath zu Madrid, welcher nach den Ereignissen in den Niederlanden über die nunmehr zu befolgende Politik gutachtlich sich äußern sollte, riethen einige wohlwollende Männer zwar abermals zur Milde und Mäßigung; allein des Königs Günstling, Herzog von Alba, wie der Gebieter finster und blutgierig, den Launen des Herrschers durch Wohldienerei schmeichelnd, forderte die Anwendung von Waffengewalt zur unbedingten Unterwerfung der Niederländer. Alba wußte wohl, daß er dem König bei solchen Anträgen aus der Seele spreche: seine Meinung behauptete daher den Sieg, und bald wurden Anstalten getroffen, ein spanisches Executions-Heer nach Belgien überzusetzen. Natürlich erhielt Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, den Oberbefehl über dasselbe mit so unumschränkten Vollmachten, wie sie zur Durchführung eines despotischen Werkes als nothwendig erschienen. Bevor indessen die Vorbereitungen vollendet waren, trat plötzlich in den Niederlanden ein unerwarteter Wechsel der Dinge ein.

Bald nach dem Abschluße des Vergleichs der Statthalterin mit dem Volke verbreiteten sich düstere Gerüchte: die Nachgiebigkeit Margarethens sei nicht ernstlich gemeint, vielmehr ein Rache-Versuch des Hofes im Werke. Gleichzeitig erhielten der Fürst von Oranien, sowie die Grafen von Hoorn und Egmont, heimliche Warnungen, daß sie von der Regierung für die Anstifter oder doch Beförderer des Aufruhrs gehalten würden, demnach auf ihrer Huth sein möchten. Dieses heimliche Geflüster erlangte mit einem Mal ein bedeutendes Gewicht, als ein Brief des spanischen Gesandten am französischen Hofe aufgefangen wurde, welcher über die Pläne der Kamarilla Philipps II. bestimmtere Aufschlüsse zu geben schien. Anstatt der Bund der niederländischen Patrioten nun kräftige Gegenanstalten machen sollte, brach aber gerade umgekehrt Uneinigkeit in demselben aus. Graf Lamoral von Egmont, dem königlichen Hause aufrichtig zugethan, ergab sich der unglücklichen Meinung, daß Philipp II. keineswegs auf grausame Unterdrückung der Niederländer ausgehe, sondern zu einem billigen Vergleich bewogen werden könne. Ein weiteres Unglück hatte die rohe Ausschweifung der Bilderstürmerei gestiftet. Unter dem Bunde der Geusen befanden sich nämlich viele aufrichtige Katholiken, und diese fühlten sich durch die fanatische Verwüstung ihrer Kirchen gekränkt. Es entstand sohin eine gewisse Lauheit in dem Vereine, und als vollends Lamoral von Egmond, trotz aller Vorstellungen seiner Freunde, wider den König nicht ernstlich Partei ergreifen wollte, so überzeugten sich die scharfsinnigen Männer der Opposition, daß diese ein trauriges Ende nehmen werde. Schon jetzt trat bei Manchem an die Stelle des früheren Vertrauens düstere Sorge, die Haltung der Volkspartei wurde überhaupt schwankend, ja selbst der Geusenbund erschüttert. Margaretha von Parma wußte diese Wendung der Dinge, namentlich die Unzufriedenheit der katholischen Mitglieder des Adels-Vereins über die Bilderstürmerei, geschickt zu benützen, um einzelne Mitglieder des Geusenbundes wieder auf die königliche Partei hinüber zu ziehen. Zugleich beschloß die Oberstatthalterin, zur Unterwerfung der unzufriedenen Städte selbst mit den Waffen einen Versuch zu machen. Nachdem sie dem Auftrage Philipps II. gemäß, wirklich Söldner aus dem innern Deutschland an sich gezogen, auch 5 neue Regimenter Wallonen angeworben hatte, entsandte sie eine bedeutende Heeresmacht unter Philipp Noirkarmes zur Einnahme der mächtigen Stadt Valenciennes. Letztere weigerte sich standhaft, die ihr zugedachte Besatzung aufzunehmen, und selbst der Geusenbund versammelte zur Unterstützung der bedrohten Gemeinde einige Streitkräfte. Bald waren diese jedoch geschlagen, und die Belagerung von Va-

lenciennes begann. Gleichzeitig rückte Graf von Megen in Auftrag der Stadthalterin vor Herzogenbusch, während umgekehrt Graf von Brederode, das Haupt des Geusenbundes, für den Widerstand zu rüsten begann. So war denn der Bürgerkrieg eröffnet. Allerdings strengte Wilhelm von Oranien alle Kräfte an, um die Volkspartei zum energischen, einheitlichen Handeln zu bewegen, auch die Vorbereitungen Brederode's hatte größtentheils Er veranlaßt; indessen die Verbündeten kämpften überall unglücklich. Eine Heer-Abtheilung derselben, unter Johann von Toulouse, wurde aufgerieben, Valenciennes nach einer verheerenden Beschießung wirklich besetzt, und eine bedeutende Anzahl anderer Städte zur Unterwerfung gezwungen. Der Geusenbund hatte sich als ohnmächtig erwiesen, die abgedrungenen Zugeständnisse der Oberstatthalterin waren zurückgenommen, und mit Glanz die Macht derselben wieder hergestellt worden.

Nunmehr entstand plötzlich eine so schnelle Umwandlung der öffentlichen Stimmung, daß wieder Verfolgungen gegen die Volkspartei eingeleitet wurden. Wilhelm von Oranien, welcher seine Entlassung aus dem Staatsrathe genommen hatte, wollte noch einen Versuch machen, den Grafen Lamoral von Egmond von seiner gefährlichen Verbindung mit der Oberstatthalterin und dem Könige abzubringen. Als er zu dem Ende eine Zusammenkunft mit dem Grafen veranstaltet hatte, sprach er ihm ergreifend zu, seiner Selbsttäuschung in Ansehung des Charakters und der Absichten des Königs endlich zu entsagen, und mit ihm, dem Fürsten, zur Rettung der niederländischen Freiheit sich zu vereinigen. Leider waren auch die schlagendsten Beweisgründe vergeblich, Egmond vielmehr in der Anhänglichkeit an den König unerschütterlich. Mit bewunderungswürdigem Scharfblick die ganze Politik des Madrider Hofes durchschauend, bemerkte nun Wilhelm von Oranien dem Grafen Egmond, daß die spanische Kamarilla sich seiner als eines Werkzeuges für ihre Pläne bedienen, allein nach erreichtem Zwecke ihn zuerst opfern werde. „Du wirst", rief Wilhelm bekümmert aus, „den Spaniern zur Brücke dienen, um in unser Land zu kommen, und wenn sie übergesetzt sind, werden sie die Brücke zerstören." Leider beharrte Graf Lamoral auch jetzt noch auf seiner Meinung, und die Freunde trennten sich. So wollte denn selbst ein Egmond den Triumph des Absolutismus befördern. Der verständige Wilhelm von Nassau und Fürst von Oranien war nicht gemeint, an solchen ungeheuren Staatsfehlern Theil zu nehmen, und zugleich sich dem fanatischen Absolutismus zu opfern: er begab sich im Frühling 1567 von Antwerpen auf seinen Familiensitz in Breda, und von dort bald nachher nach der Grafschaft Nassau in Deutschland. Da auch die Häupter des Geusenbundes, Heinrich von Brederode und Ludwig von Nassau, die Niederlande verließen, so kam jener Bund der Auflösung nahe. Die Uneinigkeit und Entmuthigung des Adels theilte sich jetzt auch den Mittelklassen mit, und die frühere, schöne Begeisterung des Volkes gieng auf ein Mal zur unbedingten Unterwerfung über. So wie die Häupter der Opposition vorher vergöttert worden waren, wurden sie jetzt von dem wankelmüthigen Volke als die Ursache alles Unglücks angeklagt. Und so ward denn auch in den Niederlanden das Schauspiel aufgeführt, welches die menschliche Würde so sehr befleckt und bei politischen Reactionen doch so häufig ist, daß die größten Schreier der Oppositions-Partei nun der Regierung Weihrauch streuten, und daß überhaupt alles wetteiferte, der Gnade der Machthaber sich zu versichern. Der Sieg der Oberstatthalterin war nunmehr schon vor der Ankunft eines Executions-Heeres aus Spanien ganz vollständig. Nachdem sich die mächtigen Städte unbedingt ergeben hatten, schritt Margaretha sofort ans Werk, die Macht des Königs höher als je zu stellen. Nicht bloß wider die Bilderstürmer wurden massenweise harte Todesurtheile vollzogen, sondern umgekehrt jetzt die neugebauten pro-

teſtantiſchen Kirchen zerſtört. Um dem Wiederaufleben der Oppoſition zu begegnen, mußten zugleich viele Mitglieder des Geuſenbundes in die Verbannung wandern, andere ihre Begnadigung dagegen durch reumüthige Unterſtützung des Abſolutismus erkaufen. Der Bund des Adels ward vollſtändig aufgelöst, und jede Spur eines Widerſtandes des Volkes ſchien für immer verſchwunden zu ſein.

Bei einem ſo vollſtändigen Sieg, bei der namenloſen Demüthigung der Volks-Partei und den zahlreichen Opfern, welche durch die Hinrichtungen der Bilderſtürmer der Rache des Hofes gebracht worden waren, glaubte ſelbſt Margaretha von Parma, daß dem königlichen Anſehen hinreichende Genugthuung geſchehen, noch größere Rache-Uebung alſo unmenſchlich, ja ſelbſt unklug ſei. Sie beſchwor darum den Bruder, daß er ſelbſt und zwar ohne Heer nach Belgien ſich begeben, und die Beruhigung der Bevölkerung durch Güte vollenden möge. Dem finſtern Fanatiker ſchien indeſſen alle Strenge ſeiner Stellvertreterin noch unzeitige Gnade, die demüthige Unterwerfung der entmuthigten Niederländer noch rebelliſcher Trotz zu ſein. Philipp II. wollte das Blut in Strömen vergoſſen, die Blüthe des belgiſchen Adels unter dem Henkersbeil hinſterben, und in dem Volke auch jeden künftigen Gedanken an die bürgerliche oder religiöſe Freiheit, an die Rechte und Würde des Menſchen erſtickt ſehen. Und zu dieſem Höhepunkt glorreicher Herrſchermacht hoffte er auf dem Wege einer Grauſamkeit zu gelangen, durch deren Anſchauung oder Schilderung bei Mit- und Nachwelt das Blut in den Adern ſtocken ſollte. Es blieb daher bei dem Beſchluſſe der Sendung Alba's und den ihm ertheilten Vollmachten. Nach der Weigerung Frankreichs, den Durchzug des ſpaniſchen Heeres zu verſtatten, ertheilten in Folge von Unterhandlungen die Herzöge von Savoyen und Lothringen die Erlaubniß, die Spanier durch ihre Länder ziehen zu laſſen; Genua hingegen, ſowie der Herzog von Florenz, ſorgten für die nöthigen Fahrzeuge zur Ueberſchiffung des Heeres. In der erſten Hälfte des Mai's 1567 landete Ferdinand Alvarez von Toledo mit 10,000 Mann zu Genua. Als die nöthigen Vorbereitungen zur Verpflegung des Heeres auf dem beſchwerlichen Marſche über die Gebirge getroffen waren, ſetzte ſich der Herzog in Bewegung. Ihn begleiteten ſeine beiden Söhne Friedrich und Ferdinand von Toledo, wovon letzterer die mittlere Abtheilung des Zuges führte. Der Marſch ging über den Berg Cenis unter großer Vorſicht, da das Heer in den ſavoyiſchen Alpen leicht überfallen und aufgerieben werden konnte; doch es zeigte ſich kein Feind, und Alba erreichte, den burgundiſchen und lothringiſchen Grenzen entlang, glücklich die freie Grafſchaft (Franche Comté). Hier ſtießen einige Fähnlein Reuter und drei Regimenter Fußvolk zu ihm, jene in Burgund, dieſe im innern Deutſchland angeworben. Mit der ſo verſtärkten Mannſchaft erſchien Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, am 22. Auguſt 1567 vor den Thoren von Brüſſel, und das Trauerſpiel konnte alſo beginnen.

Nachdem der Einzug in die Stadt noch am nämlichen Tage vor ſich gegangen war, begab ſich der Herzog zu der Oberſtatthalterin Margaretha von Parma, um ihr ſeine Ehrfurcht zu bezeigen, und zugleich der Aufträge des Königs ſich zu entledigen. Nach der Beſtallungs-Urkunde, welche Alba zuerſt vorzeigte, ſchien er nur zum Befehlshaber über die Waffenmacht ernannt, der Oberſtatthalterin hingegen die eigentliche Leitung der Landes-Verwaltung vollſtändig belaſſen zu ſein. Bald kam jedoch eine zweite Vollmacht zum Vorſchein, worin dem Herzog die Befugniß zur Ein- und Abſetzung der Beamten, und die Unterſuchung über die vorgefallene Empörung mit unumſchränktem Recht zu ſtrafen und zu belohnen übertragen war. Jetzt wußte die Oberſtatthalterin, daß ſie nur dem Namen, Alba hingegen der That nach an der Spitze der Regierung ſtehen ſolle. Als der Herzog auf ihre Frage keineswegs läugnete, viel-

leicht auch eine dritte noch umfassendere Vollmacht zu besitzen, deren Vorlegung für besondere Fälle vorbehalten bleibe, so fühlte sich Margaretha von Parma tief gekränkt, und sandte die Bitte um ihre Entlassung von der Statthalterschaft an den Hof nach Madrid.

Während Alba nun über die nächsten Schritte zur Einleitung seines furchtbaren Unterdrückungs-Werkes brütete, herrschte eine dumpfe Stille in dem sonst so geräuschvollen und prächtigen Brüssel. Man ahnete die finstern Anschläge des angekommenen neuen Gebieters, und Adel wie Bürgerschaft zogen sich verstört in ihre Wohnungen zurück. Ferdinand Alvarez von Toledo wollte sich vor allem der Männer bemächtigen, welche einem bis zur Verzweiflung getriebenen Volke vielleicht zu Führern im Widerstande dienen konnten, und auch sonst schon den Argwohn oder den Haß Philipps II. erregt hatten. Zu diesen gehörten vornehmlich die Grafen Lamoral von Egmond, und Philipp von Hoorn. Jener hatte den Herzog von Alba, als alten Bekannten, schon in Lothringen bewillkommt, und war, trotz einer verdächtigen Aeusserung desselben*), zu einem so sorglosen, fast leichtfertigen Vertrauen seiner Sicherheit zurückgekehrt, daß er auch unter der Herrschaft eines Alba seine fröhlichen Festlichkeiten in Brüssel wieder beginnen wollte. Graf von Hoorn benahm sich anfangs vorsichtiger, und vermied die Nähe Alba's; endlich ließ er sich jedoch ebenfalls täuschen, und nach der belgischen Hauptstadt locken. Dagegen entging ein drittes ausersehenes Opfer, der Graf von Hoogstraten, durch empfangene Warnung der Gefahr, indem er seine schon beschlossene Reise nach Brüssel plötzlich in die Flucht nach dem innern Deutschland umwandelte. Toledo wollte zugleich mit den genannten Grafen den Bürgermeister Strälen in Antwerpen, sowie den geheimen Rath Egmond's, Casembrod von Backerzele, in Verhaft nehmen lassen, um zugleich der Briefschaften Lamorals sich zu bemächtigen. Als die Aufträge dazu nach Antwerpen abgegangen waren, setzte Alba einen Tag an, um sich mit den niederländischen Großen über die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen. Auf diesem erschienen, außer den Grafen Hoorn und Egmond, der Herzog von Arschot, die Grafen von Mansfeld, Aremberg und Barlaimont, sowie mehrere spanische Edle. Im Laufe der scheinbaren Erörterungen über Staatssachen ward dem Herzog im Geheimen die Nachricht überbracht, daß die Verhaftungen in Antwerpen glücklich vollzogen seien, und sofort die Sitzung aufgehoben. Nach dem Abtreten der Versammlung weilte Lamoral von Egmont noch im Pallast, um mit dem Sohne des Herzogs ein Spiel fortzusetzen, oder mit letzterem selbst zu verkehren: da sah er sich auf ein Mal von Bewaffneten umgeben, und hörte den Zuruf Alba's: „Ich verhafte euch im Namen des Königs! Gebet euer Schwert ab!“ Ein Blick zeigte dem Grafen die Unmöglichkeit des Widerstandes: er nahm darum ruhig die Waffe von der Seite und sprach mit Würde: „Nehmet das Schwert hin, das so oft den König mit Ruhm bedeckt hat!“ Gleichzeitig erfolgte in einem andern Theile des Hauses die Verhaftung des Grafen von Hoorn. Die ganze Größe der Gefahr ahnend, fragte Hoorn schnell: „Wo ist Egmond?“ Das Stillschweigen der Spanier war die beredteste Antwort: — der Graf seufzte und sagte traurig: „Freilich werde ich mit Recht der Schicksals-Genosse des Mannes, dessen Beispiel ich so unbesonnen folgte.“ Nach wenigen Tagen wurden beide Staatsgefangene unter starker Bedeckung nach Gent gebracht, wo kurz vorher die wallonische Besatzung von einer spanischen abgelöst worden war. Selbst

*) Als Egmond bei der Ankunft Alba's diesem sich näherte, um ihn zu begrüßen, rief der Herzog halblaut, doch so, daß der Graf es vernehmen konnte: „Sehet, hier kommt ein arger Ketzer!“

Margaretha von Parma wurde durch die Gewaltthat gegen die Grafen von Egmond und von Hoorn so entrüstet, daß sie in Madrid auf ihre Entlassung drang. Mit scheinbarem Bedauern ertheilte ihr Philipp II. dieselbe, den Herzog von Alba zu seinem Stellvertreter in den Niederlanden ernennend, ein weiterer Fingerzeig, was in dem Gemüthe des Despoten beschlossen war.

Nachdem man in solcher Weise die Einleitungen zu einer Regierung des Schreckens getroffen hatte, schritt das gräßliche Werk rasch vorwärts. Zuförderst füllte man die Gefängnisse mit zahlreichen Opfern, welche sich die priesterlich-königliche Herrschaft in den verschiedenen Gegenden des Landes ausgesucht hatte, und dann wurde zu ihrer Hinmetzelung eine besondere oberste Commission von 12 Mitgliedern eingesetzt. Ferdinand Alvarez von Toledo, das furchtbare Werkzeug des Tyrannen, nannte jene Helfershelfer den „Rath der Unruhen", das Volk hieß die Special-Commission hingegen das „Blutgericht!" Schon die Verhaltungs-Befehle, welche dem schauderhaften Tribunal gegeben wurden, zeigte, wie richtig das Volk geurtheilt hatte. Nicht bloß wirkliche Theilnahme an der Empörung wider die königliche Gewalt, sondern schon die Unterzeichnung von Bittschriften für die Entfernung des spanischen Heeres nach dem Regierungs-Antritte Philipps II. wurde für ein todeswürdiges Verbrechen erklärt. Ja der frevelhafte Uebermuth des Tyrannen ging so weit, daß diejenigen für schuldig erklärt wurden, welche der Einführung der Inquisition sich widersetzt, und nichts gethan hätten, um die Bittgesuche der Geusen, sowie die Ausschweifungen der Bilderstürmer zu verhindern. Schuldig sollte ferner jeder sein, wer das Recht des Königs bezweifle, die Niederlande wegen Aufruhrs ihrer verfassungsmäßigen Freiheit zu berauben: schuldig endlich ein Jeder, dem das Mitleiden oder die Entrüstung über die unmenschliche Tyrannei die Mißbilligung einer Hinrichtung entlocke, oder der gar die Richter des Herrschers grausam nenne. So wollte denn Ferdinand Alvarez von Toledo die Rechte des Menschen offen verspotten. Um sein Werk zu krönen, befahl er vollends, daß zur Verurtheilung der ausgesuchten Schlachtopfer die beschworne Anklage zweier Männer hinreiche, und gegen die Erkenntnisse des Blutgerichts keine Berufung statt finde.

Nun begann das Hinmetzeln im Großen. Während in Valenciennes auf ein Mal 55 Personen enthauptet wurden, geschahen ähnliche Gräuel innerhalb weniger Wochen zu Gent (von der Mitte Jenners bis Anfang Hornungs). Zugleich wurden die ordentlichen Behörden des Landes überall außer Thätigkeit gesetzt, selbst der Staatsrath nur zum Schein beibehalten, und alle öffentlichen Angelegenheiten vor den Blutrath gebracht, in welchem natürlich Alba den Vorsitz führte. Vorladung eines Angeklagten vor das Schreckensgericht war jederzeit auch Verurtheilung zum Tode: nur wem die Flucht gelang, konnte das Leben retten. Tausende von betriebsamen Bürgern verließen nun die Niederlande; doch selbst eine solche Entvölkerung, welche dem monarchischen Interesse keineswegs förderlich war, vermochte nicht die Vertilgungswuth eines Philipps II. und eines Alba's zu ermäßigen. Ersterer befahl sogar, daß alle Niederländer für Ketzer und Beleidiger der Majestät erklärt, und nur diejenigen verschont werden sollten, welche er später bezeichnen werde. Da sohin der Tod die Regel und die Begnadigung nur Ausnahme sein sollte, so kann es kaum mehr auffallen, daß Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, auf dem sogenannten Justizwege bis zu 18,000 Menschen in den Niederlanden ermorden ließ. Zu Anfang 1568 begannen die Würgereien, und noch am 1. und 2. Juni desselben Jahres wurden zu Brüssel auf ein Mal zwei und zwanzig Angeklagte enthauptet, welche meistens dem Adelstande angehörten. Alba wollte planmäßig die Kraft des freisinnigen Volkes brechen, darum nicht nur seine edelsten

Mitbürger umbringen, sondern auch den Begüterten die Macht des Reichthums entziehen. Das Vermögen der Flüchtlinge wie der Hingerichteten wurde eingezogen, und daraus den Schergen, Spähern und andern elenden Werkzeugen der Gewalt zur Erhöhung ihres Eifers ansehnliche Geschenke gereicht. Gegen Wilhelm, Fürst von Oranien, erging das Urtheil lebenslänglicher Verbannung und der Einziehung seiner Herrschaft Breda. Um jedoch wegen des Aergers, den Todfeind nicht fangen zu können, einigermassen sich zu entschädigen, ließ Alba den unschuldigen Sohn desselben, einen Knaben von 13 Jahren, verhaften, und dieser mußte wirklich 28 Jahre als Gefangener in Spanien bleiben.

Um den Schrecken endlich auf die höchste Spitze zu treiben, wollte nun Ferdinand Alvarez von Toledo zu der gerichtlichen Ermordung zweier Männer schreiten, welche durch ihre Persönlichkeit und Stellung im Leben besonderes Mitleiden erwecken mußten ..... der **Grafen Lamoral von Egmond** und **Philipp von Hoorne**. Schon im Januar 1568 hatten die Verhöre der Angeklagten in einer unförmlichen Art begonnen. Beide Grafen beriefen sich auf ihre Standesrechte als Ritter des goldenen Vließes, doch vor dem Blutgerichte war jeder gerechte Antrag vergeblich, ja man ließ den Beschuldigten nicht einmal einen Vertheidiger zu. Die Anklagen selbst waren sämmtlich erdichtet oder lächerlich; denn sie bestanden meistens darin, daß Hoorne und Egmond mit andern Verschwornen die Niederlande unter sich theilen wollten, und nicht nur die Plakate saumselig vollzogen, sondern auch den Aufrührern allen Vorschub geleistet hätten. Graf Egmond zeigte sehr gut, wie sein Verfahren von den Umständen geboten gewesen sei, und er stets in gutem Glauben nach dem Vortheil des Königs gestrebt habe. Diese Behauptung war nur zu richtig; allein was sollte sie bei einem Alba nützen, der längst den Untergang Lamorals und seines Freundes beschlossen hatte? Am 3. Juni wurden die beiden Grafen unter einer Bedeckung von 3000 Spaniern aus ihrem Gefängniß in Gent nach Brüssel gebracht, und schon am Abend des folgenden Tages zur Hinrichtung durch das Schwert verurtheilt. Die Gemahlin Amuraths von Egmond, eine Schwester des Churfürsten in der Pfalz, hatte schon früher den Schutz des Kaisers Maximilians II. angerufen, auch Hoorne konnte durch Verwendung bei dem Könige vielleicht gerettet werden, so hoffte man wenigstens, wenn freilich ohne allen Grund: darum bat der Bischof von Ypern den Herzog Alba fußfällig um Aufschub. Natürlich wurde auch dieses Gesuch mit Härte zurückgewiesen.

Graf Lamoral von Egmont, Fürst zu Gaveren hatte sich nicht grundlos gerühmt, wenn er bei seiner Verhaftung auf die dem Könige geleisteten Dienste hindeutete. Er hatte als ausgezeichneter Feldherr die Schlachten Philipps II. geschlagen, und dessen Waffen in der That mit Ruhm bedeckt. In verschiedenen entscheidenden Treffen waren vor ihm die Auserwähltesten des französischen Adels gefallen, die stolze Macht Frankreichs erlegen. Diesen glorreichen Siegen Egmonts hatte Philipp II. größtentheils den Frieden von Cambresis, und seinen politischen Einfluß in Europa zu danken; jetzt sollte nun der heldenmüthige Feldherr erfahren, wie die Dankbarkeit eines Despoten sich äußere. Am fünften Tage des Brachmonats oder Junius 1568 früh zehn Uhr erschien Lamoral, Graf von Egmont und Fürst zu Gaveren, vor dem Stadthause zu Brüssel auf dem Blutgerüste. Mit Standhaftigkeit hatte er die Verkündigung des Urtheils angehört, mit Ruhe und männlicher Fassung bestieg er auch das Schaffot. Nachdem er nur den Wunsch geäußert hatte, auf dem Schlachtfelde gefallen zu sein, warf Egmont den Mantel ab, kniete auf ein Kissen nieder, und empfing den Todesstreich. Nach ihm starb sein Freund Hoorn

auf gleiche Weise, die bessere Ueberzeugung bis zum lezten Augenblick mit Würde bekennend. Schmerzlich, ja fast verletzend erscheint es, daß Egmont noch zwei Stunden vor seiner Ermordung einen ehrerbietigen Brief an Philipp II. schrieb, worin er demselben seine Unschuld und Treue versicherte. Einem so feigen Despoten hätte eine andere Erklärung gebührt; allein der Graf war um seine zahlreiche Familie, eine Gemahlin mit neun Kindern, sowie um seine Dienerschaft bekümmert. Von diesen wollte er die Rache des königlichen Wüthrichs abwenden, und das entschuldigt den sonst auffallenden Schritt. Graf Philipp von Hoorn zeigte dagegen noch auf dem Blutgerüste seine Verachtung des Tyrannen: denn er verweigerte stolz ein reumüthiges Zugeständniß, wider den König sich vergangen zu haben.

Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, schien nun seine blutige Sendung vollkommen erreicht, alle Niederländer bis zur Erstarrung erschreckt, seinen würdigen Gebieter auf den Gipfel der absoluten Herrschaft gehoben zu haben. Das Volk, mochte man glauben, werde fortan demüthig am Boden kauern, und ängstlich auf die Mienen seiner Zuchtherrn lauschen, um sogleich jede ihrer Launen zu befriedigen. Die heilige Inquisition möge auf ihren glänzenden Trophäen, den Leichen von 18,000 ermordeten Bürgern, mit seliger Genugthuung nun schwelgen, und nur den Finger erheben dürfen, um die gesammte Bevölkerung eines freisinnigen Landes zu ihren blutigen Altären kriechen zu sehen. Glücklicher Weise giebt es aber nicht zu allen Zeiten, und nicht bei allen Volksstämmen die Auswürflinge des Menschengeschlechts, welche jedes Maaß von Tyrannei geduldig ertragen, um nur ihr elendes Leben unter Schmach und Schimpf fortzuschleppen; glücklicher Weise giebt es vielmehr Geschlechter, denen wenigstens das Uebermaaß schändlicher Gewaltherrschaft das Schwert in die Hand giebt, um der Wuth verächtlicher Despoten ein Ziel zu sezen. So geschah es denn endlich in den Niederlanden, als Herzog von Alba von der Erreichung aller seiner Zwecke so fest überzeugt war. Die Ermordung der Grafen von Egmont und von Hoorn kündigte einen bevorstehenden Wendepunct in dem Schicksale des unglücklichen Volkes an; denn es ergaben sich wieder unzweideutige Zeichen der allgemeinen Entrüstung und des Entschlusses, lieber dem Tod im männlichen Kampf, als der hinterlistigen Ermordung im sogenannten Justizwege zu erliegen. Als das Haupt des Grafen Lamoral gefallen war, tauchten viele Umstehende ihre Taschentücher in das Blut des Lieblings, während andere ihre Ehrerbietung den Ueberresten desselben im Sarge bezeigten. Das Volk küßte vor den Augen der Schergen den Sarg, und weil dieß natürlich ein todeswürdiges Verbrechen war, so zeigte sich, daß der allgemeine Schrecken der Entrüstung, die feige Erduldung der Unterdrückung dem Vorsatze zum Widerstande weiche. Auch unter dem Adel traten Anzeichen einer solchen Stimmung hervor; denn der Graf Wilhelm von Lumay leistetete den feierlichen Eid: „er wolle sein Haupt nicht sanft legen, nicht eher festlich sich kleiden, weder den Bart scheeren, noch die Haare glätten, bis er den Tod seiner Freunde gerächt habe!“

Ein und dreißigſtes Hauptſtück.

Erneuerung des Freiheits-Kampfes in den Niederlanden. Friede von Gent.

(Vom Jahr 1568 bis 1576.)

Unmittelbar nach der Hinrichtung der Grafen von Egmond und Hoorn ſetzte der Oberſtatthalter Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, ſein Unterdrückungs-Werk gegen die freiſinnigen Niederländer fort. Nicht nur der Bürgermeiſter Anton Strälen von Antwerpen und Egmonds geheimer Rath Backerzele wurden enthauptet, ſondern verſchiedene Angeklagte auch verbrannt. Alsdann ließ Herzog Alba ſogar den Palaſt des Grafen von Culemburg niederreiſſen, weil darin der Geuſenbund geſchloſſen worden war. Doch ſchon hatte das Uebermaaß der Grauſamkeit das Volk wieder zur Erringung ſeiner Freiheit ermuthiget. Wilhelm von Oranien, durch die Leiden der Niederländer zur Rückkehr bewogen, ſchilderte in Rundſchreiben und öffentlichen Anſchlägen die Tyrannei der Spanier, und indem er mit großer Klarheit zeigte, daß Philipp II. unter dem Vorwand des Schutzes der Religion nur die bürgerliche Freiheit und alle verfaſſungsmäßigen Rechte Belgiens zerſtören wolle, gelang es ihm an mehreren Orten, den Entſchluß des Widerſtandes hervorzurufen. Mit der Klarheit des Vortrags verband der populäre Fürſt noch eine gewiſſe Wärme der Beredſamkeit, ſo daß denn wirklich ein Heer von mehr, als 20,000 Mann unter ſeinen Fahnen ſich verſammelte. Gleichzeitig war der Bruder des Fürſten, Graf Ludwig von Naſſau, in der Bekämpfung des Despotismus unermüdlich geweſen. Nachdem ein Theil des niederländiſchen Adels am 24. Mai 1568 den Bund zum Widerſtand erneuert hatte, rückte Ludwig mit einem kleinen Heere wider den Grafen von Aremberg in's Feld, ſchlug denſelben entſcheidend bei Heiligerloe, und belagerte alsdann Gröningen. Dieß war ſchon vor der Hinrichtung der Grafen Egmond und Hoorn geſchehen, und Alba hatte die Kataſtrophe eben deßhalb beſchleuniget. Noch im Jahre 1568 zog nun der Oberſtatthalter in Perſon wider Ludwig von Naſſau, und war theils durch Uebermacht, theils durch die Unzufriedenheit der gegneriſchen Lanzknechte über Sold-Rückſtände ſo glücklich, den Verbündeten am 21. Juli eine bedeutende Niederlage beizubringen. Indeſſen Wilhelm von Oranien befand ſich bereits mit einem größern Heere ſchlagfertig, und gegen die Maas im Anzug. Der Sieg Alba's hatte deßhalb keine entſcheidenden Folgen, vielmehr ſah ſich der Herzog genöthiget, nach Maſtricht zu eilen, und dort zu ſeiner Sicherheit nur eine vertheidigende Stellung anzunehmen. Wilhelm von Oranien wollte dem Oberſtatthalter eine Schlacht liefern, und verſuchte alle Mittel, ihn zur Annahme derſelben zu nöthigen; allein Alba zügelte das Ungeſtüm ſeiner Soldaten durch ſtrenge Kriegszucht, und bot, geſtützt auf feſte Plätze, nirgends eine Möglichkeit zur Feldſchlacht dar. Durch dieſe geſchickte Taktik brachte er es wirklich dahin, daß im gegneriſchen Heere endlich Mangel einriß, und der Fürſt von Oranien gezwungen wurde, die um Sold geworbenen Lanzknechte zu entlaſſen. Als Sieger kehrte demnach Ferdinand Alvarez von Toledo im November 1568 nach Brüſſel zurück, und wenn er ſchon vor dem Feldzug die rückſichtloſeſte Tyrannei entwickelt hatte, ſo war nach ſeinen glücklichen Erfolgen noch weniger

eine Ermäßigung derselben zu hoffen. In der That nahm die Bedrückung des unglücklichen Volkes jetzt in dem Maaß zu, daß es auf gänzliche Vertilgung desselben abgesehen zu sein schien.

Gleichsam als Prolog oder als Ankündigung der nun folgenden Scenen, ließ Herzog Alba aus den erbeuteten Kanonen sich selbst ein Siegerdenkmal auf der Burg in Antwerpen mit der Inschrift errichten: „Zu Ehren Ferdinands Alvarez von Toledo, des Ueberwinders der Empörung, des Retters der heiligen, katholischen Kirche, des Vollstreckers der Gerechtigkeit!“ Nicht lange ließ diese Gerechtigkeit auf sich warten: denn die Inquisition wurde mit erhöhter Wuth geschärft, und die gerichtliche Ermordung der Anhänger Oraniens oder der neuen Religionslehre bis zum Wahnsinne gesteigert. Kaiser Maximilian II. war mit dem ganzen Verfahren Philipps II. in den Niederlanden sehr unzufrieden, und äußerte sich hierüber zu verschiedenen Zeiten mit strenger Mißbilligung gegen seinen Verwandten*). Der Madrider Hof setzte aber allen vernünftigen Vorstellungen eine fanatische Verhärtung entgegen, und so konnte auch sein Werkzeug, der Herzog von Alba, die Verwüstung Belgiens ungestört fortsetzen. Während die Auswanderungen der Bürger in einem Maaße zunahm, daß der so wichtigen niederländischen Industrie gänzlicher Untergang drohte, sann der Oberstatthalter auf neue Mittel, die innere Entkräftung der Provinzen zu vollenden. Er gebot nämlich, daß jeder Bürger und Bauer bei dem Verkaufe unbeweglicher Güter den zwanzigsten, bei jenem von beweglichen hingegen den zehnten Theil des Werthes als Steuer bezahlen, und daß noch außerdem ein jeder von seinem gesammten Vermögen jährlich den hundertsten Theil abgeben müsse. Wäre auch die letztere Last noch weniger drückend gewesen, so mußte gleichwohl durch die ungewohnte Steuer bei Vermögens-Veräusserungen der Handel, wie die Industrie, vollends zu Grunde gerichtet werden. Solche Gefahr war so dringend, ihre nothwendige Folge zugleich so bedenklich, daß selbst der unselbstständige Staatsrath im Jahre 1571 sich Gegen-Vorstellungen erlaubte; doch vergeblich, Ferdinand Alvarez von Toledo vermaß sich mit übermüthigen Schwüren, daß eher die Welt untergehen, als sein Wille unerfüllt bleiben werde. Glücklicherweise sollte er jetzt erfahren, daß bei Muth und Thatkraft ein Volk auch in der verzweiflungsvollsten Lage dem Uebermuth der Tyrannen widerstehen könne.

---

*). Der Kaiser beschloß sogar, Philipp den Zweiten durch eine besondere Gesandtschaft von seinem grausamen Verfahren gegen die Niederländer abzumahnen. Er machte ihn dabei auch aufmerksam, daß jenes Verfahren der deutschen Reichsverfassung zuwiderlaufe, und um dem Schritt eine noch größere Bedeutung zu geben, wählte er zum Botschafter seinen eigenen Bruder, den Erzherzog Karl von Östreich. Philipp II., taub gegen die Vernunft und gegen die Stimme der Menschlichkeit, gab jedoch folgende hochfahrende Antwort:

„Daß er anstatt solcher Vorstellungen vielmehr Glückwünschungs-Complimente von andern Fürsten wegen des guten Erfolgs seiner Waffen, ihre Gutheissung, und noch dazu ihren Dank wegen des Beispiels erwartet, welches er durch Aufrechthaltung des Ansehens der Souverains, und Befestigung des Gehorsams der Unterthanen gegeben; wenn der Kaiser, die Churfürsten und übrigen Reichsstände anders gesinnt seien, so könne es von nichts als falschen Nachrichten, von denen sie sich hintergehen lassen, herrühren, an die Reichsgesetze sey er nicht weiter gebunden, als es in den mit dem Reich geschlossenen Tractaten besonders jenen vom J. 1548. enthalten sey, durch welche die Religion und innere Verfassung seiner Niederländischen Provinzen nicht die geringste Aenderung erlitten; seit dem Antritte seiner Regierung habe er seine größte Sorge dahin verwendet, die wahre alte und katholische Religion, zu der er sich bekenne, und in der er zu leben und zu sterben gedenke, zu erhalten; in dieser Sache glaube er nicht, daß Mittelwege, oder Nachsehen Statt haben könne; die Erfahrung lehre es auch klar, wie schädlich und gefährlich das Nachsehen sey, weil daher hauptsächlich der Untergang und der erbärmliche

Viele Bürger in Brüssel schlossen ihre Buden und Verkaufsläden, weil die Abgabe des zehnten Pfennings ihnen die Fortsetzung ihres Gewerbes unmöglich mache. Da sich hierunter meistens Bäcker, Fleischer und Bierbrauer befanden, so wurde alsbald gefährlicher Mangel an Lebensmitteln fühlbar. Während der Oberstatthalter den gerichtlichen Mord nun auch als Mittel gebrauchen wollte, um die besagten Gewerbsleute zur Feilbietung von Lebensmitteln zu zwingen, hatte der unternehmende Fürst von Oranien ein neues Mittel zur Bekämpfung der Spanier vorgekehrt, welches bald von dem besten Erfolg begleitet war. Man benützte nämlich die Uebung der Niederländer im Seefahren, um Kaperschiffe einzurichten, mit denen man reichbeladene Fahrzeuge des Feindes wegnahm. Da nicht nur viele tapfere Männer dem Unternehmen sich anschlossen, sondern dasselbe auch durch die Duldung der Königin Elisabeth von England einen Stützpunkt an der englischen Küste fand, so wurde die Sache bald wichtiger, als man Anfangs glauben wollte. Endlich verschafften sich die kühnen Seefahrer, welche man die Bettler zu Wasser oder **Wassergeusen** genannt hatte, einen Anhaltpunkt in Holland selbst, indem sie am 1. April 1572 die Stadt Briel wegnahmen. Der Volks-Aufstand erlangte hierdurch den bedeutenden Vortheil, daß nunmehr eine Art provisorischer Regierung sich bildete; denn Wilhelm von Oranien trat als Statthalter in Holland auf, und genehmigte in solcher Art die Besetzung Briels durch die Wassergeusen.

Herzog Alba hielt jetzt doch für gut, die Todesurtheile gegen die widerspenstigen Gewerbsleute, welche er bereits beschlossen hatte, vorläufig unvollzogen zu lassen, und Briel wieder zu nehmen; doch der Wendepunkt seines Glückes war im Interesse der Menschlichkeit endlich eingetreten. Die Bürger der wichtigen Festung Vliessingen, von den Erfolgen Oraniens in Briel ermuntert, griffen mit Begeisterung zu den Waffen, und jagten die spanischen Unterdrücker aus ihren Mauern. Dieß gab das Zeichen zum einmüthigen kraftvollen Aufstand von ganz Seeland. „**Nieder mit den blutigen Tyrannen! Rettet die Freiheit und das Menschengeschlecht!**“ erscholl es jetzt in Holland und Seeland von Gemeinde zu Gemeinde, und überall fand der muthige Zuruf in den Herzen mannhafter Bürger Anklang. Man gab Geld, Lebensmittel und Waffen, um neue Kriegsfahrzeuge auszurüsten, man drängte sich schaarenweise unter die Fahnen des ehrwürdigen Volksführers, Wilhelms von Oranien, um den Zerstörer des gemeinen Wohles, den kalten Tyrannen, Ferdinand Alvarez von Toledo endlich nieder zu werfen. Wohl war dieser herbeigeeilt, um dem Sturm zu begegnen; allein schon in Vließingen, welches er durch Verstärkung der Besatzung zu behaupten hoffte, hatte er die Scheiterung seines Planes erfahren müssen. Jetzt hingegen, man stand im Juli 1572, ward der Hafen in Vließingen, von 150 Kriegsfahrzeugen des Volksaufstandes geschützt, und gegen siebenzig Bürgergemeinden standen in Holland und Seeland unter den Waffen. Damit der Widerstand nun eine noch mehr geordnete Gestalt empfange, und hierdurch sowohl an Ansehen, als an moralischer Kraft gewinne, versammelten sich die Landstände Hol-

---

Zustand, in welchem die Religion sich befinde, erfolgt sey. Wolle man sich auch in Dingen, welche den Dienst, die Ehre Gottes und die Religion angehen, in deren Vergleich jedoch keine zeitliche Sache der ganzen Welt von einigem Werthe seyn könne, bloß nach Staatsabsichten und der Vernunft richten, so sehe man, daß weder das Ansehen der Fürsten, noch Fried und Eintracht der Unterthanen, die allgemeine Ruhe sich erhalten könne, so lang eine Verschiedenheit in der Religion herrsche.“

lands im Juli 1572, und erklärten den Fürsten von Oranien für den alleinigen, rechtmäßigen Statthalter der Provinz. Jetzt ergriff das Oberhaupt der Volkspartei die Offensive, indem er mit einem Heere von 20,000 Mann viele wichtige Plätze in Geldern und Brabant besetzte. Gleichzeitig hatte Graf Ludwig von Nassau den Kampf mit Nachdruck erneuert, und schon Bergen in Hennegau eingenommen, als die Pariser Bluthochzeit vom 24. August 1572 die protestantische Partei in Frankreich mit namenlosen Schrecknissen überzog. Dieser Schlag wirkte so verderblich auf den niederländischen Freiheitskampf, daß der Glücksstern der Spanier noch ein Mal sich erheben wollte. Herzog Alba versuchte wieder mit Erfolg seine Taktik, die Gegner durch Vermeidung entscheidender Treffen zu ermüden, und die Söldner im Heere Oraniens begannen wegen ausgebliebener Zahlung von Neuem zu murren. Schon schien die Sache der Freiheit abermals verloren zu sein, weil Oranien in der That seine Lanzknechte entlassen mußte, auch Bergen und andere Städte in die Hände des Feindes gefallen waren, als die heldenmüthige Vertheidigung der Stadt Harlem in dem blutigen Unterdrücker vielleicht den ersten Zweifel erregen mochte, ob ein Volk von solcher Tapferkeit und Ausdauer bleibend unterjocht werden könne? Harlem schlug nicht nur alle Angriffe der Spanier ab, sondern bot auch dem Hunger Trotz. Wie einst Friedrich Rothbart in der Lombardei wollte Ferdinand Alvarez von Toledo die standhaften Bürger endlich durch Hinrichtung von Gefangenen erschüttern. Da die Belagerten Gleiches mit Gleichem vergalten, so wiederholte sich auch hier der blutige Gräuel der gegenseitigen Ermordung wehrloser Menschen; doch ohne Erfolg für den grausamen Urheber des Elends. Nachdem die Heroen in Harlem den Widerstand so lange fortgesetzt hatten, daß nicht einmal Pferdefleisch, vielmehr nur Ratten und Mäuse ihre erbärmliche Nahrung waren, drang ihnen die furchtbarste Noth endlich die Ergebung ab. Ohne Achtung für die erhabene Seelengröße, ohne Mitleiden mit halbtodten Männern, ohne alles Menschengefühl, ließ Alba auch in Harlem enthaupten, henken und ersäufen. So starben mehrere hundert edle Kämpfer der Freiheit, und doch konnten alle diese gräßlichen Thaten den Ritter der Inquisition nicht zum Ziele führen.

Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, beschloß vielmehr im Jahre 1573, den Schauplatz seines Henkeramts zu verlassen; denn er hielt bei seinem Herrn und Meister um Zurückberufung an, welche dieser auch zugestand. Triefend von Blut, und begleitet von der Anklage der mißhandelten Menschheit, kehrte das schreckliche Werkzeug des Fanatismus im December 1573 nach Spanien zurück. Sein Nachfolger in der obersten Verwaltung des Landes, Requesens-Zuniga, wollte einen andern Weg einschlagen, und durch mildere Maaßregeln die erbitterten Niederländer zum Gehorsam gegen Philipp II. zurück führen. Allein der ausgestreute Saamen Alba's brachte zugräßliche Früchte, als daß noch eine Versöhnung möglich gewesen wäre. In dem namenlos gequälten Volk war vielmehr schon der Gedanke angeregt worden, das spanische Joch für immer abzuwerfen. Der Bürgerkrieg entzündete sich daher von Neuem, und zwar unter Wechselfällen, welche mit den früheren Aehnlichkeit hatten. Ander Stelle von Harlem gab jetzt Leiden das Beispiel eines denkwürdigen Widerstandes. Wie in jener Stadt erhoben sich die Bürger über die Qualen des Hungers, ja der Bürgermeister Adrians bot dem verzweifelten Volke, als es die Uebergabe der Stadt verlangte, seinen eigenen Leib zur Nahrung dar. Da verstummte auch bei den Trostlosen das Verlangen der Ergebung, und das Beispiel solcher Seelengröße wirkte mit unendlicher Kraft auf die Vertheidiger der Freiheit. Diese führen nun durch Einsetzung eines vollziehenden Rathes, und durch Ernennung des Fürsten von Oranien zum provisorischen Staatsoberhaupt in der Organisation des Aufstandes mit großer Umsicht fort. Da man endlich eben so verständig dem Fürsten Wilhelm in der Leitung

des Krieges freie Bewegung und ziemlich unumschränkte Vollmachten einräumte, so wandte sich die Sache der Freiheit allmählig entschieden zum Sieg. Dieser ward vollendet, als der neue und fähige Statthalter Philipps, der Großcomthur Requesens, am 5. März 1576 plötzlich starb, und nunmehr in dem spanischen Heere Meuterei ausbrach. Die lange Dauer des Kampfes hatte nämlich auch die Schätze des zweiten Philipps, trotz allen Erpressungen in den Niederlanden, aufgezehrt, und das Unvermögen zur Bezahlung der Söldner war nun auf Seite des Tyrannen. Deßhalb empörte sich das spanische Heer in den Niederlanden, und plünderte die reiche Stadt Antwerpen. Da umgekehrt in den Reihen der Freiheits-Kämpfer durch die erwähnten Maaßregeln die schönste Ordnung herrschte, so entsank dem Tyrannen allmählig der Muth. Wenigstens wollte er Zeit gewinnen, um für die Vollendung seines blutigen Werkes neue Kräfte zu sammeln. Es wurden daher Friedensunterhandlungen angenommen, welche endlich in Gent wirklich zum Abschluß kamen. Die belgischen Stände errichteten daselbst den feierlichen Vertrag: daß die Spanier vertrieben, die Blutgesetze Alba's ausser Wirkung gesetzt, und von einer Versammlung der Generalstaaten über freie Religions-Uebung der Protestanten sowie die Sicherstellung der bürgerlichen Freiheit die geeigneten Beschlüsse erlassen werden sollen. Inzwischen werde Wilhelm, Fürst von Oranien, als Statthalter fortwährend der Regierung vorstehen. Philipp II. sah sich durch die Noth zur Genehmigung dieses Vertrages gezwungen, und er war also weiter von seinem Ziele entfernt, als vor der Sendung seines Günstlings Ferdinand Alvarez von Toledo.

Zwei und dreißigstes Hauptstück.

Kaiser Rudolph der Zweite. Vorläufer eines allgemeinen oder des dreißigjährigen Religionskrieges.

(Vom Jahr 1576 — 1612.)

Während in den Niederlanden die bürgerliche und religiöse Freiheit mit so großer Ausdauer und Aufopferungsfähigkeit vertheidiget wurden, daß sie früh oder spät nothwendig bleibend siegen mußten, verwickelten sich die innern Zustände im übrigen Deutschland in einer Weise, welche die größten Besorgnisse erregten. Als Rudolph II. nach dem Tode des Vaters die Reichsregierung antrat, schien er Anfangs dieselbe im Geiste und nach den Grundsätzen des Vorfahrers fortzusezen. Er bestätigte nicht nur dem Ritter- und Herrenstande in Östreich das Recht zur Ausübung des evangelischen Gottesdienstes, sondern er suchte auch in dem Kampfe der Niederländer gegen Philipp II. vermittelnd zwischen die Parteien zu treten. Allmälig offenbarte sich aber leider eine wesentlich andere Gesinnung des neuen Kaisers, und man ge-

wahrte mit Betrübniß, daß derselbe dem päpstlichen, ja selbst dem spanischen Einflusse sich hingebe. Unzweideutige Belege dieser unglücklichen Wendung der Dinge ergaben sich nur zu bald.

Maximilian II. hatte die Ausübung des protestantischen Gottesdienstes allerdings nur dem Adel, keineswegs den Bürgern und Bauern erlaubt. Gleichwohl war der evangelische Cultus von dem österreichischen Adel auch in dem sogenannten Landhaus zu Wien eingeführt, und die Neuerung stillschweigend geduldet worden, obgleich jetzt auch die Bürger an dem lutherischen Gottesdienst Antheil nahmen. Leider legte nun der evangelische Prediger am Landhause, Josua Opitius, die größte Unduldsamkeit, und selbst eine wahre Wuth gegen die katholische Confession an den Tag [1]). Der Unfug ward so groß, daß Maximilian II. schon krank und kurz vor seinem Tode einschritt, und den Befehl ertheilte, den giftigen Eiferer aus der Stadt wegzuweisen. Opitius behauptete sich jedoch auch bei dem Regierungs-Antritt Rudolphs II. als Prediger am Landhause, und es ward der Besuch des Gottesdienstes von Seite der Bürger in Wien dort sogar größer. Da außer Opitius noch zwei evangelische Prediger im Landhause angestellt waren, so wurden auch in den Häusern mehrerer Bürger religiöse Handlungen nach dem evangelischen Brauch verrichtet. Rudolph II. erschrack darüber sehr; denn er fürchtete das gänzliche Unterliegen der katholischen Confession in Östreich, und in solchem Fall sogar Verlust oder Beschränkung seiner Fürstenmacht. Um sich der weitern Ausbreitung der lutherischen Lehre zu widersezen, befahl er daher, daß außer dem Landhause in Wien kein evangelischer Gottesdienst verrichtet, und daß auch dort nur dem Adel, keineswegs den Bürgern der Zutritt verstattet werden dürfe. Die evangelischen Prediger weigerten sich nun, irgend Jemanden den Besuch ihres Gottesdienstes zu wehren, der freiwillig und nach dem Drange seines Gewissens sich einfinde. Eben so erklärten die östreichischen Landstände, daß sie zu der Beschränkung des evangelischen Gottesdienstes ihre Zustimmung nicht geben könnten. Der Kaiser ward jezt noch ängstlicher, und entschloß sich, trotz seiner sonst friedlichen Sinnesart, zur Anwendung von Gewalt. Nicht nur die evangelischen Prediger in Wien wurden aus dem Land gewiesen, und der protestantische Gottesdienst auch für die Folge in jener Stadt untersagt, sondern es fielen auch ähnliche Beschränkungen desselben auf dem Lande vor. Um der katholischen Religion zugleich durch andere Mittel allmählig das Uebergewicht wieder zu verschaffen, besezte man die Landesbehörden ausschließend mit Katholiken, ja an der Universität Wien wurde kein Lehrer mehr angestellt, welcher nicht das Bekenntniß des althergebrachten Kirchenglaubens ablegen wollte. Endlich mußten die neuen Bürger als Bedingung ihrer Aufnahme über ähnliche Artikel, wie in Baiern, sich vernehmen lassen, um von ihrer Rechtgläubigkeit Beweise zu erhalten.

---

1). Selbst unbefangene Protestanten gestehen dieß zu. Auch liegen merkwürdige Zeugnisse hierüber vor. So sagte der Reichshofrath Eder in seiner Warnungsschrift an den vierten Stand der Städte und Märkte in Östreich, „daß Opitius durch seine Vorträge die Zuhörer so sehr verreizt, auch sie so unsinnig gemacht, wann und so oft sie zu seiner Predig gangen, daß sie Lust gehabt, die Päpstlichen, welche er jederzeit als Abgötter verdammt, und dem Teufel ergeben, mit blutigen Händen zu zerreissen; darunter auch der frommen und christlichen Obrigkeit nicht verschonet, sondern dieselbe, so viel als an ihm, so verhaßt machen wollen, daß allbereit etliche rohe grobe Gesellen sagen dürfen, sie wollten mit ihrer Confession lieber bey Türken, als an denen Orten seyn, da der Römischen, Katholischen und Apostolischen Kirchen Lehr und Religion gehalten werde."

Alle diese Schritte (1578 und 1579) brachten nicht nur in Östreich eine bedeutende Aufregung hervor, sondern erfüllten auch die evangelische Partei in ganz Deutschland mit Bitterkeit und Mißtrauen. Wenige Jahre nachher kam noch eine Reihe besonderer Ereignisse hinzu, um die Kluft immer mehr zu erweitern. In Köln war der Churfürst, Gebhard von Waldburg, öffentlich zur evangelischen Religion übergetreten, und hatte sich selbst vermählt. Ein Beispiel der Art schien den Katholiken bei der allgemeinen Hinneigung der Deutschen zur Reformation überaus gefährlich zu sein, und es wurde von der römischen Kurie daher die Absetzung Gebhards ausgesprochen, von den katholischen Reichsständen hingegen die Anwendung des geistlichen Vorbehalts, sohin die Bestätigung des päpstlichen Urtheils verlangt. Vergebens stellten die evangelischen Fürsten vor, welche gefährliche Macht dem Bischofe in Rom eingeräumt werde, wenn er einem Reichsfürsten ohne weiteres seine landesherrliche Gewalt entziehen könne; der Churfürst von Köln wurde wirklich aus seinem Lande getrieben. Während also in Östreich die zweite Declaration Ferdinands I. über den Augsburger Religionsfrieden durch das Verbot des protestantischen Gottesdienstes verletzt worden war, bestand man umgekehrt von katholischer Seite, bei der Religions-Veränderung des Churfürsten von Köln, strenge auf der Vollziehung des geistlichen Vorbehalts. Hierdurch fühlten sich die Protestanten so sehr verletzt, daß ihre heimliche Erbitterung bis zur Leidenschaft stieg. Als nun der Papst Gregor XIII. in dem nämlichen Jahr 1582 einen verbesserten Kalender herausgeben ließ, welcher in den katholischen Ländern ohne Anstand eingeführt wurde, lehnten die Protestanten die Annahme desselben entschieden ab, wenn gleich dadurch einem lange gefühlten Bedürfniß abgeholfen wurde. Die Sache war rein wissenschaftlicher Art, und wenn dessenungeachtet die evangelischen Fürsten Aergerniß daran fanden, so kann man sich vorstellen, wie weit ihr Mißtrauen schon gekommen war. Unglücklicherweise nahmen die Ereignisse fortwährend einen Gang, wodurch noch mehr Oel in das Feuer gegossen werden mußte.

Nachdem im Jahr 1585 auch zu Paderborn ein Jesuiten-Collegium errichtet worden war, begann dort ebenfalls die Verfolgung der Protestanten. Schon im Jahr 1586 wurden hingegen im Würzburgischen von dem Bischof allda sämmtliche Evangelischen aus dem Lande getrieben, während auch in Münster im Jahre 1588 nach Aufnahme der Jesuiten die Protestanten vollends unterdrückt wurden. Nicht genug, daß schon hierdurch die verderbliche Wirksamkeit der Jesuiten an den Tag getreten war, so ergaben sich noch größere Besorgnisse durch die Masse arglistiger Schriften, welche durch jenen Orden in Deutschland ausgebreitet wurde. Es ward darin nämlich die größte Feindseligkeit gegen die Reformation entwickelt, und eine gefährliche Kunst dargelegt, dieselbe auf alle mögliche Weise herabzusetzen. Was jedoch am meisten erbitterte, das waren die Verdrehungen, so sich die Jesuiten mit dem Augsburger Religionsfrieden erlaubten, und ihre von den ärgerlichsten Sophismen unterstützte Behauptung, daß derselbe nicht als ein verbindliches Reichsgrundgesez zu betrachten sei. Sichtbar stieg nun die Gährung in den Gemüthern, und der Unfriede ward noch größer, als nach dem Uebertritt des Markgrafen Jakob von Baden-Hochberg zu der katholischen Religion im Jahre 1590 auch im Badischen die Verfolgung der Protestanten anhob. Nebenumstände trugen dazu bei, unter den leztern namentlich die Lutheraner in eine noch düsterere Gemüths-Stimmung zu versezen. Die leidenschaftliche Erbitterung Luthers über die Zwinglischen hatte sich nach dessen Tode einem großen Theil seiner Anhänger mitgetheilt, und der Streit

mit Ingrimm sich erneuert. Da jetzt aber auch die Lehre Kalvins weit um sich griff, und insbesondere in den Niederlanden das Uebergewicht erlangte, so wurden die Lutheraner im Geheimen überaus entrüstet. In eine solche reizbare Gemüths-Stimmung fiel nun die bedenkliche Reaction gegen die Kirchen-Verbesserung von Seite der katholischen Fürsten, und das immer deutlicher hervortretende Streben der Jesuiten, den Protestantismus planmäßig zu zerstören. Wenn man wahrnahm, wie kräftig die Anhänger des alten Kirchenglaubens zusammen wirkten, während umgekehrt die Evangelischen mehr und mehr durch innere Spaltungen geschwächt wurden, so stieg mit der Bekümmerniß fortwährend auch Aerger und Unwille, und die Leidenschaften nahmen in einer bedenklichen Weise zu. Auf den Reichstagen beklagten sich die evangelischen Stände häufig über die Bedrückungen, welche die Bekenner ihrer Religion neuerdings wieder zu erleiden hätten, und es war dieß insbesondere bei jenem zu Regensburg im Jahre 1594 der Fall. Die Protestanten trugen dort ihre Beschwerden sehr ausführlich und mit großem Nachdruck vor [2]); allein die katholischen Stände gestanden diese keineswegs als gegründet zu, sondern setzten gerade umgekehrt andere Klagen entgegen [3]). Unter solchen Umständen ging die Reichsversammlung auseinander, ohne für

---

[2]). Dieselben lauteten also:

„Der Religionsfriede wird nicht gehalten und will zuweilen in einen andern Verstand gezogen werden, darzu dann der Papst und seine Legaten und Nuntii, so hin und wieder im Reich umziehen, auch jetzo noch bey dieser währender Reichsversammlung zur Stelle seyn, nit wenig helfen. Denn es wird offentlich ausgeben, daß weiland König Ferdinand hochlöblichstem Gedächtnus ohne päpstlichen Consens nicht gebührt habe, ein Religionfrieden zwischen den Ständen im Reich zu treffen, daß auch derselb länger nicht, dann bis nach vollendetem Tridentischen Concilio kräftig seyn soll: derhalben er nunmehr sein Endschaft erreicht, und länger nit bindlich seye. Dahero dann die Augspurgische Confession unschuldig für eine verdampte Religion angezogen, und die dawider in das Reich geschickte päpstliche Bull mit angedrohter Execution wiederum offentlich angeschlagen, auch die im Religionfrieden suspendirte geistliche Jurisdiction wider männiglichen wieder aufzurichten unterstanden werden will. Wie dann der Papst und seine Nuncii ihre Jurisdiction durch die Jesuiter ihrer im Reich angemaßten Gewalt und Botmäßigkeit so weit extendiren, daß sie die andern zu excommuniciren und degradiren, die Zeit und Jahr zu verändern sich unterstehen, auch wohl die Kaiserliche Majestät dahin bewegen wollen, daß Ihre Maj. keinem geistlichen Stand seine Regalia leihen soll, er habe dann des Papsts Confirmation über seine Election oder Postulation zuvor erlangt, zu welchem Ende er dann auch die Juramenta und Statuta auf den hohen und andern Stiften, auch Ritter- und andern Orden von Tag zu Tag dermassen geschärfet und geändert, daß den Evangelischen aller Zutritt abgeschnitten wird. — Ueberdieß wird fürgegeben, als sollten diejenigen, welche vor dem Religionfrieden nicht zur Augsp. Confession getreten, jetzo dasselb mit fürzunehmen Macht haben, und derwegen keinem Stand, sonderlich den Reichsstädten einige Reformation zu verstatten sein. Derohalben es bei etlichen Städten dahin gebracht, daß sie sich vermittelst Eids verbunden und reversirt, bey der jetzigen Römischen Religion zu bleiben, keinen evangelischen Bürger in Rath zu ziehen, den Bürgern kein Exercitium, wie flehendlich auch von viel tausend Bürgern darum angesucht wird, zu verstatten, wie in der Stadt Cöln geschieht, allda die evangelischen Bürger mit neuen vom Rath angerichteten fiscalischen Prozessen geplagt, gethürnet, um Geld gestraft, und den Uebelthätern gleich gehalten werden. — Wie in gleichem auch bey etlichen andern oberländischen Städten, als zu Schwäbischen Gmünd, wie auch der Stadt Kaufbeurn und andern fast dergleichen unterstanden, da der freye Lauf des h. Evangelii wider die Reichs-Constitutiones gehindert, auch präjudicirliche Decreta und Bescheid ertheilt. —

[3]). Es heißt darin zum Beispiel:

„Zum Andern, ist nit die geringste Beschwernuß katholischer Seiten, daß gegen den Inhalt Religionfriedens von des andern Theils Predigern und andern Dienern in Kirchen, Schulen und täglichen Schriften, von den Herrschaften, und dem gemeinen Volk der katholischen Religion vielerley unerfindliche Lehren und Zulagen, ohne allen Grund zugelegt und ufgemessen, und gleich darauf von ihnen, den Augsb. Confessionsverwandten — für

das Uebel eine Abhülfe gefunden zu haben, ohne für die gefährliche Gährung auch nur eine Milderung ermitteln zu können. Einige Jahre später traten aber vollends Ereigniſſe ein, wodurch die wechſelſeitige Spannung auf den höchſten Grad gebracht werden mußte.

In Steiermark, Kärnthen und Krain war im Jahre 1596 Erzherzog Ferdinand zur Regierung gekommen. Da ſein Vater Karl, der jüngſte Sohn des Kaiſers Ferdinand I., ſchon 1590 ſtarb, wo Ferdinand erſt das zwölfte Jahr erreicht hatte, ſo wurde der minderjährige Prinz von ſeiner Mutter, einer Schweſter des Herzogs Wilhelm in Baiern, und eifrigen Katholikin, ſogleich an den Hof des letztern geſendet, damit er in Öſtreich nicht von der lutheriſchen Ketzerei angeſteckt werde. Herzog Wilhelm führte zugleich die Vormundſchaft über den Neffen, und übergab ihn Kraft derſelben der Erziehung der Jeſuiten in Ingolſtadt. Hier ſtudierte der junge Erzherzog unter Anleitung von Mitgliedern jenes Ordens und ſog in reichem Maaße Haß und Ingrimm gegen die Reformation ein. Von Seite des Vormundes wurde ſolche Geiſtesrichtung nachdrücklich befördert, indem Wilhelm ſeinem Neffen fortwährend betheuerte, daß aller Erfolg ſeiner Regierung und ſein ganzer politiſcher Einfluß durch Aufrechthaltung der katholiſchen Religion, oder vielmehr des Ultramontanismus, bedingt ſeien. In der That ſchlugen die empfangenen Lehren bei Ferdinand ſo gut an, daß er ſogleich bei ſeinem Regierungs-Antritt (1596) die feindſeligſten Geſinnungen gegen die Evangeliſchen an den Tag legte. Vor der Huldigung verlangten nämlich die Landſtände die Beſtätigung der proteſtantiſchen Religions-Uebung, welche Karl, der Vater Ferdinands, ſchon 1578 bewilliget hatte; allein der neue Landesfürſt verweigerte ſolche entſchieden. Während ſchon hierdurch über die Abſichten Ferdinands deutliche Fingerzeige gegeben waren, wurde der Entſchluß deſſelben zur gänzlichen Unterdrückung der Reformation in Steiermark, Kärnthen und Krain endlich im Jahre 1598 wirklich zur Ausführung gebracht. Nicht nur alle evangeliſchen Geiſtlichen wurden mit Gewalt aus dem Lande getrieben und ihre Stellen mit Katholiken beſetzt, ſondern auch die Bürger und Bauern erhielten ſämmtlich den Befehl, entweder zu der alten Kirche zurückzukehren, oder auszuwandern. Da in jenen Landſchaften über zwei Drittheile der Bevölkerung zur evangeliſchen Lehre ſich bekannten, ſo ſchien eine Durchſetzung der Entwürfe Ferdinands ganz unmöglich zu ſein. In der That empörte ſich auch das Volk; allein die Erbauung von Galgen und Rabenſteinen ſetzte daſſelbe in einen ſolchen Schrecken, daß der Widerſtand bald aufhörte, und die Reformation durch ganz Steiermark, Kärnthen und Krain unterdrückt wurde.

---

abgöttiſche Idololatras und Unchriſten ausgerufen, dem Türken und Feinden verglichen, ja unmilder angegeben, ausgeſchrieen und verdammt werden, welches ja zu anders nichts dienen mag, dann die Gemüther ſowol bey des heil. Reichs Ständen, den Oberkeiten, als den Unterthanen zu verbittern, gegen einander zu verhetzen, und gefährliche Unruhen zu erwecken. — Auch nit ohne, daß ſelbig der Augsp. Conf. — ungleiche Lehren und Nachfolger ſich anfänglich, die ſie in Landen, Städten und Commnen einſchleifen, ſtill eingezogen, und in politiſchen Dingen der Oberkeit willfährig erzeigen: ſo giebt aber die Erfahrung, wenn ſie durch ihre Practiken ſich ſtärken, zunehmen und gewaltig werden, wie ungeſtüme ſie ausbrechen, was Unruhe ſie erwecken, was für gefährliche, abſcheuliche Trennung, Zerrüttung und Veränderung des Religion- und Profan-Weſens, Verhinderung der Commercien, Schmälerung des gemeinen Nutzes, überſchwängliche Theurung, Ufrührungen, Blutvergießen, Verderbung und Verwüſtung, Land und Leut gefährliche Veränderung der Oberkeiten und Regimenten daraus zu gewarten ſeyen, deſſen allein die betrübte Niederland und angrenzende Ort nur zu viel offenbare Zeugnuß und faſt gefährliche Exempla ſowol den Ständen Augsb. Conf. als katholiſcher Religion ſeyn könnten. —

Zugleich war in demselben Jahr (1598) ein Zögling der Jesuiten auch in Baiern zur Regierung gelangt, Maximilian, ein kräftiger Mann, doch mit äußerster Abneigung gegen die evangelische Lehre erfüllt. Derselbe ging planmäßig darauf aus, die Reformation wieder zu ersticken, und bemühte sich zu dem Ende vor allem, den Pfalzgrafen von Neuburg zur katholischen Religion zurückzubringen. Ein Religionsgespräch, welches er im Jahr (1601) zu Regensburg zwischen Jesuiten und evangelischen Gottesgelehrten zu Stand gebracht hatte, brachte jedoch die gehoffte Wirkung nicht hervor, und der Plan Maximilians scheiterte demnach. Dagegen bot sich einige Jahre später eine Gelegenheit ihm dar, der Reformation einen empfindlichen Schlag beizubringen.

In der Reichsstadt Donauwörth war nämlich die gesammte Bürgerschaft zur evangelischen Lehre übergetreten, und der katholische Kultus wurde nur noch im Kloster zum heiligen Kreuz ausgeübt. Unter solchen Umständen hatte man die öffentlichen Umgänge oder Processionen nach katholischem Ritus auf den Strassen der Stadt schon lange eingestellt. Der Abt jenes Klosters begehrte jedoch plötzlich, die Umgänge wieder abhalten zu lassen, und dieß wollte der evangelische Rath der Stadt auf den öffentlichen Strassen nicht dulden. Es entstand nun ein Streit, in welchen sich endlich der Kaiser selbst einmischte, und Rudolph II. verhängte wider die Reichsstadt Donauwörth sogar die Acht, und beauftragte den Herzog Maximilian von Baiern zur Vollziehung derselben. Im Jahr 1607 zwang der Herzog die Stadt wirklich zur Ergebung, und jetzt wurde unter Verhöhnung der Staatsverfassung diese freie Reichsgemeinde in eine bairische Landstadt umgewandelt. Zugleich ward in derselben die Ausübung des evangelischen Gottesdienstes gänzlich abgestellt. Ereignisse der Art mußten nothwendig die gesammte evangelische Partei in ernste Besorgnisse versetzen.

Dieß erwies sich nur zu bald; denn unter den Protestanten liefen nun düstere Gerüchte um, daß es nicht nur auf völlige Unterdrückung ihrer Religion abgesehen sei, sondern von den katholischen Fürsten Deutschlands in Verbindung mit Spanien bereits Vorkehrungen getroffen würden [4]). Solche Gerüchte waren freilich schon öfter in Umlauf; allein durch die offenbare Verletzung des Augsburger Reli-

---

[4]). Die schweren Besorgnisse der Evangelischen und die vielfachen Ausstreuungen über die vorhandene drohende Gefahr, ergeben sich am besten aus folgender Erklärung Churſachsens:

„Es ist bey etlichen Evangelischen eine solche Opinion eingewurzelt, als ob die Katholischen gefährliche Praktiken vorhätten, und willens wären, die Lutheraner ganz zu vertilgen; sie ließen sich auch durch den Religionsfrieden davon wenig abhalten, weil sie pro maxima hielten, quod haereticis non sit servanda fides; so sey auch der Religionsfrieden keine pragmatica sanctio, noch lex perpetua sondern nur ein Interim und toleramus usque ad Concilium Tridentinum, welches nun vorlängsten alle Evangelischen anathematisirt, und zum Feuer verdammt, darüber wäre eine liga sancta beschlossen, darin schon gewisse Verordnungen gemacht, wie stark der Pabst und König von Hispanien anziehen, welche katholische Churfürsten und Stände Sachsen, Brandenburg, Braunschweig, Hessen, Magdeburg, und andere einziehen sollten, wie man sich des Donau- und Rheinstroms unten und oben bemächtigen sollte, damit man die Ketzer, gleichwie die Maus in der Falle, beklippen könnte. Es mangle auch an weltweisen Leuten und Discurrenten nicht, die hätten Zeitung aus Rom, auch wohl Correspondenten, die in dem secreto Consistorio Papae et Cardinalium mit gewesen, hätten Copey von des Königs in Hispanien Testament, seines Sohnes intercipirte Briefe, und geheime Discurse, (so sie wohl theils selbst fingirt und geschmiedet); da liege so viel Kriegsvolk in Mayland, so viel in Savoyen, und anders wo, und wolle man bald diesem, bald jenen zum Römischen König machen; wer nun das nicht alsbald glauben wolle, der müsse ein stupidum cerebrum haben, daß er solche augenscheinliche Dinge nicht fassen, und sich dahin resolviren könne; man müsse nicht zu lange schlafen, sondern die Augen aufthun, und die Pfaffengasse visitiren."

gionsfriedens in der Donauwörther Angelegenheit schienen sie nun ihre Bestätigung zu erhalten. Das Mißtrauen der Protestanten ließ sich darum jetzt nicht mehr beschwichtigen, und der Saame blutiger Zwietracht war mit vollen Händen ausgestreut. Leider ließen die unglücklichen Folgen nicht lange auf sich warten; denn die evangelischen Reichsstände durch so viele Angriffe gegen ihre Religion zur Vorsicht aufgefordert, versammelten sich theilweise schon im Jahre 1608 zu Auhausen im Ansbachischen, um über die Lage der Dinge zu berathen. Dort kam nun zum Schutz der Reformation am 4. Mai jenes Jahres ein Bund zu Stande, welcher die evangelische Union genannt wurde [5]). Bald darauf neigten sich die Ereignisse für einige Zeit wieder zu Gunsten der Reformation, weil in dem Hause Östreich, dem Haupte der katholischen Partei, bedenkliche Zwistigkeiten sich ergaben.

Rudolph II. hatte schon durch die Beschränkung des protestantischen Gottesdienstes in Östreich die Augsburger Confessions-Verwandten gegen sich gestimmt, und die Unzufriedenheit derselben noch vermehrt, als er bei Gelegenheit eines Aufstandes in Ungarn auch in letzterem Lande der Begünstigung der Jesuiten und der Vertreibung lutherischer Prediger beschuldiget wurde [6]). Als er durch seine Unentschlossenheit in den Staatssachen hiernächst selbst unter den katholischen Fürsten manchen Tadel sich zuzog, so baute sein ältester Bruder Matthias auf alle diese Umstände den ehrgeizigen Plan, an die Stelle Rudolphs

---

[5]). Der Bundes-Vertrag hatte im Wesentlichen folgenden Inhalt:

„In Sachen, so der Deutschen Chur-Fürsten und Stände Freiheit und Hoheit, wie auch der evangelischen Stände auf dem letzten Reichstag vorgetragene gravamina belangt, sollen sie, so viel deren der Chur-Fürsten und Stände Freiheiten und des H. Reichs constitutionibus abbrüchig seyn wollen, so wohl bey Reichs- als Creyßversammlungen, als auch sonst nicht allein gute vertrauliche Correspondenz halten, sondern daß dieselbe wirklich fortgesetzt, und dermaleinst erörtert werden, sich angelegen seyn lassen, auch bemühen andere evangelische Stände zu gleichmäßiger Verständniß darein zu vermögen." — Soll diese Verein nicht hindern, daß in etlichen Religions-Puncten ungleicher Verstand seyn möchte ungeachtet derselben diese Verstandnuß in gutem Bestand und Wesen verbleiben. Im Fall einer von ihnen oder ihren Unterthanen mit feindlichem Gewalt angegriffen, und da einem sowohl itziger Unruhe halber als allen andern von einigen, der sey wer er wolle, wider Recht und unbilliger Weise zugesetzt werden sollt, oder einer eines Uiberzugs sich zu befahren, soll alsdann dem Beleidigten auf sein Anmahnen von den übrigen Mitunirten aus der gesammten Anlag, deren man sich verglichen, zugesprungen und geholfen werden. Wofern aber die Sachen ganz eilends und unverzüglich fürfielen, auch also beschaffen, daß die Bedrangnuß offenbar, so soll dem Directori und zugeordneten Räthen zugelassen seyn, ohne längern Verzug die Obristen und Befehlshaber auf die verglichene Bestallung aufzumahnen, zu werben, und den Bedrangten zu Hülf zu kommen. Das Directorium aber selbst soll zu Friedenszeiten dem Churfürsten von der Pfalz gelassen werden, doch daß auch mit Vorwissen, Rath und Zuthun der andern Unirten dasjenige, so dem gemeinen Werk zum Besten und einem wie dem andern zu gut gereichen mag, jederzeit wohl wohl in Acht genommen werde. Bei den Zusammenkünften sollen den Churfürsten ihre unterschiedliche Stimmen bleiben, auch folgends jeder regierende Fürst eine haben, sodann die sämmtlichen Grafen und Herrn in jedem Crayß, so zu dieser Handlung gezogen und die Städte gleichfalls eine Stimme haben. Ein Stand soll dem andern das Oeffnungsrecht in seinen Landen, Gebiethen, Städten und Schlössern nöthigen Falls gestatten, davon jedoch die Festungen ausgenommen sind. Was an Land und Leuten durch gemeinsame Kosten wird erobert werden, soll nach dem Verhältniß des Beitrages eines jeden vertheilet werden. Der Verein soll zehn Jahre währen."

[6]). Der Churfürst von der Pfalz schrieb nämlich an Churſachsen:

„Es seyen ihm und andern evangelischen Fürsten eine Zeit her von vielen unterschiedlichen Orten allerhand Bericht einkommen, welche mit einander und durchaus dahin einstimmten, daß berührte Ungarische Unruhe fürnehmlich zwoer Ursachen wegen entsprungen, und hergeflossen sey, als erstlich, daß nach denen in Steyermark,

sich zum Oberhaupt des Hauses Östreich zu erheben. Der Kaiser schob den Vorwurf der Verfolgung ungarischer Protestanten zwar auf den Bruder zurück [7]., und rief sogar den Schutz der Churfürsten an, indem er sich bitter über das Betragen von Matthias beklagte [8]); allein er zog gleichwohl den Kürzern. Erzherzog Matthias schloß nämlich mit den Landständen in Ungarn und Östreich ein förmliches Bündniß wider den Kaiser. Vergebens drohte der letztere jetzt mit ernstlichen Maaßregeln; sein ehrgeiziger Bruder begab sich im Frühjahr 1608 vielmehr nach Böhmen, um auch dieses Land zu sich herüberzuziehen. Da er in Mähren von den Ständen gut aufgenommen worden war, so eilte nun Rudolph II. selbst nach Böhmen, um der Gefahr zu begegnen. Durch verschiedene Zugeständnisse erlangte er hier von den Landständen das Versprechen treuer Beihülfe; gleichwohl hielt er es für besser, mit seinem Bruder sich zu vergleichen. Die Nachgiebigkeit war natürlich auf Seite des Kaisers, und so trat dieser am 29. Juni 1608 dem Erzherzog Matthias nicht nur Ungarn, sondern auch Östreich ob und unter der Ens feierlich ab, und versprach ihm noch überdieß die Nachfolge in Böhmen. Dagegen überließ Matthias dem gekränkten Bruder seinen Antheil von Tyrol und den vorderösterreichischen Ländern. Dieser innere Unfriede im österreichischen Hause kam nun in der That den Protestanten zu statten; denn Erzherzog Matthias mußte, um sich in Östreich zu behaupten, die durch Rudolph eingeführten Beschränkungen des evangelischen Gottesdienstes wieder aufheben. Die evangelischen Stände jener Landschaft waren dem Kaiser wegen seines unduldsamen Verfahrens in der Religionssache sehr abgeneigt, und Matthias hatte hierauf größtentheils seine Pläne gegen den Bruder gebaut. Als dieselben vollführt waren, erwarteten nun die Protestanten, welche den Regierungswechsel befördert hatten, daß der neue Landesherr sich noch inniger mit ihnen verbinden, und folglich alle Einschränkungen ihrer Religions-Uebung sofort beseitigen werde. Schon vor der Huldigungs-Feierlichkeit (1609) baten sie daher in einer überreichten Denkschrift, daß außer der Gestattung des evangelischen Gottesdienstes auch die öffentlichen Aemter mit Protestanten eben so gut, als mit Katholiken besetzt, und insbesondere die Landes-Regierung zur Hälfte aus Evan-

---

Kärnthen, Krain ꝛc. durchgedrungenen, auch in Östreich, Mähren, Schlesien, Böhmen ꝛc. ohne sonderbare Hinderniß angefangenen Verfolgungen der wahren christlichen Religion man vermeint hab, dergleichen auch dießmal in Ungarn zu thun und zu Werk zu richten; und zum andern, daß das kaiserliche Kriegsvolk der enden bey gehorsamen kais. Unterthanen unerträgliche Beschwerungen, Muthwillen und Uebertrang continuirt habe, und keine disciplina militaris gehalten worden."

7). „Zum Hungarischen Aufruhr", sagte das Reichsoberhaupt, „habe Matthias ziemliche Ursache gegeben, wenigstens daß er stärker fortgegangen sey, indem er die Bischöfe und Jesuiten in die Städte geschickt um die protestantischen Prediger auszuschaffen, wie mit Caschau, aber zu unrechter Zeit, geschehen, und wider den Rath des Kaisers. Als die Rebellion überhand genommen, und Mathias nicht gewußt, wie zu helfen, habe er mit des Kaisers Bruder den übrigen Erzherzogen ein Bündniß geschlossen, und anstatt daß er demselben Herz und Muth hätte machen sollen, habe er ihn mit schimpflichen Fürschlägen zum Frieden, und anderen verdrüssigen Händeln aufgezogen."

8). „Kurz, es werde alles dahin gespielt, daß der Kaiser thun solle, was Mathias wolle, und daß man dem Kaiser seine Reputation und Nahmen, den er durch so viele ansehnliche Victorien und andere Sachen bekommen, abstricke, demselben die Waffen aus den Händen nehme, da doch ein Caesar armatus allzeit mehr Respect habe als ein anderer, welches auch die Ursache gewesen, daß sich die vorigen alten Kaiser stäts darauf beflissen. Er hoffe demnach, die Churfürsten als Säulen und Stützen des Reiches werden nicht zulassen, daß des Kaisers Authorität und Würde geschwächt werde."

gelischen gebildet werden möge. In einigen Gegenden wurde der lutherische Kultus noch vor der förmlichen Aufhebung des Verbots wieder eingeführt, wie dieß namentlich ob der Ens und zu Inzersdorf in Unterösterreich der Fall war. Dieß verdroß den neuen Landesherrn Matthias, und er ließ nicht nur den evangelischen Gottesdienst in Inzersdorf sofort einstellen, sondern forderte auch von den protestantischen Ständen unbedingte Huldigung. Jetzt schritten indessen auch diese zu dem Aeußersten, und ergriffen einmüthig die Waffen. Durch die Vermittlung der Mährischen Landstände kam endlich ein Vergleich zu Stande, worin die Nachgiebigkeit vollständig auf Seite des Herzogs war. Es wurden nämlich die Bewilligungen Maximilians II. für den Herren- und Ritterstand erneuert, zugleich den Städten ob der Ens das Recht zur freien Ausübung der protestantischen Religion eingeräumt, und andern Gemeinden dieselbe Befugniß mündlich zugesagt.

Gleichzeitig fielen in Böhmen Ereignisse von so großer Wichtigkeit vor, daß sie in der Folge eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangten. In dieser Provinz Deutschlands blieb seit Johannes Huß die Vorliebe für eine Kirchen-Reform weit verbreitet. Nicht nur die Utraquisten, welchen man das Abendmahl in beiderlei Gestalten erlaubt hatte, sondern auch die mährischen Brüder wußten sich theilweise zu erhalten, und seit der Reformation kamen zu den Anhängern einer neuen Glaubenslehre auch noch Lutheraner und Zwinglische. Unter der Regierung Kaiser Maximilians II. vereinigten sich nun die Augsburger Confessions-Verwandten, die Zwinglischen und die mährischen Brüder in Böhmen zu Einer Confession, welche sie dem Reichsoberhaupt im Jahr 1575 zur Bestätigung vorlegten. Maximilian II. sagte denselben, seinen Grundsätzen gemäß, Duldung und schonende Behandlung zu; dagegen wollte sein Nachfolger Rudolph II. nur die Utraquisten nach dem Basler Vertrag geduldet wissen. Die vereinigten Protestanten erklärten nun, daß ihr Glaubens-Bekenntniß mit dem Augsburgischen übereinstimme, folglich durch ein Reichsgrundgesez geschützt sei, weil der Religionsfriede von Augsburg in dieser Eigenschaft auch für Böhmen, als einer deutschen Provinz, verbindliche Kraft habe. Im Mai 1609 versammelten sich hierauf die evangelischen Stände dem Verbote des Kaisers zu Trotz, in Prag, um über die Sicherstellung ihrer Religion zu berathen. Vergebens erließ Rudolph II. Verordnungen auf Verordnungen gegen die Stände, diese forderten standhaft die Bestätigung ihrer Religion in einer förmlichen Urkunde. Da der Kaiser fürchtete, daß sein Bruder Matthias auch diese Vorfälle benützen möge, um durch Unterstützung der Protestanten ihm selbst Böhmen zu entreissen, so gab er endlich nach, und fertigte die begehrte Urkunde aus. Man hieß dieselbe den „Majestäts Brief“ welcher eine so große Bedeutung in der deutschen Geschichte erhalten sollte [9]).

---

[9]). Derselbe hatte im Wesentlichen folgenden Inhalt:

„Weil es schon in der Landtagsordnung von 32. ausgesetzt sey, daß die sub una und sub utraque einander nicht bedrängen, sondern vor einen Mann als gute Freunde bey einander stehen, auch kein Theil den andern schmähen soll, so werde es dabey vollkommlich gelassen. Und weil die sub una ihre Religion in dem Königreich frey und ungehindert in Uebung haben, sollen zu Erhaltung einer billigen Gleichheit auch die sub utraque so wohl der Herrn- und Ritterstand als auch die Präger, Kuttenberger und andere Städte mit ihren Unterthanen, und in Summa alle diejenigen, die sich zu der Böhmischen weiland Kaiser Maximilian beym gemeinen Landtag 1575. und dem Kaiser auch jetzt überreichten Confession bekennet und bekennen, keinen hievon ausgeschlossen, ihre christliche Religion sub utraque nach Inhalt der Confession und ihrer mit einander aufgerichteten Vergleichung und Verbündnuß, geraum, frey, an allen und jeden Orten üben und treiben, bey ihrem Glauben und Religion,

Während durch das Verfahren Rudolphs II., die Umtriebe der Jesuiten und die übrigen oben geschilderten Verfolgungen der Reformation die protestantische Partei bisher in ernste Besorgnisse gesetzt worden war, wurde die Furcht in Folge der glänzenden Erfolge der Evangelischen in Östreich und Böhmen nun umgekehrt auf Seite der katholischen Reichsstände angeregt. Gleichsam als wäre ein allgemeiner Religionskrieg von unabwendbarer Nothwendigkeit geboten gewesen, trat nun vollends eine Begebenheit hinzu, welche die Unruhe der Katholiken ungemein vermehrte. Am 25. März 1606 starb nämlich der Herzog Wilhelm von Jülich-Cleve, ohne Kinder zu hinterlassen. Dagegen hatte Wilhelm vier Schwestern, welche sämmtlich vermählt worden waren, nämlich Maria Eleonora mit Herzog Friedrich Albrecht in Preussen, Anna mit einem Pfalzgrafen von Neuburg, Magdalena mit dem Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, und Sybilla mit Karl von Östreich. Da durch besondere Staatsverträge die Theilung des Landes verboten war, so erschien die Entscheidung über die Erbfolge als eine Sache von unendlicher Schwierigkeit. Zwar forderte der Sohn der zweiten Schwester, Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, die Nachfolge im erledigten Herzogthum als ein Vorrecht des Mannesstammes, weil die inzwischen verstorbene älteste Schwester des Herzogs Wilhelm nur eine Tochter, die Gemahlin des Churfürsten von Brandenburg, hinterlassen habe. Allein das Fürstenthum Jülich-Cleve war ein Weiberlehen, und so widersprachen nicht nur der Churfürst von Brandenburg, sondern auch die dritte Schwester, die verwittwete Pfalzgräfin von Zweibrücken und Karl von Östreich für die vierte, Sybilla. Während die beiden leztern die Theilung des Landes forderten, erhoben, um die Verwirrung vollkommen zu machen, sogar die beiden Linien des sächsischen Hauses Erbansprüche. Ohne sich lange zu bedenken, hatten der Churfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg 1609 von dem bestrittenen Lande größtentheils Besitz ergriffen. Jezt ließ zwar der Kaiser die Parteien vor sich laden, um den Streit zu entscheiden, allein man verweigerte ihm den Gehorsam. Noch größer ward die Verwirrung, als ein österreichischer Prinz, Leopold, der Bruder Ferdinands von Steiermark und Bischof in Straßburg, der Festung Jülich sich bemächtigte, und jezt nicht nur die evangelische Union, sondern auch der König Heinrich IV. von Frankreich dem Churfürsten von Brandenburg und dem Pfalzgrafen von Neuburg Hülfe zusagten. Im Frühling 1610 kam es sogar zur Anwendung von Waffengewalt, indem die Union im Elsaß einfiel, und die Truppen des Erherzogs Leopold verjagte.

---

die jetzo unter ihnen ist, oder angerichtet werden möchte, bis zu gänzlicher christlichen einhelligen Vergleichung wegen der Religion im heiligen Reich gelassen werden."

„Im Fall auch jemand aus den vereinigten dreyen Ständen dieses Königreichs sub utraque über die Kirchen und Gotteshäuser, deren sie allbereit im Besitz seyn, und die ihnen zuvor zuständig, dabey sie friedlich gelassen, und geschützt werden sollen, es sey in Städten, Märkten, Dörfern oder anderswo, noch mehr Gotteshäuser und Kirchen zum Gottesdienst, oder aber auch Schulen zu Unterrichtung der Jugend aufbauen lassen wollte, werden solches so wohl der Herrn- und Ritterstand, als auch die Präger, Kuttenberger und alle andere Städte gesammt und sonders jederzeit geraum und frey thun können, ohne aller männiglicher Verhindern."

„Wider diese den Ständen sub utraque gethane beständige Versicherung soll kein Befehl und nichts dergleichen, was ihnen darin in dem geringsten Hinderung oder Veränderung bringen möchte, von dem Kaiser, seinen Erben und künftigen Königen zu Böheim, auch von keinen andern ausgehen und angenommen werden, und wenn auch gleich nicht solches ausgienge oder von jemanden angenommen worden seyn möchte, dasselbe doch keine Kraft haben, und in solcher Sache mit und ohne Recht nichts mehr geurtheilt und gesprochen werden."

Zugleich hatte dieser evangelische Bund großen Eifer gezeigt, um neue Mitglieder zu gewinnen. Bei der Versammlung zu Auhausen waren dem Verein beigetreten: Churfürst Friedrich von der Pfalz, Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, Markgraf Georg Friedrich von Baden, der Pfalzgraf von Neuburg, und die Markgrafen Christian sowie Joachim, Ernst von Brandenburg. Auf einem spätern Bundestage, abgehalten zu Schwäbisch Hall, traten dagegen nicht nur die Reichsstädte Straßburg, Nürnberg und Ulm der Union bei, sondern es wurde auch auf den Beitritt von Churbrandenburg Aussicht eröffnet. Das churſächsische Haus lehnte die Theilnahme zwar ab, dafür schloß sich Frankreich dem Bunde an. In dem ersten Jahre nach dem Abschluß der evangelischen Union, und bis im Frühling 1609 hatten die katholischen Reichsstände keine Neigung verrathen, einen Gegenbund wider jenen Verein zu bilden. Sie ließen die Sache vielmehr auf sich beruhen, ohne ihr eine besondere Wichtigkeit beizulegen. Nach der Entstehung des Jülich'schen Erbfolge-Streites, und bei der drohenden Stellung, welche jetzt die evang. Union anzunehmen schien, wurden aber auch die Katholiken so unruhig, daß sie gleichfalls sich zu einigen beschlossen. Herzog Maximilian von Baiern war es wiederum, welcher die Reichsstände seiner Glaubenspartei bewogen hatte, zu ihrer Sicherheit über Gegenanstalten zu unterhandeln. In Folge fortgesetzter Thätigkeit des Herzogs wurde nun von ihnen am 10. Juli 1609 zu München wirklich ein Bündniß geschlossen, welches den Namen der **katholischen Liga** wählte. Außer Maximilian von Baiern, dem Haupte der Einigung, nahmen die drei geistlichen Churfürsten, sowie mehrere Bischöfe und Aebte Antheil [10]).

Wenn also abermals zwei förmliche Bünde der beiden Religionstheile einander feindlich gegenüberstanden, so konnte unter solchen Umständen schon die geringste Kleinigkeit zur Erneuerung des Religionskrieges führen; allein dieses Mal kündigte sich der Bürgerkrieg ungleich gefährlicher an, weil eine auswärtige Macht an der Union der Protestanten Antheil nahm, sohin die Fremden in die innern Angelegen-

---

[10]). Der Bundes-Vertrag, dessen Haupt-Grundsätze schon in einer vorbereitenden Berathung zu Würzburg festgestellt worden waren, enthielt unter andern folgende wichtige Bestimmungen. Die Verbündeten sollen einander mit unverbrüchlicher Treue beistehen:

„Wenn ein Mißverstand unter ihnen selbst erwachsen würde, soll der Oberste der Lige sich bemühen, sie mit einander zu vergleichen, und, wenn es vonnöthen, der Mitverbundenen Hülfe sich dabey bedienen. Keiner soll wissentlich des andren Feind in seinem Gebieth dulden, vielweniger demselben Vorschub leisten. Die Verbundenen sollen aller Orten fleißige Acht haben, und alles, was sie vernehmen, so ihnen zum Schaden gereichen möchte, dem Obersten berichten. Wenn einer von den Verbundenen angefallen würde, soll der Oberste ihn sogleich hören, und alles, was zur Defension nothwendig, vornehmen; demjenigen aber, der von den Verbundenen selbst einen andern unbilliger Weise angreifen würde, soll man keine Hülfe dazu leisten. Wenn in den Berathschlagungen gleiche Vota wären, soll der Oberste entscheiden. Die Defension soll nicht bis auf den wirklichen Angriff verschoben werden, sondern man sich bey Zeiten dazu anschicken. Der Oberste soll Herzog Maximilian von Baiern seyn, dem die Bischöfe von Würzburg, Passau und Augspurg beigegeben werden. Wenn die Verbundenen auf verschiedenen Seiten angegriffen würden, soll die zu leistende Hülfe nach Gelegenheit und Noth der Gefahr zertheilt werden. Wenn die Nothdurft erfordert, ein Kriegsheer zu formiren, soll dem Obersten allein das Directorium heimgestellt werden. Wenn die Verbundenen sich einmahl der Sache angenommen, soll dem Beleidigten nicht frey stehen, ohne ihre Einwilligung sich in einen Vergleich einzulassen. Die Hülfe soll nach dem Anschlag der Reichs-Matrikel geleistet, und, so bald möglich, ein ansehnlicher Geldvorrath zusammen gebracht werden. Die Lige selbst soll auf neun Jahre lang dauern."

heiten Deutschlands sich einmischten. Beschützung der Reformation konnte unmöglich der Grund sein, wodurch der französische Hof zum Bündniß mit den evangelischen Reichsständen in Deutschland bewogen wurde; es war also auf politische Entwürfe abgesehen, und wie konnten diese etwas anderes betreffen, als die Vergrößerung der Macht Frankreichs auf Kosten der Deutschen? Daß die Verbindung der Protestanten mit den Franzosen im hohen Grade tadelnswürdig war, ist keineswegs ein Urtheil vom Standpuncte der Gegenwart, sondern wurde schon dortmals sehr lebhaft gefühlt. Als nämlich Heinrich IV., König von Frankreich, bereits vor dem Abschluß der evangelischen Union einen Versuch gemacht hatte, mit den Protestanten in Deutschland sich zu verbinden, nannte der würtembergische Rath Benjamin von Buwinkhausen einen solchen Bund eine Löwen-Gesellschaft (Societas Leonina), wo aller Vortheil auf Seite der Fremden sei, und schilderte überhaupt die Gefahren sehr lebhaft, welche aus einer Einmischung der Franzosen in innere Reichsangelegenheiten für unser Vaterland entspringen mußten [11]).

Ein weiteres übles Zeichen, unter dem der allgemeine Religionskrieg in Deutschland sich ankündigte, war das Verfahren der Belgier gegen das Mutterland. Nach dem Tode des Statthalters Requesens hatte Philipp II. seinem natürlichen Bruder, Don Juan von Östreich, die oberste Verwaltung in den Niederlanden übertragen, und dieser suchte ebenfalls den Weg der Güte einzuschlagen. Am 12. Hornung 1577 kam zwischen dem Volk und der königlichen Gewalt auch ein Vertrag zu Stande, welcher das ewige Edict genannt wurde. Philipp II. bestätigte darin die verfassungsmäßige Freiheit Belgiens, verpflichtete sich zur Einberufung der Landstände oder Generalstaaten, sowie zur Entfernung der ausländischen Soldaten, und erkannte selbst das Recht der Niederländer an, daß alle Staatsämter nur mit Eingebornen besetzt werden dürfen. Dagegen versprach das Volk, die Waffen niederzulegen, kein Bündniß mit fremden Mächten einzugehen, und auf die Erhaltung der katholischen Religion Bedacht zu nehmen. Gegen diese Uebereinkunft erhoben freilich die Staaten Holland und Seeland Einsprache, und der Krieg erneuerte sich überhaupt bald wieder; indessen Philipp II. vermochte seine Herrschaft durchaus nicht mehr bleibend herzustellen. Im Januar 1576 stifteten vielmehr die Staaten Holland, Seeland, Geldern, Friesland, Zütphen, Oberyssel und Gröningen die Utrechter Einigung, wodurch sie, wie die Oberallemannen, in eine freie Eidgenossenschaft traten. Nachdem später auch Brabant und Flandern hinzugekommen waren, erklärten die Staaten mit Mecheln und Utrecht am 26. Juli 1581 ihre völlige Unabhängigkeit von dem Könige in Spanien. Auch jetzt setzte sich der Kampf allerdings noch bis ins folgende Jahrhundert fort, und erlitt vielfältige Wechselfälle; gleichwohl blieb die Volksfreiheit für immer gegründet und konnte nicht mehr erschüttert werden. Leider sollte nun dieses glückliche Ereigniß abermals dem gemeinsamen deutschen Vaterlande zum Nachtheil gereichen. Schon im obern Allemannien hatte man die Erfahrung gemacht, daß

---

[11]). Buwinkhausen erklärte sich auf folgende merkwürdige Weise:

„Seine, und wie er verspürt habe, auch der Pfälzischen Räthe Meinung sey nie gewesen, daß der Herzog sich mit Frankreich oder einem andern mächtigern Potentaten in eine solche Bündniß einlassen sollte, dadurch demselben eine Präminenz oder Fürsetzung über ihn eingeräumt würde, dann der Herzog hochverständig und wohl erwogen, wie andere politische Lehren solches mitbrächten, daß die Mächtigere darunter jederzeit etwas zu suchen pflegen, und endlich leonina societas, wie die Fabel lehre, daraus werden könne. Indem ein solcher hernach alles nach seinem Kopf richte und die schwächern zwar zu allen seinen Absichten helfen, und das ihrige seines Gefallens darstrecken müßten, den Nutzen aber allein an sich ziehen und sich zueignen könne. Aus welcher Ursach der Herzog billig die vorgeschlagene Union, die zu des Königs und der Holländer Besten gemeint gewesen, von sich abgelehnt."

die Bevölkerung in eben dem Maaße dem Mutterstamme sich entfremdete, in welchem ihre Freiheit sich entwickelte und befestigte. Ein gleiches Verhältniß schien sich nun auch in den Niederlanden auszubilden; denn dieselben nahmen bald nach der Erklärung ihrer Unabhängigkeit gegen das innere Deutschland eine äußerst feindselige Stellung ein. Auf dem Reichstage des Jahres 1582 machten nämlich die Churfürsten der Versammlung die Anzeige: „daß nach eben eingegangenen Nachrichten der Rheinstrom von den Holländern gänzlich gesperrt, und den rheinischen Städten aller Seehandel abgeschnitten sei.“ Die Reichsstädte verbanden ihre Bitten mit jenen der rheinischen Churfürsten, daß die Reichsversammlung die Niederländer zur Zurücknahme ihrer feindlichen Maaßregel veranlassen möge; allein wie gewöhnlich wußte diese Versammlung keinen Rath, um die Würde und die Wohlfart der Nation zu schützen. Es blieb also bei dem vermessenen und ärgerlichen Unternehmen, daß die Holländer den vaterländischen Strom ihren eigenen Stammgenossen versperrten, und dadurch dem deutschen Handel eine empfindliche Wunde beibrachten.

Damit das Uebel noch größer werde, und Deutschland überhaupt immer rascher der innern Zerrüttung entgegen gehe, beschleunigte sich um dieselbe Zeit auch der Verfall der Hansa. Der aristokratische Geist der Verbindung war endlich auch in so unmäßigen Eigennutz übergegangen, daß die Monopole derselben zur Vertheuerung der Lebens-Bedürfnisse verwendet wurden. Allgemein war deßhalb die öffentliche Meinung gegen die bevorrechteten Handels-Gesellschaften entrüstet, und im Baurenkrieg war die Aufhebung derselben eine der Forderungen des Aufstandes [12]). Auch Luther schrieb sehr nachdrücklich gegen die Hansa. In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts kamen vollends die Beschwerden der kleinern Bundesstädte zum Vorschein, daß sie von den größern bedrückt würden. Im Jahr 1554 verzweifelte man hingegen schon an der Fortdauer des Vereines; denn es wurde wegen der eingerissenen, innern Zerrüttung sogar der Antrag zur Auflösung desselben gestellt. Karl V. hatte zu dem Verfall der Hansa ebenfalls beigetragen, indem er die Niederlande durch besondere Vorrechte vor dem übrigen Deutschland im Verkehr begünstigte. Gleichzeitig stieg der innere Unfrieden des Bundes immer höher. Während 1558 Göttingen austrat, weil man die Stadt in der Noth sich selbst überlassen habe, wurde einige Jahre später der wichtige Handelsplatz Bremen in Folge von Religions-Streitigkeiten von der Einigung ausgeschlossen. Ueberhaupt gereichte die Kirchenspaltung der Hansa entschieden zum Nachtheil. In den Jahren 1560 und 1561 wurde zwar der Versuch angeregt, den Bund durch die Aufnahme sämmtlicher Reichsstädte wieder mit Macht zu heben, 1566 erließ ferner der verdiente Kaiser Maximilian II. die dringendste Ermahnung an den Bund zur Abstellung des innern Unfriedens und zur neuen kräftigen Organisation desselben; doch alle diese Rettungs-Versuche waren vergeblich. Die innere Auflösung der Hansa setzte sich vielmehr so entschieden fort, daß nicht nur Lübek um die Enthebung von den Directorial-Geschäften nachsuchte, sondern die bedeutendsten Mitglieder des Bundes überhaupt das nahe Ende desselben ahneten.

Die Anzeichen, unter denen der allgemeine Religionskrieg in Deutschland herannahete, waren also im äußersten Grade traurig. Zuvörderst war die Reichsgewalt durch die Wahlcapitulationen, welche man jedem neuen Kaiser seit der Erwählung Karls V. vorlegte, noch mehr zerrüttet worden, und jetzt schon so schwach, daß das Reichsoberhaupt wenig für die allgemeinen National-Angelegenheiten thun konnte. Gleichzeitig sank im Innern der Handel und der Wohlstand des Volkes, und während die ein-

[12]) Man sehe oben S. 98 Band III. die Organisations-Entwürfe der Bauern und zwar den Satz XII.

zelnen deutschen Stämme, welche die bürgerliche Freiheit errungen hatten, von dem Mutterlande sich loszureissen begannen, drohte der übrige Theil der Nation durch die Religionsspaltung vollends in zwei feindselige Hälften sich zu theilen. In dem Maaße Deutschland sank, erhob sich umgekehrt die Macht Rußlands und Frankreichs, welche beide ihre Grenzen durch Abreissung deutscher Gebietstheile zu erweitern strebten. Wo aber auch eine von den Russen überfallene Provinz den schönsten Nationalsinn zeigte, und durch Abgeordnete an Kaiser und Reich das Mutterland dringend um Schutz bat, gab die Reichsversammlung eine gefühllose, unedle und kurzsichtige Unthätigkeit an den Tag. Wenn Deutschland demnach sowohl im Innern, als gegen Aussen täglich mehr an Macht und Würde abnahm, was sollte vollends aus der Nation werden, wenn sie in den Strudel eines wilden und langwierigen Religions-Krieges hineingerissen wurde, an dem zugleich fremde Staaten mit hinterlistigen Absichten Antheil nahmen? Die Aussichten in die Zukunft waren daher zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts für Deutschland düster, ja sogar trostlos.

Drei und dreißigstes Hauptstück.

Kaiser Matthias. Eröffnung des dreißigjährigen Kriegs.

(Vom Jahr 1612 bis 1618.)

Rudolph II. war von seinem ehrgeitzigen Bruder Matthias endlich auch zur Abtretung des Königreichs Böhmen gezwungen worden: mißmuthig und sogar gleichgültig ließ er den Gang der Dinge nunmehr unthätig gewähren, bis er im Jahre 1612 verschied. Wider alles Erwarten erhoben die evangelischen Churfürsten auch in der gegenwärtigen Lage des Reichs keine ernstlichen Schwierigkeiten, um den neuen Kaiser abermals aus dem Hause Oesterreich zu nehmen, sondern ein Theil derselben wünschte nur, daß die Wahl nicht auf Matthias, sondern auf seinen geachteten Bruder, den Erzherzog Maximilian, fallen möge. Da letzterer jedoch die ihm zugedachte Ehre entschieden ablehnte, so ernannten die Churfürsten den König Matthias am 13. Juni 1612 einstimmig zum Reichsoberhaupt. Für das folgende Jahr wurde eine Stände-Versammlung nach Regensburg einberufen, um zu der Versöhnung und Beruhigung der Nation wirksame Anstalten zu treffen. Allein die wechselseitige Erbitterung der Religions-Parteien war schon so weit gediehen, daß Friedensversuche zu keinem Ziele mehr führen konnten. Zudem hatten die katholischen Fürsten durch verschiedene künstliche Mittel, über Vererbung der Stimmrechte auf den Reichs-Versammlungen, die Mehrheit erlangt, so daß denn alle Beschlüsse von ihnen allein gefaßt werden konnten. Die evangelischen Fürsten verlangten daher eine billigere Gleichstellung der Parteien, und verweigerten bis dahin die Theilnahme an den Verhandlungen. Es ergab sich nun, wie sehr die staatlichen Verhältnisse Deutschlands durch eine bleibende Kirchen-Spaltung sich verschlimmern mußten. Befand sich eine Partei bei den Abstimmungen der Reichstage in der Mehrheit, so beklagte sich die andere über Unterdrückung: wäre dagegen die Forderung der Protestanten, Gleichheit

der Stimmen, bewilliget worden, so hätte gar kein Beschluß zu Stande gebracht werden können, die Staats-Regierung demnach stille stehen müssen. Die Gründe, durch welche Kaiser Matthias die evangelischen Reichsstände überzeugen wollte, daß bei allen repräsentativen Versammlungen die Beschlüsse nach der Stimmen-Mehrheit gefaßt würden, und die Minderheit zur Unterwerfung unter die Majorität verpflichtet sei, waren freilich sehr triftig und bündig [1]); gleichwohl bestanden die Protestanten auf ihrem Begehren. Zuletzt zogen sich die evangelischen Fürsten von dem Reichstag ganz zurück, welchem sie, trotz der Bitten des Kaisers um persönliches Erscheinen derselben, ohnehin nur durch Vorschaften beigewohnt hatten.

Von Seite der katholischen Stände drang man nun geradezu in das Reichsoberhaupt, wider die Evangelischen Gewalt zu brauchen, und die Liga theilte ihm zu dem Ende selbst das Geheimniß ihrer verborgenen Rüstungen, sowie ihrer wirklichen Macht mit. Dagegen ergriff Matthias die Politik Karls V., Ferdinands I. und Maximilians II., mehr vermittelnd zwischen den Parteien zu stehen, oder zur Erhaltung eines Gleichgewichts die Evangelischen wenigstens nicht ganz fallen zu lassen. Der Nachfolger Rudolphs II. neigte sich freilich ebenfalls mehr auf die Seite der alten Kirche, aber an der eigenmächtigen Verbindung, welche der Herzog von Baiern in der Liga zu Stande gebracht hatte, fand er, als einer Mißachtung des kaiserlichen Ansehens, auch keinen großen Gefallen. Matthias würde daher seine vermittelnden Versuche vielleicht längere Zeit fortgesetzt haben, wenn er nicht selbst von den Ereignissen fortgerissen worden wäre.

Der Churfürst von Brandenburg und Wolfgang Wilhelm, Pfalzgraf von Neuburg, welche das erledigte Herzogthum Jülich-Cleve in Besitz genommen, und bisher gemeinschaftlich regiert hatten, geriethen nämlich plötzlich in heftigen Streit, welcher sehr unglückliche Folgen nach sich zog. Wolfgang Wilhelm vermählte sich nicht nur mit einer bairischen Prinzessin, sondern trat sogar zur katholischen Religion über, um mit Hülfe des angesehenen Herzogs Maximilians, sowie der Spanier sich den alleinigen Besitz der Jülich-Clev'schen Erbschaft zu verschaffen. Der Churfürst von Brandenburg suchte sich zu gleichem Zweck auf die Niederländer zu stützen, denen er durch Vertauschung der lutherischen Religion mit der reformirten zufälliger, oder berechneter Weise näher getreten war. In der That zogen nun die Spanier dem Pfalzgrafen von Neuburg, die Niederländer hingegen dem Churfürsten von Brandenburg zu Hülfe, und beide nahmen Theile von Jülich in Besitz. Wie es gewöhnlich der Fall ist, dachten die angerufenen Beschützer mehr an ihren Vortheil, als an jenen ihrer Bundesgenossen, und letztere wünschten selbst wieder ihre Entfernung; allein sowohl Spanier, als Niederländer, machten gerade umgekehrt Anstalten, sich bleibend in ihren Eroberungen zu behaupten. Schon diese Ereignisse regten die beiden Religionstheile ungemein gegen einander auf, und noch heftiger ward die Erbitterung, von Seite der

---

[1]) Das Reichsoberhaupt drückte sich in nachstehender Weise aus:

„ Er erinnere sich, aus was erheblichen Ursachen er mit Einwilligung und Gutachten der Churfürsten diesen Reichstag ausgeschrieben, daß nehmlich des Reichs gemeine Sachen berathschlaget, und Fried und Recht in demselben erhalten werde. Seine Meynung sey auch, daß die Beschwerden, dergleichen auch der andere Theil übergeben habe, erörtert werden sollten. Dieses sollte aber billig die gemeinen Berathschlagungen nicht hindern, als mit denen ein für allemal fortzufahren wäre, indem es der Natur und aller Völker Recht, der goldenen Bulle, den Reichs-Constitutionen und dem Herkommen gemäß sey, daß in dergleichen Berathschlagungen die mehreren Stimmen die wenigeren an sich ziehen. Er wollte sich also versehen, daß sich die Gesandten wieder bey dem Rath einstellen, und das Werk nicht hindern werden. "

Evangelischen, als der Pfalzgraf von Neuburg in Folge seines Religionswechsels die Reformation auch im Neuburgischen wieder zu unterdrücken begann. Umgekehrt zeigten die geistlichen Churfürsten über die fortdauernde Festsetzung der Niederländer in dem Jülich'schen eben so große Verdrießlichkeit, als Besorgnisse. Sie baten darum den Kaiser äusserst dringend, zur Entfernung der Holländer aus dem Jülich'schen Ernst zu gebrauchen; indessen Matthias hatte weder den Willen, noch die Macht dazu.

Einige Jahre wurde der allgemeine Durchbruch der Gährung durch die Politik des Reichsoberhaupts noch hingefristet, und diese Zeit zu einem Versuche benützt, die Erbfolge nicht nur im Reiche, sondern auch in der Hausmacht Oesterreichs durch Verträge zu ordnen. Da Matthias eben so wenig, wie seine Brüder, Kinder hatte, so fiel nach ihrem Ableben die Nachfolge in den österreichischen Landen vollständig an Ferdinand in Steiermark, und dieser Fürst wurde, nach langen Verhandlungen in der Familie, noch bei Lebzeiten des Kaisers und mit Zustimmung der betreffenden Landstände, als König von Böhmen gekrönt. Matthias suchte seinem Vetter nun auch auf die Kaiserkrone Aussichten zu eröffnen; doch bevor dieser Zweck erreicht werden konnte, traten in Böhmen plötzlich Ereignisse ein, welche den Kaiser, wie gesagt, aus seiner vermittelnden Stellung in den Taumel der Gährung hineinzogen, und zum Ausbruch des lange befürchteten Religionskrieges das Zeichen gaben. Es wurde oben angeführt, daß sich beide Parteien in dem Augsburger Religionsfrieden über zwei Punkte nicht vergleichen konnten, nämlich über die beiden Forderungen der Katholiken: 1) daß ein geistlicher Reichsstand durch Uebertritt zum Lutherthum seiner weltlichen Güter und Einkünfte verlustig werden müsse, (geistlicher Vorbehalt, reservatum ecclesiasticum), und 2) daß nur dem Landesherrn die freie Wahl zwischen der katholischen Religion und der Augsburger Confession der Protestanten zustehe, die Unterthanen dagegen dem Glauben des Landesherrn folgen müßten. Wir haben ferner erfahren, daß durch Berufung auf kaiserliche Declarationen ein Mittelweg eingeschlagen wurde, und daß die Erläuterung des Reichsoberhaupts (Ferdinands I.) über den ersten Streitpunkt den Katholiken, und über den zweiten den Protestanten günstig war [2]). Sowie nun sogar das Dasein der letzteren Declaration von katholischen Reichsständen geläugnet worden ist, so wollte man in Böhmen auch den Majestäts-Brief Kaiser Rudolphs II. so auslegen, daß nur ein Landstand zwischen den beiden erlaubten Religionen wählen, die Unterthanen wider dessen Willen aber keine Kirche bauen oder einen Gottesdienst einrichten dürfen, vielmehr bei abweichendem Glaubensbekenntniß zur Räumung des Landes angewiesen werden könnten. Als nun die evangelische Bevölkerung der böhmischen Städte Klostergrab und Braunau sich für ihren Gottesdienst eigene Kirchen bauen wollten, wehrten ihnen dieß ihre Gutsherren, nämlich den Bewohnern von Klostergrab der Erzbischof von Prag, und jenen von Braunau der Abt daselbst. Man achtete indessen den Widerstand beider Prälaten keineswegs, sondern brachte den Bau der Kirchen wirklich zur Vollendung. Mittlerweile war die Krönung Ferdinands von Steiermark als Nachfolger des Matthias im Königreich Böhmen vor sich gegangen, und obschon gegen solche Maaßregel kein Widerstand von Seite der Bevölkerung statt gefunden hatte, zeigte sich doch bald nachher eine schwierige Stimmung der Gemüther.

---

[2]) Die beiden Declarationen Ferdinands I. sind oben (Bd. III.) S. 196 eingerückt. Wir haben sie eben deßwegen mitgetheilt, weil sie eine so wichtige Bedeutung erlangten.

Ferdinand beschränkte seine Abneigung gegen die evangelische Religion keineswegs auf Feindseligkeit der Gesinnung, sondern war vielmehr zur Verfolgung derselben entschlossen. Hierüber hatte sein Verfahren in Steiermark, Kärnthen und Krain Beweise geliefert, welche die Protestanten um so mehr verletzten, als die Ausrottung des Lutherthums in jenen Landen kaum möglich zu sein schien, und doch so leicht zu Stande gebracht wurde. Da dieses Ereigniß bei den Katholiken eben so große Freude, als Hoffnungen für die Zukunft erregt hatte, und auch jetzt noch in Aller Erinnerung lebte, so wurde von den Bekennern des alten Glaubens schon die Krönung Ferdinands als König von Böhmen mit Jubel begrüßt. Nun nahm aber vollends die Kränklichkeit des Kaisers Matthias in dem Maaße zu, daß ein baldiger Hintritt desselben erwartet wurde. Je näher der Regierungswechsel in Böhmen zu rücken schien, desto lauter sprachen die Katholiken ihre Hoffnungen aus, welche sie darauf setzten. Fest überzeugt, daß der neue König in Böhmen eben so verfahren werde, als in Steiermark, Kärnthen und Krain. trugen sie allmählig auch keine Scheu, solches öffentlich auszusprechen. Während schon hierdurch unter den Protestanten Mißtrauen entstand, wurden dieselben noch unruhiger gemacht, als selbst Äußerungen über bevorstehende Bestrafungen der Häupter ihrer Partei ruchbar wurden. Zum Unglück schienen alle diese Ausstreuungen durch die Thatsachen bestätiget zu werden; denn verschiedene katholische Machthaber in Böhmen, namentlich der Erzbischof von Prag, so wie die Standesherren und kaiserlichen Statthalter von Slawata und von Martinitz, stellten wirklich schon schwere Verfolgungen der Evangelischen zur Schau. Als vollends der beliebteste Vertreter und Sprecher der letztern, Graf Matthias von Thurn, nach dem Willen des Kaisers des Burggrafenamtes von Karlstein entsetzt wurde, so glaubte man wirklich an förmliche Anschläge zur Unterdrückung der kirchlichen wie der staatlichen Freiheit der Böhmen. Eine düstere, dumpfe Gährung herrschte darum unter der gesammten reformatorischen Richtung.

Unter solchen Umständen war es, daß Kaiser Matthias in der Kirchenbau-Angelegenheit zu Klostergrab und Braunau auf Anrufen der Gutsherren gegen die widerspenstige Bürgerschaft beider Städte durchzugreifen beschloß. Er befahl nämlich, die evangelischen Kirchen daselbst zu schließen. Der Erzbischof von Prag, als Vollstrecker des kaiserlichen Auftrages in Klostergrab, begnügte sich jedoch nicht mit der Sperrung des Gotteshauses, sondern ließ dasselbe sogar niederreissen. Als zugleich bei der Schließung der protestantischen Kirche in Braunau mehrere Bürger gefangen gesetzt wurden, so entbrannte der heimliche Zorn der reformatorischen Richtung in hellen Flammen. Graf von Thurn trat sodann an die Spitze der Partei, indem er vorstellte, daß es auf Vernichtung des Majestäts-Briefes abgesehen sei, und daß daher energische Widerstandsmittel vorgekehrt werden müßten. Nach seinem Vorschlag versammelten sich die Landstände sehr zahlreich in Prag, um zunächst im verfassungsmäßigen Wege auf Abstellung der Beschwerden anzutragen. Man beschloß hier, nicht nur an die kaiserlichen Statthalter, sondern an das Reichsoberhaupt selbst die Bitte zu stellen, den Verfolgungen der evangelischen Religion Einhalt zu thun, und insbesondere die gefangenen Bürger zu Braunau in Freiheit zu setzen. Der Kaiser sah die eigenmächtige Versammlung der Landstände als eine Mißachtung seiner Gewalt an, und zeigte sich über den gesammten Schritt so gereizt, daß er denselben für eine Beleidigung gegen seine Person erklärte. Anstatt den Beschwerden der Stände abzuhelfen, ertheilte er ihnen in seinem an die Statthalter gerichteten Antwort-Schreiben noch bittere Verweise, denen selbst versteckte Drohungen beigemischt wa-

ren [3]). Am 23. Mai 1618 traten die böhmischen Landstände zusammen, um aus dem Munde der Statthalter die Entschließung des Reichsoberhauptes auf ihre Bittschrift zu vernehmen. Der Inhalt war indessen den Häuptern der Protestanten schon längst bekannt, und durch sie auch dem Volke mitgetheilt worden.

Wie es in den Zeiten der Aufregung gewöhnlich ist, wurden die Drohungen des Kaisers vielleicht noch ernster genommen, als sie gemeint waren: man sprach also von blutigen Absichten, Hinrichtungen evangelischer Wortführer, kurz von äußerster Gefahr. Die Vertreter des Landes erschienen daher schon bewaffnet in der Versammlung des 23. Mai, und zwar in einer Erhitzung, welche die heftigsten Auftritte besorgen ließ. An der Spitze der Landesverwaltung standen vier kaiserliche Statthalter, die Herren von Sternberg, Lobkowitz, Slawata und Martiniz, unter denen die beiden Letztern wegen ihrer Verfolgungen der Protestanten ungemein verhaßt waren. Man richtete nun die Frage an dieselben, ob das kaiserliche Schreiben, von welchem die Stände gehört, mit ihrem Beirath und Gutheißen erlassen worden sei? Das bedenkliche Schweigen der Statthalter war nicht geeignet, die Erbitterung der Landstände zu beschwichtigen: vielmehr ging der Unwille sofort zur That über. Die Wortführer der Stände waren sehr gut unterrichtet: denn sie wußten, daß Sternberg sowie Lobkowitz das Antwortschreiben des Kaisers widerrathen und nur Slawata mit Martiniz dafür gestimmt habe. Nachdem man dieß offen erklärt hatte, wurden die beiden erstgenannten Statthalter aus dem Saale entfernt, um in Sicherheit gebracht zu werden. Dann stürmte aber die Versammlung auf Slawata ein, bemächtigte sich desselben und stürzte ihn durch die Fenster des hohen Schloßsaales in den Graben. Gleiches Schicksal erlitt Martiniz und sogleich darauf der Geheimschreiber Fabricius. Für die Opfer der Volksrache selbst hatte der kühne Schritt der Landstände keine lebensgefährliche Folgen, denn sie fielen, wie jener Schulmeister in Langbein's Gedichten,

---

[3]) Da das Schreiben des Kaisers Matthias welthistorische Folgen nach sich zog, so wollen wir dasselbe ebenfalls dem Wesen nach mittheilen. Es heißt dort:

„Der Kaiser habe sowohl aus der Stände eigenem Schreiben, als anderen Berichten gefunden, daß ihre Zusammenkunft gegen seine eigene Person ausgeschrieben sey, weil die Klostergraber und Braunauer Sachen zum Vorwand gedienet hätten, in welchen alles auf seinen eigenen Befehl geschehen; von den Ständen sey weiter gegriffen worden, als der Majestätsbrief und die zwischen dem Theil sub una und sub utraque getroffene Vergleichung zulasse, indem sie sich fremder Unterthanen in unbilligen Sachen wider die kaiserliche Resolution anmaßten, und ihren öffentlichen Ungehorsam und Aufstand wider den Kaiser vertreten, und sie darin stärken wollten, wie man dann in der Zusammenkunft selbst zu verstehen gegeben, und es so gar in die Einberufungsschreiben gesetzt habe, als wenn gedachter Majestätsbrief cassirt werden sollte; unter das gemeine Volk aber ausgesprengt habe, als wenn Kriegsvolk einen Einfall in das Königreich thun sollte, wodurch der Kaiser bei dem gemeinen Mann in einen bösen und schädlichen Verdacht gebracht, und bei seinen treuen Unterthanen verhaßt gemacht werde."

„Eines solchen habe er sich zu etlichen Personen, so dessen Ursache sind, nicht versehen; weil sie aber seiner Gütigkeit sich mißbrauchten, und je länger je weiter als ihnen gebührte, und der angeregte Majestätsbrief und die Vergleichung mit sich bringe, greifen wollten, ihm auch als König und Herrn des Landes solchem zeitlich, ehe das Feuer weiter über sich gehe, vorzukommen gebühre, als wolle er nicht unterlassen, ferneren Bericht einzuziehen, und sich gegen sie rechtmäßig nach eines jeden Verdienst zu verhalten. Denjenigen Personen, die andere beschicket, sollten die Statthalter im Namen oder anstatt des Kaisers ernstlich befehlen, daß sie immittelst bis er selbst nach Böhmen kommen werde, oder bis auf fernere Verordnung keine dergleichen Zusammenkünfte mehr ausschreiben, sich der Braunauischen und anderer fremden Unterthanen nicht annehmen, und keine Ursach zum Aufruhr und Zwietracht geben sollen ꝛc."

auf einen Berg von Dünger. Gleichwohl knüpften sich an den Vorfall welthistorische Folgen, da durch ihn der Religionskrieg entzündet wurde, welcher Deutschland dreißig Jahre lang verheeren sollte.

Die böhmischen Landstände waren von der Ueberzeugung erfüllt, daß der Kaiser Matthias über die Rache an Slawata und Martinitz auf das heftigste zürnen, und alles aufbieten werde, sich Genugthuung zu verschaffen. Sie glaubten ferner, daß alsdann der Majestätsbrief werde aufgehoben, und die Landesverfassung werde erschüttert werden. Deßhalb beschlossen sie, ihre kirchliche und bürgerliche Freiheit durch energische Maaßregeln zu sichern. Man ernannte nämlich sofort eine provisorische Regierung, bestehend aus dreißig Mitgliedern, welcher die Landesverwaltung allein übertragen wurde, bemächtigte sich der öffentlichen Kassen, befahl die Aufstellung eines Vertheidigungs-Heeres, und ließ alle Beamten für die einstweilige Regierung in Pflicht nehmen. Gleichzeitig wurden alle Jesuiten aus dem Lande getrieben. Als der Aufstand in solcher Weise organisirt war, erklärte die provisorische Landesregierung in öffentlichen Urkunden, daß man keineswegs wider das gesetzmäßige Ansehen des Kaisers, als Reichsoberhaupt und Landesherrn in Böhmen, sich auflehnen, sondern nur die verfassungs- wie vertragsmäßige Freiheit des Volkes wider die vorgefallenen Uebergriffe der kaiserlichen Statthalter schützen wolle. Ja der Aufstand erklärte sogar, daß er eigentlich im Interesse des Königs handle, überhaupt nach dem gemeinsamen Wohl des Landesfürsten und des Volkes strebe. Auch die Waffen-Rüstungen, welche die provisorische Regierung ernstlich betreiben ließ, sollten nur zum Besten des Kaisers vorgenommen sein.

Matthias zeigte über die Nachrichten aus Böhmen allerdings viele Empfindlichkeit, und wirklichen Verdruß; dessen ungeachtet hatte er wenig Lust, sein Ansehen durch Anwendung von Waffengewalt wieder herzustellen. Da er befürchtete, daß auch in den andern österreichischen Ländern die Protestanten dem Beispiele ihrer Glaubensgenossen in Böhmen folgen würden, so beschloß er, den Weg eines gütlichen Vergleichs einzuschlagen. Wesentlich anderer Meinung war dagegen der ernannte Nachfolger des Kaisers im Königreich Böhmen, Ferdinand von Steiermark. Dieser hatte, wie Philipp II. von Spanien, den Grundsatz, daß man in Sachen der Religion niemals nachgeben dürfe, sondern alles wagen müsse, um den Neuerungen sich zu widersetzen. Zugleich floß sein Haß gegen die Reformation auch größtentheils aus Herrschbegierde und aristokratischem Stolz, welche an dem freien Aufstreben der Völker Aergerniß nehmen, und das erwachende Selbstgefühl derselben als eine Beleidigung der geheiligten Herrscherrechte anzusehen gewohnt sind [4]). Mit Hülfe des Erzherzogs Maximilian drang die Meinung Ferdinands im

[4]) Man erkennt den Geist Ferdinands von Steiermark am besten aus seinen eigenen Erklärungen. Wir wollen daher daraus einige Stellen mittheilen:

„Seit die Ketzerey", sagte er, „in diese Königreiche und Länder eingerissen, habe allezeit der Ungehorsam, Trotz, Rebellion nebst Drohung, Widersetzung, Verachtung aller obrigkeitlichen Gebothe, Zusammenrottung, Aufstand und Aufruhr vorgeschlagen; da man dagegen von Seite der katholischen Obrigkeit allezeit die Güte, Gnade, das Nachgeben, Weichen, und sich dieser ungehorsamen Unterthanen Willen Accomodiren gebraucht, um Fried, Ruhe, Königreich und Lande zu erhalten, dadurch seyen die Secten täglich wider ihre Obrigkeit stärker und insolenter geworden, und hätten der landesfürstlichen Gewalt sich unterfangen, so daß die Landesherrn unter dem Schein des Gewissens auch in politischen Sachen ihr Ansehen verlören, indem die Unkatholischen, nachdem sie im Geistlichen alle ihre Absichten erreicht, auch zum Weltlichen getreten, nach der Landesfürsten Regiment gegriffen, und Regierung und Räthe nach ihrem Gefallen ersetzt und dirigirt haben wollen."

„Durch dieses Verfahren sey dem Kaiser und Landesherrn nichts als seine Residenz, Wohnungen, Burg und Schlösser nebst den Klöstern und Geistlichen übrig geblieben. Nun aber weil man auch dessen Statthalter

Rathe des Kaisers endlich durch, und so war denn die Vorkehrung strenger Maaßregeln gegen die Böhmen beschlossen. Während in Madrid um die Unterstützung des spanischen Hofes nachgesucht wurde, ward man in Deutschland eifrig Söldner, zu deren Führung die Grafen Dampierre und Buquoi Auftrag empfingen. Alsdann erging die feierliche Aufforderung an die böhmischen Stände, daß sie ihr Heer entlassen, und die Abstellung ihrer Beschwerden einer Untersuchung anheim geben sollen, welche der Kaiser vornehmen lassen werde. Für solchen Fall war die Versicherung ertheilt, daß Matthias die Rechte des Volkes nicht habe verletzen wollen, für den entgegengesetzten aber die Drohung strenger Maaßregeln beigefügt. Die Stände trauten dem österreichischen Hofe keineswegs, sondern blieben vielmehr unter den Waffen, und eröffneten selbst den Krieg. Da sich ausser Pilsen auch die Städte Krummau und Budweis der Volksbewegung nicht anschließen wollten, sondern vielmehr durch kaiserliche Besatzungen sich verstärkten, so erschien Graf Matthias von Horn mit Heeresmacht vor den Thoren beider Städte, und forderte die Entlassung der kaiserlichen Truppen. Krummau fügte, Budweis widersetzte sich hingegen dem Verlangen und konnte auch nicht überwältiget werden. Matthias wollte diesen günstigen Umstand benützen, um die Böhmen schnell zur Unterwerfung zu zwingen: er gab also seinen Generalen Dampierre und Buquoi Befehl, sofort mit allen ihren Truppen in Böhmen einzurücken. Die Hoffnung eines schnellen Sieges verschwand bald vor dem energischen Widerstand der Bürger, und es kam zu Unterhandlungen, da zur Vermeidung des weiteren Blutvergießens auch die Stände einen billigen Vergleich wünschten. Matthias wiederholte jedoch seine früheren Forderungen, und der Sühne-Versuch schlug also fehl. Nunmehr nahm der Krieg allmählig einen sehr ernsten Character an: denn nicht genug, daß die schlesischen Protestanten den Böhmen Hülfe zusagten, auch die evangelische Union beschloß zum Schutze der Reformation handelnd aufzutreten. Peter Ernst, Graf von Mansfeld erhielt nämlich von ihr im Geheimen den Auftrag, die Söldner, welche er für den Herzog von Savoyen, einen Bundesgenossen der Union, in Deutschland geworben hatte, zur Unterstützung der Stände nach Böhmen zu führen. Dieser Befehl wurde sogleich vollzogen; ja Mansfeld eroberte nach seinem Erscheinen bald die wichtige Stadt Pilsen. Durch die Freude über solchen Sieg, und die unerwartete Hülfe überhaupt, wuchs das Selbstvertrauen der böhmischen Stände, so wie ihre Entschlossenheit, für die Vertheidigung ihrer kirchlichen und bürgerlichen Freiheit die äußersten Opfer darzubringen.

---

angreife, sie aus dessen eigener Burg zum Fenster auswerfe, der königlichen Einkommen und landtäglichen Verwilligungen sich gegen denselben selbst gebrauche, die Geistlichen zwar noch geduldе, jedoch in einem Tage ausrotten könne, so stehe es nun bloß an des Kaisers und dessen Nachfolgers und des ganzen Hauses Oesterreich Personen ganz und allein, und hätten die Unkatholischen keine Staffel mehr übrig, als sich auch an ihnen selbst zu vergreifen."

„Sey nun die Obrigkeit aus Gott, so müße dieser Unterthanen Betragen aus dem Teufel seyn, und könne also von Gott nicht anders als gestraft werden; eben so wenig sey Gott das Betragen der Obrigkeit, so sie bis daher gehalten, gefällig, das man nehmlich allein connivirt, nachgeben, gewichen, dissimuliret, alles was die Ungehorsamen verlangt, gethan, und so weit gewichen, bis man an diese Spitze gekommen, deswegen dergleichen Absurda verhänget worden, damit die Obrigkeit dieser Knechtschaft auf einmal erledigt werden möchte; geschehe solches nicht bald, so sey es nicht möglich, daß nicht diese Länder endlich unter ihnen eine Republik errichteten, oder ihre Herren in noch größere Dienstbarkeit brächten."

Vier und dreißigſtes Hauptſtück.

Wichtige wiſſenſchaftliche Fortſchritte. Johann Kepler, der Reformator der Sternkunde.

(Vom Jahr 1600 — 1622.)

Mitten in den religiöſen Wirren, mitten in den Vorbereitungen zu dem dreißigjährigen Kriege, und ſelbſt in dem Getümmel deſſelben ſollte ſich der menſchliche Geiſt durch das Genie eines Deutſchen zu einer Höhe erheben, welche die Bewunderung aller Zeiten erregen wird. In der ſchwäbiſchen Reichsſtadt Weil lebte im 16. Jahrhundert Heinrich Kepler aus einem edlen Geſchlecht, doch durch Bürgſchafts-Leiſtungen in den Vermögens-Umſtänden ſo herabgekommen, daß er ſich durch Gaſtwirthſchaft zu ernähren ſuchte. Ihm ward von ſeiner Hausfrau, Katharina, im Jahre 1571 ein Knabe geboren, welcher in der Taufe den Namen Johann empfing, und bei zunehmendem Alter zur Unterſtützung des Vaters in ökonomiſchen Arbeiten verwendet wurde. Heinrich Kepler ſtarb bald, ferne von ſeiner Familie, und ſeiner Wittwe blieb allein die Erziehung ihres Erſtgebornen, Johann, ſo wie ihrer andern drei Kinder, Margaretha, Chriſtoph und Heinrich. Die großen Geiſtes-Anlagen Johann's wurden bald bemerkt; indeſſen es war äußerſt mißlich, die Koſten für das Studiren aufzubringen. Da aber die Eltern Keplers auch in der würtembergiſchen Stadt Leon- oder Löwenberg verbürgert waren, ſo konnte Johann durch die Unterſtützung des Herzogs von Würtemberg glücklicherweiſe wiſſenſchaftliche Ausbildung erlangen [1]). Er beſuchte die Kloſterſchule in Maulbronn, und bezog ſodann die Univerſität Tübingen, wo er ſich dem Studium der proteſtantiſchen Theologie ergab. Nachdem Johann Kepler zum Baccalaureus und Magiſter der Theologie befördert worden war, unternahm er im Auftrag ſeines Landesherrn wiſſenſchaftliche Reiſen.

[1]) Kepler erzählt dieß ſelbſt in einem Brief an den Herzog von Würtemberg, und zwar auf nachſtehende Weiſe:

„Gnädiger Fürſt und Herr, Obwol ich auſſer dem Land Würtemberg, da meine liebe Eltern in E. F. Gn. Statt Löwenberg (Leonberg) verbürgert, da auch ich durch Landsfürſtl. Miltigkeit bein Studiis in Klöſtern und Tübingen auferzogen bin, nun eine lange Zeit abweſend und anderwärts mit Kayſerlichen und andern Dienſten verhaftet, ſo bin und bleib jedoch E. F. Gn. als meinem Herrn und Landesfürſten, ich mit unterthäniger pflichtſchuldiger Treue und Devotion hold und beigethan, und wünſche mir nichts mehr, denn daß Deroſelben ich, da es mit Gott und Ehren ſeyn wollte, in meinem Vatterland mit meinen Mathematicis Studiis auch wirklich dienen möchte. Inmaßen ich denn niemalen unterlaſſe, die von E. F. Gn. Vorvordern und dann auch von E. F. Gn. ſelbſten mir erwieſene landesfürſtliche hohe Gnaden mit begebender Gelegenheit gegen männiglichen zu rühmen, auch ſo ich durch Gottes Segen etwas namhafts in meinen Studiis zu Werck gerichtet, daſſelbig alſo fürbring, daß der dannenhero verhoffte Ruhm nit weniger auf E. F. Gn. und mein geliebtes Vaterland, als auf andere meine gebietende Obrigkeiten erfolgen möge. Deſſen ich denn eine geringfügige Demonstration mit gegenwärtigem allerneulichſt in Druck verfertigten Bericht von meinem Hauptwerk Tabularum Rudolphi im anderen Begen und deſſen zweiten Blatt „unter dieſer Zeit. ꝛc.“ hiermit in gehorſamſter Ehrerbietung fürzeige.“

Bald erhielt er den Antrag zur Annahme einer Stelle als Astronom; doch Kepler besaß in diesem Fache keine eigentlich-wissenschaftlichen Kenntnisse, und zugleich war der ehrwürdige Beruf eines Sternkundigen in jenen Zeiten ..... tief verachtet! Der kühne Geist überwindet große Schwierigkeiten; unser genialer Landsmann setzte sich also über die Geringschätzung roher Geschlechter hinweg, und vertraute auch seinem angebornen Scharfsinn so sehr, daß er ohne gelehrtere Kenntnisse in der Astronomie das ihm dargebotene Amt wirklich übernahm [2]). Er täuschte sich hierin nicht; denn sein Fleiß brachte ihn bald so weit, daß er schon nach zwei Jahren die Aufmerksamkeit der gelehrten Astronomen durch sein Mysterium cosmographicum auf sich zog.

Johann Kepler war in Grätz als Astronom angestellt, und verfertigte dort unter andern auch einen Kalender; er war aber Protestant, und als im Jahr 1598 die Verfolgung des Erzherzogs Ferdinands gegen die Evangelischen in Steiermark, Kärnthen und Krain anhob, wurde auch Er vertrieben. Der ausgezeichnetste Astronom jener Zeit war ein Schwede, Tycho de Brahe, welcher zu Ende des sechszehnten und zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts in Prag lebte [3]). An diesen wandte sich Kepler im Jahre 1600 von Ungarn aus, wohin er von Grätz gegangen war. Tycho hatte sehr fleißige Beobachtungen über den Gang des Planeten Mars angestellt: Johann Kepler brannte vor Begierde, die Ergebnisse kennen zu lernen; aber die astronomischen Arbeiten gaben kein Brod, und die Besoldung in Steiermark war eingezogen worden. Da Tycho de Brahe dem genialen Collegen einige Unterstützung versprochen hatte, so wagte Kepler mit seiner Familie die Reise nach Prag. Leider vermochte jedoch Tycho den Nahrungsstand des Freundes nicht zu sichern, und letzterer gerieth in entsetzliche Noth. Gleichwohl ergab er sich mit freudigem Eifer tiefen astronomischen Forschungen. Als diese bald überraschende Ergebnisse versprachen, bat Johann Kepler seinen Freund Tycho um Bürgschaftsleistung bei Fleischern, Bäckern und andern Gewerbsleuten, um nur nothdürftig sein Leben zu fristen. Nicht ohne Rührung kann man den Brief des großen Mannes lesen, worin er diese Bitte und zugleich seinen hingebenden Eifer für die Wissenschaft aussprach [4]).

---

[2]) Diese Thatsache ist äusserst merkwürdig, wird aber von Kepler selbst ausdrücklich erzählt. Er schrieb nämlich:

„Ich ward auf Kosten des Herzogs von Würtemberg unterhalten; meine Commilitonen, die der Fürst in fremde Länder schickte, zögerten aus Liebe zum Vaterlande; ich war härter, und beschloß zu gehen, wohin man mich senden würde. Zuerst zeigte sich ein astronomisches Amt, zu dessen Annehmung ich (die Wahrheit zu sagen) durch das Ansehen meines Lehrers hinausgetrieben ward. Die Entfernung des Orts schreckte mich nicht ab, sondern die unerwartete und verachtete Art des Amtes. Ich trat es an mit mehr Zuversicht auf meinen Verstand als auf meine Gelehrsamkeit, und dung mir aus, daß ich meinem Recht auf eine andere Lebensart, die mir glänzender schien, nicht entsagte. Meinen Fortgang in dieser Art von Gelehrsamkeit die ersten zwei Jahre über zeigt mein Mysterium cosmographicum, wo man auch findet, wie mein Lehrer Mästlin mich reizte u. s."

[3]) Auch Tycho de Brahe ward ohne vorausgegangenen Unterricht durch eigenen Trieb auf die Astronomie geleitet. Ohne Lehrer und wissenschaftliche Hülfsmittel begann er seine Studien mit einem schlechten Globus, da sein Hofmeister den erhaltenen Befehlen gemäß die Neigung Tycho's zur Sternkunde bekämpfte.

[4]) „Du versprachst mir Unterstützung, eigene und durch Empfehlung beym Kaiser, selbst Reisekosten. Unser Kontrakt beruhte mit darauf, daß ich mein steyerisches Salarium behielte; er ist also aufgehoben, da die Provinz mir solches genommen hat. Um gegen den Kaiser und Dich nicht zu fehlen, ging ich mit meinem Schaden nach Prag, wartete da auf ungewissen Erfolg, überlegte, wie lang ich, ohne mein Verderben, auf meine Kosten besoldungslos leben könnte. Meine Sachen habe ich zu Linz gelassen, und bin mit Frau und Stief-

Im Jahre 1602 wurde Kepler endlich zum Kaiſerlichen Mathematiker ernannt, und ihm eine zureichende Beſoldung zugeſichert. Da man ſie aber weder regelmäßig noch vollſtändig ausbezahlte, ſo kam der arme Gelehrte abwechſelnd wieder in große Noth, und verlebte überhaupt eilf kummervolle Jahre zu Prag. Und in ſolchem Zuſtande fand ſein hoher Geiſt die Kraft, in die Geheimniſſe des Weltbaues einzudringen, und durch ewig denkwürdige Entdeckungen zu dem künftigen Ausbau der Aſtronomie den Grund zu legen. Tycho de Brahe war im Jahr 1602 verſtorben, und hatte ſeine niedergeſchriebenen Beobachtungen über den Planeten Mars ſeinem Freunde Kepler vermacht. Letzterer fand nach tiefen Studien, daß die bisherige Vorausſetzung einer kreisförmigen Bewegung der Planeten mit den Beobachtungen nicht übereinſtimme, weil ſich bei 45° von der Apſidenlinie eine auffallende Differenz von $7\frac{2}{3}$ Minuten ergab [5]). Dieſe Abweichung war zu groß, um durch Verſtöße in der Beobachtung erklärt zu werden; Kepler ahnete die Wahrheit, forſchte weiter und fand ſein erſtes wichtiges Geſez:

„Die Bahnen der Planeten ſind Ellipſen, deren einen Brennpunct die Sonne bildet!“

Von dieſem Ergebniß, welches durch die vielfachſten Beobachtungen beſtätiget wurde, fühlte ſich der geniale Erfinder mit hoher Freude erfüllt, und raſtlos ſtrebte er, nun auch über die Zunahme und Abnahme der Geſchwindigkeit bei dem Durchlaufen der elliptiſchen Bahn Aufſchluß zu erhalten. Ausgerüſtet mit einer Sehergabe, wie ſie nur nach mehrerern Jahrhunderten erſcheint, entdeckte Johann Kepler jetzt auch ſein zweites, noch ſchöneres Geſez:

„daß die elliptiſchen Sectoren, welche die Radii Sectores der Planeten um die Sonne beſchreiben, den Zeiten proportional ſind, in welchen ſie beſchrieben werden!“

---

tochter nach Prag gekommen. Jetzt habe ich nicht mehr, als was etwa noch zu einem Verzuge von vier Wochen nöthig iſt. Soll ich länger warten, ſo müßte mir von Deiner Magnificenz das Reiſegeld erſtattet, oder Deine Magnificenz müßte für mich bei allen denen, von welchen ich meinen Lebensunterhalt kaufen muß, Bürge werden. Geſchieht dies, ſo kann ich ſo lange bleiben, als es Deiner Magnificenz und den Gläubigern gefällt. Indeſſen will ich für Aſtronomie ſo ſehr arbeiten, als meine Geſundheit geſtattet.“

[5]). Kepler erzählt in ſeinem berühmten Werk: Astronomia Nova *Αἰτιολογητός*, pag. 113 und 114 den Gang ſeiner Forſchungen auf eine äußerſt anziehende Weiſe. Es heißt nämlich dort:

„*Id luculentius apparet in 17° ♋ anno* M D LXXXII. *Nam adhibita bisectione cadit Mars in 17°. 4′ ¾ ♋, differtque hic calculus a nostro 7 ⅔ minutis circa 45° gradum ab aphelio, ab observatione vero 9′ minutis.*

Atque ex hac tam parva differentia octo minutorum patet causa, cur Ptolomæus, cum bisectione opus habuerit, aquieverit puncto æquatorio stabili. Nam si æquantis eccentricitas, quantam induble poscunt æquationes maximæ circa longitudines medias, bisecetur, vides omnium maximum errorem ab observatione contingere VIII minutorum, idque in Marte, cujus est eccentricitas maxima; minorem igitur in cæteris. Ptolemæus vero profitetur, se infra X minuta seu sextam partem gradus observando non descendere. Superat igitur observationum incertitudo seu (ut ajunt) latitudo, hujus calculi Ptolemaici errorem.

Nobis cum divina benignitas Tychonis Brahe observatorem diligentissimum concesserit, cujus ex observatis error hujus calculi Ptolemaici VIII minutorum in Marte arguitur; æquum est, ut grata mente hoc Dei beneficium & agnoscamus & excolamus. In id nempe elaboremus, ut genuinam formam motuum cœlestium (his argumentis fallacium suppositionum deprehensarum suffulti) tandem indagemus. Quam viam in sequentibus ipse pro meo modulo aliis praeibo. Nam si contemnenda censuissem VIII minuta longitudinis, jam satis correxissem (bisecta scilicet eccentricitate) hypothesin cap. XVI inventam. Nunc quia contemni non potuerunt, sola igitur hæc octo minuta viam præiverunt ad totam Astronomiam reformandam, suntque materia magnae partis hujus operis facta.

Mit bewunderungswürdigem Fleiß bearbeitete der Erfinder die Ergebniſſe ſeiner Forſchung, und machte die glänzende Bereicherung der Wiſſenſchaft in einem gedruckten Werke 1609 öffentlich bekannt [6]). So groß die Leiſtung auch war, wollte Johann Kepler dabei dennoch nicht ſtehen bleiben, ſondern weiter dringen. Selbſt Hunger und Kummer in eilfjährigen, ſchweren Nahrungsſorgen vermochten ſeinen Eifer nicht zu erſchüttern; immer höher empor ſteigend, ſtrebte er neun Jahre ſpäter (1618) vielmehr auch nach der geſetzmäßigen Feſtſtellung der Umlaufszeiten der Planeten. Am 8. März 1618 faßte er in dieſer Beziehung einen eben ſo kühnen, als großartigen Gedanken; als er aber zur Prüfung der Richtigkeit die Rechnung anlegte, lief ein Fehler im Calcul unter, und er verwarf wieder das ſchon gefundene Geſetz. Doch zwei Monate ſpäter, nämlich am 15. Mai 1618, wurde Kepler abermals auf den frühern Gedanken geleitet; jetzt ergab ſich zugleich der untergelaufene Rechnungs-Verſtoß, wiederholte Prüfungen brachten glänzende Beſtätigungen, und ſo war denn das geniale dritte Geſetz Keplers gefunden:

„daß die Quadrate der ſideriſchen Umlaufszeiten der Planeten wie die Würfel ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne ſich verhalten!“ [7]).

---

[6]). Der vollſtändige Titel dieſes jetzt ſehr ſeltenen Werkes lautet alſo:

ASTRONOMIA NOVA
ΑΙΤΙΟΛΟΓΗΤΟΣ,
SEU
PHYSICA COELESTIS,
tradita commentariis
DE MOTIBUS STELLÆ
MARTIS,
Ex observationibus G. V.
TYCHONIS BRAHE:
Jussu & sumtibus
RUDOLPHI Secundi,
ROMANORUM
IMPERATORIS &c:
Plurium annorum pertinaci studio
elaborata Pragae,
A S. C. Mtis. S. Mathematico
JOANNE KEPLERO,
Cum ejusdem C. Mtis. privilegio speciali
ANNO æræ Dionysianæ CIↃ IↃC IX.

[7]). Ueber die Entdeckung ſeines dritten Geſetzes gab Kepler in einem andern Werk Nachricht. Daſſelbe führte den Titel: Harmonices Mundi Libri V. Lincii Austriae 1619. Er beſchreibt dort ſeine mühſelige Forſchung, und wie ihm endlich die große Entdeckung gelang, pag. 189 in nachſtehender Weiſe ſehr ſchön:

„Inventis veris Orbium intervallis, per observationes Brahei, plurimi temporis labore continuo; tandem, tandem genuina proportio Temporum periodicorum ad proportionem orbium

Schon während der Forſchungen Keplers waren deſſen Ahnungen unter den Gelehrten bekannt geworden; doch man wollte an keine wirklichen Ergebniſſe glauben. Allgemein waren vielmehr die Zweifel, und Kepler wurde ſelbſt ſcherzhaft vor der weitern Verfolgung ſeiner Forſchungen gewarnt [8]). Wenn der Ruhm des Erfinders hiernach in um ſo größerem Glanze erſcheint, ſo fragen wir mit Recht, welche Dankbarkeit ſeine Zeitgenoſſen ihm bezeigten, welche Gerechtigkeit ihm das Schickſal erwies. Die Antwort lautet traurig, und wird ſpäter noch düſterer. Nach dem Tode des Kaiſers Rudolph II. gab zwar deſſen Nachfolger Matthias wiederholte Befehle, dem Erfinder ſeinen rückſtändigen Gehalt auszuzahlen; leider ſchwollen aber in Linz, wohin Kepler vom Kaiſer Matthias berufen worden war, neue Rückſtände an, und die Nahrungsſorgen wiederholten ſich. Der gequälte Mann bat nun die Landſtände um eine geringe Summe, damit er ſeine Familie nur mit der Nothdurft zu verſehen vermöge: bitterlich klagte er, daß er keinen Gehülfen zum Rechnen halten könne, und ſo in ſeinen ſchöpferiſchen Werken gehindert werde: doch gründliche Hülfe erlangte er nie, der Reformator der Sternkunde mußte vielmehr mit elenden Brodarbeiten

---

— sera quidem respexit inertem,
Respexit tamen et longo pòst tempore venit:

eaque si temporis articulos petis, 8.Mart. 1618 animo concepta, sed infœliciter ad calculos vocata, eòque pro falsâ rejecta, denique 15 Maji reversa, novo capto impetu, expugnavit Mentis meae tenebras; tanta comprobatione et laboris mei septendecennalis in observationibus Braheanis, et meditationis hujus, in unum conspirantium, ut somniare me et praesumere quaesitum inter principia primo crederem.

[8]). Man hat z. B. noch folgendes Gedicht, worin freilich Kepler ſehr gerühmt wird:

URANIE AD KEPLERUM.

DESINE *Kepleride o, Martem contendere contra:*
Submittit nulli Mars, nisi se ipse sibi.
Frustra igitur vinclis illum submittere tentas:
Qui liber sœclis extitit innumeris.
Sic Musa. At contra ad Musam sic ille. Quid ergo?
Anne oblita tibi Palladis historia?
Horrificum Pallas potuit prosternere saxo
Gradivum: verum si modo Homere canis:
Quidni igitur quoque nunc, magna assistrice Minervâ,
Sub jugo, quantumvis Mars truculentus eat?
Adspice quem dedimus, RUDOLPHINO *omine librum,*
Gradivum dices, nunc quoque dura pati.

Ebenſo preiſen andere Gedichte die unſterbliche Erfindung Keplers, z. B.:

RETIBUS *implicuit Martem Lipareius olim:*
Iret in amplexus cùm, Cytherea, tuos.
Nunc iterum capitur vinclis Gradivus iisdem:
Nec Venus in culpa est: culpa Minerva tua est.
Quippe Minerva dedit Tychoni haec retia: Tycho
Keplerio: hic Martis cruribus inseruit.
Res mira: artifices magni Vulcanus & alter:
Hunc tamen atque illum Keplerius superat.
Durarunt pauco Vulcania tempore vincla.
At contra aeternum haec Kepleriana manent.

seine Zeit verderben, um nur nicht jetzt schon Hungers zu sterben. Bald sollten ihm noch größere Wunden geschlagen werden. Auch in jener Zeit hatte sich noch der schreckliche Wahn von Hexerei und der Unsinn erhalten, auf Anklagen solcher Art gerichtliche Untersuchungen einzuleiten. Es ist bekannt, wie Rachsucht und alle schlechten Leidenschaften darin ein Mittel suchten, den Feind zu verderben; die Mutter Keplers, welche von einem bösartigen Weibe, der Glasersfrau Reinold in Leonberg, heftig gehaßt wurde, hatte nun das Unglück, von dieser im Jahre 1615 als Hexe angeklagt zu werden. Die Beschuldigung ging dahin, daß Katharina Kepler der Reinold durch einen Trank eine unheilbare Krankheit zugezogen habe. Nachdem die Verfolgte wegen Verläumdung Klage gegen die Glasersfrau erhoben hatte, hielt sie sich im Jahre 1616 und 1617 neun Monate bei ihrem Erstgebornen in Linz auf, und zog hierauf im September 1617 zu ihrer Tochter Margaretha, vermählt an den Pfarrer Binder in Heumaden. Dort wurde sie von der Reinoldin wiederholt verfolgt, und auf Befehl des Gerichts am 7. August 1620 sogar verhaftet. Wenn Johann Kepler bisher unsere Bewunderung als Reformator der Wissenschaft erweckte, so nöthigt er uns nun auch als Mensch die höchste Achtung ab, da er mit ungeheuern Anstrengungen für die Rettung seiner unglücklichen Mutter wirkte. Schon zu Anfang des Jahres 1617 schrieb er an den Herzog von Würtemberg, und bat um gerechtes Einschreiten des Landesherrn zu Gunsten der bedrängten Unschuld [9]). Diesem Schreiben folgten später mehrere andere, und endlich entschloß sich der gute Sohn, alle seine Arbeiten zu verlassen, und zum Schutze seiner Mutter sich selbst an den Sitz des Untersuchungsgerichtes zu begeben [10]). Ein volles Jahr verweilte Kepler wirklich im Würtembergischen, und brachte durch diese lange Abwesenheit von seinem Amt in Linz den Pflichten der Pietät das bedeutende Opfer, daß er seinen Gehalt verlor [11]). Glücklicherweise waren seine Anstrengungen zur Rettung der Mutter von einem günstigen Erfolg begleitet, was in den damaligen Zeiten viel sagen wollte. Da Katharina Kepler alles läugnete, so war auf die Anwendung der Folter angetragen worden; die Juristen-

---

[9]) Es ist dieß der Brief, wovon schon in der ersten Anmerkung ein Theil eingerückt wurde. Am Schlusse sprach Kepler in Beziehung auf seine alte Mutter folgende Bitte aus:

„Als will ich der unterthänigsten Hoffnung gelebt haben, daß auch Euer Fürstliche Gnaden als welche in Beschützung und Beförderung guter Künste und Tugenden keinem Potentaten Nichts bevor geben, mich als Dero Unterthanen und Stipendarium nit weniger mit landesfürstlichen Gnaden ansehen, meine hiemit an Eure Fürstlichen Gnaden langende demüthigste flehentliche Bitt gnädiglich erhören, nämlich in Sachen meiner Mutter Katharina Keplerin erlebten Wittib, wider böse unleidliche Verläumdungen angefangener ꝛc. ꝛc. Rechtführung Dero landesfürstliches gnädiges Einsehen interponiren und hiermit sonderlich meinen sonsten ziemlich bekannten guten Namen vor angedrohtem großem Spott und Schimpf gnädiglich retten und bewahren werden."

[10]). Er erklärte dieß in folgendem schönen Schreiben an das Untersuchungsgericht:

„Da dann mir aus Göttlicher und natürlicher Rechten Auflag in alle Weg zustehen will, meiner Mutter in diesen ihren Nöthen gebührliche Assistenz zu leisten und ferners befahrtes Unheil wo möglich zu verhüten, als kann ich wegen so naher Blutverwandtschaft in meinem Gewissen, ob ich meiner Schuld genug gethan, anders nit versichert seyn, ich wohne dann den bevorstehenden Rechten persönlich bey."

[11]) Auch über 300 Gulden Reisekosten gab er aus; bei seiner Armuth ein außerordentliches Opfer. Kepler erzählt beide Umstände selbst.

„So hab ich Johann Kepler mich um der Mutter Gefahr willen ins Land gemacht, ein Jahr darinn zugebracht, hierunter meine jährliche Besoldung in Östreich in die Schanz geschlagen, 400Gulden."

„Hingegen ich im Land mit Reisen und Zehrung in Wirthshäusern dieses ganze Jahr hindurch gebraucht über 300 Gulden."

Facultät in Tübingen verwarf aber den Antrag, und ließ es dabei bewenden, die Angeklagte nur mit den Vorbereitungen der Tortur zu schrecken, um vielleicht hierdurch ein Geständniß zu erzwingen. Die alte 74 jährige Frau erschrack bei der Aufzeigung der Marterwerkzeuge sehr, dessenungeachtet besaß sie so viel Standhaftigkeit, daß sie auf der Betheurung ihrer Unschuld beharrte [12]). Jetzt ward sie in Freiheit gesetzt, und auf weitere Verwendung ihres Sohnes auch mit Nachlassung von zwei Drittheilen der Gerichtskosten begnadiget. Nur der kindlichen Liebe ihres Erstgebornen hatte sie diesen Ausgang eines Prozesses zu danken, welcher nach dem Geiste der Zeit auch bei aller Unschuld so gefährlich blieb.

Fünf und dreißigstes Hauptstück.

Kaiser Ferdinand der Zweite. Fortsetzung des Kriegs. Niederlagen der Protestanten.

(Vom Jahr 1619 bis 1625)

Obgleich Matthias durch den Verlust von Pilsen einen äußerst empfindlichen Schlag erhalten hatte, zeigten die böhmischen Stände wiederholt die Neigung zur Versöhnung mit dem Reichsoberhaupt. Dieselben legten nämlich nach der Eroberung Pilsens die Bitte bei dem Kaiser ein, seine Truppen wieder aus Böhmen zu entfernen, und Vergleichs-Unterhandlungen anzuordnen. Der Kaiser schien zur Gewährung der Bitte insoferne geneigt zu sein, als er einen Waffenstillstand bewilligte: dagegen zog sich die Eröffnung der Friedens-Unterhandlungen in die Länge, und die Böhmen schöpften abermals Verdacht. Da sie den Stillstand sehr eifrig zu Rüstungen benützt hatten, so schien der Krieg von ihrer Seite mit erhöhtem Nachdruck erneuert zu werden. Noch bedenklicher wurde aber der Stand der Dinge bald nach-

[12]) Der Bericht des Vogts von Güglingen über die Vollziehung der Tortur-Androhung malt jene Zeit so lebhaft, daß wir ihn kürzlich mittheilen wollen.

„Man habe," heißt es dort, „die Kepler an den gewöhnlichen zur Tortur bestimmten Ort führen lassen, ihr auch allda den Nachrichter unter Augen gestellt, dessen Instrumenta fürgezeigt, damit ernstlich die Wahrheit anzuzeigen erinnert, hat sie jedoch ohngeachtet aller ernstlichen Erinnerung und Bedrohung der beschuldigten Hexerey halber durchaus lediglich Nichts geständig seyn noch bekennen wollen, mit Anzeigen, man mache mit ihr was man wolle und wenn man ihr schon auch eine Ader nach der andern aus dem Leib herausziehen sollte, so wisse sie doch Nichts zu bekennen, und damit auf die Knie niedergefallen, ein Vater Unser gebeten und darauf vermeldet, Gott solle ein Zeichen thun, wann sie eine Hexe oder Unholdin seye, und jemalen mit der Hexerey zu thun gehabt habe, sie wolle auch darauf sterben, Gott werde die Wahrheit an Tag geben und nach ihrem Tod offenbaren."

her; denn Kaiser Matthias verschied am 10. März 1619 und Ferdinand von Steiermark, der erbitterte Feind der Reformation und der bürgerlichen Freiheit, sollte nun die Regierung von Böhmen leiten. In der That stieg jezt die Hartnäckigkeit des Kampfes auf beiden Seiten von Tag zu Tag. Ferdinand hatte unmittelbar nach dem Tode des Kaisers Mathias zwar verschiedene Versuche gemacht, einen Vergleich mit den böhmischen Ständen zu schließen: denn es war den lezteren auf seinen Befehl nicht nur ein Waffenstillstand angetragen, sondern auch die Bestätigung ihrer verfassungsmäßigen Rechte zugesendet worden. Allein die Böhmen wollten von Ferdinand überhaupt nichts wissen: sie wiesen daher alle Friedens-Vorschläge zurück, und beschlossen, den Kampf nachdrücklicher, als je, zu führen. Sofort wurde Graf Matthias von Thurn beordert, nach Mähren vorzurücken, und wenn dieses Land zur Erhebung wider Ferdinand bewogen werden könnte, zu gleichem Zweck selbst bis nach Östreich vorzudringen. Graf von Thurn richtete seine Aufträge in Mähren wirklich mit vollständigem Erfolge aus, und erschien alsdann an den Grenzen von Östreich. In der lezteren Landschaft waren die Protestanten wegen der verübten Feindseligkeiten gegen ihre Religion noch immer aufgebracht, und als Matthias starb, verweigerten sie dem gehaßten Ferdinand selbst ihre Huldigung. Unter solchen Umständen ging die Unternehmung des Grafen von Thurn auch in Östreich so glücklich von statten, daß er bis Wien vorrückte, und die Belagerung der Stadt begann. Ferdinand, welcher sich in seiner Hauptstadt befand, hatte nur sehr geringe Vertheidigungsmittel, und seine Lage ward noch verzweifelter, als die evangelische Bevölkerung der Stadt Lust bezeigte, mit den Böhmen gemeinschaftliche Sache zu machen. Indessen die Unparteilichkeit zwingt zu dem Geständniß, daß Ferdinand mit äußerster Standhaftigkeit in solcher Gefahr sich benahm. Die evangelischen Stände in Östreich ordneten eine feierliche Botschaft an ihn ab, um ihn zur Genehmigung eines Bündnisses, das sie mit den Böhmen schließen wollten, zu bewegen, und zugleich die Erlaubniß auszuwirken, daß die Protestanten auch in Östreich allgemein sich bewaffnen dürften. Beide Forderungen wurden verweigert und Ferdinand blieb selbst dann noch unerschütterlich, als die Botschafter der Stände selbst an seiner Person sich zu vergreifen schienen [1]). Noch rühmlicher war es jedoch, daß derselbe auch den Vorschlag seiner Freunde verwarf, durch die Flucht sich zu retten. Der männliche Muth wurde durch einen guten Erfolg belohnt; denn eine Abtheilung von Küraſſiren, welche Graf Bouquoi aus Böhmen zur Verstärkung der Wiener Besatzung abgesendet hatte, war so glücklich, in die Stadt zu dringen, und jezt trat plözlich eine unerwartete Wendung der Dinge ein. Während nämlich die Evangelischen durch die eingetroffene Verstärkung der kaiserlichen Besatzung so bestürzt wurden, daß Mehrere in das böhmische Lager flüchteten, stellten sich umgekehrt die katholischen Bürger mit den Studenten zur Vertheidigung der Stadt zahlreich unter die Waffen. Mittlerweile hatte Graf Bouquoi einen Angriff wider den Grafen von Mannsfeld beschlossen, um im Fall eines Sieges die Böhmen vor Wien im Rücken zu bedrohen. Der Plan gelang vollkommen: Mannsfeld wurde bei Budweis unversehens überfallen, und vollständig geschlagen. Als die Nachricht dieses Unfalles im böhmischen Lager vor Wien eintraf, ließ Graf

---

[1]). Everhardi Wassenbergii Panegyricus Ferdinandi II.

„Jam XVI viri fastu intolerabili, triste palatium subeuntes, quidquid extorquere conceperunt, superba periodo supplicabant & (grande nefas) prae sacra dextera & manus osculo Caesarei thoracis nodulos prenantes responsum libello supplici urgebant, in quo nihil humile, nihil supplex tamen excepto vocabulo legeretur."

von Thurn dasselbe sogleich abbrechen, um zum Schutze der bedrohten Hauptstadt Prag nach Böhmen zurück zu eilen.

Nach einer solchen glorreichen Befestigung seines Ansehens in Oesterreich eilte nun Ferdinand, um durch Erwerbung der Kaiserkrone auch für die Ueberwältigung der Böhmen und für seine Entwürfe gegen die Reformation überhaupt sich neue Hülfsmittel zu verschaffen. Wenn immer die Macht des Reichsoberhaupts nicht mehr bedeutend war, so gab die hohe Würde doch noch einen gewissen Einfluß, und drang durch die Macht der Gewohnheit noch einige ehrerbietige Scheu ab. Desto sicherer hätte man erwarten sollen, daß die evangelischen Churfürsten bei den bekannten Grundsätzen Ferdinands und dessen Benehmen wider die Reformation in seinen väterlichen Erblanden ihre Stimmen entschieden ihm verweigern würden. Wider alle Vermuthung zeigten die beiden Wahlfürsten von Sachsen und Brandenburg so wenig Lust zum Widerstand, daß auch Churpfalz keine offene Schwierigkeiten zu erheben wagte. Da die geistlichen Churfürsten ohnehin einig waren, auch die Einsprache der Böhmen wider die Führung ihrer Wahlstimme durch Ferdinand unbeachtet blieb, so ward letzterer am 9. September 1619 in Frankfurt bei persönlicher Anwesenheit zum deutschen Kaiser ernannt.

Anders gestalteten sich die Dinge dagegen in Böhmen und Oesterreich; denn sämmtliche Protestanten in Böhmen, Mähren, Schlesien, der Lausitz, Ober- und Unterösterreich schlossen am 31. Juli und 16. August 1619 zur Vertheidigung ihrer Religion einen feierlichen Bund, und die böhmischen Landstände sprachen am 17. August desselben Jahres sogar die Absetzung Ferdinands, als Königs von Böhmen, aus. Die Landstände übertrugen sodann die Krone auf den Churfürsten Friedrich V. von der Rheinpfalz, einen Schwiegersohn des Königs Jakobs I. von England. Nachdem die Krönung Friedrichs in Prag feierlich vollzogen worden war, rückten die Böhmen in Verbindung mit einem neuen Bundsgenossen, dem Fürsten Gabor von Siebenbürgen, Ende Octobers 1619, zum zweiten Mal vor Wien. Die Uebermacht war auf ihrer Seite, und unrettbar schien die österreichische Hauptstadt verloren zu sein; allein ungewöhnliche Ereignisse brachten wiederum Hülfe. Nicht genug, daß Gabor durch erlittene Unglücksfälle in Ungarn nach Siebenbürgen zurückkehren mußte, setzte auch die Kälte und ungünstige Witterung den Böhmen so sehr zu, daß sie die Aufhebung der Belagerung beschlossen. Von jetzt an wendete sich die Lage der Dinge entschieden gegen die evangelische Partei.

Kaiser Ferdinand II. sah sehr gut ein, daß er mit seiner Hausmacht unmöglich den Kampf gegen die gesammte protestantische Richtung mit Erfolg fortsetzen könne. Seine Stellung in Oesterreich und Böhmen war so unsicher, daß er selbst der Gefahr ausgesetzt war, am Ende alle seine Erblande zu verlieren. Unter solchen Umständen mußte er sich also um andere Hülfe umsehen. Mit großer Staatsklugheit richtete er nun sein Augenmerk auf Maximilian von Baiern und die katholische Liga. Schon während der Wahlverhandlungen in Frankfurt hatte er von den geistlichen Churfürsten und dem Herzog Maximilian Versprechungen von Hülfsleistungen erhalten. Am 8. October 1619 brachte er aber vollends bei seiner Anwesenheit in München einen förmlichen Bundesvertrag mit Maximilian zu Stande [2]). Umgekehrt

---

[2]) Dieser merkwürdige und so folgenreiche Vertrag, worin Maximilian mit eifersüchtiger Sorgfalt die Oberleitung aller Unternehmung sich vorbehielt, hatte im Wesentlichen folgenden Inhalt:

„Nachdem Maximilian wegen der gegenwärtigen äussersten Gefahr, worin Ferdinand und sein Haus, folgends auch alle katholischen Churfürsten und Stände des Reichs, ja die katholische Religion selbst begriffen sey, mit Um-

suchte der neue König von Böhmen, Churfürst Friedrich von der Pfalz, die evangelische Union zu seiner Vertheidigung in Bewegung zu setzen. Trotz verschiedener Bedenklichkeiten der Reichsstädte wurde von den Häuptern der Union in der That ein entscheidender Schritt beschlossen. Sie forderten nämlich von den Katholiken in drohender Weise Gewährschaften für die Sicherheit der protestantischen Religion. Maximilian von Baiern, welchem als Haupt der Liga das Verlangen der Union eröffnet wurde, verwarf dasselbe mit Bitterkeit, und nahm sofort (1620) eiligst große Rüstungen vor. Jetzt nahm der Krieg erst seinen gefährlichen Charakter an; denn nun mußte sowohl die Gesammtheit der Katholiken, als jene der Evangelischen in den Kampf hineingerissen werden. In der That zog Maximilian von Baiern alsbald ein Heer bei Donauwörth, die evangelische Union dagegen ein solches bei Ulm unter der Führung des Markgrafen Ernst von Ansbach, zusammen.

Auf Seite der Protestanten wollte man aber nicht nur ähnliche Fehler begehen, wie im vorigen Jahrhundert bei dem Schmalkalder Krieg, sondern die Schwachheit beinahe bis zum offenen Verrath an ihrer Sache treiben. Ferdinand II., in Staatssachen listig und gewandt, suchte nämlich im Innern der evangelischen Partei Zwietracht zu erwecken, und ersah sich zu dem Ende den Churfürsten von Sachsen zum Gegenstand seiner Anschläge aus. Der Fluch der Uneinigkeit zwischen Lutheranern einerseits und Zwinglischen sowie Calvinisten andererseits wirkte noch immer fort, und erbitterte die Protestanten unter einander oft noch mehr, als die getrennten Religionstheile der Katholischen und Evangelischen. Da insbesondere der Churfürst Johann Georg von Sachsen wegen der Ausbreitung des Calvinismus sehr aufgebracht war, so wurde dieser Umstand benützt, um denselben von der Unterstützung seiner Glaubensgenossen im Religionskrieg abzuhalten. Der Anschlag gelang vollkommen; denn als Johann Georg die schriftliche Versicherung der katholischen Fürsten erhielt, daß es nicht auf Wiedereroberung der geistlichen Güter, welche die Protestanten eingezogen hatten, abgesehen sei, schloß er wirklich einen Separat-Vertrag mit dem Kaiser. Ja er sagte dem letztern sogar Unterstützung zur Behauptung seiner Würde zu [3]).

---

ständen erinnert, und auf das beweglichste angelangt und ersucht worden sey, daß er das völlige Directorium über der Katholischen Verfassung und Defensionswesen, wozu sie dem Kaiser und seinem Reich zu guten, wie auch zu ihrer eigenen Conservation benöthigt worden, über sich nehmen, und dem gemeinen Wesen zum Besten führen wollte, als sey er ungeachtet der Schwerwichtigkeit des Werkes Gefahr und Ungelegenheit, darin er seine eigene Person, Haus, Land und Unterthanen setze, nicht ungeneigt, lasse es sich auch nicht zuwider seyn, sich mit solchem ihm angetragenen freyen und absoluten Directorium mit Werbung und Anführung der Völker im Namen des Allerhöchsten zu beladen, jedoch mit dieser ausdrücklichen Condition, daß nachdem er und die übrigen katholischen Stände mit Geld und Völkern wirklich verordnet seyn werde, alsdann nach Versicherung seiner und seiner conföderirten Stände er auch Ferdinanden wider seine Feinde solchergestalt beystehen wolle, wie ers nach Beschaffenheit der Umstände für nützlich erachten, auch die hierzu verordnete Mittel und Gelegenheit es zulassen werden. Weil nun dieses noch alles ungewiß sey, könne er sich zu nichts gewissen verbinden, ausser er für seine Person nicht unterlassen wolle, was in seiner Gewalt stehe. Dagegen soll ihn weder Ferdinand noch jemand anderer von dessen Haus auf keinerley Weise oder Art solche ihm überlassene absolute und völlige Direction entweder selbst verhindern, noch andern zu thun gestatten."

[3]) Die Erklärung des Churfürsten lautete:

„Daß, nachdem er die böhmischen Unruhen mit ihren Folgen auch des Bethlen Gabors und folglich der Türken hervorbrechenden Gewalt erwogen, und allen Umständen nach gefunden, daß durch keine gütliche und rechtliche Mittel demselben zu helfen sey, er aus vielen und wichtigen Ursachen dem Kaiser hilfliche Hand biethen, und alle mögliche Assistenz leisten wolle, damit er bey seinem durch rechtmäßige und ordentliche Mittel erlangten Kaiserthum und Königreich erhalten, und seine kaiserliche Würde und Ansehen nicht verletzt werde."

Gleichzeitig hatte Ferdinand II. nicht nur die Stände in Unterösterreich zur Huldigung gebracht, sondern auch am spanischen Hofe die bestimmte Zusicherung zu einem Einfall in die Rheinpfalz ausgewirkt. Als die katholische Partei durch alle diese Schritte so sehr gestärkt, und die evangelische so bedeutend geschwächt worden war, trat vollends noch Frankreich hervor, um zwischen der katholischen Liga und der evangelischen Union den Frieden zu vermitteln. Wider alle Erwartung kam am 3. Juli 1620 wirklich in Ulm ein Vertrag zu Stande, worin die Protestanten die Nachgiebigkeit bis zur Feigheit trieben. Während nämlich beide Theile Frieden gelobten, und die endliche Erledigung der gegenseitigen Beschwerden auf günstigere Zeiten verschoben, willigten die Häupter der evangelischen Union eben so unedelmüthig, als stumpfsinnig ein, daß die Böhmen von dem Frieden ausgeschlossen bleiben, die katholische Liga also ihre gesammte Macht zur Unterjochung jener Landschaft, sowie jener von Oesterreich, dem Kaiser zur Verfügung stellen dürfe Solches geschah nun sogleich; denn Maximilian rückte in Eilmärschen nach Ober-Österreich, und zwang die verrathenen protestantischen Stände daselbst zur unbedingten Huldigung zu Gunsten Ferdinands II. Alsdann vereinigte sich Maximilian in Unterösterreich mit einem kaiserlichen Heere von 20,000 Mann unter dem Grafen von Bouquoi, und trat nach Zerstreuung der böhmischen Truppen im Oesterreichischen den Zug nach Böhmen an. Der Fürst von Anhalt, welcher das böhmische Hauptheer führte, war bei der großen Uebermacht der Gegner nicht im Stande, das Feld zu behaupten, sondern zog sich unter die Mauern von Prag zurück. Am weißen Berge, wo die Böhmen mit den Truppen ihres neuen Königs Friedrich ein verschanztes Lager errichten wollten, kam es zwischen ihnen und Maximilian von Baiern am 8. November 1620 zur entscheidenden Schlacht, in welcher Maximilian, trotz der Tapferkeit und geschickten Manöver des Fürsten Anhalt und seiner Deutschen, einen vollständigen Sieg errang. Die Ungarn flohen zuerst, nach ihnen die Böhmen, und nun wurden erst die Deutschen zum Weichen gebracht. Friedrich von der Pfalz war in Prag anwesend, nahm aber seltsamer Weise keinen Antheil an dem Kampf. Eiligst floh er nach der Entscheidung nach Brandenburg und von dort nach Holland. Seine Krone war verloren, die Reformation in Böhmen zu Grunde gerichtet. Am Tage nach der Schlacht ergab sich Prag, und diesem Beispiele folgten sogleich alle übrigen Städte. Während die ansehnlichsten Häupter des Aufstandes durch die Flucht sich retteten, ergaben sich die Landstände unbedingt der Gnade des Kaisers. Jetzt erhielt die Reformation einen Schlag, von welchem sie sich nie wieder vollständig erholte. Ferdinand II. ahmte in Böhmen fast das Beispiel Alba's in den Niederlanden nach. Nicht genug, daß sieben und zwanzig Vornehme, als Anführer des Aufstandes, nach dem Urtheil eines Specialgerichts unnachsichtlich hingerichtet wurden, ergieng das gleiche Schicksal wider viele Männer aus dem Volke. Die entflohenen Häupter der Evangelischen wurden in contumaciam zum Tode verurtheilt und aller ihrer Güter für verlustig erklärt. Selbst gegen den Churfürsten von der Pfalz ließ der Kaiser die Reichsacht verhängen. Man nannte die blutigen Thaten Ferdinands II. in Böhmen an seinem Hofe freilich die gerechte Bestrafung des Aufruhrs; doch ihr eigentlicher Beweggrund lag anderwärts, nämlich in der Absicht, durch Terrorismus jedem künftigen Aufschwung bürgerlicher und religiöser Freiheit vorzubeugen. Die finstere Unduldsamkeit des Kaisers streifte an Fanatismus, und so kannte er keine höhere Aufgabe seines Lebens, als die gewaltsame Unterdrückung der Reformation, welche er als die Quelle der bürgerlichen Freiheits-Ideen ansah, und bei seinem herrschsüchtigen Gemüth demnach so bitter haßte. Sein Entschluß, die evangelische Religion in Böhmen um jeden Preis zu verdrängen, war unerschütterlich; allein im ersten Jahre nach seinem Siege (1621) hielt er ihn noch in seiner Seele zurück, weil man vor-

erſt den Churfürſten Johann Georg von Sachſen noch mehr umſtricken wollte. Durch die Kurzſichtigkeit dieſes Mannes war dem Kaiſer der Sieg über die Böhmen in die Hände geſpielt worden, plötzliche Verfolgung der evangeliſchen Religion nach dem Siege hätte dem Churfürſten vielleicht noch zur rechten Zeit die Augen öffnen können: man verlegte ſich daher wieder auf die Liſt, indem vorgegeben wurde, die Verfolgung der Proteſtanten in Böhmen gelte nur den Calviniſten, gegen die man in Sachſen ſo großen Haß hegte [4]). Im Jahr 1622 legte Ferdinand II. die Larve ab, und ſchritt auch in Böhmen offen zur Unterdrückung der evangeliſchen Religion nach allen ihren Richtungen. Schon durch eine Verordnung vom 13. December 1621 waren alle proteſtantiſchen Geiſtlichen böhmiſchen Stammes aus Prag verbannt, und nur den deutſchen aus Rückſicht auf den ſächſiſchen Hof noch der Aufenthalt geſtattet worden. Im Jahre 1622 wurden aber alle proteſtantiſchen Pfarrer ohne irgend eine Ausnahme in ganz Böhmen ihrer Aemter entſetzt. Später (1624 und 1627) ſprach Ferdinand II. gar aus, daß er überhaupt keine evangeliſche Bevölkerung in Böhmen dulde, jeder Bauer, Bürger und Edelmann alſo zur katholiſchen Religion zurückkehren, oder das Land räumen müſſe.

Es iſt angeführt worden, daß der Madrider Hof dem Kaiſer einen Angriff auf die Rheinpfalz verſprochen hatte. Dieſer wurde von den Niederlanden aus um die nämliche Zeit wirklich ausgeführt, zu der Maximilian von Baiern die Böhmen überwältigte. Unter der Führung des Generals Spinola war ein ſtarkes ſpaniſches Heer in der Rheinpfalz eingerückt, und hatte ſich ſofort einiger Plätze bemächtiget. Da hiezu der Kaiſer nach dem Ulmer Vergleich nicht ermächtiget war, ſo lag es ſowohl in der Pflicht, als im Intereſſe der evangeliſchen Union, die Länder ihres Hauptes, des Churfürſten Friedrich, mit Nachdruck zu ſchützen; doch dieſer Bund wollte ſeinen Character der Unbeholfenheit und Schwäche bis ans Ende durchführen. Der geringe Widerſtand, welchen man leiſtete, war daher ſo ſchlecht geleitet, daß die Spanier nicht nur in den eingenommenen Plätzen ſich behaupteten, ſondern noch andere eroberten, und endlich in dem größten Theile der Pfalz ſich feſtſetzten. Endlich löste ſich die jammervolle Union ſogar ganz auf. So wenig ferner der Schwiegervater Friedrichs V., der König von England, Anſtalten machen wollte, um dem Eidam zu Hülfe zu kommen, eben ſo wenig waren die nicht unirten evangeliſchen Fürſten in Deutſchland einer energiſchen Anſtrengung im Großen fähig, um dem drohenden Untergang ihrer Religion entgegen zu wirken. Nur ein Graf ohne Land, Peter Ernſt von Mansfeld, trat allein noch kräftig für die Partei auf. Derſelbe hatte ſich in Pilſen auch nach dem Siege Ferdinands II. bei Prag noch längere Zeit behauptet; wegen Mangels an Sold übergaben ſpäter ſeine gedungenen Waffenknechte zwar die Stadt an die Kaiſerlichen: doch der Muth des Grafen war noch nicht erſchüttert. Nach

---

[4]) Man hat hierüber noch ein merkwürdiges Schreiben des Jeſuiten Martin Becanus, des Beichtvaters Ferdinands II., an den churſächſiſchen Hofprediger Hoenegg, vom 17. März 1621, worin es heißt:

»Nunc igitur vellem amice ac familiariter cum Rev. ac nob. Dominatione Vestra conferre, an non expediret, ipsas literas Majestatis penitus tollere ac abolere propter has causas: 1. quia a spiritu Calvinistico profectae sunt; 2. quia magna ex parte dederunt occasionem rebellioni; 3. quia juste metuendum est, ne novam rebellionem concitent, nisi aboleantur; 4. quia ex earum abolitione nullum fiet praejudicium aut nostrae Romanae, aut Vestrae Augustanae confessioni. Imo tam nostra, quam Vestra Confessio magno periculo liberabitur, si communi consensu tollatur illud idolum rebellium Calvinistarum. Haec privatim propono. Si Rev. ac Nob. Dominatio vestra non probat has rationes, non repugno. Si autem probat, quod mihi est gratus, rogo, ut pro suo in S. Caes. Majestatem pio affectu conetur optimo modo inducere Serenissimum Electorem, ut in abrogationem seu abolitionem clementissime consentiat.«

Empfang neuer Hülfsgelder stellte er vielmehr in der Oberpfalz so lebhafte Werbungen an, daß er bald ein Heer von 20,000 Mann ins Feld führen konnte. Mit diesem eilte er nun zur Vertreibung der Spanier aus der Pfalz dem Rheine zu. Der spanische General Corduba, Nachfolger von Spinola, fürchtete die Macht des Gegners so sehr, daß er bei seiner Annäherung eiligst die Belagerung von Frankenthal aufhob; indessen Mansfeld mußte aus Rücksicht auf seine Söldner sich Geld zu verschaffen suchen, und hatte hiezu die reiche österreichische Landschaft Elsaß ausersehen. Dort brandschazte er nun, und überließ für das erste den Spaniern die Pfalz.

Als die Werbungen des Grafen in der Oberpfalz bekannt geworden waren, hatte Maximilian von Baiern seinem Feldherrn Tilly schon den Auftrag gegeben, den Mannsfelder zu vertreiben. Tilly konnte ihn jedoch nicht erreichen, und folgte ihm in die Unterpfalz. Graf von Mannsfeld versetzte nach der Verheerung des Elsaßes seine Plünderungen in das Bisthum Speier, und ließ auch den Grafen Tilly in der Pfalz festen Fuß fassen. Nachdem aber der Churfürst Friedrich verkleidet bei ihm eingetroffen war, griff er die Baiern bei Wißloch an. Die ersten Gefechte waren nur unbedeutend, und fielen bald für diesen, bald für jenen Theil günstig aus; doch bald kam es zu einem entscheidenden Schlag. Markgraf Georg Friedrich von Baden, im Besitze einer vorzüglichen Kriegsmacht, wollte die Unternehmung des Grafen Mannsfeld benützen, um dem Unglück der evangelischen Partei zu steuern. Er vereinigte daher seine wohlgerüsteten Truppen mit den Mannsfeldischen, und ging sodann dem Grafen Tilly entgegen. Dieser war von dem Vorgang so überrascht, und bei der Uebermacht der Gegner so besorgt, daß er schon an der Möglichkeit des Widerstandes verzweifelte; gleichwohl sollte die Sache den entgegengesetzten Ausgang nehmen. Während nämlich Mannsfeld und Markgraf Georg Friedrich von Baden den unverzeihlichen Fehler begingen, nach vollzogener Vereinigung sich wieder zu trennen, war es gerade umgekehrt dem baierischen General gelungen, das spanische Heer von 12,000 Mann unter Corduba an sich zu ziehen, und durch diese Verstärkung ermuthiget, lieferte er von den vereinzelten Gegnern dem Markgrafen von Baden bei Wimpfen eine entscheidende Schlacht. Auch jetzt noch neigte sich der Sieg Anfangs auf Seite des Markgrafen, und schon begannen die Baiern zu fliehen, als plötzlich im badischen Heere durch Entzündung einiger Pulverkarren Verwirrung entstand. Graf Tilly wußte dieß sehr gut zu benützen: denn er wiederholte einen Haupt-Angriff und nöthigte in der allgemeinen Unordnung das gesammte Heer der Gegner zur Flucht. Dieß war ein neuer bedeutender Schlag für den Churfürsten von der Pfalz und die gesammte evangelische Partei; andere sollten bald nachfolgen.

Nach der Niederlage des Markgrafen von Baden erhob sich ein nachgeborner Prinz des braunschweigischen Hauses, Herzog Christian, um bei der schmachvollen Unthätigkeit der regierenden evangelischen Fürsten zur Rettung des Churfürsten von der Pfalz und seiner Sache auf eigene Faust einen Versuch zu machen. Christian warb ein Heer an, und zog dem Rheine zu, um sich mit dem Grafen von Mannsfeld zu vereinigen; allein er wurde in verschiedenen Treffen von den Kaiserlichen empfindlich geschlagen. Als er endlich mit den Ueberbleibseln seines Heeres die Vereinigung mit Mannsfeld doch noch zu Stande brachte, beschränkte die verbundene Macht ihre Wirksamkeit leider auf eine neue Plünderung des Elsaßes, und fügte durch solche Ausschweifungen ihrer eigenen Partei den größten Nachtheil zu. Der Muth der gesammten reformatorischen Richtung sank überhaupt so sehr, daß man sich wieder auf Fürbitten legte, um dem Churfürsten von der Pfalz die Verzeihung des Kaisers auszuwirken. Da Ferdinand II. schon als Bedingung bloßer Unterhandlungen die Entlassung des Mannsfeldischen und Braun-

schweigischen Heeres forderte, so willigte der gedemüthigte Churfürst von der Pfalz auch in solche Forderung, und entließ sowohl den Grafen Mannsfeld, als den Herzog Christian von Braunschweig aus seinem Dienste. Nirgends zeigte sich demnach ein ernstlicher Widerstand der Protestanten, und über alle Erwartung vollständig war der Sieg des Kaisers so wie der katholischen Liga.

Nunmehr ordnete Ferdinand II. im Jahr 1623 eine Versammlung der Churfürsten in Regensburg an, um seine Erfolge auch im Wege der Gesetzgebung zu befestigen, und zugleich einen weiteren wichtigen Staatsplan durchzusetzen. Der Kaiser ging nämlich darauf aus, den Katholiken unter den Wahlfürsten ein noch größeres Uebergewicht zu verschaffen, und zugleich die katholischen Fürstenhäuser auf Kosten evangelischer beträchtlich zu heben. Zu dem Ende wollte er die pfalz-baierische Linie der Churwürde berauben, und die letztere der eifrig katholischen Münchner Linie übertragen. Der Plan des Kaisers war für die gesammte protestantische Partei im äußersten Grade gefährlich, und mußte auch die Eifersucht der Fürsten erregen. Eine Mehrheit im Rathe der Churfürsten konnte er für die Maaßregel freilich erlangen, da ihm außer der böhmischen Stimme jene der drei geistlichen Wahlfürsten unbedingt zu Gebot standen. Wenn indessen Johann Georg von Sachsen an die Spitze der evangelischen Richtung getreten, und als Organ derselben wider das Vorhaben Ferdinands II. nachdrückliche Einsprache erhoben hätte, so war es sehr zweifelhaft, ob das Reichsoberhaupt die Durchsetzung seiner Absicht gewagt hätte. In der That fürchtete man den Widerspruch des Churfürsten von Sachsen am kaiserlichen Hofe so sehr, daß man vor allem auf Mittel und Wege dachte, die Einwilligung oder wenigstens das Stillschweigen desselben zu erkaufen. Als Preis wurden endlich die Markgrafthümer Ober- und Niederlausitz ermittelt, welche pfandweise an Sachsen überlassen wurden [5]). Nunmehr schritt Ferdinand II. ohne weiteres zur That, erklärte auf dem Churfürsten-Tage zu Regensburg den Pfalzgrafen Friedrich von der Pfalz, wegen Aufruhrs gegen die Reichsgewalt, der Würde eines Wahlfürsten sowie eines Theiles seiner Länder für verlustig, und verlieh beide an den Herzog Maximilian von Baiern, das Haupt der katholischen Liga [6]). Durch

---

[5]). Später ging freilich auch das Eigenthum beider Markgrafschaften auf Churſachsen über. Anfangs schien aber der Kaiser die Hoffnung auf Wiedererwerb nicht aufgegeben, eben deßhalb nur in die Verpfändung gewilliget zu haben, wie aus folgendem Brief desselben an Wallenstein erhellt:

„Hochgeborner, lieber Herzog zu Friedland u. s. w. Ich kann Deroselbten hiermit gnädigst nicht verhalten, wie daß ich schon längst Vorhabens und in Willens gewesen, die aus nothdringenden, unumgänglichen und Ihr wohlbewußten Ursachen, dem Churfürsten zu Sachsen „pfandweis" hingelassene und Meinem Erbkönigreich Böheimb incorporirte beide Markgrafthümer Ober- und Niederlausitz wiederumb abzulösen und zu angeregtem, Meinem Königreiche zu bringen, solches auch längst gern gethan hätte, wenn es mir nit an hierzu dienlichen Mitteln ermangelt. Wann ich dann zu Deroselbten vor allen Anderen das gnädigste gnugliche Vertrauen gesetzt, . . . als habe ich Sie hiermit „ersuchen" wollen, gnädigst begehrend, ob Sie mir dießfalls mit Dero Gutachten an die Hand gehen wollen"

[6]): Dieses Verfahren Fereinands II., welches ungemeines Aufsehen erregte, war in folgender Weise urkundlich motiviret worden:

„Der Kaiser könne sich nicht einbilden, daß jemand im Reich so ungerecht erfunden werden solle, der ihm zumuthen dürfte, denjenigen wieder zu sich in sein innerstes Collegium restituiren zu lassen, der ihm und dem Reich, sonderlich den gehorsamen Ständen, die dem Kaiser geholfen, zu Schimpf, Schaden und Nachtheil, so viel in seinem Vermögen gewesen, nichts unterlassen, der mit des Kaisers größten und grausamsten Verfolgern und Feinden, ja mit den Türken selbst sich verbunden, und gefährlich zu practiciren nicht aufgehört, an dem der Kaiser, und die Churfürsten und Stände, besonders die ihn demüthigen helfen, er möge sich verstellen wie er wolle,

Eigennutz wurde sohin der Churfürst von Sachsen zum Verräther an seiner Partei, und hierdurch fügte er der Reformation sowie dem gesammten Vaterlande unermeßliche Nachtheile zu. Dieß zeigte sich nur zu bald.

Ferdinand II. hatte nun alle seine Zwecke erreicht, da nicht nur die Böhmen vollständig unterworfen, und die evangelischen Stände in Östreich zum Schweigen gebracht worden waren, sondern die katholische Partei sowohl im Rathe der Churfürsten, als sonst ein entschiedenes Uebergewicht über die evangelische erlangt hatte. Gleichwohl machte die Liga keine Anstalten zur Entwaffnung. Was soll diese drohende Stellung bedeuten, fragte man sich unter den Protestanten? Ist der Bedrückung noch nicht genug geschehen, soll vielleicht auch Niederdeutschland mit Gewalt zum Abfall von der Reformation gezwungen werden? Dort hatte diese ihren vorzüglichsten Stützpunct; konnte also auch Niederdeutschland wie Böhmen, Baiern, Östreich, Steiermark, Kärnthen und Krain behandelt werden, so war es um die Kirchen-Verbesserung geschehen. Ferdinand II. hatte nun sehr bedenkliche Beweise seiner fanatischen Sinnesart geliefert, er hatte seine Absicht, für die Ausrottung der evangelischen Religion alles zu wagen, nur zu oft zu erkennen gegeben. Möglich also, daß er dieselben Anschläge auch gegen Niederdeutschland im Sinne führe. War letzteres auch nicht wirklich der Fall, so glaubte man es doch, und es dachten im Jahre 1624 nun die Norddeutschen an die Bildung eines Bundes, um die Reformation vor dem Untergang zu bewahren. Dadurch trat eine neue Phase des Krieges ein.

Sechs und dreißigstes Hauptstück.

Der niedersächsische Bund. Siege Tilly's und Wallensteins.

(Vom Jahr 1625 bis 1629.)

Erwägend die Lage der Dinge, und überhaupt alle die Gründe zu ernstlichen Besorgnissen, welche im vorigen Hauptstück angeführt wurden, verhandelten der Churfürst von Brandenburg, die Herzöge von Meklenburg, Braunschweig und Holstein, sowie die freien Reichsstädte Hamburg, Lübeck und Bre-

einen immerwährenden Feind haben würden, als habe er wegen der ihm und dem Reich wegen der abscheulichsten und der zuvor im Reich niemals erhörten Felonien heimgefallenen pfälzischen Churwürde zur Haltung und Vollziehung seines Wortes, und damit das churfürstliche Collegium wieder ergänzt werde, unumgängliche Vorsehung thun müßen."

„Er habe daher aus kaiserlicher Machtvollkommenheit gedachte pfälzische Churwürde dem Herzog Maximilian von Baiern verliehen."

Vor dem Ausspruche der Uebertragung der pfälzischen Churwürde auf Maximilian, und zwar noch bei der Versammlung in Regensburg wollte freilich Sachsen jetzt auf ein Mal Hindernisse erregen, weil inzwischen auch die deutschen evangelischen Prediger in Böhmen durch Ferdinand II. verfolgt worden waren. Allein der Kaiser kehrte sich nun nicht mehr an die Einsprache Johann Georgs. Immer hatte dieser durch seine habsüchtigen Verträge mit Ferdinand II. jener bedeutenden Schwächung der evangelischen Partei Vorschub geleistet.

men im Jahre 1625 über die Errichtung einer Einigung, um allenfallsigen Uebergriffen des Kaisers mit gewaffneter Hand nachdrücklichen Widerstand zu leisten. Sowohl der König von Schweden, als jener in Dänemark, waren durch ihre Interessen gedrungen, an einem solchen Bund Antheil zu nehmen, und beide suchten auch unter Vermittlung Englands die Leitung desselben zu erhalten. Die meisten Ansprüche auf eine solche Auszeichnung hatte der junge König Gustav Adolph von Schweden erworben, da er in einem Kriege gegen Polen bedeutende Feldherrngaben entwickelt, und überhaupt mit Ruhm sich bedeckt hatte. Da er aber in Deutschland keine Länder besaß, während der König Christian IV. von Dänemark durch seine Fürstenthümer Holstein und Jütland deutscher Reichsstand war, so wurde letzterer zum Haupte des niedersächsischen Bundes ernannt.

Nach den ersten Vorbereitungen zur Aufstellung und Unterhaltung eines ansehnlichen Heeres legten die Verbündeten dem Kaiser ihre Beschwerden vor, und forderten Gewährschaften für die Aufrechthaltung der Reichsverfassung sowie der evangelischen Religion. Ferdinand II. fühlte sich aber zu mächtig, um einem solchen Verlangen gutwillig sich zu fügen; er lehnte dasselbe daher nicht nur entschieden ab, sondern forderte umgekehrt die Auflösung der niedersächsischen Einigung, als einer Verletzung seines Ansehens. Eingedenk seiner schnellen Siege in Oesterreich und Böhmen, und ein gleiches auch in Niederdeutschland durch die katholische Liga erwartend, ließ er dem Feldherrn der letztern, dem Grafen Tilly, mit Zustimmung der Bundeshäupter, sogar den Befehl ertheilen, unverzüglich in den niedersächsischen Reichskreis einzurücken. Allein bei der Ausführung dieses Planes ergaben sich Schwierigkeiten, auf welche der Kaiser nicht gerechnet hatte. Nicht bloß der König von Dänemark, der Churfürst von Brandenburg, die Herzöge von Mecklenburg und Braunschweig, sowie die drei Reichsstädte Hamburg, Bremen und Lübek hatten mit Nachdruck gerüstet, sondern auch der König Jakob von England unterstützte aus Rücksicht auf seinen Schwiegersohn, den Churfürsten von der Pfalz, den neuen evangelischen Bund. Mit Hülfe seiner Geldzuschüsse wiederholten Mansfeld so wie Christian von Braunschweig ihre Werbungen, und beide stellten beträchtliche Streitkräfte zu dem Heere der Verbündeten. Das letztere war nunmehr zu 60,000 Mann angewachsen, und der Macht Tilly's so entschieden überlegen, daß dieser um Verstärkung durch ein kaiserliches Heer nachsuchte. Ferdinand II. kam durch diesen Antrag in Verlegenheit, weil er trotz der Siege in seinen Erblanden, für den Augenblick keine Mittel besaß, um bedeutende Rüstungen vorzunehmen. Auf der andern Seite konnte es ihm keineswegs angenehm sein, die entworfenen Staatspläne ausschliessend von dem guten Willen der Liga abhängen zu lassen; denn deren Haupt, Herzog Maximilian von Baiern, hatte zu sehr seine Eifersucht gegen das staatliche Uebergewicht des Kaisers verrathen. In dieser Verlegenheit kam ihm nun ein Antrag äusserst erwünscht, welcher ihm von einem seiner höhern Offiziere, Herrn zu Waldstein, unerwartet gemacht wurde. Wallenstein, wie der Name später gesprochen ward, erbot sich nämlich, dem Kaiser auf eigene Kosten ein bedeutendes Heer ins Feld zu stellen.

Wie es möglich war, daß ein bloßer Privatmann ein solches Versprechen nicht bloß ertheilen, sondern auch erfüllen konnte, erklärt sich aus dem Geiste und den Zuständen jener Zeit. Die Raubsucht, welche dem kriegerischen deutschen Adel schon in den frühesten Zeiten anhing, hatte sich in soweit erhalten, daß bei einem Kriege in den besetzten feindlichen Ländern rücksichtslos gebrandschatzt und geplündert wurde. Ein Theil des Raubes fiel immer den geworbenen Waffenknechten zu, ja man unternahm die Werbung öfters nur durch die Hoffnung auf die Plünderung. Die Kriegszucht war zwar auch in den

geworbenen Heeren in sofern strenge, als schauderhafte Strafen und Hinrichtungen sehr häufig vorfielen; indessen sie bezog sich mehr auf den Dienst, und wenn die Söldner hierin pünktlich, so wie gehorsam sich bezeigten, wurde ihnen sonst manches nachgesehen, namentlich Völlerei und Unzucht gestattet. Alle arbeitscheuen Menschen liebten darum den Kriegsdienst, und ließen durch die harten Strafen keineswegs davon sich abschrecken. Wer der Zucht seiner Eltern entlaufen wollte, oder durch Ausschweifung sich zu Grunde gerichtet hatte, Verbrecher, die den Verfolgungen des Richters zu entgehen trachteten, oder, schon verurtheilt, entsprungen waren, suchten bei einer Werbfahne Zuflucht. Leute solcher Art gab es nun bei der damaligen Verwirrung in Deutschland so viele, daß man nichts brauchte als ein landesherrliches Werbpatent und Geld, um ein großes Heer aufzustellen. Dasselbe bestand freilich größtentheils aus Taugenichtsen; allein durch die Vorliebe für den Kriegsdienst gab es doch auch viele geübte Soldaten, welche gerne sich anwerben ließen, und im Uebrigen wußte eine scharfe Kriegszucht den wilden Haufen wenigstens in Beziehung auf militärische Zwecke zu beherrschen. Der Name des Oberanführers, durch den in Auftrag des Kaisers oder eines Landesherrn die Werbungen unternommen wurden, hatte auf größeres oder geringeres Zuströmen von Söldnern bedeutenden Einfluß, weil letztere lieber unter einem Feldherrn von Ruf Dienste nahmen. Albrecht von Wallenstein war nun freilich noch nicht als Heerführer des ersten Ranges bekannt; allein er hatte als Oberster an der Schlacht am weißen Berg mit Auszeichnung Antheil genommen, und noch größern Ruhm als kaiserlicher Generalmajor bei den folgenden Kämpfen in Ungarn erworben. An Geld fehlte es ihm eben so wenig. Schon von Jugend auf war der hochstrebende Sinn dieses Mannes mit ehrgeizigen Entwürfen erfüllt gewesen, und da er dieselben zugleich mit großer Berechnung verfolgte, so hatte er frühzeitig alle seine Sorgfalt auf Erwerbung von Vermögen gerichtet, als dem sichersten Wege zur Macht. Nachdem er durch seine Gemahlin, Lucretia von Landeck, beträchtliche Güter erhalten hatte, verlieh er, nach dem Tode derselben, durch die Vermählung mit einer Gräfin von Harrach seiner öffentlichen Stellung schon einen gewissen Glanz. Auch im Materiellen war der Vortheil der zweiten Ehe bedeutend, weil sein Schwiegervater, als vertrauter Rath des Kaisers, großen Einfluß besaß, und diesen zum Theil auf den Eidam übertrug. Um, als Grundlagen für seine Entwürfe, vornehmlich sein Vermögen zu vergrößern, ergab sich Wallenstein mit vielem Geschick dem Ankauf und Tausch von Herrschaften und Landgütern. Er hatte die Rechtswissenschaft studirt, und war in den Geschäften sehr geübt. Da er nun seinen ganzen Briefwechsel selbst besorgte, sogar mitten im Kriege die obere Leitung seiner Güter durch schriftliche Anweisungen an Verwalter und Beamte selbst führte, so nahm sein Wohlstand sichtbar zu. Der Sieg des Kaisers über die Böhmen gab ihm nun vollends Gelegenheit, den Wohlstand in ausserordentlichen Reichthum zu verwandeln. Ferdinand II. hatte die bereits erwähnten Beraubungen flüchtiger Protestanten so weit getrieben, daß er über 600 Herrschaften in Böhmen einziehen ließ, und daraus mehrere Millionen für seine Kriegszwecke erlösen wollte. Auch zur Bezahlung von Schulden wurden solche Herrschaften verwendet, und da unter andern Albrecht von Wallenstein einige Regimenter für den Kaiser aus eigenen Mitteln aufgestellt hatte, so überließ er ihm theils an Zahlungsstatt, theils zur Belohnung, die reiche Herrschaft Friedland um einen äusserst niedrigen Preis. Bei seiner Vermählung mit der Gräfin Harrach war Wallenstein schon in den Stand der Reichsgrafen erhoben worden; jetzt ertheilte ihm der Kaiser aber vollends die Würde eines Herzogs zu Friedland. Gleichzeitig erwarb der Herr von Waldstein noch gegen 60 andere confiscirte Güter in Böhmen für die große Summe von 7 Millionen Gulden. Auch letzterer Kaufpreis erreichte den wahren Werth der Güter

bei weitem nicht, und so ergiebt sich, wie unermeßlich reich der genannte kaiserliche General schon gegenwärtig war. Unter diesen Umständen erschien also das Anerbieten desselben zur Aufstellung eines Heeres für den Kaiser keineswegs als eine leere Prahlerei, sondern konnte in der That ausgeführt werden. Nachdem Ferdinand II. die ihm gemachten Anträge sehr freundlich aufgenommen hatte, entstand Anfangs nur ein Bedenken über die Größe der zu werbenden Armee. Der Kaiser sprach von 20,000 Mann; Wallenstein erklärte hingegen, daß er ein solches Heer nicht ernähren, sondern dasselbe zu dem Ende auf 50,000 Mann bringen müsse. Diese Erklärung sprach alle Absichten des Feldherrn deutlich aus, d. h. er wollte die feindlichen Länder bis auf den Grund ausplündern, um nicht nur den Sold für seine Waffenknechte zu erhalten, sondern auch seinen eigenen Reichthum noch höher zu steigern. Da aber deßhalb eine große Aufregung in Deutschland und ein verzweifelter Widerstand in Aussicht trat, so wollte der kaiserliche Oberanführer schon von vorneherein die Mittel zur Ueberwältigung desselben sich verschaffen. Am kaiserlichen Hofe bestand man, dem Scheine nach, auf der Zahl 20,000; doch Wallenstein, welchem drei böhmische Kreise zu Werbeplätzen angewiesen worden waren, erhielt die Erlaubniß, nach der Eröffnung des Feldzuges sein Heer so sehr zu vergrößern, als es ihm gutdünken würde. Albrecht, Herzog von Friedland, war vorzüglich durch ein gewisses organisirendes Genie ausgezeichnet, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, bedeutende Unternehmungen zu leiten. Dasselbe bewährte sich auch gegenwärtig; denn da der Herzog auf seinen Herrschaften ganze Colonien von Handwerkern aller Art angelegt hatte, von denen er die Bedürfnisse für ein Heer anfertigen ließ, auch sonst Lieferungen mit Energie betrieb, so ging die Aufstellung einer Armee sehr rasch von statten. Am 25. Juli 1625 hatte er seine Bestallung als General-Oberster Feldhauptmann des Kaisers erhalten, und schon Ende August desselben Jahres war ein Heer von 20,000 Mann zusammengebracht. Wie dieß in einer so kurzen Zeit möglich gewesen sei, erklärt sich durch die große Masse müßig umherziehender Waffenknechte und den Umstand, daß sich andere Private von geringerem Ansehen mit Wallenstein associrten. Der eine errichtete nämlich eine Compagnie, der andere ein Regiment, die sie nun dem Herzog zuführten, und dafür die Anführung derselben mit dem Versprechen guter Beute und rascher Beförderung erhielten.

Zu Anfang September 1625 brach Herzog Albrecht von Friedland mit 20,000 Mann von Eger auf, und rückte durch Franken nach Niedersachsen vor. Da noch auf dem Marsche eine Menge Söldner ihm zuströmten, so war sein Heer schon bei seinem Eintritt in den niedersächsischen Reichskreis auf 30,000 Mann angewachsen. Graf Tilly, der Feldherr der Liga, hätte also Unterstützung genug gehabt; indessen der Friedländer wollte sich vor allem einen großen Namen erwerben, und der Weg dazu schien nicht im gemeinschaftlichen Handeln mit einem berühmten Heerführer zu liegen, da in solchem Fall das Verdienst der Thaten größtentheils diesem beigemessen werden würde. Wallenstein suchte sich daher seinen eigenen Kampfplatz aus und zog nach dem Harz, als Tilly dem Laufe der Weser folgte. Christian IV. das Haupt des niedersächsischen Bundes, stand mit seiner bedeutenden Armee zwar im Feld; allein er unternahm nichts von Bedeutung, sondern ließ vielmehr Friedens-Unterhandlungen einleiten, die natürlich zu keinem Ziele führten. Wallenstein hatte sich unterdessen (Anfangs 1626) an der Elbe festgesetzt, und insbesondere bei Dessau einen Brückenkopf errichtet, um sich den Uebergang über den Strom zu sichern. Der unternehmende Graf von Mannsfeld sah die Wichtigkeit dieser Stellung bald ein, und suchte den Friedländer daraus zu vertreiben. Letzterer vertheidigte sich aber so tapfer, daß mehrere Angriffe zurückgeschlagen wurden. Vergebens beschloß nun Mannsfeld einen Sturm mit seiner ganzen Macht; Wallenstein

hatte die Besatzung des Brückenkopfes auf eine geschickte Weise verstärkt, und sich selbst mit einigen Regimentern guter Reiterei in einen Hinterhalt gelegt. Als nun der Sturm begann, wurden die Mannsfeldischen nicht nur an der Brücke selbst zurückgetrieben, sondern bei dem Rückzuge auch noch von dem Hinterhalte Wallensteins angegriffen. Sie geriethen nun in gänzliche Unordnung und erlitten eine sehr empfindliche Niederlage. Graf von Mannsfeld flüchtete sich in die Mark Brandenburg, und stellte dort zur Ergänzung seines Verlustes neue Werbungen an. Hierauf beschloß er, den Krieg in das Land des Kaisers zu spielen, zu dem Ende nach Schlesien zu rücken, und dort mit dem alten Feind Ferdinands II., dem Fürsten Gabor von Siebenbürgen, sich zu vereinigen.

Während Herzog Albrecht von Friedland zum Schutz der kaiserlichen Erblande dem Mannsfelder nach Schlesien folgte, manövrirte das Haupt des niedersächsischen Bundes, Christian IV. von Dänemark, gegen den Grafen Tilly. Die kriegerischen Ereignisse blieben indessen unbedeutend, bis Christian IV. dem Beispiele des Grafen von Mannsfeld folgend, in die Länder der Liga einzudringen suchte. Graf Tilly führte nun rasch eine Seitenbewegung aus, und kam durch Eilmärsche dem Könige wirklich zuvor. Letzterer trat deßhalb den Rückzug an, ward jedoch bei Lutter zur Schlacht genöthigt. Christian IV. hatte durch Besetzung verschiedener Plätze seine Macht zersplittert, so daß denn die Uebermacht auf Seite des ligistischen Feldherrn sich befand. Zudem war das Heer des letztern durch den langen Krieg vortrefflich geschult worden, und durch das Vertrauen zu seinem begabten Führer von Kampflust erfüllt. Der dänische König setzte diesen Eigenschaften mit den Seinigen zwar ausnehmende Tapferkeit entgegen; doch vergeblich. Tilly siegte entscheidend, und Christian IV. beschränkte sich mit den Trümmern seiner Armee nun auf die Vertheidigung. Auch diese schlug nicht an; die Truppen der Liga warfen ihn vielmehr auf allen Punkten, wo er sich setzen wollte, und drängten ihn zuletzt bis an die dänischen Grenzen zurück. Mittlerweile war auch die Unternehmung des Grafen von Mannsfeld, trotz aller Geschicklichkeit und Ausdauer, vollkommen gescheitert. Um der Uebermacht Wallensteins auszuweichen, und erst vereint mit Gabor gegen denselben loszubrechen, ging er unter den größten Mühseligkeiten von Schlesien über die Karpathen nach Ungarn, und stieß glücklich zu seinem Verbündeten, dem siebenbürgischen Fürsten. Allein dieser, welchem man auf die Hülfe des niederdeutschen Bundes und Englands große Hoffnungen gemacht hatte, um ihn zum neuen Bruch mit dem Kaiser zu bewegen, war durch den hülflosen Zustand, in welchem das Mannsfeldische Heer gegenüber dem Wallensteinischen ankam, nicht eben angenehm überrascht. Er schloß darum zu seiner Sicherheit mit Ferdinand II. schnell Frieden und überließ den braven Grafen von Mannsfeld rücksichtslos seinem Schicksal. Ohne Geld und am Nothdürftigsten Mangel leidend, war der standhafte Graf nun zur Entlassung seiner Söldner gezwungen. Er selbst wollte sich nach Venedig begeben, um dort Geld zu neuen Rüstungen auszuwirken; doch der Tod ereilte ihn (1626) in Dalmatien zu Urakowitz, ohnweit Zara.

Wallenstein hatte jetzt freie Hände, um mit seiner gut verpflegten Armee die zurückgebliebenen Trümmer evangelischer Truppen in Schlesien zu vernichten, alsdann nach Sachsen zurück zu gehen, und dort in Gemeinschaft mit Tilly den Ruin der evangelischen Partei zu vollenden. Nachdem er den Winter $16^{26}/_{27}$ mit Vorbereitungen zu dem neuen Feldzug und der Ordnung seiner Haus-Angelegenheiten in Böhmen zugebracht hatte, hielt er im Juni 1627 zu Glaz schon über ein Heer von 40,000 Mann Musterung. Mit einer solchen Uebermacht waren die dänischen und deutschen Truppen der Protestanten, welche sich an mehreren Orten Schlesiens festgesetzt, und selbst den Angriff einiger kaiserlichen Regimenter

vor des Friedländers Eintreffen abgeschlagen hatten, bald zum Weichen gebracht. Um das Unglück der Evangelischen noch zu vermehren, war der Churfürst Georg Wilhelm von Brandenburg auf den schwachsinnigen Gedanken gerathen, in dem Kriege sich neutral zu verhalten. Ja das Kabinet desselben, durch den Grafen von Schwarzenberg geleitet, förderte heimlich sogar die Sache des Kaisers, indem man den Ueberbleibseln des dänisch-deutschen Heeres der Protestanten in Schlesien auf dem Rückzug den Durchzug durch das Brandenburgische erschwerte. Im August 1627 rückte endlich Wallenstein mit seiner ganzen Heeresmacht nach Mecklenburg, um den Siegen Tilly's andere von seiner Seite entgegen zu stellen. Der arme König von Dänemark, schon durch den liguistischen Feldherrn geschlagen, vermochte nichts zur Rettung Mecklenburgs zu thun. Das ganze Land wurde daher von den Friedländischen besetzt. Christian IV, nunmehr auch um sein Fürstenthum Holstein besorgt, machte vergebens neue Anstrengungen, um die gegnerischen Feldherren zur Bewilligung des Friedens zu bewegen; denn die letztern stellten in ihrem glänzenden Siegeslaufe so harte Bedingungen, daß die eingeleiteten Unterhandlungen sofort wieder aufgehoben wurden. Nunmehr rückte Wallenstein im Verein mit Tilly auch nach Holstein, und brachte den bestürzten Dänenkönig fast zur Verzweiflung. Später trennte sich Tilly zwar von Wallenstein, weil das Ländchen so große Armeen nicht reich genug versorgen konnte, auch machte Christian IV. durch Entgegenstellung eines kleinen Heeres eine letzte Anstrengung zum Widerstand; allein bei Aalborg wurde dieses von dem friedländischen General Schlick gänzlich geschlagen. Der Herzog von Friedland glaubte nun, daß die rechte Zeit gekommen sei, an den eigentlichen Zweck seiner Verbindung mit dem Kaiser zu denken. Sein Ehrgeitz hatte sich ein so hohes Ziel gesteckt, daß ihm die Erhebung zu einem Reichsfürsten und wirklichen Landesherrn, also die Belehnung mit Fürstenthümern, keine zu große Belohnung dünkte. Welche erwünschte Gelegenheit war aber jetzt gegeben, da der Friedländer im Besitze des Herzogthums Mecklenburg sich befand? Er brachte daher die Rechnung seiner Auslagen bei der Aufstellung des Heeres zum Vorschein, welche sich nicht geringer, als auf drei Millionen Gulden belief, und verlangte dafür das genannte Herzogthum. Sowohl Politik, als Gerechtigkeit hätten den Kaiser zur Verweigerung eines so ausschweifenden Gesuches bestimmen sollen. Denn die Herzöge von Mecklenburg hatten dem Könige von Dänemark eigentlich nur gezwungen Vorschub geleistet, und die kaiserlichen Truppen unter Wallenstein sogar als Beschützer begrüßt. Hienächst mußte eine Absetzung derselben, bei den vielen andern Gewaltthätigkeiten Ferdinands II., als ein offenbarer Beweis erscheinen, daß letzterer es nicht bloß auf Unterdrückung der evangelischen Religion, sondern auch auf Gründung einer absoluten Monarchie in Deutschland abgesehen habe. Hierdurch konnte jedoch selbst bei den katholischen Fürsten Mißtrauen wider den Kaiser erregt, und nach Umständen ein allgemeiner Widerstand gegen ihn hervorgerufen werden. Wallenstein hatte im Rathe des Kaisers aber so viele ergebene und einflußreiche Freunde, daß, aller angeführten Gründe ungeachtet, die Verleihung Mecklenburgs an den Friedländer beschlossen wurde. Nur wählte man nach der Gewohnheit des Zeitalters die mildernde Form einer Verpfändung jenes Fürstenthums bis zur Erstattung der Auslagen Wallensteins für den Kaiser, was von der Eigenthums-Uebertragung eigentlich wenig verschieden war [1]).

---

[1]) Die hierüber erlassene Urkunde des Kaisers hat folgenden Inhalt:

„Der Kaiser setzt dem Herzog von Friedland wegen seiner bewiesenen heroischen Tapferkeit und aufgewandter Spesen und Unkosten das Fürstenthum Meklenburg mit allen seinen Pertinentien ein- und zugehörigen Renten und

So bedenklich dieser Schritt den deutschen Reichsständen erscheinen mußte, so nahm Ferdinand II. gleichwohl keinen Anstand, noch größere Entwürfe, namentlich den Plan zur dauernden Besitznahme der Ostsee-Küste an den Tag zu legen [2]). Nicht genug, daß der Herzog von Friedland, als kaiserlicher Feldherr den Titel eines „Generalissimus zur See" zu führen begann, unternahm er auch die Belagerung von Stralsund. Doch hier sollte der Siegeslauf Wallensteins aufgehalten werden: denn die tapfern Bürger vertheidigten sich mit äusserstem Nachdruck. Da der Friedländer, in Ermangelung von Schiffen, die Stadt von der Seeseite nicht einzuschließen vermochte, so erhielt diese bald von den übrigen Hansestädten, bald von Dänemark, bald von Schweden Hülfe. Der kaiserliche Feldherr sah sich daher, trotz aller Anstrengungen, zur Aufhebung der Belagerung gezwungen. Voll von Aerger schloß er Stralsund im September 1628 zum zweitenmal ein. Obgleich er die Stadt jetzt noch heftiger berannte, und sogar schwur, „er wolle sie nehmen, und sei sie auch mit Ketten an den Himmel gebunden", mußte Wallenstein dennoch auch jetzt die Belagerung wieder aufheben, und besiegt von dannen ziehen. Stralsund blieb gerettet.

Im Uebrigen trat der Kaiser vollkommen als Sieger auf, und auch in Niederdeutschland schien die Sache der Reformation für immer verloren. Tilly und Wallenstein waren nicht bloß vorzügliche Feldherren, sondern auch gute Staatsmänner. Darum hielten sie gerade die jetzige glänzende Stellung Ferdinands II. für die schicklichste Gelegenheit, mit Dänemark Frieden zu schließen. Bei der völligen Entkräftung Christians IV. mußten von ihm nur bei einiger Großmuth die günstigsten Friedens-Bedingungen auszuwirken sein, und so konnte durch Abschluß eines Separat-Vertrages mit ihm die Politik der Vereinzelung der Protestanten fortgesetzt werden. Treibe man die Sache dagegen wider Dänemark auf das äusserste, so sei zu besorgen, daß ein allgemeiner Bund von Frankreich, England, Schweden und Dänemark gegen den Kaiser geschlossen werde. Das Gewicht solcher Gründe verkannte man am Wiener Hofe keineswegs; die beiden Feldherren des Kaisers und der Liga erhielten vielmehr Auftrag zur Einleitung von Unterhandlungen, welche zu Anfang des Jahres 1629 in Lübeck eröffnet wurden. Da sich der Kaiser mit Mäßigung benahm, so hatten die Unterhandlungen einen guten Fortgang, und der Friede

---

Einkommen zu einem Unterpfande ein, also dergestalt: daß Seine Liebden und derofelben Erben mehrbesagtes Herzogthum Meklenburg ꝛc. sammt allen dazu gehörenden Land und Leuten, wie dasselbe vorgenannte Herzöge von Meklenburg inne gehabt, mit allen Rechten, Gerechtigkeiten, Ehren ꝛc. in Ihre Gewalt und Besitz nehmen, auch so lange nutzen und genießen sollen, bis Seine Liebden angeregten Kriegskosten erstattet und bezahlt werden. Dannhero die Unterthanen dem Herzog von Friedland die gebürliche Pflicht und Huldigung zu leisten schuldig seien." — Das Absetzungs-Urtheil gegen die Herzöge von Meklenburg war in folgender Art motivirt:

„Weil sie die kaiserlichen Ermahnungen: sich mit dem Könige von Dänemark in kein Bündniß einzulassen, verächtlich in den Wind geschlagen, in der conspiration wider das heilige römische Reich halsstarrig verharrt, sogar Ursach gewesen, daß der Türke, der Feind christlichen Namens, in das Spiel gezogen worden sei."

[2]) Diese Absicht ergab sich daraus, daß Wallenstein ernstlich damit umging, eine Seemacht aufzurichten, und alle Häfen an der Ostsee zu befestigen. An seinen Unterbefehlshaber Arnim schrieb er im November 1627: „Ich werde berichtet, daß acht und zwanzig Meerhäfen in Pommern sein sollen. Nun ist es ziemlich viel, aber sey's wie's will, so müssen sie alle besetzt und fortifizirt werden, bitt derowegen, der Herr seh alles zu besetzen, zu dem der Herr halte alle Schiff an, denn ein Theils wollen wir armiren, andern theils zum Übersetzen gebrauchen."

Dann im December desselben Jahres: „Was die Armirung der Schiff anbelangt bitt, der Herr thu das äußerste dabei, denn er sieht, daß wir uns jetzt werden zu Meer machen."

wurde am 12. Mai 1629 abgeschlossen. Ferdinand II. gab dem Könige von Dänemark darin alle seine Länder zurück, und bedingte sich nur, daß Christian IV. nicht weiter in die deutschen Angelegenheiten sich einmischen soll, als es ihm in der Eigenschaft eines Herzogs von Holstein zustehe. Selbst auf eine Entschädigung wegen verwendeter Kriegskosten verzichtete das Reichsoberhaupt; dagegen war in dem Friedensschluß weder zu Gunsten des Churfürsten von der Pfalz, noch in sonst einer Art, ein Zugeständniß für die protestantische Partei bewilliget worden. Der König von Dänemark hatte also die üblen Folgen seiner Niederlagen für sich zwar abgewendet, die deutschen Protestanten aber preisgegeben, so daß denn seine Einmischung der Reformation wenig Heil brachte.

Sieben und dreißigstes Hauptstück.

Unglückliche Lage der Protestanten und des Reichs. Das Restitutions-Edict. Wendepunkt des Kriegs.

(Vom Jahr 1629 bis 1630.)

Was die kühnsten und vermessensten Rathgeber des Kaisers nicht zu hoffen gewagt hatten, war glücklich vollführt, nicht bloß in Baiern, Oesterrrich und Böhmen die Reformation wieder unterdrückt, sondern auch in der Rheinpfalz nach der Vertreibung des Churfürsten Friedrichs V. ein gleiches geschehen, und jetzt standen die Heere des Kaisers sogar siegreich in Norddeutschland. So wie Ferdinand II. in dem Religionsstreit alle seine Entwürfe glänzend gelingen sah, so übte er auch die Reichsgewalt mit einem Nachdruck aus, welche man kaum mehr für möglich gehalten hätte. Mit einem Federzug entsetzte der Kaiser die pfalzbairische Linie der wichtigen Churwürde, entzog er den Herzögen von Meklenburg, einem der ältesten deutschen Adalings- oder Fürstenhäuser, sogar ihre Fürstenthümer. Von Seite der Fürsten murrte man; doch nur heimlich und ohne den Muth zum Widerstand zu zeigen. Das natürliche Haupt der evangelischen Partei, der Churfürst Johann Georg von Sachsen, sah mit stumpfsinniger Schwäche dem immer näher rückenden Untergang der Reformation zu; trostlos und verzweifelt war daher die Lage der letztern. Waren aber schon die evangelischen Fürsten dem Abgrunde des Verderbens nahe, so zeigte sich der Zustand der Bevölkerung in den protestantischen Ländern noch elender. Durch den Grafen von Mannsfeld und den Herzog Christian von Braunschweig war das Beispiel gegeben worden, den Krieg nur durch Söldner zu führen, welche durch Plünderung ernährt und bezahlt werden. Doch die Erpressungen beider Heerführer waren noch eine Kleinigkeit gegen die Raubsucht eines Tilly und eines Wallenstein im Großen. Graf Tilly, von seinen Siegen begünstiget, und immer in Feindes-Land stehend, brandschatzte namentlich in Norddeutschland unbarmherzig, und erhob ungeheure Summen. Und selbst Er sollte noch an dem Herrn von Waldstein, dem Herzog Albrecht zu Friedland, seinen Meister finden. Letzterer bewies durch die That, warum er so sehr auf Erhöhung seines Heeres gedrungen hatte: denn er brachte die

feindlichen Länder, die er einnahm, völlig zur Verzweiflung. Nicht genug, daß er unmäßige Contributionen ausschrieb, das Vieh heerdenweise wegtreiben ließ, Getraide, Brod, Leder, Futter, Pferde, und was sonst seine Armee brauchte, unentgeldlich sich liefern ließ, führten auch seine Soldaten einen vandalischen Lebenswandel. Seine ganze Unternehmung war eine Speculation zu Erwerbung von Macht und Geld, bei welcher der Oberfeldherr mit seinen Offizieren im Gesellschafts-Vertrage stand. Während nämlich Wallenstein durch den Krieg zu einem regierenden Landesherrn mit unermeßlichen Reichthümern sich erheben wollte, suchten auch seine Offiziere dadurch ihr Haus zu heben oder erst eine neue Familie zu gründen. Wallenstein war zur Ausführung seiner gewaltigen Pläne der unbedingten Ergebenheit seiner Offiziere bedürftig, und überschüttete sie darum mit Schätzen. Dabei sollte seine eigene Kasse ebenfalls fortwährend gefüllt sein, um die Ereignisse zu beherrschen: alle Summen, welche er in solcher Stellung nöthig hatte, mußten aber die besetzten Feindes-Länder liefern, und man kann sich demnach vorstellen, zu welchem Umfange das gewerbmäßige Rauben und Plündern ausgedehnt wurde. Wirklich finden sich Angaben, daß der Friedländer während eines Zeitraumes von sieben Jahren 6000 Millionen Thaler in den protestantischen Ländern erpreßt habe. Mögen solche Behauptungen immerhin an bedeutenden Uebertreibungen leiden, auf die Größe der Räubereien lassen sie gleichwohl schließen [1]).

Deutschland war innerlich zerrissen, der Handel zerstört, ein Theil der Nation ausgeplündert, und gegen seine Dränger aus dem eigenen Blute tief entrüstet. Schadenfroh bemerkte eine lauernde auswärtige Macht die Krämpfe des größten Volkes in Europa und brütete schon über Plänen, dieselben zur Zerstücklung des ehrwürdigen Reiches zu benützen. Versöhnung der Parteien war das dringendste Bedürfniß, Duldung und Gewissens-Freiheit der unfehlbare Weg dazu, und gerade dieser Weg war in den

---

[1]) Man hat eine Menge von Urkunden, worin das Jammergeschrei der geplünderten Länder gegen Wallenstein ausgedrückt ist. Damit man von der Größe des Uebels sich eine Vorstellung machen, und überhaupt der Seele ein Bild der damaligen Zustände einprägen könne, wollen wir nur eine jener Urkunden mittheilen. Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg und Administrator zu Magdeburg schrieb nämlich am 27. Hornung 1626 dem Kaiser folgenden Brief:

„Ich will mir in Ewigkeit nicht einbilden noch glauben, daß Ew. Kaiserliche Majestät deren General, Fürsten von Friedland sollen anbefohlen haben, wider Ihro, mit des heil. Röm. Reichs Churfürsten aufgerichtete Capitulation mich und meine arme Unterthanen um Leib und Leben, wie auch um alle zeitliche, ja ewige Wohlfahrt zu bringen, das ganze Land mit Feuer und Flammen, Mord und Rauben zu erfüllen. — — Bitte demnach Ew. Kais. Maj., Sie geruhen allergnädigst Ihren General, Fürsten von Friedland ernstlich zu befehlen, alsofort nicht allein seine bei sich habende übel disciplinirte und hausende Armee, aus beiden Primat- auch Erz- und Stiftern Magdeburg und Halberstadt abzuführen, den großen, unerhörten Schaden, so den Ländern zugefügt, reslandiren, sondern daß Er, Fürst von Friedland, auch in die hochverpönte, des heil. Röm. Reichs Strafe zu verurtheilen, daraus werden nicht allein ich und meine hochbedrängten Unterthanen Sonnenklar absehen, sondern auch das ganze heil. Röm. Reich und alle Welt wird vermerken, daß Ew. Kais. Ma. Meinung niemals gewesen, oder noch sey, wider Ihre geschworne Capitulation, der guldenen Bull, oder anderen Reichs-Constitutionibus etwas zu handeln, vielweniger mich ungehört mit solchen Feindseligkeiten Überfall und Einquartirung zu beschweren. Zweifle demnach nicht, Ew. Kais. Majestät werden als ein gerechter, löblicher Kaiser, Ihren General, den Fürsten von Friedland Angesichts mit der Landverderbenden Armee abzuziehen befehlen. — — Sollte ich aber mit meiner rechtmäßigen Nothdurft in so hochbedrängten und mitleidenden Zustande nicht gehöret, Ew. Kais. Maj. General, der Fürst von Friedland nicht alsofort abgeführet und zu Wiedererstattung alles erlittenen Schadens verurtheilet, dann auch der hohen Verbrechungen und Excess halber nicht gestraft werden, so muß ich solche hohe Noth Gott dem Allmächtigen klagen und dessen Hülf erwarten."

Augen des Kaisers ein Gräuel. Ferdinand II. war so sehr in finstern Fanatismus versunken, daß er die Ehrfurcht vor den Geistlichen bis zur Abgötterei trieb [2]). Bei solcher Gemüths-Krankheit machten daher weder das Wehgeschrei der geplünderten Länder und die Leiden der Nation überhaupt, noch die Gefahren, welchen Deutschland bei Fortsetzung des Religionskrieges ausgesetzt werden mußte, den geringsten Eindruck auf ihn. Anstatt das unglückliche Loos der Protestanten zu mildern, beschloß er vielmehr, noch einen entscheidenden Schritt zu wagen, wodurch der Untergang der Reformation früher oder später unvermeidlich werden müßte. Zu solchem Zwecke, und um zugleich die katholische Liga durch Gefälligkeiten noch mehr an sich zu ziehen, verfiel er nämlich auf den Gedanken, die Evangelischen zur Zurückgabe aller geistlichen Güter zu zwingen, welche seit dem Passauer Religionsfrieden eingezogen worden waren. Von Seite des Kaisers wurde behauptet, daß solche Einziehung den Reichsgesetzen, wie den Verträgen zuwiderlaufe, während die evangelischen Stände die Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens aus denselben Verträgen ableiteten, und noch überdieß auf ihren überaus langen Besitzstand sich beriefen. Wie triftig die Gründe der Protestanten waren, und wie unzweckmäßig in jeder Beziehung das Vorhaben des Kaisers erscheinen mußte, geht schon daraus hervor, daß ihm seine ergebensten Räthe, selbst der treue Khevenhüller, dringend davon abmahnten. Doch bei Ferdinand II. galten die Jesuiten mehr, zugleich nahm sein fanatischer Religionshaß so wenig Vernunft an, daß er starrköpfig allen Gefahren trotzen, seinen Willen also durchsetzen wollte. Da er durch seine unerwarteten Siege auch hoffärtig geworden sein mochte, zur Vorsicht ferner der Zustimmung der geistlichen Churfürsten, sowie Maximilians von Baiern sich versichert hatte, so befahl er in einer feierlichen Verordnung sofort die Zurückgabe der bemerkten Güter. Das war das berühmte **Restitutions-Edict**, wodurch die Gefahren für die Reformation auf den äussersten Grad gesteigert wurden, und der verheerende Religionskrieg noch heftiger, als bisher, entzündet werden sollte [3]). Gleichzeitig fällte der Kaiser den wichtigen Ausspruch, daß die zweite Declaration Ferdinands I.

---

[2]) Er sagte selbst: „Wenn ihm ein Engel und ein Priester zugleich mit einander begegnen sollten, so würde er zuerst dem Priester und dann erst dem Engel seine Ehrerbietung bezeigen. Speculum Theopoliticum. Cap. IX. Ferdinandus II. mortalium neminem in terris aeque reveritus est, quam sacerdotes, in quibus omnibus divinum Numen venerabatur et honorabat. Auditus est non sine admiratione dicere occurrentibus, sibi eodem loco ac tempore Angelo et Sacerdote, se primum Sacerdoti, deinde Angelo honoris officium persoluturum.

[3]) Wegen seiner welthistorischen Folgen wollen wir den Inhalt des Restitutions-Edicts in den Hauptsätzen mittheilen:

„Männiglich würde es bekannt seyn, in was schädliche Mißheligkeit und Zerrüttung das geliebte Vaterland deutscher Nation nun eine lange Zeit her geschwebt, deren Anfang zwar die Spaltung in der Religion gewesen, und noch sey, nebst diesem aber vornehmlich, daß gegen den Religions- und Landfrieden nicht nur allein unterschiedliche Spolien und andere hochschädliche Atentaten verübt, sondern auch noch dazu unter allerhand gesuchtem Schein und Disputen über den Religionsfrieden selbst vertheidigt werden wollen."

„Wie dann eines Theils die Protestirende selbst erkennt, daß ohne Einwilligung des katholischen Theils dazu schwerlich zu gelangen. Dannenhero bald hernach neben den Katholischen auch Churſachsen und Hessendarmstadt dem Kaiser Matthias gerathen, daß er obbemeldten Gravaminen aus kaiserlichem Amt dem Exempel der vorigen Kaiser zufolge nach Inhalt der Reichs-Constitution ihre Entledigung geben sollte. Wann dann der Kaiser seines Amtes zu seyn ermesse, nicht allein vorzusehen, wie er des römischen Reichs Widerwärtigen begegne, und dasselbe wieder zur Ruhe stelle, sondern auch zugleich, damit durch ungleiche Ausdeutung der Religionsfrieden die Reichsstände nicht weiter in Zwietracht und Mißhelligkeit gerathen mögen, und er erst neuerlich von dem churfürstlichen Convent zu Mühlhausen ersucht worden, die Verfügung zu thun, damit zur Aufrichtung guten Vertrauens die geklagten Gravamina

keineswegs anzuerkennen, folglich katholische Landesherren nicht verpflichtet seien, die Gewissens-Freiheit zu achten, und ihren protestantischen Unterthanen die Ausübung ihrer Religion zu gestatten. Letzteren stehe vielmehr nur das Recht zur Auswanderung zu. Schon vor der Verkündung des verhängnißvollen Edicts waren Verzeichnisse über die herauszugebenden geistlichen Besitzthümer angefertiget worden. Darauf standen, ausser einer Masse von Klöstern, zwei Erzstifte, und zwölf Bisthümer. Diese geistlichen Güter lagen größtentheils in Norddeutschland, wie die Bisthümer Bremen, Brandenburg, Halberstadt, Havelberg, Lübek, Magdeburg, Merseburg, Meissen, Naumburg u. s. w. Da nun dort die evangelische Religion allein noch das Uebergewicht hatte, so schien die Maaßregel keinen andern Sinn zu haben, als dem katholischen Glauben auch in Norddeutschland wieder festen Fuß zu verschaffen, und sodann dort die Reformation, wie in Baiern, Böhmen und Oesterreich, gänzlich zu unterdrücken. War die protestantische Bevölkerung in Deutschland schon hierdurch in Bestürzung gesetzt worden, so wurde die allgemeine Angst noch größer, als die Jesuiten jetzt ihre Vermessenheit steigerten, und geradezu behaupteten, daß den Evangelischen durch den Religions-Frieden keineswegs gleiche Rechte mit den Katholiken eingeräumt worden wären, daß der katholische Glaube vielmehr der herrschende im Reich sei, also die Staatsregierung das Recht habe, die Protestanten mit Gewalt zur Annahme der alten Religion zu zwingen, während umgekehrt kein evangelischer Landesherr befugt sei, denselben Zwang gegen Katholiken auszuüben [1]).

---

nach Inhalt der Reichs-Constitutionen und Religions- und Profanfrieden, so viel darin enthalten, erörtert würden, und kein Stand demselben zuwider beschwert bliebe."

„Als hätte er solche Erklärung dem Religions- und Provanfrieden gemäß, und nach Inhalt der Reichsabschiede länger nicht wollen anstehen lassen, bevorab weil die Protestirenden nicht allein selbst bekennt, daß die Gravamina nicht neue, sondern hierüber oftmals geklagt, diejenigen auch, so dabey interessirt zu seyn vermeynen möchten, allbereit darüber genugsam gehört worden, sondern auch schon 1576 dem Kaiser Maximilian von ihnen angedeutet worden, daß es ohne Noth sey, auf des einen oder andern Theils Bewilligung zu sehen oder zu warten, sondern ihm als Oberhaupt stehe alle vollkommene Gewalt und Macht zu, sein kaiserliches Amt zu interponiren, und was zu Fortsetzung gemeiner Wohlfahrt und Abschaffung alles schädlichen Mißverstandes und Unglücks im römischen Reich ersprießlich seyn möchte, und vorigen Reichssatzungen gemäß wäre zu verordnen. Welches sie auch 1556 mit diesem Anhang an Kaiser Ferdinand gelangen lassen, daß es um die Gravamina also beschaffen, daß dieselbe aus den klaren Worten der Reichs-Constitutionen und des Religionsfriedens decidirt werden könnten."

Es folgt dann der Befehl zur Herausgabe der geistlichen Güter, und daß sich die Protestanten nicht widersetzen, vielmehr den kaiserlichen Beamten, welche zur Vollstreckung des Edicts erscheinen würden, gehorchen sollten.

[1]) Diese Grundsätze waren vornehmlich in einer Druckschrift entwickelt, welche den Titel führte: *Pacis compositio — in Com. Augustae anno 1555 edita, quam jureconsulti quidam catholici — quaestionibus illustrarunt Dilingae 1629.* Es heißt dort unter andern: *Aequaline jure Confessionistae religione sua, templis, ministeriis, ceremoniis utuntur, quo Catholici?* Resp. Nequaquam. Nam Catholici ex antiquissima et immemorali possessione jus acquisitum habent fidei, religionis, Ecclesiarum suarum: Confessionistae autem se noviter intruserunt; et cum repelli non possent, tolerati sunt, etiam promissione facta propter necessitatem. Igitur Catholici nihil a Confessionistis acceperunt, sed jure suo proprio ac pristino utuntur: Confessionistae autem, quibus nullum jus competit, ea solum detinendo habent, quae ipsis expresse concessa fuerunt. Quicquid autem concessum non reperitur, prohibitum censeri debet. — Confessionistae praeter aut contra jus singulari fruuntur permissione et indulgentia ipsis concessa, non sine Catholicorum praejudicio ac damno. Tales autem concessiones strictam interpretationem habent. *Qu. 37. p. 168:* Religionem catholicam in imperio tenere, ut subditos suos ad eandem compellere, communi jure omnibus concessum est: at vero catholicam religionem mutare, et novam sectam Lutheranam introducere, atque subditos ad eandem compellere, generali lege prohibitum est, iis exceptis, quibus id indulgentia permissum.

Endlich wurde auch vorgegeben, die zweite Declaration Ferdinands I. über das Recht der Religions-Freiheit der Protestanten in katholischen Ländern sei unächt und nur untergeschoben. Solche Ausstreuungen, verbunden mit dem Restitutions-Edict, lieferten den Beweis, daß die gänzliche Unterdrückung der evangelischen Lehre beschlossen sei. Die gesammte protestantische Richtung erhob daher laute Wehklage, und flehte um Schonung. Doch alle Vorstellungen waren vergeblich, mit unerbittlicher Strenge begann vielmehr die Vollziehung des Restitutions-Edicts in Schwaben und Franken. Zuerst kam die Reihe an die Reichsstädte, indem vornehmlich Augsburg einem Bischof sich unterwerfen, und den protestantischen Gottesdienst abschaffen mußte. Sodann wurde der Herzog von Würtemberg zur Herausgabe aller eingezogenen Klostergüter gezwungen, und zur Durchführung des Edicts in Norddeutschland Anstalt getroffen. Die Protestanten waren durch die Siege des Kaisers allerdings eingeschüchtert, und zeigten noch keine Entschlossenheit, für ihre tief gesunkene Sache den Kampf der Verzweiflung zu wagen. Gleichwohl offenbarte sich bei der Vollziehung der kaiserlichen Befehle eine Stimmung der evangelischen Bevölkerung, welche wenigstens für die Folge bedenklich werden konnte. Ohne daher die rücksichtlose Durchführung des Restitutions-Edicts im mindesten aufzugeben, hielt es Ferdinand doch für klüger, die dringende Bitte der Protestanten um Aufschub nicht ganz zu verweigern, vielmehr in der Durchführung seiner Verfügung in Norddeutschland einigen Verzug eintreten zu lassen. Mittlerweile ergaben sich aber in der Lage der Dinge bedeutende Veränderungen.

In Frankreich war ein Mann an das Staatsruder gekommen, welcher in der Wahl der Mittel zu Staatszwecken zwar nicht sehr gewissenhaft war, dagegen an Fähigkeiten viele seiner Zeitgenossen überragte, und bedeutend auf die damalige politische Lage Europa's einwirken mußte, der **Kardinal Richelieu**. Während schon Heinrich IV. den fortwährenden Wachsthum der österreichischen Macht mit Besorgniß wahrgenommen, und Pläne zur Verminderung derselben bei sich herumgetragen hatte, nahm auch Richelieu dieselbe Politik, doch mit dem festen Entschluß der Ausführung, wieder auf. Das beste Mittel dazu war die Unterstützung der Protestanten; allein daß Frankreich dieselbe unmittelbar gewähre, schien bedenklich zu sein. Obgleich der Kardinal-Minister gerade zu den entgegengesetzten Grundsätzen, als Ferdinand II., sich bekannte, somit keinen Anstand genommen haben würde, die Staatszwecke den Glaubensformen und der priesterlichen Herrschaft vorzuziehen, so war doch die Unterdrückung der Protestanten in Frankreich öfters Sitte gewesen, und eine plötzliche Begünstigung derselben bei der Anhänglichkeit des Hofes an die katholische Religion eine äusserst mißliche Sache. Die Schwierigkeiten schienen noch größer zu sein, weil der leitende Minister selbst die Kardinalswürde bekleidete. Richelieu gestand jedoch allen diesen Bedenklichkeiten nur so viele Rücksichten zu, daß er den deutschen Protestanten nicht sogleich unmittelbar zu Hülfe kommen, sondern ihnen zunächst in einer andern auswärtigen Macht einen Beschützer verschaffen wollte. Zu dem Ende konnte er sein Augenmerk auf keinen andern Monarchen richten, als den König von Schweden. Gustav Adolph war schon bei Friedens-Unterhandlungen in Lübek (1629) von Seite Oesterreichs beleidiget worden, weil Wallenstein den Gesandten desselben übermüthig den Zutritt verwehrt hatte. Der Kaiser selbst ferner wollte ihm die Anerkennung als König versagen, und alle diese Kränkungen waren noch erhöht worden, als der Friedländer in dem Kriege Gustav Adolphs gegen den König Sigmund von Polen dem letztern ein Hülfsheer zusandte. Zudem war der König von Schweden ein eifriger Lutheraner, und litt über die Unterdrückung seiner Religion in Deutschland. Da er vollends auch das Aufstreben Oesterreichs zur Erbmonarchie über das deutsche Reich ungern und vielleicht eifer-

süchtig wahrnahm, so vereinigte sich eine Masse von Gründen, um den schwedischen König zur Unterstützung der deutschen Protestanten zu bestimmen. Diese Lage der Dinge benützte der Kardinal-Minister von Frankreich mit großer Gewandtheit, indem er die Entschlüße Gustav Adolphs durch Anerbietungen geheimer Hülfe vollends zur Reife brachte. Ein Hinderniß des Erscheinens des Königs in Deutschland war zunächst nur dessen Krieg mit Polen, und Richelieu bemühte sich daher vor allem, diesem durch Unterhandlungen mit Sigismund ein Ende zu machen. Durch seine Anstrengungen gelang es in der That, zwischen beiden Königen vorläufig einen Waffenstillstand auf sechs Jahre zu Stande zu bringen, welcher später in wirklichen Frieden umgewandelt werden könnte. Nachdem der Kardinal-Minister dem schwedischen Monarchen für das erste Hülfsgelder oder Subsidien zugesichert, für den Nothfall aber auch bewaffnete Unterstützung in Aussicht gestellt hatte, bereitete sich Gustav Adolph im Jahr 1630 mit Ernst zum Uebersetzen nach Deutschland vor. Zunächst beschickte er die protestantischen Höfe in diesem Reiche, und ermunterte sie zu einem Bündniß mit ihm. Dann wurden Subsidien-Verträge mit den freien Städten Hamburg und Lübek abgeschlossen, und hierauf in verschiedenen Gegenden Deutschlands zur Verstärkung des schwedischen Heeres Söldner geworben. Zur Ueberschiffung der Schweden ließ der thatkräftige König hingegen 30 schöne Kriegsschiffe ausrüsten. Als die Kriegsrüstungen im vollen Gang waren, ging Gustav Adolph mit eben so viel Sorgfalt als Einsicht an die Sicherstellung seines Reichs während seiner Abwesenheit. Der Freundschaft seines Nachbarn, des Königs von Dänemark, versicherte er sich durch eine persönliche Zusammenkunft mit demselben, und gegen Polen wurde unter Leitung des Kanzlers Oxenstierna ein Beobachtungsheer von 10,000 Mann aufgestellt. Die innere Landesverwaltung übertrug der König seinem treuen Reichsrathe unter Mitwirkung seines Schwagers, des Pfalzgrafen Johann Kasimir, und am 20. Mai 1630 versammelte er die Stände, um denselben mündlich ihre großen Pflichten während seiner Abwesenheit mit Wärme an das Herz zu legen. Mit der ungemeinen Wichtigkeit seiner Unternehmung vertraut, und alle Gefahren derselben überschauend, wollte er den Abschied von seinen Ständen besonders feierlich machen, um für den Fall seines frühen Todes durch die Erinnerung an die Scheide-Scene die Liebe der Getreuen auf seine Hinterbliebenen zu übertragen. Gustav Adolph trat daher, mit seiner vierjährigen Tochter Christina auf dem Arm, in die Versammlung der Stände, und nahm hier in einer Weise das Wort, welche wahre Beredtsamkeit offenbarte. Jeden Stand redete der edle König besonders an, und jeden ermahnte er in erhaben-einfacher Art zur Befolgung der ihm eigenthümlichen Pflichten. Während er den Reichsräthen wirkliche Weisheit in der Leitung des Staatsruders empfahl, erweckte er das Selbstgefühl des ritterlichen Adels durch die Hinweisung auf die unsterblichen Thaten der Gothen, der Besieger Roms, deren Nachkommen die schwedischen Edeln seien. Durch tiefes Gemüth und ehrwürdige Sitten-Reinheit seine Auszeichnung zur menschlichen Größe steigernd, erinnerte Gustav Adolph die Geistlichen, daß ihre schönste Weihe nicht in schimmernden Worten, sondern im Einklang der guten Lehren mit den Thaten bestehe. Erfüllt mit Klarheit des Geistes, freisinnig und die Gefahren priesterlicher Herrschsucht durchschauend, richtete der weise König noch die schöne Ermahnung an die Geistlichen, daß sie ihre Gewalt über gläubige Gemüther nicht mißbrauchen mögen. Für die Bürger und Bauern endlich erflehte er den Segen des Himmels zum Lohne eines fleißigen und gesitteten Lebens. Besonders rührend waren die letzten Worte des Königs, weil sie das Vorgefühl seines nahen Todes auf dem Felde der Ehre auszudrücken schienen. „Ich scheide vielleicht für ewig!“ schloß Gustav Adolph nachdenklich und nicht ohne geheime innere Erschütterung. Um so gewaltiger wurde aber auch

der Eindruck der Rede, und um ſo feſter der Entſchluß der begeiſterten Stände, für die heilige Unternehmung ihres großen Königs die äußerſten Opfer darzubringen. Nunmehr erfolgte die Einſchiffung der Truppen, und am 24. Juni 1630 ging die Flotte Guſtav Adolphs mit einem auserleſenen Heere von 15,000 Mann nach Deutſchland unter Segel.

Mittlerweile hatten ſich hier Ereigniſſe zugetragen, welche dem Unternehmen des Königs von Schweden trefflich zu ſtatten zu kommen ſchienen. Obgleich nämlich die Laſt des ſchrecklichen Verheerungs-Krieges vorzugsweiſe auf den Proteſtanten lag, ſo hatten doch auch die Katholiken viel zu leiden. Herzog Albrecht von Friedland zwang im Nothfall die Katholiken ſo gut wie die Evangeliſchen zur Bezahlung von Contributionen, und überdem mußten die geiſtlichen Bundes-Mitglieder der Liga, trotz aller Erpreſſungen Tilly's, bedeutende Summen an Maximilian von Baiern bezahlen. Man wünſchte daher auch von Seite der Katholiken die Beendigung des Krieges durch eine endliche bleibende Löſung der Religionswirren. Kaiſer Ferdinand II., welchen man zu ſolchem Zweck um die Berufung einer Churfürſten-Verſammlung beſtürmt hatte, ging um jene Zeit mit dem Plane um, ſeinen Sohn von gleichem Taufnamen zum deutſchen König erwählen zu laſſen, und hoffte dieß auf dem Wahlfürſten-Tag, der begehrt wurde, auszuwirken. Darum wurde dem Antrage auch von ſeiner Seite willig entſprochen, und die Verſammlung im Jahre 1630 zu Regensburg eröffnet. So lebhaft das Bedürfniß des Friedens hier nun auch geſchildert wurde, ſo zeigte ſich doch bald, daß zum wirklichen Abſchluß deſſelben keine Hoffnung gegeben ſei. Die Proteſtanten offenbarten freilich die verſöhnlichſten Geſinnungen, und wollten ſich ſogar in Anſehung des Reſtitutions-Edicts zu auffallender Nachgiebigkeit bequemen, allein die geiſtlichen Churfürſten verweigerten ihrerſeits auch die kleinſten Zugeſtändniſſe, und beſtanden vornehmlich ſo unnachſichtlich auf Zurückgabe aller Kirchengüter, daß ein Vergleich unmöglich blieb.

Ohne daß Ferdinand II. es ahnete, war die eigentliche Seele der Verhandlungen zu Regensburg ein fremder Einfluß ..... jener des Kardinals Richelieu. Dieſer Staatsmann wollte nicht nur die Schweden gegen den Kaiſer in die Waffen bringen, ſondern ihn auch an einer andern empfindlichen Seite angreifen, nämlich das Mißtrauen der Fürſten der Liga wider die ſtaatlichen Uebergriffe des Hauſes Öſtreichs erhöhen. Zu dem Ende hatte ſich der ſchlaue Kardinal-Miniſter auf eine feine Art an den neuen Churfürſten Maximilian von Baiern gewendet, und denſelben wirklich ſo geſtimmt, als er es wünſchte. Solches ergab ſich ſchon in Beziehung auf einen zweiten Zweck, welchen Richelieu auf dem Regensburger Fürſtentag zu erreichen ſuchte. Der franzöſiſche Prinz, Karl Herzog zu Nevers, hatte nämlich den Herzog von Mantua beerbt, und von dem Lande nach dem Tode des Erblaſſers ſogleich Beſitz ergriffen. Da er aber bei dem Kaiſer um die Belehnung nicht nachgeſucht hatte, ſo ließ dieſer Mantua erobern und Karl von Nevers vertreiben. Richelieu wollte nun von Ferdinand II. die Wiedereinſetzung Karls auswirken, und wandte ſich auch deßwegen an Maximilian von Baiern. Letzterer war ſo ſehr von dem Kardinal-Miniſter eingenommen, daß er ſein Geſuch bei dem Kaiſer mit außerordentlichem Nachdruck unterſtützte. Ferdinand II. gab wirklich nach; doch er ſollte noch größere Zugeſtändniſſe machen. Den Nebenbuhlern Öſtreichs war vornehmlich der Herzog Albrecht von Friedland ein Dorn im Auge, weil Ferdinand II. durch dieſen unternehmenden Feldherrn ſeine Macht bedeutend erhöhte. Richelieu wünſchte daher die Entfernung Wallenſteins, und ſuchte auch ſolchen Zweck durch den Churfürſten von Baiern zu erreichen. In dieſer Beziehung hatte der Kardinal-Miniſter ein leichtes Spiel: denn Maximilian war ohnehin ſchon auf die Erfolge des Friedländers um ſo eiferſüchtiger, als der Kaiſer dadurch

von der Liga unabhängiger wurde. Begierig sog darum der Churfürst von Baiern die Rathschläge Richelieu's ein, und bestürmte den Kaiser, den Herzog von Friedland seiner Dienste zu entlassen. War Maximilian von Baiern auf Wallenstein nur eifersüchtig, so waren andere Fürsten über die Räubereien des letztern mit Recht entrüstet. Dieselben legten die Berechnungen der Summen vor, welche in ihren Ländern von dem kaiserlichen Obergeneral erpreßt worden waren, und wirklich ins Ungeheure gingen. Während z. B. die Plünderungen in Hessen auf sieben, und in Pommern auf zehn Millionen sich beliefen, steigerten sie sich in Brandenburg sogar auf zwanzig Millionen [5]). Allgemein stießen deßhalb die Fürsten Verwünschungen gegen Wallenstein aus, und vereinigten sich mit dem Churfürsten Maximilian, um bei dem Kaiser auf Absetzung seines räuberischen Feldherrn zu dringen. Ferdinand II. wußte zu gut, welche große Stütze er an dem Friedländer hatte, er wollte demnach von dessen Entlassung nichts wissen; die geheime

---

[5]) Wie stark die Erpressungen Wallensteins in den feindlichen Ländern gewesen sein müssen, zeigt unter andern auch sein Aufwand, wozu sein Vermögen trotz aller Größe nicht hätte ausreichen können. Der Herzog hielt z. B. 16 Kammerherren und 60 Edelknaben. Für einen einzigen Tag mußten in seine Küche solche Massen von Lebensmitteln und Luxus-Gegenständen geliefert werden, daß man darüber in Erstaunen geräth. Als Spiegel jener Zeit, und der Merkwürdigkeit wegen, theilen wir das Verzeichniß mit.

Provision-Zettel auf J. F. Durchl. Küchen, einen Tag.

NB. Es werden J. Fürstl. Durchl. ungefähr mit 1500 Pferdt und 800 Personen ankommen.

2 gute Ochsen	3 Pfund Zimmt (gestoßen)	5 Duzet Nürnberger Lebzelter
20 Himmel	1 — ganzen Zimmt zum Wassersieden	Confect.
10 Heuer		2 Pfund überzogene Mandeln
4 Kälber	1 — Muscatblut	2 — Nägelein
1 gutes Schwein	¼ — Muscatnüsse	2 — Citronen
2 Seiten Speck	20 — Reis	2 — Pomeranzen
1 Tonne Butter	10 — Mandeln	2 — Kümmel
¼ Tonne ungesalzne Butter	3 — Spinellen	2 — überzogenen Ingwer
¼ Salz	3 — Mandeln in der Schale	2 — Coriander
40 junge Hühner	5 — Weinbeerlein	2 — Zimmt
15 alte Hühner	5 — große Rosinen	2 — Pistezen
4 welschische Hahnen	6 — Praunellen zu Torten	2 — Eis u. s. w.
12 Gänse	5 — Citronat	An Garten-Gewächs:
6 Schock frische Eyer	6 — Oliven	1 Viertel Erbsen
70 Maß Milch	4 — Capern	1 — Zwiebeln
600 Laiblein Weißbrod	10 — Baumöl	1 — weiße Rüben
400 Laiblein Roggenbrod	20 — weißen Zucker	1 — gelbe Rüben
2 Scheffel Weißmehl	20 — Kuchenzucker	Petersilien
8 Tonnen gutes Bier	6 — weiße Wachslichter	allerlei Sallat
2 Tonnen Rheinwein für die fürstl. Tafel	10 — gelbe Wachslichter	Kirschen
	20 — Inschlutlichter	Erdbeeren roth und schwarz
4 Eimer Frankenwein	10 — Seife	Artilschocken
2 Eimer Weinessig	2 — Sterke	Erbsenschotten und sonsten allerlei Obst
1 Eimer Biereſſig	4 — blaue Sterke	Sonsten noch mehr:
1 Pfund Saffran (gestoßen)	30 Stück frische Citronen	2 Wagen Kohlen
2 — Pfeffer „	20 gesalzene Lemonien	Holz nach Nothdurft
2 — Ingwer „	20 Pomeranzen	Töpfe soviel von Nöthen.
1 — Näglein „	20 Tafel-Pfefferkuchen	

Hand Richelieu's wußte aber auch diesen Zweck durchzusetzen. Der gewandte Minister hatte schon vor der Eröffnung des Regensburger Churfürsten-Tages beschlossen, den Kaiser bei jenen wichtigen Verhandlungen an seiner schwachen Seite zu fassen ..... er wählte daher einen **Kapuciner**, den Pater Joseph, zu einem der Botschafter und Geschäftsträger Frankreichs. Dieser täuschte nun den bigotten Ferdinand II. vollständig, und als er seiner unbedingten Herrschaft über ihn sicher war, rückte auch Er mit dem Rathschlag heraus, den Herzog von Friedland abzusetzen. Scheinbar treuherzig flüsterte der Kapuziner dem Kaiser zu, daß er die Absetzung ja nur zum Scheine aussprechen dürfe, um nur die Stimmen der Churfürsten zur Königswahl seines Sohnes schnell zu erlangen. Nach erreichtem Zwecke könne er ja seinen Feldherrn von Neuem anstellen. Ferdinand II. ging in die Falle, und entsetzte den Friedländer wirklich des Oberbefehls über die kaiserlichen Heere. Albrecht von Wallenstein wurde durch eine solche unerwartete Beschimpfung im äußersten Grade erbittert; allein Gustav Adolph war bereits auf dem Wege zu seinen unsterblichen Siegen: er wußte also, daß Ferdinand II. seiner, des Friedländers, bald bedürftiger sein werde, als je zuvor, und er verbarg daher seinen Zorn. Anscheinend ruhig nahm er die Verkündung des Absetzungs-Urtheils auf, und bemerkte nur: „der Kaiser ist betrogen!“ Das war nun freilich richtig: denn als Pater Joseph durch die Entfernung Wallensteins den Hauptzweck seiner Sendung erreicht hatte, hintertrieb er auch die Wahl des Sohnes Ferdinands II. zum deutschen König. Der Kaiser merkte endlich selbst, wie sehr er von dem Kapuziner gefoppt worden war, und äußerte sich mißmuthig hierüber. Nach der Beendigung der Regensburger Verhandlungen (1630) ward aber das Aergerniß noch größer; denn es zeigte sich, daß Richelieu auch mit Maximilian von Baiern und den übrigen Fürsten der Liga nur sein Spiel getrieben habe. Um sich des Beistandes derselben zu versichern, war von französischer Seite in Regensburg das feierliche Versprechen gegeben worden, daß Frankreich den deutschen Protestanten niemals irgend eine Unterstützung leisten werde. Nach der Absetzung Wallensteins und der Belehnung des Herzogs von Nevers mit Mantua erklärte dagegen Richelieu auf ein Mal, daß seine Gesandten in der Frage über die Unterstützung der Protestanten ihre Vollmachten überschritten hätten. Er widerrief darum ihr gegebenes Versprechen auf das bestimmteste, und schickte den Pater Joseph, um ihn scheinbar zu bestrafen, in sein Kloster.

Der diplomatische Sieg Frankreichs war sohin vollkommen. Nicht genug, daß die Mantuanische Angelegenheit nach dem Wunsche jener Macht erledigt worden war, hatte Ferdinand II. auch seinen fähigen Feldherrn durch eine schimpfliche Absetzung gekränkt, und noch außerdem auf die Vorstellung der Reichsstände sein Heer um 18,000 Mann vermindert. Während die Stellung des Kaisers auf solche Art empfindlich geschwächt wurde, hatte sich umgekehrt eine kühne Heldenseele, der edle Gustav Adolph von Schweden, für die Vertheidigung der Reformation erhoben. Alles dieß schien denn einen entscheidenden Wendepunct das Krieges auzukündigen.

Acht und dreißigstes Hauptstück.

Ausgang Johann Kepler's.

(Das Jahr 1630.)

Während die Verwüstungen des unglücklichen Religionskrieges sich fortsetzten, und die Leidenschaften der Mächtigen bald in Geldgier oder Ehrgeiz, bald in fanatischer Bigotterie nach Befriedigung rangen, blieb der große Denker Johann Kepler in seine nützlichen Forschungen und Arbeiten vertieft. Seine äussere Stellung besserte sich nicht, mit einer traurigen Hartnäckigkeit hatte das Schicksal vielmehr beschlossen, daß Hunger und Kummer bis an das Lebensende ihn begleiten sollten. Unter Kaiser Matthias war schon der Gehalt Keplers nicht richtig ausbezahlt worden, unter seinem Nachfolger Ferdinand II. wurden die Rückstände dagegen noch größer. Der gequälte Erfinder reiste im Jahr 1624 selbst nach Wien, um die Berichtigung seines Guthabens auszuwirken; allein er konnte sich am kaiserlichen Hofe nicht einmal das nöthige Geld verschaffen, um eine wichtige Arbeit, die sogenannten Rudolphinischen Tafeln, drucken zu lassen. Nunmehr ging er nach Schwaben, und suchte dort mit Hülfe einer Anweisung des Kaisers die Mittel zum Druck der Rudolphinischen Tafeln zusammenzubringen. Er mußte fast wie ein Bettler darum anhalten, oder Sammlungen veranstalten lassen, trieb aber gleichwohl nur einen Theil der Druckkosten auf. An die Verbesserung seiner eigenen Lage war nicht zu denken, ja diese verschlimmerte sich noch in Folge des Krieges. Da die Stadt Linz, wo Johann Kepler wohnte, belagert wurde, so reichten seine schwachen Mittel noch weniger zur Ernährung seiner Familie hin. Damit der Reformator der Sternkunde aber noch mehr gepeiniget werde, verfolgten ihn seines Glaubens wegen vollends die Jesuiten, und legten sogar seine Bibliothek unter Siegel. Als die Nahrungssorgen immer größer wurden, bat Johann Kepler bei dem Kaiser Ferdinand II. inbrünstig um die Auszahlung seines Gehalts; doch dieser Frömmler, welcher eine ungeheure Masse von Gütern eingezogen hatte, wollte die Schätze nur für die finstern Zwecke der Priesterlinge verwenden. Für solche gab er willig Millionen über Millionen; für den erhabenen Erfinder, durch den die Kenntniße des Menschengeschlechts so bedeutend vermehrt wurden, und der sein Vaterland mit Ruhm bedeckte, hatte er dagegen nicht einmal wenige Gulden. Ferdinand II. rechnete vielmehr auf die astrologische Leidenschaft seines Feldherrn, des Herzogs Albrecht von Friedland; er verwies seinen Mathematiker daher an diesen. So sollte demnach Johann Kepler nur durch Förderung des Aberglaubens sein ärmliches Brod sich verschaffen [1])! Wallenstein hatte allerdings

[1]) Die astrologische Schwärmerei war im 17. Jahrhundert in Deutschland ungemein verbreitet, und wurde im Widerspruch mit Kepler, welcher sie verachtete, sogar durch Tycho gefördert. Letzterer lehrte hierüber unter andern folgendes:

hohe Achtung vor Kepler, und er dachte ihm die Rectorstelle an der Universität Rostock im Meklenburgischen zu; gleichwohl zahlte er die Gehalts-Rückstände keineswegs aus, sondern ließ den Erfinder ebenfalls hungern. Die Noth stieg endlich so hoch, daß Johann Kepler ihr nothwendig erliegen mußte. Um einen letzten Versuch zur Rettung zu machen, reiste er nach Regensburg zu der Churfürsten-Versammlung des Jahres 1630. Der Reformator der Sternkunde stellte dort seine Lage eindringlich vor; er bat nicht um ein Geschenk, nicht um Begünstigung, sondern lediglich um die Bezahlung seiner sauer verdienten Besoldung; dessen ungeachtet fand er kein Gehör. Die Gehalts-Rückstände waren auf 11,817 Gulden angeschwollen, nach damaligem Geldwerth schon überhaupt eine bedeutende Summe, für einen armen Gelehrten hingegen wirklicher Reichthum. Da seine Besoldung ärmlich war, so sieht man, wie viele Jahre dieselbe rückständig gewesen sein mußte, wie lange Zeit der unsterbliche Erfinder also gedarbt hatte. Seine Lebenskraft, im Dienste der Wissenschaft ohnehin stark angegriffen, wurde durch die unaufhörlichen Nahrungssorgen endlich frühzeitig zerstört. Als auch die Vorstellungen bei der Fürsten-Versammlung in Regensburg vergeblich waren, brach der erschöpfte Körper vollends zusammen. Von den Nahrungs-Sorgen niedergebeugt, durch die Aussicht auf ein elendes Alter tief bekümmert, verfiel **Johann Kepler, der Große**, noch in Regensburg in eine Krankheit, und verschied daselbst im Jahre 1630. Seine Hinterlassenschaft bestand in

22 Reichsthalern oder 33 Gulden

und

einem geringen Klepper, aus welchem 11 Gulden erlöst wurden.

Mit einer solchen Baarschaft sollte er seine Rückreise nach Linz antreten, und für die Bedürfnisse seiner Familie sorgen. Ist es ein Wunder, wenn das Bewußtsein seiner Lage und der Blick in die Zukunft den edlen Mann vollends entkräftete, der Tod der Verkümmerung oder des Hungers ihn ereilte[2])? Sechs und dreißig Jahre später kam ein englischer Gelehrter, Isaac Newton, auf einen sinn-

---

„Die Leber, worin das Blut, welches zum Leben nothwendig ist, zubereitet wird, ist dem Jupiter, einem sanguinischen und Leben enthaltenden Planeten, unterworfen; die Nieren, worin das Behältniß der Reproduction ist, hängen von der Venus, einem fruchtbaren Planeten und der Mutter der Zeugungen ab. Die zu weniger edlen Funktionen bestimmte Milz und die Galle (hier ist die Rede von dem Behälter der Galle) sind den untern und weniger wohlthätigen Planeten überlassen; die Milz, die Vorrathskammer der Galle, gehorcht dem Gesetze des Saturns, einem finstern und melancholischen Gestirne, und die Galle, der Wohnort des Zorns, ist unter der Herrschaft des Mars, eines heftigen und zornigen Gestirns.

Der Mond, verbunden mit den bösen Gestirnen, macht das Gehirn schwach, und wenn Merkur es nicht verhütet, so werden dumme Kinder geboren. Saturn, der höchste Planet, giebt die Einbildungskraft und das Genie. Die Sonne, welche den ersten Rang einnimmt, macht die Ehrgeizigen ꝛc.

Doch so hoch Johann Kepler über den astrologischen Aberglauben auch erhaben war, so mußte er wegen seines Amtes als Kaiserlicher Mathematiker gleichwohl prognostica stellen.

[2]) Die Gefühle Keplers mußten um so bitterer sein, als er selbst seiner hohen Auszeichnung, ja sogar der Unsterblichkeit seines Namens sehr klar sich bewußt war. An Kaiser Rudolph II. schrieb er nämlich, daß er ihm durch seine Arbeiten einen unsterblichen Ruhm erworben habe.

Quae ego sic oro, ut quae et a Majestate Vestra jam ante comprobata sciam, & ad Dei gloriam, Augustique *Majestatis Vestrae Nominis immortalitatem pertinere putem*: Cui pridem omnem meam operam devovi: Eique me jam subjectissime commendo.

IV. Calendae Aprilis anno aerae Dionysianae M.DC.IX.

reichen Gedanken über die Schwerkraft, und sprach noch eilf Jahre später das Gesetz aus, daß die Gravitation in demselben Verhältniß abnimmt, in welchem das Quadrat der Entfernung wächst, oder umgekehrt dem Quadrat der Entfernungen proportional ist [3]). Dieses allerdings schöne Gesetz war jedoch nur eine nothwendige Folge der Keplerischen Gesetze, der deutsche Erfinder, wie Kästner sehr richtig sagte, also der Lehrer Newtons, oder nach Schubart der Meister neben dem Gehülfen [4]). Isaac Newton hatte jedoch eine glänzende Laufbahn, und lebte wie an Ruhm, Würden und Ehrenstellen, so auch an Geldmitteln im reichen Ueberfluß. Während er im Jahre 1688 die Universität Cambridge im Parlament vertrat, ernannte ihn der Minister Halifax im Jahr 1696 zum Münzwardein, und die königliche Societät der Wissenschaften im Jahre 1703 zu ihrem Präsidenten. Alle gebildeten Engländer wetteiferten, ihrem großen Landsmann ihre Ehrerbietung zu erweisen, und ihm das Leben angenehm zu machen. Bei seiner Beerdigung im Jahre 1727 wurde das Leichentuch von dem obersten Beamten des Reichs, dem Lord-Kanzler, dann noch von zwei Herzögen und drei Grafen getragen.

Nicht 33 Gulden und einen elenden Gaul, wie Johann Kepler, sondern ein Landhaus mit vollkommener Einrichtung und 32,000 Pfund Sterling hinterließ Isaac Newton.

Dem letztern wurde zugleich von seiner Nation ein prachtvolles Denkmal gesetzt, mit der Inschrift: **Isaac Newton, die Zierde des Menschengeschlechts!** (Humani generis decus).

---

[3]) Die Ergebnisse der Forschungen Newtons wurden erst 1687 durch den Druck bekannt gemacht in dem berühmten Werk:

Philosophiae naturalis principia mathematica Lond. 4.

[4]) Wie genau Kepler die Newton'sche Theorie über die Schwerkraft kannte, zeigen folgende Stellen in der Einleitung zu seiner Astronomia nova.

Vera igitur doctrina de gravitate his innititur axiomatibus.

Omnis substantia corporea, quatenus corporea, apta nata est quiescere omni loco, in quo solitaria ponitur, extra orbem virtutis cognati corporis.

Gravitas est affectio corporea, mutua inter cognata corpora ad unitionem seu conjunctionem (quo rerum ordine est et facultas Magnetica) ut multo magis Terra trahat lapidem, quam lapis petit Terram.

Gravia (si maxime Terram in centro mundi collocemus) non feruntur ad centrum mundi, ut ad centrum mundi, sed ut ad centrum rotundi cognati corporis, Telluris scilicet. Itaque ubicunque collocetur, seu quocunque transportetur Tellus facultate sua animali, semper ad illam feruntur gravia.

Si Terra non esset rotunda, gravia non undiquaque ferrentur recta ad medium Terrae punctum, sed ferrentur ad puncta diversa a lateribus diversis.

Si duo lapides in aliquo loco mundi collocarentur propinqui invicem, extra orbem virtutis tertii cognati corporis, illi lapides ad similitudinem duorum Magneticorum corporum coirent loco intermedio, quilibet accedens ad alterum tanto intervallo, quanta est alterius moles in comparatione.

Si Luna et Terra non retinerentur vi animali, aut alia aliqua aequipollenti, quaelibet in suo circuitu; Terra ascenderet ad Lunam quinquagesima quarta parte intervalli, Luna descenderet ad Terram quinquaginta tribus circiter partibus intervalli: ibique jungerentur: posito tamen, quod substantia utriusque sit unius et ejusdem densitatis.

Si Terra cessaret attrahere ad se aquas suas, aquae marinae omnes elevarentur, et in corpus Lunae influerent.

„Der große Mann fordert Brod und man gibt ihm einen Stein“, sagt Hippel. Allein Johann Kepler konnte kaum den Stein erhalten. Erst im Jahre 1786, nachdem die englische Nation ihren Erfinder, den Schüler oder Gehülfen Kepler's, schon so hoch geehrt hatte, wurde in Deutschland öffentlich zu Sammlungen aufgefordert, um unserm Kepler in Regensburg ein Denkmal zu errichten. Natürlich kam nichts zusammen [5]). Es liegt ein eigenes Verhängniß auf den Deutschen, vielleicht das traurigste, welches möglich ist: sie wollen beharrlich ihre größten Männer darben und verhungern lassen! Im vorigen Jahrhundert mußte die Wittwe Luthers für sich und ihre Kinder das Almosen in Dänemark suchen, und im gegenwärtigen starb der erhabene Erfinder Johann Kepler den Hungertod. Eine große Reihe ähnlicher Erfahrungen wird im Fortgang der Geschichte unser Herz betrüben. Soll dem immer so sein, wird die Nation mit unglücklicher Ausdauer fortfahren, ihre Edelsten in den Nahrungssorgen verkümmern zu lassen, während die hohlsten Köpfe vom Uebermaaß der Glücksgüter umgeben sind? Fast möchte ich sagen: „Ich fürchte dieß, ich besorge dieß wenigstens noch für lange Zeit!“

Kästner hatte Recht! Das damalige Deutschland war Kepler's nicht würdig [6]): denn der große Schwabe war ein Mann von seltener Auszeichnung. Welches weiche Gemüth, welche kindliche Liebe zur Mutter er hatte, wurde oben schon dargelegt. Hier, wo unsere Theilnahme für den Unsterblichen durch seine Leiden am Ende seiner Tage noch mehr erhöht wird, wollen wir noch einen Brief desselben an den Herzog von Würtemberg mittheilen, worin er, bis zur Befreiung der alten Mutter, inbrünstig um ein menschlicheres Gefängniß für die unglückliche Frau nachsuchte [7]). Solche Schicksale mußte

---

[5]) Erst im 19. Jahrhundert wurde ein einfaches Denkmal zu Regensburg für Kepler errichtet.

[6]) Kästner sprach dieß in folgendem Gedicht aus:

An Christlob Mylius,

bei Uebersendung von Keppler's Harmonica mundi.

Freund, da Dein zärtlich Ohr der Tonkunst Reiz empfindet,
Des Weltbau's Harmonie Dein tiefer Geist ergründet,
Lies, was von beiden hier der Lehrer Newtons schreibt,
Den Deutschland hungern ließ und — seiner unwerth bleibt.

In einem zweiten nicht minder wahren Sinngedicht sagt Kästner:

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Keppler stieg = = und starb in Hungersnoth.
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

[7]) Derselbe lautet also:

„Weil dann der Herr fürstl. Anwald, Vogt zu Güglingen dilation bis auf nächsten Gerichtstag begehrt und erhalten, unterdeß aber die arme Gefangene sich der Kälte und trostlosen Einsamkeit halben aufs höchste beklagt und um Gottes willen nur in eine Stuben ihr verhülflich zu seyn gebetten, als gelangt an E. F. Gn. ferners mein unterthäniges flehendliches Bitten, die geruhen (angesehen daß sie keins Wegs einiger Übelthat überwiesen, hohes 73 jährigen Alters und baufällig, auch wegen der angedrohten peinlichen Frag, ungehindert ihrer Unschuld, allein von etlicher fürgangner Exempel wegen allerdings erschreckt und bekümmert) bey dem Vogt zu Güglingen diese gnädige Verfügung zu thun, daß derselbe sie bis auf fernere Verordnung in des Stadtknechts und Gerichtsdieners Haus und Stuben allda transferiren, weil zu Güglingen sonst kein Ort hierzu zu finden, und auf

ein Mann, wie Kepler, erfahren! Und das war noch nicht genug, auch Hungers wollte ihn seine Nation sterben lassen. Für ihren Erfinder hatte diese keinen Nothpfenning, keine Erquickung, um ihm in seinem Elende aufzurichten. Als die Schergen Wallensteins hingegen mit Kolbenschlägen Geld forderten, waren viele Hunderte von Millionen verfügbar!

Daß der Umfang seiner Geisteskraft mit der Güte seines Herzens gleichen Schritt hielt, hatte Johann Kepler durch seine ewig denkwürdigen Entdeckungen erwiesen. Indessen wie jeder ächte Genius war er nicht bloß auf ein Fach-Studium beschränkt, sondern überhaupt mit Bildung ausgestattet, und darum auch mit Liebe für die Kunst erfüllt. Johann Kepler hatte bedeutende poetische Anlagen, und er verfaßte nicht nur sehr schätzbare lateinische Gedichte, sondern streute auch in seine trocknen, wissenschaftlichen Abhandlungen häufig poetische Bilder und Wendungen ein. Was den gewaltigen Geist des Mannes jedoch am besten darlegt, ist die Thatsache, daß er auch in seinen gedrückten Verhältnissen heiter blieb, und sogar von Humor übersprudelte. Mit vortrefflicher Laune erzählte er z. B. die ungeheuren Schwierigkeiten, mit welchen seine Forschungen über den Planeten Mars verbunden waren [8]). Wie später Jean Paul Friedrich Richter seine Gesuche um Darlehen an den Pfarrer Vogel in scherzhaften Briefstyl kleidete, um seine Armuth zu verdecken, um das blutende Herz nicht zu zeigen, eben so gab Johann Kepler seinen Mahnbriefen an den Kaiser Rudolph II. eine herrliche humoristische Gestaltung [9]). Ach der große Schwabe mußte sein ganzes Leben hindurch um Bezahlung seines ärmlichen Gehaltes betteln!

---

ihren eigenen so geringen Unkosten als möglich (weil es ihres weiblichen Sexus und Alters halben überflüßiger Hüter nit bedürfen wird) verwahren lasse. E. F. Gn. thun hieran ein löblich Werk der Barmherzigkeit."

Die Fürbitte des Sohnes war in der Hauptsache auch von Erfolg begleitet: denn es erging darauf folgender Bescheid:

„Dem Vogt zu Güglingen zu schreiben, wofern in des Stadtknechts Hauß allda solche Gelegenheit vorhanden, daß man der Verhaftin Außkommens gesichert, soll er sie ins Stadtknechtshauß verwahrlich legen und durch einen Hüter auf ihre Kosten Tag und Nacht verwachen lassen, darneben der Verhaftin Sohn anzeigen, weil man nit sehe, worzu ihm die Abschrifften fürstl. Befehl werden vorständig seyn, als wisse man ihm hierinn nit zu willfahren. Decretum Stuttgart in Cons. d. 4. Oct. 1620."

[8]) Astronomia nova Cap. LI in principio (pag. 246):

Dum in hunc modum de Martis motibus triumpho, eique ut plane devicto, Tabularum carceres, et æquationum eccentri compedes necto, diversis nunciatur locis, futilem victoriam, et bellum tota mole recrudescere. Nam domi quidem hostis, ut captivus, contemptus, rupit omnia æquationum vincula, carceresque tabularum effregit. Nulla enim methodus ex praescripto opinionis cap. XLV administrata Geometrice, vicariam hypothesin capitis XVI. (quae veras habet æquationes ex falsa causa manantes) propinquitate numerorum potuit aemulari. Foris vero speculatores per totum eccentri circuitum dispositi, distantiae in quam genuinae, profligarunt meas causarum Physicarum ex cap. XLV accersitas copias, earumque jugum excusserunt, resumpta libertate. Jamque parum abfuit, quin hostis fugitivus sese cum rebellibus suis conjungeret, meque in desperationem adigeret: nisi raptim nova rationum Physicarum subsidia, fusis et palantibus veteribus, submisissem; et qua sese captivus proripuisset, omni diligentia edoctus, vestigiis ipsis nulla mora interposita inhaesissem. Utramque rem ut gesta est ordine narrabo sequentibus aliquot capitibus.

[9]) In der Dedication der „Astronomia nova" an den Kaiser Rudolph II. kommt folgende Wendung vor:

Quam ad rem Majestati Vestrae operam non inutilem (quippe exercitatus in pugnacissimo, gnarusque locorum) nec minus quam antea fidelem, promptus offero: hoc unice orans atque obsecrans, (quando hanc vocem, perinde ut orationem reliquam, crebra cum militibus, centurionibus ducibusque per hos

Leſer, der du Gefühl haſt, vergleiche das Verzeichniß der Luxus-Gegenſtände, welche täglich in die Küche eines Wallenſtein geliefert wurden, mit den Bettelbriefen Johann Keplers, und ſage mit mir: „Konnte das Schickſal Kepler's anders ſein? Er war ja groß, liebte ſein Vaterland und war ein Deutſcher!“

Neun und dreißigſtes Hauptſtück.

Erſtes Auftreten Guſtav Adolphs in Deutſchland.

(Vom Jahr 1630 bis 1631.)

Es war am 24. Juni des Jahres 1630, als die Flotte Guſtav Adolphs an der deutſchen Küſte, und zwar bei der Inſel Rügen landete. Der edle König betrat zuerſt den Boden Deutſchlands und kniete ſodann nieder, um den Segen des Himmels für ſeine heilige Unternehmung zu erflehen. Guſtav Adolph war von aufrichtiger Religioſität erfüllt, und übte die frommen Gebräuche nicht nur ſelbſt, ſondern forderte das Gleiche mit großer Entſchiedenheit von ſeinen Kriegern. Darum ſtellte er auch bei jedem Regiment einen Feldprediger an, welcher täglich Gottesdienſt halten mußte [1]). Im übrigen artete die religiöſe Richtung des Königs keineswegs zur Schwärmerei eines trüben Pietismus aus, ſondern blieb von dem Verſtande beherrſcht, und führte eben darum zur Beförderung eines ſittlichern Lebenswandels der Soldaten. Auf einen ſolchen, ſowie insbeſondere auf Mäßigkeit hielt Guſtav Adolph ſo nachdrücklich, daß in ſeinem Heere die Mannszucht noch ſtrenger gehandhabt wurde, als im Friedländiſchen und Tilly'ſchen. Während ſchon hierdurch die ſchwediſchen Truppen vor den kaiſerlichen ein Uebergewicht behaupteten, wurde daſſelbe noch größer durch eine Grund-Reform, welche Guſtav Adolph in der Kriegskunſt ein-

---

novem annos in hac aula conversatio mihi suppeditavit) Caesaria Majestas Vestra *erarii praefectis imperet, ut de nervis belli cogitent, novamque mihi pecuniam ad militem conscribendum suppeditent.*

[1]) Petri Burgi Mars Sueco-Germanicus:

„Addiderat militari continentiae et disciplinae religionem. — Nam singulis legionibus aderat Lutherani dogmatis praedicans, qui quotidianis concionibus vitia reprehenderet, curaretque, ut singulis diebus binae saltem ad Deum preces haberentur, quas unaquaeque legio in aciem disposita per rythmos verna. cula lingua quasi hymnum concineret: tantum ardoris ex his praedicantibus milites imbiberant, ut propter Lutherani insanum dogma vitam omniaque spernerent.“

führte. Als der erſte Feldherr ſeiner Zeit überzeugte er ſich bald, daß zu große Maſſen in den Unterabtheilungen die Schnelligkeit der Bewegungen ſtören: er machte daher vornehmlich bei der Reiterei die Schwadronen kleiner, und die Zwiſchenräume der Bataillone bei dem Fußvolk größer. Sowie er den bedeutenden Fehler einer einzigen Schlachtlinie durch die Hinzufügung einer zweiten Reihe als Reſerve verbeſſerte, gab er auch dem groben Geſchütz eine zweckmäßigere Einrichtung [2]). Mit der umfaſſenden Reform der Kriegskunſt verbanden ſich nun noch Eigenſchaften des Feldherrn, welche den Sieg an ſeine Fahnen feſſeln mußten. Der König beſaß bei hohem Muth und perſönlicher Tapferkeit vornehmlich Geiſtesgegenwart, raſchen Ueberblick und Blitzesſchnelle der Entſchlüſſe. Was aber noch mehr Erfolge verſprach, war die Energie, mit welcher er in ſchwierigen Lagen zu handeln, und insbeſondere die Unentſchlüſſigkeit Anderer zu überwältigen gewohnt war. Ein erſtes Beiſpiel davon ergab ſich ſchon bei dem Erſcheinen des Königs in Deutſchland.

Die bisherigen Siege des Kaiſers und der katholiſchen Liga hatten ihren Grund vorzugsweiſe darin, daß die Proteſtanten zu keinem einheitlichen Zuſammenwirken zu bringen waren, vielmehr durch die Theilnahmloſigkeit oder Neutralität ſich gegenſeitig zu Grunde richteten, welche mehrere mächtige Fürſten zu behaupten ſuchten. Guſtav Adolph wußte dieß ſehr genau, und war feſt entſchloſſen, die evangeliſchen Reichsſtände im Nothfall mit Gewalt zur Vertheidigung der Reformation zu zwingen. Der proteſtantiſche Herzog Bogislaw von Pommern wollte auch nach der Landung der Schweden jene Politik der Vereinzelung fortführen; allein Guſtav Adolph, nach den Eingebungen ſeiner Energie handelnd, rückte raſch vor die Feſtung Stettin, und forderte die Aufnahme einer ſchwediſchen Beſatzung. Vergebens begab ſich Bogisla perſönlich zu dem König, um von dieſem Anerkennung ſeiner Neutralität auszuwirken; Guſtav Adolph beſtand vielmehr darauf, daß der Herzog Partei ergreifen müſſe, und daher zwiſchen der Unterſtützung des Königs oder des Kaiſers zu wählen habe. Solche Feſtigkeit wirkte: denn Bogislaw nahm nicht nur eine ſchwediſche Beſatzung in Stettin auf, ſondern verband ſich jetzt auch ſehr innig mit Guſtav Adolph. Letztere vertrieb nun die kaiſerlichen Truppen, welche ſeit den frühern Feldzügen Pommern beſetzt hielten, bis auf einige feſte Plätze aus der ganzen Landſchaft.

Jetzt ſollte der Kaiſer zum erſten Mal die Folgen der Abdankung Wallenſteins bitter empfinden, der letztere jetzt ſchon einen Vorgeſchmack ſeines künftigen Triumpfes erhalten: denn die Heere Ferdinands II. waren ſogleich nach der Entfernung des Friedländers in völlige Zerrüttung gefallen. Albrecht, Herzog von Friedland, ſtellte ſich bei ſeiner Entlaſſung, als wolle er ſeinem Ehrgeiz Schranken ſetzen, und für

---

[2]) Zeitgenoſſen rühmen die Anordnungen des Königs in der Heer-Aufſtellung und ſeine durchgreifenden Reformen in der Kriegskunſt überhaupt ſehr. So ſagt der ſchon angeführte Burgus, ein Offizier im Wallenſteiniſchen Heer, unter andern folgendes:

Sequebatur exercitam militum vitam ordinum prudens dispositio, qua cum aciem instituoeret, rex utebatur: ita enim aciem muniebat, ut in arcis modum milites pro moenibus starent: erant in acie propugnacula, cortinae ut vocant, caeteraque, quae nostrorum temporum militaris architectonica ad muniendas arces invenit, quaeque in plano posita figura patitur. Neque poterat aliquis partem ullam aciei aggredi, quin a fronte et ab utraque scloporum ictibus offenderetur. Equitatu insuper undique serviebat, qui ad congressum cogi non poterat, cum a pedite mira ordinum dispositione tegeretur, his tormentorum inauditus usus accesseret, quae ita disponebantur, ut defenderent et laederent, ipsa ab hostium impressionibus tuta essent, quibus utentem artibus mortuum quidem divina providentia vidimus, at non acie fusum aut victum.

immer in das Privatleben zurückkehren. Als die Anträge seiner Widersacher in Regensburg schon bekannt waren, ordnete er von Nürnberg aus (3. Juni 1630) auf seinen Gütern große Bauten an, welche auf die Absicht eines langen Aufenthalts dortselbst schließen lassen konnten [3]). Von Memmingen aus, wo er das Absetzungs-Urthell erhielt, gab er dagegen nicht nur Befehle, die Bauten zu beschleunigen und zu erweitern [4]), sondern er erklärte in einem andern Schreiben sogar ausdrücklich, daß er für immer in Gitschin, seinem Hauptsitz, zu bleiben gedenke [5]). Doch seine eigentliche Absicht war eigentlich nur, in Pracht und Glanz die Zurückberufung zu dem kaiserlichen Heere zu erwarten, welche er auf die Prophezeiung seines Astrologen Seni oder vielmehr in Folge der Unternehmung Gustav Adolphs voraussah. Schon die Ereignisse in Pommern kündigten an, daß der Friedländer über die erlittene Kränkung der Absezung bald Genugthuung erhalten, und die Hoffnung auf Zurückberufung erfüllt sehen werde: denn die sonst sieggewohnten Truppen des Kaisers konnten wegen mangelnder Mannszucht nicht einmal zum Gehorsam gegen ihre Führer, geschweige zu Anstrengungen und verzweifelten Kämpfen gebracht werden. Das Ausreissen nahm so sehr unter ihnen zu, daß der kaiserliche Oberbefehlshaber in Pommern, Torquati Conti, lediglich auf die Vertheidigung sich beschränken mußte. Als ein Versuch, Stettin durch Ueberrumpelung zu nehmen, fehlgeschlagen war, nahm Torquati gar seine Entlassung. Die Schweden

---

[3]). Derselbe war an Taris gerichtet und hatte folgenden Inhalt:

„Ich zweifle nicht, daß ihr euch werdet wegen meiner Gebäu auch, wie ich's angeordnet hab, alles Fleißes angelegen sein lassen und da wegen des Gebäus zu Gitschin von Nöthen wär, daß mein Weib nach dem Neu-Schloß verreisen solle, solches daß in continenti geschieht und ihr fahrt fort mit den Gebäuen, wie ich's befohlen hab, ohne Verlierung einziger Minuten. Die Stallungen zu Smrkowitz vernehme ich, daß sie noch nicht gebaut werden, welches mich hoch Wunder nimmt. Mit dem Garten bei Gitschin, Fontanen, Grotten und anderen Sachen, wie's designirt ist worden, daß man auch fortfährt; das Haus zu Gitschin seht, daß es auf die Weis mobilirt wird, wie ich's anbefohlen hab. Schreibt dem Landeshauptmann von Sagan, wie auch dem Baumeister daselbst, daß sie sollen sehen, daß sie die Façaden der Häuser, so sie dort bauen, von Steinen oder Ziegeln bauen und schön und zierlich ausführen, in summa ich verlasse mich auf euch, daß ihr euch werdet wegen der Gebäu itzunder besser angelegen sein lassen, als man's zuvor gethan hat. Die Mönch zu Bezdiez und Leip, so zuvor das Geld, welches man zum Gebäu hat anwenden sollen, gestohlen haben, itzunder, daß man ihnen bessier Achtung auf die Fäuste gibt, auf daß sie's nicht mehr thun und ihr zieht bisweilen dahin und seht, wie sie alles anstellen"

[4]). In einem Briefe an seinen Landeshauptmann, worin es heißt;

„Seht daß die zwei Capellen, meine und meines Weibes, heuer fertig mit allen requisitis sein, laßt die Altar darin machen, wie auch die fünf Altar in den Kirchen allerdings verfertigen, auf daß ich daselbst den Gottesdienst verrichten könnte, so seht ebenmäßig, daß alle Zimmer fertig werden, wie nicht weniger mit mobilien und schönen quadri versehen, denn in diesem verlasse ich mich allein auf euch, diewell der Max nicht zur Stell ist und die andern sich auf solche Sachen nicht verstehn. So werdet ihr auch sehn, daß der Garten verfertigt wird und viel Fontanen daselbst gemacht. Die Loga laßt geschwind mit Zwerch- (Kreuz-) Gewölben und mit lavor di stucco zieren. Die grotta bei der loga daß sie eheſt also verfertigt wird, wie ich dem Baumeister anbefohlen hab; bitt, laßt euch's angelegen seyn."

[5]) Das Schreiben ging wieder an Taris, und Wallenstein drückt sich darin also aus:

„Ich vermeine zu Mitte Octobers (1630) zu Gitschin zu seyn, und daselbst stets zu verbleiben, dahero seht, daß das Gebäu verfertigt und die Zimmer ausgeputzt und mobilirt werden. Macht Provision von allen Sachen vor mich, insonderheit vom heurigen Wein, diewell sie sehr gutt werden, laßt mir auch gutten Wermuth-Most anmachen, der dulce picante ist, auf daß ich ihn kann desto ehender haben. Im übrigen werde, ihr wissen, alles in solche Obacht zu nehmen, auf daß es gutt ist. P. S. Laßt alle Ställ zu Gitschin verfertigen wie auch den Tummesplatz und das Ballhaus." —

drängten ihre Gegner nun auch in den wenigen Punkten, welche ſie noch inne hatten, wie denn von den erſtern nicht nur Greifenhagen eingenommen, ſondern auch Garz und Pyritz beſetzt wurden. Da die Kaiſerlichen jetzt nur noch Greifswalde, Demin und Kolberg beſaßen, ſo ſchickte ſich Guſtav Adolph an, mit Vertreibung der Wallenſteiniſchen Autoritäten das Fürſtenthum Meklenburg an die legitimen Herzoge zurückzubringen. Nachdem er unter Guſtav Horn eine Heer-Abtheilung zum Schutze Stettins aufgeſtellt hatte, zog er nach Meklenburg, und eroberte dort ſogleich Damgarten und Rübenitz. Zugleich erließ er eine Aufforderung an die Bevölkerung, ihre rechtmäßigen Herzöge wieder als Landesfürſten anzuerkennen, und zu dem Ende mit den Schweden ſich zu vereinigen.

Am Hofe Ferdinands II. hegte man früher keine hohe Meinung von den Fähigkeiten oder der Macht Guſtav Adolphs von Schweden, und ſah eben darum auf deſſen Einmiſchung in den deutſchen Religionskrieg mit Geringſchätzung herab. Jetzt, wo der kühne König die kaiſerlichen Truppen ſchon faſt aus ganz Pommern vertrieben hatte, und nun auch Meklenburg in ſein Intereſſe zu ziehen ſuchte, ſah man die Unternehmung des Königs von Schweden allmälig mit andern Augen an. Für die erſte Zeit hatten die Kaiſerlichen durch plötzliche Einnahme von Roſtock zwar das weitere Vordringen Guſtav Adolphs in Meklenburg verhindert; indeſſen die Bevölkerung erwartete nur einen günſtigen Augenblick, um ſich für den ſchwediſchen König zu erklären, und die feſte Stellung ſowie die raſchen Siege deſſelben in Pommern erweckten auch bei den Proteſtanten in andern Gegenden Deutſchlands wieder Selbſtvertrauen und Hoffnung. Verſchiedene Reichsſtände beriethen ſich ſchon über die Unterſtützung der ſchwediſchen Waffen, und es wurden ſogar Vorſchläge gemacht, die geſammte evangeliſche Partei zur Rettung der Reformation wider Ferdinand II. zu vereinigen. Alles dieß machte nun auf den Hof des Kaiſers großen Eindruck, und jetzt ſchon kam das Bedauern zum Vorſchein, das Heer vermindert und Wallenſtein abgeſetzt zu haben. Maximilian von Baiern war es wiederum, der auf kräftige Maaßregeln drang, um den Siegeslauf des kühnen Schweden-Königs bei Zeiten aufzuhalten. Er handelte auch ſelbſt unmittelbar, indem er nicht nur ſeinem Feldherrn Tilly den Auftrag ertheilte, dem Kaiſer mit allen Truppen der Liga zu Hülfe zu ziehen, ſondern auch den General von Pappenheim eiligſt ins Meklenburgiſche ſandte, um dort die Wiedereinſetzung der vertriebenen Herzoge zu verhindern. Pappenheim überwältigte auch den Herzog von Sachſen-Lauenburg, welcher im Namen der meklenburgiſchen Fürſten ein Heer aufgeſtellt hatte; dagegen fand Tilly bei ſeiner Ankunft an der Oder die Trümmer der kaiſerlichen Heere in einem ſolchen elenden Zuſtand, daß er noch nichts entſcheidendes wider die Schweden zu unternehmen wagte[6]). Anfangs machte er wohl Miene zum Angriff, und nahm auch Neubrandenburg; ſo daß der ſchwediſche General Guſtav von Horn zu einer rückgängigen Bewegung veranlaßt wurde. Als aber die Nachricht einlief, daß ſowohl Demin als Kolberg an Guſtav Adolph ſich ergeben hatten, gab Tilly Pommern auf, und wandte ſich gegen Magdeburg. Dieſer eifrig proteſtantiſchen Stadt ſollte in Folge des Reſtitutions-

[6]). Ein Sachkenner ſchilderte die üble Verfaſſung der kaiſerlichen Heere in nachſtehender Weiſe:

Exercitus est ex omnium gentium colluvie mixtus, quibus non lex, non mos, non lingua communis: alius habitus, alia arma, alia sacra, alii prope dii sunt. Plurimi Lutherani sunt aut Calvinistae: aut sub ducibus Lutheranis aut Calvinistis aliud cuique fas, nec quicquam illicitum. Stipendia iis ab aliquot annis debentur. Quid si illa reposcent? quid si in suae religionis socios pugnare nolint? quid si inter se vel adversus duces insurgant

Edicts ein katholischer Erzbischof in der Person eines kaiserlichen Prinzen (Leopold Wilhelm) aufgedrungen werden. Darüber äußerst bestürzt, und wie im vorigen Jahrhundert zur Vertheidigung der Religionsfreiheit entschlossen, ergriff Magdeburg offen die Partei Gustav Adolphs. Der Administrator Christian Wilhelm von Brandenburg, welcher abgesetzt worden war, hatte nämlich mit dem König von Schweden schon vor dessen Ankunft in Deutschland Unterhandlungen eingeleitet, und die Zusage von Hülfe erhalten. Als er hierauf im Stillen nach Magdeburg zurückkehrte, erklärte sich nicht nur die ganze Bürgerschaft für ihn, sondern es ward auch zwischen der Stadt und dem Schweden-König ein förmliches Bündniß abgeschlossen. Letzterer verpflichtete sich darin zur Beschützung Magdeburgs, wogegen ihm der freie Durchzug durch die Stadt und das Recht der Werbung daselbst eingeräumt wurde. Die mögliche Festsetzung Gustav Adolphs in jener wichtigen Elbe-Festung schien nun dem Grafen Tilly eine so bedenkliche Sache zu sein, daß er vor allem Magdeburg zu erobern suchte. Er schloß daher nach seinem Rückzug aus Pommern die Stadt sofort ein, und eröffnete eine ernstliche Belagerung derselben.

Bevor Gustav Adolph gegen den liguistischen Feldherrn ziehen wollte, glaubte er sich erst im Rücken noch mehr sichern zu müssen. Der Churfürst von Brandenburg verfuhr nämlich wie der Herzog von Pommern, und schwankte unentschlossen zwischen dem König von Schweden und dem Kaiser, indem er den Frieden zwischen beiden zu vermitteln suchte. Gustav Adolph wußte zu gut, daß nur entscheidende Siege die Reformation retten konnten, und daß also die Zeit zu Friedens-Unterhandlungen noch nicht gekommen sei. Zu jenen Siegen bedurfte er aber der Unterstützung der deutschen Protestanten, weil er der vereinigten Macht der katholischen Liga und des Kaisers nicht gewachsen war. Das Beispiel Churbrandenburgs mußte andere evangelischen Stände zur Antheilnahme an den Krieg veranlassen, und so beschloß der energische König, auch den Churfürsten von Brandenburg mit Gewalt zur Vertheidigung der Reformation zu zwingen. Nachdem er denselben aufgefordert hatte, sein Heer mit den Schweden zu vereinigen, und den letztern seine festen Plätze zu öffnen, überfiel er mit gewohnter Schnelligkeit Frankfurt an der Oder, und nahm die Stadt mit Sturm. Um wegen der Niedermetzelung schwedischer Truppen in Neubrandenburg durch Tilly, sich zu rächen, wurde die kaiserliche Besatzung in Frankfurt an der Oder größtentheils niedergemacht. Was noch auffallender ist, gestattete der König, seiner sonst so strengen Mannszucht ungeachtet, dem Ungestüm seiner Soldaten sogar eine dreistündige Plünderung der Stadt. Als Georg Wilhelm sich fortwährend weigerte, in Spandau und Küstrin schwedische Besatzung aufzunehmen, ließ Gustav Adolph sein Heer allmählig näher an Berlin heranrücken. Dieser entschlossene Schritt wirkte; Georg Wilhelm verband sich mit den Schweden, und übergab denselben auch Spandau.

Mittlerweile hatte der Churfürst Johann Georg von Sachsen eine Zusammenkunft mehrerer evangelischer Fürsten in Leipzig veranstaltet, um über die Lage ihrer Partei und des Reichs zu berathen. Gustav Adolph ließ diese Versammlung nach der Einnahme Frankfurts beschicken, und zur Abschließung eines Bundes der deutschen Protestanten mit der Krone Schweden einladen. Der ritterliche König war nicht nur durch seine Siege, sondern auch durch ein anderes Ereigniß so sehr in Ansehen und Macht gestiegen, daß seine Freundschaft für keine geringfügige Sache mehr gelten konnte. Wir haben schon früher bemerkt, daß der Minister Richelieu in Frankreich dem Könige von Schweden zu einem Kriege gegen den Kaiser Unterstützung in Aussicht stellte. Anfangs nahm Gustav Adolph Anstand, zur Vertheidigung der Reformation mit einer katholischen Macht sich zu verbinden; doch später ward er anders gesinnt, und am 13. Januar 1631 wurde zwischen ihm und Frankreich zu Berwalde ein Vertrag

geſchloſſen, worin die letztere Macht zur Bezahlung von Hülfsgeldern ſich verpflichtete. Hierdurch wurde der König von Schweden in den Stand geſetzt, ſeine Werbungen ſo ſehr auszudehnen, und den Krieg gegen den Kaiſer mit ſolchem Nachdruck zu führen, daß die geſammte evangeliſche Partei ohne Gefahr zu den Waffen greifen konnte. Unter dieſen Umſtänden hätte man alſo erwarten ſollen, daß die Anträge Guſtav Adolphs von der Fürſten-Verſammlung in Leipzig mit Freuden würden angenommen werden. Die Einmiſchung einer fremden Macht in innere Reichsangelegenheiten war freilich immer gefährlich; allein die Schweden waren ja ebenfalls Deutſche, und abgeſehen auch hievon ſo hatten die Fürſten ſchon zu oft bewieſen, daß ſie ihre Privat-Intereſſen jenen des Reichs vorzuziehen gewohnt waren, und keinen Anſtand nahmen, zur Beförderung der erſtern mit fremden Mächten gefährliche Bündniſſe einzugehen. Indeſſen der Churfürſt von Sachſen beſorgte bei der perſönlichen Ueberlegenheit des ſchwediſchen Königs ein ſo großes Anſehen deſſelben im Reiche, daß ſeine Eiferſucht erwachte, und er die ſeltſame Politik ergriff, als Schiedsrichter zwiſchen die ſtreitenden Theile zu treten. Man wies daher die Anträge Guſtav Adolphs bei der Verſammlung in Leipzig höflich zurück. Um aber gleichzeitig den Kaiſer zu einem andern Verfahren gegen die Evangeliſchen zu nöthigen, beſchloß die Verſammlung nicht nur eine energiſche Vorſtellung an denſelben, ſondern auch die Aufſtellung eines Heeres von 40,000 Mann, um den geſtellten Forderungen Nachdruck zu geben. In dem Schreiben an Ferdinand II. wurde die Aufhebung des Reſtitutions-Edicts und die Einſtellung aller weitern Verfolgungen der Proteſtanten verlangt; was aber noch merkwürdiger war, die Adreſſe ſprach auch die Ueberzeugung aus, daß das deutſche Reich in Folge des Religions-Krieges an den Rand des Abgrundes gebracht worden ſei [7]). Da ſich dieß in der Folge ſo ſehr beſtätigte, ſo muß man über die Klarheit erſtaunen, mit welcher die Fürſten-Verſammlung in Leip-

---

[7]). Die Leipziger Verbündeten drückten ſich in ihrer Adreſſe an den Kaiſer unter andern alſo aus:

„Sie hätten das kranke und gleichſam in Zügen liegende Römiſche Reich ſo ermüdet und abgemattet gefunden daß es nicht länger werde dauren können, wenn es nicht durch Wiederaufrichtung eines guten Verſtändniſſes, durch Rettung der deutſchen Freiheit, Erhaltung der Fundamental- und anderer Reichs-Geſetze, und Herſtellung eines ſicheren Friedens eheſtens erquicket werde. Weil das Mißtrauen, ſo ſich zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Ständen von vielen Jahren her erhalten, wegen der geiſtlichen Güter ſeinen Urſprung genommen, die Katholiſchen aber nun zu gütlichen Unterhandlungen ſich erboten, wozu auch ſie geneigt wären, ſo erforderte die Nothdurft, daß vor allen das kaiſerliche Edict wegen der Herausgabe ſolcher Güter, und die darauf angeordneten Commiſſionen und Executionen aufgehoben, und alles wieder in den vorigen Stand geſetzt werde.“

„Ferner werde der Stände Hoheit durch grauſame unerhörte Bedrückungen von Seite des kaiſerlichen Kriegsvolks äußerſt gekränkt, die Reichsconſtitutionen überſchritten, das Reich mit neuen Werbungen angefüllt, die Contributionen gebothweiſe angeſetzt und durch militäriſche Gewalt erhoben; wozu noch die Armee der Ligue komme, die nicht allein mit eigenmächtigen Durchzügen den proteſtantiſchen Ständen beträchtlichen Schaden zugefügt, ſondern ihnen auch in das Land gelegt worden, aus dem ihr der Unterhalt habe müſſen geſchafft werden. Der Kaiſer erzeige ſich gegen ſeine eigene Erblande ſo kaiſerlich, landesfürſtlich und väterlich, daß es durch Ausſchreibung und Haltung öffentlicher Land- und Fürſten-Täge die freywillige Hülfsmittel begehre; es wäre höchſt unbillig, daß das Reich, deſſen Vorzüge und Freyheit weltbekannt ſeyen, unter einer ſolchen Bürde, als wenn deſſen Stände bereits in die Dienſtbarkeit gebracht wären, erliegen ſolle: es gehe demnach ihre Bitte dahin, einem ſo großen Elend, Jammer und Noth ein Ende zu machen, indem ſie es in Anſehung ihrer Lande und Leute nicht länger mehr dulden könnten, und wenn ſie über alle Erwartung durch militäriſche Gewalt dazu ſollten gezwungen werden, ſo hofften ſie, der Kaiſer werde ſie dagegen ſchützen, und es ihnen nicht verdenken, daß ſie ſich und ihr Land und Leute durch die von Gott und der Natur, auch den Reichsgeſetzen zugelaſſene Defenſion dagegen bewahren.“

zig des bevorstehenden Untergangs des deutschen Reichs sich bewußt war. Auf den Kaiser machte selbst dieser Umstand keinen Eindruck, sondern er hoffte immer noch auf die vollständige Vernichtung der Reformation, und gab daher auch dem Churfürsten Johann Georg von Sachsen und seinen Verbündeten eine ausweichende Antwort [8]).

Vierzigstes Hauptstück.

Eroberung Magdeburgs durch Tilly. Niederlage des letztern bei Leipzig.

(Jahr 1631.)

Während der unternehmende König von Schweden vergebliche Anstrengungen machte, alle evangelischen Reichsstände zur Vertheidigung der Reformation zu vereinigen, während die Versammlung protestantischer Fürsten in Leipzig vielmehr die weisen Vorschläge des Königs mit berechneter Kälte behandelte, machte der liguistische Feldherr Tilly Anstalten, den Protestanten einen neuen Schlag beizubringen, welcher ihren Schrecken noch höher steigern sollte. Der Administrator Christian Wilhelm in Magdeburg hatte diese Stadt zu Anfang des Jahres 1631 mehrere Wochen mit Erfolg vertheidiget, und Tilly mußte

---

[8]). Sie lautete in der Hauptsache, wie folgt:

„Die Klagen der protestantischen Stände liefen auf zwey Puncte hinaus, die Aufhebung des kaiserlichen Edicts und der Kriegsbeschwerden. Was den ersten beträfe, wolle er nicht wiederholen, aus was für Ursachen er zur Bekanntmachung des Edicts, welches an sich nichts anders, als der klare Buchstabe des Religionsfriedens und der bey dessen Schließung gepflogenen Handlungen sey, auf inständiges Ansuchen der gegen eben diesen Frieden so lange und hochbedrängten katholischen Stände mit vorhergehendem Rath der Churfürsten, bewegt worden, indem selbst viele die der katholischen Religion nicht zugethan, sonst aber in den Reichssatzungen erfahren seyen, aus Antrieb der hellerscheinenden Wahrheit die Gerechtigkeit des Edicts eingestehen müssen. Nachdem es nämlich der katholische Theil nicht mehr habe annehmen können, auf eitle, so oft hintertriebene Tractaten sich weisen zu lassen; nachdem seinem erlittenen Unrecht durch keine Urtheile des Reichshofraths und Kammergerichts zu steuern gewesen, die Eingriffe und Thathandlungen sich täglich gehäufet, habe er seinem Gewissen und Pflichten nach kein bewährteres Mittel gefunden, des Reichs Wohlfahrt zu befördern und in so klaren Sachen die Justiz den Beleidigten auf einmal zu ertheilen."

„Was den zweyten Punct betreffe, bedaure er selbst die Unglückseligkeit seiner Regierung, daß nicht sowohl durch die Macht seiner und des Reichs offenbarer Feinde, als vielmehr durch Vorschub der heimlichen und innerlichen, und die von letzteren bewirkte Verhinderung und Hintertreibung aller guten Vorschläge, die Sache in eine solche Verwirrung gebracht worden, daß er zu den ihm allezeit beliebten, ordentlichen, in den Reichssatzungen wohlbedächtlich vorgesehenen Mitteln, den Feinden Widerstand zu thun, nie gelangen können. Auch sey ihm leid, daß diejenigen Mittel, derer er sich bisher aus Noth beholfen, so beschaffen seyen, daß sie zum heftigsten endlich von denjenigen, so darunter leiden, empfunden werden müssen, wie er dann die übermäßigen Bedrängnisse, eigenthätige Erpressungen und andere schwere Excesse seiner Miliz nie gutgeheißen, sondern sich zum öftern erbothen, wenn besondere Fälle angezeigt würden, sie exemplarisch zu bestrafen."

die Belagerung sogar auf einige Zeit unterbrechen, um sich durch verschiedene Manöver wider das siegreiche Vordringen der Schweden zu sichern. Als er seinen Zweck erreicht hatte, und zugleich die Bedenklichkeiten der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg wahrnahm, mit Gustav Adolph sich thatkräftig zu verbinden, so führte Graf Tilly sein gesammtes Heer vor die Thore von Magdeburg zurück. Am 30. März 1631 begann die Belagerung von Neuem, und zwar mit dem größten Nachdruck.

Die Bürger der Stadt hatten ihre Festungswerke durch Anlegung einiger neuen Schanzen verstärkt, **Trotz - Tilly, Trotz - Pappenheim** zubenannt, und waren überhaupt zu einer verzweifelten Gegenwehr entschlossen. Gustav Adolph hatte ihnen zugleich einen eben so erfahrnen, als tapfern Offizier, einen Herrn von Falkenberg, gesendet, um die Vertheidigung der Festung zu leiten; gleichwohl war der Widerstand äußerst schwierig, und für die Dauer selbst unmöglich, weil sich in Magdeburg nur 2000 Soldaten befanden, und die streitfähigen Bürger zur Besetzung der ausgedehnten Befestigungs-Werke nicht zureichten. Graf Tilly, durch den tapfern General Pappenheim auf das kräftigste unterstützt, besaß noch überdieß im Verhältniß zur Besatzung in der Stadt eine so große Uebermacht, daß er bald mehrere Aussenwerke überwältigen konnte. Um ihre Kräfte mehr zu concentriren, zogen sich die Belagerten jetzt aus den Vorstädten Sudenburg und Neustadt zurück. Als letztere von dem Feinde sogleich in Brand gesteckt wurden, war die Lage der berennten Stadt schon sehr mißlich. General Pappenheim erkannte dieß bald, und rieth fortwährend zu kühnen Stürmen auf die Festung, bevor dieselbe von den Schweden entsetzt werden könne. Um einen allgemeinen Sturm bald auszuführen, machte der genannte General mit Zustimmung Tilly's eine Seiten-Bewegung, indem er in einiger Entfernung von Magdeburg (bei Schönebeck) über die Elbe ging, und der eingeschlossenen Festung nun von einer der Stellung Tilly's entgegengesetzten Seite sich näherte. Unterdessen hatte der Oberfeldherr der Liga durch abgesendete Trompeter zu verschiedenen Malen die Ergebung Magdeburgs gefordert, doch stets eine abschlägige Antwort erhalten: denn die Bürger zählten außer auf ihren Muth auch auf die Hülfe der nahen Schweden. Da die letztere Hoffnung nur zu gegründet zu sein schien, einige Tagmärsche den kühnen König mit seinem Heere nach Magdeburg bringen konnten, so mußte entweder die Belagerung aufgehoben, oder vor dem Eintreffen der Schweden ein allgemeiner Sturm versucht werden. Graf Tilly forderte in solcher critischen Lage das Gutachten eines Kriegsrathes, und dieses fiel entschieden für den Versuch des Sturmes aus. Da durch die erwähnte Bewegung Pappenheims alle Vorbereitungen dazu getroffen waren, so bestimmte Tilly den 10. Mai (1631) zur Ausführung des Sturmes.

Der Vorläufer desselben war eine Kriegslist, durch welche sich die Bürger Magdeburgs wirklich blenden ließen. Gleichsam als wären die Schweden zur Entsetzung Magdeburgs im Anzuge, ließ der Oberfeldherr der Liga das Feuer des Belagerungs-Geschützes am 9. Mai plötzlich einstellen, verschiedene Batterien abfahren, und andere scheinbare Anstalten zur Aufhebung der Belagerung treffen. Erschöpft durch die Anstrengungen in der Vertheidigung, und insbesondere durch die vielen Nachtwachen ermattet, wollten die Bürger jetzt einige Ruhe sich gönnen, und durch den Schlaf sich stärken. Das nur wollte ihr Widersacher, und am Morgen des 10. Maitages 1631 gaben die Lärmkanonen im Lager des liguistischen Heeres das Zeichen zum Sturm. Bei den neustädtischen Werken schien eine schwache Seite der Festung zu sein, und dort begann der Ungestüm des heldenmüthigen Pappenheim nach den Befehlen Tilly's den Angriff. Noch lagen die Bürger im Schlaf, und die Besatzung in den neustädtischen Werken war sehr schwach; glücklich erstieg also Graf Pappenheim den Wall. Dietrich von Falkenberg hörte auf

dem Rathhause, wo er mit einem Abgesandten Tilly's beschäftigt war, kleines Gewehrfeuer von der Seite der Neustadt: mit Blitzesschnelle drang die Ahnung der Gefahr durch seine Seele, eben so rasch versammelte er eine kleine Kriegerschaar um sich, und eilte nach dem bedrohten Punkte. Wohl entwickelte er dort die glänzendste Tapferkeit, um den eingedrungenen Feind wieder zurückzutreiben; doch er mußte der Uebermacht weichen.

Auch jetzt gab Falkenberg die Hoffnung noch nicht auf. Durchdringende Rufe, in Verbindung mit den gellenden Tönen der Sturmglocken rüttelten die Bürger allgemein aus dem Schlafe, und ermunterten sie zur eiligen Ergreifung der Waffen. Trotz der Ueberraschung derselben, gelang es der Geistesgegenwart Falkenbergs gleichwohl, in ihre Reihen Ordnung zu bringen, und überhaupt eine nachdrückliche Vertheidigung der Stadt einzuleiten. Da fand leider Falkenberg plötzlich seinen Tod, und es mangelte nun an der zweckmäßigen Oberleitung des Widerstandes. Unterdessen hatte Tilly den Sturm auf der andern Seite der Stadt mit den Hauptmassen eröffnet. In Folge der Verwirrung, welche der Fall Falkenbergs veranlaßt hatte, gelang es auch dort einigen Regimentern Tilly'schen Fußvolkes, die Wälle der Festung zu erklimmen. Von zwei Seiten gefaßt, wurden die Bürger jetzt auf das schrecklichste bedrängt, leisteten aber unter Anführung eines ausgezeichneten Offiziers, des Hauptmanns Schmidt, immer noch den heldenmüthigsten Widerstand. Das Verderben Magdeburgs sollte unabwendbar sein, auch Hauptmann Schmidt fiel demnach auf dem Wahlplatz, als schon die Tilly'schen wieder zu weichen begannen, und dieses neue Unglück brachte wiederum Verwirrung in die schwachen Ueberbleibsel der Besatzung. Den eingedrungenen Tilly'schen gelang es nun, den Hauptmassen ihres Heeres zwei Thore zu öffnen: wie eine wilde Fluth stürzten sich die letztern hierauf in die Straßen Magdeburgs, und schnaubten, wie hungrige oder gereizte wilde Thiere nach Beute und Rache.

Es gibt Auftritte in der Geschichte, wo es zweifelhaft ist, ob verwilderte Menschen einen Vorzug vor unvernünftigen Geschöpfen behaupten, und solche ergaben sich am 10. Mai 1631 zu Magdeburg nach Eroberung der Stadt durch das Tilly'sche Heer. Aller Zügel der Kriegszucht entlediget, durchrasten die Soldknechte Tilly's die Straßen der Stadt, erbrachen Häuser und Kirchen, und erwürgten ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts alles, was ihnen aufstieß. Die Scene nahm einen solchen Character grasser Barbarei an, daß Tilly selbst von einigen seiner Offiziere beschworen wurde, dem Vandalismus seiner Soldknechte ein Ziel zu setzen. Indessen Tilly befleckte seinen Namen durch die gefühllose Erklärung: „Der Soldat muß für seine Anstrengungen und Wagnisse eine Entschädigung haben: kommt in einer Stunde wieder!“ So wurde denn das Rauben und Würgen rücksichtslos fortgesetzt. Als das Jammergeschrei der wehrlosen Einwohner zum Himmel stieg, erhob sich vollends ein dichter Qualm von Rauchwolken, dem alsbald glühende Flammen folgten. Magdeburg war in Brand gesteckt, und, um das Elend voll zu machen, blies ein heftiger Wind das Feuer von allen Seiten an. Tausende von Bürgern und Einwohnern starben nun auch in den Flammen: Magdeburg war in Zeit von 12 Stunden ein Aschenhaufen, die Bürgerschaft dortselbst der Mehrzahl nach ermordet, erstickt oder verbrannt, denn 30,000 Menschen hatten das Leben verloren. Nachdem die wilden Schaaren Tilly's noch bis zum 13. Mai die Brandstätten durchwühlten, um in Kellern und Gewölbern zu plündern, erfolgte endlich an diesem Tage der Befehl zur Rückkehr unter die Kriegszucht. Die Domkirche allein hatte noch einer ansehnlichen Zahl von Einwohnern einen sichern Zufluchtsort gewährt; diesen schenkte der Oberfeldherr der Liga am 14. Mai nach seinem Einzug in die Stadt das Leben.

Je mehr die Standhaftigkeit Magdeburgs in der Vertheidigung der Reformation seit den Zeiten Karls V. von dem gesammten protestantischen Deutschland bewundert wurde, je gewerbreicher und blühender jene bedeutende Stadt gewesen war, desto größer mußte der Schmerz sein, den ihr schreckliches Schicksal bei den Evangelischen hervorbrachte. Allgemein war darum die Wehklage, und überall fragte man sich zugleich: „konnte Gustav Adolph solchen Jammer unthätig geschehen lassen, während sein siegreiches Heer nur wenige Tagmärsche entfernt stand?“ War irgend Jemand über das unermeßliche Unglück tief betrübt, so war es der edle König; allein die Umstände hatten die rechtzeitige Entsetzung Magdeburgs ihm unmöglich gemacht. Zuerst mußte er schon durch das Zaudern des Churfürsten von Brandenburg eine kostbare Zeit verlieren, und als er durch die Einräumung Spandau's seinen Rücken endlich gesichert sah, verweigerte ihm der Churfürst Johann Georg von Sachsen den Durchmarsch durch sein Land. Nur in dieser Richtung glaubte Gustav Adolph dem bedrängten Magdeburg mit Erfolg zu Hülfe ziehen zu können: er drang deßhalb wiederholt in den Churfürsten von Sachsen, den Durchzug zu gestatten; doch vergeblich. So verlief Stunde um Stunde, bis endlich die Trauerbotschaft der Zerstörung Magdeburgs im schwedischen Lager ankam. Mehr der Kurzsichtigkeit und der Selbstsucht deutscher protestantischer Fürsten, als der Unthätigkeit Gustav Adolphs war das Unglück demnach beizumessen, wie letzterer selbst in einer Denkschrift nachwies.

Die nächsten Folgen des neuen Siegs Tilly's bestanden darin, daß die protestantischen Reichsstände in Schwaben und Franken zu dem Rücktritt von dem Leipziger Bunde gezwungen wurden. Noch ein Mal schien also ein vollkommener Triumph des Kaisers über die Reformation unvermeidlich zu sein, als plötzlich alles sich änderte. Durch die namenlosen Greuel in Magdeburg war der Bogen von Seite des liguistischen Heeres bis zum Brechen überspannt worden. Jedes Uebermaß der Art rächt sich, und so brachte denn die Zerstörung Magdeburgs eine Sinnes-Aenderung bei verschiedenen protestantischen Fürsten hervor, welche vorher selbst die Energie Gustav Adolphs nicht zu erwirken vermochte. Johann Georg von Sachsen wandte sich nämlich von jetzt an endlich der Einsicht zu, daß seine Neutralität ein Unding sei, und zugleich mit der Reformation sein eigenes Haus zu Grunde richten müsse. Darum betrieb er die Kriegsrüstungen eifriger, gewöhnte sich an den Gedanken zum Krieg gegen Ferdinand II. und suchte bei den noch übrig gebliebenen Mitgliedern des Leipziger Bundes Muth und Selbstvertrauen aufrecht zu erhalten. Inzwischen war auch Gustav Adolph eifrig bedacht gewesen, sich in eine Verfassung zu setzen, welche ihm endlich ein entscheidendes Handeln gegen das Tilly'sche Heer erlaube. Anstatt im Verein mit dem König nach der Zerstörung Magdeburgs mit Ernst dahin zu wirken, den drohenden Untergang der Reformation abzuwenden, verlangte der Churfürst Georg Wilhelm von Brandenburg in solcher Krisis gerade umgekehrt die Zurückgabe der Festung Spandau, und wollte also zu seiner schwachsinnigen Politik der Neutralität zurückkehren. Gustav Adolph hierüber auf das äußerste entrüstet, gab zwar den Befehl zur Räumung von Spandau, schwur aber, den Churfürsten nunmehr als einen offenen Feind zu behandeln. Als sein Heer vor den Thoren von Berlin erschien, und der Ernst der Drohung unverkennbar wurde, nahm Georg Wilhelm andre Gesinnungen an, und beschloß, nun aufrichtig mit den Schweden sich zu vereinigen. Er ließ denselben also nicht nur die Festung Spandau zu ihrer Sicherheit, sondern zahlte auch Hülfsgelder, und stellte selbst Küstrin zum Behufe freier Durchzüge zur Verfügung seines neuen Verbündeten. Jetzt konnte Gustav Adolph daran denken, etwas entscheidendes gegen den Oberfeldherrn der Liga

vorzunehmen, um den üblen Folgen des Unglücks in Magdeburg zu steuern, und dafür Entschädigung zu erhalten.

Graf von Tilly hatte nach der Zerstörung der genannten Stadt den Plan gefaßt, den Landgrafen von Hessen-Kassel, einen sehr gehaßten Widersacher der katholischen Liga anzugreifen; allein Gustav Adolph folgte dem liguistischen Heere, entsendete einen Theil seiner Truppen auf das linke Elbe-Ufer und bezog mit den Hauptmassen ein befestigtes Lager bei Werben. Bei dieser drohenden Stellung der Schweden durfte Tilly den Angriff gegen Hessen-Kassel nicht wagen; er änderte also seinen Plan, indem er gegen die Elbe zurückging, und dem Könige von Schweden eine Schlacht zu liefern suchte. Da indessen Gustav Adolph sein verschanztes Lager nicht verließ, so war auch diese Absicht nicht auszuführen. Die Gegenden, in welchen beide feindliche Heere standen, waren durch die anhaltenden Hin- und Herzuge von Truppen schon so ausgesogen, daß sie hinlängliche Lebensmittel für die Armeen nicht mehr liefern konnten. Graf Tilly verlangte daher von dem Churfürsten zu Sachsen, ihm aus seinem Lande die nothwendigen Bedürfnisse verabfolgen zu lassen. Johann Georg, zu dem Bruch mit dem Kaiser endlich entschlossen und bereits stark gerüstet, schlug aber jenes Begehren ab. Nun beschloß der Feldherr der Liga Gewalt zu brauchen, und ließ wirklich einen Theil von Sachsen, namentlich Merseburg, Zeitz, Weissenfels und Naumburg besetzen. Hierauf zog das liguistische Heer vor Leipzig, und begann nach der Verweigerung der Uebergabe die Beschießung der Stadt. Nach vier Tagen war auch Leipzig eingenommen, und so die Gefahr des Churfürsten bedeutend. In solcher Lage zauderte dieser daher nicht länger, mit Gustav Adolph ein Bündniß einzugehen. Johann Georg hatte sich schon vor der Einnahme Leipzigs dazu entschlossen, und nach Torgau begeben, um die Vereinigung mit den Schweden ohne Anstand auszuführen. Als er von dort aus dem Könige seine Anträge gemacht, ging der letztere mit seinem Heere bei Wittenberg über die Elbe und vereinigte sich bei Düben mit der sächsischen Armee. Alsbald erfolgte der Aufbruch, um nach dem Wunsche des Churfürsten Johann Georg dem Grafen Tilly eine Schlacht zu liefern.

Der Feldherr der Liga erwartete eine Verstärkung, welche ihm die Generale Altringen und Fugger zuführen sollten. Er wollte daher bis zum Eintreffen derselben die Schlacht vermeiden, und sein Lager unterdessen verschanzen. Graf Pappenheim gerieth jedoch in Folge seines kurzen Gesichts beim Recognosciren so sehr in die Nähe des gegnerischen Heeres, daß er mit demselben ins Handgemenge verwickelt wurde. Tilly erschrack ungemein, als er die Nachricht von diesen Vorgängen erhielt, wollte jedoch die Abtheilung unter Pappenheim, als seine Kerntruppen, nicht vergeblich opfern, und sandte derselben sohin Verstärkung zu. So wurde auch er in die Schlacht hinein gezogen, die sich bei Leipzig in der Gegend von Breitenfeld nun entspann. Auf dem rechten Flügel des vereinigten Heeres der Verbündeten standen die Schweden, und auf dem linken die Sachsen. Nachdem die Schlacht von den Verbündeten durch ein heftiges Feuer des groben Geschützes eröffnet worden war, erlitt das liguistische Heer wegen seiner Aufstellung in zu großen Massen schon hiebei einen größern Verlust. Tilly, um einen Wendepunkt herbeizuführen, ließ den linken Flügel der gegnerischen Schlachtordnung, die Sachsen, mit Ungestüm angreifen, und brachte dieselben wirklich zum Weichen. Gleichzeitig stürmte Graf Pappenheim mit dem Kern der Reiterei auf den rechten Flügel, die Schweden, ein; doch hier erwiesen sich die Reformen Gustav Adolphs in der Kriegskunst als so trefflich, daß alle Tapferkeit Pappenheims nichts auszurichten vermochte. Sechs Mal wurde der Angriff mit dem größten Ungestüm erneuert, und eben so oft entschieden zurückgeschlagen. Als der Schweden-König die Sachsen weichen sah, traf der vollendete Feld-

herr sogleich Anstalten, den üblen Folgen dieser Niederlage vorzubeugen. Schnell sandte er frische Truppen ab, um in die Lücke einzurücken, und so den rechten Flügel zu decken. Als Tilly nach der Verfolgung der Sachsen, nun den rechten Flügel des Feindes umgehen, und ihn im Rücken nehmen wollte, fand er sich unerwartet durch eine kampflustige Schaar aufgehalten. Zugleich wurde er durch die völlig neuen Manöver Gustav Adolphs erst verlegen, und dann ganz verwirrt. Als der schwedische König nun seinerseits die Offensive ergriff, und durch die rasche Seiten-Bewegung einer abgesendeten Schaar der liguistischen Artillerie im Rücken zu kommen suchte, wandte sich die Schlacht zur völligen Niederlage Tilly's. In der That schlug jene schwedische Heer-Abtheilung die Schutzwache des gegnerischen groben Geschützes in die Flucht, eroberte das letztere, und richtete es gegen die Tilly'schen. Diese kamen jetzt in gänzliche Unordnung, und stäubten mit Ausnahme einiger Regimenter Wallonen nach allen Seiten auseinander. Obgleich Graf Tilly den verzweifelten Widerstand jener Wallonen selbst leitete, so wurden doch auch diese bis auf 600 Mann niedergehauen. Mit geringen Ueberbleibseln seines Heeres, und schwer verwundet, trat der sonst gefürchtete Tilly seinen Rückzug über Halle nach Halberstadt an. So endete die Schlacht bei Leipzig am 11. September 1631 mit einem glänzenden Siege Gustaph Adolph's, wodurch dem gesammten Krieg eine wesentlich andere Wendung gegeben wurde.

Ein und vierzigstes Hauptstück.

Siegreiches Vordringen der Protestanten. Rückkehr Wallenstein's zu den kaiserlichen Heeren.

(Vom Jahr 1631 bis 1632.)

Der begabte König von Schweden wußte nicht nur den Feind in offener Feldschlacht zu überwinden, sondern auch den Sieg mit umsichtigem Blicke zu benützen. Da die Niederlage des gefürchteten Zerstörers von Magdeburg die Protestanten mit neuer Zuversicht erfüllen, und zum thatkräftigen, einheitlichen Zusammenwirken bestimmen mußte, so gründete Gustav Adolph hierauf den Plan, die katholische Liga zu entwaffnen, oder wenigstens empfindlich zu schwächen, und hierdurch dem Kaiser seinen mächtigsten Stützpunkt zu entziehen. Zu dem Ende beschloß er nach der Schlacht bei Leipzig, den Krieg sogleich in die liguistischen Länder zu spielen. Unverzüglich wurde zur Ausführung des Entschlusses geschritten, indem der König rasch nach Erfurt vorrückte. Nachdem diese protestantische Stadt dem Sieger mit Freuden ihre Thore öffnete, gab Gustav Adolph dort der ganzen evangelischen Partei Deutschlands die feierliche Versicherung, daß er nicht aus Eigennutz, nicht der Eroberung willen, sondern nur zum Schutze der hart bedrängten Lehre Luthers in Deutschland erschienen sei, nun aber nicht rasten werde, bis er die ihm

theure Lehre für immer gerettet habe. Fortan erhob sich das Vertrauen der Protestanten wieder zur Begeisterung, und sie wetteiferten, ihren Schützer durch Geld, Lebensmittel oder Mannschaft zu unterstützen. Mit allem wohl versehen, brach Gustav Adolph von Erfurt gegen Würzburg auf, und fand auf dem Marsche in der Reichsstadt Schweinfurt dieselbe freundliche Aufnahme, als in Erfurt. Als er durch Zurücklassung einer schwedischen Besatzung in Schweinfurt sich den Rücken einigermassen gedeckt hatte, zog er schnell vor die Stadt Würzburg, besetzte dieselbe ohne Widerstand, und nahm hierauf die Citadelle oder das befestigte Schloß mit Sturm ein.

Während dieser glänzenden Erfolge des Königs hatte der liguistische Oberfeldherr in Hessen endlich die lange erwartete Verstärkung unter den Generalen Altringen und Fugger an sich gezogen, und durch neue Werbungen sein Heer wieder auf 40,000 Mann gebracht. Allein er fürchtete seit der Schlacht bei Leipzig die großen Feldherrn-Gaben Gustav Adolphs so sehr, daß er noch eine weitere Verstärkung aus Lothringen von 40,000 Mann erwarten wollte, bevor er gegen den König wieder zu Felde ziehe. In Aschaffenburg, wohin Tilly deßhalb zuerst gegangen war, stieß die Heer-Abtheilung aus Lothringen wirklich zu ihm, und er war dem Könige wieder an Streitkräften überlegen. Dessen ungeachtet wich er demselben aus, indem er über Rothenburg an der Tauber in das Ansbachische rückte. Gustav Adolph verbreitete sich jetzt siegreich über ganz Franken, besetzte nicht nur Aschaffenburg, Hanau und Frankfurt am Main, sondern setzte auch über den Rhein, um eines der thätigsten Mitglieder der katholischen Liga, den Churfürsten von Mainz, anzugreifen. Wirklich nahm er Mainz selbst ein, und so war denn der Entschluß des Königs, die Liga durch Besetzung ihrer Länder zu entwaffnen, schon größtentheils ausgeführt.

Um den Krieg gleichzeitig auch in die Länder des Kaisers zu spielen, hatte man schon nach der Schlacht bei Leipzig beschlossen, daß der Churfürst Johann Georg von Sachsen mit seinem Heere nach Böhmen vorrücke. Auch dieses wurde ausgeführt, und Ferdinand II. also an einer äußerst empfindlichen Seite angegriffen. In Östreich hatte derselbe die Reformation zwar durch die Uebermacht der Liga wieder erdrückt: allein die protestantische Bevölkerung seufzte über den Glaubenszwang, und blieb im Geheimen der lutherischen Lehre treu ergeben. Von Böhmen konnte nichts anderes erwartet werden. Wenn nun dort das Volk, von einem evangelischen Heere unterstützt, zur Wiederherstellung der Reformation die Waffen ergreifen würde, so konnten auch in Östreich wieder aufrührerische Bewegungen entstehen. Eingedenk noch überdieß seiner blutigen Thaten in Böhmen nach der Schlacht am weißen Berge, fürchtete der Kaiser auch die Rachsucht des Volkes, und war daher über das Vordringen der Sachsen im äußersten Grade bestürzt. Darum suchte er die Freundschaft des Churfürsten Johann Georg wieder zu gewinnen, und gab dem General Tieffenbach, welcher die Lausitz besetzt hatte, den Befehl zur Räumung jenes Landes. Gleichwohl drange die Sachsen immer weiter in Böhmen vor, und besetzten zuletzt selbst Prag.

Ferdinand II. sah sich nun auf das äußerste gedrängt; doch immer noch zur Verfolgung der Reformation entschlossen, und durch die Größe seiner Gefahr noch nicht entmuthiget, versammelte er seinen Staatsrath, um mit ihm über die Mittel zur Rettung zu berathen. Da Gustav Adolph siegreich im Herzen der liguistischen Länder stand, der katholische Bund demnach mit sich selbst zu thun hatte, und an eine Unterstützung des Kaisers nicht denken konnte, so blieb natürlich nichts übrig, als wieder ein eigenes, starkes Heer Ferdinands II. auf die Beine zu bringen. Welcher Feldherr besaß aber einen so großen Namen, um die Werbungen in der kurzen Zeit zusammen zu bringen, welche die verzweifelte Lage des

Kaiſers vorſchreiben mußte? Etwa Albrecht von Wallenſtein, Herzog zu Friedland? Indeſſen dieſer war ja auf dem Churfürſten-Tage zu Regensburg von dem Reichsoberhaupt ſo empfindlich gekränkt, ſeinen Feinden rückſichtslos geopfert worden! Trotz ſolcher Bedenklichkeit war es doch der Name Wallenſteins, welcher in dem Rath des Kaiſers zuerſt genannt wurde. Man fühlte freilich, wie ſehr ſich Ferdinand II. herabgebe, bei ſeinem Feldherrn gleichſam um Gnade oder Verzeihung bitten zu müſſen; man erkannte wohl, daß der Schritt zugleich mit großen Opfern verbunden ſein müſſe, da Wallenſtein maaßloſe Forderungen ſtellen werde. Doch die äußerſte Noth des Kaiſers ließ keine andere Wahl zu, und ſo wurde denn beſchloſſen, mit dem Friedländer Unterhandlungen einzuleiten. Der kaiſerliche Hof hielt die Verſöhnung mit Wallenſtein für ſo ſchwierig, daß zwei der einflußreichſten Miniſter, der Fürſt von Eggenberg und Herr von Queſtenberg, in Perſon abgeordnet wurden, um dem Herzog von Friedland die Anträge des Kaiſers zu überbringen. Queſtenberg war ſchon vor der Beſetzung Prags (im Oktober 1631) durch die Sachſen, dorthin zu Wallenſtein geſendet worden, von dieſem aber wegen gichtiſcher Leiden abſchläglich beſchieden worden. Nach dem Rathe Queſtenbergs ſchrieb hierauf Ferdinand II. eigenhändig an den Friedländer, und bat ihn flehentlich um abermalige Uebernahme des Oberbefehls über die kaiſerlichen Heere [1]). Als Wallenſtein bei ſeiner Weigerung beharrte, traf im Dezember 1631 der Fürſt von Eggenberg bei ihm in Znaim ein, und vereinigte ſeine Zuſprache mit jener des Kaiſers. Albrecht von Wallenſtein, welcher natürlich nur berechnete oder verſtellte Schwierigkeiten erhob, willigte auf die ungeheuern Anerbietungen Eggenbergs endlich ein, dem Reichsoberhaupt ein neues Heer von 40.000 Mann zu werben. In Uebereinſtimmung mit den frühern Erfahrungen beſchränkte ſich das Verſprechen des Friedländers keineswegs auf leere Worte, ſondern wurde in der That ausgeführt; ja was noch mehr in Erſtaunen ſetzen muß, ſchon in der überaus kurzen Zeit von drei Monaten, alſo bis zum März 1632, war das neue Heer des Kaiſers von 40,000 Mann wirklich organiſirt. Wie dieß möglich geweſen ſei, haben wir ſchon früher erklärt: hier kamen indeſſen noch beſondere Gründe hinzu, um den Zulauf zur Werbfahne Wallenſteins zu beſchleunigen, wie zu vermehren. Dieſer Feldherr machte nämlich öffentlich bekannt, daß in ſeinem Heere jedem gemeinen Soldaten täglich ein Pfund Fleiſch, zwei Pfund Brod, und zwei Maaß Bier oder eine Maaß Wein verabreicht werde, jeder Fußgänger hingegen noch außerdem monatlich vier, ein leichter Reiter ſechs, und ein Kuiraſſier neun Gulden Geldgehalt empfange. Eine ſolche Bezahlung neben der ſchwelgeriſchen Verpflegung war an ſich ſchon ſehr groß, in Berückſichtigung des damaligen Geldwerths aber vollends enorm, kein Wunder alſo, daß Handarbeiter aller Art ſich anwerben ließen. Um den Zulauf noch mehr zu vergrößern, bemühte ſich der Friedländer vorzüglich, auch Proteſtanten zur Eintretung in ſein Heer zu bewegen. Schon aus der Stelle, welche wir oben in der Anmerkung 6. des vorigen Hauptſtücks mittheilten, geht hervor, daß im dreißigjährigen Kriege ſeltſam

[1]) Der Brief des Kaiſers lautete alſo:

„Wie gern ich nun Ew. Liebden mit fernerem in Sie ſetzen, bevorab bei Ihrer podagriſchen Indisposition, verſchonen wollte, ſo ergehet doch, alldieweil die Gefahr von Tag zu Tag größer wird und je länger man derſelben zuſchaut, deſto beſchwerlicher das Hauptwerk ſich anlaſſen und einen unremedirlichen habitum contrahiren möchte, an Ew. Liebden das gnädigſte Erſuchen und Begehren, ſich mit dem eheſten aufzumachen und, da Dero Gelegenheit nicht ſein möchte gar hierher, doch wenigſtens an einen ſolchen nahe gelegenen Ort gegen oder in Öſtreich zu begeben und mich von dort aus von Ihrer Ankunft zu berichten, auf daß ich dahinwärts meine route zu Ew. Liebden anordnen könnte, wie ich mir dann die verläßliche Hoffuung machen will, daß Ew. Liebden ſo in der gegenwärtigen Noth mich begriffen ſehn, mir nicht aus Handen gehn, vielweniger mich verlaſſen werden.“

genug auch viele Evangelische in den Heeren Ferdinands II. sich befanden, und sohin selbst gegen ihren Glauben stritten, dem sie gleichwohl sehr eifrig anhingen. Um ein Gleiches auch jetzt zu erzielen, ließ Wallenstein öffentlich erklären, daß das neue, von ihm aufzustellende Heer nicht den Zweck habe, die evangelische Religion zu unterdrücken, sondern nur die Fremden von der Einmischung in deutsche Reichsangelegenheiten abzubringen, und wieder aus dem Lande zu jagen. Diese Erklärung wirkte, und es strömten daher abermals viele Protestanten zu der Werbfahne des Friedländers. So hatte letzterer demnach eine neue stattliche Armee dem Kaiser ins Feld gestellt, freilich auf Kosten des herabgegebenen reichsoberhauptlichen Ansehens. Damit er aber seinen Gebieter noch mehr demüthigen, und die Bedingungen bis in's Unermeßliche steigern könne, beschränkte er die Zeit seines Oberbefehls über dieses Heer nicht nur auf drei Monate, sondern machte nach Ablauf dieser Frist auch Miene, das Kommando wirklich niederzulegen. Das Flehen und Bitten um Aenderung jenes scheinbaren Entschlusses wiederholte sich nun sowohl von Seite der kaiserlichen Räthe, als Ferdinands II. selbst [2]). Auch jetzt trug der Friedländer noch einen berechneten Widerstand zur Schau, bis er denn endlich zur Beibehaltung des Kommando's sich verstand, jedoch unter Bedingungen, welche Ihn zum Souvrain, den Kaiser hingegen zum Untergebenen zu machen schienen. Der Kaiser mußte nämlich dem Friedländer den Oberbefehl über alle seine Heere in der unumschränktesten Art (in absolutissima forma) überlassen, und zur noch bessern Erklärung dieses ohnehin deutlichen Ausdruckes einwilligen: 1) daß der Sohn des Kaisers, der König Ferdinand, nicht persönlich bei der Armee sich einfinde; 2) daß dem Herzog von Friedland ausschließend die Entscheidung über Güter-Einziehungen zustehen soll, so daß in allen „Confiscationssachen" weder der Kaiser, noch das Kammergericht, noch der Reichshofrath irgend etwas rechtsgültig befehlen oder beschließen könne; 3) daß das Begnadigungsrecht des Kaisers sich nur auf Lebens- und Ehrenstrafen beschränke, keineswegs hingegen auf Gütereinziehungen ausgedehnt werden dürfe; 4) daß neben dem Kaiser auch dem Herzog von Friedland die Befugniß zu begnadigen, sohin die Gewalt über Leben und Tod in der Armee eingeräumt werde; 5) daß dem Herzoge von Friedland als ordentliche Belohnung ein österreichisches Erbland, und als ausserordentliche die Oberlehenherrschaft in allen zu erobernden Gebietstheilen verliehen werde; 6) daß derselbe als Herzog von Meklenburg in den künftigen Friedensschluß mit aufgenommen werden soll, und 7) daß er seinen Rückzug in alle kaiserlichen Erblande nehmen dürfe. So kränkend und selbst gefährlich solche Bedingungen für den Kaiser sein mußten, so war man am Hofe desselben gleichwohl erfreut, daß Wallenstein für dieselben zur Beibehaltung des Oberbefehls sich verstanden hatte [3]).

---

[2]) Bei dieser Gelegenheit drückte sich Ferdinand II. in nachstehender Weise aus:

„Aus was erheblichen den gemeinen Wesen und meinem Haus zu dessen fernerer Erhaltung nützlichen und nothwendigen Ursachen, ich den Bischof von Wien als principalen zu Ew. Liebden abordne, das werden Sie von ihm vernehmen; hoffe, Sie werden sich also treulich und willfährig erklären, als wenn ich meinen Fürsten von Eggenberg selbsten zu Ew. Liebden abgeordnet hätte, da ich Ihro wohl versichern kann, daß er, Bischof, es gar gut mit Derselben meinet. Wenn dann diese tractation große Consequenzen nach sich zieht, also weiß und halte mich versichert, daß Sie mir nicht aus Handen gehn, sondern sich meiner allerhöchsten Begierde gemäß erklären und sollen versichert seyn, daß ich's mit Dankbarkeit und kaiserlich- und königlicher Gnad zu erkennen niemalen vergessen, sondern mit denenselben E. L. allzeit beigethan verbleiben werde."

[3]) Der Vertraute Ferdinands II., der Bischof in Wien, schrieb nämlich folgendes an den Herzog von Friedland: „Indem nun Euer Liebden sich also heroisch erklärt, und Ihrer Kaiserlichen Majestät gnädigstem Vertrauen und

Zwei und vierzigſtes Hauptſtück.

Hochſtrebende Entwürfe Guſtav Adolphs. Diplomatiſche Unterhandlungen.

(Vom Jahr 1631 bis 1632.)

Die wichtige Stadt Mainz hatte ſich am 23. December 1631 dem ſchwediſchen König ergeben, und noch die lezten Tage des Jahres wurden von dem Sieger mit Umſicht benüzt, um ſeinen Waffen durch einen mächtigen Stüzpunct am Rhein und in Franken bleibend das Uebergewicht zu ſichern. Neuſtadt an der Haard und Germersheim wurden gewonnen, nicht minder Speier und Worms, und zugleich Mannheim durch einen kühnen Handſtreich des Herzogs Bernhard zu Weimar von den Schweden beſezt. Sowie die Spanier aus Wezlar und Gelnhauſen abgezogen waren, ergaben ſich auch Boppard und Oberweſel dem Beſchüzer der Proteſtanten. In Franken eroberte der ſchwediſche Feldmarſchall Horn die Städte Mergentheim und Heilbronn, während von einer andern Heer-Abtheilung Windsheim genommen wurde. Nürnberg mit ſeiner großen ſtreitfähigen Bevölkerung war den Siegern eifrig zugethan, und da zugleich die Sachſen die Hauptſtadt Böhmens beſezt hielten, ſo zeigte ſich die Stellung der evangeliſchen Partei auf ein Mal eben ſo mächtig als glänzend. In der That ſchien für den Kaiſer kaum mehr eine Hoffnung vorhanden zu ſein, vor gänzlichem Untergang ſich zu retten. Durch die militäriſche Stellung Guſtav Adolphs am Rheine waren mächtige Theilnehmer der catholiſchen Liga entwaffnet, denn ihre Länder befanden ſich in den Händen des Gegners: unverrückt hielt freilich das Haupt der Liga, der Churfürſt von Baiern, an ſeinen Grundſäzen, Neigungen und Plänen; allein er war vereinzelt, durch die Niederlagen Tilly's ſelbſt geſchwächt und über den endlichen Ausgang des Krieges nun ernſtlich bekümmert.

Guſtav Adolph, gleich groß als Staatsmann wie als Feldherr, war von der Stimmung ſeiner Feinde wohl unterrichtet, und dadurch zu der Verfolgung ſeiner Entwürfe ermuntert worden. Schon bisher erſchienen dieſe Pläne als ziemlich kühn, mit dem ſteigenden Ruhme des Siegers entfalteten ſie ſich vollends in einer Großartigkeit, wie ſie zuvor wohl Niemand ernſtlich für möglich gehalten hätte. Allerdings war der thatkräftige König zunächſt durch die Bedrängniſſe ſeiner Glaubensgenoſſen in Deutſchland, durch den Wunſch, die heilige Sache des Evangeliums zu retten, zu der Einmiſchung in den Krieg bewogen worden; indeſſen die Pflicht-Erfüllung gegen ſeine religiöſe Ueberzeugung ſchien mit der Erhöhung ſeines Hauſes, mit ſtolzen politiſchen Plänen nicht im Widerſpruch zu ſtehen, ſondern gerade umgekehrt dadurch Vorſchub zu erhalten. Troz der Beſchränkungen und empfindlichen Verluſte, welche die Macht und das Anſehen des deutſchen Reichsoberhauptes in den lezten Jahrhunderten erlitten hatten, war dieſe hohe Würde gleichwohl noch mit einem gewiſſen Glanz umgeben, und für begabte Fürſten immerhin noch von ſo großem Werthe, um den Wunſch nach Erringung derſelben zu erregen. Ferdinand II. hatte ja gezeigt, wie ſogar ein Mann von mittlern Fähigkeiten, durch Standhaftigkeit und Energie des Characters,

die kaiserliche Macht von ihrem tiefsten Falle wieder zu Ansehen erheben könne, was mochte demnach ein genialer und heldenmüthiger König, ein selbstständiger Feldherr und Staatsmann, zu leisten im Stande sein? Gustav Adolph, wie jeder höhere Mensch seines Werthes sich bewußt, fühlte die Kraft in sich, die höchste Würde der Christenheit, die oberste Macht der Welt, sie, welche früher das Ziel der Wünsche aller hochstrebenden Geister war, von ihrem trauervollen Verfalle zur Hoheit der frühern Jahrhunderte, von einem bloßen Namen zur ehrfurchtgebietenden Macht wieder empor zu heben. Bewarben sich früher französische wie englische Könige um die deutsche Reichskrone, warum sollte ein Gleiches nicht von einem stammverwandten Schweden geschehen? Die Sache war nach den Grundsäzen und der Denkungsart jener Zeit so natürlich, daß man sich über das entschiedene Streben Gustav Adolphs nach der deutschen Kaiserwürde durchaus nicht wundern kann. Wäre dasselbe ein Hinderniß für die Rettung der Reformation gewesen, so würde es unerklärlicher sein, oder den Ruhm des Königs, in Berücksichtigung seines aufrichtigen Protestantismus, entschieden verdüstern; allein welcher Gewinn war es gerade umgekehrt für die evangelische Lehre, wenn auch ein Mal einer ihrer treuesten Bekenner die deutsche Kaiserkrone getragen hätte? Kann es uns also befremden, daß Gustav Adolph seine Erhebung zum Reichsoberhaupt der Deutschen sehr ernstlich im Sinne trug? Der dießfallsige Entwurf des begabten Königs mochte schon von früher her gefaßt worden, und eine der Triebfedern zur Ueberseзung nach Deutschland gewesen sein; öffentlich trat derselbe aber erst nach den Siegen des Jahres 1631 hervor.

Nachdem Mainz besezt und die berichteten Fortgänge der schwedischen Waffen zu Ende 1631 vollendet waren, gönnte Gustav Adolph seinen ermüdeten Heeren eine 14tägige Ruhe. Der König selbst wollte dagegen diese Zeit nicht zur Rast, sondern zur Thätigkeit auf anderem Wege, nämlich zu diplomatischen Unterhandlungen benüzen. Während man früher fast mit Geringschäzung von dem wenig bekannten König der Schweden sprach, als sich derselbe zur Theilnahme an dem Krieg anschickte, erschienen jezt Gesandte der größten Mächte ehrfurchtsvoll an seiner Hofhaltung, die er an der Scheide der Jahre 1631 und 1632 bald zu Frankfurt, bald zu Mainz absichtlich mit besonderem Glanz ausstattete. Chur-Mainz hatte zu den diplomatischen Unterhandlungen zwischen den verschiedenen Parteien Veranlassung gegeben, indem es zunächst friedliche Vereinbarung zwischen Schweden und Oestreich vorschlug. In den Unterhandlungen hierüber war es nun, wo die eigentlichen Absichten Gustav Adolphs vollständig an den Tag traten. Der Hauptzweck des Königs bei seiner Einmischung in den Krieg war Schuz der deutschen Protestanten in ihrem frühern Rechtszustand: die Staats-Schrift, welche er über die Friedens-Bedingungen auffezen ließ, begann daher zunächst mit diesem Punct, und es wurde vor allem die Aufhebung des Restitutions-Edicts gefordert. Der scharfsinnige König wollte sich strenge auf dem Boden des Rechtes halten, seine Siege demnach nicht auf Neuerungen zu Gunsten der Evangelischen benüzen, sondern auch die Katholischen in ihrem Rechtszustande beschirmen. Darum war er weit entfernt, auf eine Verdrängung des Katholicismus oder auch nur auf ein Uebergewicht der Protestanten hinzuwirken: — er forderte vielmehr einfach Rechtsgleichheit beider Confessionen. Der zweite Punct der bemerkten schwedischen Staatsschrift machte daher die gleichmäßige Duldung der katholischen und evangelischen Lehre in allen deutschen Landen zur Bedingung des gewünschten Friedens. Um den Grundsaz der Duldung und der Rechtsgleichheit noch entschiedener durchzuführen, verlangte die dritte Friedens-Bedingung gleiche Aufnahms-Fähigkeit der Katholiken und der Evangelischen in den geistlichen Stiftern. Als Grund wurde ausdrücklich angegeben, damit das Reich durch aufrichtige Versöhnung und brüderliche Eintracht beider

Confessionen zu seiner alten Macht und Hoheit emporblühe. Gleichsam als wären alle diese Bestimmungen noch nicht hinreichend, dem glühenden Verlangen Gustav Adolphs nach Beruhigung Deutschlands und zu dem Ende nach der Gleichstellung beider Confessionen Genüge zu thun, wurde als vierte Friedens-Bedingung gefordert, daß auch die Stellen in den geistlichen Stiftern ganz gleich unter Evangelische und Katholische vertheilt werden, sohin die eine Hälfte der Chorherren Katholiken, die andern dagegen Protestanten sein sollen. Hiernächst stellte die Staatsschrift noch die untergeordneten Bedingungen des Friedensschlusses: 5) daß verschiedene Beschädigte Vergütung erhalten sollen, namentlich der Churfürst von der Pfalz in seine Würde und Staaten wieder einzusezen sei, 6) Böhmen, Mähren und Schlesien wieder in den vorigen Stand zu versezen und allen Verbannten dieser Landschaften die ungekränkte Rückkehr zu verstatten, 7) die Reichsstädte und das Herzogthum Würtemberg wegen der Kosten bei Vollziehung des Restitutions-Edicts zu entschädigen, 8) die von den Katholiken in Würtemberg an sich gezogenen Klöster wieder in den Stand vor dieser Verordnung zu versezen, 9) den evangelischen Gotterdienst in Augsburg wieder herzustellen, und 10) die Jesuiten, als ausschließende Urheber dieses unglücklichen Religions-Krieges auf ewige Zeiten aus dem Reiche zu verbannen. Nachdem Gustav Adolph in diesen Friedens-Bedingungen den einfachen und unfehlbaren Weg zur Beruhigung und neuen Erstarkung Deutschlands gezeigt hatte, berührte er endlich seine eigenen Entwürfe sehr bestimmt, und forderte als 11te Friedens-Bedingung unumwunden, daß Er zum Danke für die Rettung Deutschlands zum römischen Könige erwählt werden soll.

Zeugten die erstgemeldeten Friedens-Bedingungen von tiefer Staatsweisheit des schwedischen Monarchen, so entwickelte er in der leztern seine vertraute Bekanntschaft mit der deutschen Reichsverfassung. Kaiser zu werden, war entschieden sein Wille; doch dieß jezt schon begehren, hieß seine Friedens-Anträge in Ironie umwandeln, da man von Ferdinand II. nicht freiwilligen Verzicht auf die oberste Reichswürde verlangen konnte. Dagegen war der römische König nur der Nachfolger des regierenden Kaisers; es war ferner häufig der Fall, daß dieser Nachfolger noch bei Lebzeiten des Kaisers erwählt wurde, Gustav Adolph erbat sich daher nur die Anwartschaft auf die Reichskrone. So war allerdings die Möglichkeit ermittelt, selbst mit Oestreich Frieden zu schließen und gleichwohl dem Verlangen Gustav Adolphs nach der Kaiserkrone Genüge zu thun. Wie vorauszusehen war, wurden die Vorschläge des schwedischen Königs von Oestreich zurückgewiesen, da Ferdinand II. eben so wenig die Kaiserwürde auch nur vorübergehend seinem Hause entzogen sehen mochte, als er nach seinen Gesinnungen jemals den Gedanken einer Gleichstellung der Evangelischen mit den Katholiken ertragen konnte. Indessen Gustav Adolph hatte bei seinen Friedens-Anträgen wohl mehr die Absicht auf, die öffentliche Meinung Dentschlands zu wirken, als nuzlose Versuche zu einer Umstimmung Ferdinands II. zu machen: er mochte daher die Vergeblichkeit seiner Vorschläge bei Oestreich sehr gut kennen; aber er wollte dem deutschen Volk zeigen, welcher Weg zu seiner Rettung führe, und wie angelegentlich der Schüzer der Protestanten auch für die Wohlfahrt des gesammten Reiches Sorge trage.

Gleichsam als schwebten dem kühnen Könige der Schweden die Grenzen Germaniens in der Urzeit vor, so faßte er neben seinen Entwürfen auf die deutsche Reichskrone zugleich den Plan zur Oberherrschaft über Polen, und suchte denselben auf diplomatischem Wege wirklich durchzuführen. Da nämlich Sigmund, der König von Polen, gefährlich krank war, so ließ sich Gustav Adolph durch seinen Gesandten Russelin der Republik Polen ausdrücklich als Nachfolger Sigmunds antragen. Solches Begehren wurde dem

polnischen Reichstage gestellt, und auf sehr geschickte Weise zu empfehlen gesucht. Der König von Schweden, seiner Thaten und Verdienste in Deutschland ausdrücklich gedenkend, ließ nämlich seine Entwürfe auf die Kaiserwürde durchschimmern, für diesen Fall seinen Einfluß im Ausland, namentlich bei der ottomannischen Pforte anbeuten und dadurch den Polen auf freie Schifffahrt in der Ostsee, dem mittelländischen und dem schwarzen Meere Hoffnung machen [1]).

Ernstlicher als die Friedens-Anträge gegen Oestreich, welche zunächst nur an Mittelspersonen, namentlich den Churfürsten von Baiern gerichtet waren und zur Einwirkung auf die öffentliche Meinung noch auf andern Wegen im Reiche kreisten, waren die Unterhandlungen über eine Neutralität der katholischen Liga. Da diese Unterhandlungen durch die Vermittlung Frankreichs eingeleitet worden waren, so ist es zur Aufklärung des Sachverhältnisses nothwendig, über die damalige Stellung der Franzosen zu den Parteien sich näher zu verbreiten.

Kardinal Richelieu, der selbstständige Lenker des französischen Kabinets, hatte es bei seiner Einmischung in die deutschen Wirren auf die Schwächung des Hauses Oestreich abgesehen, und zu solchem Zweck dem leztern einen gefährlichen Gegner in der Person Gustav Adolphs zu erwecken gesucht. Durch den unerwartet-raschen Siegeslauf des schwedischen Königs im Jahre 1631 hatten sich aber die Umstände so wesentlich verändert, daß es dem französischen Kardinal-Minister als nothwendig erschien, über sein künftiges Benehmen nunmehr ernstlich mit sich zu Rath zu gehen [2]). Nicht genug, daß Gustav Adolph durch seine Stellung am Rheine den Interessen Frankreichs gefährlich werden, und insbesondere den Entwürfen Richelieu's auf das Elsaß störend in den Weg treten konnte, steigerte auch die priesterliche Umgebung Ludwigs XIII. dessen schon früher gehegte Abneigung gegen das Bündniß mit den Protestanten.

---

[1]) Die Fassung des schwedischen Antrags gewährt einen tiefen Blick in die Stimmung, den Character und die Entwürfe Gustav Adolphs. „Man möge," sagte der schwedische Gesandte, „seinen König und Herrn, von Gottes Gnad rechtmäßigen Herrscher der Ostsee, der gleichfalls durch Gottes Güte und Clemenz des heiligen römischen Reichs und der daran liegenden Königreiche Befreyer, der auch endlich aus sonderer gnädiger göttlicher Vorsehung ein Wiederbringer und Beschirmer der Freyheit der ganzen Christenheit wäre, zu ihrem Könige erwählen. Durch die Vereinigung von Schweden und Pohlen werde Gustav allen Ruhm und Nutzen seiner Siege mit der Republik Pohlen theilen, ihr freyere Schifffahrt auf der Ostsee, auch ungehinderte Schifffahrt auf dem schwarzen und mittelländischen Meere und der mäotischen See verschaffen, und kraft seiner Correspondenz mit dem türkischen Kaiser und hohen Ansehens an der ottomannischen Pforte das Commerz auf der Donau wieder frey machen, ihr den ewig währenden Frieden, welchen das Reich Schweden mit dem römischen Reich habe und haben könnte (nähmlich nach der neuen Einrichtung des letzteren, welche die Frucht von Gustavs Siegen seyn sollte) genießen lassen, ihr kraft seiner festen Vereinigung mit dem Kaiser von Moscau und dem Großfürsten aller Reußen die vertrauliche Nachbarschaft desselben zuwege bringen, durch seinen sonderbaren hohen Verstand und Authorität sie gegen die Einfälle der Tartarn und Zaporoger Cosacken schützen."

„Gustav werde die ungarische und böhmische Krone (die man bereits in Händen zu haben glaubte) mit der Republik durch ein unauflösliches Band vereinigen und in Freundschaft zusammen knüpfen, die Republik dem gewissen bevorstehenden Unglück entreißen, welches alle Nachbarn beym Eidschwur über sie beschlossen (also eine Theilung von Pohlen beschlossen bereits vor 1632) auch gewiß nicht säumen werden, sobald die bestimmte Stunde in dem aufgezogenen Uhrwerk herbeykommen und sich werde hören lassen, zu vollziehen, wofern nicht das heilsame Werk der Vereinigung beyder Königreiche seinen Fortgang gewinne ꝛc."

„Endlich, ohne von der gehofften Erweiterung ihrer Gränzen gegen Morgen oder anderen unzähligen Vortheilen viele Worte zu machen, werde die Republik auch für sich leicht errathen, daß Gustav so gottesfürchtig und treu sey, daß er die ihm vorgelegte Eidesformel und Kapitulation unverbrüchlich halten werde."

[2]) Richelieu erzählt dieß in seinen Memoiren Bd. VII selbst, und zwar ziemlich ausführlich.

Dazu kam noch, daß der Churfürst Maximilian von Baiern in seiner gegenwärtigen Bedrängniß nur in der Hülfe Frankreichs noch einen Rettungsweg erblickte, und dieselbe sehr dringend ansprach. Auch die geistlichen Churfürsten in Deutschland hatten bei dem Erscheinen Gustav Adolphs den Schuz Ludwigs XIII. angerufen. Sowie durch diese Schritte die Bedenklichkeiten des französischen Monarchen über das Bündniß mit Schweden vergrößert wurden, so erweckten sie auch bei Richelieu den Gedanken, ob unter den gegebenen Umständen das Interesse Frankreichs nicht besser durch eine Verbindung mit Baiern und den geistlichen Churfürsten in Deutschland befördert werde. Die Verhältnisse im Ganzen überschauend, fand Richelieu, daß Frankreich für seine künftige Politik zwischen vier Wegen zu wählen habe [3]):

1) im Verein mit Schweden nun selbstständig an dem Krieg Antheil zu nehmen und die Macht des Hauses Oestreich entschieden zu brechen, oder
2) gerade umgekehrt mit Oestreich, Spanien sowie den katholischen Fürsten Deutschlands sich zu verbinden und den Protestantismus zu stürzen, oder
3) den geistlichen Churfürsten in Deutschland bei dem Könige von Schweden die Neutralität auszuwirken, und dem Krieg, ohne unmittelbare Einmischung Frankreichs, seinen Lauf zu lassen, oder endlich
4) alle Parteien ihrem Schicksal zu überlassen, und außer Elsaß auch Breisach und andere Rhein-Uebergänge mit oder gegen Zustimmung Schwedens für Frankreich in Besiz zu nehmen.

Der erste Weg würde den Neigungen Richelieu's am meisten zugesagt haben; indessen die Klagen der Katholiken über die Beförderung des Protestantismus hatten auf das Gemüth Ludwigs XIII. schon zu großen Eindruck gemacht, der Kardinal-Minister mußte sowohl diese Stimmung, als die wachsende Unzufriedenheit der Katholiken überhaupt berücksichtigen, sohin sein Verhältniß zu den Schweden noch etwas verschleiern. Darum erschien der erste Weg zur Zeit als unzulässig, der zweite dagegen als unpolitisch, weil die vorzüglichste Staats-Absicht Frankreichs, Schwächung des Hauses Habsburg, aufgegeben und gerade umgekehrt zur Stärkung des gefürchteten Nebenbuhlers mitgewirkt werden würde. Die beiden andern Auswege waren halbe Maßregeln, die nichts nüzten, und der vierte zugleich gefährlich, da Frankreich alle Parteien gegen sich reizen und in einen verderblichen Krieg gestürzt werden konnte. Wie es unter solchen Umständen gewöhnlich ist, traf Richelieu unter den verschiedenen Wechselfällen der Politik, die er sich gestellt hatte, gar keine Wahl, sondern beschloß nur, Zeit zu gewinnen (zu temporisiren) und sich bald in dem einen, bald in dem andern Sinn zu benehmen. Um sich für alle Fälle Bundesgenossen zu sichern, suchte er zunächst zwischen Baiern und den geistlichen Churfürsten einerseits sowie Schweden andrerseits den Vermittler in der Art zu machen, daß er den erstern die Neutralität auswirke. Da Gustav Adolph hierdurch freie Hand gegen Oestreich erhalten hätte, und in seinen Plänen sonst nicht gestört worden wäre, so war er gegen den bemerkten Neutralitäts-Vorschlag keineswegs unbedingt abgeneigt. So kamen denn die Unterhandlungen mit der katholischen Liga wirklich in den Gang.

Maximilian von Baiern hatte anfangs wesentlich andere Absichten, und suchte Frankreich gerade umgekehrt zur thätigen Einschreitung wider die Schweden zu bestimmen. Richelieu, unzufrieden mit der engen Verbindung Oestreichs und Baierns, lag dem Churfürsten Maximilian schon früher in den Ohren,

---

[3]) Nach den eigenen Worten Richelieu's in seinen Memoiren.

daß er durch seine eifrige Unterstüzung Ferdinands II. die Macht der Habsburger ungebührlich erhebe, und dadurch das Ansehen der deutschen Fürsten untergrabe. Allmälig wirklich befangen, ging Maximilian endlich im Jahre 1631 einen geheimen Vertrag mit Frankreich ein, nach welchem beide Theile für Kriegsfälle einander verhältnißmäßige Waffenhülfe zusagten. Zu Anfang des Jahres 1632 verlangte der Churfürst von Baiern nun die vertragsmäßige Bundeshülfe Frankreichs gegen den König von Schweden; allein Richelieu, seiner oben gedachten Berechnungen eingedenk, schob dem Vertrag einen wesentlich andern Sinn unter, behauptend, derselbe sei nur gegen Oestreich gerichtet und könne gegen Schweden, als einen ältern Verbündeten Frankreichs, nicht zur Ausführung gebracht werden. Maximilian erschrack, weil er nun die lezte Hoffnung auf Hülfe verschwinden sah. Er beschloß, seine eigenen Kräfte sammt und sonders zu seiner Rettung aufzuraffen, und zu dem Ende heimlich neue Rüstungen vorzunehmen. Um Zeit zu gewinnen, nahm er jedoch den Vorschlag Richelieu's an, mit Schweden über ein Neutralitäts-Verhältniß zu unterhandeln. Als sich Frankreich zur Vermittlung des leztern ernstlich an Gustav Adolph wendete, erklärte sich dieser sofort offen über seine Bedingungen, und erbot sich bis zum Abschluß des Vertrags unter gewissen Vorausseżungen zur Bewilligung eines Waffen-Stillstandes. Im Fortgang der Unterhandlungen wurde aber plözlich ein Eilbote Maximilians von den Schweden aufgefangen, welcher dem bairischen General Pappenheim Wechsel zur Anstellung neuer Werbungen überbringen sollte. Gustav Adolph erfuhr dadurch die vorhin bemerkte geheime Absicht Maximilians. und brach die Neutralitäts-Verhandlungen unverzüglich ab. Der Churfürst von Trier ging nun zwar für sich allein einen Neutralitäts-Vertrag mit dem schwedischen König ein; dagegen waren im Großen die verschiedenen friedlichen Verhandlungen gänzlich gescheitert. Beide Theile schickten sich also zu Anfang des Jahren 1632 zu neuen Feindseligkeiten an.

Drei und vierzigstes Hauptstück.

Eröffnung des Feldzugs vom Jahre 1632. Schlacht bei Nürnberg.

Um seine Stellung in Franken zu befestigen, und an einem hartnäckigen Widersacher, dem Bischof in Bamberg, Rache zu nehmen, ließ Gustav Adolph seinen Feldmarschall Horn schon im Januar 1632 in das Bisthum Bamberg einrücken. Nach schneller Einnahme des Städtchen Höchstadt im Aischgrunde zog Horn vor die Hauptstadt des Bisthums selbst. Schon hatten die Bürger allda capitulirt, als ein unerwarteter Zuzug aus Kronach ihnen den Entschluß eingab, unter Zurücknahme ihres Wortes den Schweden den Einzug mit Gewalt zu wehren. Der Kampf begann sofort, endigte indessen bald mit der Niederlage der Bürger. Siegreich erbrachen die Schweden ein Thor der Stadt und warfen alsbald die Vertheidiger derselben auch im Rathhause, wo sich diese noch einige Zeit verzweiflungsvoll vertheidiget hatten. Die Lage Bambergs war nach den Sitten der Zeit bei solchen Vorgängen äußerst gefährlich, da der Bruch der Kapitulation die Sieger zu schrecklicher Rache reizen konnte; die gute Mannszucht Gustav Adolphs hatte

indessen dem wilden Geist der Zeit glücklicherweise in allen schwedischen Heeren bereits Zügel angelegt; nur die Häuser der Vornehmern und der Jesuiten wurden daher geplündert, die Stadt dagegen vor Brand und Mord bewahrt.

Auf den Hülferuf des Bischofs von Bamberg ertheilte der Kurfürst Maximilian von Baiern seinem General Tilly den Befehl, Bamberg den Händen der Schweden wieder zu entreissen. Mit bedeutender Heeresmacht rückte Tilly im Hornung 1632 vor Bamberg und zwang dort die Schweden nach tapferer Gegenwehr zum Abzug. Jetzt entschloß sich Gustav Adolph selbst zum Zuge nach Franken, der Anfangs März 1632 vor sich ging. Bei Kitzingen zog er die Truppen Horns an sich, und nachdem ihm auch die Generale Banner, sowie Herzog Wilhelm von Weimar beträchtliche Verstärkungen zugeführt hatten, sezte er sich mit einem vortrefflichen Heere von mehr, als 30,000 Mann wider Tilly in Bewegung. Bestürzt wich dieser aus dem Bambergischen in die bairischen Erbländer zurück, und setzte sich erst bei Ingolstadt. Gustav Adolph stattete nnn vor allem der befreundeten Stadt Nürnberg einen Besuch ab, versicherte sie seines Schutzes und ermahnte zur standhaften Ausdauer. Dann drang er rasch nach Donauwörth vor, der alten Reichsstadt, welche Kurfürst Maximilian zur bairischen Landstadt herabgesetzt hatte. Die bairische Besatzung leistete Gegenwehr; als aber die Schweden den Sturm begannen, suchte sie in der Nacht das Weite zu gewinnen. Gustav Adolph verfolgte die Fliehenden und besetzte die Stadt noch in der Nacht. Während Tilly sich auf dem rechten Donauufer zurückzog, folgte ihm der schwedische König auf dem linken Ufer, um den Uebergang über den Lech zu erzwingen, und alsdann in Baiern selbst einzudringen. Kurfürst Maximilian strengte alle Kräfte an, um den Uebergang der Schweden über den Lech zu verhindern. Er eilte selbst zu dem Lager Tilly's bei Rain, ließ die Brücke daselbst abbrechen und sein Heer zwischen dem Lech und der Aicha aufstellen. Als Gustav Adolph am 16. April 1632 erschien, um den Uebergang zu erzwingen, eröffneten die Baiern ein heftiges Kanonenfeuer, welches jedoch von den Schweden sogleich mit noch größerem Nachdruck erwiedert wurde. Der König der Letzteren befand sich mitten im Feuer und gab nicht nur verschiedenen Kanonen eigenhändig eine bessere Richtung, sondern brannte selbst mehrere Stücke ab. Nachdem endlich im bairischen Lager die Generale Altringer und Tilly verwundet worden waren, trat das Heer Maximilians den Rückzug nach Ingolstadt an, den Schweden den Uebergang über den Lech frei lassend. Auf dem Rückzuge der Baiern zeigte sich die Verwundung Tilly's schon als sehr gefährlich; einige Tage fristete ihn noch die ärztliche Hülfe, aber am 20. April 1632 gab der tapfere General zu Ingolstadt seinen Geist auf. Dieß schien eine üble Vorbedeutung für Maximilian zu sein. In der That eilte Gustav Adolph nur für einige Tage nach Augsburg, um zur größten Freude der Bürgerschaft den protestantischen Gottesdienst wieder herzustellen, den katholischen Magistrat abzusetzen, und überhaupt alle Folgen des Restitutions-Edicts zu beseitigen, als er sogleich das Land des Kurfürsten Maximilian zu unterwerfen beschloß. Zunächst zog er vor Ingolstadt, und bestürmte diese Festung auf das heftigste. Schon bei dieser Veranlassnng wäre der schwedische König beinahe vom Tode ereilt worden. Als er sich bei der Beaugenscheinigung der feindlichen Stellung den Werken der Festung bedeutend näherte, ward eine Kanone so geschickt auf ihn abgeschossen, daß die Kugel dem Pferde des Königs durch den Leib fuhr. Gustav Adolph stürzte nieder, und galt, unter dem Rosse liegend, schon für todt. Doch rasch erhob er sich und bemerkte kaltblütig: „Die Birne ist noch nicht reif!“ Weil Ingolstadt hartnäckig widerstand, richtete Gustav Adolph sein Augenmerk auf die bairische Hauptstadt selbst. Im Mai 1632 nahm er Landshut, sowie Moosburg und Freisingen ein, und rückte siegreich vor München. Auch hier

zeigte sich kein Widerstand, so daß der kühne König der Schweden am 17. Mai 1632 in der Hauptstadt des liguistischen Oberhauptes seinen Einzug hielt. Seinen edlen Grundsätzen getreu, hielt der Sieger abermals auf strenge Mannszucht und behandelte München mit äusserster Schonung. Nur 140 vergrabene Kanonen ließ Gustav Adolph zu Tage fördern [1]) und hinweg führen, sowie er die Stadt noch ausserdem mit einer starken Kriegsbeisteuer belegte. Während in München das Verhältniß der Bewohner zu den Schweden so freundlich sich gestaltete, daß Bürger und Soldaten miteinander Lustpartien machten, entstanden auf dem Lande durch den Haß der Bauern gegen die Fremden und ihre Unzufriedenheit über ungewohnte Lasten die unglücklichsten Wirren. Die Bauern überfielen einzelne Schweden, ermordeten oder verstümmelten sie, und riefen dadurch die Rache der Sieger auf ihr Haupt herab. Gustav Adolph ließ der Repressalien halber mehrere Dörfer plündern und andere in Brand stecken, so daß das platte Land in Baiern bedeutend durch ihn verheert wurde.

Mit Ausnahme von Ingolstadt war ganz Baiern von den Schweden besetzt, und auch in Schwaben breitete sich die Macht derselben unaufhaltsam aus. Memmingen, Kempten, Füssen, Leutkirch, Wangen und Ravensburg wurden nach einander eingenommen, und mit schwedischer Waffenmacht versehen. Die Bauern in Oberschwaben, dem Hause Oestreich treu ergeben, empörten sich zwar zu verschiedenen Malen; allein Gustav Adolph, der im Frühjahr 1632 selbst nach Memmingen ging, beschwichtigte den Aufruhr und befestigte auch in Oberschwaben seine Macht bedeutend. Unter diesen Umständen schien die Sache der Protestanten dem Höhepunkt nahe zu stehen, und der gänzliche Sturz des Hauses Oestreich unvermeidlich zu sein. Die katholische Liga war gänzlich entwaffnet, und ihr Haupt, der Kurfürst von Baiern, sogar aus dem Lande vertrieben. Auf solche Weise seines mächtigsten Stützpunktes beraubt, sah sich der Kaiser in seinen Hülfsmitteln ausschließend auf die Werbungen Wallensteins beschränkt; indessen selbst abgesehen davon, daß das neu gebildete Heer des Friedländers noch ungeübt, und kaum völlig geordnet war, standen die Sachsen siegreich in Böhmen, und waren bei einer Vereinigung mit einem schwedischen Heere unter Gustav Adolph der Wallensteinischen Macht bedeutend überlegen. Es schien anderu Theils so nahe zu liegen, daß der schwedische König von Baiern aus in Oestreich einfalle, und, auf der Flanke von den Sachsen unterstützt, den Kaiser sogar in seiner Hauptstadt bedrohe; gleichwohl geschah von allem dem nichts. Wohl erkannte Gustav Adolph die schwache Seite des Kaisers, und mahnte den Kurfürsten von Sachsen dringend zum sachgemäßen Handeln. Er rieth ihm insbesondere, seine Stellung so zu nehmen, daß eine Vereinigung mit den Schweden leicht auszuführen sei, doch vergeblich. Der Kurfürst von Sachsen war bereits eifersüchtig auf die Macht Gustav Adolph's, und er sprach bei den Mahnungen des Letzteren zu entscheidenden Unternehmungen viel von der deutschen Freiheit (Libertät) d. h. der fürstlichen Unabhängigkeit, die er bei Durchführung der Pläne des schwedischen Königs wahrscheinlich für bedroht hielt. Zudem war der Kurfürst schon von Natur nicht zur Thatkraft geschaffen, und noch überdieß vergnügungssüchtig; er unterließ es daher die Eroberung Böhmens zu vollenden, bevor die Werbungen Wallensteins ihm eine neue gefährliche Macht gegenübergestellt haben würden; ja er unternahm nichts, das Heer des leztern im Entstehen zu hindern oder zu vernichten: getäuscht durch des Friedländers

[1]) Als die verborgenen Kanonen entdeckt und die Befehle zur Ausgrabung derselben ertheilt worden waren, sagte der König scherzend: „Surgite a mortuis et venite ad judicium. (Stehet auf von den Todten und kommet zu Gericht)."

Vorspiegelungen wartete er vielmehr in gedankenloser Unthätigkeit, bis das neue Heer des Kaisers so weit herangebildet war, um ihn den Churfürsten aus Böhmen zu verjagen [2]). Dieß sollte bald geschehen sein.

Es ist bereits erzählt worden, daß Albrecht von Wallenstein, Fürst zu Friedland, schon Ende März 1632 ein neues Heer von 40,000 Mann für den Kaiser aufgestellt hatte. Seitdem war auch der Vertrag abgeschlossen worden, welcher dem Fürsten den Oberbefehl über jenes Heer bleibend übertrug, und die Freude darüber war sowohl bei den Soldaten, als den höhern Offizieren desselben ungemein groß [3]). Man erwartete von Wallenstein, seinem großen Rufe gemäß, die glänzendsten Thaten, und mit Ungeduld sahen seine Krieger der Eröffnung des Feldzuges entgegen. Und bei solchen Vorgängen verhielten sich die Sachsen in Böhmen völlig unthätig, und ließen dem Feinde volle Ruhe und Muße, auf den entscheidenden Angriff sich vorzubereiten! Nach dem Eintritt des Frühlings und zwar zu Ende April 1632 hielt Wallenstein über 214 Schwadronen Reiterei, 120 Fahnen Fußvolk, 44 Kanonen, sowie 2000 Wagen die Heerschau, und am 4. Mai desselben Jahres erschien er mit dieser Waffenmacht an dem weißen Berge bei Prag. Der Churfürst von Sachsen und dessen Feldmarschall Arnim hatten die böhmische Hauptstadt bereits verlassen, die zurückgebliebene Besazung dagegen wegen ihrer schwachen Anzahl wenig Hoffnung auf Behauptung des Platzes. Schon am 4. Mai begann vom weißen Berge aus das Feuer des schweren Geschüzes gegen die Stadt. Die Kapuciner halfen den Belagerern von Innen, indem sie Stadtmauern niederrissen; am 5. Mai stürmten die Regimenter Grana, Waldstein und Terzka die Stadt, und drangen durch die gebrochenen Mauern. Die sächsische Besazung zog sich in den Hradschin zurück, eine Art von Festung, und ergab sich bald darauf durch Kapitulation. Wallenstein, welcher am 5. Mai seinen Einzug in Prag hielt, rückte nun gegen das sächsische Hauptheer unter Arnim zu Leitmeritz an. In Gefahr abgeschnitten zu werden, entsandte der leztere Geschüz und Reiterei schnell über Außig nach Pirna, und räumte auch mit dem übrigen Heer Böhmen. Nun mußten die sächsischen Besazungen in Ellnbogen und Eger capituliren, und binnen Monatsfrist war der Herzog von Friedland schon wieder Meister von ganz Böhmen.

---

[2]) Wallenstein sprach während seiner Rüstungen von nichts als Frieden, und berückte dadurch den Churfürsten wie dessen Feldmarschall Arnim. Es fand in diesem Sinne nicht nur ein Briefwechsel, sondern selbst eine Zusammenkunft statt. Khevenhiller berichtet hierüber folgendes: „Ehe aber der Herzog von Friedland mit seiner Armada zusammenzoge, hat er sich auf einem Terzkyschen Guthe, Nachod genannt, mit dem von Arnheim, zwar mit Vorwissen Ihrer Kayserlichen Majestät besprochen und sie sich einander gesehen und sind lange alleine beisammen gewesen und gar mit großer vertraulicher Manier von einander geschieden.“ Wallenstein selbst erklärte dem Churfürsten nach Khevenhiller: „Wie er von Ihro kaiserlichen Majestät eine stattliche Plenipotenz, einen Frieden zu stiften hätte, sollten derohalben ihre Durchlaucht jemanden zu ihm abordnen, seine Vorschläge anzuhören und deswegen zu tractiren.“

Als es sich zeigte, daß es nur auf einen Separatfrieden abgesehen sei, brach der Churfürst von Sachsen die Unterhandlungen zwar ab; allein jezt war die schönste Zeit durch Unthätigkeit verloren, und das Spiel des Friedländers schon gewonnen.

[3]) So schrieb z. B. Adam Traun an Wallenstein: „Mit höchsten Freuden von der Welt habe ich gehört, daß Ew. fürstliche Gnaden das Generalat über die kaiserliche Armee wieder acceptirt, dazu ich derselben alle glückliche Prosperität wünsche. Hoffe, unsere Sachen werden bald in einen andern Statu kommen, weil der von unsern Willen so lange gewünschte Rechte zu der verlassenen und irrenden Heerde kömmt. Halte mich viel für glückseliger unter Ew. fürstl. Gnaden eine Pike zu tragen, als auf diese Weise Oberster zu sein.“

Guſtav Adolph befand ſich in Memmingen, als die Nachricht von dieſen Begebenheiten ihn erreichte. Dem neuen kaiſerlichen Heer, bereits ſiegreich, ſtand nun Franken offen; man betrieb noch überdieß die Vereinigung desſelben mit den Streitkräften des Churfürſten von Baiern; Guſtav Adolph mußte darum eilen, ſeine Stellung in Franken zu ſichern, und insbeſondere Nürnberg zu decken. Nachdem er ſeine Heerführer Bernhard von Weimar und Banner mit 12,000 Mann zur Behauptung von Schwaben und Baiern zurückgelaſſen hatte, zog er ſelbſt im Juni 1632 mit 20,000 Mann gegen die Oberpfalz. Sein Plan ging wohl zunächſt dahin, die Vereinigung des baieriſchen Heeres mit Wallenſtein zu verhindern; doch dieß war nach der Eigenthümlichkeit der Umſtände ein ſehr ſchwieriges Unternehmen. Noch auf dem Sterbebette hatte nämlich Tilly den Churfürſten Maximilian auf die Wichtigkeit Regensburgs in ſtrategiſcher Beziehung aufmerkſam gemacht, und ihn beſchworen, dieſen feſten Platz zum Stüzpunkt aller ſeiner kriegeriſchen Unternehmungen zu machen. Solchen Rathſchlag befolgend, hatte ſich der Churfürſt ſchon im April 1632 in Beſiz von Regensburg geſezt, und zugleich ſeinen Aufenthalt daſelbſt genommen. Guſtav Adolph errieth den Zwek der Bewegung, als Maximilian von Ingolſtadt gegen Regensburg zog, er ſuchte auch jene Abſicht zu vereiteln; indeſſen eine Kriegsliſt öffnete dem Churfürſten die Thore Regensburgs, bevor die Schweden anlangen konnten. Zu ſchwach, um dem König im offnen Feld zu begegnen, wartete nun Maximilian mit Ungeduld auf den Zeitpunct, wo er durch das neugebildete Heer des Kaiſers Unterſtüzung erhalten und Verſuche machen könne, die Schweden wieder aus Baiern zu vertreiben. Nachdem alſo Albrecht von Wallenſtein Böhmen den Sachſen entriſſen und freie Hand zu einem Zuge nach Sachſen, Franken oder Baiern hatte, erſuchte ihn der Churfürſt Maximilian durch vielfache Botſchaften äußerſt dringend um ſchleunige Hülfe. Wallenſtein, wegen ſeiner frühern Abſezung zu Regensburg dem Churfürſten ernſtlich gram, fand Gefallen an der demüthigen Stellung ſeines Feindes, und blieb gegen deſſen Bitten fortwährend taub, obſchon ſie von entſprechenden Aufträgen des Kaiſers unterſtüzt waren. Nunmehr entſchloß ſich Maximilian von Baiern, dem Herzog von Friedland ſelbſt entgegen zu ziehen, um ſich mit demſelben zu vereinigen. Am 22. Juni 1632 traf der Churfürſt zu Weiden in der Oberpfalz ein, bezog dort ein Lager, und gab dem Friedländer Nachricht von ſeiner Ankunft. Nachdem man ſich gegenſeitig über die Förmlichkeiten bei der Zuſammenkunft verſtändiget, auch feſtgeſezt hatte, daß bei gemeinſchaftlichen Operationen des kaiſerlich-bairiſchen Heeres, Wallenſtein ſtets den Oberbefehl führen und lezterer nur für beſondere ſelbſtſtändige Unternehmungen der Baiern allein dem Churfürſten zuſtehen ſoll, fand die Zuſammenkunft in Eger ſtatt. Beide Fürſten umarmten ſich, wechſelſeitig in der Kunſt der Verſtellung wetteifernd [4]). Bei Eger erfolgte auch die Vereinigung des Wallenſteiniſchen und des

[4]) Es findet ſich hierüber folgende intereſſante Stelle bei Khevenhiller: „Als nun der Churfürſt aus Bayern und der Herzog von Friedland einander empfangen, da waren aller Augen auf beide Herren gerichtet, denn männiglich gewußt, daß der Herzog von Friedland dem Churfürſten ſeine vorige Abdankung und ſeinen vermeinten affront zugemuthet und der Churfürſt ſich eingebildet, der Herzog werde es ihm nicht vergeſſen und es ungerochen laſſen, und dahero billig ihm nicht hätte trauen dürfen, aber beider Intereſſe und die Erhaltung von Land und Leute hat aus der Noth eine Tugend gemachet, daß beide ihre Passiones in Freundlichkeit und Vertrauen verkehret, doch haben die Curiosi vermerkt, daß Ihro Churfürſtl. Durchlaucht die Kunſt zu dissimuliren beſſer als der Herzog gelernet, dann ſie es bei fremden und ihren eigenen Leuten verborgen, da der Herzog bei den Seinigen die Passion alſo und oft ausbrechen laſſen, daß ſeine Reden gar oft für Ihro Durchlaucht kommen, die ſie aber alle vernünftig beantwortet und diſſimulirt."

Churfürstlichen Heeres, wodurch die Streitmassen des Kaisers zu 60,000 Mann emporstiegen. Gustav Adolph wußte wohl, wie sehr diese Vereinigung die Macht seiner Gegner erhöhen werde, und hatte sich bei dem Zuge nach Franken eben deßwegen beeilt, dieselbe zu verhindern. Indessen bei seiner Ankunft in Sulzbach (23. Juni 1632) hatte der Churfürst Maximilian bereits einen Tagmarsch voraus, und konnte bei der Nähe des kaiserlichen Heeres nicht mehr ereilt werden. Der König von Schweden richtete deßhalb seinen Marsch nach dem befreundeten Nürnberg.

Bei einer dreifach größern Stärke des kaiserlich-bairischen Heeres sah sich der Sieger von Leipzig nun seinerseits zur bloßen Vertheidigung genöthiget. Er beschloß darum, vor den Mauern Nürnbergs ein befestigtes Lager zu beziehen, und zugleich die streitbaren Bürger der Reichsstadt mit zur Vertheidigung desselben zu benützen. Mit Freuden unterstützten die Nürnberger diesen Plan des Königs: viele Tausende arbeiteten sofort an den Verschanzungen, und schon Anfangs Juli 1632 war das bedeutende Werk vollendet. Die Befestigungen, vielfach von der Pegnitz durchschnitten und durch 300 Kanonen gedeckt, waren so stark, daß Wallenstein keinen Angriff darauf wagen wollte, sondern in der Nähe von Nürnberg, auf der alten Feste bei Zirndorf, ebenfalls ein verschanztes Lager anlegte. So beobachteten sich beide Heere unthätig bis in den Nachsommer. Im schwedischen Lager mangelte es durch die Vorsicht des Nürnberger Rathes anfangs nicht an Lebensmitteln; da jedoch viele Landleute vor den Kaiserlichen in die Stadt sich flüchteten, Mangel an Viehfutter einriß, und das Zusammendrängen so großer Heere auf einem kleinen Raum für die Dauer überhaupt nicht möglich war, so sann Gustav Adolph auf Abhülfe. Sein kühner Geist verfiel auf einen Sturm gegen das feindliche Lager: denn durch empfangene Verstärkungen war sein Heer im August 1632 auf 50,000 Mann gestiegen. Es waren der schwedischen Staats-Kanzler Oxenstierna, die Herzöge Wilhelm und Bernhard von Weimar und der General Banner, welche dem Könige in jener Zeit 30,000 Mann frische Truppen zuführten. Der große Feldherr verkannte die Gefahren des Sturmes nicht; als er aber von den Ausgezeichnetsten aller seiner Heerführer und von einer so großen Streitmacht umgeben war, so glaubte er eine entscheidende That wenigstens versuchen zu müssen, bevor er das Lager von Nürnberg wieder aufhebe.

Am 2. September [5]) des Jahres 1632 ordnete er seine Streitmassen zum Angriff gegen das Wallensteinische Lager, nachdem er bei Fürth die Rednitz überschritten hatte. Albrecht von Friedland, die Hitze des Kampfes voraussehend, übergab dem General Aldringer die Beschüzung des Lagers auf der Berg-Anhöhe, der alten Feste selbst, und stellte sein Heer am Fuße derselben in den starken Verschanzungen der Ebene auf. Unter solchen Umständen gieng der Plan Gustav Adolphs dahin, vor allem der Berg-Anhöhe sich zu bemeistern. Wäre dieß gelungen, so konnte er den Feind von zwei Seiten fassen, und offenbar vernichten, weil die Stellung auf der alten Feste der Hauptstüzpunkt Wallensteins war. Den Deutschen im Heere des Königs ward der ehrenvolle Auftrag, das Wagstück zuerst zu beginnen. Muthvoll rückten 500 Fußgänger wieder die Berganhöhe an, mit demselben Muthe troz des furchtbaren Feuers an ihr emporklimmend. Albrecht von Wallenstein erkannte die Gefahr auf den ersten Blick, und obwohl der Berg, von Kanonen und Musketen strozend, ein Vulkan zu sein schien, ordnete der Friedländer sofort sechs Regimenter Fußgänger zur Verstärkung der Besazung der alten Feste ab [6]). Man warf die ersten Deutschen zu-

[5]) Nach dem Schlachtbericht Wallensteins an den Kaiser.

[6]) Wiederum nach dem Berichte Wallensteins.

rück, andere erneuerten den Sturm, ihnen folgten nach der Reihe die meisten schwedischen Fuß-Regimenter. Die Vortheile der Oertlichkeit waren auf Seite des Friedländers, durch Todesverachtung suchten die stürmenden Deutschen und Schweden jene Vortheile aufzuwiegen; doch vergebens: es war für Gustav Adolph wegen des beschränkten Raumes an der alten Feste nicht möglich, größere Massen auf ein Mal zum Angriff zu führen, die Stellung Wallensteins blieb deshalb zu überlegen. Da endeckte der Feldherrn-Blick des Herzogs Bernhard von Weimar eine Anhöhe, welche das Lager des Feindes auf der alten Feste beherrschte: mit unwiderstehlichem Ungestüm besezte Bernhard dieselbe, und jezt war es um die Friedländischen geschehen, wenn man die Kanonen auf die Anhöhe gebracht hätte. Die Elemente waren aber im Bunde mit Wallenstein: ein heftiger Regen hatte den Boden welch, unsicher und schlüpfrig gemacht; so oft es auch mit äusserster Kraft-Anstrengung versucht wurde, die Kanonen emporzubringen, gleiteten dieselben stets wieder zurück. Jezt erkannte Gustav Adolph die Unmöglichkeit einer Fortsezung des Kampfes, und ertheilte die Befehle zum Rückzuge. Zweitausend tapfere Männer waren von schwedischer Seite gefallen, minder groß, doch immer noch empfindlich der Verlust der Kaiserlichen, welche übrigens ebenfalls mit der rühmlichsten Tapferkeit gefochten hatten. Groß war überhaupt der Drang. Sowohl dem Herzog Bernhard von Weimar, als dem Herzog von Friedland wurden die Pferde unter dem Leibe getödtet, und dem König selbst nahm eine Kugel einen Theil der Stiefelsohle weg. Schwedische wie Friedländische Oberfeldherren und Heerführer wetteiferten in tactischer Geschicklichkeit und persönlicher Tapferkeit. Wallenstein selbst sagte in dem Schlachtbericht an Ferdinand II, daß der Kampf überaus heiß war (caldissimamente), und daß viele Officiere und Soldaten Seiner Majestät todt und beschädigt waren.

Von den Kaiserlichen gerieth unter Andern der Generalwachtmeister Sparr in schwedische Gefangenschaft. Auf sein gegebenes Ehrenwort, in 24 Stunden sich wieder zu stellen, sendete ihn Gustav Adolph mit einigen untergeordneten Anträgen über die Art der Kriegführung und mit der Erklärung an Wallenstein, daß er der König zur Verhütung weiteren Blutvergießens die Einleitung von Friedens-Unterhandlungen sehr gerne sehen würde [7]). Wallenstein lehnte die erstern Anträge ab, und antwortete auf die Vorschläge von Friedens-Unterhandlungen, daß man hierüber vor allem an den Kaiser zu berichten und dessen Entschließung abzuwarten gesonnen sei. Gustav Adolph konnte auf das Einlangen dieser Entschließung nicht warten. Er übertrug daher seinem Kanzler Oxenstierna und dem General Kniephausen, an der Spitze von 5000 Mann, die Beschüzung Nürnbergs, verließ mit dem gesammten übrigen Heer am 8. September 1632 sein Lager, und zog, in der Richtung von Neustadt an der Aisch, mit klingendem Spiel an dem friedländischen Heere vorüber. Da Wallenstein durch diese versteckte Ausforderung sich nicht zu einem Angriff verleiten ließ, so hegte der König nur noch die Hoffnung: der Friedländer möge nach seinem Abzug Nürnberg bestürmen, und dadurch zur Feldschlacht Veranlassung geben. Langsam ging daher der Marsch Gustavs über Neustadt nach Windsheim, und auch hier weilte er einige Tage, um im Falle eines Sturmes gegen Nürnberg die Kaiserlichen rasch im Rücken anzugreifen. Doch Wallenstein scheute die Feldherrngaben seines Gegners zu sehr; zufrieden wegen Behauptung der Wahlstadt sich den Sieger nennen zu können, dachte er nicht an eine Beunruhigung Nürnbergs, sondern hob am 13. September 1632 sein Lager ebenfalls auf, und zog nach Forchheim.

---

[7]) So meldete Herzog von Friedland dem Kaiser.

Vier und vierzigstes Hauptstück.

Die Schlacht bei Lützen. Tod Gustav Adolphs.

(16. November 1632.)

Da Wallenstein es sorgfältig vermieden hatte, dem König eine offene Feldschlacht zu liefern, so suchte Gustav Adolph ihn zu dem Ende in eine Gegend zu ziehen, wo er nicht länger ausweichen konnte. In dieser Absicht übertrug der König dem Herzog Bernhard von Weimar mit einer Abtheilung von 9000 Mann den Schuz von Franken, und begab sich mit dem Hauptheer nach Donauwörth. Dadurch hoffte er, das vereinigte Heer Wallensteins und Maximilians zu veranlassen, zum Schuze Baierns ihm nachzufolgen. Der Churfürst trennte sich zu solchem Zwecke auch wirklich von Wallenstein, lezterer beschloß dagegen die Pläne des Gegners dadurch zu vereiteln, daß er sich mit aller Macht auf Sachsen werfe und den König zwinge, zur Rettung dieses Bundeslandes herbei zu eilen. Nach der Räumung Böhmens hatte das sächsische Heer unter Arnim, gemeinschaftlich mit einem schwedischen Zuzug die Kaiserlichen mit Erfolg in Schlesien bekämpft, und selbst Breslau eingenommen. Auf ein Mal ging aber Arnim wieder znr Unthätigkeit über, und übernahm, troz der Aufforderungen seines Churfürsten, nichts zur Sicherung Sachsens. Im Spätherbst erschien er zwar in Dresden; indessen mit schwacher Mannschaft und nur dazu, um unverrichteter Dinge nach Schlesien zurückzukehren. So stand denn Sachsen den Friedländischen offen.

Als Herzog Bernhard von Weimar bei solcher Lage der Dinge, troz der Uebermacht Wallensteins, diesen angreifen wollte, um Sachsen zu retten, erhielt er von Gustav Adolph wegen Größe der Gefahr gemessene Befehle, bis zur Ankunft des schwedischen Hauptheeres, nichts entscheidendes vorzunehmen [1]). Der König beschloß nun wirklich, sich schnell nach Sachsen zu begeben; der Plan Wallensteins war also gelungen. Lezterer konnte nun freilich znr Feldschlacht, die Gustav Adolph längst wünschte, gezwungen werden; sie konnte aber unter günstigern Verhältnissen erfolgen, als in Baiern, weil Wallenstein für die

[1]) Gustav Adolph erklärte sich in der Ordre, einem Brief an seinen lieben Vetter Bernhard, in nachstehender Weise: „Aus Ew. Liebden schreiben vom 8ten dies verstehen wir, daß dieselbe volgendes Tages hernacher aufzubrechen undt mit Ihren Truppen nacher Sachsen zu marchiren willens gewesen. Nun haben wir sieder der Zeit bei Rotenhahn E. L. geschrieben, daß wir in Person aufgezogen, Zu E. L. zu stoßen und Churſachsen, da es nöthig, zu succurriren, daher E. L. nit aufbrechen, sondern Unser erwarten sollten, Wir sehen auch nochmalen nit, was E. L. mit Ihren Truppen allein dem Feinde für doso machen können, Insonderheit weil sie sich so schwach angeben und wollten dahero, daß E. L. mit dem Vorzug inhielten und bis wir ankhommen, still liegen."

Herzog Bernhard war mit dem Befehle des Königs unzufrieden, und schrieb sogar seinem Bruder Wilhelm: „Es hat fast das Ansehen, als ob sich etwa eine Eyfersucht ereignen und der König die Verrichtung dieses Werkes mir nicht anvertrauen, oder mich nicht fähig genug dazu halten wollte, was ich diesmal Gott und der Zeit anheim stelle." Sein Verdacht war jedoch völlig grundlos.

abgezogenen Truppen Maximilians mit dem Heere des tapfern Pappenheim sich vereinigen konnte, und noch überdieß aus Böhmen Gallas zu sich berufen hatte, während Gustav Adolph seine Kräfte nun theilen mußte. Zur Behauptung von Süddeutschland hatte der König nämlich die Besatzungen dort gegen den Kurfürsten von Baiern zu verstärken, und konnte dann in Sachsen dem Friedländer in der Anzahl des Heeres nicht gleich stehen. Albrecht von Wallenstein brachte auch seine Vereinigung mit Pappenheim ohne Hinderniß zu Stande, und befand sich gegen Gustav Adolph, welcher seinen Marsch nach Sachsen noch im Oktober 1632 ausgeführt hatte, wirklich in beträchtlicher Uebermacht. Darum verschanzte sich der schwedische König von Neuem in einem Lager bei Naumburg. Jetzt war Wallenstein zu einem Sturme auf dieses Lager geneigt; allein er folgte doch dem Rathe seiner Generale Pappenheim, Holk und Deodat, welche ihm den Angriff widerriethen. Als die Friedländischen nun Winterquartiere beziehen wollten, und Pappenheim schon wieder von Wallenstein sich getrennt hatte, brach der König mit dem festen Entschluß hervor, noch in diesem Jahre (1632) die sehnlich gewünschte, entscheidende Feldschlacht zu schlagen.

Nachdem Pappenheim in der Richtung von Halle abgezogen war, um die Winterquartiere in Westphalen zu nehmen, ging der Herzog von Friedland mit den Hauptmassen über Weißenfels gegen Lützen. Von diesen Umständen in Kenntniß gesezt, folgte Gustav Adolph am 15. November 1632 rasch dem Heere von Wallenstein und stieß schon bei Weißenfels auf dessen Nachhut unter Colloredo. Lezterer gab dem voranziehenden Oberfeldherrn durch drei Kanonenschüsse das Signal des Erscheinens der Feinde, und eilte alsdann ebenfalls nach Lützen. Bei dieser Stadt wurden nun noch am Abend des 15. alle Friedländischen Truppen zusammengezogen. Auf den Abmarsch Pappenheims hatte Gustav Adolph seine Pläne gestüzt; auf die unverzügliche Zurückkunft desselben baute daher Wallenstein seine Rettung, und mit äußerstem Nachdruck ertheilte er die dießfallsigen Befehle.

„Der Feind marchiert hereinwärts," schrieb er am 15. November an Pappenheim. „Der Herr lasse alles stehen und liegen und incaminire sich herzu mit allem volk und stücken, auf daß er morgen früh bey uns sich befündet." Zum Glück für die Friedländischen ereilte dieser Befehl den Feldmarschall Pappenheim noch in Halle. Rasch wandte der Marschall mit seinem Heere um und bot alle Kräfte auf, Lützen noch zeitig zu erreichen. Sehr besorgt um das Schicksal des folgenden Tages gab Wallenstein, der heftig an der Fußgicht litt, dem Marschall Holk den Auftrag, das Heer noch am Abend des 15. November 1632 vor Lützen zur Schlacht zu ordnen. Um sich möglichst zu sichern, ließ der Friedländer seine Armee zum Theil den Gräben entlang aufstellen, welche die Bauern gegen die Landstraße hin zum Schuze ihrer Felder angelegt hatten. Die Nacht vom 15. auf den 16. November wurde benüzt, um diese Gräben noch tiefer zu machen, und zugleich verschiedene Verschanzungen aufzuwerfen, welche vornehmlich das Anstürmen der feindlichen Reiterei erschwerten.

Als am 16. November 1632 der Tag angebrochen war, ordnete auch Gustav Adolph seine Krieger zur Schlacht. Am Morgen lag ein so dichter Nebel auf den Fluren, daß die beiden Heere einander nicht erblicken konnten, obschon sie sich ganz nahe standen. Gegen 11 Uhr Vormittags verschwand endlich der Nebel, und beide Armeen sahen sich nun gegenseitig in voller Schlachtordnung. Der Herzog von Friedland hatte sein Heer in zwei Treffen mit einer Reserve getheilt. Sein rechter Flügel stüzte sich auf das Städtchen Lützen und einige Windmühlen in der nächsten Umgebung derselben, der linke dagegen dehnte sich längs der Landstraße von Lützen nach Leipzig aus. Während zur Dekung des rechten Flügels vornehmlich die Gärten von Lützen mit Fußvolk besezt waren, liefen vor dem linken Flügel die bemerkten tiefen Grä-

ben her, welche ebenfalls mit Schützen versehen waren. Bei den Windmühlen war schweres Geschüz aufgestellt: im Centrum standen überaus große Vierecke von Fußgängern, und vor ihnen befand sich die Haupt-Batterie des schweren Geschützes. Die Reiterei war auf beide Flügel vertheilt, wovon der rechte von dem Feldmarschall Holk und der linke vom General Götz befehligt wurde. Wallenstein selbst stand im Centrum, und für das Pappenheimische Heer war bei seinem Erscheinen eine Stellung im linken Flügel angewiesen.

Gustav Adolph ordnete seine Schaaren ungefähr wie in der Schlacht bei Leipzig oder Breitenfeld gegen Tilly. Die Reiterei stand mit Fußgängern durchmischt auf beiden Flügeln in zwei Treffen, die Masse des Fußvolks mit 8 Brigaden im Centrum. Vor jeder Brigade waren fünf schwere Geschüze aufgeführt, während die einzelnen Fuß-Regimenter auf den Flügeln mit einigen schwächern oder leichten Kanonen versehen waren. Der König führte den rechten, Herzog Bernhard von Weimar den linken Flügel; für den Fall, daß den erstern ein Unglück treffen werde, war der Oberbefehl über das ganze Heer schon im Voraus dem Herzog Bernhard übertragen. Die schwedischen Streitkräfte beliefen sich auf ungefähr 20,000, jene Wallensteins ohne das Pappenheimische Heer auf ungefähr 25,000 Mann.

Als sich der dichte Nebel gegen Mittag verlor, bestieg Gustav Adolph sein Lieblings-Roß, einen schönen Schimmel von der edelsten Art. Man hatte dem König den Brustharnisch gebracht, um die Heldenbrust zu decken; doch in der Begeisterung für seine große Sache und im Uebermaß des Muthes und Kraftgefühles, wies er denselben mit den Worten zurück: „Gott ist mein Harnisch!“ Der hohe Mann war mit allen Gaben ausgestattet, welche den Lenkern der Geschicke der Völker geziemen: so beherrschte er denn auch das Wort und übte als wirklicher Redner jene geheimnißvolle Macht über die Gemüther der Menschen, welcher man vergebens zu widerstehen versuchen würde. Mit vollkommener Klarheit lag die unendliche Wichtigkeit des bevorstehenden Kampfes in der Seele des Königs: solcher Kampf sollte entschieden über den weiteren Gang der Bildung des Menschengeschlechts, entscheiden über die künftige Größe oder Schwäche Deutschlands, welches Gustav Adolph bereits als sein Vaterland anzusehen gewohnt war. Gedankenvoll und in stiller Begeisterung ritt der König durch die Reihen seiner Krieger. Vor der Linie der Schweden hielt er sein edles Roß zuerst an, und sprach mit wohlklingender und vernehmlicher Stimme also: „Eine heilige Sache, meine Waffengefährten, führt uns abermals in einen heißen Kampf, die Sache der reinen Religion und des Vaterlandes. Ihr habt oft bewiesen, mit welchem Muthe, welcher Hingebung, welcher Begeisterung ihr für solche Güter zu fechten verstehet. Ihr werdet heute neue Beweise davon liefern. Nie war ein Tag wichtiger, als der gegenwärtige: würdet ihr heute wanken, so ginge die Ruhe und der Ruhm eures Königs, ginge euer eigener Ruhm traurig zu Grabe, würde Keiner von euch die heimatlichen Fluren wiedersehen. Doch was soll ich das Wort in so düstere Farben kleiden, Heldenmännern gegenüber, welche die Furcht nicht kennen, und deren Tapferkeit nicht einmal den Gedanken einer Möglichkeit des Verzagens in dieser entscheidenden Stunde zuläßt. Ja meine Braven, ihr werdet fest zusammenstehen und ritterlich streiten für euern Gott, euer Vaterland und euern König! Schon lese ich diesen Entschluß in euern begeisterten Mienen: Dank euch, meine Tapfern, und so gehet denn mit Freudigkeit in den Kampf, wie euer Feldherr!“

Während die tiefe Wirkung dieser Rede in einem allgemeinen Enthusiasmus der Schweden sich äußerte, ritt Gustav Adolph mit edlem Anstand zu den deutschen Reihen in seinem Heere und redete sie also an: „Ein Jahr ist verlaufen, seitdem ihr nicht ferne von diesem Orte an meiner Seite für

Glauben und die bessere Zukunft eures Vaterlandes gekämpft habet. Für unüberwindlich galt dortmals euer Gegner, der Schrecken ging vor seinem Namen her; aber ihr warfet ihn herab von der Höhe seines Ruhmes, ihr warfet ihn nieder mit allen seinen gefürchteten Schaaren: bleich und erschüttert floh Tilly vor meinen tapfern Waffenbrüdern. Der heutige Tag ist berufen, neue Lorbeere um eure Schläfe zu winden, noch herrlicher euern Rühm zu gestalten: denn ihr sollet die lezte Macht des Feindes brechen. Würdet ihr heute nicht eben so fest bei mir stehen, als an jenem großen Tage des vorigen Jahres, so wären eure höchsten Güter zerstört, eure Religion vernichtet, eure Freiheit getödtet, euer Leibes- und Seelenheil dahin gegeben. Doch steht es mir an, an der Tapferkeit meiner bewährten Deutschen zu zweifeln? Nein ihr werdet mit mir zum Siege fliegen, den gegenwärtigen Feind mit demselben Ungestüm zerstäuben, wie einst den gefürchteten Tilly. Unerschütterlich werde ich zu euch halten, nicht über euch, sondern unter und neben euch will ich als treuer Waffengefährte stehen. Nur deßhalb will ich voranstürmen, um euch den Weg zum Siege zu zeigen; mit meinem Leib will ich den eurigen decken, mein Leben freudig einsezen, sowie ihr meine Schuzwehr seid, wie ihr euer Leben bereitwillig für Religion und Vaterland dahin gebet. Muth denn meine Brüder, Gott ist mit uns!"

Unter allen Kirchen-Gesängen, welche aus der Reformation hervorgingen, und unbeschreiblich auf das Gemüth der Evangelischen wirkten, war keines ergreifender, als das schöne Lied Luthers:

„Eine feste Burg ist unser Gott!"

In der Zeit der größten Bedrängnisse der neuen Lehre entstanden, bei allgemeinem Verzagen deren Anhänger von dem Reformator, der allein den alten Muth besaß, in der Einsamkeit gedichtet, sprach es dessen volle, unendliche Gemüthlichkeit aus, und trug seinen unerschütterlichen Muth, sein hohes Vertrauen auch in die Seelen der Schwachen. Da vollends die Melodie oder Weise des Liedes geistvoll dem Inhalt angepaßt war, so wirkte der heilige Gesang wie einst die Psalmen der Vorzeit: die Thränen entstürzten gewöhnlich den Augen der Andächtigen, und ein hoher reiner Friede verbreitete sich über ihr erschüttertes Gemüth. Sobald deßhalb nur die Melodie des Liedes angestimmt wurde, fühlten sich die Protestanten stets mit Begeisterung erfüllt. Gustav Adolph kannte und theilte diese Stimmung: nachdem er also die Reden an seine Krieger beendigt hatte, und im Begriff stand, das Zeichen zum Angriff zu geben, ließ er durch die Trompeter seiner Reitergeschwader in gehaltenen kunstreichen Tönen die Melodie des Liedes blasen: „Eine feste Burg ist unser Gott!" Hohe Trompetentöne wirken ohnehin so seltsam ermuthigend und hinreißend auf das menschliche Gemüth; in Verbindung mit der Melodie des so sehr geliebten Liedes war die Wirkung vollends unermeßlich, und allgemein die stürmische Begeisterung des schwedischen Heeres. Mit solchen Voranstalten ging Gustav Adolph in die Schlacht: wem kann die Hoheit eines solchen Mannes entgehen, wer nicht anerkennen, wie groß er war? Wie die letzten Accorde des Liedes allmälig dahin starben, und das gegebene Feldgeschrei „Gott mit uns!" die schwedischen Schlacht-Reihen leise zu durchlaufen begann, war der König auf seinen rechten Flügel zurückgekehrt. Mit hocherhobener Stimme rief er:

„Nun wollen wir daran, das walt der liebe Gott! Herr Jesu hilf, wir streiten heut zu deines heiligen Namens Ehre!"

Das Zeichen zum Angriff war gegeben, und mit Ungestüm stürzten sich die schwedischen Linien auf die Friedländischen. Albrecht von Wallenstein hatte im reinen Gegensatz mit dem Könige seine Krieger vor Beginn der Schlacht nicht angesprochen: ein ungewöhnlicher Ernst seines Antlitzes sollte den

Muthigen Selbstvertrauen und den Schwachen, durch stillschweigende Androhung schrecklicher Strafe der Feigheit, den Vorsatz der Tapferkeit einflößen: am meisten rechnete aber der Herzog von Friedland auf seine feste Stellung und die Begünstigung der Oertlichkeit, welche er im vollen Maaße für sich hatte. Trotz seiner heftigen Gichtleiden hatte sich der Herzog bei Beginn der Schlacht gleichwohl zu Pferde gesetzt: doch bald nöthigte ihn der Schmerz, sich einer Sänfte zu bedienen, um die Bewegungen seines Heeres zu leiten.

Die Voranstalten Gustav Adolphs bei Eröffnung der Schlacht hatten ihre volle Wirkung geäußert: mit wahrem Heldenmuth griffen seine Krieger die Friedländischen an. So fest auch die Stellung der letztern war, der Begeisterung der Schweden vermochten sie doch nicht Stand zu halten.

Dem kühnen Könige folgend, stürmte die schwedische Reiterei auf dem rechten Flügel wie eine Windsbraut dahin: vergebens richteten die friedländischen Schützen in den Gräben ein furchtbares Feuer auf die Angreifenden, vergebens entsandte die Hauptbatterie Wallensteins Ladung um Ladung nach jener Gegend. Gustav Adolph und seine Reiter verachteten die Kugeln, welche wie ein dichter Hagel unter sie fielen, bald diesen, bald jenen zerschmetternd; sie stürmten immer entschlossener gegen die Gräben an. Im Angesicht derselben stuzten die schwedischen Reiter freilich für einen Augenblick; doch der König bestieg sofort ein frisches Roß, und sezte mannhaft über den Graben. Dieß durchzuckte wie ein Blizstrahl seine Reiter, verschwunden war alle Besorgniß, und pfeilschnell folgten auch die Reitermassen in schönster Ordnung dem Beispiel ihres Königs. Als Gustav Adolph jezt die Kürrassiere Picolomini's erblickte, rief er dem Obristen Stalhantsch zu: „Werfe mir diese schwarzen Bursche da: sie werden uns sonst übel mitspielen!" Einem solchen Andrang war nicht zu widerstehen, die friedländischen Reiter wichen, und binnen sehr kurzer Zeit war der linke Flügel Wallensteins von dem rechten des Königs gänzlich geworfen.

Gleichzeitig war das schwedische Fußvolk im Centrum gegen die Haupt-Batterie der Friedländischen vorgerückt. Allerdings wurde dasselbe von den Schüzen in den Gräben und von der Batterie mit dem heftigsten Feuer empfangen; dessen ungeachtet vertrieben die Tapfern die Schüzen aus den Gräben, erstürmten die Batterie und richteten sie gegen die Kaiserlichen. Furchtbar war die Gefahr, in welcher die leztern nun schwebten: schon hatte das schwedische Fußvolk im Centrum von den Reserven Wallensteins zwei große Vierecke zerstreut, schon richtete es seine schweren Schläge gegen ein drittes, eben schickte sich der König an, mit seinem siegreichen rechten Flügel den linken des Feindes vollends zu umwickeln, und zugleich mit dem erschütterten Centrum desselben gänzlich zu zerstäuben, als die friedländische Reiterei in Verbindung mit dem noch frischen Theil der Reserve alle Tapferkeit aufbot, um den Siegern die Batterie im Centrum wieder zu entreissen. Die schwedischen Streitkräfte auf diesem Punkte standen schon lange im Feuer, und unterlagen der Ermattung: den frischen Truppen Wallensteins und einer wiedergeordneten Reiter-Abtheilung desselben vom linken Flügel gelang es deßhalb, das schwedische Centrum über die Gräben zurückzudrängen und sohin die Hauptbatterie der Friedländischen wieder zu gewinnen. Als dem Könige diese Vorgänge berichtet worden waren, flog er an der Spitze des Slamändischen Reiter-Regiments Steinbock seinem Fußvolk im Centrum zu Hülfe, um dasselbe von Neuem zum Siege zu führen. Im Angesicht der feindlichen Haupt-Batterie sezte Gustav Adolph abermals kühn über den Graben, und eilte durch die Schnelligkeit seines edlen Rosses seinen Reitern weit voran. Mit brennender Hast rangen die Slamänder nach Eile, um den geliebten König zu schüzen, furchtbar war daher der Zusam-

menstoß mit der friedländischen Reiterei: abermals ward diese mit der Reserve zu Fuß geworfen, und die friedländische Haupt-Batterie von Neuem erobert. Mit entblößtem Haupte dankte Gustav Adolph für den Sieg, als zwei frische Kürraffier-Regimenter Wallensteins in die bereits gebrochenen Reihen der Kaiserlichen einrückten, und die verlorne Batterie noch ein Mal zurückzunehmen suchten. In diesem Kampfe erhielt das Pferd des Königs einen Pistolenschuß durch den Hals, und er selbst einen andern in den linken Arm. In der nächsten Umgebung des Königs befanden sich der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg, welcher als Freiwilliger ihm diente, der Edelknabe August von Leubelfing aus Nürnberg und zwei Reitknechte. Herzog Albrecht suchte den verwundeten König von dieser Gegend auf den rechten Flügel in Sicherheit zu bringen, und deßhalb zur Vermeidung des Gedränges, oder in der Absicht, das schwedische Fußvolk durch den Anblick des verwundeten Königs nicht zu entmuthigen, einen kleinen Umweg zu nehmen. Unerwartet stießen kaiserliche Reiter auf die kleine Truppe, und einer der Anführer der erstern, der Oberstlieutenant von Falkenberg, schoß abermals eine Pistole auf Gustav Adolph ab. Da die Kugel das Rückgrad des Königs durchdrang, so stürzte dieser vom Pferde, blieb aber in der Entkräftung mit einem Fuße im Steigbügel hängen. Sein Pferd flog scheu von dannen und schleifte ihn eine Strecke weit. Luchau, der Stallmeister des Herzogs von Lauenburg, hieb den Oberstlieutenant von Falkenberg sogleich nieder. Der Herzog selbst hingegen entfloh und das übrige Gefolge ward bis auf den Edelknaben von Leubelfing im Getümmel von dem Könige getrennt. Leubelfing war noch bei dem König, als er vom scheuen Pferde frei endlich auf den Boden fiel. Sofort sprang der Edelknabe aus dem Sattel, und bot dem verwundeten König sein Roß an: der Monarch machte auch einen Versuch, dasselbe mit Hülfe des treuen Pagen zu besteigen; doch seine Kräfte waren dazu nicht mehr hinreichend. Jezt schwärmten zufällig drei friedländische Reiter an jener Stelle vorüber, und die Gruppe gewahrend, fragten sie den Edelknaben: „Wer sein verwundeter Gefährte sei?" Leubelfing erwiederte vorsichtig: „ein Offizier!" doch ungläubig schüttelten die friedländischen Reiter die Köpfe, und verwundeten den Edelknaben durch einen Pistolenschuß sowie zwei Degenstiche. Nachdem sie ihn ausgeplündert hatten, schoß einer der Reiter auch den schwer verwundeten König durch die Schläfe, und versezte ihm noch überdieß einige Degenstiche. Auch ihn zogen die Reiter bis auf das Hemd aus. Leubelfing, an dem man später noch Leben bemerkte, wurde von zwei Hofjunkern erst zu Pferd, dann zu Wagen nach Naumburg gebracht, und starb daselbst erst im folgenden Monat an seinen schweren Wunden. Gustav Adolph hatte hingegen schon auf dem Wahlplatz geendet.

Während dieser Vorgänge hatte sich auch zwischen Bernhard von Weimar und dem rechten Flügel des friedländischen Heeres die Schlacht heftig entzündet. Obgleich hier die Stellung Wallensteins, wegen der besezten Gärten und des Geschüzes bei den Windmühlen, am stärksten war, drang Bernhard mit seinen tapfern Deutschen gleichwohl siegreich vor. Er vertrieb die friedländischen Musketiere aus den Gärten, und ordnete dann einen allgemeinen Sturm auf die Batterien bei den Windmühlen an. In diesem wichtigen Augenblick gelang dem wallensteinischen Kroaten-General Isolani eine Flanken-Bewegung, wodurch er dem linken Flügel der Schweden unter Bernhard in den Rücken kam. Er plünderte den Troß, und brachte dort eine Verwirrung hervor, welche einige schwedische Truppen-Abtheilungen zur Flucht verleitete. Bernhard war nun in seinem Rücken wirklich ernstlich bedroht, voll von Geistesgegenwart führte er aber seine Reserve in die Lücken, und schlug damit Isolani bleibend in die Flucht. Als sich der Herzog

so eben zur Erneuerung des Sturmes auf die Windmühlen anschickte, drang das Gerücht von dem Tode Gustav Adolphs zu seinen Ohren.

Die erste Andeutung des Trauerfalles gab das mit Blut bedeckte Pferd des Königs, welches ledig und scheu an den Schlachtreihen vorüberflog. „Der König ist todt!" durchdrang nun ein dumpfer Ruf die Linien der Schweden. Betäubung überfiel für einen Augenblick die heldenmüthigen Männer, und das Herz drohte still zu stehen. Da riefen tausend und tausend Stimmen plözlich mit furchtbarer Stärke: „Der König ist todt, rächet ihn, rächet ihn!" Mit Windeseile flog Herzog Bernhard von Weimar nun vom linken Flügel der Schlachtordnung zum rechten, wo die Erbitterung des Heeres am größten war. Unterwegs traf er den General Kniphausen, welcher in der Absicht, ihn zu beruhigen, die gute Ordnung seiner Heer-Abtheilung rühmte und mit Zuversicht einen wohlgeordneten Rückzug versprach. „Nicht von Rückzug, nur von Kampf, Rache und Sieg kann die Rede sein," erwiederte ihm Bernhard zürnend, worauf er dem rechten Flügel der Schlachtordnung vollends zueilte. Von hier war der Ausruf: „Rächet ihn, rächet ihn," ausgegangen: hier standen die Schweden eben in Begriff, mit einem Ingrimm, der schwer zu beschreiben ist, von Neuem auf die Friedländischen einzustürmen. Dem Willen des geschiedenen Königs gemäß, übernahm Herzog Bernhard nunmehr die oberste Leitung des gesammten Heeres, und zwar mit einer furchtbaren Entschlossenheit. Als der Obrist-Lieutenant des Steinbockischen Regiments ihm den Gehorsam zu verweigern wagte, stieß ihm Bernhard sogleich den Degen durch den Leib. Dann sezte er sich als Oberfeldherr sofort an die Spize der zornentbrannten Reiter des schwedischen rechten Flügels, welche jezt wie ein Orkan die Friedländischen niederwarfen. Ihnen folgte das schwedische Fußvolk im Centrum mit gleichem Ingrimm: im Nu war der ganze linke Flügel Wallensteins zerstreut, die Hauptbatterie desselben zum dritten Mal erobert, und die ungeheure Masse seiner großen Vierecke gänzlich auseinander gesprengt. Jezt schlugen die Kugeln der Schweden in einen Pulverkarren des Friedländers: auch mehrere andere fingen Feuer und mit einem Donnerschlage, als berste die Erde, flogen sie sämmtlich in die Luft. Während die friedländischen Schaaren des rechten Flügels starr vor Entsezen zitterten, und dann wild die Flucht ergriffen, während namentlich ganze Reitergeschwader mit verhängtem Zügel gen Leipzig davon jagten, hörte man das Triumphgeschrei des linken schwedischen Flügels, welcher inzwischen die Batterien bei den Windmühlen mit Sturm genommen, dieselben gegen den rechten wallensteinischen Flügel selbst gerichtet, und auch diesen gänzlich in die Flucht geschlagen hatte.

In diesem Augenblike traf Pappenheim mit seinen Reitern (die Fußgänger konnten ihm bei seinem eiligen Zug nicht gleichen Schritt halten) auf dem zersprengten linken Flügel des Friedländers ein. Die Zerstörung gewahrend und das Schlimmste ahnend, rief er: „Wo befehliget der König?" gleichsam um durch einen verzweifelten Kampf mit diesem die Niederlage des kaiserlichen Heeres noch mit einem Schimmer von Ruhm zu bedecken. Ungestüm warf er sich mit seinen Kuiraſſiren den siegenden Schweden entgegen; da durchbohrten schon bei dem ersten Zusammenstoß zwei Kugeln die Brust des Helden. Auf beiden Seiten sollten die edelsten fallen: hier der große König selbst, dort der kühne Pappenheim, der Tod des Lezteren nach dem Rathschlusse des Schicksals den Kummer der Schweden über ihren entsezlichen Verlust gleichsam lindern! — Mit entschiedener Tapferkeit suchten auch die braven Pappenheimer den Tod ihres Führers zu rächen: mörderisch entbrannte für einige Zeit von Neuem der Kampf: doch der Ingrimm der Schweden war nicht zu bewältigen: der neue Widerstand erhöhte nur ihren zornigen Muth und mit ungeheurer Wucht fielen ihre Schwertschläge auf die Pappenheimer. Die Lezteren, noch in ihrer vollen

Kraft, während die Schweden durch den langen Kampf schon sehr ermüdet waren, errangen freilich das Uebergewicht und eroberten die friedländische Hauptbatterie zum dritten Mal wieder; doch ihr Erfolg war von sehr kurzer Dauer. General Knyphausen, welcher die schwedische Reserve befehligte, war den ganzen Tag noch nicht zum Gefecht gekommen, und hielt seine Truppen in der schönsten Ordnung. Diese ließ nun Bernhard von Weimar wider die Pappenheimer aurücken. Der neue Angriff frischer Truppen ward mit einem solchen Nachdruck ausgeführt, daß die Pappenheimer sogleich nach allen Seiten geworfen, und alsbald theils niedergestoßen, theils niedergeritten wurden. Die Friedländische Hauptbatterie wurde von den Schweden nun zum 4ten Male genommen. Auch das so sehnlich erwartete Eintreffen der Pappenheimischen Schaaren war also vergeblich .... Wallenstein entschieden auf allen Punkten geschlagen.

Düster und verstört, von den Ahnungen einer noch trübern Zukunft erfüllt, von dem Aerger gekränkten Stolzes gequält, floh der Friedländer von dem Wahlplaze bei Lützen. Vielleicht wären die Trümmer seines Heeres auf dem Rückzuge vollends aufgerieben worden, wäre er nicht auf das frische Fußvolk Pappenheims gestoßen, das nunmehr zur Deckung seiner zerrissenen Linien diente [2]).

---

[2]) Die Quellen über die Schlacht von Lützen sind sehr reichhaltig, und so sicher, daß sich über die wahre Beschaffenheit der Vorgänge vollkommene, geschichtliche Gewißheit begründen ließ. Man hat nämlich über das Ganze des Kampfes sowie über den Tod Gustav Adolphs nicht nur einige Privat-Urkunden, sondern auch mehrere officielle. Von schwedischer Seite besizen wir officielle Urkunden: 1) ein Schreiben des Kanzlers Axel Oxenstierna an den schwedischen Reichsrath über den Tod des Königs; 2) einen Bericht des schwedischen Ministers Salvius in Hamburg über denselben Gegenstand an jenen Reichsrath; 3) den Bericht des Herzogs Bernhard von Weimar über die Schlacht bei Lützen an den Kardinal Richelieu. Von östreichischer Seite dagegen liegt als offizielle Urkunde vor: die ausführliche Darstellung der Schlacht vom General Deodati, welche er auf besonderen Befehl Ferdinands II. schriftlich verabfaßte. Privat-Urkunden sind: 1) die Schilderung der Schlacht bei Lützen von Burgus, einem Augenzeugen, der während der Schlacht als Officier im kaiserlichen Heere diente; 2) die Relation des Nürnberger Stadt-Obristen, Freiherrn von Leubelfing, über die Aussagen seines Sohnes, des Edelknaben August von Leubelfing, betreffend den Tod Gustav Adolphs. August von Leubelfing erzählte nämlich vor seinem Tode, bei völligem Bewußtsein, alle Vorgänge von der Verwundung des Königs an bis zu dessen Tode, wovon jener Edelknabe Augenzeuge war. Der Vater desselben bewahrte sodann die Aussage, welche sichtbar das Gepräge der Wahrheit trägt, schriftlich auf. So kam sie auf unsere Zeiten. Weitere Quellen sowohl über die Schlacht, als den Tod des Königs sind: 1) das Theatrum Europäum, eine damalige Zeitung; 2) die Erzählung von Chemnitz, einem schwedischen Geschichtschreiber und Zeitgenossen Gustav Adolphs; 3) die Erzählung des Grafen Khevenhiller, des kaiserlichen Ministers.

Da in diesen Quellen verschiedene Parteien sprechen, so ist es natürlich, daß sie in vielen Stücken von einander abweichen. Schon nach der Erfahrung bei gewöhnlichen Zeugen-Vernehmungen ist es ferner natürlich, daß selbst über Vorgänge, welche den Parteigeist nicht berühren, wie der Tod des Königs, in den Neben-Umständen abweichende Berichte zum Vorschein kamen. Gleichwohl wird es im vorliegenden Falle einer unbefangenen Kritik leicht, sowohl über das Ganze der Schlacht, als die Art des Todes von Gustav Adolph historische Gewißheit herzustellen. Der Bericht des Herzogs Bernhard von Weimar an den Kardinal Richelieu ist nämlich nicht nur an sich sehr unbefangen und glaubwürdig, sondern wird auch rücksichtlich des Todes des Königs von der Aussage des Edelknaben Leubelfing, welcher dem Könige von der Verwundung bis zum Tode desselben stets zur Seite war, auffallend unterstüzt. Dieser Aussage nähert sich wieder am meisten der Bericht des schwedischen Ministers Salvius, und ein solches Zusammentreffen muß der Erzählung Bernhards, der weder von der Relation des Stadt-Obristen Leubelfing, noch dem Berichte des Ministers Salvius etwas wußte, auch in allen übrigen Stücken große Glaubwürdigkeit ertheilen. Aus diesen Gründen wurde oben der Darstellung im Text allenthalben der Bericht des Herzogs Bernhard zum Grund gelegt, und hin und wieder eine Abweichung von der gewöhnlichen Erzählung der Schlacht angenommen. So sagt man z. B. gemeiniglich, daß die friedländische Hauptbatterie nur zwei Mal von den Wallensteinischen wieder erobert worden wäre: nach der Versicherung Bernhards nahmen sie die Friedländischen dagegen drei Mal wie-

Der Feldmarschall Pappenheim wurde nach der Verwundung von seinem Lieblingstrompeter in einem Wagen nach Leipzig gebracht. Alle ärztliche Hülfe war jedoch bei entschiedener Tödtlichkeit der Wunden vergeblich, und der Tod erfolgte schon am andern Tag, den 17. November 1632. Der Sterbende erfuhr noch den Fall Gustav Adolphs, und rief vor dem Verscheiden, wie beruhigt, aus: »Ich sterbe nun gerne, da auch der unversöhnliche Feind meines Glaubens nicht mehr am Leben ist.«

Als die Schweden unter Bernhard auf die Friedländischen einstürmten, um den Tod ihres Königs zu rächen, suchten sie auch seine Leiche zu entdecken und den Feinden zu entreißen. Das Regiment von Stalhants gewahrte sie endlich und erkämpfte sie in steigendem Ingrimm. Auf einem Kanonenwagen wurden hierauf die theuren Ueberreste von mehreren Reitern und Offizieren in der Nacht nach Meuchen gebracht, und dort in der Kirche vor dem Altar niedergelegt [3]). Der Schulmeister hielt sogleich Gottesdienst, und einer der Offiziere die Trauerrede. Hierauf fand die Oeffnung der Leiche statt. Einen Theil der Eingeweide beerdigte man in der Kirche zu Meuchen, die Leiche selbst ward aber am folgenden Tag (17. November 1632) nach Weißenfels geführt, und hier von dem Apotheker Casparus einbalsamirt. Dieser erstattete über die vorgenommene Obduction einen amtlichen Bericht, nach welchem sich an dem Leichnam neun Wunden gefunden hatten. Dann geleitete man die Leiche über Wittenberg nach Wolgast, und erst am 21. Juni 1633 erfolgte die feierliche Bestattung derselben in der Ritterholms-Kirche zu Stockholm. Der Reitknecht Erichson des Königs, welcher bei dem Falle seines Herrn gegenwärtig war, auch zugleich mit seiner Leiche nach Meuchen kam, und hier bis zur Genesung von seinen Wunden verweilte, wälzte später mit Hülfe von 13 Bauern einen großen Stein an die Stelle, wo Gustav Adolph fiel. Das ist der berühmte Schwedenstein bei Lützen.

Wie schon die Schilderung der Schlacht zu erkennen giebt, mußte dieselbe sehr mörderisch gewesen sein. In der That war der Verlust beider Theile sehr groß; 10,000 Todte bedeckten den Wahlplatz. Davon waren viele von schwedischer Seite, doch den größern Verlust erlitten die Friedländischen. Albrecht von Wallenstein bewährte auch in diesem denkwürdigen Kampfe seinen Ruf; trotz seiner Gichtschmerzen entwickelte er die rühmlichste Thätigkeit, zeigte sich überall, wo die Gefahr am größten war, bemühte sich mit scharfem Feldherrnblick, jeder entstandenen Unordnung sogleich abzuhelfen, und leitete die Seinigen überhaupt mit vorzüglicher Umsicht. Er unterlag nur den höheren Gaben des genialen Königs, und der unwiderstehlichen

---

der, und zum vierten Mal eroberte sie Knyphausen mit der schwedischen Reserve Wir folgten also auch hier dem Herzog Bernhard. Nach einigen Berichten sei Gustav Adolph verwundet worden, weil er wegen seines kurzen Gesichts und des dichten Nebels, zu weit in die kaiserlichen Reihen vorgedrungen. Bernhard ertheilte aber der Darstellung, welche wir oben in dieser Beziehung wählten, dadurch besondere Wahrscheinlichkeit, daß er sehr bestimmte Einzelnheiten anführt, namentlich bemerkt, der König habe schon mit entblößtem Haupte für den Sieg gedankt, als die frischen Kuirassier-Regimenter Wallensteins anrückten und ihn verwundeten. Die Reden des Königs, wie wir sie im Texte darstellten, sind dem Wesen nach gerade so gehalten worden. Um indessen ihre Wirkung nach unserer Bildungsstufe anschaulich machen zu können, mußten sie auch in unsere gegenwärtige Sprache umgesetzt werden, wozu der Geschichtschreiber unsers Erachtens nicht nur befugt, sondern selbst verpflichtet ist.

Nach dem Tode Gustav Adolphs entstand unter den Schweden ein Gerücht, daß der König von dem Herzog Albrecht von Lauenburg meuchlings ermordet worden sei. Die bloße Einsicht in die Quellen stellt dieses Gerücht sogleich als grundlos dar, und dasselbe ist so handgreiflich unwahr, und von den neuern Geschichtsforschern, namentlich von Friedrich Förster, so bündig widerlegt worden, daß wir ihm im Text gar keinen Platz einräumen wollten.

[3]) Der Schulmeister verfaßte über die Begebenheiten jener Nacht eine Beschreibung, welche auf seine Nachkommen übergegangen ist, und obiger Darstellung mit zum Grunde liegt.

Tapferkeit des schwedischen Heeres. Nächst dem Herzog von Friedland zeichnete sich vornehmlich General Piccolomini durch glänzende Tapferkeit aus: so anhaltend war derselbe dem Feuer der Schweden ausgesetzt, daß ihm fünf Pferde unter dem Leibe erschossen wurden. Trotz der Tapferkeit der Heerführer, namentlich auch Pappenheims, war die Niederlage der Friedländischen entschieden. So offen dieß aber auch vorlag, wollte es Albrecht von Wallenstein gleichwohl nicht zugestehen, sondern schrieb sich den Sieg zu. Ein bedeutender Widerspruch mit seiner Berühmung war das strenge Gericht, welches er später über die feigen Offiziere und Soldaten seines Heeres ergehen ließ. Nachdem er eine allgemeine Untersuchung wider die Ausreisser eingeleitet hatte, wurden viele in Prag hingerichtet. So wurden am 4. Hornung 1633 durch den Scharfrichter enthauptet: die Obristlieutenants von Hagen und von Hofkirchen, die Hauptleute Burg und Kleeblatt, der Kapitain-Lieutenant Graf von Gandendorn, der Rittmeister von Warnstein, die Lieutenants Waldenburg und Tortel, sowie der Kornet Kaschering. Mehrere Gemeine erlitten die Strafe des Stranges, und von vielen entwichenen Offizieren wurden die Namen an den Galgen geschlagen. Ein weiterer Widerspruch mit der Berühmung des Friedländers war die seltsame Thatsache, daß die Reiterei des wallensteinischen rechten Flügels, welche schaarenweise durchging, sogar die eigene Bagage ihres Feldherrn ausplünderte.

Albrecht von Wallenstein nahm seinen Rückzug nach Leipzig, wo er in der Nacht vom 16. auf den 17. November ankam.

Herzog Bernhard von Weimar folgte dem Friedländer nicht nach Leipzig, sondern führte sein siegreiches Heer nach Weissenfels. Dort ließ er die Leiche Gustav Adolphs vor die gesammte Armee bringen, und hielt im Angesicht derselben eine ergreifende Rede, worin er die Krieger zur Fortsetzung ihrer Tapferkeit und zur Ausdauer in dem Kampfe ermahnte. „Vollführet“, rief er aus, „die Pläne eures Königs, verfolget unwandelbar die Bahn desselben und zeiget der Welt, daß ihr im Leben den großen Geschiedenen zum Unüberwindlichen erhoben, und nach dem Tode noch seinen Namen zum Schrecken der Feinde gemacht habt!“ Das gesammte Heer schwur, dem Herzog zu folgen bis an das Ende der Welt[4]).

Albrecht von Wallenstein verweilte nur kurze Zeit in Leipzig, dann brach er schnell auf, und eilte über Chemnitz nach Böhmen, um hier die Winterquartiere zu beziehen. Schon am 20. November 1632 überschritt er die böhmische Grenze, und hatte also die Trümmer seines Heeres gerettet.

Fünf und vierzigstes Hauptstück.

Uebersichtliche Würdigung Gustav Adolphs. Folgen der Schlacht bei Lützen.

Große Männer gehen wie die Herolde der Weltordnung durch das bewegte Leben der Völker, und der Gedanke, wie der Wille dieser leitenden Ordnung der Dinge ist in ihnen gleichsam lebendig geworden.

[4]) Nach dem Berichte des Herzogs Bernhard von Weimar.

Mit geringen Hülfsmitteln beginnen ſie gemeiniglich die Erfüllung ihres Berufes, und ſiegreich brechen ſie ſich Bahn, ſollten die entgegenſtehenden Hinderniſſe auch unüberwindlich zu ſein ſcheinen. Aus der Dunkelheit treten ſie meiſtens plötzlich auf den Schauplatz der Thaten hervor, und nimmer iſt Raſt, als bis die ſonſt gleichgültige Menge mit ſtaunender Ehrfurcht gegen ſie erfüllt iſt. Für alle ihre Zwecke hat die Weltordnung ihre Sendboten: im ſechzehnten Jahrhundert erſchien Dr. **Martin Luther**, um durch die Gemüthserſchütterung der gebildeten Völker dem Sittenverfall zu ſteuern, und durch die Freiheit der Gedanken höhere Kulturzuſtände einzuleiten: im 17. Jahrhundert trat dagegen der Held hervor, welcher den aufgeführten Grundbau der neuen Schöpfung gegen die neu anſtürmenden Feinde vertheidigen ſollte. Dort hatte das Wort die Welt erſchüttert, hier ſollte der Degen dem Worte Nachdruck geben. In **Guſtav Adolph** war der Geiſt der Reformation zum zweiten Mal lebendig geworden, nur mit Abweichungen, wie ſie nach den veränderten Zeitumſtänden nothwendig geworden waren. Seine Aufgabe war eben ſo wichtig, als ſchwierig; doch je mehr beides der Fall iſt, deſto glänzender wird gemeinhin die geiſtige Ausſtattung der Männer, welche zur Löſung ſolcher Aufgaben berufen ſind. Dieſe Wahrheit findet in der Weltgeſchichte vielfältige Beſtätigung: eine neue gab die Perſönlichkeit des großen Schweden [1]).

Schon in der Leibesgeſtalt drückte Guſtav Adolph den höchſten Adel des Menſchengeſchlechts aus. Dem reinen, unvermiſchten Urſtamme der Germanen entſproſſen, hob ſich ſeine Geſtalt, ungeachtet einer Neigung zur Wohlbeleibtheit, ſchlank, und edel empor. Dem blendenden Weiß ſeiner Geſichtsfarbe, das durch eingemiſchtes Roth noch mehr verſchönert wurde, entſprach das reiche, gelbe Haar des germaniſchen Stammes, und das große Auge, welches zwar nicht fernſehend, doch feurig und ausdrucksvoll war. Das goldgelbe Haar insbeſondre wallte ſo üppig auf die Schultern des Königs herab, und zeichnete ihn in dem Maaße aus, daß ihn die Italiener den **Goldkönig** nannten (Re d'oro), wie ſie einſt Friedrich dem Erſten von Hohenſtaufen den Beinamen Roſabart ertheilt hatten. Auf dem Antlitze Guſtav Adolphs ruhte eine Majeſtät, welche alsbald Ehrerbietung einflößte. Ernſt und Würde war der Haupt-Charakter ſeiner ſchönen Züge, aber bei ihrer Belebung brach auch ein hinreiſſender Ausdruck der Milde hindurch. Endlich gab ihm die gebogene und edel geformte Adlernaſe im Vereine mit den übrigen Eigenthümlichkeiten der Geſichtsbildung ſchon äuſſerlich das Anſehen des Helden.

Die geiſtigen Eigenſchaften entſprachen vollkommen der leiblichen Ausſtattung. Guſtav Adolph, mit klarem Verſtande und durchdringendem Scharfſinn begabt, zeichnete ſich vor allem durch vollendete Reife des Urtheils aus. Deßhalb entwickelte er in den Geſchäften nicht nur tiefe Einſichten, ſondern auch einen umfaſſenden Ueberblick. Mit den großen Verſtandesgaben vereinigte ſich Feſtigkeit des Willens und Unbeugſamkeit des Characters. Ernſt und Ruhe betrieben darum die mit Umſicht eingeleiteten Geſchäfte, Stetigkeit und Ausdauer ſicherten ihnen die Durchführung. Um den König von den Grenzen des Talentes zur Genialität emporzuheben, war ſein hoher Geiſt mit einer reichen Phantaſie geſchmückt, die durch Scharfſinn und geſundes Urtheil geleitet, ihm auch die unendliche Gabe der Beredſamkeit verlieh. Durch

---

[1]) Die nun folgende Beſchreibung der Perſönlichkeit Guſtav Adolphs iſt ſtreng geſchichtlich, und beruht vornehmlich auf dem übereinſtimmenden Zeugniß zweier hochſtehenden Zeitgenoſſen: des Grafen Gualda aus Venedig, und des kaiſerlichen Officiers Burgus. Beide waren von den Eigenſchaften des Königs ſehr genau unterrichtet, und ihre Ausſage hat natürlich um ſo größere Beweiskraft, als beide Männer entſchieden den Ruf der Unparteilichkeit beſaßen, Burgus ſogar gegen Guſtav Adolph kämpfte, und Graf Gualda der entgegengeſezten Glaubens-Partei, den Katholiken angehörte.

Hülfe der Wissenschaft geübt und zur vollendeten Ausbildung geführt, strebten seine geistigen Fähigkeiten endlich zum höchsten Ebenmaaß der Seelenkräfte, zur wirklichen Weisheit an. Große Erfahrungen im Leben, Selbstbeherrschung, Wohlwollen und Milde vollendeten das Werk, und errangen dem Könige die erhabene Eigenschaft eines weisen Mannes. Sitten-Reinheit ist von der wahren Größe stets unzertrennlich: Gustav Adolph sollte deßhalb auch hierin seinen Zeitgenossen zum Vorbild dienen und daher rührte der Ernst, mit welchem er auf strenge Mannszucht seiner Krieger hielt. Ein vorzüglich überwiegender Character-Zug des Königs war sein persönlicher Muth. Dieser war so überaus feurig und stürmisch, so übersprudelnd und unerschütterlich, daß er in seinen Freunden und treuen Anhängern nur stets die Besorgniß des Uebermaaßes erregte [2]). Ausgerüstet mit solchen Eigenschaften, offenbarte Gustav Adolph bei allen Geschäften und Unternehmungen Verstand und scharfes, klares Urtheil, in den Gefahren Unerschrockenheit und Kühnheit, bei Hindernissen Festigkeit und Ausdauer, in schwierigen Lebenslagen Weisheit, in Bedrängnissen hohen Muth und Wachsamkeit. Durch seine milde Gemüthlichkeit leutselig, behandelte er Hohe wie Niedere mit Freundlichkeit. Als reicher Genius ein Feind nutzloſen Gepränges und einer steifen Etikette, welche nur zu oft die geistige Armuth verdecken sollen, war er im Umfang einfach, und durch humoristische Fülle, auch heiter und scherzend. Diejenigen, welche ihn mit übermäßigen Complimenten begrüßten, verwies er an die Gesellschafts-Damen der Königin, um dort ihre Talente zu üben: „seine Aufgabe sei, Heere zu führen, und die Staaten neu zu ordnen, nicht aber tanzen zu lehren“. Gustav Adolph war in Folge seiner Herzensgüte und Characterstärke ein gerechter Mann: durch seine geniale Geistesrichtung wurde er aber auch duldsam; denn nur die Beschränktheit wird in Glaubenssachen verfolgungssüchtig. Fortgebildet zu wirklicher Weisheit, erhob er die Duldung vollends zum Staatsprincip, und behandelte in den eroberten Länder die Katholiken, wie die Protestanten, beiden vollkommne Rechtsgleichheit gewährend. „Jeder ist rechtgläubig,“ sagte der große König, „welcher den Gesezen gemäß lebt: die Menschen vor der Hölle zu bewahren, ist Sache der Prediger, und nicht der Könige!“ In dieser Geistes-Richtung lag die höchste Auszeichnung, wie die größte Macht Gustav Adolphs: sie sezte ihm in den Stand, auch die Gemüther der Katholiken zu gewinnen, die Religion endlich von den Staatssachen zu trennen und ihr eine schönere Wirksamkeit zu verschaffen: unter den Deutschen die Ideen der Nationalität sowie der Freiheit anzuregen, dadurch die verschiedenen Glaubensgenossen zu versöhnen, und wieder zu einem starken Volk zu vereinigen. Daß Gustav Adolph auch die Ideen der Freiheit zu erwecken, und überhaupt im bemerkten Sinne zu handeln entschlossen war, bewies ein besonderer Vorfall sehr bestimmt.

Bei der Einnahme einer katholischen Stadt ertheilte die nächste Umgebung des Königs ihm den Rathschlag, die Bürger strenge zu behandeln, und insbesondere eine durchgreifende Veränderung in der Gesezgebung vorzunehmen.

„Das sei ferne von mir!“ erwiederte Gustav Adolph. „Ich bin gekommen, die Freiheit der Bürger ihrer Fesseln zu entledigen, nicht sie in Bande zu schlagen. Lasse man also auch die Bürger dieser Stadt leben, wie sie bisher gelebt haben!“

---

[2]) So äußerte sich unter Andern der Kanzler Oxenstierna in dem schon erwähnten Schreiben an den schwedischen Reichsrath, wodurch er den Tod Gustav Adolphs meldete, in folgender Weise: „Ich hatte das Unglück schon lange vorausgesehen, und den König oft gebeten, sich nicht zu sehr auszusezen. Allein Gott hatte diesem Fürsten einen Muth geschenkt, dessen er nicht Herr war und der ihn die größten Gefahren verachten hieß.“

Gewöhnliche Menſchen haben bei wichtigern Unternehmungen den Kopf ſtets voll von Hinderniſſen, und erklären wirklich großartige Entwürfe, ohne ſich eines Grundes bewußt zu ſein, ſchon von vorneherein für ſchlechthin unmöglich. Große Männer befolgen gerade die entgegengeſezten Grundſäze, und dieß bewährte ſich ebenfalls bei Guſtav Adolph. Ein guter Kenner der Geſchichte, war er insbeſondere auch in den Geiſt der alten Kriegskunſt eingedrungen, und mit Bewunderung von den Thaten der berühmteſten Feldherrn erfüllt. Da er genau wußte, wodurch ſie ihre großen Erfolge errungen hatten, und im Geiſte ſich ihnen verwandt fühlte, äußerte er oft ſeine Verwunderung, daß man jezt nicht ähnliche Unternehmungen ausführe. „Das iſt in den gegenwärtigen Verhältniſſen nicht mehr möglich," erwiederten ihm öfters ſogar Officiere von Ruf: „denn die Bewaffnung iſt weſentlich anders, und die vielen Feſtungen änderten die Kriegsführung vom Grunde aus!" Feurig antwortete der König: „Nein, nein, nicht dieß, ſondern der veränderte Geiſt der Menſchen verurſacht den Unterſchied. Treten der Muth eines Alexander, die erfinderiſche Seele und die Ausdauer eines Hannibal, das Genie und die Kühnheit eines Cäſar wieder auf, ſo werden wir auch ihre unermeßlichen Erfolge wieder zu bewundern haben!" In dieſem Urtheile zeigte ſich die volle Größe Guſtav Adolphs. Aber er wußte nicht nur ſo tief zu denken, ſondern auch nach den Ergebniſſen ſeiner genialen Urtheilskraft zu handeln. Mit ſicherem Blick änderte er die Heer-Einrichtung, wie ſie damals ſeit Jahrhunderten mechaniſch ſich fortgepflanzt hatte, vom Grunde aus, indem er über die Art der Waffen, der Aufſtellung der Maſſen, des Gebrauches der Kanonen und der Handhabung der Mannszucht ganz neue Grundſäze annahm und durchführte. Nachdem er ſchon durch dieſe gründliche Reform des Heerweſens angekündiget hatte, daß ein Feldherr erſchienen ſei, welcher ſich würdig an Hannibal und Cäſar anſchließe, bewies er die Richtigkeit ſeines oben angeführten Urtheils auch durch den Gebrauch, welchen er von ſeinem umgewandelten Heere machte. Guſtav Adolph hatte Recht, ſowie der Geiſt der alten Feldherren vorhanden war, ließen auch ihre Thaten nicht länger auf ſich warten: die Zeitgenoſſen des Königs und die Nachwelt hatten ſohin ähnliche Erfolge zu bewundern, wie jene Hannibals oder Cäſars.

Welche Bedeutung unter ſolchen Umſtänden die gemeldeten Staats-Entwürfe Guſtav Adolphs hatten, ergiebt ſich jedem denkenden Geiſte von ſelbſt. Hätte der König, wie Ferdinand II., der einen Hälfte der Deutſchen wider Willen einen Glauben aufdringen, ſohin nur die religiöſe Propaganda vertreten wollen, ſo würde ſein Unternehmen eben ſo unheilvoll, als unmöglich geweſen ſein. Nur durch den Zwang war das Elend des Religions-Krieges geſtiftet worden: jede Erneuerung des Zwanges würde nur die Erbitterung vermehrt, die Kluft der Nation erweitert haben. Luther drang darum ſo weiſe auf Duldung, als dem einzigen Mittel zur Beruhigung Deutſchlands, und der Gang der Geſchichte hat ſein Urtheil gerechtfertiget. Auch Guſtav Adolph würde als ein gewaltthätiger Bekehrer der Katholiken, ſelbſt mit allen ſeinen Gaben als Staatsmann und Feldherr, nichts ausgerichtet, vielmehr ſeine Kräfte nuzlos aufgerieben haben. Unter dieſer Vorausſezung waren alſo auch ſeine Entwürfe auf Erwerbung der Kaiſerwürde kaum der Beachtung werth. Jezt aber, wo er nur der Politik Luthers durch die That Nachdruck geben, das Princip der Duldung mit Hülfe der Staatsmacht durchführen wollte, wurden ſeine Staatspläne ernſt und wichtig. Abſolute Hinderniſſe ſtanden ihnen nun nicht mehr im Wege, und die relativen vermochte die geiſtige Ueberlegenheit des ſchwediſchen Monarchen füglich zu überwinden. Die deutſchen Fürſten wachten zwar ſo eiferſüchtig über ihre Macht, daß die proteſtantiſchen deßhalb öfters die Sache ihrer Glaubenspartei auf das Spiel ſezten; allein es gab damals unter ihnen keine überwiegende Perſön-

lichkeit, und die gesammte deutsche Geschichte hat erwiesen, daß in solchen Verhältnissen einem ungewöhnlichen Manne nicht nur die Erklimmung des Kaiserthrones, sondern selbst die Kräftigung der Reichsgewalt möglich sei. Nur deßhalb verfiel Deutschland, weil nach seiner Verfassung die Macht der Nation von der Persönlichkeit ihres Kaisers abhing, und große Männer seit langem auf dem Throne nicht mehr erscheinen wollten. Gustav Adolph hatte nun volle Ansprüche auf einen solchen Namen, sowie überhaupt alle Eigenschaften, die oberste Reichsgewalt Deutschlands zu erringen und sowohl mit Würde, als mit Kraft zu handhaben; der Weg, den er dazu einschlug, war verständig, sogar weise: noch nicht volle 38 Jahre zählte er, als er auf dem Bette der Ehre starb, in der vollsten Manneskraft rang er also nach dem hohen Ziele! [3]). Würde es ihm entgangen sein?

Wir zweifeln, wenn ihm längeres Leben gegönnet worden wäre!

Wäre es ein Unglück für Deutschland gewesen, wenn die Entwürfe des großen Mannes gelungen wären?

Wir zweifeln noch mehr! Deutschland und die stammverwandten Schweden zu vereinigen, war kein Eingriff in die Rechte oder Gesetze der Natur, unermeßlich dagegen der Vortheil der wiedergestärkten Reichseinheit, worauf Gustav Adolph bei seiner Persönlichkeit mit allem Nachdruck bestanden haben würde.

Doch eine höhere, unabänderliche Nothwendigkeit leitet die Entwicklung der Völker: mit Strenge orderte jene Ordnung der Dinge, daß zunächst nur die religiösen Ideen, insbesondere die Gedanken-Freiheit durchgeführt werden, alle politischen Entwürfe dagegen in den Hintergrund treten sollten. Darum scheiterten die leztern im Reformations-Zeitalter stets, so geschickt sie auch eingeleitet und verfolgt wurden, so fähig immerhin ihre Beförderer waren, und so sehr sie selbst das Ansehen gewannen, ein wirkliches, dringendes Bedürfniß der Zeit darzustellen.

Andrerseits schien nach höheren Gesetzen der Beschluß unabänderlich festzustehen, daß von beiden Religions-Bekenntnissen keines ein entschiedenes Uebergewicht über das andere erlangen, keines das andere ganz verdrängen sollte. Gleichsam als wären zum innern Reichthum des deutschen Lebens, zur Mannichfaltigkeit der Thätigkeiten und zur Herstellung größerer geistiger Regsamkeit auch in der Religion zwei Gegensätze nothwendig, welche durch ihre Wechselwirkung vor Stillstand oder Rückgängen bewahren, und zur Wachsamkeit, wie zu weitern Fortschritten Veranlassung geben, schien die Bestimmung der evangelischen Lehre nur daran zu liegen, durch ihr Princip unbeschränkter Forschung und der Geistesfreiheit überhaupt auch den Wetteifer der katholischen Geistlichkeit in den Studien, und durch ihren Drang nach Verbesserung der Sitten, dieselbe Richtung in der alten Kirche hervorzurufen. Dann war aber von der leztern das Wesen der Reformation angenommen, und nur der Name abgelehnt: dann mochte die größere Feierlichkeit des katholischen Gottesdienstes den südlichen, die Einfachheit des evangelischen hingegen den nördlichen Deutschen mehr zusagen, beide Confessionen also, im Interesse des religiösen Fortschrittes, versöhnet, friedlich und einig neben einander wohnen.

So oft daher auch die eine oder die andere Religions-Partei der entgegengesetzten gänzlich unterliegen wollte, wandte sich plözlich das Rad, und erhob sich der bedrängte Theil wieder siegreich. Nach den

---

[3]) Es ist merkwürdig, daß Gustav Adolph in dem Antrag an den polnischen Reichstag (man sehe oben Seite 296 in der Note 1) die Theilung Polens zu verhindern versprach. Schmidt hebt diesen Umstand in seiner Geschichte der Deutschen sehr gut mit der Bemerkung heraus: „also eine Theilung Polens schon vor 1632 beschlossen!“ Wir haben diese Andeutung Schmidts sowie einige andere treffende Erläuterungen deeselben in dem Aktenstück der Note 1 Seite 296 in Parentheſen deßhalb mitgetheilt.

Triumpfen Karls V. über den Schmalkalder Bund ſtand die evangeliſche Lehre am äußerſten Abgrund, und unerwartet wurde ſie durch Moritz von Sachſen plözlich gerettet. Umgekehrt verbreitete ſich nach der Niederlage Karls V. der neue Glaube ſo unaufhaltſam über Böhmen, Oeſtreich und überhaupt ganz Deutſchland, daß nur das kleine Baiern noch ausgenommen blieb, und ſelbſt hier das Lutherthum theilweiſe ſchon Platz greifen wollte, als die Wirkſamkeit Ferdinands II. anhob, und die alte Kirche nicht nur in Oeſtreich wieder hergeſtellt ward, ſondern in Verbindung mit der Thätigkeit der catholiſchen Liga auch im übrigen Deutſchland ſiegreich über die neue Lehre ſich zu erheben ſchien. Durch die glänzenden Triumphe der Liga auf dem Schlachtfeld geriethen die Proteſtanten endlich in eine ſolche Gefahr, daß es das Anſehen gewann, es ſei um ihr Daſein unrettbar geſchehen. Da trat Guſtav Adolph auf, um das Gleichgewicht zwiſchen beiden Theilen bleibend herzuſtellen.

Den wichtigſten Theil ſeiner Sendung erreichte der König ſchon im Jahre 1631, weil durch die Siege über Tilly, und die darauf folgende Entwaffnung der catholiſchen Liga die Haupt-Gefahr für den Proteſtantismus abgewendet war. Jezt mußte nur noch das neugebildete Heer des Herzogs von Friedland entſchieden geſchlagen werden, damit nicht nur die materielle Macht Ferdinands II. geſchwächt, ſondern auch der Ruf des Feldherrn untergraben wurde, deſſen Name allein noch Heere für den Kaiſer aus dem Nichts zu ſchaffen wußte. Die moraliſche Vernichtung Wallenſteins, d. i. die Zerſtörung des Glaubens an ſeine überlegene Feldherrn-Gaben und die Unwiderſtehlichkeit ſeiner Waffen, war für die catholiſche Partei ein unerſezlicher Verluſt. Beide Zwecke wurden nun durch die Schlacht bei Lützen erreicht; das Heer des Kaiſers zog nur noch in Trümmern von dannen, ſein Feldherr war betäubt und entmuthigt. Das waren alſo die unermeßlichen Thaten, welche man von der Rückkehr Wallenſteins zu dem kaiſerlichen Heere erwartet hatte? So erfüllten ſich die ſanguiniſchen Hoffnungen, welche die friedländiſchen Officiere ſo zuverſichtlich gehegt hatten? Ferdinand II. empfing dadurch einen ungeheuern Schlag, und dieſer wirkte um ſo entſchiedener, als die catholiſche Partei durch den Tod des raſtloſen Pappenheims zugleich ihren thätigſten und kraftvollſten Schüzer, ſo zu ſagen ihre innerſte Seele verloren hatte. Guſtav Adolph war freilich auch todt; allein nach den moraliſchen Eindrücken der Schlacht von Lützen, in Verbindung mit ihren materiellen Erfolgen, mußten ſeine Erſazmänner Axel Oxenſtierna und Bernhard von Weimar recht füglich im Stande ſein, ein neues Uebergewicht der Katholiken über die Proteſtanten für immer unmöglich zu machen.

Umgekehrt ſollte aber auch den Evangeliſchen keine Hoffnung mehr bleiben, ihren Gegenſaz gänzlich zu verdrängen. Guſtav Adolph war ihr Mittelpunkt, die überlegene geiſtige Kraft, welche auch die widerſtrebenden Elemente zu zügeln verſtand. Mochten es die proteſtantiſchen Fürſten nun zugeſtehen oder nicht: der König war thatſächlich bereits ihr Oberhaupt, und wenn ſie auch ſeine Pläne durch Unthätigkeit noch durchkreuzten, ſo war er auf dem Marſche nach Lützen oder dem Gange zu Ruhm und Sieg, zugleich auch auf dem Weg, ihre Widerſpenſtigkeit mit Kraft zu beugen. Durch den Tod des Königs verloren die Proteſtanten aber ihre größte Macht, die einheitliche Leitung, und ſo waren ſie wohl noch im Stande, den Katholiken bleibend das Gleichgewicht zu halten, nicht aber befähigt, die alte Kirche gänzlich zu ſtürzen.

Die Bedeutung der denkwürdigen Schlacht bei Lützen beſtand alſo darin: durch eine entſcheidende Entkräftung der Liga und des Kaiſers ein zerſtörendes Uebergewicht des Katholicismus über den Proteſtantismus für immer unmöglich zu machen, umgekehrt aber durch den Tod Guſtav Adolphs nicht nur

eine gänzliche Verdrängung der alten Kirche zu verhindern, sondern zugleich auch alle politischen Bestrebungen Deutschlands zu zerstören.

Hätten sich die Menschen jener Zeit in den Gang der Begebenheiten, und so zu sagen in den Geist ihrer Geschichte hinein denken können, so mußten sie zu der Ueberzeugung gelangen, daß der unglückliche, religiöse Bürgerkrieg der Deutschen niemals durch einen vollständigen Sieg der einen oder der andern Partei, sondern nur durch einen Vergleich beendiget werden könne. Beide Confessionen hätten lernen sollen, daß sie nun einmal neben einander zu leben bestimmt seien, daher es über sich vermögen müssen, einander gegenseitig zu ertragen, einander wechselseitig den Glauben zu lassen, den ein Jeder für besser hielt. Duldung, Duldung empfahl der Geist der Geschichte den Deutschen für immer als den einzigen Weg zur Fortdauer eines brüderlichen Zusammenlebens, zur Rettung eines einheitlichen deutschen Volkes. Dann war aber auch die Nothwendigkeit gegeben, den endlichen Religionsfrieden unmittelbar nach der Schlacht bei Lützen zu unterhandeln und in unwiderruflicher Art sofort wirklich abzuschließen: denn der Krieg selbst war durch jene Schlacht unabänderlich entschieden. Alle weitern Waffen-Unternehmungen mußten nur das Elend der Nation verlängern oder vergrößern, ohne an dem Ausgange des Krieges etwas ändern zu können. Die eiserne Nothwendigkeit hatte ihren Willen zu entscheidend verkündet: alle Versuche, dem Kriege einen andern Gang aufzudringen, waren ohnmächtig und vergeblich. Selten erkennen aber die Menschen die Gesetze der Weltordnung, oder was das gleiche sagt, den Geist der Geschichte; über ein Jahrzehend sollte sich daher der unglückliche Religions-Kampf in unnützen Hin- und Herzügen, in vergeblichen doch schrecklichen Krämpfen noch fortschleppen.

Sechs und vierzigstes Hauptstück.

Veränderte Stellung der Parteien. Entwürfe Frankreichs und Schwedens. Diplomatische Thätigkeit.

(Das Jahr 1633.)

Als Gustav Adolph den deutschen Boden betrat, lag ein bestimmter Staatsplan in seiner Seele, und mit strenger Folgerichtigkeit verfolgte er denselben von Schritt zu Schritt. Entschlossen, das Reichsoberhaupt unsers Volkes zu werden, wollte er schon jezt alle Pflichten eines solchen auf sich nehmen, und die National-Interessen Deutschlands kraftvoll schüzen. Man erkennt die gediegenere Vaterlandsliebe, das edlere Selbstgefühl und den Stolz des höhern Mannes an dem Widerwillen gegen die Eingriffe in die Nationalität, an der unüberwindlichen Abneigung insbesondere gegen Gebiets-Abtrennungen, sollten diese auch unter dem Deckmantel der Beförderung höherer Zwecke, im Interesse der religiösen oder politischen Freiheit, verlangt oder bewilligt werden. Frankreich war von dem sehnsüchtigen Wunsche erfüllt, den großen Bürgerkrieg der Deutschen zur Erwerbung aller oder der mei-

sten deutschen Länder auf dem linken Rheinufer zu benützen, und hatte diese Absicht keineswegs genügsam zu verschleiern gewußt. Gustav Adolph kannte den Entwurf; aber er wollte das Reich, dem er als Kaiser vorzustehen beschlossen hatte, erhöhen und nicht erniedrigen, stärken und nicht schwächen: er würde daher keinen Fuß breit deutschen Boden abgetreten haben, und wenn er sich auch damit die Kaiserkrone selbst hätte erkaufen können. Um solchen Preis wollte er sie nicht: denn er verschmähte es, ein befleckes Diadem zu tragen. Der König dachte nicht bloß so, sondern gab seine Gesinnungen durch eine Reihe energischer Erklärungen und Handlungen auch sehr bestimmt zu erkennen. Unter diesen Umständen konnte der französische Hof seine Pläne durch ein Bündniß mit Gustav Adolph nicht vollkommen erreichen; wesentlich anders schien sich die Sache dagegen durch den Tod des Königs zu gestalten: denn jezt war die Leitung der schwedischen Politik in die Hände des Kanzlers Oxenstierna übergegangen und Er hatte wesentlich verschiedene Ansichten, als sein dahingegangener König.

Axel Oxenstierna war, bei aller Fähigkeit zu den Staatsgeschäften, doch lange nicht ein so umfassender, kühner und genialer Geist, wie Gustav Adolph. Viele Entwürfe des leztern schienen ihm deßhalb zu gewagt, zu ausschweifend, oder, wie man sich in den mittleren Regionen auszudrücken pflegt, wohl gar unbesonnen zu sein. Insbesondere suchte er seinem Gebieter in Beziehung auf eine politische Reformation Deutschlands, welche sehr klar aufgefaßt und eben so bestimmt beschlossen war, größere Rücksichten auf das historische Recht, auf das wirklich Bestehende einzuflößen, oder noch lieber ihn ganz davon abzubringen. Bei einer solchen Geistesrichtung mußte der Kanzler, als selbstständiger Lenker der schwedischen Politik, an sich schon von andern Gesichtspunkten ausgehen; nun beruhte aber die Staats-Absicht Gustav Adolphs noch überdieß auf der bloßen Persönlichkeit des Letztern und vermochte nach seinem Tode nicht mehr ausgeführt zu werden. Die einzige Tochter des Königs konnte nicht deutscher Kaiser werden: die Umstände waren sohin gänzlich verändert, und mußten auch einen gleichen Wechsel des Staatsverfahrens zur Folge haben. Anstatt das Reich selbst zu erobern, wollte Oxenstierna Schweden in den Reichsverband aufnehmen lassen, und dem Heimatland, für seine Aufopferungen im Kriege nur eine angemessene Entschädigung auswirken. Leztere Absicht lief aber auf eine Versezung deutscher Gebietstheile unter schwedische Landeshoheit oder eine Verstümmlung Deutschlands hinaus. Während Gustav Adolph nicht nur die Integrität des Reichs behaupten, sondern auch die Grenzen desselben erweitern wollte, hatte sein Tod gerade umgekehrt die Folge, daß außer Frankreich nun auch Schweden auf die Verstümmlung Deutschlands ausging. Dadurch wurde zugleich ein gemeinsames Zusammenwirken beider Mächte möglich gemacht: denn Frankreich suchte seine Vergrößerung am Rhein, und Schweden an der Ostsee, der Elbe oder der Oder: kein Bewerber stand also dem andern im Wege und einer konnte vielmehr dem andern zu der gewünschten Vergrößerung unter der Bedingung der gleichen Gefälligkeit behülflich sein. Die Lage Deutschlands hatte sich daher durch den Tod Gustav Adolphs bedeutend verschlimmert, und der französische Minister Richelieu, welcher dieß sogleich einsah, wußte die Veränderung sehr eifrig zu Gunsten Frankreichs zu benüzen.

In einem zu Rochefort abgehaltenen Staatsrathe wurde nämlich die Politik festgestellt, welche fortan Frankreich verfolgen solle. Dieselbe bestand darin: 1) das Bündniß zwischen Frankreich und Schweden unter der Bedingung inniger zu schließen, daß die leztere Macht dem französischen Kabinet die Besiznahme des gesammten linken Rhein-Ufers gestatte, und 2) bis zur Vollziehung solcher Be-

nahme die Verſöhnung des Kaiſers mit den Proteſtanten, ſowie alle Friedens-Verſuche überhaupt zu hintertreiben, und die Kriegswirren von Neuem anzufachen. Als Mittel zur Durchführung einer ſolchen Politik ſuchte man zunächſt in dem Kanzler Oxenſtierna ehrſüchtige Pläne zu erwecken, und verſprach ihm ſogar, eine Verbindung ſeines Sohnes mit der Königin Chriſtine, Guſtav Adolphs einziger Tochter, zu befördern. Um gleichzeitig die deutſchen Fürſten zu berücken, ſollten geheime Verträge mit Sachſen und Brandenburg abgeſchloſſen, durch das Vertrauen beider Kurhäuſer auf franzöſiſche Hülfe deren Anſprüche geſteigert, und ein Vergleich mit dem Kaiſer erſchwert werden. Zur ſchleunigen Ausführung aller dieſer Pläne wurde beſchloſſen, augenblicklich einen beſondern Botſchafter nach Deutſchland abzuordnen, welcher die Unterhandlungen mit Oxenſtierna und den beiden Kurfürſten einleite, und ſonſt auch durch wohlangelegte Intriguen die deutſchen Verhältniſſe gründlich verwirre. Die Wahl Richelieu's fiel dabei auf Manaſſas de Pas, Marquis von Feuquières.

Kaiſer Ferdinand II. hatte nach den empfangenen Berichten über die Schlacht von Lützen eine rühmliche Mäßigung an den Tag gelegt. Obwohl ihm die Sache in einem ſolchen Lichte dargeſtellt worden war, als habe ſein Heer den Sieg davongetragen, und er dieß anfangs auch feſt glaubte, nahm er dennoch verſöhnliche Geſinnungen an, und ſehnte ſich nach Frieden. Bald erfuhr er aber, daß er getäuſcht worden, und Wallenſtein eine entſchiedene Niederlage erlitten habe. Da ihm die Folgen derſelben nicht entgingen, und ihm vornehmlich die Schwierigkeiten klar vorſchwebten, welchen die Verſtärkung ſeines Heeres unterliegen würde, ſo ward ſeine verſöhnliche Stimmung bedeutend erhöht.

Was die übrigen Betheiligten betraf, ſo hatte zuvörderſt der Kurfürſt von Sachſen den Krieg ohnehin nur mit halber Seele geführt, und würde den Frieden bei leidigen Bedingungen ſchon aus dem Grunde angenommen haben, weil er des ſchwediſchen Einfluſſes in Deutſchland müde war. Auch Chur-Brandenburg hatte bei dem Kriege keinen allzugroßen Eifer gezeigt, und konnte keine Gründe haben, denſelben fortgeſezt zu ſehen; das Intereſſe der deutſchen Nation ſelbſt forderte hingegen das ſchleunige Ende deſſelben auf das dringendſte, und ſo war denn der endlichen Herbeiführung des Friedens von Seite der Haupt-Betheiligten kein abſolutes Hinderniß in den Weg geſtellt. Unter ſolchen Umſtänden war es nun, daß die Krone Dänemark zur Einleitung von Friedens-Unterhandlungen ihre Vermittlung anbot. Bereitwillig ging der Kaiſer auf den Vorſchlag ein, im verſöhnlichen Sinne äußerten ſich auch die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg; allein Feuquières ſchürte, und von Seite der Schweden wünſchten Hohe und Niedere die Fortſezung des Krieges.

Schweden war ein armes Land, ſo daß ſowohl der Adel deſſelben, als auch die Krone im Verhältniß zu Deutſchland nur über dürftige Mittel zu verfügen hatten. Der deutſche Reichthum reizte daher die Geldbegierde des Heeres Guſtav Adolphs und noch bei Lebzeiten des Königs wurden beträchtliche Koſtbarkeiten, als Beute, nach der Heimath geſendet. Allmälich baute der ſchwediſche Adel auf den deutſchen Krieg die Hoffnung, auch Güter, Majorate oder große Lehen zu erwerben, und ſo in Reichthum, Macht und Anſehen zu ſteigen. Da ein plözlicher Friedensſchluß alle dieſe Pläne zerſtört hätte, ſo verlangten alle einflußreichen Schweden ſehr eifrig die Fortſetzung des Krieges. Der Reichsrath ſelbſt war von gleichen Wünſchen erfüllt, um die Entſchädigung für Schweden ſo hoch, wie möglich hinaufzuſpannen. Zudem lieferten ihm die franzöſiſchen Hülfsgelden und die deutſchen Contributionen das nöthige Geld, unſer Volk dagegen die Streiter, da neun Zehntheile der Soldaten im ſchwediſchen Heere Deutſche waren: es ſchien alſo leicht, auf fremde Koſten die Jagd nach Beute fortzuſetzen. Nicht nur Frankreich, ſondern auch

Schweden widersetzte sich daher den Friedensunterhandlungen, und es hob zur Vereitlung derselben ein merkwürdiges Spiel böser Ränke an.

Axel Oxenstierna, gleichfalls für Fortsetzung des Kriegs gestimmt, begab sich nach dem Tode Gustav Adolphs alsbald von Franken nach Sachsen, um zunächst den Churfürsten daselbst im Sinne seiner Pläne zu bearbeiten. Johann Georg war nach seiner gesammten Stellung das natürliche Oberhaupt der evangelischen Partei, und wenn er auch bei dem überlegenen Geiste Gustav Adolphs nur untergeordneten Einfluß ausüben konnte, so hätte er doch nach dem Tode des Königs mit größerer Würde und Thatkraft die Sache seiner Partei führen sollen. Oxenstierna, in der nicht unbegründeten Besorgniß, daß man dem Churfürsten vielseitig diesen Rath ertheilen und ihn zur Entwicklung von Energie ermuntern würde, suchte daher Johann Georg enger an Schweden zu ziehen. Als er zu dem Ende im December 1632 zu Dresden erschien, bot er alle Kräfte auf, um ein neues Bündniß aller deutschen Reichsstände mit Schweden, unter überwiegendem Einfluß des Kanzlers, zu Stande zu bringen. Mit Verdruß gewahrte er aber, daß Johann Georg der Schweden ledig zu sein wünschte, und gerade umgekehrt einen Bund zu bilden suche, an dessen Spitze Churſachsen stehe. Nun empfahl der Kanzler wenigstens eine sehr innige Beziehung eines solchen Vereines zu Schweden, und da Johann Georg fortwährend zurückhaltend blieb, kam vollends der Antrag zum Vorschein, die Schweden wenigstens zu entschädigen, wenn man deren weiterer Hülfe nicht mehr bedürftig sei. Jezt schon zeigte sich also, daß der Krieg bei seiner Fortsetzung einen wesentlich anderen Charakter annehmen, und nicht mehr den Schutz des Protestantismus, sondern ausschließend die Befriedigung fremder Habsucht zum Zwecke haben werde.

Der Churfürst von Sachsen, damals wirklich von guten Gesinnungen erfüllt, erwies sich auch gegen den lezten Antrag Oxenstierna's kaltsinnig, und entließ den Kanzler mit der ausweichenden Erklärung, daß er sich vor allem mit Chur-Brandenburg benehmen müsse. Unmuthig ging der Kanzler deßhalb von Dresden nach Berlin, um hier sein Glück zu versuchen. Am brandenburgischen Hofe dachte man zu jener Zeit auch mehr an das Privatinteresse, als die Wohlfahrt Deutschlands: man trug sich insbesondere mit dem Plane einer Vermählung des Erbprinzen mit der Königin Christine von Schweden; Oxenstierna hoffte daher, dort dem Dresdner Hofe mit Erfolg entgegenwirken zu können. Wenn aber der Churfürst Georg Wilhelm von Brandenburg zur Unterstützung der schwedischen Entwürfe auch geneigt gewesen wäre, so vermochte er bei seiner Aengstlichkeit doch keinen festen Entschluß zu fassen, und noch weniger, mit Energie zu handeln. Der Kanzler verzweifelte daher an einem günstigen Erfolge seiner Unterhandlungen im nördlichen Deutschland, und beschloß, nach dem Beispiel seines Königs, den schwedischen Einfluß auf Süddeutschland zu gründen.

Gustav Adolph hatte schon eine Versammlung deutscher Reichsstände in Ulm beabsichtiget, um die evangelische Partei besser zu organisiren. Denselben Plan nahm nun sein Kanzler wieder auf, und verlegte nur die Versammlung der Kriegsgefahren wegen nach Heilbronn. Auf seine dringende Einladung erschienen hier im März 1633 wirklich viele Stände, namentlich die Gesandten der Fürstenhäuser Chur-Pfalz, Würtemberg, Baden-Durlach, sowie der fränkisch-brandenburgischen Markgrafen, es erschienen ferner die Abgeordneten der Ritterschaft der vier oberen Kreise, und der Reichsstädte Augsburg, Frankfurt, Nördlingen, Nürnberg, Straßburg, Ulm und Worms. Ausserdem hatten sich einige kleinere Fürsten und reichsunmittelbare Grafen in Person eingefunden. Axel Oxenstierna eröffnete die Sitzungen mit einer Rede, worin er vorschlug, zwischen den erschienenen deutschen Ständen und der Krone Schweden

ein inniges Bündniß abzuschließen. Der Zweck desselben sollte freilich sein: der Schutz der evangelischen Stände und der Reichsverfassung; aber jezt schon war der Kanzler mit dem Verlangen herausgetreten, nicht eher mit dem Kaiser Frieden zu schließen, bis Schweden hinreichende Entschädigung, oder wie man sich damals ausdrückte, Genugthuung erhalten haben würde. Um zugleich die Kluft des Bürgerkrieges zu vergrößern, und der Versöhnung der Protestanten mit den Katholiken vorzubeugen, ward sogar ausdrücklich gefordert, den Kaiser und die katholische Liga bis zur Erreichung des vorbemerkten Bundeszwecks, also auch bis zur Entschädigung der Schweden, für Feinde zu erklären.

Sprache wie Inhalt dieser Anträge waren so entschieden undeutsch, daß schon ein geringfügiges Nationalgefühl dadurch empfindlich gekränkt werden mußte. So übel es mit der Selbstachtung und der wahren Vaterlandsliebe bei den damaligen Deutschen auch aussah, so regte sich die Schaam anfangs wirklich unter den versammelten Ständen in Heilbronn, und man nahm Anstand, auf die Anträge Oxenstierna's einzugehen. Insbesondere weigerte man sich mit richtigem Takt, den Kaiser für einen Feind zu erklären. Oxenstierna, durch diese unerwartete Wendung der Dinge betroffen, wandte bald Schmeicheleien, bald Vorwürfe an, um die Versammlung zur Erfüllung seines Willens zu bewegen, doch ohne Erfolg. Die Stände hielten ihn nicht nur lange hin, sondern verclausulirten auch ihre unbestimmten und zweideutigen Erklärungen so sehr, daß der Kanzler in Verzweiflung gesetzt wurde In solcher Noth rief er die Hülfe Feuquière's an, welcher als Botschafter Frankreichs auf der Heilbronner Versammlung erschienen war.

Manasses de Pas hatte den Kanzler Oxenstierna keineswegs so bereit willig gefunden, auf die Vorschläge Frankreichs einzugehen, als Richelieu erwartet hatte. Besser von den Umständen unterrichtet, hielt der schwedische Staatsmann eine Heirath seines Sohnes mit der Königin Christine für ein Hirngespinnst, und diese Lockspeise verfehlte also ihren Zweck. Die deutschen Interessen waren dem Kanzler zwar gleichgültig, und da er keine solchen Gründe hatte, wie sein König, jede Zumuthung einer Zerstücklung Deutschlands mit Unwillen zurückzuweisen, so konnte er unter Umständen den Franzosen allerdings eine Vergrößerung am Rheine zugestehen geneigt sein. Allein da er von Frankreich dafür bedeutende Gegenleistungen forderte, so wollte er jener Macht die Erreichung ihrer Wünsche schwer machen, und zeigte sich daher anfangs in dieser Beziehung sehr harthörig. So fein auch der Unterhändler Feuquières war, so wußte sich Oxenstierna bei den ersten Unterredungen doch so sehr zu verstellen, daß der Franzose bei ihm absolute Abneigung gegen die französischen Wünsche besorgte, und mit dem Hauptantrage, Bewilligung der Rheingrenze, vorsichtig noch zurükhielt. Als nun Oxenstierna auf ein Mal die Unterstützung von Feuquières in Anspruch nahm, um die Heilbronner Versammlung nach seinen Wünschen zu leiten, sah der französische Botschafter in der Gewähr der Bitte das Mittel, den Kanzler zu verbinden, demselben zugleich die Unentbehrlichkeit der welschen Hülfe fühlbar zu machen, und ihn dadurch für die Pläne Richelieu's günstiger zu stimmen. Mit Eifer führte der Marquis daher die Sache der Schweden vor der Versammlung in Heilbronn.

Nachdem er selbst das Wort ergriffen hatte, blies er das Mißtrauen der deutschen Protestanten gegen den Kaiser von Neuem an, rühmte mit den süßesten Worten die wohlwollenden Absichten Frankreichs gegen Deutschland, die Uneigennützigkeit seiner Landsleute und deren Bereitwilligkeit, für Deutschland sogar sich aufzuopfern. Dann kamen die Verheissungen der energischen Hülfe Frankreichs, und endlich die Zusprache, die wohlgemeinten Anträge Oxenstierna's anzunehmen, im Bunde mit Schweden alsdann neue Heere wider den Kaiser auszurüsten, und die Leitung derselben, unter Mitaufsicht eines Bundesrathes, dem schwedischen Reichskanzler zu übertragen. Mit der Klausel des Bundesrathes, die Feu-

quières zur Erhöhung des französischen und Beschränkung des schwedischen Einflusses vorgeschlagen hatte, war Oxenstierna sehr unzufrieden; indessen er besaß nicht die Macht, sich ernstlich zu widersetzen, und mußte sich denn fügen. So kam nun der Beschluß zu Stande, daß die vier Reichskreise und die Krone Schweden so lange für einen Mann stehen wollen, bis die deutsche Libertät, sowie die Observanz der Reichsgesetze wieder befestigt, die Restitution der evangelischen Stände erfolgt, und in politischer, sowie in religiöser Hinsicht ein sicherer Friede geschlossen ist. Nach der Einigung über solchen Beschluß stellte ein geheimer Agent des Kanzlers, der fränkische Kreisdirector Agricola, den Antrag, das Churfürstenthum Mainz an Oxenstierna zu verleihen; auch das hintertrieb jedoch Feuquières, um den Nebenbuhler nicht zu mächtig werden zu lassen.

Hatten sich schon früher starke Andeutungen ergeben, daß nach dem Tode Gustav Adolphs die Fortsetzung des Krieges nur zu einer Jagd nach Beute, zur Räuberei im Großen ausarten werde, so traten auf der Heilbronner Versammlung noch bedenklichere Anzeichen einer solchen Veränderung der Sachlage hervor. Höhere und niedere Beamte forderten nämlich zur Belohnung ihrer vorgeblichen Dienste die Belehnung mit Gütern, und verschiedene Reichsstände brachten zugleich die Erfüllung der Versprechen in Erinnerung, welche ihnen Gustav Adolph gemacht hatte. So glich denn die Versammlung gewissermaßen einem großen Schachermarkt. Oxenstierna, des Geldes sehr bedürftig, sträubte sich entschieden, den maßlosen Anforderungen Genüge zu leisten; allein ganz konnte er sich denselben gleichwohl nicht entziehen, und so ward er denn gezwungen, verschiedene Dränger zu befriedigen, deren Hülfe er nicht zu entbehren vermochte. Hierdurch wurde wieder die Habsucht sowie der Neid Anderer erweckt, und es bereitete sich wilde Unordnung vor, worüber wir bald näher zu berichten haben werden.

Trübe und elend gestaltete sich die Zukunft Deutschlands: — das Mißtrauen zwischen Protestanten und Katholiken war durch die Heilbronner Beschlüsse von Neuem angefacht, und die gegenseitige Neigung zum Frieden durch die Ränke der Fremden erstickt. Deutschland lag in Todeskrämpfen, und die ländergierigen Nachbarn unterhielten schadenfroh diese Krämpfe, um sich auf den Trümmern unsres Vaterlandes zu Macht und Hoheit empor zu erheben.

Sieben und vierzigstes Hauptstück.

Wiederausbruch der Feindseligkeiten. Empörung des schwedischen Heeres. Unternehmungen und Anschläge Wallensteins.

(Vom Jahr 1633 bis 1634.)

Drei hervorragende Männer waren nach dem Tode Gustav Adolphs auf schwedischer Seite vornehmlich berufen, an der Stelle des Königs die Angelegenheiten zu leiten und das Heer zu führen, der Herzog

Bernhard von Weimar, der Kanzler Axel Oxenstierna und der Feldmarschall Gustav Horn. Es war schwierig, die Wahl zu treffen, noch schwieriger dem Erwählten den bereitwilligen Gehorsam der beiden andern Notabeln zu verschaffen, und so trat denn eine gefährliche Eifersucht in Aussicht. Bernhard schien der Fähigste zu sein; doch die Schweden wollten die Leitung ihrer Angelegenheiten nicht in die Hände eines Deutschen legen: der Reichsrath in Stockholm übertrug sie daher dem Kanzler Oxenstierna, und zwar mit einer Vollmacht, die rücksichtlich des deutschen Krieges sehr ausgedehnt war. Gustav Horn mochte wohl den Kanzler aufrichtig unterstüzen, weil er der Schwiegersohn desselben war; aber ein gutes Vernehmen mit Bernhard von Weimar zu unterhalten, mußte für Axel Oxenstierna eine Aufgabe von großer Schwierigkeit sein. War der Herzog schon ungehalten, wenn sein Wille von jenem des Königs durchkreuzt wurde, wie ungerne mochte er vollends den Befehlen eines bloßen Kanzlers folgen!

Schon unmittelbar nach dem Tode Gustav Adolphs suchte Bernhard von Weimar, sich dem Heere gegenüber gewissermassen an die Stelle des Königs zu sezen, und deßhalb sprach er dasselbe in den Ebenen von Weissenfels in der Art an, wie oben erzählt worden ist. Seine Absicht war vollständig gelungen, und kraftvoll stand Bernhard an der Spize des deutsch-schwedischen Heeres. Sofort beschloß er auch, durch Thätigkeit und Unternehmungsgeist seine Stellung zu befestigen, und durch kühne Waffenthaten seinen Ruhm zu erhöhen. Mit dem Beginne des Jahres 1633 und zwar noch im Monat Jänner brach er deßhalb mit seinen Kriegern nach Schwaben auf. Der Herzog hatte Anfangs zwar den Plan, zunächst Regensburg zu nehmen; allein Oxenstierna, mit dem er bei dessen Reise nach Sachsen zusammen kam, bewog ihn zu dem Zuge nach Schwaben, um dort dem Feldmarschall Horn gegen die feindliche Uebermacht zu Hülfe zu kommen. Gustav Horn, der fähigste Zögling Gustav Adolphs, ein Mann von großen Feldherrngaben, hatte im Herbst 1632 die schwedische Macht kraftvoll in Schwaben sowie am Rheine aufrecht erhalten, und selbst einen großen Theil von Elsaß erobert. Mit Beginn des Jahres 1633 rückte aber von Baiern aus General Aldringer mit bedeutender Macht wider die Schweden in Oberschwaben an, und eroberte Kempten, wie Memmingen. Bei Biberach zog sich Aldringer vor dem herbeieilenden Horn zwar zurück; allein die Länder, welche Horn zu beschüzen hatte, waren zu ausgedehnt, und er bedurfte dringend der Unterstüzung. Herzog Bernhard von Weimar zog daher, nach der Besezung des Bisthums Bamberg, gegen Donauwörth, und vereinigte sich dort mit Gustav Horn. Dem Lande des Churfürsten von Baiern stand nun eine neue Heimsuchung bevor, weil das bairische Heer, welches an der Isar unweit München eine feste Stellung einnahm, die vereinigten Streitkräfte Horns und Bernhards für die Dauer nicht aufzuhalten vermochte. Schon deutete dieß die Einnahme von Landsberg an, als sich das Gerücht eines Zuges Wallensteins in die Oberpfalz verbreitete. Da die Uebermacht bei einem weitern Vorrücken des Friedländers (die Wahrheit des Gerüchts vorausgesezt) und der Vereinigung desselben mit den Baiern auf kaiserlich-liguistischer Seite gewesen wäre, so beschlossen die schwedischen Heerführer, zu größerer Sicherheit auf die Donau sich zu stüzen, und zunächst Neuburg zu besezen. Bevor sie aber weitere Waffen-Unternehmungen vorbereiten konnten, trat ein äußerst bedenkliches Ereigniß ein; denn in der schwedischen Armee brach Meuterei und alsbald offene Empörung aus.

Schon unter Gustav Adolph waren einige Rückstände im Solde seiner Krieger angeschwollen, und seit seinem Tode waren die Zahlungen vollends gänzlich eingestellt worden. Während hierüber große Unzufriedenheit im Heere sich äußerte, wurde zugleich viel von den Schenkungen erzählt, welche der Kanzler Oxenstierna auf der Heilbronner Versammlung verschiedenen Beamten bewilliget habe. „So sollen,“

riefen die Soldaten unwillig aus, unſre Eroberungen, ſauer erworben durch Kampf und Strapazen, an Zungendreſcher und Federhelden vertheilt werden?“ Als ſich endlich die Oberſten Pfuel und Milzloff an die Spitze der Unzufriedenen ſtellten, ging die Aufregung bald zur Empörung über, und empfing in ſolcher Art eine förmliche Organiſation. Die Officiere des ſchwediſch-deutſchen Heeres, ſchloſſen nämlich, bis auf wenige Ausnahmen, ſämmtlich einen Bund, und ſchworen, den Kriegsdienſt ſo lange zu verweigern, bis der rückſtändige Sold bezahlt, für richtige Abführung des künftigen Sorge getragen, über die Verwendung der Eroberungen dem Heere Rechenſchaft gelegt, und demſelben ein angemeſſener Antheil daran verbürgt ſei. Mit Recht nannte Guſtav Horn ſolche Forderungen eine nichtswürdige Meuterei. Bernhard von Weimar, welcher ſich ebenfalls nach einer Ausſtattung aus der Beute umſah und noch überdieß das Heer feſt an ſich ziehen wollte, fand dagegen nur die Sprache zu ſcharf, und das Verlangen ſelbſt nicht unbillig. Dieſer Umſtand vermehrte noch die peinliche Verlegenheit Oxenſtierna's, der nun die lezten Mittel zuſammenraffte, und durch eine beträchtliche Zahlung das ſchwierige Heer endlich beſchwichtigte. Zugleich kam zwiſchen dem Kanzler und dem Herzog Bernhard von Weimar ein ſeltſamer Vertrag zu Stande. Der Herzog beſaß kein Land, ſtrebte jedoch eifrig nach Erwerbung eines ſolchen, um einen überwiegenden Einfluß bei ſeiner Partei zu erlangen, und mit der Zeit zum wirklichen Oberhaupt derſelben ſich zu erheben. In ſolcher Abſicht hatte er ſeine Augen ſchon längſt auf die Bisthümer Bamberg und Würzburg gerichtet. Bei der gegenwärtigen Verlegenheit des Kanzlers bewog er nun denſelben, das alte Herzogthum Franken wiederherzuſtellen und ihm, Bernhard, in der Eigenſchaft eines ſchwediſchen Lehens zu übertragen. Die Sache war an ſich ſchon anſtößig, wurde es aber noch mehr durch die Leichtfertigkeit, mit welcher der Herzog Vaſallenpflichten gegen ein Ländchen, wie Schweden, übernahm. Es war eine Befleckung des ehrwürdigen Andenkens der Salier, ihr altes königliches Herzogthum in ſolcher Art wieder zur Erinnerung oder zum Daſein bringen zu wollen. Mit Recht ſagte deßhalb ein katholiſcher Schriftſteller: „Mag es zum ewigen Gedächtniß in unſern Archiven bleiben, daß ein deutſcher Fürſt von einem ſchwediſchen Edelmann ſolches begehrt, und ein ſchwediſcher Edelmann in Deutſchland einem deutſchen Fürſten ſolches bewilliget hat, was ebenſo ungereimt für den Einen zu begehren, als für den Andern zu geben iſt [1]).“ Gleichwohl ergriff Bernhard von ſeinem neuen Herzogthum in Würzburg mit großen Gepränge Beſiz.

Der ſeltſame Vorfall entfernte übrigens die Eiferſucht zwiſchen den drei Häuptern der ſchwediſch-deutſchen Partei keineswegs, ſondern ſteigerte dieſelbe vielmehr. Horn und Bernhard waren ſchon in rein ſtrategiſchen Fragen, und über die Art der Kriegführung überhaupt, ſelten gleicher Meinung: da der erſtere in kalter Berechnung meiſtens vorſichtige, lezterer hingegen in feuriger Gemüthsart gewöhnlich kühne Unternehmungen empfahl. Unter ſolchen Umſtänden hätte nothwendig einer dem andern untergeordnet ſein müſſen, um einheitliches Handeln möglich zu machen; allein verſchiedene Umſtände erweckten gegenſeitig Mißtrauen. Guſtav Horn ſträubte ſich, einen Deutſchen als ſein Oberhaupt anzuerkennen, weil dieſer die ſchwediſchen Intereſſen preis geben könne: Bernhard hingegen fürchtete ſeines Einfluſſes im Heere beraubt, und allmälig verdrängt zu werden, wenn er ſich dem Oberbefehl der Schweden unterordne. Auch ſein Stolz würde dieß nie zugelaſſen haben. Einen König, wie Guſtav Adolph, konnte der deutſche Reichsfürſt wohl als ſein Oberhaupt anerkennen, keineswegs aber einen bloßen ſchwediſchen Edelmann. Seit ſeiner Ernennung zum Herzog von Franken war die Abneigung gegen eine untergeordnete Stellung

[1]) Waſſenberg. Nach ihm rührt ſolcher Ausſpruch von Oxenſtierna ſelbſt her.

im Heere noch größer, die Eifersucht gegen Horn also verstärkt worden. Solches Verhältniß hatte nun auf die Kriegführung entschieden üblen Einfluß, und das schwedisch-deutsche Heer leistete im Feldzug des Jahres 1633 ungleich weniger, als es sonst vermocht haben würde.

Aber auch Albrecht von Wallenstein rechtfertigte immer weniger die großen Erwartungen, welche sich der Kaiser wie das Heer von seinem zweiten Generalat gemacht hatten. Bei seiner Rückkehr nach Böhmen bemühte er sich zwar, die Armee zu verstärken, und zugleich in besserer Mannszucht zu halten. Deßhalb hatte er nicht nur das gemeldete strenge Gericht über die Ausreisser verhängt, sondern in der Absicht, auf der andern Seite auch wieder zu ermuntern, unter die Regimenter und Heerführer, welche sich in der Schlacht bei Lützen gut gehalten hatten, sehr reiche Belohnungen austheilen lassen. Allein bald ward sein Benehmen äußerst räthselhaft. Man hatte geglaubt, daß seine eben gemeldeten Maaßregeln nur Voranstalten für wichtige Unternehmungen des Jahres 1633 sein würden; indessen der Friedländer blieb bis in den Mai unthätig in Böhmen stehen, während die schwedischen Heere mitten im Winter zu neuen Thaten aufbrachen, und im Frühjahr Baiern wiederholt in Gefahr versezten. Als Wallenstein endlich aufbrach, richtete er seinen Zug nicht nach dem Reich gegen die Hauptmacht des Feindes, sondern nach Schlesien gegen die wenig gefährlichen Sachsen. Und selbst im Angesichte der Hauptmassen derselben unter Arnim unternahm der Friedländer, troz seiner Uebermacht, gleichwohl keinen Angriff. Um sein Benehmen immer räthselhafter zu machen, beschäftigte er sich nur mit geringfügigen Unternehmungen, wie z. B. der Einnahme von Nimptsch, und unterließ abermals den Kampf, als er dem schwedisch-sächsischen Heer bei Schweidnitz zum zweiten Mal begegnete. Nachdem er demselben neun Tage gegenüber gestanden war, schlug er vollends einen Waffen-Stillstand vor, welcher am 7. Juni 1633 auf die Dauer von 14 Tagen auch wirklich abgeschlossen wurde.

Während dieser Ruhe spann sich zwischen beiden Heeren ein sehr geselliges Leben an; ja so freundlich wurden die Beziehungen, daß sie fast zur Vertraulichkeit übergingen. Die Offiziere veranstalteten wechselseitig gemeinsame Lustbarkeiten, und der Herzog von Friedland bewirthete mehrere Tage lang die Generäle der feindlichen Armee. Schien schon dieß etwas auffallend zu sein, so ergaben sich bald noch bedenklichere Anzeichen. Wallenstein verkehrte nämlich sehr häufig mit dem sächsischen Feldmarschall Arnim, und ging in den Unterredungen mit demselben allmälig zu seltsamen Aeusserungen über. Zuerst beklagte er die lange Dauer des Krieges und sprach von der Nothwendigkeit eines baldigen Friedens. Hierin hatte er freilich Recht, und auch die Bemerkung war sehr verständig, daß man die Schweden nur mit Geld entschädigen oder belohnen solle; doch er ließ auch Winke fallen, daß man nöthigenfalls nicht bloß die katholische Liga, sondern selbst den Kaiser zum Abschluß des Friedens zwingen müsse. Wer sollte solches thun? Etwa das Heer Ferdinands II. selbst? Albrecht von Wallenstein war zu schlau, um dieß geradehin zu sagen: er war ferner zu verschlossen, um seine geheimen Gedanken sogleich offen mitzutheilen; dessenungeachtet muß er mit verdächtigen Anspielungen gegen Arnim herausgegangen sein. Sowohl der schwedische officielle Geschichtschreiber Chemnitz, als der kaiserliche von gleicher Eigenschaft, Graf Khevenhiller, berichten übereinstimmend solche Reden des Herzogs von Friedland, führen Personen an, in deren Gegenwart sie gesprochen wurden, und verbreiten sich über andere Nebenumstände, z. B. die Meinungsäusserung anwesender Dritter[2]). Beiden Geschichtschreibern geradezu alle Beweiskraft abzusprechen, ist nicht möglich, da

[2]) Nach ihnen erklärte der Herzog: „Er begehre mit der Krone Schweden, Churſachſen und Churbrandenburg

kein Gegenbeweis vorliegt. Ihre Berichte mögen im Einzelnen zu weit gehen, oder Irrthümern unterliegen; daß aber Wallenstein auf ein Mal unerwartete Ansichten geäußert, plötzlich eine Sinnesänderung und geheime Gedanken angedeutet habe, welche allgemein auffielen, ist durch das Zeugniß der bemerkten beiden Geschichtschreiber unumstößlich festgestellt. Dazu kommt aber noch eine andere entscheidende Thatsache. Während nämlich früher keine Seele an eine Untreue des kaiserlichen Feldherrn gedacht hatte, wurde seit dem Waffenstillstand in Schlesien in ganz Deutschland das Gerücht verbreitet, der Herzog von Friedland sinne auf den Abfall von der kaiserlich-liguistischen Partei. Dieses Gerücht entstand zu plötzlich und zu allgemein, als daß es ganz aus der Luft gegriffen sein konnte, und die folgenden Begebenheiten erwiesen auch, daß es keineswegs grundlos war. Sehr verdächtig waren schon die ausschweifenden Bedingungen, welche Wallenstein bei der Uebernahme seines zweiten Generalates dem Kaiser abdrang. Solche Forderungen stellt kein Privatmann, kein Untergebener, sondern ein Landesherr und selbstständiger Bundesgenosse. Nicht nur durch vielfältige Aeußerungen, sondern auch durch sein ganzes Benehmen deutete der Herzog von Friedland auch wirklich an, daß er für eine eigentliche Macht im Kriege zu gelten, den Reichsfürsten gleichgesetzt zu sein wünsche. Darum hatte er so sehnlich gehofft, sich im Herzogthum Meklenburg zu behaupten; darum richtete er seine Augen auf eine andere deutsche Landeshoheit, als die Siege des schwedisch-deutschen Heeres jene Hoffnung endlich ganz zerstört hatten. Es war nichts geringeres, als die Landesherrlichkeit über Böhmen, welche sich der Ehrgeiz des Friedländers zum Ziele setzte. Entwürfe der Art waren ohne einen Abfall vom Kaiser nicht durchzuführen: an diesen mußte Wallenstein also denken, wenn er wirklich die Erwerbung der böhmischen Krone im Sinne trug. Ob er solche Gedanken schon bei der Uebernahme des zweiten Generalates gehegt habe, mag dahingestellt bleiben, obgleich seine geforderten Bedingungen solches wahrscheinlich machen; doch seit dem Waffenstillstand in Schlesien (Juni 1633) sollte ein Anzeichen um das andere hervortreten, daß solchen Gedanken wirklich Raum gegeben werde.

Der Marquis von Feuquières, seiner Aufträge eingedenk, hatte seine Ohren allenthalben, um zu erlauschen, was zur Verwirrung der deutschen Angelegenheiten dienen könne. So gelangte unter andern das Gerücht zu ihm (Frühling 1633), daß Albrecht von Wallenstein mit dem kaiserlichen Hofe in gespannten Verhältnissen stehe. Bald darauf (im Mai 1633), reiste er zur Vollziehung weiterer Aufträge nach Dresden, und machte dort mit dem Schwager und Vertrauten Wallensteins, dem verbannten böhmischen Grafen Kinsky, Bekanntschaft. Feuquières benützte diesen Umstand sogleich, um sich über die Gesinnungen des Herzogs von Friedland näher zu unterrichten. Da Kinsky umgekehrt den französischen Gesandten ausholen wollte, so lüftete er einigermaßen den Schleier von seines Schwagers Geheimnissen. Es ist hier noch nicht der Ort, zu untersuchen, ob der genannte böhmische Graf mit oder ohne Vorwissen seines Schwagers handelte; genug Feuquières erhielt über die Absichten des leztern Winke, die ihm

einen rechtmäßigen Frieden zu machen und da schon der Kaiser nicht also, wie Er geschlossen, selbigen eingehn wollte, sollte derselbe doch mit Gewalt dazu angehalten werden, wozu Er denn gute Mittel wüßte."

Die Aeußerungen Wallensteins umfaßten noch mehrere andere Punkte. Vornehmlich fielen aber folgende auf: 3) Die Jesuiten als rechte Friedensstörer sollten ganz und gar aus dem Lande geschafft und 4) alles, was zugesagt, aufrichtig und redlich sonder alle Gefährde gehalten, auch das gemeine axioma: „haereticis non servanda fides" allhie nichts gelten."

als so wichtig erschienen, daß er hierüber unverzüglich (Ende Mai 1633) an seinen Hof berichtete. Auch dort hielt man die Mittheilungen für so bedeutend; daß Feuquiéres schon unter dem 19. Juni 1633 von Ludwig XIII. selbst den Auftrag erhielt, „den Herzog nicht nur des Wohlwollens des Königs, sondern auch dessen Beistandes zu versichern, um ihn (Wallenstein) zur böhmischen Krone und noch höher zu erheben, wenn er zum Frieden im Reiche und in der Christenheit, zur Erhaltung der Religion und öffentlichen Freiheit beitragen wolle.“ Ob die Erhebung Wallensteins zum böhmischen Könige zuerst von Kinsky oder von Feuquières angergt worden sei, ist ungewiß, aber auch unerheblich; bedeutsamer dagegen die Thatsache, daß Feuquières die Mittheilungen Kinsky's so unbedenklich für richtig hielt und die Billigung derselben von Seite Wallensteins so gewiß voraussezte, daß er, noch vor der Antwort auf seine Berichte an den Hof, unmittelbar an den Herzog von Friedland sich wendete. Er überschickte ihm nämlich eine Denkschrift, worin er alle erlittenen Kränkungen des Herzogs aufzählte, und demselben gleichfalls die Hülfe Frankreichs zur Erwerbung der böhmischen Krone zusagte. Das war ein zweites inhaltschweres Anzeichen, über welchen Anschlägen das ehrgeizige Gemüth Albrechts von Wallenstein brüten möge. Lezterer ließ sich im Sommer 1633 mit Feuquières allerdings noch nicht unmittelbar ein, dafür knüpfte Graf Kinsky mit dem französischen Botschafter um die Zeit des ersten schlesischen Waffenstillstandes nähere Unterhandlungen an. Kinsky stellte nämlich an den Marquis von Feuquières die Fragen, auf welche Gewährschaften der Herzog von Friedland für den Fall seiner Verbindung mit Frankreich rechnen dürfe, welche Absichten in solcher Voraussezung Ludwig XIII. hinsichtlich des Oberbefehls über die Heere hege, wie die leztern verwendet werden sollen nnd in welches Verhältniß endlich man zu Baiern, Brandenburg und Sachsen zu treten beabsichtige. Feuquières verhieß hierauf die Bürgschaft seines Königs und des gesammten evangelischen Bundes für die Vollziehung aller Verpflichtungen, welche man gegen Friedland übernehmen werde, die Uebertragung des Oberbefehls auf Friedland, und die Preisgebung des Kurfürsten von Baiern. Graf Kinsky erklärte freilich ausdrücklich, daß er bei der Stellung seiner Fragen und den gesammten Erörterungen überhaupt nur aus eigenem Antriebe gehandelt habe, ohne von seinem Schwager Wallenstein dazu aufgefordert, oder zu irgend etwas ermächtiget worden zu sein; es wird sich indessen bald ergeben, was von dieser Erklärung zu halten sei. Da übrigens der Herzog von Friedland unmittelbare Unterhandlungen fortwährend eben so beharrlich ablehnte, als bestimmte Antworten, so wurde die Zudringlichkeit des französischen Kabinets noch größer. Unter dem 16. Juli 1633 wurden nämlich dem Marquis von Feuquières neue Anleitungen und Vorschriften zur Unterhandlung mit Wallenstein gegeben, und diesen war sogar ein eigenhändiger Brief Ludwigs XIII. an den Herzog von Friedland beigefügt. Der König nannte in dem Handschreiben den Herzog seinen „Vetter“ und versicherte ihn seiner aufrichtigsten Zuneigung, Dankbarkeit und Unterstüzung. Bedeutsam war endlich beigefügt, daß der Ueberbringer des Briefes zu näheren Eröffnungen ermächtiget sei. Diese Eröffnungen bestanden nach der Instruktion des französischen Botschafters in der Versicherung, daß man ein französisches Heer bereits bestimmt und beauftragt habe, den Spaniern die Ueberschreitung der Alpen zu wehren, und daß Wallenstein von Frankreich bedeutende Geldhülfe empfangen solle, ja sogar sogleich eine Million Franken erheben könne, sofern er ein Heer von 35,000 Mann aufzubringen vermöge. Endlich wurde das Versprechen wiederholt, dem Herzog zur Erwerbung und Behauptung der böhmischen Krone behülflich zu sein. Auch jezt gab zwar Wallenstein keine Antwort, aber bald traten über seine Anschläge noch nähere Anzeichen, ja selbst Beweise hervor.

Als nämlich der Waffenſtillſtand, welchen Wallenſtein mit Arnim am 7. Juni geſchloſſen hatte, am 22. Juni 1633 abgelaufen war, fielen zwiſchen beiden Heeren abermals keine entſcheidenden Unternehmungen vor. Nach einigen unbedeutenden Demonſtrationen ward vielmehr auf den Antrieb des Friedländers zwiſchen dieſem und Arnim am 22. Auguſt 1633 ein neuer Waffenſtillſtand auf 4 Wochen abgeſchloſſen, und noch überdieß bedungen, daß die Feinoſeligkeiten erſt drei Wochen nach Ablauf des Stillſtandes wieder beginnen ſollten. Albrecht von Wallenſtein gab als Grund ſeines Benehmens die Abſicht an, die Kurhäuſer Sachſen und Brandenburg von Schweden zu trennen, und vermöge eines Separat-Friedens auf die Seite des Kaiſers herüber zu ziehen. Plözlich ergab ſich aber während des Waffenſtillſtandes eine Thatſache, welche weſentlich andere Entwürfe des Herzogs von Friedland ankündigte, und endlich die geheimen Gedanken desſelben wirklich an den Tag brachte. Vielleicht würden dieſe noch länger verborgen worden ſein, allein beſondere Ereigniſſe drängten zur angegebenen Zeit den Herzog von Friedland zum endlichen Handeln im Sinne ſeiner Entwürfe, und das bewies wiederum, wie gewiß derſelbe mit geheimen Anſchlägen umgegangen war.

Ferdinand II. hatte nämlich im Jahre 1632 den ſpaniſchen Hof auf das eindringlichſte um Unterſtüzung angegangen, und endlich den Beſchluß ausgewirkt, daß der Infant ſelbſt ein Heer von Italien aus nach Elſaß und Lothringen führen ſoll. Verſchiedene Hinderniſſe hielten den Prinzen auch 1633 noch in Italien zurück: dafür ordnete er aber unter der Anführung Feria's ein Heer von 12,000 Mann Fußvolk und 1500 Reitern nach Deutſchland ab. Wallenſtein, auf ſeinen Einfluß ſehr eiferſüchtig, war über jene Verſtärkung der kaiſerlichen Macht ſehr unzufrieden, weil er fürchtete, daß Ferdinand II. von ihm unabhängiger werde, und ihn am Ende wohl gar für entbehrlich halten könne. Zudem hatte er durch ſeine Kundſchafter auch erfahren, daß man in Wien mit ſeinem Benehmen keineswegs zufrieden ſei, am Hofe des Kaiſers vielmehr bittere Beſchwerden darüber führe. Er ſah viele Ankläger wider ſich thätig, den Kaiſer bekümmert und unruhig: ſein Gewiſſen mochte ihm das Weitere geſagt haben, kurz er hielt ein neues Zerwürfniß mit Ferdinand II. über kurz oder lang für unvermeidlich. Bei ſeinem finſtern Gemüth war er überaus argwöhniſch: er hielt daher ſeinen Sturz jezt ſchon für beſchloſſen, und ſah in Feria bereits ſeinen Nachfolger oder wenigſtens das Werkzeug ſeines Falles. Es ſchien alſo jezt Zeit, der Ausführung ſeiner Entwürfe näher zu gehen, und deßhalb vor Allem zur Ausholung der Schweden gewiſſe vertrauliche Mittheilungen zu machen. Den ſächſiſchen Feldmarſchall von Arnim hatte ſich Wallenſtein hiebei zum Unterhändler auserſehen, und Arnim erſchien während des zweiten ſchleſiſchen Waffenſtillſtandes (im September 1633) wirklich bei dem Kanzler Oxenſtierna zu Gelnhauſen, um demſelben wichtige Neuigkeiten zu hinterbringen. In den Unterredungen mit Arnim während des zweiten Waffenſtillſtandes in Schleſien begnügte ſich nämlich der Friedländer nicht mehr mit bloßen verdächtigen Anſpielungen, wie im erſten Stillſtand, ſondern entſchleierte ſeine Anſchläge vollkommen. Zu nicht geringer Verwunderung des Kanzlers berichtete der Feldmarſchall Arnim hierüber Folgendes:

„Wallenſtein habe dem Kaiſer die ſchimpfliche Abſezung in Regensburg nie vergeſſen, ſondern fortwährend Rache-Gedanken mit ſich herumgetragen. Bisher habe der General immer an ſich gehalten; ſeitdem aber Feria mit den Spaniern in Deutſchland erſchienen, ſei er ſo erbittert, daß er ſich endlich entſchloſſen hätte, und um ſich zu rächen wirklich losſchlagen werde, wenn er auf die Unterſtüzung der Evangeliſchen rechnen könne. Seines Heeres ſei er gewiß, da er auf Gallas, Holk und die andern Generale bauen könne,

diejenigen hingegen, welche ihm unsicher oder verdächtig zu sein schienen, entweder schon entfernt habe, oder demnächst vollends beseitigen werde. Der Waffen-Stillstand in Schlesien sei nur deßhalb geschlossen worden, um Arnim als Unterhändler an den Kanzler absenden zu können [3]).“

Nach dieser Einleitung kam die Hauptsache nämlich der Antrag Wallensteins selbst, welcher also lautete: „Wenn der schwedische Reichs-Kanzler dem Feldmarschall Holk einige schwedische Regimenter anvertrauen wolle, so werde der Herzog von Friedland dafür sechs Regimenter zu dem Feldmarschall Arnim stoßen lassen, und mit dem andern Theil seines Heeres durch Böhmen nach Oestreich vordringen. Während dieser Bewegung werde Holk nach Baiern ziehen, um den Herzog Bernhard von Weimar zu unterstützen, und dadurch den Marschall Horn in den Stand zu sezen, die Spanier aus Deutschland zu vertreiben [4]).“

Stand in der einleitenden Erklärung, bis auf das Vertrauen zu Holk und Gallas, jedes Wort mit den Thatsachen im Einklang: war jene Erklärung der treue Commentar des bisherigen Benehmens Wallensteins, so verrieth der beigefügte Operationsplan das Feldherrn-Talent desselben. Die Aussage des Feldmarschall Arnim vor dem Reichskanzler Oxenstierna hatte daher schon den Beweisgrund der innern Wahrscheinlichkeit für sich.

In neuerer Zeit hat sich Friedrich Förster große Mühe gegeben, die Unschuld Wallensteins zu erweisen; allein diese Absicht ist, troz großer Studien und der Aufsuchung vieler Urkunden, gänzlich mißlungen. Bei der versuchten Rechtfertigung des Friedländers gedenkt Förster nun auch des angeführten Berichtes von Chemnitz. Lezterer schrieb die Geschichte jener Zeit nach den Anweisungen Oxenstierna's selbst; was er über den Schritt Arnims erzählt, ist daher so gut, als das eigene Zeugniß des schwedischen Kanzlers, und da dieses aus eigener Sinnes-Wahrnehmung, seinem Zweigespräch mit Arnim, fließt, so ist es hinlänglich erwiesen, daß der sächsische Feldmarschall wirklich die oben mitgetheilte Aussage gemacht habe. Die Unschuld Wallensteins würde sohin voraussezen, daß Arnim Unwahrheit gesprochen, oder das Ganze ersonnen habe. Dieß ist aber an sich schon undenkbar, und überdieß wird der Bericht Arnims auch durch die Unterhandlungen Kinsky's mit Feuquières unterstüzt. Friedrich Förster greift nun die Glaubwürdigkeit Arnims auch nicht an, sondern bestreitet nur die Erheblichkeit seiner Aussage. „Aus allem,“ sagt er, „was Arnim dem Reichskanzler hinterbrachte, geht deutlich hervor, daß Friedland nichts anders vor hatte, als zum Vortheil des Kaisers mit dem Kurfürsten von Sachsen Frieden zu schließen, durch allerhand Vorspiegelungen die Schweden sicher zu machen, und Arnim auf seine Seite zu ziehen.“ Eine solche Behauptung müßte vor allem bewiesen werden, und da dieß nicht entfernt der Fall ist, fällt sie von selbst dahin. Zu allem Ueberfluß gibt es aber auch Anzeigen, die sie geradezu widerlegen. Aus dem Berichte Arnims geht hervor, daß Wallenstein nach Herstellung des Bündnisses mit Schweden den Feldmarschall Holk, dessen er gewiß zu sein glaubte, in Verbindung mit Bernhard von Weimar gegen Baiern ziehen lassen wollte. Wir besizen nun einen Brief von Holk, worin er wirklich folgendes an den Herzog Bernhard schreibt: „Friedland hat mir befohlen, die kaiserlichen Völker aus Meissen ins Voigtland und an die böhmische Gränze zu ziehn und die Truppen Ew. Fürstl. Gnaden nicht anzugreifen, wenn sie in der Nähe sind. Ich bitte sie ebenmäßig alle Feindseligkeiten einzustellen, so wie ich mich zu ferneren Unterhandlungen er-

---

[3]) Die Quelle ist der schon angeführte offizielle Geschichtschreiber Chemnitz.
[4]) Die Quelle ist wiederum Chemnitz.

biete, wenn ich in Ew. Fürstl. Gnaden Nähe werde angekommen sein [5]." Dieses Schreiben ertheilt der Aussage Arnims eine merkwürdige Bestätigung über seine beabsichtigte Verbindung Holks mit Bernhard. Nach der Gewohnheit des Friedländers ist der Antrag Holks freilich etwas zweideutig gefaßt; allein er erscheint im Vereine mit den Eröffnungen Arnims immer noch als äußerst verfänglich. Den besten Beweis davon gab der Eindruck, welchen der Brief auf den Herzog Bernhard machte. Dieser war über den Inhalt so erstaunt, und sah darin so wichtige und unerwartete Anschläge des Herzogs von Friedland, daß er seinen Bruder Wilhelm anging, er möge durch Arnim hinter die Geheimnisse Wallensteins zu kommen suchen. Er kannte also wohl die Eröffnungen des sächsischen Feldmarschalls noch nicht.

Der Kanzler Oxenstierna, welcher von den Erörterungen zwischen Feuquières und Kinsky nichts wußte, äußerte dagegen nach Anhörung der Berichte Arnims über die Sache allerdings große Bedenklichkeiten. Er traute dem Friedländer nicht; sondern meinte, daß es dieser nur auf eine Täuschung der Evangelischen abgesehen habe [6]). Dadurch wurde zu der Behauptung der Unschuld Wallensteins vorzüglich mit Veranlassung gegeben. Allein Oxenstierna kannte eben alle geschehenen, verborgenen Schritte noch nicht genug, und war natürlich durch die unerwartete Mittheilung eines so wichtigen Geheimnisses anfangs überrascht, und ungläubig. Seine ersten Bedenklichkeiten beweisen also wenig für die Unschuld des Herzogs von Friedland. Uebrigens lenkte der Kanzler schon gegen Arnim bald wieder ein, und versprach, dem Herzog Bernhard die Annahme einer solchen Stellung zu empfehlen, daß er dem Marschall Holk im Nothfall beispringen könne. „Nur müße man es so einrichten, daß Bernhard der Meister Holks bleibe, nicht aber Holk der Meister Bernhards werden könne." Bei dem Abschied trug der Kanzler dem sächsischen Feldmarschall vollends auf: den Herzog von Friedland zur Verfolgung seiner Pläne und zu entscheidenden Schritten aufzumuntern, und in diesem Falle ihn der schwedischen Hülfe zu versichern. Oxenstierna hielt also die Anträge Wallensteins keineswegs unbedingt für List und Täuschung, sondern er wollte nur sicher gehen. An den Herzog Bernhard von Weimar schrieb er sodann im gleichen Sinn: er empfahl, vor einer betrüglichen List des Friedländers auf der Hut zu sein, und ernste Schritte (reelle Demonstrationen) desselben abzuwarten. Auch hieraus erhellt also, daß der Kanzler zwar Mißtrauen hegte, doch auch einen ernstlich gemeinten Abfall Friedlands von dem Kaiser für möglich hielt.

In Widerspruch mit Arnims Bericht mißbilligte übrigens Albrecht von Wallenstein die Reise des erstern zu Oxenstierna [7]). Dieser Umstand ist in der That nicht wohl zu erklären, wenn man nicht annehmen will, daß Wallenstein eine weniger auffallende Mittheilung Arnims an Oxenstierna gewünscht,

---

[5]) Man sehe: Albrechts von Wallenstein vertrauliche Briefe, herausgegeben von Friedrich Förster, Band III., Seite 71.

[6]) Oxenstierna sagte: „daß man evangelischen Theils den Antrag Friedlands aestimiren müsse, als wann er sie nicht anginge, darum sie ihre Gedanken und consilia darnach ganz nicht richten, sondern einen Weg wie den andern, ihren festen Gang gehen und nun um so vielmehr vor solchen Practiken sich hüten sollten. Wäre es ein Scherz, der schiene gar zu grob zu seyn, und hätte er keinen andern Erfolg, so müßte er doch zuletzt Mißtrauen beim Gegentheil auch vielleicht Verachtung bei des Feindes Soldatesca verursachen. Auch schien es, daß man die Schwedischen auf diese Manier um einen Theil ihrer besten Regimenter zu bringen gedächte."

[7]) Friedland schrieb den 2. September 1633 folgendes an Arnim: „Ich bedaure daß der Herr in das Reich (zu Oxenstierna) reisen will, denn auf diese Weis kann das Werk (der Stillstand) keinen Bestand haben."

und durch die plözliche Reise zu schnell sich bloß gestellt geglaubt habe [8]). Uebrigens ist solcher Widerspruch nur untergeordneter Art, und bei den gewohnten Winkelzügen des Friedländers nicht auffallend. Der Zeitpunct zum Handeln war noch nicht gekommen: Wallenstein wollte vielmehr nur vorläufig die Schweden ausholen, und seine Pläne von weitem durchblicken lassen. Um aber nicht vor der Zeit bei den kaiserlichen Hof näheren Verdacht zu erregen, zog er sich nach Erreichung seiner ersten Absicht wieder zurück, und suchte sogar den Schein zu erregen, daß er den Krieg gegen die Evangelischen nun mit Nachdruck zu führen entschlossen sei. Darum kündigte er den Sachsen den Waffenstillstand auf, und eröffnete noch im Herbst 1633 die Feindseligkeiten mit eben so großer Umsicht, als Thätigkeit. Nachdem er durch einen verstellten Zug nach Sachsen den Marschall Arnim von Schlesien weggelockt hatte, zog er plözlich nach dieser Seite, überfiel dort die zurückgelassene schwedisch-sächsische Besazung von 6000 Mann unter Thurn und Duval, und machte sie durch seine unverhältnißmäßige Uebermacht zu Kriegsgefangenen. Thurn, einer der Haupt-Urheber des Kriegs, wurde nach kurzer Gefangenschaft entlassen, was die entschiedene Mißbilligung des kaiserlichen Hofes nach sich zog. Nach diesem glänzenden Erfolge verbreitete sich Wallenstein siegreich über Schlesien, Brandenburg und die Lausiz, durch Strenge überall Schrecken einflößend.

Mittlerweile war auch in andern Gegenden das Kriegsfeuer wieder heftig emporgelodert; doch hier war der Vortheil mehr auf Seite der Protestanten. Im nördlichen Deutschland lieferte der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg den Kaiserlichen glückliche Gefechte, insbesondere bei Hessisch-Oldendorp, und versezte ihrer Sache durch die Einnahme von Hameln einen empfindlichen Schlag. Noch entscheidender waren aber in Süddeutschland die Erfolge des Herzogs Bernhard von Weimar. Dort schien die kaiserlich ligustische Partei im September 1633 ein bedeutendes Uebergewicht zu erlangen: denn Feria war mit den Spaniern um diese Zeit bereits über die Alpen gegangen, und dem Kriegsschauplaze in Schwaben nahe. Da sich Bernhard von Weimar zu Anfang September wegen diplomatischer Geschäfte in Frankfurt befand, so brach Feldmarschall Horn einstweilen mit 12,000 Mann vom Lager in Donauwörth auf, und eilte gegen den Bodensee, an dessen Ufern Feria erscheinen sollte. Als Horn in Stockach angelangt war, wandte er sich plözlich nach Stein am Rhein, verschaffte sich dort durch seine Uebermacht und Schnelligkeit den Uebergang über die Brücke, und zog alsdann durch das Thurgau vor Konstanz. Vergebens hegte er die Hoffnung, die Stadt rasch zu nehmen: dieselbe widerstand mit Nachdruck, und Gustav Horn war zu einer Belagerung genöthiget. Wegen Mangel an grobem Geschüz konnten die Schweden aber keine großen Fortschritte machen, so daß sich die Sache in die Länge zog. Unterdessen hatte General Aldringer die Deckung Baierns dem muthigen Heerführer Johann von Werth übertragen, und war mit bedeutenden Streitkräften nach Mindelheim gezogen, um sich mit den Spaniern in Verbindung zu sezen. Am 29. September 1633 vereinigte er sich zwischen Lindau und Ravensburg wirklich mit Feria, und nun wurde die

8) Arnim war durch sein Benehmen sehr überrascht. „Was den außgang" schrieb er an den Kurfürsten von Brandenburg, „von des herzogs zu Friedtlandt vorgeschlagenen tractaten gewesen, Ich schwere es zu Gott, das ich nicht ausSinnen kann, Was darunter vor finesse gesucht, Dan er hatt bei wehrendem stillstandt in die 8000 Mann verlohren, durch Gottes gnade ist aber vnsere Cavallerie wieder in solchem stande, alß Sie anfangs des Sommers gewesen, Ich halte es ist nur durch eine boutage geschehen, das er anders sinnes worden, Wie es aber sey, so scheinet gnugsam daraus, das mit dem Manne nichts sicheres zu tractiren, dan da ist keine bestendigkeit, Gott lob, daß er Vns nicht, sondern sich am meisten geschadet."

Stellung der Schweden gefährlich, weil ihnen die Rückkehr über den Rhein abgeschnitten werden konnte. Feldmarschall Horn, welcher Konstanz bereits seit 3 Wochen erfolglos belagerte, drohte nun freilich mit einem allgemeinen Sturm; doch ein solches Wagstück konnte bei der Nähe des großen feindlichen Heeres noch verderblicher enden. Da erschien zur großen Freude der bedrängten Schweden plözlich Bernhard von Weimar mit seinem gesammten Heere in der Nähe des Bodensee's. Der Herzog war nach dem Abzug Aldringers aus Baiern demselben in Eilmärschen gefolgt; da er aber die Vereinigung desselben mit Feria nicht mehr zu hindern vermochte, so suchte er wenigstens, den Rückzug Horns zu decken. Dieß gelang vollständig, und beide Heerführer vereinigten sich am 5. October bei Hohentwil, alsbald gegen Feria und Aldringer vordringend. Bernhard von Weimar wünschte eine entscheidende Schlacht; ihm rieth aber Gustav Horn ernstlich ab, und im entgegengesezten Heere hatte Aldringer von Wallenstein den Befehl erhalten, nichts ernstliches zu unternehmen.

Unthätig beobachteten sich beide Heere einige Zeit, bis endlich Bernhard von Weimar den Feind an einer andern Seite zu fassen beschloß. Da er nicht nur den Pfalzgrafen von Birkenfeld mit einer Heer-Abtheilung an sich gezogen, sondern auch von den Verhaltungs-Befehlen Wallensteins gegen Aldringer theilweise Kunde erhalten hatte, so hielt er den Feldmarschall Horn in Verbindung mit dem Pfalzgrafen für stark genug, um Würtemberg zu decken, und beschloß für sich eine entscheidende Unternehmung gegen den Kurfürsten von Baiern. Als er sich in Folge dieses Planes sofort von Horn trennte, gelang es nun freilich den Generalen Aldringer und Feria, durch den Sundgau in das Elsaß einzudringen; aber sie wurden später bald uneinig, und trennten sich ebenfalls. Bernhard hingegen rückte rasch die Donau hinab, und warf sich plözlich auf Regensburg.

Maximilian von Baiern erschrack heftig, als er die Bewegungen des Herzogs erfuhr. Bei der Entfernung von Aldringer unfähig, Regensburg zu entsezen, sandte er Eilboten an Wallenstein, welcher damals gerade die gemeldeten Siege in Schlesien, Brandenburg und Sachsen erfochten hatte, und beschwor ihn um schleunige Hülfe. Der Friedländer schüzte für jezt Hindernisse vor, weil er mit den Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen in wichtigen Verhandlungen stehe, versprach aber später Unterstüzung zu senden, und alsbald selbst nachzufolgen. Anstatt diese Verheißung zu erfüllen, ging er aber mit seinem Heere nach Böhmen, und nahm ganz ruhig sein Hauptquartier in Pilsen. Maximilian belehrte ihn nun, daß die Gefahr viel dringender sei, als er glaube, daß Regensburg, ohne schleunige Hülfe, verloren gehe, hierdurch aber ihrer Sache der empfindlichste Schlag versezt werde: vergebens, Wallenstein behauptete, es sei dem Herzog Bernhard mit seinen Angriffen nicht Ernst. Jezt trafen auf Anliegen des Kurfürsten im Wallensteinischen Lager auch von dem Kaiser die gemessensten Befehle ein, jenem die verlangte Hülfe zu gewähren; doch Friedland beharrte auf seiner Unthätigkeit. Eine Reiter-Abtheilung unter dem Grafen Strozzi entsandte er wohl gegen Baiern hin, aber das Ganze war nur auf Täuschung berechnet, da Strozzi zugleich den Befehl erhielt, nicht über die böhmische Grenze hinauszugehen.

Bernhard von Weimar, Regensburg immer nachdrücklicher berennend, eroberte diesen wichtigen Plaz endlich am 14. November 1633, befleckte aber seinen Ruf nach der Einnahme der Stadt durch harte Gelderpressungen gegen die katholische Geistlichkeit, und durch willkürliches Verfahren überhaupt. Nachdem Regensburg gefallen war, erneuerte der Kurfürst von Baiern bei Wallenstein seine Bitten um Hülfe. Er stellte ihm hiebei vor, daß ausserdem Bernhard über ganz Baiern sich ergießen, an der Donau sich festsezen und endlich bis Linz vordringen werde. Auch Ferdinand II. gab dem Friedländer wiederholte Be-

fehle, Baiern zu schüzen; indessen alle diese Schritte waren wiederum vergeblich, und Wallenstein befahl sogar dem Grafen Gallas still zu halten, als dieser auf besonderes Begehren Maximilians zum Schuze von Baiern aufbrechen wollte. Als sich Bernhard von Weimar nun wirklich über ganz Niederbaiern ausbreitete, und außer Straubing auch Cham eroberte, als demnach die zweite Vorhersagung Maximilians ebenfalls eingetroffen war, sezte sich der Herzog von Friedland endlich von Pilsen aus mit 10,000 Mann gegen Baiern in Marsch. In einem vorausgesendeten Brief an den Kurfürsten vom 27. November 1633 versprach er entscheidende Unternehmungen [9]), doch schon bei Furt in Böhmen machte er wieder Halt. Hier wollte er auf ein Mal gefunden haben, daß man gegen den Feind nichts ausrichten könne. Er schrieb dieß dem Kurfürsten mit der Bemerkung, daß er wieder tiefer nach Böhmen zu ziehen entschlossen sei. Da gleichzeitig der Herzog Bernhard mit seinem siegreichen Heere sich näherte, so führte Wallenstein seinen Vorsaz sogleich auch aus, und erschien unverrichteter Dinge bald wieder in Pilsen. Hier machte er sofort Anstalten, um seine Armee, zur Beziehung der Winterquartiere, in Böhmen zu vertheilen, ja er begehrte sogar zur Förderung dieses Vorhabens die Mitwirkung eines kaiserlichen Commissairs.

Acht und vierzigstes Hauptstück.

Nähere Unterhandlungen des Herzogs von Friedland mit Frankreich und Schweden. Absezung desselben.

(December 1633, und Januar 1634.)

Ferdinand II. war schon sehr ungehalten, als ihm kund wurde, daß Herzog von Friedland, allen Befehlen und Bitten zum Troz, Regensburg preis gegeben und dem Kurfürsten Maximilian überhaupt alle Hülfe verweigert habe. Da er nun vollends die Absicht seines Feldherrn erfuhr, die Winterquartiere in Böhmen zu nehmen, so stieg seine Unzufriedenheit auf das Höchste. Gewohnt, mit großer Behutsamkeit zu handeln, wollte aber der Kaiser seinen Unmuth auch jezt noch einmal bekämpfen, oder wenigstens verbergen, und den Herzog von Friedland auf dem Wege der Güte bewegen, seine Winterquartiere außerhalb der kaiserlichen Erblande zu nehmen. Der Hofkriegsrath von Questenberg, welchen Wallenstein selbst zur Ordnung dieses Gegenstandes als kaiserlichen Commissair sich erbeten hatte, wurde von Ferdinand II. beauftragt, den Friedländer nach seinem Willen zu stimmen. Seinen Aufträgen gemäß, machte Questenberg dem General nun die eindringlichsten Vorstellungen; indessen selbst bei diesem Verlangen zeigte sich Wallenstein entschieden widerspenstig. Ferdinand II., schon über die Mißachtung seiner Befehle zur Unterstü-

[9]) Er schrieb also: „Morgenden Tag früh ziehe ich fort, in sechs Tagen hoffe ich nicht weit vom Donaustrom zu sein; ich will mit starken Tagreisen eilen, damit nicht allein des Feindes ferneres Vorhaben gehindert werde, sondern ihm auch die jezige Impressa nach Regensburg gereue."

zung Maximilians tief gekränkt, war mit Recht besorgt, durch den fortgesezten Ungehorsam seines Feldherrn alles Ansehen zu verlieren. Er gab dem leztern deßhalb durch Questenberg ausdrücklich zu bedenken, wie sehr er in den Augen anderer Monarchen herabgesezt werden müsse, wenn auch in Betreff der Winterquartiere sein Wunsch nicht geachtet werde [1]). Dessenungeachtet beharrte Wallenstein hochfahrend und herrisch auf seinem Willen. In dem Rathe des Kaisers war schon früher mancher Verdacht gegen den räthselhaften Oberfeldherrn laut geworden, die jüngsten Vorfälle erregten nun vollends wirkliche Unruhe, und es schien an der Zeit zu sein, sich zu durchgreifenden Maaßregeln zu entschließen. Allein der vorsichtige Kaiser wollte erst über die Stimmung der Armee sich genauer unterrichten, und also noch ein Mal in der Güte mit seinem Feldherrn sich vertragen. Auch in Ansehung der Winterquartiere gab er deßhalb nach, soviel daß friedländische Hauptheer selbst betraf. Dagegen verlangte er wiederholt, daß der Baron Suys seinem frühern Befehle zu Folge mit allen Regimentern ob der Ens über den Inn gehe, um den Kurfürsten von Baiern zu unterstüzen. Zugleich sollte der Herzog von Friedland von seinem Heer 1500 Fußgänger und wenigstens 1000 Reiter zur Verstärkung des Grafen Strozzi und Johannes von Werth abschicken. Wallenstein, welcher in jedem Befehle zu Truppen-Entsendungen von seinem Heere nur eine Absicht, ihn zu schwächen, und allmälig zu entwaffnen sah, lehnte auch das zweite Begehren Ferdinands II. entschieden ab. Um den Bruch noch für einige Zeit zu verhindern, fügte sich der Kaiser endlich auch im zweiten Punkt dem Willen seines Feldherrn, und nahm es sogar auf sich, die Vorräthe für das Heer noch durch Zufuhren aus Oestreich und Ungarn zu verstärken. Zugleich übersendete er ihm an Geld 100,000 Gulden, obwohl er dadurch sich selbst Einschränkungen auferlegen mußte [2]).

So schien freilich die Einigkeit zwischen Ferdinand II. und Albrecht von Wallenstein selbst nach den lezten bedenklichen Vorgängen wiederhergestellt worden sein; doch es war dieß nur äußerer Schein, und

---

[1]) Die dießfallsige merkwürdige Erklärung des Kaisers findet sich in den Instruktionen für den Hofkriegsrath von Questenberg, und lautet also: „Wir wünschen, daß alles authore Praetore recht incaminirt, nicht aber die Lande gleich unverschuldeter Weise er per modum violentae Executionis überzogen werden, dadurch Unsere hohe Authoritaet bei denselben verkleinert, auch den fremden Potentaten allerhand Scrupel dürfften erweckt werden, daß wir gleichsam einen *Corregem* an der Hand und in unsern eignen Landen keine freie disposition mehr übrig haben, sondern zusehen müßten, daß die getreuen Landes-Untersassen auch unerhört und ohne alle Barmherzigkeit ruinirt und verderbt werden."

[2]) Auch das Schreiben Ferdinands II., welches beigefügt war, und zugleich die obigen Entschließungen anzeigte, war noch sehr wohlwollend verabfaßt. „Wir haben," erklärte der Kaiser, „aus Ew. Liebden Uns bei dem zurückgelangten Courier eingeschickten Antwort gnädigst ersehen, aus was Ursachen Sie den begehrten Succurs in Baiern itzund für schwach und gleichsam für unmöglich halten, und Uns dabei freundlich erinnern, was Unser Feldmarschall der Graf Aldringen wegen benöthigter Accommodirung selbiger Armada mit den Winterquartieren an dieselben abgehen lassen.

Wie Wir es nun in dem ersten nach seithero veränderter Zeith und ziemlichen Späte des Winters bei Dero Wollmeinung für diesmal bewenden lassen. Auch in dem andern Dero Gutbedünken wegen Unterbringung bemeldetes des Grafen von Aldringen untergebenen Volkes in den Quartieren noch erwarten; So mögen wir Ihro dabei nicht verhalten, daß wir unterdessen zu Gewinnung der Zeit aus sonderlichem Mitleid und Erbarmnuß selbiger Armada üblen Zustand und stets continuirten travagliren allhier mit großer Ungelegenheit und Schmählerung unsers selbstaignen Kheiserl. Knterhaltes ein $\frac{m}{100}$ Fl. beinebens einer starken Anzahl Treid, Wein, Vieh und Haber aus diesem Erzgroßzogthum und Königreich Hungarn zusammenbringen lassen, mit intention solch je bälder, je besser zu Deroselben retraichir und Wiederholung anwenden lassen."

im Geheimen bereitete sich unaufhaltsam der entscheidende Bruch vor. Maximilian von Baiern über das jüngste Benehmen Friedlands auf das äußerste entrüstet, beschloß zu dem Sturze desselben nunmehr einen durchgreifenden Schritt zu thun. Indem er zu solchem Zweck dem Kaiser durch seinen Gesandten Richel am 18. December 1633 eine Zusammenstellung aller seiner Beschwerden wider Wallenstein überreichen ließ, erklärte er zugleich mit Festigkeit, daß ohne die Entfernung Friedlands auch die Hülfe Spaniens, wovon man sich so viel versprochen, unwirksam sein müsse und die gemeinsame Sache überhaupt augenscheinlicher Gefahr ausgesezt werde. Da der spanische Hof diese Vorstellungen Maximilians unterstützte, und durch seinen Botschafter Onnate zu Wien eifrig an dem Sturze Friedlands arbeitete, so entschloß sich der Kaiser gegen das Ende des Jahres 1633, den Herzog von Friedland des Oberbefehls über sein Heer wirklich von Neuem zu entheben. Die Vollziehung des Beschlusses wurde noch für einige Zeit verschoben, um inzwischen der Treue der einflußreichsten Generale sich zu versichern. Schon am 30. December 1633 schrieb Richel, der bairische Gesandte in Wien, an seinen Kurfürsten, „daß der Kaiser sich bereits resolvirt habe, dem Wallenstein die Kriegsdirection abzunehmen, daß man aber, ehe es publik werde, sich noch der Treue der bedeutendsten Generäle der Armee versichern wolle, zu welchem Zwecke der Comenthur von Blumenthal zum Gallas, der Walmerode zum Aldringen geschickt worden seien und auch mit anderen Generälen gehörig unterhandelt werde. Der Kaiser stehe noch an, was er mit des Herzogs Person vornehmen wolle; ihn ganz frei zu lassen sei bedenklich, mit Arrest und gänzlicher Captur zu verfahren, habe auch seine Schwierigkeiten, man habe noch keine Resolution gefaßt, er wolle die Erklärung der Generäle und die Zurückkunft des Grafen Trautmannsdorf abwarten. Uebrigens sei Verdacht vorhanden, daß Friedland mit Frankreich tractire und man sei den, wider das Haus Oestreich gerichteten Practiken desselben mit dem Arnim auf der Spur."

Albrecht von Wallenstein war über die Stimmung des Hofes gegen ihn stets sehr wohl unterrichtet. Schon bei seiner Rückkehr vom schlesischen Feldzug im Herbste 1633, und bevor er den scheinbaren Zug nach Baiern unternahm, hatte er in Pilsen den Grafen von Trautmannsdorf zu sich berufen, und sich bitter beklagt, daß die Minister seiner kaiserlichen Majestät so übel von ihm sprächen. Er fühle sich dadurch so sehr beleidiget, daß er den Oberbefehl über das Heer niederlegen werde. Ferdinand II. wollte aus Gründen der Politik dem Herzog von Friedland die bevorstehende Absezung noch verbergen, ja sogar dem Verdacht desselben über die Stimmung des Hofes entgegenwirken, und er antwortete deßhalb dem Grafen von Trautmannsdorf, daß er von keinen üblen Nachreden gegen Friedland etwas wisse [3]); doch Lezterer kannte den Kaiser sowie die wahre Sachlage zu gut: er traute daher der beruhigenden Versicherung nicht, sondern rüstete sich im Geheimen zur Vertheidigung gegen die Angriffe seiner Feinde. Am 24. December 1633 hatte Ferdinand II. die Verlegung der Winterquartiere nach Böhmen genehmiget, oder den scheinbaren Frieden mit seinem Feldherrn geschlossen, und schon am 1. Januar 1634 erließ Graf Kinsky

[3]) Ferdinand II. drückte sich in dem Briefe an den Grafen Trautmannsdorf in folgender Weise aus: „Ich habe etliche Eurer eingeschickten Puncten des Herzogen Mecklenburg Liebden Euch eröffnete Beschwernisse betreffend, nach Notturft ersehen.

Nun weis Ich im ersten wegen der angedeuteten Discursen der Sachen nicht zu thun, weil mir nicht namhaft gemacht wird, wer dieselben von ihrer Lbdn. gethan habe; da Ich aber daßelbe, oder auch sonsten wissen wurde wer dergleichen Unnothwendigkeiten für ihre Lbdn. gebracht hatt, wollte ich nicht unterlaßen, darüber fürzunehmen, was von Recht und billigkeit darauf gehören wurd."

ein Schreiben an den Marquis von Feuquières des Inhalts: daß der Herzog von Friedland nunmehr Willens sei, mit Frankreich auf die früher mitgetheilten Bedingungen abzuschließen, und die Uebersendung der Ratification derselben durch den Ueberbringer gewärtige. Mit dieser Depesche wurde ein vertrauter Edelmann abgesendet, um sie dem französischen Botschafter persönlich zu übergeben. Feuquières, welcher inzwischen an seinen Hof gereist, und bei dem Empfange des Briefes Kinsky's eben auf der Rückkehr nach Deutschland begriffen war, äußerte gegen den Abgesandten des Grafen die größte Freude über die empfangene Mittheilung, und versprach, sogleich einen Bevollmächtigten zum Abschlusse des Vertrages abzuordnen. Gleichzeitig sandte er Eilboten an Richelieu, und erbat sich schleunige Verhaltungs-Befehle. Schon unter dem 1. Hornung 1634 wurden diese dahin erlassen, daß Feuquières nach zwei verschiedenen Richtungen mit dem Herzog von Friedland unterhandeln soll, je nachdem nämlich der Herzog offen mit dem Kaiser brechen, oder die Absichten Frankreichs nur im Geheimen unterstüzen wolle. Für den erstern Fall war der französische Botschafter zu großen Verheißungen, ja im Nothfall sogar zum Abschluß auf die Bedingungen des vorigen Jahres, doch mit einer wesentlichen Einschränkuug ermächtiget. Richelieu wollte sich nämlich in Betreff der böhmischen Krone wo möglich nicht schriftlich verbindlich machen, und so sollte Feuquières in diesem Punkte nach Thunlichkeit ausweichen, doch im Nothfall begründeten Ansprüchen Wallensteins auf die böhmische Krone auch schriftlich die Unterstüzung Frankreichs zusichern. Für den Fall, daß der Herzog von Friedland aber nicht den offenen, sondern nur den geheimen Verräther an dem Kaiser machen, sohin ohne mit ihm zu brechen, die Ränke Frankreichs im Stillen fördern wolle, sollte sich die Gegenleistung auf geringere Geldgeschenke und die Verbürgung der Länder beschränken, welche der Herzog früher besessen habe [4]).

Während Graf von Kinsky in solcher Weise mit Frankreich unterhandelte, wurde durch irgend eine Vermittlung zugleich auch eine Verbindung des Friedländers mit den Schweden betrieben. Nähere Urkunden sind zwar hierüber nicht vorhanden, dagegen ist eine Nachricht auf uns übergegangen, welche die Thatsache selbst außer allen Zweifel sezt. Im österreichischen Haus-, Hof- und Staat-Archiv befindet sich nämlich ein Diarium des Generalquartiermeisters Herzogs Bernhard von Weimar, Johanns Christophs von der Grün, worin erzählt wird, „daß der Herzog von Friedland die Vereinigung mit Churſachsen und dem Herzog Bernhard von Weimar begehrt habe, und daß Bernhard anfangs zwar mißtrauisch gewesen, auf eindringliche Gesuche und die Mittheilung eigenthümlicher oder besonderer Umstände am 3. Februar 1634 aber doch von Regensburg aufgebrochen sei, um über Weiden nach Eger zu ziehen, und sich mit Wallenstein zu vereinigen; endlich daß Bernhard in Weiden den Tod Friedlands erfahren, und deßhalb seinen Rückzug nach Regensburg genommen habe [5]).“

---

[4]) Alle oben erzählten Thatsachen sind genau urkundlich erwiesen, auch die Berichterstattungen darüber von mehreren Seiten so übereinstimmend, daß nicht der mindeste Zweifel mehr obwaltet. Wir enthalten uns bei solcher Notorität der Anführung der Urkunden- und Memoiren-Sammlungen selbst.

[5]) Die bestrittene Frage über Wallensteins Schuld oder Unschuld läßt sich bei dem Reichthum der gesammelten Materialien nunmehr mit voller historischer Gewißheit entscheiden. Da der Gegenstand für viele Geschichtsfreunde besonderes Interesse hat, und ein Jeder wünschen wird, sein eigenes Urtheil zu bilden, so ist es nothwendig, die Aktenstücke, von denen die Entscheidung hauptsächlich abhängt, den Lesern vorzulegen. Wir theilen daher das wichtige Zeugniß des Generalquartiermeisters von der Grün im Wesentlichen mit. Dasselbe hat nachstehenden Inhalt:

„Unterdessen verhängte der liebe Gott, daß der Herzog von Friedland, welcher eine lange Zeit her im Reich tyrannisirt und gewüthet, sich seiner wohlverdienten Strafe näherte; fremdes Gut und Blut zwang ihn, daß er sein zor-

Bei den Unterhandlungen zwischen Feuquières und dem Grafen Kinsky kommt nichts von dem Mißtrauen oder Zweifel vor, ob der Einfluß Wallensteins bei seinem Heere wohl so groß sei, um dasselbe durch ein einziges Wort zum Abfall vom Kaiser, und zur Verbindung mit den Feind zu bewegen. Doch bei den Unterhandlungen mit Schweden trat solcher Zweifel sehr stark hervor. Schon der bedächtige Kanzler Oxenstierna fragte den Marschall Arnim bei der oben gemeldeten Unterredung, ob der Herzog von Friedland seiner Generale, Offiziere und Soldaten so gewiß sei? Arnim gestand aber gar zu, daß er hierüber gleichfalls schon große Zweifel gehegt, deßwegen bei Holk angeklopft, doch eine ausweichende Antwort erhalten habe. Gleichwohl glaubte der sächsische Feldmarschall nicht an eine so große Macht des Friedländers über das kaiserliche Heer. Dieser Umstand gab nun zu ganz besonderen Ereignissen Veranlassung.

Als die Unterhandlungen Wallensteins mit Schweden und Bernhard von Weimar eine ernstlichere Wendung genommen haben mochten, verlangte man von lezterer Seite ohne allen Zweifel eine gewisse Bürgschaft, daß Friedland wirklich über sein Heer verfügen könne. Da der Herzog für seinen Uebertritt bedeutende Zugeständnisse forderte, so mußte man auch sicher sein, was er dagegen zu leisten vermöge; denn mit seiner Person allein war den Schweden noch nichts gedient. Zudem forderte es auch schon die Rücksicht auf den eigenen Ruf, vor Allem über das Maß der Macht Wallensteins Gewährschaften zu erhalten, um sich nicht durch ein Bündniß mit einem einzelnen, ohnmächtigen Abentheurer lächerlich zu machen. Unter solchen Verhältnissen war es, daß der Herzog von Friedland in seinem Feldlager zu Pilsen den gesammten Generalen und Obersten seines Heeres durch einen zweiten Vertrauten, den Feldmarschall Illo, in der ersten Hälfte Januars 1634 ankündigen ließ: er sei wegen erlittener Kränkungen von Seite des kaiserlichen Hofes zur Niederlegung des Oberbefehls entschlossen.

In dem friedländischen Heere herrschte damals eine große Unzufriedenheit, weil der Sold nicht richtig ausbezahlt wurde. Viele Obersten und Generale hatten ferner bei der Bildung der neuen Armee

---

nig stolzes Gemüth nicht mehr verbergen konnte, sondern trachtete dem römischen Kaiser nach der Krone des Königreichs Böhmen, und weil er darübe degradirt und entsetzt worden, wollte er mit etlichen ihm beipflichtenden Officieren und Regimentern zu den Evangelischen stoßen; suchte und begehrte derowegen nicht nur allein bei Kursachsen, sondern auch bei Ihro fürstlichen Gnaden Herzog Bernhard, eine Conjunction, dieser aber, als ein hochverständiger Fürst, wollte dem Handel nicht trauen; nichts desto weniger, als er mit vielen Particularitäten erbeten worden, so gab er Ordre, daß seine ganze Armee, zu Eingang des Monats Februarii, bei Regensburg auf dem Generalrendezvous erscheinen sollte. Derowegen der Generalmajor Courville mit dem mehreren Theil der Armee von Straubingen, alwo der Obriste Berghauer mit 800 Mann Gouverneur verblieben, aufgebrochen, und sind erstlich auf Werth (einem wohlgebauten und nicht fern von der Donau gelegenen, dem Bischof von Regensburg gehörigen Marktflecken), dabei ein auf nem Berg ein sehr festes Schloß liegt, hernach auf Donaustauf (welches in gleichem ein feiner Marktflecken ist) wobei ein sehr festes Bergschloß, kommen." „Besagtes Schloß nun war an den Generalmajor Larskagge, welcher daran in eine Achsel geschossen worden, am 11. Jenner mit Accord übergeben. — Nachdem nun die Armee auch bei Regensburg angelangt, so brachen Ihro fürstliche Gnaden, Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, den 3. Februar auf, und liessen zuvor die Stadt am Hof ganz abtragen und ein ander Werk aufrichten und auf das Beste fortificiren. — Ihro fürstliche Gnaden gaben auch dem Herrn Generalmajor Larskagge das Commando in Regensburg, der blieb neben dem Herrn Hans Jakob, Grafen von Thurn, Obristen Hastfer, Obristen Brinken und Andern in 4000 Mann stark in Regensburg, und ging der Marsch von da auf Regenstauf." „Als nun Ihr fürstlichen Gnaden Herzog Bernhard mit der Armee in und um der Weyden angelangt, und verstanden, daß der Herzog von Friedland zu Eger hingerichtet werden, haben dieselbe Ihro Dessein und Marsche geändert, und sind zur Weyden, alda das Hauptquartier war, verblieben, und haben die Regimenter zu Roß und Fuß in die Winterquartiere gehen lassen."

Regimenter oder andere Abtheilungen auf eigene Kosten ausgerüstet, und standen auch wegen solcher Auslagen immer noch in beträchtlichem Vorschuß. Wallenstein sorgte durch sein Ansehen gemeiniglich für Befriedigung oder Sicherstellung seiner höhern Officiere wegen ihrer Guthaben, und gründete vorzüglich hierauf seine Pläne, der Anhänglichkeit der Generale sich zu versichern, und das Heer überhaupt fest an sich anzuschließen. Jezt, wo er in seinen Unterhandlungen mit Schweden über seinen Einfluß bei der Armee eine Urkunde nöthig haben mochte, war die plözliche Androhung seiner Abdankung ein vortreffliches Mittel, bei den Generalen die Besorgniß des Verlustes ihrer Vorschüsse zu erwecken, und dieselben dadurch den Wünschen ihres Oberfeldherrn geneigt zu machen. Geschickte Unterhändler, wie Illo und Terzka (ein dritter Vertrauter Friedlands), mochten dann in solcher Stimmung die Generäle unter wohlgewählten Vorwänden zu den Erklärungen bewegen können, welche man vielleicht wünschte, oder nöthig hatte. In der That wurden die Feld-Obristen durch die Eröffnung Wallensteins sehr bestürzt, und bemühten sich, denselben von seinem Entschlusse wieder abzubringen. Sie sandten daher am 12. Januar 1634 außer dem Feldmarschall Illo, auch die Obersten Vredau, Mohrwald, Loft und Hannersam als Sprecher an ihren Oberfeldherrn ab, versicherten denselben ihrer treuesten Anhänglichkeit, und baten ihn inständigst um Beibehaltung des Commando's. Fürst Friedland nahm die Deputation sehr gnädig auf, und willigte endlich auch in ihre Bitte.

Sei es nun, daß die Vertrauten des Herzogs schon vor der Absendung der bemeldeten Deputation den besorgten Generalen Winke gaben, durch welches Mittel der Feldherr vielleicht bei dem Heere zurückgehalten werden könne, oder sei es, daß man vorgab, die eben geschlossene Uebereinkunft befestigen zu wollen, genug Illo und Terzka legten den Generalen noch am Abend des nämlichen Tages (12. Januar 1634) eine Schrift zur Unterzeichnung vor, worin sich diese eidlich verpflichteten, bis auf ihren lezten Blutstropfen treu zu des Herzogs von Friedland Durchlaucht zu halten. In dieser Schrift war der ausdrückliche Vorbehalt eingerückt: „so lange der Herzog in Seiner Kaiserlichen Majestät Dienst verbleiben, oder der Kaiser ihn zur Beförderung seiner Dienste gebrauchen werde [6]). Indessen es ging ein Gerücht, daß solcher Vorbehalt nur der Schrift, welche den

[6]) Unter Beziehung auf die Gründe der vorhergehenden Anmerkung rücken wir auch dieses wichtige Aktenstück hier ein. Besagter Revers, welcher gemeinhin das Pilsner Verbündniß genannt wird, lautete nämlich wörtlich also:

„Zuwissen hiermit und in Krafft dieses: Demnach wir unterschriebene sämptliche Generals, Offizier vnd andere der Regimenter Commendanten gewiße Nachrichtung bekommen, was gestalt der Durchläuchtige, Hochgeborne Fürst und Herr, Herr Albrecht Herzog zu Mechlenburg, Friedland, Sagan, und Groß Glogau, wegen vielfältiger empfangener Disgusti, ihro zugezogener hochschmählichen Injurien und wider sie angestellte Machinationen, sowohl verweigerter nothwendiger und unkörperlicher Unterhaltung der Armada, die Waffen zu quittiren und sich zu retiriren, gäntzlich entschloßen, und aber wir in Erwägung, daß durch solche Ihrer Fürstlichen Gnaden vorhabende Resignation nicht allein Ihrer Käy. May. Dienst, das bonum publicum und die Kay. Armada leiden, gar unfehlbar zu Grund gehen, besondern wir auch sämmptlichen einiglich, insonderheit, als die wir unsere anjetzige Hoffnung gnädiger Erkenntnuß unserer treuen Dienste jederzeit zu Ihrer Fürstlichen Gnaden setzen, auf Deroselben Fürstlichen Parola in Hoffnung künftiger Recompens und Ergötzlichkeit, all unser Vermögen sammpt unsern Leben treuherzig dargestellet, wann wir der Gestalt Ihrer Fürstl. Gnaden Patrocinii und allzeit gespürter gnädiger Vorsorg beraubet werden sollten, in eusserte Ruin und Verderben gerathen würden, dessen uns auch keine andere Hoffnung machen dörffen, insonderheit wann wir (aller vielfaltigen deßwegen vorgangenen Exempel zugeschweigen) uns allein auf die unlängst vom Herrn Questenberg allhier producirte Kayſ. Instruction und deren Inhalt reflectiren, solches alles mit höchstbestürzten Gemüth vernommen, sondern auch nicht unbillig, unsere und der ganzen Armada gäntzliche Zerrütterung und Untergang zu verhüten,

Generalen vorgelesen oder zuerst vorgelegt, beigefügt, in derjenigen hingegen, welche später zur wirklichen Unterzeichnung dargeboten wurde, ausgelassen worden sei. Welche Glaubwürdigkeit solchem Gerücht beigewohnt habe, wird später untersucht werden, hier ist vorläufig nur des auffallenden Umstandes zu gedenken, daß man zur Vollziehung eines so ernsten Geschäftes ein Gastmahl wählte, welches von Illo den Obersten gegeben wurde, und zu einem besondern Uebermaß im Trunk ausartete.

Nach dem vorbemerkten Gerüchte soll der Revers der Obristen zu Gunsten Wallensteins mit dem angeführten Vorbehalt vor Tisch vorgelesen, jener ohne den Vorbehalt dagegen nach Tisch zur Unterzeichnung herumgeboten worden sein. Wir lassen auch dieß vorläufig dahin gestellt sein, und bemerken nur, daß einige Generale Verdacht schöpften und Mißtrauen äußerten, und daß zwischen ihnen und den ergebensten Anhängern Friedlands erst Vorwürfe, dann fast Degenstiche gewechselt wurden. Dem Obersten Losi sagte man: „er verdiene durch die Fenster geworfen zu werden!“ Isolani drohte den Degen zu ziehen: Andere sprachen von jesuitischen sowie spanischen Anschlägen u. s. w.“ Als der Herzog von Friedland die Auftritte bei dem Gastmahl erfuhr, als er zugleich wahrnahm, daß einige Unterschriften absichtlich ganz unleserlich gezeichnet waren, mußte er billig Bedenken tragen, einen Revers anzunehmen, welcher unter so verdächtigen Vorfällen entstanden war: denn diese Vorgänge konnten unmöglich verborgen bleiben. Er ließ darum die Generale am andern Tage (13. Januar 1634) vor sich kommen, und gab ihnen den Revers zurück, erklärte aber zugleich, daß er jezt auch sein Versprechen, bei dem Heere zu bleiben, zurücknehme, und den Oberbefehl unwiderruflich niederlegen werde. Drückte schon dieser Schritt die Empfindlichkeit des Herzogs über die Schwierigkeiten aus, welche sich in Betreff des Reverses ergeben hatten, so leuchtete solche noch stärker in der Rede durch, womit er die Zurückgabe der Schrift begleitete. Zugleich enthielt diese Anrede die heftigsten Anklagen und Vorwürfe gegen die Umgebung des Kaisers, ja sogar die Beschuldigung, daß man dem Herzog durch Gift nach dem Leben trachte. Dazu kam noch eine trübe Schilderung der Behandlung des Heeres von Oben herab, und die Darlegung der Gefahr, welcher, wegen schlechter Verwaltung der Steuern, die Generale in Ansehung ihrer Forderungen ausgesezt seien. Der Styl des 17. Jahrhunderts war über alles Maß schleppend, schwer-

---

Ihre Fürstl. Gnad. Resignation uns allen und unsere armen Soldaten über die Köpf schwebende Noth, Elend und Ruin unterthänigst durch Herrn Feldmarschalk von Illo und demselben adjungirte vier Obersten, als Herrn Obersten Morwald, Predaw, Losi und Heneersam remonstriren, und darauf dergestalt uns nicht zu laßen, sodern weiters mit Ihro Fürstlichen Gnaden Hold, Protection und Vätterlichen Versorge uns beizuwohnen, sehnliches bitten und ersuchen lassen, Ihr. Fürst. Gn. auch letzlich auf unser unnachlaßliches Flehen und Bitten Ihre zu mehr berührter Resignation stattliche ausgeführte sehr bewegliche Motiven so weit zurück gesetzt, daß sie noch eine Zeitlang, damit sie sehen, was vor Mittel zur Unterhaltung der Armada geschaffet werden möchten, bei uns zu verbleiben, und ohne unser ausdrückliches Vorwissen und Willen von uns und der Armada sich nicht zu begeben gnädigst sich resolviret, als thun wir auch entgegen uns sämmptlich und ein jeglicher insonderheit, kräfftigster beständigster Form rechtens und anstatt eines körperlichen Eides verpflichten, bei hochgedachter Ihrer Fürstl. Gnd. dißfalls ehrbar und getreu zuhalten, so lange Sie in Seiner kaiserlichen Majestät Dienst verbleiben, oder diese zu ihrer Dienste Beförderung Sie gebrauchen werden, auf keinerlei Weise uns zu separiren zu lassen, besondern alles daßelbe, so zu Ihrer und der Armada Conservation gereichet, neben Ihrer Fürstl. Gnad. höchster Möglichkeit zubefordern, und bei, neben und für dieselbe alles das Unser bis auf den letzten Blutstropfen ungespart auffzusetzen, wie wir dann auch, im Fall einer oder der andere unsers Mittels diesem zuwider handeln und sich absondern wollte, sämptlich und ein jeder insondernheit dene oder dieselbe, wie treuloße ehrvergeßene Leuthe, zuverfolgen, auch an dessen Haabe und Gütern, Leib und Leben uns zu rächen schuldig und verbunden sein sollen und wollen.“

fällig und geschmacklos. Als ganz seltsam und eigenthümlich erscheint aber die Sprachweise Wallensteins, welche stark an Stylproben anderer Zeiten erinnert. Es gewährt daher Interesse, ihn selbst zu hören.

„Sie werden vom Herrn Feldmarschall," sprach Wallenstein mit großem Ernst, „meinen Disgusto und Resignation vernommen haben, wasgestalt man mir vom Hof bei Winterszeit unmögliche Impresa, als Regensburg wieder zu nehmen und die Feinde der Orten zu vertilgen, befiehlt, dann auch dem Infante, Herrn Cardinal, mit 6000 Pferden, weil die Infantin in Niederland gestorben, dahin zu convoyiren, welches beides auf keine Weis nicht zu verrichten; Eines wegen der bitter großen Kälte, das Andere wegen weiter Unsicherheit des Weges, und allerhand darzwischen vorhandenen Gefährlichkeiten. Auf 50 bis 60 Meilen wird bereits die Cavalerie, so kaum der halbe Weg, zurückbleiben, verderben, in Feindes Hände die Übrigen gerathen, daß weder Infante, noch Reiterei nach Niederlande kommen wird. So dieses ein Schülerjung begehrt, wäre er werth, daß man ihn mit Ruthen streiche, wann diese (Cavalerie) also verloren, wo wollte man eine andere bekommen, und wie viel uns per resto bleiben. Wann ich nun solchem unzeitigen Schreiben nicht parire, so sucht man mich zu verfolgen. Auch ist sonst kein Mittel von Volk noch Geld mehr. In des Kaisers Erbländern sind Alle ruinirt, restiren noch ihre drei Monatsold; das Geld soll von der Steuer eingebracht sein, ist wer weiß wohin angewendet worden. Der von Questenberg hat mir einmal 100,000 Fl. zugeschickt, mit Andeuten, soll mich damit contentiren lassen. Es wird von Dem, so mir versprochen, nichts gehalten. Der König von Spanien hat mit mir veraccordirt, alle Monat zweimalhunderttausend zu Unterhalt der Armee herzugeben; thut er's nicht wegen seines Herrn Vetters, meinetwegen wird er's wohl nicht thun. Die kaiserlichen Länder frei dabei. Jezt, wo wir hinkommen, oder Quartier begehren, will man uns nicht haben, thut als wenn wir Türken, Teufel oder Tartaren wären; es ist also nichts zu hoffen, und wenn sie gleich viel versprechen, so können sie es doch nicht halten. Es ist der Königin Beichtvater Chorago (Quiroga) bei mir gewesen, hat wohl viel Vertröstung gethan, es sind aber nur Worte. Sie begehren uns lieber, wie sie vorhin geschrieben, die Häls entzwei schlagen zu lassen, als mit etwas zu succuriren. Haben sie doch tentirt, und ist wissend, daß sie mir mit Gift beikommen wollten; dieweilen sie dann mit solchen Machinationen wieder mich nicht feiern, daß ich dadurch erkennen muß, daß meine Ehre und Fama, die ich durch Krieg allezeit bei 28 Jahre rühmlich erhalten, periclitirt, da doch meine treuen großen Dienste viel ein mehreres meritirten, auch nicht sehe wie jezt so leicht das ganze Reich ohne Mittel zu bezwingen, da doch, welches wir vorhin inne, und mit Volk überschwemmt gehabt, haben nun den Feind zu (im) Rücken, mit 6000 Mann aus sehen, von ihm uns aus einem Posto in den andern jagen, so weit bis hieher kommen lassen; haben wir also wie wir stärker gewesen alle Päße und Festungen gehabt, wenig gerichtet, wie viel weniger und schwerer wird jezt geschehen. Der Feind läßt uns stärker werden, läßt uns ins Feld kommen, legt sich in unterschiedliche Päß und hält da eine ganze Armee auf, wenn gleich alle Compagnien und Regimenter complett, werden stark strapazirt, und gehen also zu Grund; kommt der Winter herzu, so müssen wir wieder in unsere Quartire alsdann fängt der ausgeraste Feind erst an Progreß zu machen. Dann nachhero habe ich mich erklärt, wie ich es auch geschrieben, zu resigniren. Hiebei sind etliche Befehlshaber, die allerlei Reden und Gedanken machen, dieselben mögen dem Werk besser nachsinnen. Ich wollte mich lieber todt, dann beim Leben also sehen; ich will mich retiriren, und meine Gesundheit abwarten."

Im Einzelnen mögen bei der Ueberlieferung dieser sonderbaren Rede Verstöße des Berichterstatters oder Abschreibers untergelaufen sein; im Ganzen sprach aber Wallenstein in der Art. Und selbst in dieser

verworrenen Sprache drückt sich noch sein Ingrimm gegen den Kaiser so stark aus, ist das Gemälde von der Ohnmacht Ferdinands II. zur Erhaltung des Heeres, und der Behandlung des leztern so düster. Wer eine Armee wider ihren Herrn aufwiegeln will, wird einen solchen oder einen ähnlichen Vortrag an sie halten. Am Schlusse sprach Friedland von seinem gestrigen Entschlusse, noch einige Zeit den Oberbefehl zu behalten, um den Generälen zu ihren Forderungen zu verhelfen; dann brach er schnell ab, und nickte zum Zeichen der Entlassung der Versammlung mit dem Kopf. Die Obersten begaben sich hierauf zu Illo, und sandten nach einer Berathschlagung eine Deputation an den Herzog mit der Bitte: er möge die Vorgänge bei dem gestrigen Gastmahl entschuldigen, und zwar um so mehr, als sämmtliche Generale jezt besagten Revers zu genehmigen bereit seien. Nach Khevenhiller wurden nun drei neue Reverse ausgestellt, wovon einen der älteste Befehlshaber des Fußvolks, den zweiten der älteste Anführer der Reiterei, und den dritten der General der Kroaten erhielt. Es müssen von derselben Urkunde aber noch mehrere Ausfertigungen versendet worden sein, weil auch Graf Schaffgotsch eine empfing, wie sich später ergeben wird.

Diese Vorgänge waren von der höchsten Wichtigkeit und mußten auf den Kaiser natürlich einen ernsten Eindruck machen. Ferdinand II. erhielt die Berichte darüber noch überhieß zu einer Zeit, wo er durch eine wichtige Entdeckung bereits den Schlüssel zum Verständniß jener Vorfälle empfangen hatte. — Die Unterhandlungen Wallensteins mit Frankreich waren an den Tag gekommen: der Herzog von Savoyen hatte den Kaiser unter Aufklärung vieler Neben-Umstände officiell davon in Kenntniß gesezt [7]). Man wußte insbesondere, daß von friedländischer Seite ein Edelmann abgesendet worden sei, um die Unterhandlungen mit Frankreich einzuleiten. Zugleich erfuhr man den Inhalt derselben vollständig, auch unumstößliche Beweise waren beigefügt, sohin alles entdeckt, dem Kaiser vollkommne Gewißheit gegeben. Und nachdem solches sich ereignet, liefen die Berichte über die Vorgänge in Pilsen ein. Da dieselben von einem General kamen, welcher in die gemeldeten Begebenheiten selbst verwickelt war, so muß hier noch eine Aufklärung der Sachverhältnisse vorausgesendet werden.

Nach dem Schritte der Generale, welcher auf die Berathschlagung im Hause Illo's erfolgte, schien es zwar, daß Friedland auf die Anhänglichkeit derselben bauen könne; indessen in Wahrheit verhielt sich die Sache bedeutend anders. Je größer der Enthusiasmus war, welchen die Rückkehr Wallensteins zu den kaiserlichen Heeren unter den Offizieren und Soldaten derselben hervorrief, desto größere Thaten versprach man sich von des Friedländers zweitem Generalat, und diese Erwartungen wurden getäuscht, wie schon erwähnt worden ist. Während hierdurch das Ansehen Wallensteins zu sinken begann, erweckte ihm zugleich seine Strenge nach der Schlacht bei Lützen geheime Feinde. Die Italiener insbesondere nannten ihn von jener Zeit an den Tyrannen. Bei den Generalen mochten noch andere Beweggründe zur Unzufriedenheit mit beigetragen haben, genug es gab unter ihnen eine geheime Partei gegen Friedland, wie schon die Vorfälle bei dem Gastmale Illo's kund gaben. An der Spitze dieser Partei stand gerade der Mann, auf dessen Treue Wallenstein aus astrologischem Aberglauben am festesten baute, Octavio Graf Piccolomini. Unter gleicher Constellation wie Friedland geboren, sollte er nach des leztern Meinung unzertrennlich an sein Schicksal gebunden, durch die Gleichheit der Geburtssterne ein anderes Ich, der treueste, brü-

[7]) Wie sich aus dem oben eingerückten Schreiben des bairischen Gesandten Richel ergibt, hatte man den Herzog wegen Unterhandlungen mit Frankreich am kaiserlichen Hofe schon im December 1633 im Verdacht. Jezt kam nun officielle Bestätigung und Gewißheit.

derlichste Freund sein [8]). Octavio Piccolomini, ein Meister in der Verstellung, schien freilich in einem solchen Verhältniß zu seinem Oberfeldherrn zu stehen, und solches selbst noch bei den Vorgängen des 12. Januar 1634 in Pilsen bewährt zu haben; denn Er hatte den Revers ebenfalls unterschrieben. Indessen alles war Täuschung: unmittelbar nach jenen Vorfällen beeilte sich Piccolomini vielmehr, dem Kaiser davon sogleich warnenden Bericht zu erstatten [9]). Ferdinand II. empfing die Nachricht bald auch von andern Seiten, und ward nun von seiner vertrauten Umgebung beschworen, schleunige und entscheidende Maaßregeln wider seinen treulosen Feldherrn vorzukehren. Insbesondere rieth der spanische Minister Onnate zu energischen Schritten.

Der Kaiser konnte sich bei dem Zusammentreffen der Mittheilungen des Herzogs von Savoyen mit den Vorgängen in Pilsen nicht verhehlen, daß die Gefahr dringend sei: er berief daher seine Vertrauten: den Grafen von Trautmannsdorf, den Fürsten von Eggenberg, den Bischof von Wien, den Hofkriegsraths-Präsidenten Grafen Schlick, den Beichtvater Lamormain und den Marchese die Grana am 24. Januar 1634 zu einer geheimen Berathschlagung. Ihr wohnten außer des Kaisers ältestem Sohn auch noch der spanische Gesandte Onnate bei. Hier wurde nun nach reiflicher Erwägung aller Verhältnisse der Beschluß gefaßt: 1) daß Albrecht von Wallenstein, Fürst von Friedland, des Oberbefehls über die kaiserlichen Heere entsezt: 2) solcher Oberbefehl vorläufig dem Generallieutenant, Grafen Gallas, übertragen und 3) allen Theilnehmern der Verschwörung zu Pilsen, mit Ausnahme Friedlands und zweier anderer Hauptschuldigen, Illo's und Terzka's, Verzeihung gewährt werde. Ueber diesen Beschluß wurde noch am nämlichen Tag (24. Januar 1634) ein kaiserliches Patent ausgefertiget [10]). Der Vorsicht wegen wurde

---

[8]) Richelieu machte sich über den Aberglauben Wallensteins auf eine geistreiche Weise lustig. Er sagte nämlich: „Eben weil Piccolomini dem Herzog so sehr ähnlich war, hätte sich lezterer vor ihm hüten sollen: denn der Fürst Friedland wußte doch wohl, wie hinterlistig und falsch er selbst sei."

[9]) Nach einigen Nachrichten sezte Piccolomini den Kaiser durch den General Aldringer, nach andern durch die Prinzen von Toskana von dem Ereignisse des 12. Januar 1634 in Kenntniß. Auch der Kurfürst Maximilian von Baiern gab ihm Nachricht davon, und rieth, „da summum periculum in mora, eine geschwinde heroische Resolution zu fassen und ohne Aufschub zu remediren." Dieses Schreiben erhielt der Kaiser aber erst am 25. Januar, sohin nach der Absezung Wallensteins.

[10]) Das kaiserliche Patent vom 24. Januar 1634 hatte folgenden Inhalt:

„Wir Ferdinand n. s. w entbieten N. und N. allen unsern Generalen, Befehlshabern, wie auch allen Obersten, Oberst Leutnanten, Obersten Wachtmeistern, Rittmeistern, Hauptleuthen und allen nachgesetzten Hohen und Niedern Befehlshabern zu Roß und Fuß unsern Kayf. Gnad und alles Guts. Und geben Euch sampt und sonderlichs zu vernehmen, demnach wir auß hochwichtigen und dringenden Ursachen mit unserm gewesenen General Obersten Feldhauptmann eine Enderung vorzunehmen bewegt worden. Was maßen wir eine sonderbare hohe Nothdurfft zu sein erachtet, solches unserer Kayf. Armada, und allen deroselben Hohen und Niedern Offizieren und Befehlshabern, auch Soldaten in gemein zu nottificiren, und offentlich zu verkündigen. Entlassen auch dieselbe aus kayf. Macht, aller Obligation mit welchen dieselbe, erstgedachten General verbunden gewesen. Ordnen und setzen hingegen, daß sie unserm General Feldlieutenant dem Wohlgebornen unsern lieben getreuen Grafen Mathias Gallas u. s. w. entzwischen und so lang, bis wir erstgedachtes Generalat wiederumb bestellen, welches dann förderlich solle geschehen, alle gebührende Respect, Gehorsam, und Folge leisten sollen, nicht weniger als ihr einem von uns bestellten Kriegs General oder General Leutenant zu leisten schuldig und verbunden seid, ohne einige Weigerung oder Verhinderung, als lieb ein jedwedern unter euch ist, unsere schwere Ungnad und dabei in Rechten aufgesetzte Straf und Poen, zu entfliehen. Ob wir zwar auch vernommen, daß etliche unsere Kriegs-Obersten und Offiziere, bei dero den 11. January dieß Jahrs zu Pilsen angestellter Versamblung etwas weitgegangen, und mehr, als von Rechtswegen gebührt, sich eingelaßen. Wir aber darbei soviel befinden, daß ihnen ein anderes eingebildet, und vortheilhaftiger weis vorgehalten, als es billig bei der mit Eid und Pflichten uns so hoch verbundenen Soldatesca, geschehen solle. Als thun wir uns, damit deßwegen niemand

zugleich verordnet, daß die öffentliche Verkündung dieser Beschlüsse vorläufig noch zu unterlassen sei, um vor allem der Treue des Heeres sich zu versichern. Desto eifriger wurde dafür im Geheimen für solchen Zweck gearbeitet. Graf Gallas, welchem das Patent vom 24. Januar 1634 mit den erforderlichen Verhaltungs-Befehlen sogleich zugesendet worden war, zog die Generale Piccolomini, Aldringer, Maradas, Deodat, de Suys und den Marchese de Carello an sich. Mit Vorsicht und nur allmälig wurde das Patent vom 24. Januar 1634 hierauf in weiterkn Kreisen bekannt gemacht, und der Befehl des Grafen Gallas beigefügt: daß die Armee nur ihm sowie den Generälen Piccolomini und Aldringer gehorchen soll [11]). Selbst in Ansehung dieses Befehles wurde die größte Verschwiegenheit dringend eingeschärft [12]). Zugleich erhielten verschiedene Obersten, auf deren Gehorsam bereits gebaut wurde, die Weisung, sofort mit ihrer Mannschaft von Wallenstein sich zu trennen, und nach Prag zu marschiren. Es waren dieß die Obersten Breuner, Beck und Wangler, die Regiments-Commandanten Mohrwald und Tiefenbach, die Obristlieutenans Buchheim, Buire, Rauchhaupt und Streithorst. Hiernächst erließ der Kaiser eigenhändige Schreiben an verschiedene Befehlshaber, theils um sie wegen ihrer Treue zu beloben, wie an Suys und Maradas, theils um ihren Eifer zur Ueberwachung der Armee anzuspornen, wie an Schauenburg im Elsaß. In verschiedenen andern Schreiben Ferdinands II. wurde die vorgenommene Veränderung im Commando verbündeten Reichsständen oder Civil-Gouverneuren zur Bemessung ihres weitern Benehmens angezeigt. Um den treuen Anhängern des Kaisers Zeit zu verschaffen, die empfangenen Befehle zu vollziehen, und

---

zu unverantwortlichen verzweifelten Consilis sich verleiten lasse, hiermit allergnädigst erklären, all es was bißfalls vergangen, nachzusehen und ganz zu vergessen, außerhalb daß wir aus solchen Perdon, neben dem General, noch zwo andere Personen wollen ausgeschlossen haben. Als welche wie wir berichtet sein, so sich zu diesem Werk als Rädelsführer, vor andern gebrauchen laßen. Es sein auch unsere Hohe und Niedere Befehlshaber, und andere Soldaten versichert, wie wir bishero unsere Kayſ. Gnad und Dankbarkeit gegen alle diejenigen so uns treulich gedient, der ganzen Welt bekannt gemacht, wir auch ins künftig, soviel uns immer müglich und erschwinglich sein wird, an uns nicht werden ermangeln laßen. Wie wir auch ohne das, dahin beflißen sein, daß an nothwendigen Proviant und Unterhaltung unsers getreuen Kriegsheeres nichts ermangeln: sondern mit aller Nothwendigkeit versehen werden sollen. Denen wir auch sonsten zu Kayſ. Huld und Gnaden allezeit wohlgeneigt verbleiben.

[11]) Ordonnanz des Grafen Gallas de dato Pilsen den 13. Februar 1634.

„Kraft mir ertheilter Kaiserlicher Patent und bei vermeidung Ihro Kaiserlichen May. Ungnad auch bei Verlust seiner Ehre wolle mein Herr hinführo keine Ordinanzen von dem Herzog zu Friedland noch dem Feldmarschall Ilo noch dem Grafen Terzka annehmen, sondern allein dem nachkommen Was ich oder der Kaiserliche Feldmarschall Graf Aldringen oder Graf Piccolomini befehlen werden.

Actum Pilsen den 13ten Februar 1634.

(L. S.) M. Gallas.

[12]) So schrieb unter andern der Feldmarschall Aldringer an den Obristlieutenant Mohra: „Da der Herr Oberst Beck sich zu Prag nicht befindet so übermache ich Ew. im größten Vertrauen die beiliegende Schrift (bolletino) halten sie dieselbe geheim und laßen sie keiner lebenden Seele (niuna anima vivente) etwas davon erfahren. Kömmt aber der Oberst von Pilsen nach Prag zurück, so können sie ihm dasselbe zeigen, damit er wisse, wie er sich zu verhalten habe. Ich halte mich versichert, daß sie über das Ganze das tiefste Stillschweigen beobachten werden, auch bitte ich Sie den hier ebenfalls beigeschloßenen Brief dem Obersten von Thun zu übergeben. Wollen dieselben an mich schreiben so können sie den Brief nach Wien schicken. Wenn sie vom Grafen Piccolomini einen Befehl erhalten, so haben Sie sich nach Inhalt des bolletino des Grafen von Gallas zu verhalten.

P. S. Drei Tage nachdem Sie Gegenwärtiges werden erhalten haben können sie das bolletino dem Obristlieut. nant, ihrem Cammeraden, zu seiner Nachachtung mittheilen. Hiemit ꝛc.

ergebenster Diener

(Das Original war italienisch.) Johann Graf v. Aldringen.

ihren Anhang möglichſt zu verſtärken, ſuchte Ferdinand II. den Herzog von Friedland ſicher zu machen und unterhielt auch nach der Unterzeichnung des Patentes vom 24. Januar 1634 noch gegen drei Wochen einen freundlichen Briefwechſel mit ihm [13]). Der lezte Brief des Kaiſers iſt vom 13. Februar 1634. Erſt von dieſem Tage an wurde das Abſezungs-Patent auch öffentlich bekannt gemacht.

Dieſe verſchiedenen Vorſichts-Maaßregeln Ferdinands II. und ſeiner Anhänger brachten die gehoffte Wirkung vollkommen hervor. Albrecht von Wallenſtein erfuhr von dem Abſezungs-Patent und den Vorbereitungen zu der Vollziehung deſſelben nicht das Mindeſte, und während insbeſondere Octavio Piccolomini eifrig an ſeinem Untergange arbeitete, hielt ihn der getäuſchte Freund fortwährend für die treueſte Stüze. Dadurch gelang es den Grafen Gallas, Piccolomini und andern Anhängern des Kaiſers einen Feld-Obriſten um den andern auf ihre Seite herüberzuziehen. Bei dem einen wirkten Verſprechen, bei dem andern Drohungen; täglich wuchs der kaiſerliche Anhang, bald ſchien es ſchon gefährlich zu werden, für einen Freund des Friedländers zu gelten, und nun vollendete, wie es in ſolchen Verhältniſſen gewöhnlich iſt, die Einſchüchterung den Sieg Ferdinands II. Mehrere Generäle entſchuldigten ſich ſchon wegen der Vorgänge in Pilſen, andere betheuerten, daran keinen Antheil genommen zu haben, und faſt allgemein war der Wetteifer, den Befehlen des Grafen Gallas oder anderer Anhänger des Kaiſers pünktlich Folge zu leiſten. Insbeſondere ſezten ſich die Regimenter, welche nach Prag berufen waren, ſogleich gehorſam in Marſch, und gelangten richtig an ihren Beſtimmungsort. Jezt hielt man ſich von kaiſerlicher Seite ſchon für ſo ſicher, daß das Patent über die Abſezung Wallenſteins gegen die Mitte Februars in Prag öffentlich angeſchlagen wurde.

In der zweiten Hälfte Hornungs 1634 gelangten die Befehle des Grafen Gallas auch an einige Oberſten in Pilſen, und nun kamen ſie auch zur Kenntniß des Herzogs von Friedland. Von der Nähe der Gefahr genau unterrichtet, rüſtete ſich jezt auch der Herzog eifrig, um ſeinen Gegnern mit den Waffen zu widerſtehen. In ſeinem Auftrage erließ Terzka am 19. Hornung eilligſt Weiſungen an entfernte Befehlshaber, namentlich in Mähren, mit ihrer Mannſchaft ſofort nach Prag aufzubrechen. Dort hoffte ſich Wallenſtein wider den Kaiſer zu behaupten: allein lezterer, welchem an Prag ebenfalls ſehr viel lag, war ihm bereits zuvorgekommen. Am 21. Hornung 1634 erfuhr der Herzog von Friedland die Anſchlagung des Abſezungs-Patents in Prag, und nun erließ er noch dringendere Befehle, um wenigſtens bei Pilſen noch eine anſehnliche Waffenmacht zuſammen zu ziehen. Während ſchon das Regiment Hazfeld beauftragt worden war, nach Pilſen zu rücken, erhielten nun Marabas-Küraſſiere und das Regiment Stanhorſt die Weiſung, nach Beneſchau zu ziehen. Der Artillerie in Prag wurde ferner befohlen, alle ihre Pferde nach Pilſen zu inſtradiren.

Zugleich mit dieſen militairiſchen Vorbereitungen, hatte Albrecht von Wallenſtein auch noch diplomatiſche Vorkehrungen zu treffen geſucht, um den drohenden Schlag von ſeinem Haupte abzulenken. Er verſammelte nämlich am 20. Februar 1634 die Feld-Obriſten, welche noch in und um Pilſen waren, bei ſich,

---

[13]) Zwei Tage nach der Ausfertigung des Abſezungs-Patentes (am 26. Januar 1634) ſchrieb Ferdinand II. an Wallenſtein, und begann den Brief mit der Anrede:

Hochgebohrner lieber Oheim und Fürſt!

(Förſter: Briefe Wallenſteins, Band III., Seite 180.)

Andere Schreiben folgten am 1., 4., 10. und 13. Februar, immer mit Aufträgen im Dienſt, als wäre nicht das Geringſte zwiſchen dem Kaiſer und Wallenſtein vorgefallen.

und verwahrte sich feierlich gegen alle und jede aufrührerische Pläne. Bei dieser Gelegenheit hielt er wiederum eine Rede, und diese war ihres geheimen Sinnes wegen ebenfalls sehr merkwürdig. „Die Herren wissen sich zu erinnern," sprach Herzog Friedland, „was gestalt ich wegen empfangenen Disgusto vom Hof und allerlei wider mich anfangende Machinationen resigniren und retiriren wollen, so habe ich aber auf der Herren Instanz bei Ihnen zu bleiben mich bewegen lassen, bis ich sehe, wie sich Alles zum Krieg anläßt, und ich die Kriegsoperationen bestermaßen zur Ordnung brächte; unterdessen bin ich gut geworden, sie sollen derweil die Rekrutirung und Armatur verlegen, wollte es jedem von dem Meinigen erstatten. Nun ist eine Aenderung geschehen. Graf Altringer ist mit dem Volk aus dem Reich zu Oestreich, daher auch eine Contribution zu hoffen gewesen, eingezogen, zudem ist meistentheils das Steuereinkommen, so sehe ich nicht, daß es die Regierung empfangen, deswegen ich die Herren daher erfordert, sich mit Herrn Feldmarschall Illo zu unterreden; dann für dies Alles bin ich Bürge geworden, wollte also nicht gern in solcher bei ihnen vergeblich stehen bleiben, was für Mittel an die Hand zu nehmen, damit diesfalls jeder seiniges haben möge. Hätte zwar Herr Altringer auch dazu begehrt, ist auf Frauenberg gekommen, sagt sei krank, Herrn Gallas habe ich um ihm geschickt, kommt nicht wieder, weiß nicht, was Ursachen er ausbleibt, will doch verhoffen, werde doch noch kommen. Eines so höre ich spargiren, der Oberst Deodati sei mit seinem Regiment marschirt, weiß nicht wohin, und will vermeinen, ich werde wider den Kaiser und der katholischen Religion was anfangen. Dazu bin ich zu alt geworden, daß ich das nicht thun werde, und hab mein Lebtag gegen die Religion und Kaiser, auch dessen Hoheit nichts nicht tentirt, noch im Sinn. Zu Hof werden viel Sachen begehrt, die vom Reich nimmer können gut geheißen noch consentirt werden, darum bin ich nur dem gemeinen Wesen zum Besten Willens, einen Frieden zu machen, und damit sie darum wissen, wird ihnen Herr Feldmarschall Illo die Tractationspunkte fürhalten, auch will ich etliche Oberste dabei haben, so oft gehandelt wird, damit sie dabei sein und darum wissen. Ich aber will daneben hoffen, sie werden bei mir als ich bei ihnen, auf ihren Instanz, bringen lassen, halten, will jedem sein Contentement geben, dann sollte ich mich ihrer annehmen, und daran ein Spott zu gewarten haben, wäre zu alt dazu, und übel von ihnen und Hof zugleich recompensirt. Derenthalben bin ich ihrer heunt oder morgen gewärtig."

Um die Bedeutung dieser Rede zu enthüllen, muß bemerkt werden, daß Wallenstein bei seinen Anschlägen vornehmlich auf die Häupter der Armee zählte, und zwar nächst Piccolomini auf Gallas und Aldringer. Da die beiden leztern bei dem Verbündniß des 12. Januar 1634 nicht zugegen waren, so berief er sie später dringend nach Pilsen, um sie gleichfalls schriftlich zu binden, und im entscheidenden Augenblick bei sich zu haben. Allein durch Piccolomini gewarnt, und von des Friedländers treulosen Plänen bereits überzeugt, wichen beide dem Befehle aus. Aldringer schüzte eine Krankheit vor, und blieb in Frauenberg bei Maradas, Gallas hingegen, welcher von Wallenstein an Aldringer gesendet wurde, kehrte auch nicht wieder zurück. Dadurch erfuhr der Herzog von Friedland nicht nur, daß er entdeckt sei, sondern er vernahm auch zu seiner Bestürzung, daß er weder auf Aldringer, noch auf Gallas rechnen dürfe, beide sogar gegen sich haben werde. Um wo möglich, jene Häupter der Armee noch an sich zu ziehen, und um Zeit zu gewinnen, wollte er den Gerüchten über seinen beabsichtigten Abfall entgegenwirken, und sich zu dem Ende als Zeugniß eine neue Urkunde der Feld-Obristen in Pilsen verschaffen. Diese waren dazu auch bereitwillig, und unterzeichneten am 20. Februar 1634 die feierliche Erklärung: daß weder der Oberfeldherr, noch seine Unter-Befehlshaber jemals eine Untreue gegen den Kaiser im Sinn gehabt hätten, und

daß insbesondere dem Verbündniß vom 12. Januar keine böse Absicht zum Grund gelegen sei [14]). Am andern Tage (21. Februar 1634) schickte Wallenstein den Obristen Mohrwald mit dieser Urkunde zu

---

[14]) Die Urkunde hat folgenden Inhalt:

„Demnach unlängst unterm Dato 12. January zwischen Uns zu End beschriebenen der Röm. Kais. Maj. respect. Generalissimo und andern General-Officieren, auch Obristen und der Regimenter Commandanten ein gewisser unwiderruflicher Schluß folgender Gestalt beständigst aufgerichtet und getroffen, als daß, dieweilen wir, die sammentliche höchst gedachter Ihrer Kais. Maj. General-Officiere ꝛc. damals gewisse Nachrichtung erlangt, was Maßen der Durchlauchtige Hochgeborne Fürst und Herr, Herr Albrecht Herzog zu Mechelburg, Friedland, Sagan und Großglogau aus allerhand in obberührten getroffnen Schluß angeführten Motiven die Waffen zu quittiren und sich zu retiriren entschlossen, wir aber in höchstnothwendiger pflichtschuldigster Erwägung, was durch sothane unzeitige höchstgedachte Ihre Fürstl. Gnaden vorhabende resignation Ihre Kais. Maj. Dienst dem allgemeinen Wesen und der Armada vor unersetzliches praejudicium, das consequenter Ihrer Maj. Erbkönigreich und Landen für unwiederbringlicher Schaden und uns allen sammt und sonders für Gefahr, ja gänzlich ruin als abgesetzten unfehlbar, ja nothwendig erfolgen müssen, Hochgedachter Ihro Fürstl. Gnaden durch gewisse aus unsrer Mitte hierzu Deputirte solch unser Anliegen unterthänig und gehorsamlich zu Gemüth geführt und gestehentlich so weit erbeten, daß dieselbe solche Ihre, zu besagter Resignation habende bewegliche, sowohl unsern Deputirten eröffnete als hernachmals in praesenz unser aller wiederholte motiven zurückgesetzt, wie dann auch wir sammetlich und ein Jeder insonderheit bei mehrhochgedachter Ihro Fürstl. Gnaden treu, ehrbar und redlich bis auf den letzten Blutstropfen tapfer zu halten und von derselben auf keinerlei Weis uns separiren, noch separiren zu lassen uns hingegen verbindlich gemacht, gestalt solches obbesagter Schluß mit mehreren ausweiset. Ob nun man zwar keineswegs vermeinet, daß sothaner Schluß weder von einem noch von anderem Theil, weder in universali noch in particulari ungleich sollte aufgenommen, oder in anderen Verstand, als er gemeinet, torquirt werden, so vernimmt man dennoch, daß etzliche hiervon übel reden und sogar ob solches wider Ihre Kais. Maj. und Dero Hoheit und die Religion angesehen, fälschlich ausgeben und dadurch allerhand diffidenzen anzuspüren ihnen unterstehen wollen; wann es aber mit sothanem Schluß eine solche Meinung auf keinerlei Weise hat, Unser Keinem auch Niemals in Sinn, Herz oder Gedanken gestiegen, wider Ihre Kais. Maj., oder Unsere, mehrentheils eigene, Religion das geringste zu gedenken, weniger eine Machination anzustellen, als ist deswegen allen denjenigen, so dergleiche falsche Auflagen wider uns sammtlich, oder einen jeden insonderheit auszugeben ihnen unterstehen, hiermit per expressum zu contradiciren und an beiden Theilen hiegegen zu protestiren, vor nothwendig befunden. Und thun zuvörderst Wir, Albrecht Herzog zu Meckelnburg, diesenfalls in optima forma hinwider bedingen und hiermit alle Ihr Kais. Maj. Unterschriebene General-Officiere, Obriste und der Regimenter Commandanten nochmals versichern, daß Uns niemals in Sinn gekommen, das Geringste, so Ihrer Kaiserl. Maj., Dero Hoheit, noch der Religion zuwider zu gestatten, noch weniger selbst zu practisiren, sondern daß Wir einzig und allein auf unnachläßliches Bitten der Officiere Ihro Maj. Dienst und der Armada zum Besten bis dato verblieben, jedoch wegen der vielfältig gegen uns angestellten machinationen Uns in guter Sicherheit zu erhalten in solchen Schluß gewilligt und thun solchem nach hiermit unser voriges, der Armada gethane Versprechen erwidern, benebens auch im Fall sie, daß Wir das geringste wider Ihro Kais. Maj. und Dero Hoheit oder die Religion zu attendiren uns unterstehen vermerken, werden sie derjenigen obligation, womit sie Uns vor diesem als anjetzo sich verbindlich gemacht, sämmtlich und ein jeder insonderheit kraft dieses von uns losgesprochen, sonsten aber Uns versehend, daß die Herren General-Officiere, Obriste und andere mitunterschriebene ebenmäßig desjenigen, so sie Unserer Sicherheit halber Uns versprochen, wirklich adimpliren werden. Wie dann gleicher gestalt wir, die Sämmtlichen General-Officiere, Obristen und der Regimenter Commandanten ebenmäßig, daß Unser keiner das Geringste wider Ihre Kais. Maj. und mehrentheils unsere eigene Religion gedacht, noch weniger zu machiniren uns unterstanden, hiermit protestiren, sonsten aber alles dasselbe, so wie mehrgedachter Ihro Fürstl. Gnaden, als welcher auf unser unnachläßliches Bitten so weit sich herausgelassen und bei Uns Ihr Kais. Maj. Dienst und der Armada consequenter Uns einzig zum Besten zu bleiben, gnädig versprochen, Ihrer Sicherheit halber schrift- und mündlich uns verobligirt, anhero widerholen und wie wir noch beinebens für Ihro Fürstl. Gnaden bis auf den letzten Blutstropfen unausetzlich zu halten und allen dem, so vorhin verschrieben, ohne einige Gefährde mit Darstreckung Leib, Ehre, Güter und Blutes wirklich und ohn einige Widerrede und Befehl nachzukommen. Urkundlich haben Wir, Albrecht Herzog zu Mechelburg und Friedland, sowohl die sämmtliche General-Officier, Obriste

dem Kaiſer. Damit aber die Zeit, welche man in ſolcher Art gewonnen zu haben glaubte, auf das beſte benüzt werde, ging an dem nämlichen Tag ein Eilbote des Grafen Kinsky an den franzöſiſchen Botſchafter Feuquières ab, um denſelben zur ſchleunigen Abſchließung des Bündniſſes zu drängen. Zu gleicher Zeit wurde der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg zu dem Herzog Bernhard von Weimar geſendet. Ihm war von Wallenſtein der Auftrag ertheilt worden, den Herzog Bernhard zu beſtimmen, zum Zwecke der Vereinigung mit den Friedländiſchen den Marſch nach Eger aus allen Kräften zu beſchleunigen.

Neun und vierzigſtes Hauptſtück.

Wallenſteins Ausgang.

(Vom 22. bis 25. Hornung 1634.)

Nachdem der Herzog von Friedland alle Anſtalten zu ſeiner Vereinigung mit Frankreich und Schweden getroffen hatte, erließ er am 22. Februar 1634 auch einen Befehl an die geſammte kaiſerliche Armee, daß man Niemand gehorchen ſoll, als nur ihm, Illo und Terzka. Doch ſeine Gegner hatten noch größere Thätigkeit entwickelt. An verſchiedene treue Heerführer war der Befehl ertheilt worden, dem Feind ſich zu widerſezen, oder ihm auf dem Fuße zu folgen, wenn er zur Unterſtüzung des Friedländers aufbrechen würde. Zugleich hatte Graf Piccolomini den Plan entworfen, den Herzog aus Böhmen zu vertreiben, bevor ſeine Verbündeten ihm Hülfe ſenden könnten. Dieſer Plan wurde nun mit eben ſo viel Umſicht, als Eifer verfolgt. Eine bedeutende, vom beſten Geiſte beſeelte Waffenmacht ſtand in Prag, nur eines Winkes zum Aufbruch gewärtig. Als nun der Abgang der Artillerie-Pferde, welche der Friedländer befohlen hatte, unterblieb, und zugleich mehrere ſeiner Anhänger verhaftet wurden, hielt er ſeine Stellung ſelbſt in Pilſen nicht mehr für haltbar. Seine Hoffnung ſtand jezt einzig auf der baldigen Ankunft der Schweden. Um

---

und der Regimenter Commandanten dieſes mit unſern eigenhändigen Unterſchriften bekräftiget. Geben zu Pilſen, den 20. Februar 1634."

Dieſe Urkunde wurde von dem Herzoge zuerſt und dann von 29 Generalen, Oberſten und Regiments-Commandanten in dieſer Ordnung unterzeichnet:

A. H. z. F.
Julius Heinrich, Herzog zu Sachſen.

Adam Terzka.	Ch. Schaftenberg.	Adl. Heim.	L. Cornete.
M. Wales.	G. v. Breuner.	Cor. Balbiany.	Wildtberg.
Conzoga.	Torrent de la Folle (Valle).	Bernh. Hämerle.	H. v. Wildenfels.
Sparr.	Wilh. Terzky.	F. M. v. Lamboy.	H. Wezuſchetz.
G. v. Ilow.	Peter Loſſy.	Joh. Beck	Nic. Millidrasky.
Ew. Sparr.	Marcus Corpeys.	Pallant v. Marini.	Paul Periſo.
J. Ch. v. Marcin.	Joh. Wangler.	Seb. Gioſza.	Stephan Gutnik.

sich denselben also zu nähern, und zugleich bis zu ihrem Eintreffen einen sichern Stützpunkt zu haben, beschloß er, sich mit den Truppen, welche ihm ergeben geblieben waren, in die Festung Eger einzuschließen.

Welche traurige Wendung hatten die hochfahrenden Entwürfe Albrechts von Wallenstein genommen! Mit einem großen, streitbaren Heere hoffte er als selbstständiger Bundesgenosse Frankreichs und Schwedens aufzutreten, und mit fünf Compagnien vom Regimente des Herzogs Julius von Sachsen, fünf Compagnien vom Regimente Terzka und einigen hundert Reitern zog er am 22. Hornung 1634 Vormittags zwischen neun und zehn Uhr aus Pilsen. Unterwegs erst stieß das Dragonerregiment des Obristen Buttler zu ihm, welches er von der pfälzischen Grenze abgerufen hatte [1]). Am 22. Februar übernachtete Wallenstein in Mies; dort kam ihm Herzog Julius von Sachsen nach, um ihn über die Aechtheit des Absetzungspatents zu befragen. Nicht befriedigt durch die empfangene Antwort, weil der Marsch nach Eger das gerade Gegentheil nachwies, befahl Herzog Julius nun auch den fünf Compagnien seines Regiments, den Fürsten Friedland nur bis Plahn zu begleiten [2]). Die Nacht vom 23. auf den 24. Februar brachte Wallenstein mit seinem Gefolge in Plahn zu. Während er am folgenden Tag weiter nach Eger zog, wurde Pilsen von den Kaiserlichen besetzt. Wallenstein hatte in jener Stadt den General Sparr mit den übrigen Compagnien des sächsischen Regiments, und einigen Schwadronen Terzka-Küraſſieren zurückgelassen; Sparr wagte jedoch keinen Widerstand, und ohne Schwertschlag nahmen die Kaiserlichen unter Tavigny und Deodat am 24. von Pilsen Besitz. Nun wurde auch die dortige Artillerie verhindert, dem empfangenen Befehl zu Folge nach Eger aufzubrechen; Wallenstein war fast gänzlich entwaffnet, und traf in einem dürftigen Aufzug am 24. Hornung 1634 zu Eger ein. Er saß in einer unansehnlichen Sänfte, welcher nur einige Kutschen und die Buttlerischen Reiter folgten. In seiner Begleitung befanden sich alle seine Vertrauten, Kinsky, Illo, Adam Terzka und der Rittmeister Neumann. Zugleich mit ihm war ein Mann in Eger eingezogen, welcher an dieser Wendung der Dinge wenig Gefallen fand und darüber ganz eigene Betrachtungen bei sich anstellte, nämlich der Oberst Buttler, ein Irländer. Dieser spielte in dem Ausgange Albrechts von Wallensteins die wichtigste Rolle, und wir müssen daher zur vollen Beleuchtung der Ereigniſſe etwas weiter ausholen [3]).

Walter Buttler war in den Wintermonaten von 1633 bis 1634 von dem Oberfeldherrn beauftragt worden, mit seinem Dragoner-Regiment die Päſſe zu bewachen, welche die Oberpfalz mit Böhmen verbinden. Er hatte zu dem Ende sein Hauptquartier in Klatrup genommen, während seine Reiter gegen die Pfalz zu, der Grenze entlang, vertheilt waren. Im Hornung 1634 traf einstens um Mitternacht

---

[1]) Nach den gewöhnlichen Berichten begleiteten 200 Buttlerische Dragoner den Herzog von Friedland schon bei dessen Abzug von Pilsen; bei der großen Bestimmtheit und Glaubwürdigkeit der Erzählung von Patricius Taaffe, wovon sogleich die Rede sein wird, muß dagegen angenommen werden, daß die Reiter-Bedeckung Wallensteins bei dem Abgang von Pilsen einem andern Regimente angehörte.

[2]) Einige Nachrichten besagen gleichwohl, daß die fünf sächsischen Compagnien noch in Eger bei Wallenstein waren.

[3]) Die nun folgende Darstellung gründet sich hauptsächlich auf die Erzählung des Patricius Taaffe, des Feldkaplans Buttlers. Taaffe wurde mehrere Jahre nach den zu schildernden Ereigniſſen, denen er zum Theil selbst beiwohnte, von einem Freunde um die Erzählung derselben ersucht. Er entsprach diesem Wunsche, und verbreitete sich über alle Vorgänge mit einer solchen Bestimmtheit und Unbefangenheit, mit so offenbarer Wahrheitsliebe, daß seine Relation die vorzüglichste Quelle für die Darstellung des Ausganges Wallensteins wird. Der Text der Relation ist lateinisch, und befindet sich in dem kaiserlichen Hofkriegsraths-Archiv zu Wien, wurde aber von dem Grafen Mailáth in seiner Geschichte des österreichischen Kaiserstaates (Band III.) in der Ueberſetzung mitgetheilt.

plözlich der Befehl des Oberfeldherrn, Herzogs von Friedland, in Klatrup ein, daß Obrist Buttler, bei Todesstrafe, Angesichts der Ordre sogleich sein ganzes Reiterregiment zusammenziehe und mit demselben unverzüglich nach dem weißen Berg bei Prag marschire. Solcher Befehl befremdete den Obristen Buttler in hohem Grade; denn die Entblößung der Grenze an dieser Seite schien ihm äußerst gefährlich zu sein. Da er nun schon früher den Verdacht geschöpft hatte, daß der Herzog von Friedland auf Abfall von dem Kaiser sinne, so ward er hievon nun fast gänzlich überzeugt. Gewohnt über wichtige Sachen mit seinem vertrauten Feldcaplan, Patricius Taaffe, sich zu berathen oder wenigstens zu unterhalten, ließ Buttler denselben sogleich wecken und zu sich berufen.

„Welch einen seltsamen Befehl erhalte ich so eben von dem Oberfeldherrn!“ rief der Oberst dem eintretenden Kaplan zu;“ ohne Ablösung mit meinem gesammten Regiment sofort nach Prag marschiren, also die Päße von der Oberpfalz nach Böhmen frei geben! Heißt das nicht dem Feinde das Thor öffnen, heißt dieß nicht den Feind sogar zur Besitznahme von Böhmen einladen?“

Schweigend gingen beide Männer in der Stille der Nacht eine Weile umher, dann sagte Buttler, wie aus tiefem Nachdenken plötzlich erwachend:

„Das räthselhafte Benehmen des Herzogs von Friedland hat schon früher öfters den Verdacht in mir erweckt, daß derselbe mit verrätherischen Plänen umgehe; jezt hingegen bin ich fest überzeugt, daß dieß nicht nur wirklich der Fall sei, sondern die Ausführung selbst schon begonnen habe.“

Als Patricius Taaffe noch immer schwieg, fuhr Buttler fort:

„Aber marschiren müssen wir, und zwar auf der Stelle; denn ich darf einem so bestimmten und strengen Befehl den Gehorsam nicht verweigern. Wahrscheinlich finde ich am weißen Berge meinen Tod; kann ich aber nur mehrere treue und redliche Männer meiner Gesinnung ermitteln, so werde ich nicht ungerächt sterben, ja es scheint mir, daß der weiße Berg mehr vom Blute geröthet werden wird, als in der Schlacht gegen den Pfalzgrafen Friedrich!“

Nachdem sich Buttler hierauf mit seinem Feldcaplan berathen hatte, ordnete er Eilboten an alle Abtheilungen seines Regiments mit dem strengen Befehle ab, augenblicklich aufzusitzen, und eiligst im Standquartier des Obersten zu erscheinen.

Der Befehl wurde pünktlich vollzogen, und bald war das Regiment, 1000 Mann stark, auf dem Marsche nach Pilsen. Ungefähr auf der Hälfte des Weges stieß dasselbe an der Straße von Pilsen nach Mies auf mehrere Wagen, welche von einer kleinen Anzahl Fußgänger und einigen Reitern begleitet wurden. Es war der ärmliche Zug des Herzogs von Friedland gen Eger. Sogleich trennte sich ein Offizier mit wenigen Reitern (es war Graf Terzka oder der Feldmarschall Illo, der Berichterstatter wußte es nicht mehr genau,) von dem Zug, sprengte an den Oberst Buttler heran, und befahl ihm aus Auftrag des Herzogs von Friedland, demselben nach Mies zu folgen. Buttler gehorchte.

Als die gesammte Truppe Nachts in Mies angelangt war, wurde Oberst Buttler mit den Fahnen in die Stadt gelegt, allen Soldaten seines Regiments hingegen das Feld außerhalb der Mauern zum Lager angewiesen. Buttler erblickte hierin ein Mißtrauen gegen seine Person, und ward dadurch noch mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß Wallenstein vom Kaiser abgefallen sei. Während der Nacht berieth sich der Oberst abermals mit seinem Feldcaplan, was in einer solchen mißlichen und gefährlichen Lage zu thun sei? Der Caplan rieth zur Flucht.

„Da sei Gott vor!“ rief Walter Buttler mit Ernst. Flucht in diesem wichtigen Augenblick wäre

schmachvoll, jedes ächten Mannes unwürdig. Ich würde die Sache des Kaisers verrathen, wollte ich die Fahnen und Soldaten in Stich lassen, und das Weite suchen! Nein ich werde mich nie von meinem Regiment trennen!"

Bei diesem Entschluß verblieb es denn, und am folgenden Tag, (23. Februar) ging der Zug nach Plahn. Oberst Buttler erhielt bei dem Abgang von Mies den Befehl, mit seinen Reitern vor den Wagen und den andern Soldaten zu marschiren. Man fürchtete nämlich, daß er in der Nachhut plötzlich mit seinem ganzen Regiment davon ziehen, und die Wallensteinischen im Stich lassen werde. Auch in Plahn wurde die Vorsicht beobachtet, den Obersten mit den Fahnen in die Stadt, und seine Soldaten in's Feld zu legen. Nach der Ankunft daselbst ließ Buttler seinen treuen Feldkaplan abermals rufen, und beauftragte ihn alsdann, unverzüglich den Grafen Gallas, oder den Grafen Piccolomini aufzusuchen. Wen er zuerst finden würde, dem möge er sagen, daß Oberst Buttler dem Herzog Friedland nur aus Zwang folge, unter allen Umständen aber nichts gegen den Kaiser unternehmen, vielmehr dessen treuer Diener verbleiben werde [4]). Nachdem der Oberst dem Geistlichen noch einige Zeilen in englischer Sprache eingehändiget hatte, um dieselben als ein Zeichen seiner Gesinnungen dem einen oder dem andern der genannten kaiserlichen Heerführer zu überbringen, wiederholte er auch noch mündlich die feste Entschließung, bei der Sache des Kaisers auszuharren. „Vielleicht," schloß er endlich seine Rede an Patricius Taaffe, „bin ich von der Vorsehung ausersehen, in dieser verwickelten und seltsamen Lage irgend eine heroische That zu vollbringen!"

Patricius Taaffe machte sich hierauf sogleich auf den Weg, indem er die Richtung gegen Pilsen einschlug [5]). Den Grafen Piccolamini fand er zuerst, und diesen hinterbrachte er nun getreulich alle Aufträge Buttlers. Octavio Piccolomini war darüber sehr erfreut, und bemerkte dem Feldcaplan, daß er den Obristen Buttler stets für einen treuen Anhänger des Kaisers gehalten habe. Weil es in übler Gesellschaft aber schwierig sei, der Verführuug zu widerstehen, so sei es rathsam, daß der Obrist sich sobald, wie möglich, mit seinem Regimente von den Abgefallenen trenne. Piccolomini beauftragte den Feldcaplan, dieß sogleich an Buttler mit der Ermunterung zu schreiben, den Herzog von Friedland todt oder lebendig mitzubringen. Er fügte noch bei, daß er selbst das Nämliche auf anderem Wege dem Obristen schriftlich auftragen werde.

Albrecht von Wallenstein, welcher von allem dem nichts ahnete, war am 24. Hornung 1634 von Plahn aufgebrochen, um die Reise nach Eger an diesem Tag zu vollenden. Während des Marsches ließ er den Obristen Buttler an seine Sänfte beschelden, um demselben noch vor dem Einzug in Eger wichtige Mittheilungen zu machen. Fürst Friedland hatte zur Zeit seiner Macht den Obristen nicht eben besonders begünstiget, und er hielt es deßwegen für nothwendig, sich hierüber zu entschuldigen, und zugleich bedeu-

---

[4]) Die Briefe von Gallas und Diodati stimmen hiemit vollkommen überein, und erhöhen noch mehr die Glaubwürdigkeit der Erzählung von Patricius Taaffe. Gallas berichtete nämlich dem Kaiser nach dem Abgang Wallensteins von Pilsen: „Der Oberst Buttler hat mir entbieten lassen, er wolle bei Euer Majestät treu verbleiben, sein Bestes thun und seinen Pflichten gegen Derselben nachkommen, welches dazu nicht wenig helfen wird, den Verräthern ihre Intention zu verhindern." Eben so schrieb Diodati an Gallas: „Daß der arme Cavalier (Buttler) nur gezwungen nach Eger gegangen sei, daß er aber schon ihm, Diodati, geschrieben, daß er sich entfernen werde!"

[5]) Genannter Feldcaplan ist in seiner Erzählung der Vorfälle so gewissenhaft, daß er hier bemerkt: „Von dem, was ich bisher berichtet habe, war ich selbst Augenzeuge; was ich von jezt an erzähle, habe ich dagegen unmittelbar aus dem Munde Buttlers, den ich stets wahrheitliebend fand."

tende Versprechungen für die Zukunft beizufügen. In der eigenthümlichen Art, sich auszudrücken, sprach er, während Buttler neben seiner Sänfte ritt, (der Zug ging nur langsam) in folgender Weise:

„Herr Buttler! ich scheine den Vorwurf zu verdienen, daß ich gegen einen so tapfern und ausgezeichneten Regiments-Commandanten bisher kaltsinnig, ja fast undankbar war; allein die Schuld liegt nicht an mir, sondern an dem Kaiser, welcher mir viel versprochen hat, um würdige Offiziere und Soldaten belohnen zu können, aber seine Verheißungen nicht erfüllte. Dadurch wurde ich nicht nur verhindert, die Krieger so, wie ich es wünschte zu belohnen, sondern am Ende auch gezwungen, nicht meines eigenen, sondern des Interesse's meiner Offiziere wegen, einen Weg einzuschlagen, auf welchem ich den Kaiser zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten zwingen, sohin die wohlverdienten Offiziere gebührend belohnen kann. Der Herr steht unter diesen nur wenigen nach: damit der Herr nun sehe, wie hoch ich ihn in meiner Achtung stelle, und wie viel ich für ihn zu thun gedenke, will ich dem Herrn zwei Regimenter schenken, eines zu Fuß und eines zu Pferde von den Terzkyschen; ausserdem werde ich zu neuen Werbungen in England, Schottland und Irland dem Herrn 200,000 Thaler durch meinen Gesandten in England anweisen lassen, und einen Musterplaz in Hamburg verschaffen!"

„Durchlauchtige Gnaden," erwiederte Buttler in verstellter Ehrerbietung und Treuherzigkeit, „Dero hohe Gunstbezeugungen erfüllen mich mit dem innigsten Dank. Ich bin kein Unterthan des Kaisers, sohin nur durch die freiwillig übernommene Militairpflicht für die Dauer meiner Dienstzeit an ihn gebunden. Bin ich dieser Pflicht entlediget, so habe ich freie Wahl, wem ich für die Folge dienen will. Doch die Ehre, das höchste Gut des Soldaten, verbietet es strenge, neue Dienste vor der Verabschiedung aus älterer Kapitulation anzunehmen. Um also meine Ehre vor jedem Flecken zu bewahren, will ich bei dem Kaiser um Entlassung aus seinem Heere nachsuchen. Als einem fremden Unterthan und freien Mann kann er mir solche nicht verweigern. Dann werde ich Eurer Durchlaucht mit Freuden dienen, weil ich wohl weiß, daß es keinen größern Feldherrn gibt, als Euer Fürstlichen Gnaden!"

Bald nach dieser Unterredung erfolgte der Einzug in Eger, (24. Februar 1634) und auch dort wurde aus Mißtrauen gegen die Buttlerischen die Einrichtung beibehalten, daß der Oberst mit den Fahnen in die Stadt gelegt, seinen Soldaten dagegen ausserhalb der Mauern ein Lager angewiesen wurde.

Die Besatzung von Eger bildete ein Infanterieregiment Terzka, unter dessen Stabsofficieren sich zwei Schotten befanden, nämlich der Obristlieutenant Gordon und der Obristwachtmeister Leslie. Schon am Abend des 24. Hornung, also kurz nach seiner Ankunft, lud Buttler diese beiden Officiere zur Einnahme von Erfrischungen in sein Quartier. Als der Becher schon wacker gekreist hatte und der Wein allmälig das Herz zu öffnen begann, lenkte Walter Buttler die Unterhaltung auf wichtigere Dinge.

„Meine lieben Kameraden," sagte er plötzlich mit Zutraulichkeit, „ich komme hierher fast ohne zu wissen wie. An einen so seltsamen Zug hätte ich wohl niemals gedacht. Muß es nicht im hohen Grad befremden, daß unser Oberfeldherr, der gemeiniglich nur an der Spitze von 50,000 Mann, oder nicht viel weniger, wider den Feind zieht, jetzt mit einer Handvoll Truppen ihm entgegengeht. Es verlangt mich lebhaft, eure Ansicht über solche wunderbare Sachen zu vernehmen!"

„Die Unternehmung riecht stark nach Abfall und Verrath!" bemerkten Gordon und Leslie einmüthig.

„Ganz meine Meinung," rief Buttler mit Eifer. „Aber nun müssen wir mit einander zu

Rathe gehen, wie die Verrätherei noch zu verhindern sei. Wir sind Ausländer, und haben außer der Ehre kein Gut; wollen wir also diese fleckenlos bewahren, und unsere Treue gegen den Kaiser bethätigen!"

Da die Schotten Gordon und Leslie Protestanten, und noch überdieß Terzky'sche Officiere waren, so wollte Buttler, trotz der ihm wohlgefälligen Erklärung derselben, nicht sogleich mit seinem ganzen Plan heraustreten, sondern er verbarg vielmehr seine eigentlichen Absichten, damit seine Gäste wo möglich aus eigener Ueberlegung zu gleichen Entschließungen gelangen möchten. Deßhalb fragte er beide wieder um ihre Meinung, was nun wohl zu thun sei? Gordon verwahrte, als Festungs-Commandant, die Schlüssel zu den Thoren der Stadt. Er konnte die beiden Kamaraden leicht ins Freie führen, und rieth deßhalb zur Flucht. Nachdem sich Buttler diesem Vorschlag abermals widersetzt hatte, rief der Obristwachtmeister Leslie, wie nach tiefem Nachdenken, mit einem Male lebhaft aus:

„Lasset uns die Verräther tödten!"

„Einverstanden, von ganzer Seele einverstanden!" erklärte freudig Buttler. Dann fuhr er also fort: „Wenn Ihr mir beistehen wollet, meine Brüder, so will ich die That ausführen. Ich nehme das Schwerste davon auf mich: helfet Ihr mir nur in so weit, daß einige meiner treuen Offiziere und Soldaten (wie Buttler meistens Irländer) in die Stadt eingelassen werden!"

Obristlieutenant Gordon weigerte sich anfangs, dem Plane Buttlers und Leslies beizutreten, und ihm Vorschub zu leisten. Endlich gab er der Zusprache des Irländers nach, und versprach, die begehrte Einlassung Buttlerischer Soldaten in die Festung zu bewerkstelligen. Am 25. Hornung 1634 früh des Morgens öffneten Gordon und Leslie heimlich die Thore der Stadt, und sofort wurden eben so heimlich mehrere Offiziere und ungefähr 100 Gemeine des Buttlerischen Regiments in die Stadt eingeschmuggelt, und dort vorsichtig versteckt. Unter den Offizieren befanden sich der Obristwachtmeister Geraldino und die Hauptleute Macdonald, Birch, Brown und Deveroux.

Im Laufe des Tages wurden nun die näheren Berathschlagungen gepflogen, und alle Voranstalten getroffen, welche zur Ausführung der beschlossenen That erforderlich erschienen. Nicht bloß Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland, sondern auch seine treuesten Anhänger, Graf Kinsky, Graf Adam Terzka (beide seine Schwäger), Feldmarschall Illo und Rittmeister Neumann sollten zu gleicher Zeit ermordet werden. Der Herzog hatte bei dem Bürgermeister Pachhälbel am Marktplatze sein Quartier genommen, und hielt sich, wie gewöhnlich, in nüchterner Zurückgezogenheit; Kinsky, Terzka und Illo liebten dagegen die Tafelfreuden, und nahmen Einladung zum Schmause gerne an. Darauf gründeten Buttler und seine Verbündeten ihren Plan. Bei einem Mittagsmale, zu welchem Obristlieutenant Gordon die Vertrauten Wallensteins einlud, sollten zuerst Kinsky, Terzka, Illo und Neumann ermordet, dann Wallenstein selbst rasch überfallen und gleichem Schicksale geweiht werden. Man stand gerade in der Zeit des Carneval; um so bereitwilliger nahmen also Kinsky und seine Freunde die Einladung Gordons an, und baten nur das Mahl, statt Mittags, auf den Abend zu verlegen. Solchem Gesuche wurde ohne Anstand entsprochen, da die Nacht der beabsichtigten That vielleicht noch förderlicher war, als der Tag.

Abends um sechs Uhr (25. Februar 1634) begaben sich Kinsky, Terzka, Illo und Neumann in einer Kutsche zusammen in die Citadelle zu Gordon, und wurden dort freundlich empfangen. Sie waren sehr fröhlich: denn es sollte Botschaft angekommen sein, daß die Schweden schon sehr nahe wären, und am folgenden Tag in Eger einrücken würden. Illo insbesondere hatte dieß erzählt, und ungemeine Freude

geäußert. Solcher Umstand bestärkte den Obristen Buttler noch in seinem Entschlusse, und bestimmte ihn zur Eile.

Nachdem die Gäste bei Gordon in den Thorweg eingefahren waren, setzten sich zahlreiche Patrouillen in Bewegung, um vorgeblich während des Mahles für die Sicherheit der Festung zu sorgen. Dieselben waren für diesen Abend durch 100 Mann unter Anführung von Burzo verstärkt worden, und zwar, wie man versicherte, auf Befehl Wallensteins wegen der Nähe des Feindes. Aber Burzo besetzte mit 20 Mann den Thorweg in Gordons Wohnung und befahl, ohne ausdrückliche Erlaubniß Buttlers Niemand herein oder hinaus zu lassen. Oberst Buttler hatte schon vorher in einem der Seitenzimmer des Speisesaales den Obristwachtmeister Geraldino mit sechs, und in einem anderen den Hauptmann Deverour mit 24 Dragonern verborgen, ihnen sämmtlich bis zum entscheidenden Augenblick tiefe Ruhe empfehlend. Nach solchen Voranstalten hatte das Gastmahl selbst begonnen, und die arglosen Gäste allmälig sehr heiter gestimmt. Als der Nachtisch aufgetragen, und auch die Dienerschaft zu Tisch gegangen war, so wurde die Thüre ihres Speisegemachs mit einer starken Wache besetzt. Immer noch ergötzten sich die Gäste Gordons am Becher, als nach acht Uhr Abends Geraldino und Deverour aus beiden Seitenzimmern zugleich in den Herren-Speisesaal eintraten. „Viva la Austria!“ rief Geraldino: „wer ist gut kaiserlich?“, Deverour. Jetzt sprangen Buttler, Gordon und Leslie von ihren Sitzen auf, ergriffen ein Jeder einen Leuchter und zogen, unter dem Ausruf: „es lebe das Haus Oesterreich!“ ihre Degen. Dieß war das verabredete Zeichen, und sofort drangen die Dragoner auf die verrathenen Gäste ein. Graf Kinsky wurde von den Partisanen durchbohrt, bevor er sich zur Wehr setzen konnte, und hauchte sofort seinen Geist aus; Illo griff rasch nach seinem Degen, den er an die Wand gehängt hatte, wurde aber in demselben Augenblick durch das Rückgrad gestoßen: auch er starb an der tödtlichen Wunde sogleich. Graf Adam von Terzka hatte dagegen seinen Degen erlangt, und sich in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen, um seinen Rücken zu decken. Voll von persönlichem Muth, ein Mann voll Kraft und Tapferkeit, vertheidigte er sich nun standhaft wider die gedungenen Schaaren Buttlers. Er hatte Gordon und Leslie wegen ihrer Verrätherei noch heftige Vorwürfe gemacht, und sie selbst zum Zweikampfe gefordert; als dafür die Dragoner fortwährend auf ihn eindrangen, stieß er zwei derselben nieder, und wehrte, unter dem Schutze seines Kollers von Elendhaut, auch die übrigen so lange von sich ab, daß man ihn nach dem Aberglauben jener Zeit schon für stichfest („gefroren“) hielt. Da indessen während des ungleichen Kampfes sein Koller von den vielen Partisanenstößen doch endlich Risse erhalten hatte, so drangen durch diese die feindlichen Waffen ein, und auch Graf Terzka fand nun seinen Tod. Der Rittmeister Neumann war aus dem Saale glücklich entkommen, wurde indessen auf der Treppe von den aufgestellten Wachen niedergestoßen, weil er das von Buttler gegebene Losungswort nicht wußte. Jetzt wurde beschlossen, sofort auch die Ermordung des Herzogs von Friedland selbst zu vollziehen.

Um zu dem Ende noch größere Vorsicht anzuwenden, ließ Buttler den Marktplatz mit ansehnlicher Mannschaft besetzen, und in den Straßen der Stadt durch 100 frische Dragoner, welche zur Verstärkung der früher eingelassenen, eben erst herbeigezogen worden waren, fleißig die Runde machen. Nachdem Leslie noch überdieß die Hauptwache vom Terzka'schen Regiment für den Kaiser wiederholt in Pflicht genommen hatte, begab sich Hauptmann Deverour mit sechs Dragonern zu der Wohnung Wallensteins. Von der Wache dortselbst an der Thüre wurde er eingelassen, weil er angab, dem Herzog eine Meldung zu hinterbringen. Im Vorzimmer wurde er dagegen von einem Kammerdiener abgewiesen, weil der Fürst sich

ſchon zur Ruhe begeben habe. Deveroux verlangte mit Heftigkeit den Schlüſſel zum Schlafgemach, und der Diener verweigerte ihn mit Entſchloſſenheit. Albrecht von Wallenſtein, durch den Wortwechſel im Schlafe geſtört, erhob ſich, um nach der Urſache des ungeziemenden Geräuſches zu fragen. Als er nun die verzweiflungsvollen Klagetöne der Gräfinnen Terzka und Kinsky aus dem Hintergebäude vernahm, welche ſo eben die Ermordung ihrer Gemahle erfahren hatten, trat er an das Fenſter und fragte die Wache, was vorgehe? In dieſem Augenblick hatte Deveroux die Thüre des Schlafgemachs mit Gewalt aufgeſprengt, und war mit ſeinem bewaffneten Gefolge eingetreten. Während der Herzog von Friedland jezt nach dieſer Seite ſich wandte, richtete Deveroux die Frage an ihn: „Biſt du der Schelm, welcher den Kaiſer um Land und Krone bringen will?“

Albrecht von Wallenſtein, Fürſt von Friedland, errieth nun alles; ohne einen Verſuch zur Rettung zu machen, ohne ein Wort zu ſprechen, breitete er die Arme aus, und empfing den Todesſtoß in die tapfere Bruſt. Lautlos ſtürzte er nieder, und verſchied auf der Stelle.

So endete der Oberfeldherr des kaiſerlichen Heeres am 25. Hornung 1634 zu Eger!

Der Leichnam ward in einen Fußteppich gewickelt und zu den Leichen ſeiner Getreuen in der Citadelle gebracht; von dort führte man ſie weiter auf ein Schloß Illo's bei Mies.

Am andern Tag (26. Hornung) verſammelte Obriſt Buttler den Rath der Stadt, machte ihn mit den blutigen Vorfällen der Nacht, unter Anführung der Beweggründe, bekannt, und nahm ihn von Neuem eidlich für den Kaiſer in Pflicht. Dann begab er ſich zu den Truppen im Lager vor der Stadt, und forderte von ihnen den gleichen Eid. Auch ſie leiſteten ihn ohne Widerrede. Nun traf Buttler Anſtalt, ſich des Abgeſandten Wallenſteins zu Bernhard von Weimar, des Herzogs Franz Albrecht von Lauenburg, zu bemächtigen. Unter den Papieren Friedlands hatte er nämlich einen Brief des Lauenburgers gefunden, welcher deſſen bevorſtehende Ankunft und die baldige Nachfolge ſchwediſcher Truppen meldete. Sofort ließ Buttler verſchiedene Reitergeſchwader nach der Oberpfalz aufbrechen, und dieſen gelang es in der That, den Herzog Franz Albrecht in Eger einzubringen. Bernhard von Weimar befand ſich zwar mit ſtarker Macht auf dem Wege zur Vereinigung mit Wallenſtein, und hatte bereits Weiden erreicht, wie oben erzählt worden iſt. Als er dort jedoch nicht nur die Ermordung Friedlands erfuhr, ſondern auch benachrichtiget wurde, daß alle kaiſerlichen Truppen, ſelbſt jene in und um Eger, dem Kaiſer Ferdinand II. von Neuem den Eid der Treue geſchworen haben, der verſuchte Abfall ſohin gänzlich geſcheitert ſei, bezog er bei Weiden die Winterquartiere. So gerieth Franz Albrecht von Lauenburg in die Hände der kaiſerlichen Reiter. Nunmehr erließ Buttler in Verbindung mit Gordon eine Proclamation an die geſammte kaiſerliche Armee, um dieſelbe von dem Ausgang Wallenſteins, unter Angabe der Veranlaſſung, in Kenntniß zu ſezen, und zur Treue gegen den Kaiſer zu ermahnen. „Wallenſtein,“ heißt es darin, „habe mit den beiden Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg unterhandelt, und nicht nur die Armee, ſondern auch des Kaiſers Erbkönigreiche und Lande in die äuſſerſte Gefahr und Ruin ſtürzen und tractiren wollen. Weshalb ſie, als des Kaiſers Getreue, die nachdrücklichſten Mittel an die Hand genommen, des Kaiſers Soldateſca, Erbkönigreiche und Länder zu conſerviren, und geben ſomit zu wiſſen, daß durch ſonderliche Verhängniß und Schickung Gottes des Allmächtigen und Beiſtand der militairiſchen Execution, geſtrigen Tages alle und jedwede, dahier geweſene Ihrer kaiſerlichen Majeſtät Praktikanten und Rebellanten gänzlich zu nichte gemacht, und vom Leben zum Tod gebracht worden. Schließlich wer-

den Alle aufgefordert, auf die befestigten Orte ein besonderes wachsames Auge zu haben, keiner andern, als von ihrer kaiserlichen Majestät expressemente herkommenden Ordre zu pariren; in Summa des gemeinen Wesens Conservation sich dermaßen angelegen sein zu lassen, wie es des Kaisers Dienst und ihre Pflichtschuldigkeit erfordert[6]."

Die Proclamation verfehlte ihre Wirkung nicht; mit Ausnahme einiger Regimenter in Schlesien, welche vergeblich eine Empörung versuchten, blieb das ganze Heer ruhig, und beharrte im treuen Gehorsam gegen Ferdinand II. Nach allen diesen Fürsorgen Buttlers für den Dienst des Kaisers, meldete er die Ermordung des Herzogs von Friedland sowohl dem einstweiligen Ober-Commandanten, Grafen Gallas, als dem Kaiser selbst[7].

Nach vollbrachter That handelte es sich jezt nur noch um die Belohnung ihrer Werkzeuge. Graf Gallas hatte schon in dem Bericht an den Kaiser, welcher die Katastrophe Wallensteins anzeigte, auf Belohnung Buttlers und Leslie's unter der Bemerkung angetragen, daß von den 12 Dragonern, welche die That vollbracht, einem jeden 500, dem Oberstwachtmeister, der sie angeführt, 2000 und von den beiden Hauptleuten, die ihm assistirt, einem jeden 1000 Thaler geschenkt worden seien. Da Buttler der Besazung von Eger einen Monatssold als Belohnung versprochen hatte, (wahrscheinlich um sie ruhig zu machen); so stellte Gallas den Antrag, auch dieß zu genehmigen, und die Zahlung aus der Hinterlassenschaft Wallensteins zu leisten. Graf Piccolomini machte vollends den Vorschlag, daß überhaupt alle vorgefundenen Gelder, Waffen, Pferde und Schmucksachen Albrechts von Friedland und seiner Schicksalsgenossen unter die Offiziere und Soldaten, welche so gut gearbeitet haben, vertheilt werden sollten[8]. Doch

---

[6]) Die vollständige Proclamation ist abgedruckt in Wallensteins Briefen, herausgegeben von Förster, Band III., Seite 319 und 320.

[7]) In dem Brief an Gallas führt Buttler über die That nähere Umstände an, als in jenem an den Kaiser. Wir wollen daher das Schreiben an Gallas mittheilen, welches also lautete:

„Ew. Excellenz sind meiner gehorsambe Dienste jederzeit bevor. Vnd habe Dero selben Orders an mich empfangen, darinnen mir Ew. Excell. schreiben, daß ich den Herzog, Auch Illav vnd Terzken nit Parirn soll, Welches ich gerne hätte thun wollen, weiln sie aber, (Wie Deroselben Zweifels ohne jetzt wol wissen) in meine Quartier kommen, mich sambt meinem Regiment wied willen mit bieß nach Eger genommen, daselbst ich mit Herrn Obristen Gordon, der sein Quartier alda hat, Beratten, vnd also resolvirt, Weilen Sie Ihre Kayſ. May. Verräther sein, daß ich mit meinen Tragonern heunt nebst ermeldten Herrn Obristen Gordon, den Herzog sambt Illow, Grafen Terzka, vnd Grafen Ginßky sie sämbtl. getödtet haben, Wie daß ich meinen Obristen Wachtmeister zu Euer Excell. schicke, der dieselbe mit mehrern Vnumgänglichkeit berichten wird.

Also gelanget an Euer Excell. mein gehorsambes ersuchen, weiln etwas von der Römisch Kaiserl. May. gelder alhir ist, dis geruhen E. E. zu verordnen, Waß mit dem gelde zu thun ist, ob ich es den Soldaten, so in diesen geholfen, austhellen Laßen soll, Auch wellen 7 Comp. von den Terzkischen Reutern Hier sind Bitte ich E. E. mich berichten, ob ich solche Behalten, vnd ein Regiment Vor mich darauf richten soll. Was auch mit den Todten Körpern solle gehalten werden, Bitte ich E. E. mich durch ermeldten Obristwachtmeist. zu berichten geruhen wollen. Im Vbrigen E. E. gehorsamst bitten, Sie solch meine Treue dies Ihr Kayſ. May. allergnädigst berichten und aus mein hieor ermeldetes Bitten mich durch meinen Obristwachtmeister gnädig in antwort verständigen wollen, welche ich hiemit Göttl. enthalt erhebe, Vnd verbleibe wie zuvor also zu jederzeit.

Sign. Eger den 25sten Febzuar 1634.

Euer Excell.

Buttler.

[8]) Piccolomini motivirte den Vorschlag dadurch:

„daß auf diese Weise aller Verdacht wegfallen wird und sie ebenso bereitwillig Befriedigung erhalten, als sie bereitwillig im Dienste waren, vielleicht auch in der Folge doppelten Antheil erhalten könnten, da, wenn es auf den Eigennutz geht, ein jeder, wenn er sich auch noch so entfernt stellt, gern dabei ist und von den Sachen der Rebellen

es regte ſich auch anderwärts die Begierde mitzutheilen, und die Habſucht gab bei der Einziehung und Verwendung des großen wallenſteiniſchen Vermögens überhaupt ein ſehr ärgerliches Schauſpiel.

Kaiſer Ferdinand II. empfing die Nachricht der Ermordung Friedlands, welche ihm Leslie mit den Berichten von Gallas und Buttler in Perſon überbrachte, auf ſeine gewöhnliche Weiſe, nämlich „mit Dank gegen den Allmächtigen, deſſen göttlicher Wille hierdurch den wider Land und Leute angeſponnenen, böſen Practiken zuvorgekommen!“ Gegen die Vollbringer der That, erwies ſich Ferdinand II. äußerſt gnädig und freigebig. Leslie wurde zum Kammerherrn, Hauptmann der kaiſerlichen Leibgarde und Befehlshaber eines Regimentes ernannt. Buttler hingegen, welcher ſpäter ebenfalls nach Wien reiſte, ward in den Grafenſtand erhoben, und mit dem Kammerherrn-Schlüſſel, zwei Regimentern, einer goldenen Gnadenkette, ſowie mehrerern Gütern beſchenkt. Verhältnißmäßige Belohnung empfingen endlich Obriſtlieutenant Gordon und der Hauptmann, welcher den Herzog von Friedland niederſtieß,... Deverour. Auch dem leztern wurde, außer mehrerern Gütern, eine goldene Gnadenkette verliehen. Für Albrecht von Wallenſtein und deſſen Schickſalsgenoſſen ließ Ferdinand II. 3000 Seelenmeſſen leſen! Das Trauerſpiel war zu Ende!

Ein ſchauderhaftes Nachſpiel gab nur noch der eingeleitete Kriminalprozeß gegen den Grafen Schaffgotſch. Wie wir ſchon bemerkten, wurde bei Gelegenheit des Abfalles von Wallenſtein von einigen Regimentern in Schleſien ein Aufſtand verſucht. Derſelbe wurde von dem Obriſtlieutenant des Grafen, Namens Freiberger, eingeleitet, welcher mit dem Regimente Schaffgotſch und einem böhmiſchen auf den Marktplaz in Troppau zog, und dort beide Regimenter, nach heftigen Ausfällen gegen den Kaiſer, dem Herzog von Friedland Treue ſchwören ließ. Die Bewegung wurde bald unterdrückt, doch dem Grafen Schaffgotſch zur Schuld zugerechnet, weil er ein Exemplar des Pilſener Reverſes vom 12. Januar 1634 in Umlauf gebracht habe. Schaffgotſch wurde für ſchuldig erkannt, und zum Tode verurtheilt. Da er indeſſen im Weſentlichen doch nichts geſtanden hatte, ſo wünſchte man zur Rechtfertigung des Todes-Urtheils oder zur weitern Enthüllung der Verſchwörung nähere Ausſagen des Unglücklichen. Man brachte ihn daher in Folge einer kaiſerlichen Anfrage, ob die Tortur im vorliegenden Fall geſezlich nicht zuläſſig ſei, nach der Verurtheilung erſt noch auf die Folter, und zwar aus Gründen, welche das menſchliche Gefühl empören. Nach der Geſetzesſprache jener traurigen Zeit hieß es nämlich, daß Schaffgotſch, als Verurtheilter, die Menſchenrechte bereits verloren habe, und jezt ſchon als ein bloßer Leichnam zu betrachten ſei, mit dem man machen könne, was man wolle [9]). Das war die gute, alte Zeit! Nach der Folterung wurde Graf Schaffgotſch enthauptet, und ſo das Trauerſpiel geſchloſſen.

Pferden und anderen dergleichen ſich das Beſte nicht vorgefunden hat, woraus ich ſchließe, daß ein jeder gern zugreifen und bei dieſem Geſchäft keinen Anſtand nehmen werde; doch glaube ich, daß die Vertheilung nach der Theilnahme an der Ausführung beſtimmt werden müſſe.“

[9]) Die gräßlichen Entſcheidungsgründe lauteten alſo: „Und irret man jezt gar nit, denn der Schafgotſch bereits in eventum, wegen der angeklagten militäriſchen Verbrechen vom Leben zum Tode condemnirt, daß, wellen an dem statu publico und damit das vorgeweſte *tradiment* eigentlich erkundigt, mehreres gelegen, er dadurch auch in ordine ad se ipsum et majorem poenam nur deſto mehr gravirt wird, als kann er den Rechten nach vor der Execution gar wohl noch torquirt werden und ſolches eben darum und um deſto füglicher, wellen er durch dergleichen condemnation servus poenae wird und nit anders, als ein *cadaver mortuum*, wie die juna reden, zu halten iſt.“

Fünfzigstes Hauptstück.

Urtheil der Geschichte über Wallensteins und des Kaisers Schuld oder Unschuld.

Nachdem die Thatgeschichte über die Anklagen gegen den Herzog von Friedland und die endliche Katastrophe desselben treu und vollständig vorgetragen worden ist, ziemt es sich noch, über Schuld oder Unschuld des Herzogs, sowie über jene des Kaisers nun auch im Ganzen eine übersichtliche Beurtheilung zu liefern, da man hierüber abweichende Ansichten zu erregen, und zu verbreiten gesucht hat.

Wenn im Criminal-Proceß der persönliche Ruf, oder nach dem Kunst-Ausdruck der Leumund des Angeklagten, von großer Bedeutung ist, namentlich bei dem Geschwornen- oder Volksgericht, so muß im vorliegenden Fall bei der Beurtheilung der Anklagen wider den Herzog von Friedland vor allem andern auf den Charakter der damaligen Zeit Rücksicht genommen werden. Daraus ergibt sich zuerst ein Fingerzeig: ob man sich der That zu dem Beschuldigten versehen könne oder nicht?

Die Zeit des dreißigjährigen Krieges war nicht nur in äußern zerstörenden Erscheinungen, sondern auch in deren Triebfedern, den Gesinnungen der Menschen, eine der traurigsten in der Geschichte Deutschlands. Im vorigen Jahrhundert hatte eine tiefe, heilige Begeisterung die Edelsten unsres Volkes ergriffen, und den schönen Wetteifer zur Verbesserung der kirchlichen und staatlichen Zustände, zur Herbeiführung einer edlern Zukunft hervorgerufen. Dort traten wirkliche Grundsätze auf, welche die Selbstsucht darniederhielten, und während der Reformator selbst durch seine Einfachheit und Uneigennützigkeit jenes seltene Beispiel von Tugend gab, welches wir in seiner ganzen Würde und Bedeutung darzustellen Gelegenheit hatten, zeichneten sich auch Viele seiner Anhänger durch Hingebung für die Sache der Reformation, ja sogar durch freudigen Märtyrer-Tod aus. Von allem dem war in der Zeit des Religionskrieges keine Spur mehr vorhanden, der Geist der Menschen vielmehr nur mit dem eigenen Ich und zwar in schrankenloser Habsucht beschäftiget. Viele protestantische Fürsten hatten in der Kirchen-Verbesserung später nur das Mittel zu ihrer Bereicherung und zur Vergrößerung ihrer Gebiete erblickt: gierig streckte sich darum der Arm bald hier, bald dort nach Kirchengütern aus, und solches Beispiel war nicht geeignet, auf Zügelung des Eigennutzes und der Habgier in den untern Ständen hinzuwirken. Als der Religionskrieg selbst ausbrach, zeigte sich die selbstsüchtige Richtung schon in der Lauheit gegen die gemeinsame Sache, und in dem Mangel an Zusammenwirken, welcher endlich das gesammte Reformations-Werk an den Rand des Verderbens brachte. Fremde mußten sich nunmehr einmischen, zugleich das System der Lohnknechte zur Kriegsführung über alles Maaß ausgedehnt, und dem Kampfe überhaupt ein anarchischer Charakter eingedrückt werden. Während nur die Aussicht auf Raub und Kriegsbeute dem Lohnknechte die Waffen in die Hand gab, reizten manche Heerführer ihre wilden Haufen fortwährend noch durch die Hoffnung auf Plünderung. Wo auch dieß nicht geschah, versprach man doch fortwährend reiche Belohnungen aus den Eroberungen, um die Söldner zur Thatkraft anzuspornen. Geld- und Stellengier war bei den Lohnknechten, Geiz nach Ländern und hohen Würden bei den Heerführern meistens die einzige Triebfeder zur Theilnahme

an dem Krieg. Alle Grundsätze waren so sehr verschwunden, daß es etwas sehr gewöhnliches war, wenn ein Söldner, auch bei Beihaltung desselben, wider seinen eigenen Glauben stritt. Im friedländischen Heere fanden sich eine Masse von Protestanten, welche dem Herzog oder dem Kaiser auf das eifrigste dienten, und alle Kräfte anstrengten, die schwedisch-deutsche Partei, sohin die Reformation selbst zu stürzen.

Albrecht von Wallenstein war nicht der Mann, sich über diesen allgemeinen Charakter der Zeit zu erheben; er wurde vielmehr von den Eingebungen der Selbstsucht so sehr beherrscht, als irgend Einer. Zu schmuzigem Geiz sank er allerdings nie herab, er war vielmehr (freilich nur zur Förderung seiner Zwecke) häufig sehr freigebig; allein er kannte außer seinem eigenen Interesse nichts, was ihn zum Handeln bestimmen konnte: Gemeinsinn, Vaterlandsliebe, Wirken für Menschen-Wohl waren ihm Worte ohne Sinn, Tugenden, an die er nicht glaubte. Streben wollte er allerdings, selbst ringen und kämpfen, unter Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren kämpfen; doch nur für sich. Dieß hatte die Geschichte seines ganzen Lebens erwiesen. Er wendete von seinem eigenen Vermögen sehr viel für den Dienst des Kaisers auf, stets wuchs indessen mit seinen Jahren auch sein Reichthum. Hierbei zeigte sich zugleich die freilich nicht seltene Thatsache, daß er auch bei dem größten Wachsthum seines Vermögens keine Sättigung empfand. Nachdem sein Güter-Besitz schon einen bedeutenden Umfang gewonnen hatte, steigerte er solches Vermögen zu dem Werthe mehrerer Millionen, und als er soweit gekommen war, rastete er nicht, bis er sich ein fürstliches Einkommen errungen hatte. Gleiches Uebermaaß offenbarte sein Ehrgeiz. Nachdem er zum Grafen erhoben war, richtete er seine Wünsche auf den Fürsten-Mantel, und als er diesen trug, durch den Besitz des Herzogthums Meklenburg, auf die Erhebung zum wirklichen Landesherrn. Durch sein ungeheures Vermögen an große Pracht, durch seine hohe Befehlshaberstellen an unumschränktes Herrschen, durch Huldigungen gekrönter Häupter an die Gleichstellung mit solchen gewöhnt, vom Kaiser selbst „Oheim“ vom Könige Frankreichs „Vetter“ genannt, vermochte er die Eigenschaft eines Unterthanen, und sei dieß auch ein fürstlicher, nicht mehr zu ertragen, konnte es für ihn nur noch die Wahl geben, unterzugehen, oder als Landesherr seinen Sitz neben den Reichsfürsten einzunehmen.

Wenn nun die Anklage wider Albrecht von Wallenstein dahin geht, daß er nach der Krone Böhmens getrachtet habe, so rechtfertigen seine Neigungen und Grundsätze, seine Persönlichkeit und Handlungsweise, so rechtfertiget das Benehmen seines ganzen Lebens den Ausspruch, daß man sich solcher Entwürfe recht wohl zu ihm versehn könne. In Böhmen hatte er große Besitzthümer und Familien-Verbindungen, dorthin richtete er immer seine politischen Entwürfe, dort vereinigte er in entscheidenden Augenblicken am liebsten seine Waffenmacht: auch kurz vor der versuchten Ausführung der That, deren er beschuldigt wird, hatte er dort sein Heer wider den Wunsch des Kaisers zurückgezogen. Wichtige Umstände erhöhen also noch die Wahrscheinlichkeit, die schon im Allgemeinen die Anklage unterstüzet.

Was den unmittelbaren Beweis anbetrifft, so ist es zuvörderst urkundlich erwiesen, und überhaupt über jeden Zweifel erhaben, daß Graf Kinsky im Jahre 1633 mit dem französischen Hofe über die Erhebung Friedlands zum Könige von Böhmen längere Zeit unterhandelte. Die Vertheidigung führt dagegen an: solche Unterhandlung sei von dem Grafen eigenmächtig, ohne Vorwissen, Auftrag oder Billigung des Herzogs vorgenommen worden. Einem solchen Vorgeben steht nun zuvörderst der bedenkliche Umstand entgegen, daß gleichzeitig mit jenen Unterhandlungen Friedland selbst im schlesischen Feldlager die verdächtigen Aeusserungen fallen ließ:

„Man müsse Frieden schließen, den Kaiser dazu zwingen, die Wahlfreiheit der böhmischen Krone

wiederherstellen!“ Es tritt jenem Vorgeben ferner der noch bedenklichere Umstand entgegen, daß Friedland den Schweden durch Arnim offen ein Bündniß antragen ließ. Wenn die Vertheidigung einwendet, daß dieß nur zum Schein, nur in der Absicht, den Feind zu täuschen, geschehen sei, so ermangelt es solcher Einrede zuvörderst am Beweise, der ihr zur Last fällt, und anderntheils wird sie auch im Wege des Gegenbeweises durch den angeführten verfänglichen Brief Holks, sowie alle nachfolgenden Begebenheiten entkräftet.

Indessen selbst angenommen, Graf Kinsky habe in den Tractaten mit Frankreich ohne Vorwissen des Herzogs gehandelt, so wird Letzterer doch von allen Schritten seines Schwagers feierlich sich losgesagt, in seiner Eigenschaft als kaiserlicher Feldherr seinem Oberhaupte von den Vorfällen sogleich Nachricht gegeben, und überhaupt dem zweideutigen Spiele Kinsky's mit allen Kräften entgegengewirkt haben, sobald er officielle Kenntniß davon erhielt? Doch nein, Friedland that von allem dem das reine Gegentheil! Zu verschiedenen Malen erhielt er von den Schritten seines Schwagers auf officiellem Wege Nachricht: zuerst durch die angeführte Denkschrift des Marquis von Feuquières, welche dieser nach den ersten Unterredungen mit Kinsky an den Herzog von Friedland unmittelbar erließ, und zum andern Mal durch das eigenhändige Schreiben des Königs von Frankreich selbst, worin Letzterer ihn „Vetter“ nannte. Dessenungeachtet verwahrte sich Wallenstein gegen die Unterhandlungen Kinsky's mit Frankreich eben so wenig, als er seinem Hofe davon Nachricht gab, oder sonst etwas that, um seine Mißbilligung auszusprechen und den Umtrieben seines Schwagers entgegenzuwirken. Kinsky bleibt vielmehr in seinem vollsten Vertrauen, umgiebt ihn in den wichtigsten Augenblicken, und begleitet ihn, als er endlich auf dem Zuge zur Vereinigung mit dem Feinde begriffen war.

Dieser Umstand entscheidet alles, wie auch Mailáth sehr richtig hervorgehoben hat[1]). Weil Friedland die Anträge Frankreichs entgegennahm, ohne den Kaiser davon in Kenntniß zu setzen, weil er wußte, daß sein Schwager für ihn mit Frankreich unterhandle, und weil er sich dagegen gleichwohl nicht verwahrte, auch nichts zur Vereitlung solcher Anschläge unternahm, schon aus diesen Gründen war Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland, des Verrathes an dem Kaiser Ferdinand II. schuldig.

Alle folgenden Begebenheiten dienten nur dazu, für das wirkliche Dasein des Verraths neue Belege zu liefern. Albrecht von Wallenstein war kein Freund von raschem Handeln, vielmehr gewöhnt in wichtigen Dingen bis zum Uebermaaß bedenklich zu sein, und fast zu zaudern, um den rechten Augenblick zum Handeln zu erhaschen. Sein astrologischer Aberglaube, welcher zu einem solchen Augenblick immer erst eine günstige Stellung der Gestirne forderte, gab jener Neigung bedeutende Nahrung. Auch in dem beschlossenen Abfall vom Kaiser zauderte Friedland also lange, um für die That alle Gunst der Umstände zu vereinigen. Damit er nicht zu frühe entdeckt werde, verbarg er, vornehmlich in den Unterhandlungen mit Frankreich, seine Person selbst sehr vorsichtig, immer nur den Grafen Kinsky voranstellend, und den Einwand, daß dieser ohne Auftrag gehandelt habe, sich vorbehaltend. Nach seiner Rückkehr aus dem schlesischen Feldzug, im Herbste 1633, schien sein gesammtes Benehmen die Absicht zum endlichen Bruch mit dem Kaiser auszudrücken: denn er giebt Baiern dem Herzog Bernhard von Weimar preis, weiset alle Bitten Maximilians um Hülfe von sich, und widersetzt sich auch den bestimmtesten Befehlen des Kai-

[1]) In seiner Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, Band III.

ſers, dem Kurfürſten beizuſtehen. Gleichwohl rückt er nur langſam der That näher: — das Bündniß mit Frankreich ſollte ſeit dem 1. Januar 1634 wohl endlich abgeſchloſſen werden, doch abermals wird nur Kinsky vorangeſtellt. Endlich erhält der Kaiſer officielle Kunde von den Verhandlungen mit Frankreich, und augenblicklich verwandelt ſich das Zaudern Friedlands in entſchiedenes Handeln. Man machte Veranſtalten, durch das Bündniß der Feldobriſten in Pilſen, die Armee dem Kaiſer zu entfremden, und als dieſelben mißlangen, noch einen Verſuch, jenes Bündniß durch eine verſtellte Verwahrung im Lichte der Unſchuld darzuſtellen; dann aber folgt That auf That: man ſucht die Anhänger des Herzogs erſt bei Prag, dann bei Pilſen zu concentriren, und die Armee durch den Befehl, nur von dem Herzog, Illo und Terzka Weiſungen anzunehmen, für den Uebertritt zu dem Feinde vorzubereiten. Nachdem auch alles dieſes mißlungen war, bricht Wallenſtein mit den Trümmern ſeiner Macht nach Eger auf, um wenigſtens dieſe Feſtung dem Feinde zu überliefern, und mit Hülfe der Schweden Werbungen für eine neue Armee anſtellen zu können. Alle dieſe Thatſachen ſtehen in einem ſolchen eigenthümlichen Zuſammenhange, und werden von ſo auffallenden Umſtänden begleitet, daß die Ausführung des Abfalles augenſcheinlich ſchon ſeit dem neuen Jahr 1634 beſchloſſen war. Wir müſſen uns hierüber etwas ausführlicher verbreiten.

Fürſt Friedland baute ſeine Pläne vornehmlich auf die Geldverlegenheit des Kaiſers, wodurch Letzterer auſſer Stand geſetzt wurde, den Feld-Obriſten ihre Vorſchüſſe zu erſtatten und den Sold des Heeres richtig abzutragen. Mit berechnetem Eifer erweckte er die Furcht der Generale, ihr Guthaben einzubüßen, und malte deßhalb in allen ſeinen Reden lebhaft aus, daß der Kaiſer nicht allein ſeine Verſprechungen nicht halte, ſondern bei dem beſten Willen auch gar nicht erfüllen könne, weil er in den Finanzen gänzlich zerrüttet ſei. Dagegen wird vorgeſtellt, wie gut Friedland ſtets für die Feldobriſten geſorgt habe, und was er noch zu thun gedenke, wenn er am Commando bliebe. Um ſolche Verheißungen, welche allerdings nur von weitem durchſchimmern, erfüllen zu können, bedurfte Wallenſtein großer Geldmittel: die Hülfe Frankreichs ſollte bei dem beabſichtigten Bündniß vorzüglich in Geldzuſchüſſen beſtehen; zwölf Tage vor der Bearbeitung der Generale in Pilſen hatte alſo Kinsky den Vertrag mit Frankreich wirklich abzuſchlieſſen geſucht. Das Pilſener Verbündniß der Feldobriſten ſelbſt war im höchſten Grade anſtößig, und ganz offenbar ein vorbereitender Verſuch, das Heer vom Kaiſer abwendig zu machen. Daß in dem ausgeſtellten Revers der Generale bei dem Vorbehalt über des Kaiſers Dienſt eine Verfälſchung beabſichtigt worden ſei, iſt zwar nicht zu erweiſen, doch wahrſcheinlich. Es liefen hierüber ſo viele Gerüchte um, daß die Annahme einer gänzlichen Erfindung der Sache ſchon ſchwierig wird. Dazu kommt noch, daß offenbar Drohungen gebraucht wurden, um widerſtrebende Generale zur Unterſchrift zu bewegen. In der ſpäter hierüber angeſtellten Unterſuchung läugnete Herzog Julius von Sachſen zwar, daß man durch angedrohte Erwürgung, Fenſterauswerfen und Degenzuckung zum Unterzeichnen gedrängt habe; allein er giebt doch zu, daß Loſt alle übrigen Oberſten Hundenaſen geſcholten habe[2]). Loſt war nun einer der unbedingten

[2]) Wir wollen die dießfallſige Ausſage des Herzogs Julius von Sachſen-Lauenburg, ſo weit ſie hieher gehört, nach den Akten im Auszug mittheilen. Es heißt nämlich:

„Daß wir die Unterſchreibung von den andern mit angedrohter Erwürgung, Fenſterauswerfung und gar Degenszuckung urgirt und dergeſtalt eyffrig, wie wir zum ſchärfſten angegeben werden, getrieben haben ſollen, wiſſen Wir uns bei Fürſtlichen Ehren und Treuen anders nichts zu erinnern, als daß wir aus billiger Ungedult, wie der Oberſt Loſt alle anderen Oberſten vor Hundsnaſen öffentlich ausgeſchrieen, zur Antwort gegeben: er meritire, daß man ihn um ſolches calumnirens Willen zum Fenſter auswerfen ſollte, geſtalt dann dem Herrn Oberſten Iſolani ſolches tumultuiren ſelbſt ſo hoch aufgefallen, daß er daſſelbe in continenti mit dem Säbel ſtrafen wollen.“

Anhänger Wallensteins, und er schalt also wohl nur darum, weil Andere über den Revers Bedenklichkeiten äußerten. Beweise liegen in allem diesem freilich nicht, doch Indicien, welche in Verbindung mit den vielen übrigen Anzeigen und unmittelbaren Beweisen, wie die Unterhandlung mit Frankreich, Bedeutung erlangen.

Den förmlichen Uebertritt Wallensteins zu dem Feinde durch den Marsch nach Eger läugnet die Vertheidigung nicht: dagegen führt sie zur Entschuldigung an, daß der Herzog von Friedland diesen Schritt nur aus Nothwehr, nachdem er seine Absetzung und Aechtung erfahren, gethan habe[3]). Wir wollen billiger sein, als Andere, und dieser Einrede, wenn ihre Wahrheit erwiesen werden könnte, nicht alle Erheblichkeit absprechen; allein es fehlt nicht nur an dem Beweise, sondern die Umstände legen auch das gerade Gegentheil dar. Wir zeigen dieß sogleich näher.

Nach dem oben mitgetheilten Bericht Johann Christophs von der Grün versammelte Herzog Bernhard von Weimar, in Folge des dringenden und wiederholten Ansuchens Wallensteins, seine Truppen schon zu Anfang Februars 1634 bei Regensburg, um zur Vereinigung mit Friedland über Weiden nach Eger zu ziehen. Im Interesse der Unpartheilichkeit muß hier freilich bemerkt werden, daß sich gegen die Zeit, in welche Grün den Aufbruch Bernhards nach Weiden setzt, einige Zweifel ergeben. Wenn der Herzog schon in Weiden den Tod Wallensteins erfuhr, welcher am 25. Februar 1634 erfolgte, so ist es nicht wahrscheinlich, daß er den Marsch schon am Anfang jenes Monats angetreten habe. Nun wurde uns aber vollends ein Schreiben des Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg an Illo vom 24. Februar 1634 aus Regensburg überliefert, worin Franz Albrecht meldet, daß Bernhard von Weimar seine ganze Armada an den Grenzen zusammenziehe, was in wenigen Tagen geschehen sein werde[4]). Auch dieß deutet also auf einen späteren Aufbruch Bernhards. Nimmt man einen solchen aber auch an, so geht doch aus der Erzählung des Generalquartiermeisters von der Grün mit Bestimmtheit hervor, daß Wallenstein lange vor dem 19 Februar d. h. vor dem Tage, wo er seine Absetzung erfuhr, bei Bernhard

---

[3]) Förster behauptet gar:

„Wallenstein hat mit den Feinden nicht eher unterhandelt, als drei Tage vor seiner Ermordung, da er, für sein Leben besorgt, von Pilsen flüchtig ward."

[4]) Das Schreiben des Herzogs Franz Albrechts von Lauenburg an Illo d. d. Regensburg den 24. Februar 1634 lautet also:

Wohlgeborner Herr!

Sein Schreiben habe ich empfangen, höre ungern, daß die Sachen nicht alle so gehen wie ich wohl gehofft, hat nichts zu bedeuten. Wir wollen, wills Gott, den meineidigen Vögeln stattlich die Hälse brechen. Ihre Liebden, Herzog Bernhard, lassen Dero ganze Armada an den Grenzen zusammen kommen; kommt auch noch sonst ein größeres Volk aus Thüringen und der Orten, so habe ich auch den Churfürsten und General-Lieutenant geschrieben, ellends das Volk an den Gränzen zusammen zu führen, welches alles in wenigen Tagen geschehen kann, also daß wir den Vögeln genugsam gewachsen sein werden. Wegen Pilsen bitte ich gar hoch, sich dessen zu versichern, noch zu den Hämmerle einen zu legen, der von keinen, als den Herzog dependirt; sowohl Frankfurth, Landsberg, und die Orte in der Lausitz, weil sich die Vögel solches mit Prag unterstehen dürfen, fürchte ich, sie werden nicht feiern, an allen Orten dergleichen zu schreiben, hoffe aber nicht, daß sie alle vom Herzog aussetzen sollen. Ich will meinen Weg gegen Eger nehmen, und im Fall der Herzog, oder von denen, so mit ihn halten, da sind, auch hinkommen; bitte aber mir auf Pfreimd einen Trompeter zu schicken, damit ich sicher gehe und nicht ertappt werde. Verbleibe mit diesen sein

Regensburg den 24. Febr. 1634.

Dienstwilliger Freund
und Diner
Franz Albrecht,
H. z. S.

von Weimar die Bitte um Hülfe geſtellt hatte. Grün verſichert ja ausdrücklich, daß Bernhard das Begehren anfangs abgeſchlagen, und erſt dann bewilliget habe, als es von vielen „Partikularitäten“ unterſtützt worden war. Dieß deutet offenbar auf längere Unterhandlungen, wenigſtens auf ſolche, die bedeutend früher, als am 19. Februar, eingeleitet wurden. Aus anderen Gründen gelangt man mit augenſcheinlicher Gewißheit auf daſſelbe Ergebniß. Wenn es wahr geweſen wäre, was Förſter ſo zuverſichtlich behauptet, daß ſowohl Schweden, als Frankreich in den Anträgen Wallenſteins nur einen Verſuch zu ihrer Ueberliſtung erblickt hätten, wenn ferner Friedland bis drei Tage vor ſeiner Ermordung nichts gethan hätte, um beiden Mächten jenen Verdacht zu benehmen; ſo war es ganz undenkbar, daß ſie ihm in der äußerſten Noth ſogleich beigeſprungen ſein würden. Anſtatt alſo nach Eger zu gehen, und hier auf die Ankunft der Schweden zu warten, mußte Friedland nothwendig auf andere Weiſe ſich zu retten ſuchen. Der Zug nach Eger war der offene Bruch mit dem Kaiſer, und Wallenſtein bei der fehlgeſchlagenen Verführung der Armee offenbar verloren, ſoferne er nicht auf die ſchleunige Hülfe der Schweden rechnen konnte. Friedland wußte zu gut, daß er in Eger bald angegriffen werden würde, er war ferner in den Staatsgeſchäften viel zu bewandert, um nicht einzuſehen, daß ohne vorhergegangene Unterhandlungen die Zeit zum Abſchluß eines Bündniſſes mit den Schweden jetzt viel zu kurz ſei: nicht bloß Leichtfertigkeit, Irrſinn wäre demnach unter ſolchen Umſtänden ſeine Einſchließung in Eger geweſen, und Handlungen der Art ſehen dem vorſichtigen und bedächtigen Herzog von Friedland nicht gleich.

In Erwägung alſo:

daß eine Reihe zuſammenhängender Erſcheinungen den gefaßten Vorſatz des Fürſten Friedland ankündigte, zum Zweck der Erwerbung der böhmiſchen Krone von dem Kaiſer abzufallen und mit den Schweden, ſowie mit Frankreich ſich zu verbinden:

In Erwägung insbeſondere:

daß ſolcher Vorſatz zuerſt in den Anſpielungen Friedlands gegen den Feldmarſchall Arnim bei dem erſten ſchleſiſchen Waffenſtillſtand von weitem hervortrat; im zweiten Stillſtand dagegen mit Beſtimmtheit geäußert wurde:

In Erwägung ferner:

daß, zur Ausführung deſſelben, Unterhandlungen mit Frankreich eingeleitet wurden, welche der Herzog von Friedland ſtillſchweigend billigte:

In Erwägung endlich:

daß der Abfall durch den Zug nach Eger wirklich erfolgt, und zugleich auch die Vereinigung mit den Schweden verſucht worden iſt:

Aus dieſen Gründen

war Albrecht von Wallenſtein, Fürſt von Friedland, des Verrathes an Kaiſer Ferdinand II. ſchuldig.

Der Kaiſer Ferdinand II. wird dagegen angeklagt:

daß er den Fürſten Friedland, ohne ihm das rechtliche Gehör zu verſtatten, nicht bloß hinrichten, ſondern ſogar meuchlings ermorden ließ.

Auch eine ſolche Handlung, in Deutſchland verübt, würde in den Augen der Geſchichte als eine

schwere Uebelthat, als ein wirkliches Verbrechen erscheinen, und wenn sie auch von einem Kaiser begangen worden wäre. Es geziemt demnach, auch hierüber eine unbefangene Untersuchung anzustellen.

Die bemerkte Beschuldigung gegen Ferdinand II. gründet sich vornehmlich auf eine Rechtfertigung der Ermordung Wallensteins, welche auf Veranstalten des kaiserlichen Hofes im Druck erschien [5]). Darin kommt unter andern vor, daß dem Grafen Gallas bei Uebersendung des Absetzungs-Patentes vom 24. Januar 1634 der Befehl ertheilt worden sei, er möge sich Wallensteins lebendig oder todt bemächtigen. Graf Khevenhiller folgte diesem Bericht, und schrieb ebenfalls, daß Friedland durch kaiserliche Patente vor seiner Ermordung förmlich geächtet oder für vogelfrei erklärt worden sei. So verbreitete sich diese Meinung nun weiter. Bei näherer Untersuchung der Sachverhältnisse wird man jedoch auf ein völlig entgegengesetztes Ergebniß geleitet. Die Gründe sind eben so einfach, als zahlreich und entscheidend.

Sowohl der Kaiser Ferdinand II., als seine vertraute Umgebung hegten vor dem Einflusse Friedlands bei der Armee, und der Macht desselben überhaupt, sehr ängstliche Besorgnisse. Als im December 1633 schon die Verhandlungen Wallensteins mit Frankreich ruchbar geworden, und seine Absetzung bereits beschlossen war, fühlte sich Ferdinand in Verlegenheit, was er mit dem Herzog vorzunehmen habe, da ihm schon eine einfache Gefangenhaltung gefährlich zu sein schien. Nach der später erfolgten Absetzung selbst wagte man es nicht einmal, das dießfallsige Patent sogleich öffentlich bekannt zu machen, sondern verbreitete es nur im Stillen. Die vielfältigen, oben erzählten Vorsichts-Maaßregeln des Kaisers bewiesen zugleich wie sehr man die Macht Friedlands auch jezt noch, also nur wenige Wochen vor dessen Tode scheute. Unter diesen Umständen ist es an sich schon sehr unwahrscheinlich, daß man sogleich zur Ermordung Wallensteins, wenn auch nur im Geheimen, Aufträge gegeben habe. In dem kaiserlichen Patent ist der Oberfeldherr mit noch zwei Hauptschuldigen von der allgemeinen Amnestie zwar ausgenommen; doch dieß konnte bei dem großen Umfang derselben, Bewilligung völliger Straflosigkeit und Beibehaltung des Ranges, rücksichtlich der Haupt-Beschuldigten nicht wohl anders sein. Dann wird aber selbst in Ansehung Illo's und Terzkas als Grund beigefügt: „weil diese die Rädelsführer sein sollen." Dieß deutet denn auf einen Vorbehalt der Untersuchung. Eine Urkunde, worin die Aechtung Wallensteins ausgesprochen, oder ein Auftrag zu dessen Ermordung ertheilt worden sei, liegt nicht vor. Nach dem Absetzungs-Patent vom 24. Januar 1634 wurde ein zweites Manifest des Kaisers erlassen, welches in viel schärferen Ausdrücken verabfaßt ist, und den Herzog von Friedland geradezu der Verrätherei beschuldigt. Dasselbe führte den Datum des 18. Februar 1634, ist aber höchst wahrscheinlich erst nach dem Tode des Herzogs verabfaßt und absichtlich zurück datirt worden [6]). Um so stärkere Gründe sind vorhanden, daß die Aechtung Wallen-

[5]) Sie führte den Titel: „Ausführlicher und gründlicher Bericht der vorgewesenen Friedländischen und seiner Adhärenten abscheulicher Prodition. Auf sonderbaren der römischen kaiserlichen Majestät allergnädigsten Befehl."

[6]) Das Patent vom 18. Februar 1634 hat folgenden Inhalt:

„Wir Ferdinand, u. s. w. Entbieten allen und jeden unserer Kayf. Armada General Leutenant, Feld-Marschalcken, Feld-Zeugmeistern, Feldt-Marschalck-Leutenanten, Obersten Wachtmeistern, Rittmeistern, Hauptleuten, Fähnrichen, und allen andern nachgesetzten Offizieren und Befehlshabern, wie auch allen gemeinen Soldaten zu Roß und Fuß, unser Kayserliche Gnad und alles gnts, und stellen in keinen Zweifel, es werde euch sampt und sonders, ja Männiglichen wol bekannt sein, was maßen wir sowohl zuvor, als bei unser Kayf. Regierung, unserm gewesenem Feldt-Hauptmann, den von Friedland, mit allerhand Gutthaten, Gnaden, Freiheiten, Hochheiten und Dignitäten (als nit bald einen Menschen seines Standes gleich geschehen) begabt und gezieret haben, welcher Gestalt aber derselbige aus beshaftem Gemüth und ohne Zweifel längst zuvor gefaßten Vorsatz, wie dann solches die bißhero geführte Actiones augenscheinlich nunmehr zu erkennen geben, neulicher Zeit den nechst verwichenen 12. Monatstag January eine gantz gefährliche, weit

steins oder der Befehl, ihn lebendig oder todt zu liefern, wenigstens in diesem Patente enthalten sei; es kommt darin jedoch ebenfalls nichts davon vor. Schon dieß erregt gegen eine intellectuelle Urheberschaft Ferdinands II. in der Ermordung Wallensteins sehr starke Zweifel.

Allein es ist auch durch vielfältige Thatsachen erwiesen, daß Oberst von Buttler die Ermordung seines Oberfeldherrn ohne vorgängigem Plan oder Befehl, und namentlich ohne Vorwissen oder Auftrag des Kaisers, bloß im Drang der Umstände, aus eigenem Antriebe beschlossen und sofort vollzogen habe. Wir gehen sogleich zur Beweisführung über.

Nachdem die Ermordung Wallensteins schon unwiderruflich beschlossen war, und die Ausführung selbst beginnen sollte, fühlten die Verschwornen doch noch großes Widerstreben. Es ist dieß sehr natürlich, da ihnen der Herzog von Friedland bisher als ein Gegenstand der höchsten Ehrfurcht erschien, der gefürchtete Oberfeldherr, dem sie nicht mit einer Miene der Widersezlichkeit, geschweige mit irgend einer Beleidigung sich zu nahen gewagt haben würden. War auch seine Macht jezt dahin, so blieb durch die lange Gewohnheit im Gemüthe seiner Untergebenen doch noch eine ehrerbietige Scheu vor seinem Willen und seiner Person zurück. Dieß bewährte sich sogar bei Buttler, Leslie und Gordon. Als die Vertrauten Wallensteins schon ermordet waren, beriethen sie noch mit einander, ob es nicht ein Mittel gebe, den Oberfeldherrn selbst am Leben zu lassen, ob man ihn nicht durch Gefangennehmung unschädlich machen könne?

---

aussehende Conspiration und Verbündnuß wider uns und unser Hochlöblich Hauß, anzuspinnen sich angemaßt, vnd durch allerhand falsche erdichte Einbildungen und Verkleinerung unser Kayſ. Person, ungleicher eigensinniger Außdeutung unserer Instrucktion, welche doch allerdings auf gewesenen vnsers Feldt-Hauptmanns eigene Discretion gestellt gewesen, die unserer Kayſ. Armada zugethane Obriſte meistentheils solche Verbündnuß zu unterschreiben angeleitet und verführet hat, weil aber die in solcher nichtigen Verbündnuß, welche wir auch also ohne das ipso jure unbündig, ungültig und null erklären, cassiren und aufheben, angezogene und unbegründte Vrsachen, der offentlich am Tag liegenden Wahrheit selbst zuwider laufen, in deme wir besagten unserm Feld-Hauptmann einige Injurien nicht zugefügt, sondern vielmehr wie obgemeltet, mit allen hohen Kayſ. Gnaden entgegen gangen, auch einige von ihm angegebene Imagination gegen demselben, wie wir solches mit Gott bezeugen können, uns in unsern Sinn und Gemüth nit kommen ist, darneben aber diese gewisse Nachrichtung erlangt, was maßen derselbe uns und unser hochlöbl. Haus von unsern Erb-Königreichen, Land und Leuten, Cron und Scepter zu treiben und ihme selbst Eidbrüchiger weiß zuzueignen vorhabens gewesen, und zu solchem Ende unsere getreue General Obristen und Officier ihme anhängig machen, und dieselben zu seinem boßhaftigen Intent gebrauchen, und dadurch um Ehr und Reputation bringen wollen, unserer getreuen Diener Güter anderwerts zu verwenden gelüsten, ja uns und jezt gemeldtes hochlöbliches Haus gänzlich auszurotten, sich vernehmen laßen, und solche seine Meineidige Treulosigkeit und Barbarische Tyrannei, dergleichen nicht gehöret, noch in scriptis zu lesen ist, zu vollziehen, sich äußerstes Fleißes bemühet hat.

Als sind wir äußerster Noth halber, zur Versicherung und unsers Hauß getrungen worden, mit demselben eine Veränderung vorzunehmen, haben demnach solches alles euch hiermit zur Nachrichtung und Wißenschaft weiter andeuten wollen, mit dem gnädigsten Befehl, daß ihr inmittelst, biß wir uns wegen anderwerts Bestellung eines General-Feld-Hauptmanns, so doch mit dem ehisten, als immer müglich geschehen solle, resolviren, denen würdigen, Hoch und Wohlgebornen, unsern lieben getrenen, Matthia Grafen Gallas, General-Feld-Lieutenant, Johann Grafen von Altingen, vnsern General Feld Marschalck, Don Balthasar de Marradas, unsers Erb Königreichs Böheimb Generaln, und Francisko Octavio Piccolomini, und Rudolphen von Colloreden Grafen zu Waldsee, auch beiden unser Generaln-Feldmarschalln, und andern unsern getreuen ihnen nachgesetzten Generalln ꝛc. Offizieren, allen schuldigen Gehorsam leisten und erweisen, und derselben Ordinantzen nachkommet und gelebet, und euch versichert haltet, daß wie wir biß dato unser Kayſ. Armada zu gutem viel ansehnliche Summen Geldes besagten unsern gewesenen Feldthauptmann hergegeben, daß wir auch hinführo auf alle Mittel und Weg bedacht wollen sein, wie wir euch sampt und sonders nit allein erhalten, und mit ehiſton belohnen, sondern auch mit Kay. Gn. versehen mögen, dessen ihr euch dann gewiß zu getrösten habet, und sein euch ꝛc. Datum Wien 18. Februar 1634.

Ferdinand.

Da erinnerte aber Einer an die verfänglichen Reden, welche man eben erst über Tisch vernommen hatte. Illo begnügte sich nämlich nicht mit den Freudens-Bezeigungen über die baldige Ankunft der Schweden, welche schon erzählt wurden, sondern betheuerte auch, daß der Herzog von Friedland binnen drei Tagen ein größeres Heer, als jemals versammelt haben werde. Rittmeister Neumann hatte vollends geäussert: „weil der Kaiser die deutsche Freiheit so sehr unterdrücke, wolle er für seinen Theil eine solche Rache nehmen, daß er die Hände nächstens mit dem Blute der Herren von Oestreich waschen werde!" Die Verschwornen hielten deßhalb die Gefahr für so dringend, daß man sie nur durch den schleunigen Tod Wallensteins noch abwenden könnte. So wurde denn die unverzügliche Ausführung des früheren Vorsatzes beschlossen. Alles dieses ergibt sich aus verschiedenen Berichten, und auch die Briefe Buttlers beweisen auf das vollständigste, daß er die Mordthat, ohne irgend eine fremde Anleitung, aus eigenem Antrieb mit Leslie und Gordon verabredet habe. Schon sein Schreiben an Gallas, welches oben Seite 358 in der Note abgedruckt ist, erzählt unbefangen, warum er den Herzog von Friedland ermorden ließ. Es kommt darin nicht die geringste Andeutung eines empfangenen Auftrags vor, Buttler selbst erscheint als selbstständiger, alleiniger Urheber der That. Hätte er von dem Kaiser einen Befehl dazu empfangen, so würde er wenigstens in dem Brief an diesen zuverlässig irgend einen Wink darüber geäussert haben. Solches war nach der Denkungsweise der Menschen jener Zeit nothwendig, weil sie nur des Lohnes wegen zu handeln gewohnt waren. Buttler insbesondere versprach sich von der Mordthat großen Gewinn, wie schon sein Schreiben an Gallas verräth; hätte er nun von Ferdinand II. nur den entferntesten Auftrag zur That gehabt, so würde er wohl seinen Eifer in der Vollziehung der kaiserlichen Befehle hervorgehoben haben. Sein Brief an Ferdinand II., den wir hier mittheilen, enthält jedoch hierüber nicht den geringsten Wink, sondern zeigt im Gegentheil, daß Buttler den Kaiser mit einer gänzlich unerwarteten Botschaft überraschen wollte [7]).

Graf Piccolomini hatte dem Obristen Buttler allerdings aufzutragen beabsichtigt, den Herzog von Friedland lebendig oder todt zurückzubringen; allein selbst abgesehen davon, daß dieß noch keine Mitwissenschaft des Kaisers beweist, geht auch aus dem Berichte des Patricius Taaffe hervor, daß jene Aeusse-

[7]) Der Brief Buttlers an den Kaiser lautet also:

Eger den 27sten Februar 1634.

Allergnädigster Kaiser und Herr!

Ew. Kaiserliche Maj. wünsche ich von Gott den Allmächtigen glückselige Regierung, langes Leben, und endlich Ueberwindung aller Dero Feinde und Widerwärtigen. Allermaßen ich nun neben meinem Vetter, den Jakob Budler eine lange Zeit und etliche Jahr her mir billig nichts höher angelegen sein lassen, als zufolge meiner Pflichtschuldigkeit in Ew. Kaiserliche May. Kriegsdienst mich gänzlich zu devoviren und vor deren Reputation und Conservirung Ihrer Erb-Königreiche und Lande alle meine Ehre, Leib und Leben bis auf den letzten Blutstropfen so bereitwilligst als schuldigermaßen aufzusetzen, Gestalt ich denn auch hierunter nicht allein bereits den mehren Theil meiner Substanz allerwillfährigst dargestreckt, sondern auch, wie Ew. Kaiserl. May. Zweifels ohne gnädigst bewohnt, bis in den achten Monat lang zu Frankfurt gefänglich gehalten worden bin, als habe zur Realdemonstrirung ich die verhoffentlich so hoch nothwendige als Ew. Kay May. Dienst ersprießliche Execution wider Dero bewußte Machinanten, mit Zuziehung des dasigen vorigen Commandanten und Oberstleutnandt des Terzkaschen Regiments Joh. Gordon, vor und an die Hand zu nehmen nicht umgehen können, wie solches Ew. Kay. May. sowohl aus des Oberst Wachtmeister Leßly, als auch dessen eigenhändig meines Hauptmanns gehorsamsten Relationen mit mehreren allergnädigst vernehmen werden, und habe solches Ew. Kay. May. ich hiermit zu Dero Nachricht unterthänigst nicht verhalten und mich beinebens zu Dero Kaiserlichen Gnaden empfehlen wollen. Datum Eger den 27sten Febr. 1634.

Ihre Khayf. May. allerunterthänigster Diener.

Walter Budler.

rung Piccolomini's nicht zu Buttler gelangt iſt. Der Verdacht einer intellectuellen Urheberſchaft Ferdinands II. bei der Ermordung Wallenſteins rührt überhaupt nur daher, daß der kaiſerliche Hof die That nach der Vollziehung nicht nur billigte, ſondern ſogar öffentlich zu rechtfertigen verſuchte. Jezt ſchien der Schluß natürlich zu ſein: „wer einen Mord nach der Vollführung gut heißt, iſt auch fähig, den Auftrag dazu zu ertheilen!“ Das mag allerdings richtig ſein; indeſſen zufälliger Weiſe wußte Ferdinand II. eben nichts um den Mord. Nach geſchehener That billigte er ihn jedoch vollkommen, und nahm ihn in ſolcher Weiſe allerdings auf ſich. In jener rechtloſen Zeit legte ſich die oberſte Staatsgewalt auch das Recht bei, wider einen Getödteten erſt nach dem Ableben ein Todes-Urtheil zu fällen, was man sententia post mortem hieß. Des Kaiſers älteſter Sohn, Ferdinand, bereits als König von Ungarn gekrönt, ertheilte den Rath, die Ermordung des Herzogs von Friedland durch einen ſolchen nachträglichen Urtheilsſpruch in eine geſezliche Handlung umzuſchaffen. Solches geſchah durch die öffentliche Rechtfertigung der That, und dadurch entſtand der Glaube einer intellectuellen Urheberſchaft des Kaiſers ſchon von vorneherein.

An dem Tode des Herzogs von Friedland war alſo Ferdinand II. unſchuldig; was ihm dagegen zum größten Vorwurf gereicht, war die erheuchelte Freundlichkeit, welche er nach der Abſezung Wallenſteins bis zum 13. Februar 1634 in den Briefen an denſelben darlegte. Man konnte es ihm nicht verargen, wenn er aus Vorſicht mit der Bekanntmachung der Dienſtentſezung einige Zeit zurückhielt; aber einen vertrauten Briefwechſel mit dem Herzog jetzt noch zu unterhalten, war eine Doppelzüngigkeit, welche eines Reichsoberhaupts ſehr unwürdig iſt.

Auch die italieniſchen Generale im kaiſerlichen Heere legten ein höchſt tadelswürdiges Benehmen an den Tag. Es iſt ganz richtig, was Förſter anführt, daß Jene am meiſten auf den Sturz Wallenſteins hinarbeiteten, insbeſondere Piccolomini, Aldringer, Maradas, Suys, Colloredo, Caretto und Marzini. Auch nicht bloßer Dienſteifer war es, was ſie zum Handeln antrieb, ſondern unverſöhnlicher Privathaß. Die Leidenſchaft Piccolomini's ging ſogar ſo weit, daß er ſich noch an den Leichnamen Friedlands und ſeiner Schickſalsgefährten rächen, und dieſelben in Prag an den ſchimpflichſten Orten ausſetzen laſſen wollte. Ferdinand II. ſchlug ſolches Begehren jedoch in Bezug auf die Hauptperſonen ab, und bewilligte es nur in Anſehung des Rittmeiſters Neumann wegen deſſen böſer Zunge, was wieder die Richtigkeit der vorausgegangenen Erzählung beweiſt [8]).

Ein und fünfzigſtes Hauptſtück.

Wendung des Krieges. Schlacht bei Nördlingen.

(Vom März bis zum September 1634.)

Während der Tod des Herzogs von Friedland dem Kaiſer Ferdinand II. große Sorgen vom Herzen nahm, fühlten ſich die Leiter der franzöſiſchen Politik dadurch ſehr betroffen. Als der Bote Kinsky's,

[8]) Ferdinand II. drückte ſich in nachſtehender Weiſe aus: „die todten Körper belangend haben Wir des geweſenen von Friedland Freundſchaft denſelben, wo ſie wollen, in der Stille begraben zu laſſen, gnädigſt bewilligt; die anderen

welcher nach dem Aufbruche Wallensteins von Pilsen abgesendet worden war, den französischen Gesandten, Marquis von Feuquières, endlich in Frankfurt antraf, sandte dieser einen Bevollmächtigten (la Boderie) sogleich nach Böhmen ab, um den Vertrag mit Friedland abzuschließen. Kurz nach dem Abgang desselben vernahm er aber die Ereignisse in Eger, und war nun besorgt, daß die Instructionen seines Bevollmächtigten in die Hände der Kaiserlichen gerathen könnten, sohin das falsche Spiel seines Hofes aufgedeckt werden möchte. Solcher Besorgniß ward er durch die Klugheit seines Abgesandten wohl entlediget; dagegen beklagte sowohl Er, als der Kardinal Richelieu die unerwartete Vereitelung von Staatsplänen, worauf beide so großes Gewicht gelegt hatten. Fest entschlossen, die Wirren des unglücklichen Deutschlands zu dem Vorrücken der französischen Grenzen gegen den Rhein zu benützen, gab aber Richelieu seine geheimen Ränke noch nicht auf, sondern bemühte sich nur, dieselben jetzt auf einer andern Seite wieder anzuspinnen. Deßhalb nahm er den Plan eines Einverständnisses mit Oxenstierna wieder auf, und bewarb sich fortan noch ernstlicher um die Freundschaft des schwedischen Reichskanzlers. Besondere Umstände kamen ihm in diesem Plane sehr wirksam zu Hülfe.

Oxenstierna, immer eifriger nach der Dictatur Schwedens in den deutschen Angelegenheiten ringend, suchte nicht nur den niedersächsischen Kreis, sondern auch die protestantischen Stände in Oberdeutschland noch fester an sich zu ziehen, und dieselben zugleich zu größerer Thätigkeit anzuspornen. Zu dem Ende waren im Jahre 1634 sowohl in Halberstadt, als in Frankfurt am Main berathende Versammlungen abgehalten worden. Doch auf jener in Halberstadt vermochte Oxenstierna seine Absichten kaum zur Hälfte durchzusetzen, und auf jener in Frankfurt fiel er vollends gänzlich durch. Bei der Letztern erschien nämlich ein Botschafter des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, und ließ eine Sprache hören, welche die Fremden mit eben so großem Erstaunen, als Verdruß erfüllte. Johann Georg, auf den die Vorstellungen patriotischer Männer endlich Eindruck gemacht hatten, ließ seinen Mitständen an das Herz legen, wie sehr das gemeinsame Vaterland durch die Verbindung mit auswärtigen Mächten zerrüttet werde. „Alle Ligaen und Unionen" erklärte sein Botschafter, „haben bisher nur Jammer und Unheil hervorgebracht; die Rettung unsres Volkes und die Vorbereitung einer bessern Zukunft ist nur durch Einigung der Deutschen selbst, nur durch aufrichtiges Anschließen an die Reichsverfassung möglich!"

Diese Sprache, eben so wahr, als verdienstlich, blieb nicht ohne alle Wirkung: sie vermochte die tiefgesunkenen Deutschen zwar nicht zum einheitlichen Handeln zu bewegen, aber sie brachte doch eine gewisse Lauheit gegen die französischen und schwedischen Einflüsterungen hervor, welche namentlich den Entwürfen Oxenstiern'as nachtheilig war. Der Kanzler gestand sich jetzt unmuthig, daß ihm die Hülfe Frankreichs zur Ausführung seiner Pläne unentbehrlich sei und entschloß sich also zu dem saltern Schritt, dem französischen Botschafter zuvorkommend sich zu nähern. Nachdem dieß am 8. Juni 1634 in einem feierlichen Besuche bei Feuquières geschehen, und zugleich die Unterstützung des französischen Anschlags auf die Festung Philippsburg zugesagt worden war, reiste Oxenstierna nach Schwalbach, dem französischen Gesandten nun die Bearbeitung der Bundesversammlung überlassend. Doch so große Anstrengungen jener Botschafter auch machte, so vermochte er doch nichts auszurichten. Der kursächsische Gesandte benützte den Eindruck, welchen seine patriotische Erklärung auf die Stände gemacht hatte, und suchte das

aber, welche katholisch gewesen, können zu Eger an geweihten Orten, die Unkatholischen aber in der Vorstadt auf den Kirchhof daselbst bestattet und der Niemann seiner ungehaltenen Zunge halber unter das daselbst vorhandene Halsgericht der Übelthäter eingegraben werden."

leise erregte Nationalgefühl, durch noch kräftigere Schilderungen der Gefahren fremder Einmischung in die vaterländischen Angelegenheiten, endlich zu wirklich patriotischen Gesinnungen zu erheben. Dieß gelang auch in so weit, daß man das Gesuch Frankreichs um Einräumung der Festung Philippsburg entschieden ablehnte, und zugleich auch von der sogenannten schwedischen Genugthuung, Abtretung deutscher Gebietstheile, gänzlich Umgang nahm. Während in solcher Weise für die Erwachung des nationalen Sinnes und eine endliche Versöhnung der Deutschen einige Hoffnung erweckt wurde, traten anderwärts Ereignisse ein, welche dem Kriege plötzlich eine andere Wendung gaben, und die innere Zwietracht noch ein Mal auf das heftigste anschürten.

Schon früher hatte der spanische Hof dem Kaiser den Rath ertheilt, seinen ältesten Sohn, den König Ferdinand, an die Spitze aller seiner Heere zu stellen. Man glaubte dadurch den Operationen größere Einheit und Schnellkraft zu geben, und mancher Eifersucht, wie z. B. zwischen dem Kurfürsten von Baiern und dem Herzog von Friedland entgegenzuwirken. Nur Rücksichten gegen den Letzteren mochten den Kaiser für einige Zeit verhindert haben, jenen Plan wirklich auszuführen; nach dem Tode Friedlands wurde er dagegen sogleich zur Vollziehung gebracht, König Ferdinand sohin zum Oberfeldherrn aller kaiserlichen Heere ernannt. Die Hauptarmee in Böhmen war durch die letzten Ereignisse vor dem Ende Wallensteins in ziemliche Verwirrung gerathen. Nach dem Beispiel von Gallas, Piccolomini und Aldringer hatten die Massen zwar dem Kaiser die Treue bewahrt, doch über die unerwarteten Vorfälle Bestürzung verrathen, und zugleich wegen großer Lohnrückstände bedeutende Unzufriedenheit geäußert. Als aber im Frühling 1634 ein dreimonatlicher Sold ausbezahlt, das Vertrauen des Heeres wieder belebt, und die Ordnung durch eine neue Organisation desselben hergestellt war, bezeigten die Krieger wieder Fröhlichkeit und Kampfes-Lust. Voll von Hoffnungen, übernahm daher der König Ferdinand den Oberbefehl über das Hauptheer. Entschlossen, durch entscheidende Unternehmungen, das ihm erwiesene Vertrauen zu rechtfertigen und bei der Armee alsbald sich Ansehen zu verschaffen, beschloß der junge König, zunächst Regensburg schleunigst wieder zu nehmen. Nachdem er im Sommer 1634 mit Heeresmacht vor dieser Reichsstadt erschienen war, berannte er sie so nachdrücklich, daß die Uebergabe, trotz der heldenmüthigsten Vertheidigung von Seiten der schwedischen Besatzung und der protestantischen Einwohner, unvermeidlich wurde. Herzog Bernhard von Weimar zog zwar zum Entsatz heran, doch er brach, im übertriebenen Vertrauen auf die Kräfte der Belagerten, zu spät auf, und verlornoch überdieß bei der Einnahme von Landshut viele Zeit. Als er endlich mit Horn nur noch wenige Stunden von Regensburg entfernt war, ver nahm er, daß die Belagerten, unter Ausbedingung freien Abzuges für die schwedische Besatzung und der freien Religionsübung für die protestantischen Bürger, die Stadt durch Kapitulation übergeben haben. Da schon vorher Kurfürst Maximilian von Baiern Straubing wieder eingenommen hatte, so begann der Feldzug 1634 für die kaiserlich-liguistischen Waffen unter günstigen Anzeichen.

Inzwischen hatten sich aber auch die Sachsen unter Arnim in Bewegung gesezt, und nicht nur ganz Schlesien wieder erobert, sondern auch Böhmen überfallen und ihre Waffen von Neuem siegreich bis vor die Mauern von Prag getragen. Als König Ferdinand diese Nachricht zu Regensburg empfing, wollte er eiligst zur Rettung von Prag nach Böhmen aufbrechen, und Baiern preisgeben; indessen plötzlich erhielt er die Botschaft, daß der Angriff der Sachsen auf die böhmische Hauptstadt erfolglos blieb. Er verstärkte darum nur die kaiserlichen Streitkräfte in Böhmen, und beschloß mit der Hauptmacht einen entscheidenden Schlag gegen Bernhard von Weimar und Gustav Horn zu führen. Alle Umstände schienen diesem Vorhaben günstig zu sein.

Es war der Bruder des spanischen Königs selbst, der Kardinal-Infant Don Fernando, welcher zur Unterstützung der katholischen Sache von Italien aus in Deutschland mit Heeres-Macht erscheinen, und dann in die Niederlande sich begeben sollte. Nachdem erzählter Weise der Herzog von Feria im Jahre 1633 mit 12,000 Mann schon vorangegangen war, folgte endlich im Sommer 1634 der Kardinal-Infant Don Fernando selbst mit beiläufig 10,000 Mann. Sein Zug ging, während König Ferdinand Regensburg eroberte, über das Veltlin und Tyrol nach Oberschwaben. Als er auch verschiedene Truppen Feria's an sich gezogen hatte, wandte er sich gegen Franken, um die Vereinigung mit dem König Ferdinand zu Stande zu bringen. Dieser war nämlich nach der Einnahme von Regensburg rasch an der Donau hinaufgegangen, hatte Donauwörth genommen, und dann plötzlich Nördlingen belagert. Bernhard von Weimar, über so schnelle Erfolge des jungen Königs erstaunt, vereinigte sich mit Horn, um wenigstens die Reichsstadt Nördlingen zu retten. Während beide Heerführer zu dem Ende die erforderlichen Bewegungen vornahmen, stieß der Kardinal-Infant mit seiner gesammten Kriegsmacht vor Nördlingen zu dem König Ferdinand. Da das Heer des letztern allein schon 25,000 Mann stark war, so erlangte es durch die Vereinigung mit Don Fernando eine große Uebermacht über Bernhard und Horn, welche zusammen kaum 24,000 Mann befehligten. Nach dem ursprünglichen Plane hätte Gustav Horn den Infanten Don Fernando bei dem versuchten Eingang in Deutschland zurückschlagen sollen, während Bernhard von Weimar dem König sich entgegenstelle; allein die schon angedeutete Eifersucht und Uneinigkeit beider Heerführer vereitelte, wie so manches andere, auch die Ausführung dieses Planes. Jezt stand das kaiserlich-spanische Heer vereinigt und von günstiger Oertlichkeit unterstüzt vor Nördlingen; alles schien denn beizuhelfen, daß der junge König Ferdinand den gewünschten Hauptschlag gegen das schwedisch-deutsche Heer ausführe.

Gustav Horn, die Uebermacht des Feindes, die Oertlichkeit und alle Verhältnisse mit klarem, scharfem Blick überschauend, gab den Rath, an der Bergreihe unweit der Stadt eine feste Stellung zu nehmen, dadurch die Kaiserlichen im Rücken zu bedrohen und an ernstlichen Angriffen auf Nördlingen zu hindern. So würde die gegnerische Armee am Ende durch Mangel an Lebensmitteln zur Aufhebung der Belagerung gezwungen werden. Bernhard von Weimar hielt dagegen die Gefahr Nördlingens für so dringend, daß sie nur durch einen schleunigen Angriff gegen die Belagerer noch abzuwenden sei. Als man nun im schwedischen Lager auf dem Bellwang am 4. September 1634 in der Richtung der Stadt Kanonenschüsse hörte, und daraus auf einen Sturm schloß, drang Herzog Bernhard mit stürmischer Heftigkeit auf unverzüglichen Anmarsch gegen das kaiserlich-spanische Heer. Nachdem auch der Rath des Feldmarschalls Horn, wenigstens die Ankunft des Rheingrafen abzuwarten, unbeachtet blieb, sezte sich das schwedisch-deutsche Heer am folgenden Tag (5. September) in Bewegung, und schlug die Richtung gegen den Arnsberg bei Nördlingen ein. Die Kaiserlichen und Spanier hatten bei der Belagerung der Stadt eine befestigte Stellung, mit wohlangelegten Laufgräben, eingenommen. Auf die Nachricht von dem Anzuge der Gegner verließen sie aber diese Verschanzungen, und stellten sich dem Arnsberg gegenüber in Schlachtordnung auf. Die Oertlichkeit war ihnen hier ungemein günstig, da eine Hügelreihe der Stadt entlang hinlief, welche sich gegen den vorbeifließenden Goldbach zu abdachte. An dieser Abdachung wurde das kaiserlich-spanische Heer in der Art aufgestellt, daß drei hervorspringende Berge, der Allbuch, der Hasselberg und der Ländle, die Hauptpunkte der Schlachtordnung bildeten. Bevor die Feinde den Angriff machen konnten, mußten sie erst den Goldbach überschreiten, welcher gerade durch Regenwetter stärker geworden war, als gewöhnlich. Der Ländle bildete den rechten, der Allbuch den linken Flügel, und der

Hasselberg das Centrum. Von dem rechten Flügel bis zum Centrum dehnten sich die Kaiserlichen, vom Mittelpunkt bis zum Allbuch die Spanier aus. Hier war die schwächste Seite der Schlachtordnung, weßhalb der Allbuch durch mehrere Schanzwerke gedeckt wurde.

Horn und Bernhard rückten von der Ulmer Straße herbei, an welche sich der rechte Flügel der Kaiserlichen anlehnte. Feldmarschall Horn führte den rechten, Herzog Bernhard den linken Flügel. Obgleich Bernhard durch 5000 Mann würtembergischen Landsturm, der in der Eile gebildet wurde, verstärkt worden war, belief sich das gesammte schwedisch-deutsche Heer, Horn mit inbegriffen, nur auf 24,000 Mann. Durch ein geschicktes Manöver gelang es dem Marschall Horn, mit dem rechten Flügel in guter Ordnung dem linken des Feindes gegenüber sich aufzustellen, während Herzog Bernhard mit aller seiner Macht auf den rechten Flügel der Kaiserlichen sich werfen, und nach Umständen dieselben in die Flanke fassen konnte. Als diese Stellung am 5. September 1634 Nachmittags gegen vier Uhr eingenommen war, faßte Gustav Horn wieder Vertrauen, und rieth, die Truppen nun ruhen zu lassen, und am folgenden Morgen mit vereinter Kraft und dem Vortheil eines wohlgeordneten, nachdrücklichen Zusammenwirkens die Schlacht zu eröffnen. Der junge König Ferdinand und sein Vetter, der Kardinal-Infant, wurden durch die unerwarteten Manöver des schwedisch-deutschen Heeres etwas überrascht, weil ihnen nun ihre Stellung auf dem linken Flügel am Allbuch zu schwach schien. Deßhalb sollte diese, mit Zustimmung des Grafen Gallas, welcher dem König Ferdinand als Rathgeber an die Seite gegeben war, noch durch eine spanische Reserve und die Aufwerfung neuer Schanzen verstärkt werden. Während die Anstalten dazu getroffen wurden, machte der kaiserliche rechte Flügel eine Bewegung, um die Flanke der Spanier zu decken. Unterdessen hatte sich aber der linke Flügel des schwedisch-deutschen Heeres so sehr genähert, daß der Vortrab desselben auf die Kaiserlichen stieß, bevor jene Bewegung vollendet war. Herzog Bernhard erblickte hierin einen Vortheil zum Angriff, den er sogleich zu benützen beschloß. Indem er mit einer Reiter-Abtheilung von der Ulmer Landstraße rasch in das Thal des Goldbaches einbog, stürzte er sich auf die kaiserlichen Küraſſiere und schlug dieselben in die Flucht. Dadurch entstand unter den Oestreichern eine solche Verwirrung, daß sie sich schon in ihre alten Schanzen während der Belagerung zurückziehen wollten. Dringend empfahl nun Gustav Horn, den errungenen Vortheil nur zur Vollendung der beabsichtigten Schlachtordnung zu benützen, und den Hauptangriff bei der vorgerückten Tageszeit auf den andern Morgen zu verschieben. Der kühne Herzog Bernhard hoffte dagegen, den Sieg bei der Bestürzung des Feindes durch Schnelligkeit der Manöver jezt schon zu erringen; er führte darum auch sein Fußvolk in den Kampf, mit demselben bis zum Centrum des Feindes am Hasselberg vordringend. Aus Geringschätzung gegen die Spanier, wovon ein Theil im Centrum stand, hatte er den wirtembergischen Landsturm diesen gegenüber gestellt. An der nördlichen Seite des Hasselberges eröffnete aber eine Batterie der Spanier auf ein Mal ein so heftiges Feuer, daß das Fußvolk Bernhards in Unordnung gerieth. Wohl ließ der Herzog diese Batterie durch die treffliche Brigade Vizthum zu wiederholten Malen stürmen, doch stets vergeblich. Da endlich auch die Brigade Vizthum in Unordnung weit zurückwich, so wurde die ganze Schlachtordnung des schwedisch-deutschen Heeres so gestört, daß der rechte Flügel unter Horn von dem linken unter Bernhard getrennt wurde. Auch jezt noch verwarf Lezterer den Vorschlag des Mitfeldherrn, zur Wiederherstellung der Ordnung weiter rückwärts eine Stellung zu nehmen, und die Schlacht erst am folgenden

Tag zu erneuern; Bernhard drang vielmehr auf unverzügliche Erstürmung der vom Feinde besetzten Höhen. Gustav Horn suchte nun eine Stellung einzunehmen, um entscheidend in den Kampf einzugreifen, und den bedrohten linken Flügel unter Bernhard mit Nachdruck unterstützen zu können. Da am Hasselberg der Feind eine vorspringende Position einnahm, welche die beiden Flügel des schwedisch-deutschen Heeres trennte, so beschloß Horn, die Spanier am Allbuch zu werfen, dadurch ihr Centrum zurückzudrängen, und die geordnete Verbindung mit Bernhard wiederherzustellen. Sofort wurden Befehle ertheilt, gegen die Schanzen der Spanier auf dem Allbuch vorzurücken, um dieselben noch in der Nacht zu nehmen, und dann durch Besetzung der Berghöhe, die gesammte feindliche Stellung zu beherrschen. Diese Befehle wurden aber nicht mit Ruhe und Ordnung, sondern so übereilt vollzogen, daß auf dem Marsch das grobe Geschütz mit seinem Gespann dem Fußvolk vorankam, und demselben in den engen Hohlwegen des bergichten Terrains den Weg versperrte. Bis dieser Unordnung gesteuert war, wurde so viele Zeit verloren, daß Horn nicht nur sehr spät in der Nacht vor den Schanzen der Spanier auf der Höhe des Allbuchs anlangte, sondern der Kardinal-Infant, Don Fernando, auch alle Gelegenheit fand, die Befestigungen zu vermehren, und mit verstärkter Mannschaft zu besetzen. Gustav Horn sah seinen Zweck verfehlt, und verschob den Angriff auf den folgenden Morgen.

Als der Tag anbrach, entspann sich die Schlacht vom rechten Flügel des schwedisch-deutschen Heeres aus zuerst; doch durch einen Zufall früher und in anderer Weise, als Gustav Horn beabsichtiget hatte. Ohne einen Befehl erhalten zu haben, griff nämlich der General Witzleben mit seiner Reiterei schon in der Morgendämmerung eine vorgeschobene Abtheilung spanischer Fußvölker an, und zersprengte die burgundischen Reiter, welche jenem Fußvolk durch eine Seitenbewegung zu Hülfe kommen wollten. Bei der Verfolgung der geworfenen Burgunder gerieth er aber auf eine so starke und wohlgeordnete Masse des Feindes, daß er nun entschieden gedrängt wurde. Eiligst schickte ihm der Marschall Horn eine andere Reiter-Abtheilung zu Hülfe, allein auch diese wurde durch die feindliche Uebermacht geschlagen, und Witzleben mit großem Verlust an den Fuß des Bergabhanges hinabgedrückt. Nunmehr ließ Gustav Horn die berühmten schwedischen Fußregimenter gegen die Hauptstellung des Feindes am Allbuch vorrücken. Die Spanier hatten ihre Verschanzung dort mit drei Halbmonden in Gestalt eines Kleeblattes versehen, wovon der mittlere etwas vorsprang. Diesen ließ nun Horn durch zwei Fußbrigaden von zwei verschiedenen Seiten zugleich angreifen. Trotz des heftigsten Feuers, erstiegen die Stürmenden die Verschanzung von beiden Seiten fast in demselben Augenblick, vertraten sich aber dadurch gegenseitig den Weg, und verwirrten sich unter einander. Zugleich gerieth ein Pulverfaß der Besatzung in Brand, und machte durch die Explosion die Unordnung noch größer. In diesem Momente drang eine kaiserliche Reserve in die Schanze ein, und drängte die Schweden wieder aus derselben hinaus. Gustav Horn eilte nun in Person herbei, und bot alle Geistesgegenwart, sowie Beredsamkeit auf, die weichenden Brigaden zu einem neuen Sturm auf die Schanze zu bewegen. Seine Krieger hielten jedoch, wegen der Explosion des Pulverfaßes, den ganzen Berg für unterminirt, und wichen fortwährend scheu zurück, bis sie denn, von den kaiserlichen Küraſſieren von neuem überfallen, in Verstörung den Berg hinab stürzten. Als Reserve für einen solchen Unfall hatte Gustav Horn eben die Reiterei des General Witzleben bestimmt gehabt, da aber auch diese in Folge des eigenmächtigen und übereilten Angriffes in Unordnung floh, so ward die Niederlage der beiden Fußbrigaden vollkommen.

Mit Umsicht und Entschlossenheit führte der Feldmarschall Horn jetzt frische Fußregimenter zum Sturme auf die Halbmonde der Verschanzungen. Der Angriff ward auch mit Kraft und Ungestüm aus-

geführt; aber eine starke Reserve spanischen Fußvolkes hatte die früher entblößte Schanze inzwischen wieder besetzt, und wies alle Angriffe mit Nachdruck zurück. Die Zusprache und das ermunternde Beispiel Gustav Horns bewogen seine tapferen Regimenter von Angriff zu Angriff; gleichwohl blieben alle Tapferkeit und Ausdauer fortwährend vergeblich. Nach dem Begehren Horns sandte Bernhard von Weimar frische Truppen unter Thurn vom linken Flügel ab, um den gedrängten rechten Flügel zu unterstützen; indessen Thurn bog zu nahe am Centrum gegen den Feind ein, und ward hier von den Italienern im Marsche aufgehalten. Da er sich durch siebenzehn Angriffe den Weg nicht frei machen konnte, so schickte ihm Bernhard auch noch Reiterei zu Hülfe. Obgleich diese sehr geschickt manövrirte, und auch schon verschiedene Vortheile erfochten hatte, ward sie doch wieder von dem Bergabhange hinabgedrückt, weil die Uebermacht der Kaiserlichen diesen erlaubte, immer größere Massen ins Feuer zu führen. Thurn mußte daher mit den Trümmern der Reiterei und seiner eigenen Heerabtheilung endlich den Rückzug nehmen. Das feindliche Centrum schob sich im Vordringen gänzlich zwischen die getrennten beiden Flügel des schwedisch-deutschen Heeres. Gustav Horn, jetzt von allen Seiten umringt, hatte nur über erschöpfte Truppen zu verfügen, während von kaiserlicher Seite, in Folge der Mehrzahl, regelmäßig abgelöst wurde, und also stets frische Truppen in die Schlachtreihen einrückten. Gleichwohl hielt er noch längere Zeit Stand, bis er denn endlich die Anordnungen zum Rückzug traf. Auch hierin gab er noch ein glänzendes Zeugniß seiner hervorragenden Feldherrngaben. Indem er durch einen plötzlichen Reiterangriff den Feind zurückdrängte, und so Raum gewann, formirte er schnell sein Fußvolk sowie seine Artillerie in geschlossenen Massen, und rückte mit vollkommner Ordnung den Berg hinab. Da die Reiterei alsdann den Rückzug deckte, so hatte Horn bald einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen, und sein fast abgeschnittenes Heer schon gerettet, als ein Unglück alle Geschicklichkeit des Feldherrn vereitelte.

Während des Sturmes der Schweden auf die Schanzen am Allbuch, hatte auch Herzog Bernhard von Weimar mit dem linken Flügel die Schlacht gegen den kaiserlichen rechten eröffnet. Der Vortheil war Anfangs auf Seite des Königs Ferdinand, da die Reiterei Bernhards unter Taubadel geworfen wurde. Indessen bald stellte Herzog Bernhard die Ordnung wieder her, und führte dann die Seinigen mit einem solchen Ungestüm gegen die Kaiserlichen, daß die Reihen der Letzteren schon durchbrochen waren. Im Besitze dieses bedeutenden Vortheils suchte Bernhard nun vollends den Hasselberg zu nehmen, dadurch die Angriffe Horns am Allbuch zu unterstützen, und das kaiserlich-spanische Heer alsdann auf allen Punkten zu schlagen. Mit Schnelligkeit und in schönster Ordnung wurde von seinen Massen die Bewegung ausgeführt, welche er zu dem Ende angeordnet hatte Doch jetzt warf sich der heldenmüthige Johann von Werth mit seinen berühmten Reitern dem siegenden Herzog entgegen, und mit derselben Heftigkeit, wie bei den Schanzen am Allbuch entzündete sich der Kampf von neuem. Nach heftigem Ringen wandte sich der Sieg döch endlich auf die Seite Johanns von Werth. Da entriß Herzog Bernhard die Standarte seines Leibregiments den Händen des Fähndrichs, und stellte sich mit ihr an die Spitze des Regiments. Allein so sehr dieses Beispiel von Heldenmuth seine Reiter auch zur Tapferkeit entflammte, Johann von Werth war nicht zu werfen. Bei neuem Anstürmen des Letzteren gerieth endlich die Kavallerie Bernhards in völlige Unordnung, und ergriff die Flucht. Hart verfolgt von den Werthischen Reitern, wandte sie sich verstört in die Gegend von Hirnheim.

Dort war Gustav Horn auf seinem so schön vollzogenen Rückzug eben beschäftiget, die Ordnung seines Heeres zum Empfang des nachrückenden Feindes einzurichten, als die geworfene Reiterei Bernhards

auf das Hornische Fußvolk sich stürzte, und dasselbe in die Flucht mit fortriß. Gustav Horn flog eiligst an die Punkte, wo die Verwirrung am größten war, um die Reihen wieder zu ordnen. Allein man hörte nicht mehr auf seine Ermahnungen, die Reiter stäubten wild von dannen, und das Fußvolk zerstreute sich, um in benachbarten Holzungen Schutz zu suchen. Einsam und verlassen fiel so der brave Horn den heranstürmenden Kaiserlichen als Kriegsgefangener in die Hände. Gleichzeitig floh auch der geschlagene linke Flügel des schwedisch-deutschen Heeres nach allen Seiten. Herzog Bernhard war nicht nur verwundet, sondern hatte auch sein Pferd verloren; schon drohte ihm ein gleiches Schicksal mit Gustav Horn, als ihm ein Rittmeister vom Regiment Taupadel ein unansehnliches, doch kräftiges Roß zur Rettung bot. Auf diesem entrann der Herzog der Gefangenschaft; aber so eilig ging die Flucht, daß Bernhard bis Kannstadt versprengt wurde. Die Trümmer seines Heeres wurden von den Kaiserlichen ebenfalls mit Heftigkeit verfolgt; zum Glück stießen sie bei Göppingen auf die Truppen des Rheingrafen, und sammelten sich unter deren Schutze wieder.

Die Niederlage des schwedisch-deutschen Heeres bei Nördlingen war eben so vollständig, wie jene Tilly's bei Leipzig. Nicht genug, daß es 8000 Todte zählte, verlor es seine ganze Wagenburg, 300 Fahnen und 80 Kanonen. Außerdem geriethen noch 6000 Mann in die Gefangenschaft der Kaiserlichen. Das protestantische Hauptheer war also fast gänzlich aufgerieben. Groß war die Siegesfreude im Heere der beiden Habsburger, und mit durchdringenden Tönen schlug der Jubelruf an die Pforten der kaiserlichen Hofburg. Einen solchen Sieg hatte noch kein Feldherr Ferdinands II. erfochten! Welcher glänzende Ruhm senkte sich daher jetzt schon auf das Haupt seines Erstgebornen herab, welche neue, schöne Hoffnung ging mit einem Mal dem bedrängten Kaiserhaus und der betrübten katholischen Kirche auf! Sollten sich hieran nicht großartige Entwürfe knüpfen lassen?

Zwei und fünfzigstes Hauptstück.

Folgen der Schlacht bei Nördlingen. Bewaffnetes Einschreiten Frankreichs. Prager Friede.

(Vom Jahr 1634 bis 1635.)

Außer dem Hause Habsburg gab es noch eine andere Macht, welche über die Niederlage der protestantischen Partei bei Nördlingen große Genugthuung empfand, und diese war Frankreich. Man war am Hofe Ludwigs XIII. schon lange sehr verdrießlich, daß selbst nach dem Tode Gustav Adolphs die Pläne zur Zerstücklung Deutschlands nicht so rasch ihrer Vollziehung sich nähern wollten, als man gehofft hatte; durch die Haltung der deutschen Protestanten auf der Frankfurter Bundes-Versammlung war der Kanzler Oxenstierna freilich endlich veranlaßt worden, sich in die Arme Frankreichs zu werfen, allein auch diese Vereinigung blieb bei dem erwachenden Nationalgefühl der Deutschen ohne Früchte, und sowohl der schwe-

dische, als der französische Antrag ward auf der Bundes-Versammlung verworfen. Als dagegen im Sommer 1634 Regensburg und Donauwörth fielen, als das Heer des Kardinal-Infanten vor Nördlingen mit dem Könige Ferdinand sich vereinigte, und es jetzt schon als zweifelhaft erschien, ob das deutsch-schwedische Heer jene Reichsstadt zu retten, und überhaupt der kaiserlich-spanischen Uebermacht zu widerstehen vermöge, erlangte die französische Hülfe in den Augen schwacher Protestanten einen neuen Werth, und es hob sich sichtbar der Einfluß des Marquis von Feuquières. Während kurze Zeit vorher der Aerger des Kanzlers Oxenstierna über das Widerstreben der deutschen Protestanten so groß war, daß er ihnen mit gänzlicher Entziehung der schwedischen Hülfe drohte, während sogar dieß so wenig verfing, daß ein Theil der evangelischen Stände an einen bloß deutschen Verein unter Kursächsischer Leitung, ein anderer hingegen gar an die Versöhnung mit dem Kaiser dachte, war die Entmuthigung durch die Fortschritte der kaiserlichen Waffen jetzt auf ein Mal so groß, daß der Heilbronner Bund einen Vertrag genehmigte, welchen Oxenstierna über die Einräumung der Festung Philippsburg an Frankreich, einseitig eingegangen hatte. Dafür versprach Feuquières ein französisches Hülfsheer von 6000 Mann, welches im Nothfall bis zu 25,000 Mann verstärkt werden sollte.

Obgleich dieser unrühmliche Vertrag durch die beigefügte Bedingung etwas bemäntelt werden sollte, daß Philippsburg nach dem Frieden an Deutschland zurückgegeben werden müsse, erhob die patriotische Partei in unserm Vaterland mit Recht dennoch laute Klage. Die Schaam regte sich daher auch bei den Schwachen wieder, und man zögerte mit der wirklichen Uebergabe von Philippsburg, als die Schlacht bei Nördlingen und deren nächste Folgen alles veränderten. Da nämlich an einen Widerstand gegen das kaiserliche Heer nicht mehr zu denken war, so verbreitete sich dasselbe in wenigen Wochen über einen großen Theil von Süddeutschland. Während die Bundesversammlung in Frankfurt eilfertig sich auflöste, und der Herzog von Würtemberg nicht minder schnell nach Straßburg entfloh, war auch der Schrecken anderer protestantischer Stände so groß, daß die Hülfe Frankreichs nun ganz unentbehrlich zu sein schien. Oxenstierna benüzte diese Stimmung, um die deutschen Protestanten vollends in die Arme der Franzosen zu treiben, und so wurden denn am 20. September 1634 Bevollmächtigte nach Paris gesendet, um den Abschluß eines innigen Bündnisses zu vollziehen. Für die schnelle Absendung des versprochenen Hülfsheeres von 6000 Mann, sollten jene Botschafter, der Vicekanzler Löffler und der geheime Rath Streif, nicht nur Philippsburg übergeben, sondern auch Breisach abtreten. Der schwedische Reichskanzler hatte aber vollends alle Hoffnung und Haltung so gänzlich verloren, daß er in einer geheimen Instruction den Vicekanzler Löffler nöthigenfalls ermächtigte, den Franzosen alle Eroberungen der Schweden im Elsaß, mit Inbegriff von Kolmar und Schlettstadt einzuräumen. Gleiche Hast bezeigte der Rheingraf Otto Ludwig, welcher im Elsaß stand, Deutschland zu erniedrigen, und als vollends der Herzog von Würtemberg, vom Könige in Frankreich zum Gouverneur von Philippsburg ernannt, zu gleichen Thaten herbeieilte, wurde die Feste Philippsburg am 7. October 1634 den Franzosen wirklich übergeben. Ihr folgten bald Kolmar, Schlettstadt und mit Ausnahme Straßburgs sämmtliche Städte von Oberelsaß, welche, von dem Rheingrafen schmachvoll ausgeliefert, gierig von den Franzosen in Besitz genommen wurden. Die Zeit der tiefen Erniedrigung Deutschlands sollte sich denn nähern.

Nach langen Verhandlungen wurde zwischen der Heilbronner Bundes-Versammlung und Frankreich am 1. November 1634 endlich der Schutz- und Trutz-Vertrag selbst abgeschlossen. Frankreich verpflichtete sich darin: bei dem Bundesherr am rechten Rheinufer 12,000 Söldner aus irgend einer Nation zu

unterhalten, an Geld 500,000 Franken zu bezahlen, und noch außerdem am linken Rhein-Ufer ein starkes französisches Heer, als Reserve für den Bund in Nothfällen, aufzustellen. Als Gegenleistung wurde den Franzosen nicht nur Sitz und Stimme in Bundesrath eingeräumt, sondern für den Fall eines ernstlichen Bruchs mit Oestreich außer Breisach, und dem Rheinpaß bei Straßburg sogar die Besitznahme von Konstanz zugesagt. Zugleich sollte Frankreich berechtiget sein, dem Oberbefehlshaber des Heeres von 12000 Mann am rechten Rheinufer, der vertragsgemäß ein deutscher Fürst sein sollte, einen französischen Generallieutenant, mit entscheidender Stimme im Kriegsrath, an die Seite zu geben. Als dieser unglückselige Vertrag zu Stande gekommen war, ließ auch die bewaffnete Einschreitung Frankreichs in den deutschen Angelegenheiten nicht länger auf sich warten. Kurfürst Maximilian von Baiern hatte nämlich den Sieg bei Nördlingen benützen wollen, um sich in der Rheinpfalz festzusetzen, und zu dem Ende Heidelberg durch Johann von Werth einnehmen lassen. Da sich die schwedische Besatzung in das Schloß zurückgezogen hatte, und dort von den Baiern in Verbindung mit kaiserlicher Mannschaft belagert wurde, so sollte Herzog Bernhard von Weimar nach dem Wunsche des französischen Gesandten Feuquières das Schloß zu Heidelberg entsetzen, und die Stadt selbst wieder in Besitz nehmen; denn man wünschte von Seite Frankreichs die unmittelbare Eröffnung des Kriegs wider den Kaiser so lange, wie möglich zu vermeiden. Bernhard erhob aber so viele Schwierigkeiten, daß endlich eine französische Heer-Abtheilung die kaiserliche Besatzung in Heidelberg am 23. December 1634 überrumpelte, und vertrieb. Was so lange zu besorgen war, hatte sich also erfüllt, Frankreich nun auch durch Waffenmacht an dem deutschen Bürgerkrieg Antheil genommen. Von jezt an wurden die Wirren noch größer, und es brachen Gefahren über Deutschland herein, welche das Aeußerste fürchten ließen.

Für die erste Zeit war die Einmischung der Franzosen den kaiserlichen Waffen indessen wenig gefährlich. Um für den Handstreich auf Heidelberg Rache zu nehmen, berannte Graf Gallas vielmehr die Festung Philippsburg im Januar 1635 bei nächtlicher Weile, und eroberte sie noch vor Tagesanbruch. Die Franzosen hatten in der Feste bereits große Vorräthe an Waffen, Geld und Lebensmitteln für den künftigen Krieg aufgehäuft; alle diese, insbesondere 128 Kanonen, 100,000 Säcke Mehl, 12,000 Tonnen Salz u. s. w. fielen den Kaiserlichen in die Hände. Während ferner Johann von Werth Speier eroberte, fielen die Spanier in Trier ein, und bemächtigten sich sogar der Person des Kurfürsten. Da dieser schon lange ein Verbündeter Frankreichs war, so sah sich Richelieu auch gedrungen, gegen Spanien den Krieg zu erklären. Auf solche Weise wurden die Franzosen immer ernstlicher in den Krieg verwickelt, und es schien nach 17jähriger Dauer desselben, anstatt das Ende, erst noch seine größte Heftigkeit bevorzustehen.

In dieser gefahrvollen Lage Deutschlands suchte sich der bessere Geist unsrer Nation noch ein Mal geltend zu machen, und wiederholt den Weg vorzuzeichnen, welcher allein zur Rettung des Vaterlandes führen konnte..... Duldung in Glaubenssachen, gegenseitige, aufrichtige Versöhnung der deutschen Katholiken und Protestanten. So eifrig die Umgebung Ferdinands II. für die Aufrechterhaltung der alten Kirche auch besorgt war, so fand bei einzelnen Rathgebern des Kaisers doch endlich die große Wahrheit Eingang, daß eine gänzliche Verdrängung des Protestantismus nicht mehr möglich, und das Heil beider Religions-Bekenntnisse nur in wechselseitiger Eintracht zu suchen sei. Mußten einem Jeden, welcher nur einigermaßen noch gesundes Urtheil besaß, die Umtriebe Frankreichs nicht den Wunsch nach jener Versöhnung eingeben? War es jezt nicht klar an den Tag getreten, daß die Deutschen nur zur Befriedigung französischer Eroberungssucht in alle Ewigkeit an einander gesezt werden sollten? Diese Betrachtungen

verstärkten bei einigen Vertrauten Ferdinands II. noch die Liebe zum Frieden, und ermunterten sie, bei dem Kaiser gleiche Gesinnungen zu erwecken.

Johann Georg, Kurfürst zu Sachsen, hatte dortmals die Augen aller deutschen Patrioten auf sich gezogen. Ob er gleich dem Lutherthum eben so eifrig ergeben war, als Ferdinand II. dem Katholicismus, so blieb er dennoch den vorgeblichen Beschützern des Protestantismus gram, weil deren Einmischung in deutsche Angelegenheiten das Vaterland nothwendig zu Grunde richten mußte. Von dem innigsten Verlangen zur endlichen Beilegung des Bürgerkrieges erfüllt, gewöhnte er sich seit langem an den Gedanken einer Versöhnung mit dem Kaiser. War er hiezu unter billigen Bedingungen schon früher geneigt, so mußte solche Bereitwilligkeit durch die Ereignisse des Jahres 1634 noch bedeutende Nahrung empfangen haben. Nach der Schlacht bei Nördlingen schien die Macht der Schweden gänzlich gebrochen, und dadurch die gesammte Lage der Dinge vom Grunde aus geändert zu sein. Zwar schickte sich Frankreich an, die Stelle Schwedens zu vertreten; doch warum die Wirren durch eine neue Dazwischenkunft fremder Staaten wiederholt anfachen, warum Deutschland im Interesse der Fremden zerfleischen? War es nicht besser, jezt mit dem Kaiser Frieden zu schließen, als die evangelische Lehre durch weitere Siege der Katholiken von Neuem in Gefahr zu versetzen, oder am Ende nur durch schimpfliche Zugeständnisse zu Gunsten der Fremden zu retten?

Von solchen verständigen Betrachtungen erfüllt, bot der Kurfürst Johann Georg von Sachsen dem Kaiser schon im September 1634 die Hand zum Frieden. Ferdinand II., über die Anschläge Frankreichs nun ernstlich besorgt, von den Aufgeklärtern seiner Räthe noch überdieß versöhnlich gegen die Protestanten gestimmt, begegnete dem wohlwollenden Entgegenkommen des Kurfürsten mit Freundlichkeit und Vertrauen. So ließ man zuerst thatsächlich die Waffen ruhen, und eröffnete zugleich in Pirna Vergleichs-Unterhandlungen, welche zu Prag im Mai 1635 zu einem wirklichen Friedensschluß führten. Die Vereinigung über einen solchen schien wegen der eingezogenen geistlichen Güter, welche das Restitutions-Edict veranlaßten, sehr schwierig zu sein, da Kursachsen als Haupt-Bedingung des Friedens die Zurücknahme jenes Edicts forderte, der Kaiser hingegen in diesem Fall alle seine Pläne scheitern sah, und daher nur mit großem Widerstreben an ein solches Zugeständniß denken konnte. Indessen die gegenseitige Liebe zum Frieden war wirklich so groß, daß auch diese Schwierigkeit durch einen Ausweg beseitiget wurde. Man vereinigte sich nämlich über Bestimmungen, welche durch ihren Inhalt das Restitutions-Edict thatsächlich aufhoben, vermied es dagegen aus Rücksicht auf den Kaiser, der Aufhebung der Verordnung ausdrücklich zu gedenken. Im Wesentlichen hatte der Prager Friedensschluß nun folgenden Inhalt:

„In Ansehung aller mittelbaren Stifter, welche vor dem Passauer Vertrag oder Religionsfrieden eingezogen worden, soll es bei dem klaren Buchstaben des angeregten Friedens verbleiben. Die unmittelbaren Stifter und geistliche Güter aber, die vor dem passauischen Vertrag und Religionsfrieden, so wie alle, sie mögen unmittelbar oder mittelbar sein, die nach diesem Frieden eingezogen worden, sollen die Protestanten, soviel sie deren 1627 den 12. November neuen Styls (also noch vor dem Restitutions-Edict) inne gehabt, auf 40 Jahr ruhig besitzen, diejenigen ausgenommen, welche den Katholischen in der Form Rechtens auf beider Theile geschehenen Submission von dem Reichshofrath oder Kammergericht vor oder nach dem angesezten Termin mögen zuerkannt worden sein, jedoch so, daß auch diese dem Stand Rechtens noch unterworfen bleiben, wenn die Execution zur Zeit des Termins noch nicht vollbracht worden."

„Damit aber nach dem Verlauf der 40 Jahre nicht neue Unruhe und Weigerung entstehe, soll noch

vor Ausgang derselben durch Zusammensetzung friedliebender Stände von beiderlei Religionen in gleicher Anzahl alle äußerste Bemühung, Sorg und Fleiß dahin angewendet werden, die Sache von Grund aus zu vergleichen. Würde aber solches nicht erfolgen, so soll nach Ausgang der 40 Jahre jeder Theil in demjenigen Recht stehen, welches er 1627 den 12. November gehabt, sich desselben, so gut oder schwach es damals gewesen, gütlich oder rechtlich zu gebrauchen haben, und soll deßwegen kein Theil wider den andern, unerkanntes ordentlichen Rechtens, zu den Waffen greifen, der Kaiser auch solches andern zu thun nicht gestatten, weniger für sich die Stände damit beschweren."

Der gütliche Vergleich des Kaisers und des Kurfürsten von Sachsen war ganz unverkennbar aus höheren politischen Gründen und ehrenwerther patriotischer Gesinnung hervorgegangen. Beide Theile sahen zu deutlich, was Frankreich und Schweden unter der Fortsetzung des unglücklichen Religionskrieges eigentlich suchten, sie erkannten klar, daß Deutschland bei der Unterhaltung der Zwietracht nicht nur im Innern furchtbar zerüttet, sondern auch zum Theil eine Beute der Fremden werden müße. Vaterlandsliebe legt öfters schmerzliche Opfer auf; auch im vorliegenden Fall mußten daher die beiden Religions-Parteien Lieblings-Neigungen aufgeben oder beschränken, um dem Vaterlande den Frieden endlich wiederzugeben, und zugleich die habsüchtigen Entwürfe der Fremden zu vereiteln. Sowohl der Kaiser, als der Kurfürst von Sachsen faßten die Sache redlich von diesem Gesichtspunkt auf, und gewährten gegenseitig Zugeständnisse, welche ihnen schwer fielen. Dessenungeachtet wurde ihre rühmliche Mäßigung der Gegenstand des heftigsten Tadels beider Confessionen. Man beschuldigte den Kaiser, daß er die katholischen, und den Kurfürsten von Sachsen, daß er die evangelischen Interessen preisgegeben habe.

Die meisten dieser Vorwürfe waren sehr grundlos. So fanden die Protestanten daran Aergerniß, daß der Streit über die geistlichen Güter nicht entschieden, sondern auf 40 Jahre nur vertagt worden sei. Doch gerade dieß war ein sehr weiser Ausweg zur endlichen Versöhnung, da bei der gegenwärtigen Erbitterung der Gemüther eine durchgreifende Erledigung der Streitfrage jezt nicht möglich war, durch die Vertagung der schlüssigen Entscheidung also Zeit gewonnen wurde, die Leidenschaften zu besänftigen und endlich bleibende Versöhnung herbeizuführen Daß in der Hauptsache ein wirklicher billiger Vergleich mit gegenseitigen erheblichen Zugeständnissen, geschlossen worden sei, bewies eben die Heftigkeit, mit der die Uebereinkunft von den Fanatikern beider Parteien angefochten wurde. Eine Bestimmung des Vertrages war freilich sehr zu bedauern, weil sie das Princip der Duldung verlezte, nämlich das Verbot der protestantischen Religions-Uebung in Oestreich. Indessen da dieß die einzige, wesentliche Gegenleistung für die vielen Zugeständnisse des Kaisers war, da ohne sie das gesammte Vergleichswerk scheitern mußte, und die Noth Deutschlands so groß, die Lage der Dinge überhaupt so schwierig war, so muß auch jene Bestimmung mit Nachsicht beurtheilt werden *). War nur der Friede hergestellt, so mochten von der fortschreitenden Zeit auch in Oestreich duldsamere Grundsätze zu hoffen sein, die freie Ausübung des protestantischen Gottesdienstes auch dort später bewilliget werden.

Uebrigens war es dieser Punkt keineswegs, welcher von Seite der Protestanten das heftige Eifern

*) Die Gründe, welche Ferdinand II. dafür anführte, waren auch keineswegs ohne alle Erheblichkeit. „Von den Protestanten," sagte er, „ist selbst die Regel aufgestellt worden, daß die Religion und deren Einführung der Landesfürstlichen Hoheit anhängig seyn solle: was einem Stand im Reich recht, das müßte dem andern, zumahl dem Kaiser nicht unrecht, noch verbothen seyn; und da der Kaiser dabey fest bestanden, sey es auch dabey geblieben, jedoch so, daß wegen Schlesien und der Lausitz besondere Verträge errichtet wurden."

wider den Prager Frieden hervorrief, sondern die Unzufriedenheit der Schweden über die drohende Scheiterung ihrer politischen Pläne. Oxenstierna reizte deßhalb die fanatischen Protestanten auf, und diese erhoben nun ihr Zetergeschrei. Umgekehrt konnten die Fanatiker auf der katholischen Seite dem Kaiser das Preisgeben der Kirchengüter nicht verzeihen, und klagten ihn darum leidenschaftlich an. Ferdinand II. war sich nicht nur der Redlichkeit seiner Absichten, sondern selbst der gewissenhaftesten Vorsicht bei dem Abschluß des Prager Friedens bewußt, weil er darüber vorher das Gutachten eines Gewissenrathes, bestehend aus zwei Kardinälen, zwei Bischöfen, zwei Prälaten, zwei Domherren und zwei gelehrten Theologen von jedem Orden, eingeholt hatte. Er vertheidigte sich darum öffentlich gegen die Anklagen, und zwar auf eine sehr geschickte Weise. Wie konnte man ihm die Verletzung der katholischen Interessen vorwerfen, da der König von Frankreich, welcher sich den „Allerchristlichsten" nannte, aus unsittlicher Eroberungsgier die Protestanten wider die Katholiken aufstachelte und schüzte, gerade hierdurch aber den Kaiser zu der Nachgiebigkeit gegen den Kurfürsten von Sachsen zwang? Mit großem Tact rechtfertigte sich denn Ferdinand II. in einer Staatsschrift auf die nachstehende Weise: „Wenn es Jemand schmerze, daß in dem Prager Frieden nicht mehr Rücksicht auf die katholische Religion genommen worden, so finde er es nicht tadelnswürdig, nur mahne er einen solchen, seinen Unmuth gegen denjenigen auszulassen der es gehindert. Dieser Vorwurf treffe nicht ihn, sondern den allerchristlichsten König, der, ungeachtet er Anspruch auf den ersten Platz unter den übrigen Söhnen der Kirche mache, sich nicht nur allein nicht gescheuet, gleich anfangs die Kräfte der Nichtkatholischen gegen den Kaiser und die Ligue aufzureizen, einen auswärtigen König ihnen zur Unterstützung herbeizurufen, mit ihm ein Bündniß einzugehen, die Macht beider zu hegen und zu stärken, sondern auch durch sich selbst des Kaisers und des Reichs Länder ohne Ursach und gegen Treue und Glauben anzufallen, und sich sogar bemühe, selbst die Katholischen von dem Kaiser abwendig zu machen, und gegen ihn aufzubringen."

Auch der Kurfürst Johann Georg von Sachsen wurde genöthiget, wider die Vorwürfe der Protestanten sich öffentlich zu vertheidigen. Seine Rechtfertigung war ebenfalls gründlich und schlagend. „Der Kurfürst," hieß es darin, „habe seine Neigung zum Frieden den protestantischen Ständen zu Frankfurt zeitlich bekannt machen lassen, und es habe jedem frei gestanden, entweder den Friedenstractaten selbst beizuwohnen, oder was er dabei zu besorgen gehabt, dem Kurfürsten zu vertrauen, und durch ihn die Unterhandlung darüber zu pflegen; wenn man sich dessen nicht bedient, liege die Schuld nicht an ihm. Für die freie Religionsübung in den kaiserlichen Erbländern habe er alle mögliche Sorge getragen; da sie aber auf keine Weise zu erhalten gewesen, habe er es müssen geschehen lassen, weil es ihm nachtheilig, unerträglich und höchst gefährlich geschienen, darum länger Krieg zu führen. Bei der zu Leipzig 1631 beschlossenen Kriegsverfassung habe man nicht vorzüglich (principaliter) mit auf die österreichischen Erbländer gesehen; ziehe man aber die allgemeinen Reichsgesetze zu Rath, so sei nicht nur allein vermöge des Religionsfriedens Niemand befugt, dem andern vorzuschreiben, wie er sich in seinen Ländern in Ansehung der Religionsübung zu verhalten, sondern es sei sogar verboten, fremde Unterthanen des Glaubens oder andern Ursachen halben in besondern Schutz und Schirm gegen ihre Obrigkeit zu nehmen; an den kaiserlichen Erblanden hange nicht das ganze evangelische Religionswesen, sondern nur ein Theil, um dessen Willen das Ganze zu wagen, und der größten Gefahr auszusetzen, eine Vermessenheit und Versuchung Gottes sei."

Indessen alle diese Gründe halfen nichts, weil es den Schweden und einigen Häuptern der deutschen Protestanten, namentlich dem Herzog Bernhard von Weimar und dem Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, nicht sowohl um die Religion, als um Gebiets-Erwerbungen zu thun war. Sie eiferten daher fortwährend wider die Versöhnung mit dem Kaiser, und die Schweden insbesondere reizten die fanatischen Protestanten bis zum Aeussersten. Endlich führte der Ingrimm der Schweden gegen den Kurfürsten von Sachsen auch zum förmlichen Krieg. Erstere widersezten sich der Räumung des Erzstifts Magdeburg, welches dem Sohne des Kurfürsten durch eine untergeordnete Bestimmung des Prager Friedens, mit Ausnahme von 4 Aemtern, auf Lebenszeit zugestanden worden war. Während es schon im Magdeburgischen zwischen beiden Theilen zu Feindseligkeiten gekommen war, und die Schweden auch zurückgedrängt wurden, erfolgte bei Witstock am 24. September 1636 eine entscheidende Schlacht, worin die Sachsen unterlagen. Von Seite der fanatischen Protestanten eiferte man jezt noch mehr gegen den Prager Frieden, und der Religionshaß wurde heftiger, als je angeschürt. So sollte die Vernunft noch ein Mal betäubt, die patriotische Richtung wiederum unterdrückt, und der unglückliche Religions-Krieg im Interesse der auswärtigen Eroberungssucht noch länger fortgesezt werden. Bevor wir die Folgen dieser beklagenswerthen Wendung der Dinge aber weiter entwickeln, müssen wir die Erzählung der Ereignisse nachholen, welche sich inzwischen auf dem Hauptschauplatz des Krieges zwischen dem Kaiser und Frankreich zutrugen.

Drei und fünfzigstes Hauptstück.

Angriffs-Krieg gegen Frankreich. Politik des Herzogs Bernhard von Weimar.

(Von 1635 bis 1636.)

Einer der thätigsten Gegner Frankreichs im kaiserlichen Heere war der Herzog Karl von Lothringen, welcher schon in der Schlacht bei Nördlingen durch wohlgeleitete Reiterangriffe gegen die schwedisch-deutschen Kolonnen rühmlich sich hervorgethan hatte. Mit Recht entrüstet über die Anschläge der Franzosen auf Lothringen, und die damit zusammenhängenden Umtriebe derselben, strengte er alle Kräfte an, um dem Kriege des Kaisers gegen Frankreich sogleich von vorneherein Kraft und Nachdruck mitzutheilen. Während der französische Heerführer, Herzog von Rohan, im Frühjahr 1635 an der Spitze eines Heeres aus dem Elsaß in das Veltlin gegen die Spanier zog, vereinigte sich Karl von Lothringen mit dem bairischen General Mercy, erschien im April 1635 an der Spitze eines Heeres vor Mümpelgard und bedrohte zugleich Befort. Da der Herzog in solcher Weise den Krieg in das Innere Frankreichs spielen zu wollen schien, so brach der französische Marschall de la Force von Lüneville wider den Lothringer auf. Bernhard von Weimar, durch neue Werbungen verstärkt, setzte sich dagegen auf den Hülferuf des benannten Marschalls gegen Breisach in Bewegung, um den Herzog von Lothringen im Rücken zu bedrohen. Inzwischen hatte aber Graf Gallas bei Rheinhausen schon Anstalten gemacht, mit dem kaiserlichen

Hauptheer über den Rhein zu gehen, und in Verbindung mit Karl von Lothringen, die Franzosen in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Ludwig XIII. hegte bereits Besorgnisse, und bot den gesammten Adel seines Reiches zur Vertheidigung desselben auf, als er durch die Versicherung beruhigt wurde, der Marschall de la Force sei mächtig genug, den Herzog von Lothringen aufzuhalten, und Bernhard von Weimar füglich im Stande, die Rheinübergänge zu decken. Im wiederkehrenden Vertrauen erfolgte sogar jetzt die schon gemeldete Kriegserklärung Frankreichs gegen Spanien, welche bald auch von glücklichen Gefechten der Franzosen in den Niederlanden begleitet war. Binnen kurzer Zeit sollte jedoch der Gang der Kriegsereignisse eine wesentlich andere Wendung nehmen.

Nachdem nämlich im Mai 1635 der Prager Friede zwischen dem Kaiser und dem Kurfürst von Sachsen geschlossen war, blieb Ferdinand von der Gefahr eines Angriffs auf seine Erblande, namentlich Böhmen befreit, und konnte nun seine gesammte Waffenmacht unbesorgt verwenden, um den Krieg im Reiche, und namentlich gegen Frankreich mit Nachdruck zu führen. Unmittelbar nach dem Abschluß des Prager Friedens setzte sich daher Graf Gallas, zu dem besagten Zwecke, mit dem Herzog von Lothringen, dem Grafen Piccolomini und dem wackeren Johann von Werth ins Benehmen.. Als der Operationsplan entworfen war, ging Gallas schon im Juni 1635 mit einem kampflustigen und wohlgeordneten Heere über den Rhein, und wandte sich nach der Unterpfalz, während Piccolomini in die Niederlande, und Johann von Werth zur Unterstützung Karls von Lothringen nach dem Elsaß entsendet wurde. Graf Gallas traf bei Worms und Mainz die nöthigen Anstalten zur Deckung seines Rückens, und drang dann, nach der Einnahme von Kaiserslautern, gegen die französische Grenze selbst vor, indem er rasch auf Zweibrücken sich warf. Schon war diese Stadt der Uebergabe nahe, als der kaiserliche Obergeneral erfuhr, daß die Franzosen durch große Anstrengungen ein Heer von 26,000 Mann vereinigt hätten, und damit gegen Zweibrücken heranzögen. Matthias Gallas, durch Truppenentsendungen bedeutend geschwächt, durfte es nicht wagen, bei einer solchen Uebermacht des Feindes eine Schlacht anzunehmen: er zog sich daher vorsichtig an den Rhein zurück, um sich im Nothfall durch das Belagerungsheer von Mainz zu verstärken. Die französische Armee folgte ihm, und baute große Pläne auf ihre Verbindung mit Bernhard von Weimar und Wilhelm von Hessen-Cassel; allein Letzterer nahm ein zweideutiges Benehmen an, und Gallas manövrirte zu gleicher Zeit so geschickt, daß das französische Heer in der Gegend von Hochheim in eine gefährliche Lage gerieth, welche durch ausbrechende Krankheiten, insbesondere die Ruhr, noch bedenklicher gemacht wurde. Da vollends auch die Waffen Karls von Lothringen und Johanns von Werth glücklich waren, und den Marschall de la Force hart bedrängten, da insbesondere die Werthischen Truppen schon siegreich über Lothringen sich zu verbreiten begannen, wurde der Führer des französischen Heeres am Rhein, der Kardinal la Valette, von äußerster Bestürzung erfüllt, und richtete die Hoffnung seiner Rettung nur noch auf den Herzog Bernhard von Weimar. Durch die Kriegslisten des Letzteren gelang es den Franzosen endlich, den Rückzug in der Richtung von Metz anzutreten. Allein kaum waren sie in Bewegung, so zeigten sich starke kaiserliche Heerabtheilungen, um den Fliehenden den Weg zu versperren. Der Kardinal la Valette war in der That fast abgeschnitten, und hatte es nur der Geistesgegenwart, der Taktik und der Tapferkeit des Herzogs Bernhard zu verdanken, daß er nach unsäglichen Anstrengungen und Drangsalen am 18. September 1635, dem 13. Tag des Rückzuges, mit seinem Heere das Gebiet von Metz erreichte.

Graf Gallas, welcher den flüchtigen Franzosen fortwährend auf dem Fuße gefolgt war, und ihnen

große Verluste zugefügt hatte, machte nun Anstalten, sich mit dem Herzog von Lothringen zu vereinigen. Die Gefahr schien so dringend zu sein, daß der König von Frankreich selbst bei seinen Heeren erschien, um denselben Muth einzuflößen, und zugleich neue Rüstungen zu betreiben. Auf die Nachricht von dem verworrenen Rückzug des Kardinals la Valette, zogen sich der Marschall de la Force und der Herzog von Angouleme, der jenem ein zweites Heer zugeführt hatte, ängstlich nach Lüneville zurück. König Ludwig versah beide zwar eiligst mit Verstärkungen, traute aber der gesammten Lage der Dinge so wenig, daß er selbst nach Sct. Germain zurückging. Dadurch verloren auch la Force und Angouleme die Zuversicht noch mehr und gingen gegen die Mosel zu, indem sie sich bei Sct. Nicolas aufstellten und dadurch den Herzog Bernhard veranlaßten, nach Nanzig zu rücken. Ungehindert vollzogen nun am 16. October 1635 Graf Gallas und Karl von Lothringen ihre Vereinigung, alsbald ein festes Lager bei Dieuze beziehend. Bernhard von Weimar rieth zur Schlacht, da das französisch-deutsche Heer über 30,000 Mann zählte und selbst den vereinigten Streitkräften der Gegner weit überlegen war; die Franzosen empfanden indessen dazu wenig Lust, und wollten lieber noch weiter zurückweichen. Graf Gallas hatte dadurch schon Gelegenheit erlangt, in das Herz von Frankreich einzudringen, als in seinem Lager Krankheiten einrissen, und die Kälte der weit vorgerückten Jahreszeit einen Winterfeldzug, nach den Ansichten jener Zeit, bedenklich zu machen schien. Endlich fand es der kaiserliche Oberfeldherr für das Beste, an den Rhein zurückzugehen, weßhalb er denn am 23. November 1635 das Lager von Dieuze aufhob, und in der bemerkten Richtung abzog. Die Franzosen wagten es nicht, ihm zu folgen, und ruhmlos hatte daher der erste Feldzug für sie geendet.

Noch weit unglücklichere Folgen würde aber die bewaffnete Einmischung derselben in die deutschen Angelegenheiten ihnen zugezogen haben, wenn Herzog Bernhard von Weimar, anstatt dem Feinde seines Volkes zu dienen, dem Vaterlande seine bedeutenden Fähigkeiten gewidmet hätte. Bernhard trug nach der Schlacht von Nördlingen die Entscheidung des Krieges in seinen Händen, denn Ferdinand II. ließ ihm unter sehr vortheilhaften Bedingungen Versöhnung antragen. Der Kaiser bot ihm durch den König Ferdinand und den Grafen Gallas nicht nur die Zurückgabe des Herzogthums Franken an, welches durch die Schlacht von Nördlingen gänzlich für ihn verloren war, sondern auch den Oberbefehl über ein kaiserliches Heer. Hätte Bernhard von Weimar diese Anträge angenommen, so würde die Macht des Kaisers so bedeutend vermehrt worden sein, daß sowohl die französischen, als schwedischen Eroberungspläne scheitern mußten. Bei einem Mißbrauche solcher Macht konnte freilich die Sache der Protestanten in Gefahr gerathen; allein Ferdinand II. hatte gerade in jener Zeit so viele Mäßigung erwiesen, daß eine Besorgniß der Art nicht wohl aufkommen konnte. Uebrigens mochte Herzog Bernhard durch einen Einfluß bei dem Kaiser den Evangelischen mehr nützen, als durch das anstößige Bündniß mit den Franzosen, sowie er im Nothfalle durch eine Vereinigung mit Kursachsen immer noch Macht genug erhalten hätte, die katholische Partei zur Bewilligung eines billigen Friedens zu nöthigen. Indessen Bernhard führte den Krieg schon lange nicht mehr für Grundsätze, sondern für die Eroberung eines Landes, und dieser Absicht schien ihm das Anschließen an Frankreich günstiger zu sein, als die Verbindung mit dem Kaiser, weil er den Versprechungen des Letzteren nicht traute. Da er deßhalb auf die Behauptung des Herzogthums Franken keine Hoffnung mehr setzte, so warf er seine Augen auf ein anderes Land, und zwar auf das Elsaß. Französische Hülfsgelder sollten ihm die Mittel gewähren, den Krieg so lange fortzusetzen, bis er dort ein Herzogthum mit landesherrlicher Gewalt für sich errichtet habe. Deßhalb schloß er im October 1635 zu

Sct. Germain einen Vertrag mit Ludwig XIII., wodurch ihm für die Aufstellung und Führung eines Heeres im Dienste Frankreichs jährlich vier Millionen Franken zugesichert wurden. Geheime Artikel dieses Vertrages verhießen ihm noch überdieß die Besitznahme vom Elsaß. Es war längst bekannt, daß das französische Kabinet hauptsächlich zur Eroberung dieser deutschen Landschaft in den Krieg sich eingemischt hatte; es lag demnach auf platter Hand, daß die Ueberweisung des Elsasses an Bernhard von Weimar nur aus Verstellung und mit dem festen Vorsatze geschah, den Herzog, sobald es die Umstände erlauben würden, aus dem Besitz zu werfen, und überhaupt bei Seite zu legen; als ganz unerklärlich erscheint es demnach, daß Bernhard von Weimar, welcher dem Kaiser nicht traute, den arglistigen Vorspiegelungen der Welschen Glauben beimaß. Dieß war sowohl im Interesse des Ruhmes Bernhards, als der Ruhe und der Integrität unseres Vaterlandes schmerzlich zu bedauern.

Vier und fünfzigstes Hauptstück.

Deutsche Königswahl. Tod Ferdinands des Zweiten. Charakteristik dieses Kaisers.

(Vom Jahr 1636 bis 1637.)

Mitten unter den Kriegs-Unruhen dachte Ferdinand II. im Jahre 1636 auf ein Mal ernstlicher als je an die Ernennung seines Nachfolgers auf dem Kaiserthrone. Die Wahl eines solchen mußte unter den gegebenen Umständen freilich ungemein schwierig sein, weil die Religionsspaltung auch auf die Kurfürsten sich erstreckte und der Krieg die Gemüther gegenseitig erbitterte: dagegen war zu bedenken, daß die Ernennung eines Kaisers, bei der Einmischung der Fremden in die Reichs-Angelegenheiten und der allgemeinen Verwirrung, noch ungleich schwieriger, ja vielleicht ganz unmöglich werden würde, wenn man bis zur wirklichen Erledigung des Thrones warten wolle. Ferdinand II. wünschte natürlich seinem ältesten Sohne, dem König von Ungarn, die Nachfolge auf dem Kaiserthron auszuwirken; wenn ihm solche Absicht jedoch schon früher mißlang, so schien sie jezt vollends gänzlich unerreichbar zu sein, da es bei den Protestanten allgemeine Gewohnheit geworden war, das Haus Oestreich der Absicht zur Unterdrückung der sogenannten deutschen Freiheit zu beschuldigen.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten beschloß der Kaiser, welcher seine Kräfte schwinden fühlte, im Jahre 1636 einen ernstlichen Versuch zu machen, nicht nur die Wahl seines Nachfolgers, sondern sogar die Ernennung seines Erstgebornen zum deutschen König durchzusetzen. Die größten Hindernisse mochten von Seite der Kurfürsten zu Trier, Sachsen und Brandenburg zu befürchten sein; glücklicherweise hatte man sich aber dem zweiten durch den Prager Frieden so freundlich genähert, daß durch ihn auch Kur-Brandenburg versöhnlich gestimmt werden konnte. Als nun vollends gegen den Erzbischof von Trier, wegen Verletzung der Reichsgesetze, eine gerichtliche Procedur angedroht wurde, die diesen zur Führung

seiner Stimme untauglich mache, so vereinigten sich die Kurfürsten in Regensburg wider Erwarten sehr schnell, und zwar am 22. December 1636 über die Ernennung Ferdinands, des Kaisers Erstgebornen, zum römischen König. In der Wahlcapitulation wurden, außer den gewöhnlichen Bestimmungen, nur noch einige Zusätze aufgenommen, welche die Zeit-Umstände nothwendig zu machen schienen. Dieselben gingen vorzüglich dahin, daß den mannichfachen Verletzungen der Reichs-Verfassung, wozu man während des Krieges durch die Noth gedrungen ward, keine Folge gegeben, daraus kein Recht abgeleitet werden dürfe. Zugleich suchten die Kurfürsten bei dieser Wahlhandlung auch auf die Herbeiführung eines endlichen Friedens hinzuwirken, und die Grundsätze, welche sie in dieser Beziehung äußerten, waren sehr ehrenwerth. Sie widersetzten sich nicht nur der Abtretung Pommerns an die Schweden, welche Oxenstierna zur Entschädigung seiner Krone schon gefordert hatte, sondern verwahrten sich auch sehr nachdrücklich wider die französische Eroberungssucht. Ja sie forderten sogar, daß man gerade umgekehrt die Franzosen zur Herausgabe der drei deutschen Bisthümer Metz, Tul und Verden anhalten, und das Herzogthum Lothringen mit Nachdruck gegen die Anmassungen der Welschen schützen solle. Es war nur zu bedauern, daß solche rühmliche Gesinnungen nur bei den Worten stehen blieben, und durch die That nicht Nachdruck erhielten.

Der Kaiser empfand über die Ernennung seines Erstgebornen zum Nachfolger im Reiche eine große Freude, konnte dieselbe indessen nicht mehr lange genießen. Schon während der Wahlversammlung in Regensburg wurde er so ernstlich unpaß, daß er sich noch vor der Erledigung der Geschäfte nach Wien zurückbringen ließ. Dort nahm die Krankheit so schnell zu, daß er am 15. Hornung 1637, im 59. Jahre seines Lebens dahin schied.

Ferdinand II. hat während seiner Regierungszeit einen so bedeutenden Einfluß auf Deutschland ausgeübt, daß es nothwendig wird, sowohl seine Persönlichkeit, als sein öffentliches Wirken, im Ueberblick noch etwas näher zu würdigen.

Wenn uns die Natur durch ihre Mannichfaltigkeit in der geistigen Ausstattung der Menschen öfters in Verwunderung versezt, und anderntheils wieder durch seltsame Gegensätze der Eigenschaften manchmal unser Befremden erweckt, so muß beides vornehmlich in Ansehung des vorbenannten Kaisers der Fall sein. Legt man den Maaßstab eines Gustav Adolphs an ihn, so erhob er sich nur wenig über die Mittelmäßigkeit: denn er war weder selbstständiger Feldherr, noch Staatsmann, weder genialer Regent, noch Gesetzgeber, von reformatorischem Berufe vollends zu geschweigen. Gleichwohl überrascht er durch eine Fülle von Tugenden und liebenswürdigen Eigenschaften. Ferdinand II. war mild und leutselig, ein vortefflicher Gatte und Vater, der Mann der reinsten Sitte, und der aufrichtige Förderer alles dessen, was er für gut und recht hielt. Durch seine große Gewissenhaftigkeit führte ihn die leztere Richtung zu einem sehr ernsten Betriebe der Staatsgeschäfte. Er hielt seine kaiserliche Würde nicht für ein Mittel zum Glanz und zur Prunksucht, sondern für ein schweres Amt, dessen pflichtmäßiger Verwaltung man alle seine Kräfte widmen müsse. Deßhalb nahm er an allen Staatsgeschäften selbst Antheil, und zwar auf eine Weise, welche ihm die größten Mühen und Beschwerden verursachte. Nicht genug, daß er die Mittschreiben immer selbst las, und zum Vortrage in den betreffenden Raths-Sitzungen vertheilte, wohnte er auch allen Versammlungen seines Staatsrathes bei, den Berathungen mit ausdauernder Aufmerksamkeit folgend. Auch vor und nach solchen Sitzungen arbeitete er allein oder mit einem Minister sehr streng, und lag den Geschäften überhaupt mit solchem Eifer ob, daß er kaum eine Stunde täglich der Erholung im Kreise seiner Familie

gönnte. Nur der Gottesdienst und das Gebet konnten ihn vermögen, der Zeit für die Staatsarbeiten Abbruch zu thun. Sein einziges Vergnügen war die Jagd; doch selbst hierin legte er sich große Einschränkungen auf, und wenn er sich die Freude auch erlaubte, geschah es nur nach vorhergegangener besonderer Anstrengung im Arbeiten, und in Gesellschaft von geheimen Räthen, mit denen er die laufenden Angelegenheiten besprechen konnte. Trotz der Last der schriftlichen Geschäfte und der vielen Staatsraths-Sitzungen gab er viele Audienzen, und ließ ohne Noth überhaupt Niemand ungehört von dannen gehen. Mit allen diesen rühmlichen Eigenschaften war nun noch ein tiefer Ernst und eine Festigkeit des Willens verbunden, welche Beharrlichkeit und Charakterstärke hervorrufen. Ferdinand II. erhob deßhalb dasjenige, was er für Pflicht hielt, zu Grundsätzen, und ließ sich von der Durchsetzung derselben alsdann weder durch Hindernisse noch durch Gefahren abwendig machen. Oefter, als ein Mal, beharrte er in bedenklichen Lagen unbeugsam bei seinen Entschlüssen, und rettete die Sache seiner Partei gerade durch diese Festigkeit. Auch Entbehrungen und Opfer scheute er nicht, um seinen Grundsätzen den Sieg zu erringen; er lebte als Kaiser vielmehr oft ärmlich, und plagte sich ernstlich, damit er für die ungeheuern Kriegskosten Geld erschwinge. Was er hierüber in dem angeführten Brief an Wallenstein schrieb, daß er die übersendeten 100,000 fl. nur durch Schmälerung seines Unterhalts zusammengebracht habe, war keine bloße Redensart, sondern einfache Wahrheit.

Ein solcher Mann hätte unter Umständen Großes vollbringen können; allein eine andere Richtung seines Geistes beherrschte und bewältigte alle guten Eigenschaften:..... nämlich das fast krankhafte Uebermaaß des religiösen Sinnes, welches zur Bigotterie ausartete, und sogar an Schwärmerei streifte. Ferdinand II. erklärte selbst vielfältig, daß er die Zwecke der Religion allen andern unbedingt vorsetze, und daß er lieber Land und Leuten, der Krone und allen seinen Königreichen entsagen, als die Ausbreitung des Glaubens unterlassen wolle. Wer solche Grundsätze hegte, wer die religiöse Propaganda für seine erste Pflicht erklärte, taugte besser ins Kloster oder zu einem Missionär, als auf den deutschen Kaiserthron. Jezt war es freilich schwierig, die Duldung zur obersten Richtschnur zu nehmen, also den einzig-möglichen Weg zur Rettung Deutschlands zu finden; jezt erklärt sich freilich die Heftigkeit und die lange Dauer der religiösen Zuckungen Deutschlands während der Regierungsperiode des zweiten Ferdinand!

Diese Richtung des Kaisers kann übrigens keineswegs bloß auf Rechnung der Zeit geschrieben werden. Um Friedrichs II. aus dem Hause der Hohenstaufen zu geschweigen, ließ sich auch der Zeitgenosse Ferdinands II., Gustav Adolph, den Staatsblick niemals durch religiöse Gefühle trüben. Er war auch von wirklicher Religiosität erfüllt; allein er überließ die Bekehrungsgeschäfte den Priestern und beschäftigte sich mit großartigen Staatszwecken, der Kirche nie eine Einmischung in dieselben, geschweige ein Uebergewicht einräumend. Bei höheren Geistesgaben wäre daher die fragliche Gemüthsrichtung Ferdinands II. nicht möglich gewesen, und das beweist denn die Richtigkeit des Urtheils, daß sich dieser Kaiser in den Verstandesgaben wenig über die Mittelmäßigkeit erhob.

Was aber die guten Eigenschaften desselben noch mehr lähmte und in eine falsche Thätigkeit versetzte, war seine übermäßige fast an Abgötterei grenzende Verehrung der Geistlichen. Es ist schon das Urtheil über ihn erzählt worden, „daß er den Priester vor dem Engel gegrüßt haben würde," doch hier ist noch zu bemerken, daß jener Ausspruch eine große Wahrheit nur in ein scherzhaftes Gewand kleidete. Die übertriebene Ehrfurcht vor den Geistlichen gab nun den sonst starken Willen des Kaisers gefangen und die Leitung des Staates unbedingt in die Hände seiner Beichtväter. Hierdurch entstand eine weitere gefährliche

Gewöhnung Ferdinands II., die Unterordnung seiner Ansichten und Neigungen unter jene seiner Minister und geheimen Räthe. Schon der Volks-Instinct ahnete dieß, und da sich derselbe meistens in Sprüchwörtern zu äußern pflegt, so sagte man dortmals: der Kaiser hat in seinen Landen drei große Berge, **Eggenberg, Werdenberg** und **Aneſtenberg**, sowie drei edle Steine, **Dietrichstein, Liechtenstein** und **Wallenstein**. Die Beichtväter des Kaisers erklärten diesem nämlich geradezu, daß es zur Wahrung seines Gewissens besser sei, bei Meinungs-Verschiedenheiten nicht dem eigenen, sondern dem Urtheile der geheimen Räthe zu folgen. Da die Beichtiger auf die Wahl der Minister entscheidenden Einfluß ausübten, so konnten sie in solcher Weise mittelbar zur unumschränkten Leitung der Staatsgeschäfte gelangen. Ferdinand II. erblickte nun in dem bemerkten Rathschlag seiner Beichtväter einen Befehl Gottes selbst, und unterwarf deßhalb seine Ansichten mit einer merkwürdigen Selbstverläugnung den Meinungen seiner Minister. Es scheint dieß freilich ein Widerspruch mit der Willens-Festigkeit und dem Geschäfts-Fleiß des Kaisers zu sein; indessen solche Contraste fanden sich eben in seinem Charakter, wie wir im Eingang schon andeuteten. Uebrigens löst sich der Widerspruch theilweise dadurch, daß die Priester bei ihrer unbedingten Herrschaft über das Reichsoberhaupt die unmittelbare Antheilnahme desselben an den Geschäften gerne sahen, um solche nach ihrem Willen erledigen zu lassen. Jener Widerspruch löst sich zum Theil ferner dadurch, daß die Priester im Rathe die Mehrheit besaßen, und durch die Gewöhnung Ferdinands II. seine Majorität der Meinung des Ministerrathes unterzuordnen, den Sieg der Minderheit verhindern konnten, wenn die bessere Ansicht der Leztern mit dem sonst gesunden Urtheil des Kaisers zusammentraf. Fester Wille wohnte dem leztern stets bei, so oft seine Meinung mit jener der Geistlichen übereinstimmte; wo aber beide einander durchkreuzten, opferte Ferdinand II. freudig seinen Willen den höhern Geboten Gottes. Das Hinstreifen der Frömmigkeit an Schwärmerei, erklärt also das psychologische Räthsel; denn es ist bekannt, daß Männer der Art, troz ihres unbedingten Gehorsams gegen die Kirche, mit dem stärksten Charakter begabt sein können.

Durch den priesterlichen Einfluß mag noch ein weiterer Widerspruch entstanden sein, welcher in Vergleich der Grundsätze des Kaisers mit seiner Handlungsweise besonders auffällt. Ferdinand II. war nämlich von der schönen Ueberzeugung erfüllt, daß der gerade Weg die beste Politik sei, daß man mit Wahrheitsliebe und aufrichtiger Redlichkeit weiter komme, als mit List und Verstellung. Welch' einen seltsamen Widerspruch bildete aber sein Benehmen gegen Wallenstein nach der Dienst-Entsetzung des leztern mit jenem ehrenwerthen Grundsatz? Wie sehr wußte der fromme Kaiser noch 14 Tage nach der Absetzung zu heucheln, und den „lieben Oheim" freundlich zu liebkosen, um ihm seinen Sturz noch zu verbergen! Ohne den Einfluß der Priester würde diese Verstellung bei dem sonst so geraden und offenen Gemüth des Kaisers, kaum zu erklären sein.

Was endlich am mächtigsten auf die öffentliche Laufbahn Ferdinands II. und den gesammten Gang seiner Regierung einwirkte, war die Thatsache, daß unter allen Priestern die Jesuiten am höchsten in seiner Achtung standen. Aus den vorbemerkten Gründen ging die Regierung des Reichs nunmehr vorzugsweise in die Hände jenes Ordens über, und so concentrirt sich denn die Charakteristik Ferdinands II. darin: daß er das Werkzeug der Jesuiten wurde, um die Reformation aufzuhalten.

Fünf und fünfzigstes Hauptstück.

Fortgang des Krieges. Tod des Herzogs Bernhard von Weimar. Friedens-Versuche auf dem Reichstag in Regensburg.

(Vom Jahr 1636 bis 1641.)

Wir haben das kaiserliche Hauptheer unter dem Grafen Gallas verlassen, als dasselbe im Spätherbst 1635 von dem Lager bei Dieuze an den Rhein zurückzog. Erst den Feldzug des folgenden Jahres wollte Herzog Bernhard von Weimar erwarten, um zugleich mit den Franzosen wieder den Angriffs-Krieg zu eröffnen. Seine ersten Unternehmungen waren von einem guten Erfolg begleitet, denn er verbreitete sich siegreich über Lothringen, und faßte alsdann durch die Eroberung von Zabern auch im Elsaß festen Fuß. Jezt erschien aber auch Gallas wieder mit Kraft im Felde, und gab der Lage der Dinge bald eine andere Wendung. Er ging nämlich im Jahre 1636 bei Breisach über den Rhein, und rückte unaufhaltsam in die freie Grafschaft (franche Comté) vor, die Franzosen zur Aufhebung der Belagerung von Dole zwingend. Da zu gleicher Zeit Johann von Werth in die Champagne eindrang, und die Spanier von den Niederlanden aus die Picardie überzogen, so schien nun das innere Frankreich entschieden der Schauplatz des Krieges zu werden, ja es gerieth selbst Paris in Gefahr. Johann von Werth überschritt nämlich in seinem Siegeslaufe die Oise, und gab mit seiner gewohnten Kühnheit den Rathschlag, ohne Verzug auf Paris selbst loszugehen; indessen seine Mitfeldherrn zauderten aus Aengstlichkeit, und dieß rettete Frankreich. Kardinal Richelieu gewann nun Zeit, den gesunkenen Muth seiner Landsleute wieder zu beleben, und energische Vertheidigungs-Anstalten zu treffen, welche alsbald wieder in den Angriff übergingen. Als im Spätherbst 1636 vollends die Nachricht von dem Siege der Schweden bei Wittstock eintraf, so hielt Graf Gallas seine Gegenwart in Deutschland für nothwendig, und trat also mit dem kaiserlichen Hauptheer abermals den Rückzug gegen den Rhein an. Johann von Werth verrichtete wohl im Kleinen noch sehr kühne Thaten, im Ganzen konnten dieselben jedoch nichts entscheiden. Auch seine Heer-Abtheilung mußte vielmehr eine rückgängige Bewegung vornehmen, und die Franzosen kamen sohin mit der bloßen Angst durch, welche schon so groß geworden war, daß in Paris ganze Schaaren von Bürgern sich flüchteten.

Noch im Winter 1636 hatte der schwedische General Banner seinen Sieg bei Wittstock benüzt, um einen großen Theil von Sachsen zu überschwemmen. Das unglückliche Land seufzte unter den Brandschatzungen und Verheerungen der unbarmherzigen Sieger, bis endlich Graf Gallas im Sommer 1637 zu seiner Befreiung erschien. Banner führte vor der Uebermacht der Kaiserlichen einen Rückzug nach Pommern aus, welcher durch seine seltene Kunst berühmt wurde, und zog dann in Hinterpommern Verstärkungen an sich. Dagegen verlor Gallas unnütz seine Zeit durch die Belagerung von Anklam, und wurde durch den Mangel an Lebensmitteln genöthiget, auch aus Pommern den Rückzug zu nehmen. Nach-

dem er die Winterquartiere (1637 auf 1638) in die kaiserlichen Erblande verlegt hatte, erschien Banner im Jahre 1638 von Neuem in Sachsen, und erfocht endlich im Frühjahr 1639 einen glänzenden Sieg über ein sächsisch-kaiserliches Heer unter den Generälen Marzini und Buchheim bei Chemnitz. Derselbe war so entscheidend, daß die Waffenmacht der Sachsen fast gänzlich vernichtet wurde, und der genannte schwedische Feldherr den Plan faßte, den Krieg in die kaiserlichen Erblande zu spielen. Siegreich drang er wirklich in Böhmen ein, und zerstreute alle kaiserlichen Heerhaufen, welche man ihm in der Eile entgegenstellte. Um die böhmischen Protestanten zu gewinnen, hatte er durch strenge Befehle seine Soldaten in guter Mannszucht zu halten gesucht; indessen seine Bemühungen waren bei der allgemeinen Verwilderung der Lohnknechte fruchtlos. So ereigneten sich denn ähnliche Gräuel wie in Sachsen, und hierdurch verloren die protestantischen Böhmen die Lust, mit den Schweden sich zu verbinden. Da die eigene Macht Banners zu schwach war, um sich im Lande zu behaupten, so nahm er nach einer vergeblichen Berennung Prags seinen Rückzug nach Sachsen.

Unterdessen war Herzog Bernhard von Weimar im Westen des Kriegsschauplatzes mit einer Kraft aufgetreten, welche dem Kampfe abermals eine ganz neue Wendung gab. Die Fortschritte Banners mit scharfem Auge verfolgend, hatte er den wichtigen Plan entworfen, die bairischen Truppen von der Unterstützung der Kaiserlichen in Böhmen abzuhalten, ihnen bei Gelegenheit den Vorsprung abzugewinnen, und sodann in den kaiserlichen Erblanden mit den Schweden sich zu vereinigen. Bevor er aber zur Ausführung selbst schritt, wollte er erst seinem künftigen Herzogthum im Elsaß eine Grundlage, und seinen kühnern Kriegs-Unternehmungen eine feste Stütze verschaffen, das heißt, den wichtigen Platz Breisach erobern. Die Ausführung eines solchen Unternehmens sezte den Besitz von Rheinfelden voraus; Bernhard zog daher schon im Winter von 1637 auf 1638 vor Rheinfelden, und eröffnete sofort die Belagerung. Johann von Werth, den Plan des Herzogs erkennend, kam zugleich mit dem General Savelli der bedrängten Stadt im Hornung 1638 zu Hülfe, und entsezte dieselbe. Wenige Tage nachher (25. Hornung) überfiel aber Herzog Bernhard unerwarterweise die nachlässigen Kaiserlichen, und schlug dieselben auf das Haupt. Nicht bloß Savelli und zwei andere ihrer Heerführer, Sperreuter und Enkeford, sondern auch der kühne Johann von Werth wurden gefangen. Jezt umschloß Bernhard die Stadt Rheinfelden von Neuem, und zwang sie nach dreiwöchentlicher Belagerung zur Uebergabe. Als in solcher Weise die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, suchte Herzog Bernhard der Festung Breisach die Zufuhr abzuschneiden, und die Besatzung derselben im Sommer 1638 durch Hunger zur Kapitulation zu nöthigen. Man hielt damals Breisach nicht nur für uneinnehmbar, sondern auch für den wichtigsten Platz am Oberrhein. Der kaiserliche General Götz war deßhalb entschlossen, zur Rettung der Festung alles zu wagen. An der Spitze eines Heeres von 18,000 Mann zog er herbei, um Breisach mit Lebensmitteln zu versehen, und den Herzog Bernhard zum Abzug zu nöthigen. Allein bei Wittenweiher lieferte ihm dieser am 4. Oktober eine Schlacht, welche abermals mit einer förmlichen Niederlage der Kaiserlichen endigte, und nun zur förmlichen Belagerung Breisachs führte. Vergebens machte der Herzog von Lothringen einen Versuch, die Festung zu entsetzen; auch er wurde von Bernhard bei Thann auf das Haupt geschlagen. Reinach, der tapfere Commandant von Breisach, vertheidigte sich selbst in höchster Hungersnoth noch zwei volle Monate; dann mußte er aber der Nothwendigkeit weichen, und am 7. Dezember 1638 die Festung übergeben.

Nachdem Herzog Bernhard in solcher Weise ein bedeutendes Uebergewicht am Oberrhein gewonnen hatte,

erfolgten im Jahre 1639 die Siege des schwedischen Heerführers Banner in Sachsen und Böhmen. Zugleich gefiel sich der kaiserliche Obergeneral Gallas in seltsamer Unthätigkeit, und nichts schien einem entscheidenden Zusammenwirken Banners und Bernhards im Wege zu stehen. Ersterer hatte im Sommer 1639 Böhmen zwar wieder verlassen; dagegen in Sachsen den Plan zu seiner Vereinigung mit Bernhard entworfen. So war denn das Uebergewicht, welches die Schlacht bei Nördlingen den kaiserlichen Waffen verschafft hatte, wieder vollständig verloren, und von Neuem schien sich der endliche Sieg auf die Seite der Protestanten zu neigen. Mit Hartnäckigkeit behauptete indessen der Krieg auch jezt den eigenthümlichen Gang, keinem Theile ein bleibendes Uebergewicht zu gestatten, sondern durch irgend ein Ereigniß plözlich einen Wendepunkt herbeizuführen, sobald eine Partei die andere gänzlich zu überwältigen schien.

Als man nun im Sommer 1639 wiederum das Schlimmste für die Kaiserlichen befürchtete, wurde ein Haupt-Heerführer der Protestanten, Herzog Bernhard von Weimar, am 3. Juli 1639 zu Neuenburg am Rhein plözlich von einer tödtlichen Krankheit befallen, und verschied daran schon nach wenigen Tagen, nämlich am 8. Juli 1639. Auch Bernhard verließ den Schauplatz seiner Thaten in der Blüthe seines Lebens, denn er zählte erst 36 Jahre. Wie wichtig aber sein Tod im gegenwärtigen Augenblick war, zeigt schon der Umstand, daß derselbe einer Vergiftung zugeschrieben wurde, die man gleichzeitig dem kaiserlichen, spanischen und französischen Kabinet zur Last legte.

Das Urtheil der Geschichte über Bernhard von Weimar wird sich allmählig unwiderruflich feststellen, und wohl etwas anders lauten, als man früher meinte. Bernhard war einer der kühnsten und tapfersten Männer seiner Zeit, voll von Thatkraft und Unternehmungsgeist, und im Besitze so vorzüglicher Feldherrngaben, daß er unter den Zeitgenossen nur dem König Gustav Adolph allein nachstand. Aber so groß seine Fähigkeiten auch waren, so erreichten sie doch nicht die Genialität, und Bernhard kam dadurch in die schiefe Lage, daß er zu hoch stand, um die Leitung Anderer anzunehmen, und nicht erhaben genug, um allen Andern die Anerkenntniß seiner geistigen Oberhoheit abzudringen. Das war die Haupt-Ursache der Schwankungen des Krieges nach dem Tode Gustav Adolphs und des mehrjährigen Uebergewichts der kaiserlichen Waffen! Ein weiterer Grund zu der schiefen Stellung Bernhards lag in seinem Mangel an Nationalgefühl, in seiner anstößigen Verbindung mit den Franzosen. Er hatte dabei freilich die Absicht, die leztern nur zu seinen eigenen Zwecken zu benützen, und kurz vor seinem Tode schien die Erreichung seiner Wünsche auch nahe zu stehen, da er sein Heer nur aus Deutschen gebildet hatte, und an der Spitze derselben nicht als ein General, sondern als ein selbstständiger Bundesgenosse Frankreichs sich benahm. Auch nach der Einnahme von Breisach gewährte Richelieu zu seinem Aerger, daß Frankreich leer ausgehen sollte, und Bernhard seine Eroberungen mit starker Hand für sich selbst zu behaupten wisse. Indessen auf dem unnatürlichen Bündniß, welches Einzelne oder eine Partei gegen ihre Landsleute mit dem Auslande eingehen, und auf der Einmischung der Fremden in die innern Angelegenheiten des Vaterlandes ruht stets der Unsegen; immer wendet sich daher eine solche Mißachtung der Nationalehre zum Unheil. Auch das Einverständniß Bernhards von Weimar mit den Franzosen bewies dieß. Durch eine leztwillige Verordnung hatte jener das Elsaß, sowie den Oberbefehl über sein selbst geschaffenes Heer seinem Bruder Wilhelm vermacht; allein nicht bloß die Schweden, sondern auch die Franzosen erhoben Einsprache, und die leztern, welche das Heer Bernhards, wegen der bezahlten Hülfsgelder, als ihr eigenes ansahen, griffen rasch zu, um sich der gesammten Erbschaft zu bemächtigen. Sie versuchten übrigens nicht den Weg der Gewalt, sondern jenen der Güte, und zwar das mächtige Ueberredungs-

Mittel des Goldes. Nachdem sie die feilen Lohnknechte Bernhards bestochen hatten, nahmen sie sowohl Breisach, als das Elsaß in Besitz. In solcher Weise wurde diese schöne deutsche Landschaft durch das undeutsche Benehmen Bernhards von Weimar den Franzosen in die Hände gespielt.

Auf den allgemeinen Gang des Krieges mußte übrigens der Tod eines Mannes, welcher einer der Hauptnerven seiner Partei war, bedeutenden Einfluß ausüben. So große Anstrengungen der schwedische Feldherr Banner auch machte, entscheidende Unternehmungen auszuführen, und ob er gleich zu dem Ende von Neuem nach Böhmen vordrang, so blieben doch im Ganzen die Ergebnisse des Feldzuges nur untergeordnet. Die Schwankungen des Kampfes wiederholten sich, und ließen auf dem Wege der Waffen kein Ende absehen.

Im Jahre 1640 erhob sich deßhalb in Deutschland ein so allgemeines Verlangen nach einem endlichen Frieden, daß Kaiser Ferdinand III. einen ernstlichen Versuch machte, denselben herzustellen. Da die öffentliche Meinung eine Haupt-Ursache der langen Wirren darin erblickte, daß man seit 27 Jahren keinen Reichstag mehr abgehalten hatte, so empfahl man die unverzügliche Versammlung der Stände als das beste Mittel zu einem Friedensschluß. Bereitwillig ging Ferdinand III. auf diesen Vorschlag ein, und berief einen Reichstag noch in jenem Jahre (1640) nach Regensburg. Die Unterhandlungen über die Versöhnung stießen sogleich im Anfang auf die alte Schwierigkeit über den beiderseitigen Besitzstand der Katholiken und Protestanten. Letztere verlangten, daß alles in die Lage, wie vor dem Ausbruch des Krieges, versetzt werden solle; und solchem Begehren widersetzten sich die Katholiken, sowie diese zugleich gegen eine allgemeine Amnestie Bedenken erhoben. Wenn auch diese Schwierigkeiten durch das große Bedürfniß des Friedens, und in Folge desselben durch das Anerkenntniß der Pflichten gegenseitiger Nachgiebigkeit unter den Deutschen selbst vielleicht noch überwunden worden wären, so mußte das Friedenswerk gleichwohl noch ein Mal scheitern, weil sich ihm die Fremden entschieden widersetzten. Sowohl die Schweden, als die Franzosen hetzten von Neuem an den Protestanten, und da sie zugleich fortwährend zum Kriege rüsteten, so berieth man endlich auch auf dem Reichstag über die Art und Weise der Fortsetzung des Krieges. Als sich die Versammlung bis zum Jahre 1641 hinzog, so wollte der General Banner einen Versuch machen, den Reichstag mit Gewalt zu sprengen, und rückte in dieser Absicht mit seinem Heere gegen Regensburg an. Sein Unternehmen mißlang zwar durch die Standhaftigkeit Ferdinands III.; doch das Friedenswerk zerschlug sich dessen ungeachtet, und der Krieg entbrannte daher noch ein Mal.

Sechs und fünfzigstes Hauptstück.

Erneuerung der Feindseligkeiten. Allgemeiner Charakter des Kriegs. Ende desselben.

Auch nach der Scheiterung der Friedens-Versuche auf dem Regensburger Reichstag wollte der Krieg zu keiner Entscheidung durch die Waffen führen, sondern nur das Elend der Nation in fortwährenden Wechselfällen nutzlos vergrößern. Wenn wir alle diese Schwankungen, alle die vergeblichen Hin- und Her-

züge der beiderseitigen Heere, ausführlich beschreiben wollten, so würden wir zu besorgen haben, die Geduld der Leser auf eine harte Probe zu stellen und ernstlich zu ermüden. Deßhalb beschränken wir uns darauf, die Kriegs-Ereignisse vom Jahr 1641 bis zum Ende des verheerenden Kampfes nur in einigen allgemeinen Umrissen darzustellen.

Nach dem Tode Herzogs Bernhard von Weimar hatte von der protestantischen Seite der schwedische Heerführer Banner am meisten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Als derselbe im Jahre 1641 von Böhmen nach Sachsen zurückgekehrt war, und eben mit dem Heere des Herzogs Bernhard, welches nun der französische Marschall Guebriant befehligte, zur Ausführung größerer Thaten sich vereinigt hatte, ereilte auch ihn der Tod plötzlich zu Halberstadt am 10. Mai 1641. Hierdurch trat wieder für einige Zeit Waffenruhe ein, weil es dem schwedischen Heere an einer tüchtigen Leitung fehlte; denn erst im folgenden Jahre 1642 erschien der General Torstenson mit einer Verstärkung aus Schweden, um an die Stelle des dahin geschiedenen Oberfeldherrn zu treten.

Hatte schon Banner dem Andenken Gustav Adolphs große Ehre gemacht, und die schwedischen Waffen mit Ruhm bedeckt, so sollte dieß noch mehr durch seinen Nachfolger geschehen. Kaum hatte Torstenson den Oberbefehl übernommen, als er durch Brandenburg rasch nach Schlesien zog, und nach der Einnahme von Glogau wider das kaiserliche Heer unter Franz Albrecht von Lauenburg bei Schweidnitz anrückte. Es kam sofort zu einem Treffen, in welchem Franz Albrecht eine entscheidende Niederlage erlitt. Schweidnitz, nun bloß gegeben, vermochte dem stürmischen Andrang der Schweden nicht zu widerstehen, sondern fiel wie Glogau. Unaufhaltsam ergoß sich jetzt Torstenson, mit Ausnahme von Brieg, über ganz Schlesien, drang hierauf siegreich nach Mähren vor, und setzte nach der Vesitznahme von Ollmütz selbst Wien in Gefahr.

In großer Eile versammelte der Bruder des Kaisers, der Erzherzog Leopold, ein Heer von 30,000 Mann, und brach damit gegen Torstenson auf. Als dieser bei der Annäherung einer so überlegenen Streitmacht nach Schesien zurückging, folgte ihm Leopold und war auch so glücklich, Neisse einzunehmen sowie Brieg zu entsetzen. Torstenson wich vor der Uebermacht der Kaiserlichen immer weiter zurück, zuerst in die Lausitz, dann nach Sachsen, wo er bei Torgau über die Elbe ging, und dann vor Leipzig erschien. Leopold beschleunigte seinen Marsch, um Leipzig zu retten; allein Torstenson wollte sich die reiche Beute nicht entgehen lassen, und war daher entschlossen, die entscheidende Feldschlacht anzunehmen. In der Gegend, wo Gustav Adolph durch den Sieg über Tilly die Bahn seines Ruhmes eröffnet hatte, bei dem Dorfe Breitenfeld unweit von Leipzig, traten sich die beiden Heere am 2. November 1642 in Schlachtordnung gegenüber. Gleichsam, als wenn das Ende des schwedisch-deutschen Krieges mit demselben Ereigniß bezeichnet werden sollte, wie der Anfang, führte Torstenson seine Krieger im Geiste des großen Königs und schlug das kaiserliche Heer auf das Haupt. Der Erzherzog verlor nur an Todten 10,000 Mann, und ausserdem alles Geschütz. Was von den Ueberbleibseln seines Heeres nicht gefangen wurde, zerstreute sich auf der Flucht. Fast gänzlich vernichtet war die große Streitmacht Leopolds, und erst in Böhmen sammelte sich ein Theil der Reiterei wieder. Torstenson eroberte nun Leipzig noch im Spätherbst 1642, versah dort sein Heer mit allen Bedürfnissen, und drang alsdann von neuem nach Böhmen und Mähren vor. Plötzlich wurde er aber durch den Kanzler Oxenstierna von dort abberufen, um den beschlossenen Krieg gegen Dänemark durch einen unerwarteten Ueberfall zu eröffnen.

Unterdessen war in Frankreich sowohl der Kardinal Richelieu, als der König Ludwig XIII. ver-

storben, und unter Regentschaft der Königin Anna der Kardinal Mazarin an das Ruder des Staates getreten. In der Politik änderte dieser Wechsel der Personen wenig oder nichts, da auch Mazarin die Grenzen Frankreichs bis an den Rhein vorschieben wollte, und dazu theilweise nur andere Mittel wählte. Zur Fortsetzung des Krieges entschlossen, wollte Mazarin denselben mit noch größerem Nachdruck, als sein Vorgänger, führen. Darum schickte er dem Oberbefehlshaber des alten Weimarischen Heeres, dem Marschall Guebriant, eine bedeutende Verstärkung unter Anführung eines Mannes zu, welcher sich im Felde schon rühmlich ausgezeichnet hatte, und später einen noch größeren Namen erlangen sollte, des Herzogs von Enghien (Condé).

Nach dem Eintreffen dieser Verstärkung stieg die Zuversicht Guebriants so sehr, daß er die Winterquartiere im Innern Deutschlands aufzuschlagen gedachte. Er zog daher im November 1643 vor Rothweil in Schwaben, und eroberte die Stadt, starb aber bald darauf an einer Wunde, welche er bei dieser Gelegenheit empfieng. Das französische Heer breitete sich nun in der Gegend von Duttlingen aus, um sich auszuruhen und gütlich zu thun. Da rückte aber plötzlich ein kaiserlich-bairisches Heer unter Hatzfeld Mercy, Johann von Werth*) und dem Herzog von Lothringen mit dem festen Vorsatz heran, die Franzosen noch in diesem Jahre über den Rhein zurückzujagen. In Folge geschickter Operationen wurde das französische Heer am 23. November 1643 bei Duttlingen von allen Seiten eingeschlossen, sofort mit Nachdruck angegriffen und gänzlich geschlagen. Ausser vielen Todten verloren die Franzosen auch 7000 Gefangene, und ihre Niederlage war überhaupt so groß, daß sich nur geringe Ueberbleibsel des beträchtlichen Heeres über den Rhein flüchteten. Ein allgemeiner Jubel, begleitet von vielen Volksscherzen, verbreitete sich wegen dieser Niederlage der Franzosen über den größten Theil von Deutschland. Mazarin stellte nun ausser Condé noch einen zweiten Führer von Ruf, den später so berühmten Vicomte von Türenne, an die Spitze eines neu-gebildeten Heeres, um den Krieg in Deutschland fortzusetzen. Auch Türenne vermochte jedoch wenig gegen das bairisch-kaiserliche Heer auszurichten, dem er im Jahre 1644 bei Freiburg im Breisgau gegenüberstand. Ja sogar nach der Ankunft einer neuen Verstärkung von 10,000 Mann unter Condé, waren die Fortschritte der französischen Waffen weniger, als mittelmäßig, da General Mercy so geschickt manövrirte, daß Condé und Türenne nur Fuß vor Fuß mühsam Terrain fassen konnten, und selbst bei dem Erkämpfen von Vortheilen einen weit größeren Verlust an Mannschaft erlitten, als Mercy.

Während dieser Ereignisse in Süddeutschland hatte der schwedische Heerführer Torstenson seinen Einfall in Dänemark mit Erfolg ausgeführt, und sich alsdann gegen den Grafen Gallas gewendet, welchen der Kaiser im Jahre 1644 zur Unterstützung der Dänen mit einer Heerabtheilung abgeordnet hatte. Gallas stand schon bei Kiel, ging aber auf die Annäherung Torstensons über die Elbe nach Bernburg zurück. Dort bezog er ein befestigtes Lager, und hoffte dadurch, das weitere Vordringen der Schweden zu verhindern. Indessen Torstenson umging das Lager und drang mit ausserordentlicher Schnelligkeit von neuem in Böhmen ein. Die Gefahr war so groß, daß der Kaiser selbst nach Prag eilte, um die Aufstellung eines neuen Heeres zu beschleunigen. Graf Hatzfeld wurde an die Spitze desselben gestellt, nachdem es noch überdieß von 10,000 Baiern unter dem General Götz verstärkt worden war. Mit einer solchen Macht glaubte man dem General Torstenson, der nur 16,000 Mann führte, eine entscheidende Schlacht liefern zu können. Bei Jankau in Böhmen erfolgte diese im Frühjahr 1645; allein die Kaiser-

*) Gustav Horn, welcher acht Jahre in der Gefangenschaft schmachtete, wurde nämlich 1642 gegen Johann von Werth ausgewechselt.

lichen wurden abermals gänzlich geschlagen. Die Hülfsmittel Ferdinands III. waren nun gänzlich erschöpft, und ohne Schutz standen alle seine Erblande den siegreichen Schweden offen. So ernst war die Gefahr während des gesammten Krieges für das Kaiserhaus noch niemals gewesen: was man bisher noch nicht erlebt hatte, geschah jetzt: die Schweden lagen vor Wien!

Nun stand vollends Ragóczy, Fürst von Siebenbürgen, in Oberungarn gegen den Kaiser unter den Waffen. Vereinigte er sich mit Torstenson, so schien Ferdinand III. verloren zu sein. In der That bot der schwedische Heerführer dem Fürsten sehr dringend die Bundesgenossenschaft, und mahnte ihn zum raschen Zusammenwirken; doch Ragóczy konnte sich mit den Schweden nicht einigen, und schloß sogar mit Ferdinand III. bald Friede. Da sich zugleich die Hauptstadt Wien tapfer vertheidigte, so wurde Torstenson zur Aufhebung der Belagerung, und zur Rückkehr nach Mähren genöthiget. Dort berannte er eben so vergeblich Brünn, und war, bei dem Rückzug nach Böhmen, selbst zur Räumung dieses Landes gezwungen, weil der Erzherzog Leopold Wilhelm dort ein neues überlegens Heer zusammengebracht hatte. Torstenson, welcher nun nach Sachsen ging, zwang den Kurfürsten zur Abschließung eines Waffenstillstandes, legte aber bald nachher im Nachsommer 1645 wegen Kränklichkeit den Oberbefehl nieder.

Inzwischen hatte sich im westlichen Deutschland der Krieg zwischen den Franzosen und Baiern fortgesezt. Graf Hatzfeld war von dem Kaiser im Jahre 1645 zur Verstärkung des Heeres gegen die Schweden nach Böhmen gerufen worden, und diesen Umstand benüzte Türenne, um in Schwaben vorzurücken. Bei Herbsthausen, unweit von Mergentheim, stieß er aber auf das Heer des tapfern General Mercy, und wurde von demselben am 25. April 1645 abermals ganz vollständig geschlagen. Betäubt flohen die Franzosen zum andern Mal über den Rhein; da indessen Mazarin mit ungeheuren Anstrengungen neue Rüstungen unternahm, und Condé mit großen Verstärkungen zu Türenne stieß, begann dieser wieder den Angriffs-Krieg, und lieferte den Baiern am 3. August 1645 bei Allersheim im Ries eine zweite Schlacht. Troz der Uebermacht der Franzosen hätten diese wahrscheinlich wieder den Kürzern gezogen, wären sie nicht von Deutschen gegen Deutsche unterstüzt worden. Schon war der rechte Flügel der Franzosen geworfen, und auch dessen Reserve zerstreut, schon verzweifelte sogar Condé, als die Bundesgenossen der Welschen, die Hessen, vorrückten, und dem Siegeslauf der Baiern ein Ziel sezten. Die Franzosen konnten sich nun hinter den Hessen wieder sammeln, und mit verjüngten Kräften auf die erschöpften Baiern einstürmen. Da zugleich der Oberbefehlshaber des bairischen Heeres, General Mercy, verwundet wurde, und hierdurch einige Störung in der Leitung der Schlacht eintrat, so erlangten Türenne und Condé endlich den Sieg. Im folgenden Jahr 1646 vereinigten sich beide Heerführer noch überdieß mit den Schweden unter Wrangel, und ergoßen sich mit Raub und Brandschazung über ganz Baiern. Dadurch wurde der Kurfürst, gleich jenem in Sachsen, im Jahr 1647 zur Abschließung eines Waffenstillstandes gezwungen. Bald kündigte er denselben jedoch wieder auf, und ließ sein Heer von Neuem zu den Kaiserlichen unter Melander stoßen. Nachdem jezt Wrangel aus Böhmen vertrieben, und Melander siegreich bis nach Schwaben vorgedrungen war, erfolgte zwischen der vereinigten Armee von Wrangel und Türenne einerseits und dem bairisch-kaiserlichen Heere unter Melander andrerseits am 19. Mai 1648 bei Zusmarshausen eine lezte entscheidende Schlacht, in welcher Melander geschlagen wurde. Baiern wurde nun von den Franzosen und Schweden von Neuem gebrandschazt und ausgeplündert. Fast gleichzeitig drangen die Schweden unter Königsmark wieder in Böhmen ein, und eroberten durch einen schnellen Ueberfall sogar einen Theil der Stadt Prag, nämlich die kleine Seite.

Während dieser verschiedenen Wechselfälle des Krieges, und zwar schon seit dem Jahre 1644 waren zu Osnabrück und Münster in Westphalen endlich ernstliche Friedens-Unterhandlungen eingeleitet worden. Die Veranlassung dazu hatte schon der Reichstag im Jahr 1640 und 1641 in Regensburg gegeben. Obgleich die Versuche gütlicher Einigung dort noch scheiterten, war man doch übereingekommen, die Unterhandlungen zwischen den Abgesandten der Kurfürsten sowie der Fürsten einerseits, und den kaiserlichen Commissarien andrerseits in Osnabrück und Münster fortzusetzen. Um zu diesem Behufe sich über vorbereitende Punkte zu einigen, fanden bald nach dem Schluß des Regensburger Reichstags, unter dänischer Vermittlung, zu Hamburg Unterhandlungen statt, welche durch die Zuziehung französischer und schwedischer Gesandten wohl auf große Schwierigkeiten stießen, doch am 25. December 1641 endlich dennoch zum Abschluß von Friedens-Präliminarien führten. Es wurden darin die Städt Osnabrück und Münster von Neuem zu dem Sitz des Friedens-Congresses bestimmt, und beide deßhall für neutral erklärt, auch festgesezt, daß die zwei Orte nur einen Congreß bilden sollen

Selten war ein Werk schwieriger, als die Herstellung eines Friedens, welcher die Besänftigung so großer, und tiefaufgeregter Leidenschaften, die Bekämpfung der hartnäckigsten Vorurtheile und die Vereinigung so vielfach-widerstrebender Interessen voraussezte. Kaum wäre auch jezt, nach 24jährigen Krämpfen, eine Hoffnung des Friedens möglich gewesen, wenn der Krieg selbst nicht immer entschiedener eine solche Wendung genommen hätte, daß der vollständige Untergang der deutschen Nation im buchstäblichen Sinne des Wortes zu befürchten stand. Dieß führt uns denn zu der Beschreibung der innern Zerrüttung Deutschlands in jener Zeit, und zur Schilderung des allgemeinen Charakters des Krieges, welche wir des Zusammenhanges wegen, für diese Gelegenheit aufgespart haben.

Der Vorwand des Kampfes war die Religion, der eigentliche Zweck aber die Befriedigung der gierigsten, schamlosesten Habsucht, eine Räuberei im Großen. Deutschland war bei dem Beginn des Krieges noch sehr reich, und es konnten die Erpressungen anfangs durch gewöhnliche Gewaltthätigkeiten vollführt werden; indessen Wallenstein hatte so ungeheure Summen erhoben, daß Norddeutschland schon im ersten Drittheil des Kriegs eine große Erschöpfung fühlte. Als Gustav Adolph erschien, stieg noch die Noth, weil er sein Heer auch nur auf Kosten Deutschlands erhalten konnte, und eine fast unerschwingliche Last traf jezt auch Süddeutschland. Der Kaiser und die Fürsten der Liga mußten ihren Ländern ebenfalls die schmerzlichsten Opfer auflegen, um die Mittel für die stets wachsenden Kriegskosten aufzubringen. Hiezu kam noch, daß die Waffen-Unternehmungen selten entscheidend waren, jeder Theil auch nach den abwechselnden Niederlagen seine Kräfte vielmehr wieder emporraffte, und fast ununterbrochen verschiedene Heere Deutschland nach allen Richtungen durchzogen. Die meisten Ländschaften wurden daher bald von den Feinden, bald von den Freunden ausgebeutet, und es verging nie ein Jahr, wo außer den ordentlichen Abgaben nicht noch bedeutende Summen als Kriegssteuern beigetrieben worden wären. Als sich in Folge dieses unbeschreiblichen Druckes allmälig eine gänzliche Erschöpfung Deutschlands fühlbar machte, waren die Erpressungen auf dem Wege gewöhnlicher Gewaltthätigkeiten nicht mehr durchzusetzen; das Volk wurde vielmehr aus Verzweiflung gegen die Leiden gleichgültig, und sezte seinen Drängern die Kraft der Trägheit, der unthätigen Ertragung der Mißhandlungen entgegen. Von nun an trat in dem Charakter des Kriegs ein schrecklicher Wendepunkt ein; denn die Heere steigerten die Gewaltthaten zur Grausamkeit, um das Volk von Neuem ausbeuten zu können. Ein besonderer Umstand erhöhte noch die Greuel.

Als sich die namenlose Bedrückung immer mehr der gänzlichen Auflösung der Gesellschaft näherte,

als einzelne Heerführer ihren Lohnknechten vollends die Plünderung eingenommener Städte erlaubten, ſuchten nämlich die Bürger und Bauern die Ueberbleibſel ihrer Habe, an Geld, Schmuck oder andern werthvollern Sachen, dadurch zu retten, daß ſie dieſelben an heimlichen Orten vergruben. Dieß war ſo häufig der Fall, daß ſich ſpäter durch zufällige Entdeckung ſolcher Gegenſtände, deren Eigenthümer das Geheimniß mit in das Grab genommen hatten, das betrügeriſche Gewerbe der Schatzgräber ausbildete. Den räuberiſchen Soldaten blieb jene Vorſichtsmaaßregel nicht ganz verborgen, und ſie ſuchten nun das Volk durch Terrorismus zur Offenbarung verborgener Schätze zu zwingen. Da aber die Bedrängten ihren Nothpfennig, wo ſie einen ſolchen wirklich verborgen hatten, ſo leicht nicht preis gaben, alſo auch bei Gewaltthaten ſich als zäh erwieſen, da die Räuber ferner vielfach auch Schätze vermutheten, wo keine waren, ſohin kein Geſtändniß erpreſſen konnten, ſo ſannen ſie allmälig auf beſondere Qualen, um den Bauern und Bürgern ein ſolches zu entreißen.

Man ſollte faſt Anſtand zu nehmen, die Grauſamkeiten zu erzählen, welche nun allgemein in Schwang kamen, denn es ergibt ſich dadurch ein neuer Beleg, daß die Menſchengeſchichte viel gräßlicher iſt, als die Geſchichte der Tieger und Hyänen. Um indeſſen das Verſtändniß der Zeit vermitteln, und vornehmlich die ſpätern Ereigniſſe in das rechte Licht ſtellen zu können, müſſen wir uns Gewalt anthun, die Greuel ſohin näher berühren. Jedes menſchlichen Gefühles baar, aller Zügel der Mannszucht entlediget, rasten die Waffenknechte, wie die wilden Thiere, und wetteiferten in den Erfindungen von Martern, den Bürgern und Bauern das Geſtändniß verborgener Schätze abzuzwingen; zu dem Ende wurden von den Kannibalen die Gliedmaſſen ihrer Schlachtopfer verſtümmelt, insbeſondere Ohren, Naſen und ſogar die Brüſte ſäugender Mütter abgeſchnitten, Augen ausgeſtochen, Arme und Beine zerſchmettert oder abgehauen. Aus der Rückenhaut ſchnitt man Riemen, wie aus dem Leder, und in ſolche Wunden ſo wie auch in die aufgeſpaltenen Fußſohlen ſtreute man Salz, um den Schmerz bis zum Wahnſinn zu ſteigern. Im berechneten Fortſchritt der Qualen wollte man auch noch den Eckel zu Hülfe nehmen, und goß alſo den Unglücklichen Miſtjauche in den Hals. Dieſe Art der Tortur wurde insbeſondere von den Schweden ſo häufig angewendet, daß man ſie den **Schweden-Trunk** zu nennen pflegte.

Um ſelbſt in dem Greuel ein Ebenmaaß herzuſtellen, waren die verruchten Grauſamkeiten allen verſchiedenen Heeren gemeinſam, den Schweden, wie den Kaiſerlichen, dieſen, wie den Franzoſen. Schon Guſtav Adolph hatte in der letzten Zeit ſeines Lebens große Mühe gehabt, die Mannszucht in den Heeren aufrecht zu erhalten. Im Lager vor Nürnberg war er über die Gewaltthaten ſeiner Soldaten, und zwar der Vornehmen, wie der Gemeinen, ſo entrüſtet, daß er die höheren Officiere der Schweden? - nein, leider der Deutſchen, vor ſich beſchied, und dieſelben mit einer furchtbaren Beredſamkeit niederſchmetterte. Graf Khevenhiller hat ſeine zürnende Rede aufbewahrt, und aus ihr erkennt man am beſten, wie ſehr dort ſchon die Verwilderung des Heeres zu beſorgen war:

„Ihr Fürſten, Ihr Grafen, Ihr Freiherrn, Ihr Edelleute!“ ſprach Guſtav Adolph mit funkelnden Blicken, „Ihr ſeid's, welche die größte Untreue am eigenen Vaterlande beweiſen; Ihr zerſtöret, verderbet, verheeret daſſelbe. Ihr Oberſten, Ihr Officiere vom höchſten bis zum niedrigſten, keinen ausgenommen, Ihr ſeid diejenigen, welche ſtehlen und rauben, ja Ihr beſtehlet eure eigenen Glaubensgenoſſen, Ihr gebt mir Urſache, daß ich einen Eckel an Euch habe. Gott, mein Schöpfer, ſei mein Zeuge, daß mir das Herz in meinem Leibe gällt, wenn ich Eurer einen nur anſchaue. Ihr ſeid Frevler und Verbrecher an

den guten Gesetzen und meinen Geboten. Ihr seid Schuld daran, daß man öffentlich sagt: „Der König, unser Freund thut uns mehr Schaden, als unsere Feinde!“ Mein Herz erbittert sich, ja meine Eingeweide erzittern, wenn ich die Klage jetzt höre, daß schwedische Soldaten für unverschämter gehalten werden als selbst jene des Feindes. Allein es sind keine Schweden, es sind die Deutschen selbst, die sich mit diesen Ausschweifungen beflecken. Hätte ich euch gekannt, ihr Deutschen, daß ihr so wenig Liebe und Treue zu eurem eigenen Lande traget, ich hätte kein Pferd euretwegen gesattelt, geschweige meine Krone, mein Leben für euch eingesetzt. Ich habe eurethalben meine Krone ihres Schatzes entblößt und in die vierzig Tonnen Goldes aufgewendet, dagegen habe ich von euch und eurem deutschen Reiche nicht so viel empfangen, daß ich mir nur ein Paar Hosen davon machen lassen könnte; ja ich würde eher ohne Hosen geritten sein, als mich mit den eurigen zu bekleiden. Ich habe euch alles gegeben, was Gott in meine Hände führte, ich habe nicht einen Saustall für mich behalten, den ich nicht mit euch getheilt hätte. Keiner unter euch hat mich jemals um etwas angesprochen, das ich ihm versagt hätte; denn das ist mein Brauch, keinem eine Bitte abzuschlagen. Würdet ihr mein Gebot und Ordnung in Acht nehmen, so wollt ich alle eroberten Länder unter euch ausgetheilt haben. Ich bin, Gott Lob und Dank, reich genug, begehre nichts von dem eurigen, und wenn ihr gleich Gott also vergäßet, eure Ehre aus den Augen setztet, oder von mir abzufallen und wegzulaufen gedächtet, so soll doch die ganze Christenheit erfahren, daß ich mein Leben für eure Sache, als ein christlicher König, der den Befehl Gottes zu verrichten begehrt, auf dem Platze lassen will. Solltet ihr euch aber gar gegen mich empören, so will ich mich zuvor mit meinen Finnen und Schweden also gegen euch herumhauen, daß die Stücke davon fliegen sollen. Ich bitte euch um der Barmherzigkeit Gottes willen, geht in euch, bedenket, wie ihr haushaltet, und wie ihr mich betrübet, so gar daß mir die Thränen in den Augen stehen. Ihr versündigt euch an mir wegen eurer schlechten Mannszucht. Ueber euren Muth und euer Fechten beklage ich mich nicht, denn in diesem Stücke habt ihr immer gehandelt wie redliche und rechtschaffene Edelleute. Ich bitte euch nochmals um der Barmherzigkeit Gottes willen, geht in euer Herz und Gewissen, und bedenket, wie ihr dermaleinst eures Thuns halben Rechenschaft geben wollet vor Gottes Throne. Mir ist so wehe unter euch, daß es mich verdrießt, mit einer so verkehrten Nation umzugehen.“

Solche Reden machten noch Eindruck, weil sie von einem Helden gesprochen wurden, der durch seine hohen Geistesgaben der Gegenstand allgemeiner Verehrung war, und seinen Worten auch durch die gewaltigste Energie der That Nachdruck zu geben wußte. Man scheute den Ernst des Königs, und wenn dieser auch den Uebergriffen seiner Soldaten nicht ganz so, wie er wünschte, zu steuern vermochte, so behauptete er in seinem Heere doch auch in der schlimmsten Zeit noch eine verhältnißmäßige Mannszucht. Mit seinem Tode veränderte sich dagegen alles, und jezt wetteiferten auch die schwedischen Armeen mit den andern in Ausschweifungen, Lastern und Greuelthaten. Solches berichten die schwedischen Geschichtschreiber selbst. Chemnitz, der noch überdieß einen officiellen Charakter trägt, stellt dem Heere des Herzogs Bernhard von Weimar bei dem Jahr 1634 folgendes Zeugniß aus:

„Die Soldaten litten gar keine Ordnung, sondern hauseten daß Obrigkeiten und Unterthanen gerechtes Grauen vor ihnen hatten. In Summa sie erwiesen sich in stetem Zechen und Bankettiren, mit gewaltsamen Erpressungen und Abnöthigung von Geld und Geldeswerth, prügeln, hauen und stechen, ja todtschlagen und niederschießen der bestürzten und abgematteten Unterthanen, wie es kaum jemals beim Kriegswesen hergegangen. In Frankfurt insbesondere wurden ungeheure Steuern gefordert, worüber groß

Winſeln, Seufzen und Schreien entſtand. Viele jagte man von Haus und Hof, und bei Wirthen, Krämern, Handwerkern und Andern war inzwiſchen das Schinden und Schaben ſo groß, daß faſt nicht auszuſprechen, und während Viele arm wurden, bereicherten ſich Wenige."

Damit auch die Kaiſerlichen nicht zurückblieben, betrugen ſich insbeſondere die Kroaten als wahre Wüthriche, zerſägten Arme und Beine, brachten die Leute durch Nadelſtiche an edlen Theilen zur Verzweiflung, und brieten wie die Kannibalen, andere langſam in Backöfen oder am Feuer. Sie hämmerten ihren unglücklichen Schlachtopfern ferner Nägel durch den Kopf oder goßen ihnen ſiedendes Pech und Blei in Ohren, Naſe und Mund u. ſ. w.

Als vollends die Franzoſen in Deutſchland erſchienen, war die ſchöne Geſellſchaft vollendet, zugleich aber auch das höchſte Maaß des Elends gegeben, da zu der Völlerei der Schweden und Deutſchen nun auch die Unzucht der Welſchen hinzutrat. „Die franzöſiſchen Heere," erzählte Engelſüß bei dem Jahr 1644, „hauſeten allenthalben ſehr übel; es wurde Niemand verſchont, Rauben und Nehmen für nichts geachtet, Officiere und Knechte ſahen nur nach dem, was den Bauch und Seckel füllen möchte; die Inſolentien, die ſie mit Männern und Weibern getrieben, waren groß, gleichſam als ob Hurerei und Ehebruch ihre Expedition und die königlichen Waffen felicitiren, und zu deſto größeren Progreſſen benedeien und ſegnen würde. Diejenigen, die ſich zu ihrem Willen nicht verſtehen wollen, denen nahm das gottloſe Volk die armen unſchuldigen Kinder weg, die ſie (ohne Rückſicht auf die ſo langen und traurigen Bedrückungen, worüber man ſo viel blutige Thränen vergoſſen) wider den Boden geſchmiſſen, oder von einem Hauſe, auch von einer Gaſſe zur andern geworfen, um hiedurch diejenigen, von denen ſie Hüll und Füll empfangen, aus Rachgier zu vertilgen. Viel ehrbare Männer mußten gar von Hauſe und Hofe laufen, und Weib und Kind, und was ihnen Weiteres von dieſer Zeitlichkeit lieb, zu ihrem verruchten Willen und Gefallen ſtellen; theils mußten ſie ſich gar in das Kriegsweſen begeben und hinwegſchießen laſſen, theils ſonſten allein das traurige Elend bauen. Hiewider war keine Hülfe: die Officiere lagen dem Saufen und andern Lüſten ob, thaten wenig, ließen ſich hingegen wohl bewirthen und wohl bezahlen. Sie ſorgten nicht, wie der Feind zu ſchlagen ſei, ſondern wie ſie wieder nach Frankreich kommen möchten, trieben es ärger als die Knechte, oder thaten doch ein Gleiches, oder ſahen zur Entſchuldigung ihrer eigenen Ausſchweifungen denſelben ein deſto Mehreres nach. Brachte auch Jemand zu Wege, daß man einen Soldaten eine Stunde auf den Eſel geſezt, (welches viel geweſen und ſelten und ſchwerlich geſchehn), ſo wurde dem Manne oder Vater alsbald durch Andere eine andere Klage geſtellt, daß er lieber Alles geſchehn laſſen, und auch wohl ſich lieber und beſſer ſelbſt auff den Eſel geſezt, als daß er weiter etwas angezeigt hätte."

„Was in Haus und Hof, Alles war ihr; dieſe Flegel hatten mehr Recht dazu, als die Väter und Hausväter. Hatten die Lezten junge Weiber und wollten nicht davon gehen, ſo wurden ſie wohl gar todt geſchlagen. — Feindesland war ihnen zuvor frei; ſie wollten aber auch aus dem ihrer Freunde und Bundesgenoſſen Feindesland machen, hiedurch ihre Bubenſtücke, Raub, Hurerei, Schlägerei und Anderes durchzubringen; gleichſam, als wäre ſolches in Feindesland nicht, und die darin wider geiſtlich und weltlich Recht begangene Sünde und Schande unter dieſem Vorwande gar wohl gereinigt und vor Gott entſchuldigt."

„Wenn man ihnen mit ihrem König und Königinn gedroht, haben ſie, hintangeſezt alles unterthänigen Reſpekts, verächtlich geantwortet: es geht in Frankreich alſo zu! Dadurch ein Bubenſtück mit dem andern zu entſchuldigen, gleich ob müſſe Alles gut und recht ſein, und ob wären wir in Deutſchland ſchul-

dig und gezwungen, von ihnen zu leiden was in Frankreich Leichtfertiges vorgeht, oder ob dürften sie nicht der Ehren und des Gemüths sein darob ein Mißfallen zu erweisen und sich eines Bessern zu verhalten. Was noch mehr ist, die historicos, die sonsten jederzeit in Ehren gehalten werden, vor denen sie sich besorget, daß sie ihre bösen Thaten an das Licht bringen möchten (gleich als könnten dieselben dem französischen Namen eine Schande zufügen, wenn sie entdecken, was für einen Krieg sie in Deutschland geführt), haben sie geschlagen, getreten, gebunden, gerettelt, gestochen, und nur nicht gar an den Galgen gestellt, denselben hiedurch die Hände zu binden, damit sie ungehindert und noch dazu mit gutem Respekt und einem großen Namen ihr unsinniges Leben noch also länger fortstellen könnten, darin sie ersoffen gewesen wie die Schweine, die heut in die Eicheln gehn und morgen dem Metzger den Hals unter die Füße legen müssen."

„So kamen Viele zur Verzweiflung, daß sie gar nicht mehr glauben wollten, daß ein Gott im Himmel wäre, vermeinend, wenn er lebte, solle er Alles mit Donner und Blitz in die Erde schlagen. Ja, es mußten die armseligen, vor Schreck und Bekümmerniß thörichten Weiber, ihren Männern Leib und Leben zu fristen, den Vater bei den Kindern und ihre kleinen Kindlein vor Marter und Qual, das Haus aber vor Plünderung zu erhalten, endlich freiwillig und öffentlich (Ehr und Tugend hintangesezt) ein Mehreres thun, und ließe es Jedermann also fortgehn, aus Herzeleid, Betrübniß und überschwenglicher Wehmuth noch dazu lachend und erwartend, was die Hand des Höchsten der Sache für einen Ausschlag geben möchte!"

Deutschland war durch alles dieß in zwei schauderhafte Theile aufgelöst: in zahlreiche Banden unbarmherziger Würger einerseits, und in eine angstvolle Heerde von feigen Schaafen andrerseits, die sich ohne Widerstand scheeren, martern und ermorden ließen. Bei dem Beginn der Greuel nahmen die Bauern, wegen der steigenden Unsicherheit, Waffen mit auf den Acker, um ihr Zugvieh zu beschützen, und überhaupt die Bestellung ihrer Felder gegen die frechen Störer noch möglich zu machen; als aber die Anarchie ganz allgemein wurde, suchte das Landvolk, sich lieber durch den Kriegsdienst zu retten. Die Knechte hatten sich ohnehin schon großentheils anwerben lassen, weil sie als Soldaten in Saus und Braus leben konnten, statt bei dem ausgesogenem Bauern neben harter Arbeit Hunger und Kummer zu leiden. Nach und nach folgten ihrem Beispiel auch Besitzer der Höfe selbst, und ein namhafter Theil des deutschen Volkes ward ein stehendes Feldlager unermeßlicher Räuberbanden.

Um vollends einen Staat im Staate, oder wandernde Stämme, wie in der Urzeit zu bilden, fingen die Heere auch an, ihre Ergänzungen theilweise aus sich selbst zu nehmen. Ganze Armeen von Weibern lagen also mit im Feld (im Wallensteinischen allein zählte man 15,000), deren Kinder wieder zu Soldaten erzogen wurden. Diese wurden von Jugend auf nicht nur an Gefahren, sondern auch an rohe Sitten gewöhnt, da die Feldschulen, troz ihrer ziemlichen Verbreitung, wegen der Macht böser Beispiele nur wenig auf Zucht zu wirken vermochten.

Bei dem ewigen Herumziehen großer Heere war es nothwendig, daß von Zeit zu Zeit ein Mangel an Lebensmitteln sich fühlbar machen mußte; die Zuchtlosigkeit und die schrecklichen Greuelthaten der Soldaten wußten aber die Theuerungen durch unfehlbare Mittel vollends zu furchtbarer Hungersnoth zu steigern. Nicht genug, daß die Waffenknechte die Genüsse mit berechnender Kunst bis zur maßlosen Völlerei trieben, und mit Gewalt in sich hineinstopften, bemühten sie sich auch mit tückischer Schadenfreude dasjenige zu verderben, was sie, troz aller Anstrengung, nicht selbst verzehren konnten. Zugleich ver-

mehrten kriegerische Maßregeln nach dem Geiste der Zeit das Elend, da öfters Aecker verwüstet wurden, um dem Feinde die Lebensmittel zu entziehen. So schnitten die Schweden in Böhmen die Getraide-Aehren ab, um sie mitzunehmen, und was sie nicht mitnehmen konnten, zerstörten sie auf den Aeckern. Durch das Zusammenwirken aller dieser Ursachen entstand denn vom Jahre 1630 an schreckliche Hungersnoth in Deutschland, welche sich allmählig von einer Landschaft in die andere ausbreitete. Während man in Schlesien den Hungertod vieler Menschen im Jahre 1630 selbst durch das künstliche Brod aus Hanfkörnern, Eicheln und Wurzeln nicht verhindern konnte, stieg die Noth im Jahre 1634 in Franken fast noch höher, wie die unten verzeichneten Preise der Lebensmittel in Nürnberg beweisen *). Wie ungeheuer solche Preise nach dem damaligen Geldwerth waren, zeigt schon die Thatsache, daß ein Ey vier bis sechs Kreuzer kostete. Als nun in einzelnen Sommern auch noch Mißwachs hinzukam, so starben die Menschen zu vielen Tausenden den Hungertod, und von den Ueberlebenden nahmen Viele die Natur wilder Thiere an. Man fing nämlich sogar an, sich an den Todten zu sättigen, und als dieß einmal im Schwange war, entführte man die Leichname der Hochgerichte und riß zuletzt die Gruben der Fallmeister, ja selbst die Gräber auf, um an halbverwesten Körpern Nahrung zu suchen. Durch starke Wachen mußte man die verzweifelnden Menschen endlich von den Kirchhöfen zurücktreiben. Nun entstanden natürlich auch ansteckende Krankheiten, und Deutschland glich einem offenen Grabe, in welches nicht nur die Bürger schaarenweise hineinstürzten, sondern auch ganze Heere, ohne daß sie einen Feind gesehen hatten.

Mit Hunger und Pest verbanden sich noch die Verheerungen durch Feuer, indem die verwilderten Soldaten bald einzelne Häuser, bald ganze Straßen, bald ganze Dörfer und Städte in Brand steckten. Während in Eichstädt 7 Kirchen, 1 Kloster und 444 Häuser niedergebrannt wurden, lagen in Baiern vollends 100 Dörfer, in Wirtemberg 45 Dörfer und 8 Städte, oder 36,000 Häuser, und in Hessen vollends 47 Schlösser, 300 Dörfer und 17 Städte in Asche.

Handel und Gewerbe bestanden nur noch in den Marketendereien der Heerlager: die Rechtspflege hatte gänzlich aufgehört, und an vielen Orten auch der Gottesdienst sowie der Unterricht in den Bürgerschulen. Die Geistlichen wanderten haufenweise von dannen, weil sie das Leben nicht mehr fristen konnten: ihnen folgten Gelehrte und Künstler: alle Fugen des gesellschaftlichen Gebäudes gingen auseinander, und unvermeidlich schien die Nation sich selbst aufzulösen. In den Dörfern um Freisingen war die Bevölkerung von 400 Menschen auf 20, in Göttingen auf die Hälfte, in Hessen auf ein Viertheil, in Böhmen von drei Millionen auf 780,000 zusammen geschmolzen; in verschiedenen Städten standen ganze Straßen leer, in manchen Dörfern gab es nur noch einzelne Menschen. Gleichen Schritt mit der äußern Auflösung hielt die innere, sittliche Zerrüttung des Volkes. Nirgends war Zucht und Scham, ja es gab nicht einmal noch menschliche Sitte. Man trug vor den Missethaten nicht allein keine Scheu, sondern rühmte sich derselben noch: frech war der Hohn gegen das Heiligste, und cynisch der Spott über einen Sinn des Lebens oder der Weltordnung. Unermeßlich war der Jammer, und ähnlich den begeisterten Propheten des Orients schilderten ihn die Klagetöne einer edlen Seele, welche aus jener Wüste noch zu uns herüberdrangen, mit wahrhaft poetischer Glut in folgender Weise:

*) Ein Simra Korn hat gegolten 14 bis 16 Reichsthaler, 1 Simra Habern 14 bis 16 Reichsthaler, 1 Simra Kern 28 bis 30 Reichsthaler, Gersten 24 bis 30 Thaler, 1 Pfund Schmalz 6—7 Batzen, 1 Pfund Rindfleisch 9—10 Kreuzer, 1 Paar Tauben 10—15 Batzen, 1 junges Huhn 10—15 Batzen, 1 Hennen 1 fl. auch 18 Batzen, 1 Kapaun 3 fl., 1 Ey 4—6 Kreuzer, 1 Eimer Wein kostete 10—20 Thaler, 1 Eimer Bier 3—4 Gulden und so fort an. (Nürnberger Chronik)

„Wie liegt dieß Land so wüst, das doch voll Volks war? Es ist wie eine Wittwe, die eine Fürstin unter den Völkern und eine Königin in den Ländern war, muß nun elendiglich dienen! Es ist von der schönen Tochter dieses Reiches aller Schmuck dahin! Ihr Fürsten sind wie die Widder, die keine Hörner haben, und keine Weide finden und matt vor dem Treiber hergehen. Der Feind hat seine Hand an all ihr Kleinod gelegt, und sie mußte zusehen, daß ihre Verfolger in ihr Heiligthum gingen, davon doch Gott geboten hat, sie sollten nicht in seine Gemein kommen."

„Gedenk aber, Herr, wie es uns gehet, schau und siehe an unser Schmach. Unser Erb ist den Fremden zu Theil geworden, und unsere Häuser den Ausländern. Unser eigen Wasser müssen wir um Geld trinken. Man zwingt uns über Hals und wann wir schon müde sein, läßt man uns doch keine Ruhe. Knechte herrschen über uns, und ist Niemand, der uns von ihrer Hand errette."

Außer dieser beredten Stimme erhoben sich hin und wieder noch andere, um über den Jammer des Vaterlandes zu trauern, um in den wenigen bessern Gemüthern das Verlangen nach Rettung anzuregen. Während verschiedene Dichter die Noth des Landes in ihren Liedern schilderten, und den Geist der Deutschen zu erheben suchten, wirkte in gleichem Sinne noch mächtiger der Roman „Simplicissimus," welcher die Lage Deutschlands mit der Treue eines Spiegels malte. Es ist zweifelhaft, ob auch alle diese Bestrebungen etwas genützt haben würden, wenn nicht die allgeine Noth die Fortsetzung des Krieges unmöglich gemacht hätte. Aber Deutschland war eine Wüste, die kaum mehr zu einem menschlichen Aufenthalte geeignet war: das Uebermaß des Elends gebot denn unabweislich das Ende des Kriegs. So groß also das Widerstreben einzelner Betheiligter auch war, so mußten die Friedens-Unterhandlungen zu Münster und Osnabrück allmählig gleichwohl einen ernstlichen Charakter annehmen. Nachdem sie sowohl in Ansehung der Verwirrung und der Leidenschaftlichkeit, als der langen Dauer den Gang des Krieges selbst nachahmen wollten (sie währten über vier Jahre), wurde der bleibende Friede endlich am 24. Oktober 1648 unterzeichnet. Die nähern Umstände des westphälischen Friedensschlusses waren so eigenthümlich, und haben selbst noch für die Zukunft Deutschlands eine so große Wichtigkeit, daß wir ihrer Darstellung eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmen müssen.

Sieben und fünfzigstes Hauptstück.

Westphälischer Friede. Vorspiel der Unterhandlungen.

(Vom Jahr 1641 bis 1645.)

Als die Friedens-Präliminarien zu Hamburg abgeschlossen worden waren (25. Dezember 1641), wurde schon der 25. März des folgenden Jahres 1642 zur Eröffnung des Congresses selbst bestimmt; anstatt aber diese nun wirklich erfolgt wäre, entstand ein seltsamer Streit über die Geleits-Briefe für die

verschiedenen Abgesandten der Betheiligten, welcher einen neuen, langen Verzug veranlaßte [1]). Frankreich fand die Zeit noch nicht günstig genug, um in einem Friedensschluß die Abtretung des Elsaßes und anderer deutscher Länder von dem Kaiser und den Ständen auszuwirken; man suchte daher die Ursachen vom Zaun zu reißen, um die Wirren zu verlängern. Nach dem geschilderten Charakter des Krieges war eine solche Politik eine wahre Unmenschlichkeit, der höchste sittliche Greuel, allein die Welschen erröthteten nicht darüber [2]). So machten sie denn zur Verzögerung der Friedens-Unterhandlungen zuerst allerlei Winkelzüge und Schwierigkeiten wegen des freien Geleits. Es war natürlich, daß der Kaiser, als des Reiches Oberhaupt, die verlangten Geleits-Briefe ausstelle, und Ferdinand III. war hiezu auch bereitwillig, allein die französischen Gesandten verlangten noch die Bürgschaft des Königs von Dänemark, als Vermittler der Friedens-Präliminarien. Als auch solchem Verlangen entsprochen worden war, so erhoben die Franzosen wieder wegen der kaiserlichen Ratifikation der Präliminarien Schwierigkeiten, und wurden hierin von dem schwedischen Gesandten Salvius treulich unterstützt. Endlich beseitigte der Kaiser auch diese Eingelenke, indem er die Ratifikation ganz nach dem Verlangen der Franzosen und Schweden im Jahre 1643 ausfertigen ließ. Die Eröffnung des Friedens-Congresses wurde nun auf den 11. Juli jenes Jahres festgesetzt, und die kaiserlichen Bevollmächtigten fanden sich pünktlich ein, denn einer der Botschafter, Graf Auersberg, erschien schon am 27. Mai 1643 zu Osnabrück, und ihm folgte in Münster der erste Gesandte, Graf von Nassau, am 30. Juli desselben Jahres. Wer hingegen abermals nicht erschien, war die französische Gesandtschaft; ja diese, die Grafen d'Avaux und Servien, gingen statt nach Osnabrück zuerst nach Holland, um mit den Generalstaaten ein Bündniß gegen Spanien zu schließen, und also Veranlassung zu neuen Zerrüttungen und Krämpfen zu ermitteln.

Erst am 17. März 1644 traf der Graf d'Avaux, und am 5. April der Graf von Servien in Münster ein, und kaum waren sie angelangt, als sich über die gegenseitigen Ehrenbezeigungen oder das Ceremoniel mit einem lächerlichen Ernst wichtige Bedenken und Unterhandlungen anspannen. Schon damals kamen von den Ansprüchen auf den Namen der „großen Nation“ Anzeichen zum Vorschein, da das französische Ministerium für seine Botschafter gleichen Rang mit den kaiserlichen und den Vorrang vor allen andern Gesandten forderte, auch behauptete, daß sämmtliche Kronen von Europa der französischen bei fast jeder Gelegenheit gewichen oder nachgestanden seien [3]). Nachdem solche Hän-

[1]) Die Hauptquelle werden nun:

ACTA PACIS WESTPHALICÆ PUPLICA,
von
Johann, Gottfried von Meiern.
Sechs Bände in Folio.

Dort wird im ersten Buch §. 5 als Grund der Verschiebung des Congresses von 1642 ausschließend der Streit über die Geleitsbriefe, angegeben.

[2]) Ihre Diplomaten berühmten sich selbst, daß sie bei den Friedens-Unterhandlungen nur darauf ausgegangen seien, den Abschluß zu hintertreiben, und doch in geschickter Weise Andern die Schuld davon aufzubürden:

„L'habileté des négotiateurs dans ce traité devait consister non pas à conclure un traité avantageux, mais à en éloigner adroitement la conclusion, en faisant tomber sur leurs adversaires tout l'odieux des retardements. Il fallait trouver des raisons pour rejeter toutes les propositions, et imaginer des offres spécieuses, qui ne pussent pas être acceptées; faire paraître beaucoup d'empressement de conclure, en retardant en effet la conclusion, et rendre ses adversaires seuls coupables d'une faute, qu'il fallait partager avec eux.“ (Bougeant l. c. p. 778.

[3]) Der französische Staatssecretär Graf von Brienne drückte sich auf solche Weise in den Instructionen für die Gesandten in Münster aus. Wir heben aus seinem amtlichen Schreiben folgende wichtige Stelle aus:

bei einmal angeregt waren, entſtanden auch über das Ceremoniel gegen die Kurfürſten ärgerliche Streitigkeiten, und man verlor überhaupt eine koſtbare Zeit über alle dieſe kleinlichen Dinge. Auch die ſchwediſche Geſandtſchaft, welche Johann Oxenſtierna, des Kanzlers Sohn, und der Miniſter Salvius bildeten, erhob Anſtände über die Titulaturen, und ſchickte die Schreiben zurück, worin ihr nicht die verlangten Titel gegeben wurden [4]). Nun folgten ſolchem erhabenen Beiſpiele auch die Generalſtaaten, die Republik Venedig, Spanien, und da ganz Europa auf dem Congreſſe vertreten war, auch Dänemark, Polen, und der Papſt, ſo war zu befürchten, daß Jahre vergingen, bis man ſich über die wichtigen Fragen der Titel und des Ceremoniels vereinigen werde. Bald ſollte indeſſen der Streit auf wichtigere Dinge übergehen.

Von Seite der franzöſiſchen Botſchafter hatte man erwartet, daß ſämmtliche Reichsſtände Deutſchlands, ſohin auch die kleinern Fürſten und die unmittelbaren Städte, auf dem weſtphäliſchen Friedens-Congreß ſich vertreten laſſen würden. Zu ihrem Befremden war aber außer den Geſandten der Kurfürſten von Seite der Stände Niemand erſchienen, und dieß durchkreuzte ihre Pläne weſentlich, weil Frankreich zum Schutzherrn der kleinen deutſchen Fürſten ſich aufwerfen, und hierdurch die innern Angelegenheiten Deutſchlands verwirren wollte. Schon am 6. April 1644 erließ daher der Graf d'Avaux ein Rundſchreiben an die Reichsſtände, worin er ſie dringend zur Beſchickung des Friedens-Congreſſes aufforderte. Dieſer Schritt war ohnehin ſchon eine empörende Anmaſſung, und ein frevelhafter Eingriff in die Rechte des deutſchen Reichsoberhaupts; er mußte aber um ſo größere Entrüſtung hervorbringen, als die Sprache des Rundſchreibens nicht nur herriſch, ſondern auch höchſt unhöflich und beleidigend war. Es ward darin dem Kaiſer Schuld gegeben, „daß er nach der unumſchränkten Gewalt in Deutſchland ſtrebe, und zu dem Ende, mittelſt Verletzung der Reichsverfaſſung ungebührliche Befugniſſe ſich beigelegt, ſowie die Gerechtſame der Stände des Reichs verkümmert habe. Dadurch allein ſei der verheerende Krieg entſtanden, denn Jedermann wiſſe, daß die Urſache deſſelben nur darin liege, weil man den Fürſten und Ständen des Reichs weder ihre Ehre, noch ihre Rechte gelaſſen, ja einzelnen ſogar die perſönliche Freiheit geraubt habe [5]). Als Ferdinand III. und ſeine Räthe von dieſem dreiſten Kreisſchreiben des franzö-

„Celle, que le Baron Oxenstierna, & ses collegues veulent avoir, de traiter en toutes choses si d'égal avec vous, semble bien extraordinaire: car si bien les couronnes, en la souveraineté, & l'indépendance, sont égales, il y a toujours priorité, & il est de nécessité, que l'un cède à l'autre. Entre celle de France & de Suède, il n'y eut jamais de compétence: en tant d'endroits toutes celles de l'Europe nous ont cédé. Il nous est bien surprenant, que les Suédois fassent les démonstrations, dont vous nous avez écrit, que vous saurez bien surmonter par vos expériences, & l'on se remet entièrement à ce que vous jugerez pouvoir & devoir faire, en se contentant de Vous faire souvenir de la vigueur, avec laquelle vous vous opposez aux prétentions injustes des Espagnols, & de conserver l'égalité en tous lieux avec les ministres de l'empereur.“

[4]) Sie verlangten ausdrücklich nachſtehende Titulaturen:

„Sacrae regiae Majestatis regnique Sueciae respective senatori, Cancellariae & secretiori consiliariis, aulae cancellario, & ab pacts tractatus in Germania deputatis plenipotentiariis & legatis, illustrissimis & excellentissimis domino Ioanni Oxenstiernae libero Baroni in Rymitho, domino in Fyholm, Hörningsholm, & Tullegarn; & domino Ioanni Adler Salvio, hereditario in Adlersberg, Offwerby & Tullinge. etc.

[5]) Das Rundſchreiben des franzöſiſchen Botſchafters war in lateiniſcher Sprache verabfaßt. Vorzüglich beleidigend war folgende Stelle deſſelben:

„Norunt omnes, seriem istam bellorum, quibuscum tamdiu Christianus populus misere conflictatur, ab isto ferme capite fluxisse, quod neque principibus neque Ordinibus imperii suus honor habitus sit, sua jura servata; nonnullis etiam dominia, imo & ipsa corporis libertas erepta fuerint. Quae vero ad omnes,

ſiſchen Botſchafters Kenntniß erhielten, ſo wurden ſie mit gerechter Entrüſtung erfüllt. „So ward denn“ wird uns berichtet, „das Franzöſiſche Circular-Schreiben an dem Kaiſerlichen Hof dermaſſen übel empfunden, daß man es vor eine famoſe Läſter-Schrift, wodurch die getreuen Reichsſtände gegen Ihre Kaiſerliche Majeſtät aufgewiegelt werden wollten, und als eine Schrift, worin die kaiſerliche Hoheit, Ehre und Reputation, auch die kurfürſtliche Präminenz, Amt, Stand und Weſen läſterlich angegriffen wären, angeſehen, und als eine Violation der Präliminarien geachtet hat. Dieſerwegen ward den Geſandten zu Münſter anbefohlen, eine nachdrückliche Ahndung bei den Mediatoribus, wegen ſolches von den Franzoſen ad Status Imperii erlaſſenen Schreibens einzubringen, und dabei anzuzeigen, daß ſie Befehl hätten, ſich aller Viſiten und Curialien gegen die Franzoſen, bis auf weitern Befehl, zu enthalten, weil ſelbige ſich nicht geleitlich aufgeführet, ſondern mitten auf des Reichs-Boden, gleich bei ihrer Ankunft, einen feindſeligen Actum zu Schulden gebracht hätten. Ueber dem haben Ihre Kaiſerliche Majeſtät nicht nur ein ausführliches und treffliches Gegen-Circular unterm 14. Januar an alle Reichs-Stände abgelaſſen, ſondern auch Dero Commiſſarien zu Frankfurt aufgegeben, in Conformität deſſen, durch eine eigene Propoſition von dem Deputations-Convent daſelbſt, ein Gutachten zu erfordern, wie ſowohl wieder ſolche famoſe Schrift, als auch gegen die Auctores ein Reſentiment genommen werden möge.“

Man ſieht alſo, daß Kaiſer Ferdinand III. dem anmaſſenden Unfug des Grafen d'Avaux mit Würde und Kraft entgegentrat, indem er nicht nur befahl, alle diplomatiſchen Verhandlungen mit Frankreich ſogleich einzuſtellen, ſondern auch in einem feierlichen Manifeſt gegen die Anmaſſungen dieſer Krone Verwahrung einlegte. Mit Recht erklärte er darin:

„Dann Wir ja nicht begreifen können, aus was für Macht ſich die franzöſiſchen Geſandten unterſtehen dürfen, an alle Stände des Reichs, und auch gar an diejenigen, die niemals mit der Krone Frankreich in einige Bündniß wider Uns ſich entſchloſſen, noch hoffentlich ins künftige einzulaſſen Willens, dergleichen hochgefährliche und weit ausſehende Schreiben auf des Heil. Reichs Boden, unter Unſerm Kaiſerlichen Geleit, das ihnen nur zum Friedens-Tractat gegeben worden, auszufertigen ꝛc. [6]).“

Solche Vorſpiele waren nicht geeignet, die bevorſtehenden Friedens-Verhandlungen zu befördern und zu einem ſchleunigen Abſchluß zu führen; ſie enthüllten vielmehr abermals die Abſichten Frankreichs, die Stände gegen den Kaiſer zu erbittern, alſo fortwährend die Deutſchen gegen einander zu hetzen, und gaben trübe Ausſichten für die Zukunft. Beſondere Umſtände vermehrten noch die Schwierigkeiten der gütlichen Einigung. Es ſchien nicht bloß nützlich, ſondern ſelbſt nothwendig zu ſein, daß man während der Friedens-Unterhandlungen einen allgemeinen Waffenſtillſtand herſtelle, und es ward ein ſolcher ſowohl von dem Pabſt Urban, als auch von dem ſchwediſchen General Torſtenſon in Schleſien, und von dem venetianiſchen Geſandten (Orator) auf dem Congreſſe ſelbſt in Vorſchlag gebracht; ſeltſamer Weiſe wurden aber gegen einen ſolchen zweckmäßigen Vorſchlag fortwährend große Bedenklichkeiten geäußert, und zwar ſogar von dem Kaiſer. Man vereinigte ſich auch wirklich nicht über einen Stillſtand, ſondern ſetzte

ab ipsis imperii primordiis ac primum datis legibus, pertinent, ea ad unum fere contraxit paucorum potentia. Quid opus est verbis? Jamdiu circumfertur, Domum Austriacum Europae Monarchiam moliri: hasin tanti aedificii constituere in summo dominatu imperii romani, ceu centri Europae: hunc ut stabilial, omnia Majestatis jura, vim legum, & munia magistratuum, ordinibus imperii paulatim ire ademptum. Sola certe electores & Principes aliquot in exilium egit. Sola hactenus armorum jus sibi asseruit.“

[6]) Meiern Acta pacis westphalicae, Vol. I, pag. 227.

den Krieg während des Kongresses mit Leidenschaft fort. Dadurch wurde nicht nur die Erbitterung der verschiedenen Parteien vergrößert, sondern auch die Friedens-Unterhandlung erschwert, weil jede Partei, welche im Feld einen Vortheil erlangte, sogleich ihre Forderungen steigerte, andere hingegen von Zeit zu Zeit auf einen Wechsel des Waffenglückes hofften, und deßhalb auf ihren Wünschen hartnäckig beharrten. Unter solchen Umständen schien der Congreß nur den Zweck zu haben, Vorwände zur Verzögerung eines Friedensschlusses zu ersinnen. Nachdem man also vom Mai, und beziehungsweise Juli 1643 bis zum 25. März und 5. April 1644 auf die Ankunft der französischen Gesandten warten mußte, auch das verspätete Erscheinen der schwedischen einer der Gründe zur Verweigerung des Waffenstillstandes gewesen war, nachdem endlich nach der wirklichen Eröffnung des Congresses der kleinliche Streit über Cermoniel und Titulaturen entstanden war, so sann man nach der Beilegung desselben wieder ein neues Verzögerungs-Mittel aus, und erhob nun gegenseitig Einwendungen gegen die Vollmachten der Gesandten. Da diese Urkunden zuletzt wirklich an die betreffenden Höfe zur Verbesserung oder Ausstellung von ganz neuen zurückgesendet wurden, so verging wieder das ganze Jahr 1644, ohne daß etwas gethan werden konnte.

Die Hauptschwierigkeit der Unterhandlungen lag zuerst darin, die eigentlichen Absichten der verschiedenen Betheiligten auszuforschen. Da sowohl die Schweden, als die Franzosen bedeutende Vergrößerungs-Ansprüche, unter dem Vorwand der Entschädigung, im Sinne trugen, damit aber aus wohlweisen Absichten sehr vorsichtig zurückhielten, so wünschten die Deutschen vor allem die Forderungen beider Mächte zu erfahren. Man drang daher in die Franzosen, die Zeit bis zur Einlangung der neuen Vollmachten zu benützen, um wenigstens ihre Friedens-Vorschläge zu übergeben, und dadurch vorbereitende Erörterungen möglich zu machen. Die Franzosen willigten endlich ein, und versprachen, ihre Anträge am 4. Dezember 1644 den Vermittlern (mediatores) zuzustellen. Mit unbeschreiblicher Spannung sah nun alles jenem Tage entgegen; als er aber endlich erschienen war, überreichten die französischen Gesandten nur die Erklärung, daß die deutschen Reichsstände noch immer nicht auf dem Congresse erschienen seien, und daß man nicht eher etwas wesentliches vornehmen könne, als bis dieselben vollständig versammelt sein würden. Von Seite des Kaisers war bei dem Antrage auf Einreichung der französischen Friedens-Vorschläge als Grund angegeben worden:

„Da sich die Franzosen bey der letzten Unterschrifft der Vollmachten, directò nicht hätten anheischig machen wollen, das Haupt-Friedens-Werck selbst anzutreten, so stehe billig zu befürchten, sie würden allerhand Neben-Ausflüchte suchen, wann gleich von Kayserlicher Seite noch so trifftige Propositiones in der Haupt-Sache, vorgetragen würden [7]).“

Es hatte sich also jetzt bestätiget, wie gegründet jene Besorgniß war, und daß die Welschen nur fortwährend auf Eingelenke sannen, um die Unterhandlungen zu verzögern, und die Verhältnisse überhaupt mehr und mehr zu verwirren. Bitter beschwerten sich deßhalb die Botschafter Ferdinands III. in einer besondern Denkschrift über ein solches Verfahren:

„Die Mittler (Mediatores),“ führten sie darin aus, „hätten von den französischen Gesandten eine heilige und theuere Zusage erlanget, sie wollten gewiß und ohnfehlbar, am 4. Decembr. ihre Proposition *circa ipsa Pacis ineundæ Media*, denen Mediatoren zustellen; Auf dieses theure Versprechen hätten Sie, die Kayserliche Gesandten, sich gäntzlich verlassen, und dahero, zu gesetzter Zeit und Stund, ihre Prope-

[7]) Meiern Vol. I. pag. 323.

sition, würcklich eingebracht, in der zuversichtlichen Hoffnung, die Frantzosen würden ihren Worten, ehrlich und aufrichtig, sine dolo & fraude, nachleben und ein gleiches thun: Nun aber liege das platte Gegenspiel vor Augen, da sie, an statt der versprochenen auf die media componendæ Pacis gerichteten Proposition, nichts als *Exceptiones* und *Protestationes*, weßwegen sie eine dergleichen Proposition nicht thun könnten, eingegeben hätten; Sie die Kayserliche und spanische Gesandten müsten dahero, vor der gantzen Welt, wider die Frantzosen, wegen des gebrochenen Worts, sich billig beschweren, auch nicht ehender auf die Exceptiunculas Gallorum eine Antwort ertheilen, bis vorhero die Franzosen, ihre Meynung über die Media Pacis, ebenmässig eröffnet und angedeutet hätten, was Sie dann, sowol von Ihro Kayserl. Majestät als von dem König in Spanien, haben wollten. Disseits habe man deutlich und klar gesagt, was der Kayser, was Spanien verlange: Wollten die Frantzosen es noch genauer haben, so müsten sie es anzeigen, und à genere ad speciem gehen, Sie könnten ihres Orts *Postulata*, *Conditiones*, *Media*, soviel sie nur immer wollten, vorbringen; so würde man sich disseits darauf puncten weis vernehmen lassen, und könnte alles, pari passu, auf beyden Seiten tractiret werden. Wollten sie, die Frantzosen, solches aber nicht thun; So dörfften sie sich nicht beschwehren, wann ihnen aller Verzug und Behinderung des Friedens-Wercks, überall und öffentlich Schuld gegeben würde [8]).“

Alsdann entwickelte die Staatsschrift die Gründe, warum die Anwesenheit sämmtlicher deutscher Stände nicht nothwendig sei. Ferdinand III. schien also die Vertretung der letztern bei den Unterhandlungen nicht zu wünschen, denn er bemerkte, daß der Congreß kein Reichstag sei. Da er aber wahrnahm, daß die Stände ihre Beiziehung gerne sähen, so gab er auch sogleich nach. Doch jetzt veranlaßten die Schweden einen neuen Anstand, indem sie nicht bloß für die Reichs- sondern auch für die Land-Stände Antheilnahme an den Unterhandlungen begehrten. Ein solches Verlangen widersprach der deutschen Staatsverfassung, weil nach derselben nur unmittelbare Stände auf dem Reichstag Sitz und Stimme hatten; der Kaiser widersetzte sich daher. So häuften sich denn fortwährend Saumsal und Verzögerungen, und man stand endlich schon im Frühling 1645, ohne daß man das Wesen der Friedens-Unterhandlungen nur mit einem Worte berührt hätte. Als in dieser Zeit die Abgeordneten der Reichsstände größtentheils sich eingefunden hatten, nahm jedoch der Gang der Geschäfte plötzlich eine andere Wendung. Die Stände theilten nämlich die Meinung des Kaisers, daß man vor allem wissen müsse, was die beiden auswärtigen Mächte eigentlich wollten, und drangen ebenfalls auf die Vorlegung deren Friedens-Vorschläge. Da nun die Franzosen ihre Pläne vorzüglich auf die Unterstützung der Stände gebaut hatten, und gegen sie also Rücksichten beobachten mußten, so versprachen sie von Neuem die Einreichung ihrer Anträge, und bestimmten dazu den 11. Juni 1645. Nachdem auch die Schweden diesem Beispiel gefolgt waren, entstanden zuvor über das Ceremoniel bei der Uebergabe der Friedens-Vorschläge neue Anstände, man wußte jedoch auch diese zu beseitigen, und so ging denn die Feierlichkeit am 11. Juni 1645 wirklich vor sich. Die Anträge der Schweden, welche zu Osnabrück übergeben wurden, hatten im Wesentlichsten folgenden Inhalt:

„Weilen aber der äusser- und innerliche Krieg dermassen in einander verhefftet ist, daß keiner recht beygelegt genannt werden kann, wann nicht die Ursachen, so zu beyden Theilen Anlaß darzu gegeben, aus dem Wege geräumet sind, die äusserliche aber von dem innerlichen dergestalt herfliessen, daß jene nicht aufzuhalten, wo diese nicht gestopffet werden, so ist derhalben vonnöthen, daß vor allen Dingen der Römische

[8]) Meiern l. c. Vol. I, pag. 323.

Kayſer durch eine Allgemeine und ungehemmte Amneſtie, alle und jede Stände in den Stand ſtelle, worinnen ſie, vor der Anno 1618 eingebrochenen Unruhe glücklich gegrünet."

„Auf daß auch künfftig aller inner- und äuſſerlicher Unruhe vorgebeuget werden möge, wird fürnehmlich erfordert, daß, wann ein Römiſcher König zu erkieſen, ſolches nicht als bey erledigtem Kayſerthum geſchehe: wären neue Satzungen zu machen, die alte zu erläutern, Kriege und Kriegs-Bereitſchafft vorzunehmen, Friede oder Bündniſſe einzugehen, allgemeine Steuer anzulegen, einen Stand ſeiner Würde und Güther zu entſetzen, ſo ſoll daſſelbe oder dergleichen nicht anders, als auf einem Allgemeinen Reichs-Tag, mit aller Stände freyer Stimme und Einwilligung, vorgenommen und geſchloſſen werden."

„Wie auch den Ständen alle übrige ihnen von Rechtswegen zuſtehenden Regalien unbenommen bleiben, alſo ſoll ihnen auch und einem jeden beſonders, allezeit frey ſtehen, mit ausländiſchen Potentaten, zu ihrer Erhaltung und Sicherheit, Bündniſſe zu treffen."

„Und damit die Einträchtigkeit der Stände unter ſich deſto vollkommener ſey, ſolle alles, was zwiſchen den Evangeliſchen und Catholiſchen des Religion-Friedens und der geiſtlichen Güther wegen, ſpännig geweſen, durch beyder Theile Rathſchläge und geſammtes Zuthun, bei dieſen Tractaten ohne Verzögerung oder Aufſchub an andere Orte, freundlich, billig und Chriſtlich allerdings lauter gemachet und hingeleget werden, damit nicht nur kein Zweiffel über den wahren Verſtand des Religions-Friedens nicht übrig bleibe, ſondern alle andere und geiſtliche und weltliche Gravamina, ſo das Mißtrauen unter den Ständen bißhero erhalten, von Grund ausgerottet, und aller Kriegs-Saamen erſticket werde [9])."

Einen ähnlichen Charakter trugen auch die Forderungen des Pariſer Hofes, welche in Münſter überreicht wurden, und zwar gegen die hergebrachte Sitte, anſtatt in der lateiniſchen, in der franzöſiſchen Sprache. Man verlangte hauptſächlich, daß:

1) die Fürſten und Stände des deutſchen Reichs in alle ihre Rechte, Vorrechte und Freiheiten wieder eingeſetzt,

2) alle Reichſatzungen und Gewohnheiten, insbeſondere die goldene Bulle gewiſſenhaft beobachtet,

3) der deutſche Kaiſer in Zukunft erſt nach der wirklichen Erledigung des Thrones gewählt, und

4) eine allgemeine Vergeſſenheit des Vorgegangenen (Amneſtie) bewilliget, und alle Rechtsverhältniſſe in den Stand vor dem Ausbruch des Kriegs (vor 1618) zurückverſetzt werden ſollen [10]).

Was bei dieſen beiderſeitigen Anträgen in hohem Grade auffallen mußte, war die Einmiſchung der Fremden in innere Verfaſſungsfragen Deutſchlands. Sowohl die Franzoſen, als die Schweden ſprachen

[9]) Meiern Vol. I, pag. 440 et 441.

[10]) Im Original lauteten die bemerkten Forderungen Frankreichs auf die nachſtehende Weiſe:

Que tous les princes et états du St. Empire seront rétablis en leurs anciens droits, prérogatives, libertés et privilèges, sans quils y puissent être ci après troublés, sous prétexte que ce soit, et ce faisant, qu'ils jouiront, sans difficulté, du droit de suffrage, qui leur appartient dans toutes les délibérations des affaires de l'Empire, principalement quand il s'agira de conclure la paix, déclarer la guerre, refondre des contributions, levées et logements de gens de guerre, mettre garnison, ou faire de nouvelles fortifications dans quelque Place située dans dans les états des dits princes, conclure des alliances et confédérations, faire des lois nouvelles ou interpréter les anciennes, et autres affaires de pareille nature, qui ne pourront être à l'advenir traitées et décidées, que dans une assemblée générale des états de l'empire, et resolues par un consentement unanime des dits états.

Que touts les princes et états en général et en particulier seront maintenus dans tous les autres droits de souveraineté, qui leur appartiennent, et spécialement, dans celui de faire des confédérations tant entre eux qu'avec les princes voisins, pour leur conservation et sureté.

darüber mit einer Ausführlichkeit und Beſtimmtheit, als wären ſie dabei unmittelbar betheiliget, als wären ſie auch deutſche Staatsglieder. Wenn ſchon dieß auf bedenkliche Anſchläge ſchließen ließ, da die innern Streitfragen der Deutſchen wohl nur angeregt wurden, um durch die Beförderung der Zwietracht die Vergrößerungs-Entwürfe der Fremden durchzuſetzen, ſo ſtieg jene Beſorgniß durch einen beſondern auffallenden Umſtand noch höher. Der Zweck der ganzen Feierlichkeit beſtand darin, von den Franzoſen und Schweden endlich zu erfahren, was ſie unter der Entſchädigung, welche ſie ſtets im Munde führten, eigentlich verſtänden, was ſie alſo wollten? Anſtatt ſich aber hierüber zu erklären, bemerkten ſie nur:

„Die Genugthuung für beide Kronen müſſe ſo eingerichtet werden, daß ſolche ſowohl zu ihrer, als zur Sicherheit ihrer Bundesgenoſſen dienen könne [11]).“

Was ſollte dieſes gefliſſentliche Dunkel und dieſe neue verſchloſſene Zurückhaltung für einen andern Sinn haben, als daß man wegen des übertriebenen Umfanges der Entſchädigungs-Forderung jetzt noch nicht damit herausrücken könne, ſondern erſt den Ausbruch noch größerer Zwietracht der Deutſchen abwarten müſſe? Aeußerſt bedenklich war endlich die große Uebereinſtimmung der ſchwediſchen und der franzöſiſchen Anträge. Beide befolgten nämlich ein ganzes gleiches Syſtem, hatten den nämlichen Ideengang, und äußerten in allem Weſentlichen gleiche Grundſätze. Ja ſie waren ſogar in der Faſſung einzelner Sätze ſo gleichlautend, daß ſie ein genaues Einverſtändniß der Schweden und Franzoſen ankündigten [12]). Unter bedeutungsvollen Anzeichen hatte daher ſchon das Vorſpiel des Congreſſes zu Münſter und Osnabrück begonnen.

Que toutes les louables coutumes du St. Empire, anciennes constitutions & loix fondamentales d'icelui seront réligieusement observées, particulièrement le contenu en la bulle d'or, sans qu'il y puisse être contrevenu par qui que ce soit, sous quelque pretexte qu'il puisse arriver, & sur tout en ce qui regarde l'élection des empéreurs, en laquelle les formes prescriptes par la dite bulle & autres constitutions, déclarations, actes & capitulations résolues pour ce sujet, seront inviolablement gardées, sans qu'on puisse jamais procéder à l'élection d'un roi des Romains, pendant la vie des empereurs, attendu, que c'est un moyen de perpétuer la dignité impériale dans une seule famille, en exclure tous les autres princes, & anéantir le droits des électeurs.

Que tout ce qui a esté fait pendant ces présents mouvements, sera oublié sans qu'on en puisse faire de part ni d'autre à l'advenir aucune recherche soubs quelque prétexte, què ce soit & qu'à ces fins une perpétuelle et générale amnestie sera accordée sans aucune reserve, limitation, ni exeption d'affaires, ni de personnes.

[11]) Die ſchwediſche Forderung war im lateiniſchen Text ſo gefaßt:

Satisfactio Regibus Regnisque debita ita fiat, ut pro præteritis præstentur indemnia, et cum fœderatis suis in futurum secura.

Die franzöſiſche hingegen im Original-Text alſo:

Que, pour cet effet, outre les précautions générales, qui seront apportés pour la dite sureté, la satisfaction, qui est due aux deux couronnes, pour les fatigues, pertes, et dépenses qu'elles ont souffertes en cette guerre, sera accordée en sorte qu'elle puisse contribuer tant à la sureté particulière des dites deux couronnes, qu'à celle de leurs alliés et abhérants dans l'Empire.

[12]) Die gleichlautende Faſſung einzelner Sätze der ſchwediſchen und franzöſiſchen Vorſchläge ergibt ſich in beſonders auffallender Weiſe aus der Vergleichung der beiden Sätze, welche in der vorigen Anmerkung (11) abgedruckt ſind.

Acht und fünfzigstes Hauptstück.

Eröffnung der Friedens-Unterhandlungen. Entschädigungs-Ansprüche Frankreichs und Schwedens.

Als die Vorschläge der beiden Kronen, wie man auf dem Congresse Frankreich und Schweden gewöhnlich nannte, übergeben worden waren, sollten nun die Berathungen hierüber anheben; doch jetzt stieß man in Hinsicht der Förmlichkeiten erst auf die ernstlichsten Hindernisse. Wie sollten die Berathungen bei einer so großen Anzahl Betheiligter, und der Verschiedenheit der Rang-Verhältnisse vor sich gehen? Wollte man nach der Einrichtung der Reichstage stimmen, oder in Rücksicht auf die Betheiligung fremder Mächte, eine ganz neue Ordnung einführen? Werde man Münster oder Osnabrück für den Hauptsitz der Berathungen erklären? Leztere Frage schien besonders von großer Bedeutung zu sein, da „Münster" den französischen und „Osnabrück" den schwedischen Einfluß ausdrückte. Nach vielen Mühen einigte man sich endlich über alle diese verschiedenen Fragen dahin:

1) daß weder in Münster, noch in Osnabrück allein berathen, an jenem Ort vielmehr zwischen Deutschland und Frankreich, an diesem hingegen zwischen Schweden sowie den deutschen Protestanten einerseits und dem Kaiser sowie den deutschen Katholiken andrerseits unterhandelt werden solle,

2) daß die Stände, nach Art der Reichscollegien in drei Abtheilungen berathen und stimmen sollen.

Auf solche Weise war nun endlich die Möglichkeit ermittelt, die vorgelegten Friedens-Vorschläge der beiden Kronen zur Erörterung zu bringen. Der Inhalt derselben war von der Art, daß die kaiserlichen Gesandten vor allem erst Instructionen von ihrem Hofe einholen mußten. Diese langten auch bald ein, und waren mit eben so viel Einsicht, als Würde verabfaßt. Man schiebt die Verkehrtheiten der Menschen so gerne auf die Eigenthümlichkeit der Zeit, und glaubt insbesondere öfters, daß die Deutschen früher keine Idee von der Reichseinheit, sowie den Rechten und Pflichten der Nationalität gehabt hätten; allein man irrt in lezterer Hinsicht häufig, sowie auch die allerdings nothwendige Rücksicht auf den Zeit-Charakter sehr oft zu weit getrieben wird. So ist denn unser Urtheil im vorigen Hauptstück, daß die Fremden sich ungebührlich in die innern Angelegenheiten Deutschlands eingemischt haben, keineswegs bloß dem heutigen Standpunkt entflossen, sondern ward auch schon damals sehr bestimmt gefällt. Mit ungemeiner Wahrheit und Würde erklärte sich nämlich Kaiser Ferdinand III. auf die Vorschläge der Schweden und Franzosen in nachstehender Weise:

„Soviel die Art 5, 6 und 7 der schwedischen Friedens-Vorschläge betrifft," (sie bezogen sich ausschließend auf innere Reichsangelegenheiten Deutschlands) gehet die Kaiserliche Majestät und Stände des Reichs unter sich, ja die Grund-Gesetze, und den Reichs-Zustand oder Staat an, derentwegen der Römische Kayser mit den auswärtigen Cronen bißfalls nichts gemein hat, noch der bißher geführte Krieg darum

angefangen: Haben sich aber zwischen Ihro Majestät und den Ständen, je etwan Uneinigkeiten oder Mißverstand erhalten, so seynd selbige schon lang zu Grund verglichen und aufgehoben."

„Und sehen derhalben die Kayserliche plenipotentiarii nicht, mit was Titul oder Grund die Cron Schweden, was dieses anlanget, an Ihro Kayserliche Majestät prätendiren möge: Man hat die Reichs-Constitutionen und Güldene Bull in Händen, die, was Rechts einem jeden zustehet, auch bey der Wahl eines Römischen Königs zum künfftigen Kayser, und andern öffentlichen Berathschlagungen und Reichs-Geschäfften zu beobachten, klare Maaße geben; Darauf bestehet Ihro Majestät beständig, und will deroselben zuwider, keinen Chur-Fürsten und Stand beschwehren, sondern vielmehr sie alle, und einen jeglichen insonderheit bey derselben schützen und handhaben."

„Wann auch etwas an den Satzungen und Grund-Gesetzen des Reichs zu ändern, zu verbessern und zu erläutern, oder etwas zu erklären ist: So gehöret dasselbige sowohl ob den Satzungen selbst, als der Königlichen Schwedischen Herren Plenipotentiarien in diesen Articuln enthaltenen Vorwand, nirgend anders wohin, dann auf die öffentliche Reichs-Täge."

„Auf den 10. 11. 12 Artikel antworten die Kayserliche Herren Plenipotentiarii, daß Ihro Kayserliche Majestät denen Königen und Reichen einige Statisfaction zu thun nicht schuldig; sondern allerhöchstgedachte Dieselbe habe vielmehr gerechteste Ursache solches zu begehren; Gestalt dann über dieses auch Ihro Majestät auf allen Fall, und da über Verhoffen diese Friedens-Tractaten nicht fruchtbarlich zum Ende gebracht werden sollten, Ihro dieselbe ausdrücklich vorbehalten."

In dieser schönen Erklärung war den Deutschen sehr genau vorgezeichnet, welches Benehmen gegen die Franzosen und Schweden ihnen von der Ehre und den Pflichten gegen ihr Vaterland vorgeschrieben werde. Die beiden Kronen waren daher über den Inhalt der kaiserlichen Erklärung sichtbar betroffen, und äußerten dieß auf verschiedene Weise. Umgekehrt bezeigten die deutschen Reichsstände, und sogar die große Mehrheit der Protestanten ihre Zufriedenheit damit. Schon schienen also die Unterhandlungen in den rechten Gang gebracht zu sein, als die unglückliche Parteisucht abermals den habgierigen Entwürfen der Fremden zu Hülfe kam.

Noch zu Ende des Jahres 1645 reichten nämlich die deutschen Protestanten ihre Beschwerden bei dem Kaiser ein, um sie durch den Reichs-Kanzler (Churmainz) den katholischen Ständen mitzutheilen. Dieselben betrafen, wie gewöhnlich, die alten Streitigkeiten über den geistlichen Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum) die Einziehung der Klöster und Stifter, die freie Religions-Uebung u. s. w., und für dießmal auch einige staatsrechtliche Fragen, wie die Abstimmungsart auf den Reichstagen zwischen Protestanten und Katholiken, die Reichsfreiheit der Stadt Donauwörth, die Vermehrung der obersten Reichsgerichte u. s. w. Mit wirklichem Tact und Scharfsinn erwiederten die katholischen Stände, daß es wohl nicht zweckmäßig sei, die Erörterung solcher Fragen auf dem westphälischen Friedens-Congreß vorzunehmen. Frankreich und Schweden lauerten sichtbar auf den Ausbruch neuer Zwietracht der Deutschen und würden also die Erörterung jener Streitfragen nur zur Wiederanfachung der Leidenschaften benützen.

Es sei also offenbar besser, auf dem Friedens-Congreß nur über das Verhältniß Deutschlands zu dem Ausland zu unterhandeln, und die Vergleichung über die Religions-Beschwerden und andere innere Fragen an einem andern Ort unter den Deutschen selbst vorzunehmen. So verständig alles dieß auch war, und obgleich die Protestanten bei der Ueberreichung ihrer Beschwerden selbst erklärt hatten: „sie hätten dabei keine andere Absicht, als den fremden Kronen den Vorwand zur Fortsetzung des Krieges zu benehe-

men, so beharrten sie dennoch hartnäckig auf der Berathung über ihre Anträge. Es entstand nun die Frage: ob man zuerst über die innern Streitigkeiten, oder über die Entschädigungs-Ansprüche der beiden Kronen verhandeln soll?

Wäre der erstere Weg beschlossen worden, so war noch einige Hoffnung für die Rettung der deutschen Nationalehre gegeben, denn es gab sowohl bei den Protestanten, als den Katholiken eine gemäßigte Partei, welche die innere Versöhnung aufrichtig wollte. Hätte diese Richtung alsdann durchgedrungen, so würde die vereinigte Macht Deutschlands die fremde Eroberungssucht gar bald zum Schweigen gebracht haben. Unglücklicherweise ward aber die gleichzeitige Erörterung der innern und äußern Fragen beschlossen, und hierdurch erhielten die Fremden Gelegenheit, sich fortwährend in die deutschen Angelegenheiten zu mischen. Die Verhandlungen des westphälischen Friedens-Congresses nahmen daher sogleich Anfangs einen höchst unglücklichen Gang.

Was den weitern Betrieb derselben betraf, so hatten zunächst die beiden Kronen ihre Antwort auf die Erklärung des Kaisers abzugeben, und dieß veranlaßte die Nothwendigkeit, daß beide endlich mit einer nähern Angabe ihrer Entschädigungs-Ansprüche heraustraten. Um über die Absichten derselben einen noch deutlichern Wink zu geben, um also für alle Fälle sich Hinterthüren zu eröffnen, gaben die Kronen ihre dießfällige Erklärung nicht schriftlich, sondern nur mündlich ab. Die Krone Frankreich äußerte sich zuerst, und verlangte als sogenannte Entschädigung oder Genugthuung mehr nicht, wie ihre Gesandten sagten, als:

Ober- und Unter-Elsaß, den Sundgau, Breisach und den Breisgau, Philippsburg mit dem dazu gehörigen Gebiet und noch außerdem denjenigen Orten, welche zu einer freien und sichern Verbindung Frankreichs mit Philippsburg nothwendig seien [1]).

Am 7. Januar 1646 äußerte sich auch die schwedische Gesandtschaft zu Osnabrück, und zwar in einer Weise, welche schon der Form nach großes Aufsehen machte. Johann Oxenstierna und sein Kollege forderten nämlich, daß man über die Ordnung der Unterhandlungen ein für alle Mal ein System annehme. Sodann schlugen sie vor, die gesammten Traktaten in vier Haupttheile auszuscheiden, wovon der erste die innern Reichs-Angelegenheiten (res et negotia Imperii), der zweite die Entschädigung der Kronen (satisfactiones), der dritte die Wiederherstellung und Sicherung des Friedens (pacis reductionem et ejusdem securitatem), und der vierte die Vollziehung des Friedensschlusses (pacis executionem) zum Gegenstand haben soll. Diese Forderung zeigte die Absicht Schwedens vollkommen klar: es sollte durch die Unzertrennlichkeit der

[1]) Die Forderung der Franzosen war in nachstehender Weise gefaßt:

Pro ulteriori securitate coronarum et principum imperii fœderatorum, nec non pro debita Galliæ satisfactione, rationi consentaneum esse, præter oblationes jam ipsis factas, (quamvis rerum ab antiquo ad imperum pertinentium), ut cedat Galliæ Alsatia superior et inferior, inclusis Zuntgovia Brisacco et Brisgavia, civitatibusque sylvestribus, cum omni causa omnique jure, quo ante præsens bellum possidebantur a principibus domus Austriacæ; item maneant in possessione Philippsburgum cum suo territorio ei dependentiis, locisque necessariis ad liberam et securam cum regno Galliae communicationem. Si tamen imperator et imperium e re sua esse judicaverint, ut dicta utraque Alsatia, et Philippsburg cum suis adhærentibus recognoscantur ab imperio, Gallia non recusabit, modo sessiones et suffragium in dietis habeant, sicut alii principes et status imperii. His stantibus declarârunt, quod pro bono pacis, restituantur, Spira, Wormatia et omnia occupata in tribus Electoratibus imperii, Moguntina, Trevirensi, et Palatinu inferiori, ita tamen, ut restitutis quoque fiat eodem tempore ab omnibus adversæ Parti adhærentibus, omnium illorum locorum, quo ipsi detinent in dictis tribus Electoratibus.

Entschädigungsfrage von den innern Streitigkeiten der Deutschen die Versöhnung der letztern unter sich selbst unmöglich gemacht werden. Nach solchen vorbereitenden Schritten erklärte die schwedische Gesandtschaft:

„Daß ihre Krone **zur Erweisung ihrer Friedens-Begierde** nicht mehr verlange, als:

ganz Schlesien, Pommern, das Bisthum Camin, die Stadt Wismar mit den festen Plätzen Pöl, Walfisch und Varnemünde, und die Stifte Bremen und Verden [2]).“

Als diese Forderungen der Schweden und der Franzosen durch die Mittler den deutschen Reichsständen bekannt gemacht worden waren, so befiel die Protestanten wie die Katholiken ein Erstaunen, das die Sprache benahm, und diesem folgte alsbald der Ausbruch der Entrüstung, welcher einem Sturme glich. Sowohl die Schweden, als die Franzosen hatten immer erklärt, daß sie in höchster Uneigennützigkeit und nur zur Beförderung der guten Sache, die Schweden also der evangelischen Confession, und die Franzosen der **deutschen Freiheit** zu lieb, in den Krieg sich eingemischt hätten; es gab ferner unter den Evangelischen wirklich Viele, welche so einfältig waren, jener Betheurung Glauben beizumessen. Wie groß war demnach die Bestürzung derselben, und welche Rechtfertigung wurde dem Kaiser zu Theil, welcher vor der Einmischung der Fremden in die innern Reichs-Angelegenheiten immer so nachdrücklich gewarnt hatte. Für einige Augenblicke regte sich auch das bessere Gefühl bei den Reichsständen, und man war ziemlich allgemein der Ansicht, daß man die Forderungen beider Kronen standhaft zurückweisen müsse, weil Deutschihnen keine Entschädigung schuldig sei.

Es gewährt Interesse, die deutschen Reichsstände bei der Ablehnung der schwedischen und französischen Entschädigungsforderungen in ihrer eigenen, so naiven, und unendlich wahren Sprache zu hören:

„Was wollen denn diese Schweden? Sie haben ja den Krieg aus **Deutschlands Gütern und Mitteln** geführet, und durch die erpressteten Contributiones sowohl pro ipsa corona, als pro privatis, sonderlich aber vor die Militz, genugsame Satisfaktion erhalten; so könnten sie auch dergleichen *ex causis hujus belli* nicht prätendiren, weil der Krieg, nicht dem Kaiser und Reich, sondern den Schweden selbst zu imputiren sei; den Verlust ihres Königs hielten sie zwar für unschätzbar: aber eben darum, weil solcher mit keinem Werthe zu ersetzen sei; so könnte keine Satisfaktion, sie sei so groß, als sie wolle, davor correspondiren: die Schweden müßten sich damit vergnügen, das sie die Ehre gehabt ihres Königs Tod, so stattlich und tapfer, wiewohl cum ruina totius imperii, zu rächen. Dergleichen heroischer Tod würde und könnte mit nichts anders, als mit der Glorie, nach dem Beispiel des großen Alexanders, von dessen Tugend und Thaten noch immerfort in den Historien gedacht würde, remuneriret werden; Schweden contestire ja allezeit, daß ihre größte Satisfaktion darinnen bestehe, wann den Ständen Satisfaktion gegeben würde: woferne nun diese sich unter einander vergleicheten, so fiele jene hinweg. Die von ihnen verlangte

[2]) Die Schweden drückten sich also aus:

„Zu Erweisung aber ihrer Friedensbegierde, wollten sie in Oesterreich und Mähren innhabende unterschiedliche ansehnliche Päße und Plätze abtreten, und hingegen theils vor ihre Indemnität, theils vor ihre Satisfaktion behalten, ganz Schlesien Pommern, Stift Camin, Wismar mit dem Schlosse Poel, Fort Walfisch und Waremünde, wie ingleichen die inhabende Stifter, unter andern das Erzstift Bremen, und Stift Verden, und dieselbe ab imperio in feudum agnosciren; von Osnabrück, Minden und den übrigen Orten und sonsten, könnten die Interessati contentiret werden, dem Reich ginge hierdurch nichts ab, Ihre Kaiserliche Majestät bekämen hierdurch nur vornehme Vasallen, Ihrz kaiserliche Majestät hätten den König in Hispanien, und den König in Dänemark zu Vasallen, warum nicht auch die Krone Schweden, die alsdann Deroselben gegen den Türken assistiren könnte, so cessire der Krieg, und Friede bliebe da.“

Satisfaktion sei ganz überschwänglich, und mit der größten Gefahr vor ganz Deutschland verknüpft; sie verlangten fast den dritten Theil von Germanien, 72. Meilen breit an den See-Kanten; etliche 60. Meilweges in der Schlesien, der vielen Stifter nicht einst zu gedenken, welches zusammen mehr oder doch besser sein würde, als das ganze Königreich Schweden. Hierdurch würde die schwedische Macht dergestalt verstärket, daß solche nicht nur beständig dem ganzen Deutschland, sondern auch den benachbarten Reichen gefährlich sein würde; der Commercien nicht zu erwähnen, welche die Schweden, da sie die Herrschaft über die Ostsee erlangeten, solchergestalt allein an sich ziehen würden [3]).“

In Ansehung der französischen Entschädigungs-Forderung war namentlich die Abstimmung des Kaisers so wahr und schön, so scharfsinnig und prophetisch, daß man sie heute noch mit goldenen Buchstaben an unsre öffentlichen Denkmäler schreiben sollte. Nachdem actenmäßig nachgewiesen war, daß die Krone Frankreich bei ihrer Einmischung in den Krieg hoch und theuer wider jede Eroberungs-Absicht sich verwahrt, und heilig versprochen habe, bei dem Frieden keinerlei Entschädigung zu fordern, sondern vielmehr alle besezten deutschen Länder und Plätze redlich zurückzugeben, erklärte der Kaiser:

„daß die Franzosen (durch solche Verletzung ihres Wortes) in der ganzen Welt einen üblen Nahmen bekommen und pro Defensoribus für Spoliatores möchten gehalten werden: weil es das Ansehen hätte, als wenn sie das Römische Reich und einen Stand nach dem andern unterdrücken wollten. Welches aus der Gefahr, so dem Reich daraus entstehen möchte, abzunehmen: denn sie könnten der Stadt Straßburg ober- und unterhalb den Rhein, Preüsch, Iller, und sonderlich die Kintzing sperren, und sie dadurch zur Abkauffung mit Gelde, oder aber zur Protection ja folgend wol gar (wie es gemeiniglich dahin aufgenommen zu werden, und eines dem andern zufolgen pflege) forciren. Eben dergleichen Gefahr hätten sich die Reichs-Städte in der Land-Vogtey Hagenau und daherum, derer 13. wären, zu besorgen: denn obwol das Hauß Oesterreich schon etliche Gerechtigkeiten, als bey Erwählung der Bürgermeister einen Anwald zu haben, hergebracht: so hätte es doch noch mehr alte Gerechtigkeiten zu prätendiren gehabt deren sichs aber bißhero nicht gebrauchet, welches alles hiernächst die Herren Frantzosen wol würden hervor zu suchen, und aus freyen Reichs-Städten Land-Städte zu machen wissen. Nicht weniger hätten sich auch die benachbarten Chur- und Fürsten am Rheinstrom zu befahren: Niederland würde solchergestallt fast allein in der Frantzosen Hände kommen, und also ihre Macht, wenn sie solchergestalt auch die Teutsche selbst in ihre Hände bekämen, allzugroß und formidable werden; könne dahero nicht sehen, wie man in dieses der Frantzosen Postulatum (es geschehe Lehn-weise, oder in andere Wege) willigen, und des Römischen Reichs Suppression, ja wohl gar Translation auf sich laden solle. Denn das sie so weitaussehende Gedanken führen, geben sie damit zu verstehen, daß sie zu Münster auf die beschehene Oblation der 3. Stiffter geantwortet: illa ab antiquo ad Regnum Galliæ pertinere; wenn sie nun solchergestallt alles dasjenige fordern und wieder haben wollten, was etwan hiebevorn ihre Vorfahren inne gehabt und besessen, würden sie auch das Franckenland und den ganzen Rheinstrom, ja endlich das gantze Reich (weil es etwa bey CAROLO M. und dessen Nachkommen gewesen) haben wollen [4]).“

Ein besonderer Umstand schien wesentlich beizuwirken, um auf dem westphälischen Friedens-Congreß das Nationalgefühl der Reichsstände sowie des gesammten deutschen Volkes zu wecken, und die anmaffen-

[3]) Meiern Tom. II., pag. 430.
[4]) Meiern Tom. II., pag. 446.

den Forderungen der Franzosen mit äußerstem Nachdruck zurückzuweisen. Die beiden französischen Botschafter, d'Avaux und Servien, wollten nämlich aus guten Gründen die Entschädigungs-Ansprüche ihrer Krone den Reichsständen nicht durch den Kaiser, sondern unmittelbar vortragen. Zur Ausführung dieses Vorsatzes waren sie aber so unverschämt, eine Deputation der Reichsstände vor sich zu bescheiden, um den Willen Frankreichs zu vernehmen. Nun regte sich der deutsche Stolz doch auch auf mehrerern Seiten, und man erwiederte den Franzosen, daß die Reichs-Repräsentation Deutschlands nicht gewohnt sei, den Gesandtschaften fremder Kronen nachzugehen [5]). Die französischen Botschafter stellten sich zwar, als seien sie beleidiget, und sprachen von Genugthuung, lenkten indessen bald wieder ein, und suchten den üblen Eindruck ihrer Anmassungen durch Nachgiebigkeit wieder gut zu machen, indem sie nun die Entschädigungs-Forderung ihrer Krone durch die Mittler an die deutschen Reichsstände gelangen ließen. Zu bemerken ist übrigens, daß sogar in dieser Ehrenfrage von einigen Ständen ein zwittermäßiger Mittelweg in Vorschlag gebracht, und die Würde Deutschlands vornehmlich nur durch die Abstimmungen des Kaisers, der Kur-Fürsten und der Fürsten gerettet ward [6]).

Mit Erstaunen und Unwillen hatte also die Mehrheit der Reichsstände die französisch-schwedischen Entschädigungs-Ansprüche aufgenommen, und dieß erweckte denn die Hoffnung, daß man die Nationalehre zu wahren wissen werde. Verschiedene andere Umstände verstärkten noch für einige Zeit diese Hoffnung. Gegen das Ende des Jahres 1645 sandte der Kaiser Ferdinand III. auch seinen ersten Minister, den Grafen Maximilian von Trautmannsdorf, nach Osnabrück und Münster ab, um an den Friedens-Unterhandlungen unmittelbar Antheil zu nehmen. Graf Trautmannsdorf war nicht nur in den Staats-Geschäften sehr bewandert, überhaupt erfahren und kenntnißreich, sondern auch sehr scharfsinnig und aufgeklärt. Noch überdieß trauernd über die Zerrüttung Deutschlands durch den unglücklichen Religions-Krieg, und voll von versöhnlicher Gesinnung und Friedensliebe, war der Graf ganz besonders zur obersten Leitung des Friedenswerkes berufen. Derselbe faßte in der That die Sache von dem ganz richtigen Gesichtspunkt auf, indem er aus allen Kräften dahin wirkte, die Deutschen unter sich zu versöhnen und alsdann die vereinigte Macht des Vaterlandes zur Zurückweisung der französischen und schwedischen Entschädigungs-Forderungen zu verwenden [7]). Nachdem er bei seiner Ankunft am Friedens-Congresse die Absichten der Fremden und

[5]) Meiern Tom. II., pag. 178:

„Dann, nachdem den 7. Januar st. n. derer Cronen Gesandten, ihre Replic auf die Kayserliche Antwort, ad Protocollum mündlich gethan hatten, und davon, denen Reichs-Ständen, gleichmäßige Eröffnung thun wollten; So verlangten die Frantzösischen Legati zu Münster, von denen Chur-Fürsten gewisse Deputatos aus allen 3. Reichs-Collegiis, und zwar utriusque Religionis an sie abzuordnen; Es wurde aber von den Statibus per Majora geschlossen, weil im Reich nicht herkommen sey, fremder Cronen Gesandten nachzugehen, so wäre eine glimpfliche Entschuldigung zu thun, und hingegen zu bitten, daß die Insinuation, durch die Kayserlichen Plenipotentiarios den Ständen geschehen, oder wenigstens ihnen dießfalls nachgeschickt werden möchte."

[6]) Die Abgeordneten von Konstanz brachten vornehmlich einen solchen unrühmlichen Ausweg in Vorschlag. Ihr Votum ging nämlich dahin:

„Da man in puris negativis bestehen und beharren sollte, dörffte man nicht allein Verzögerung des Friedens, sondern auch Schimpf und Spott einlegen, indem hernächst, da eine Deputation zu den Frantzosen zu thun, die Nothdurfft erforderte, man von denselben nicht angehöret werden möchte, hielte derentwegen davor, daß in via media zu bleiben; und bey den Frantzösischen die Entschuldigung dahin glimpflich zu thun, nachdem die Kayserliche Herren Plenipotentiarii communicationem Replicarum der Zeit noch nicht erhalten, dahero Cæsaris respectus erforderte, daß solches vorhero beschehe." (Meiern Tom. II., pag. 176.)

[7]) In dieser Absicht begegnete er, als Katholik, vornehmlich den Protestanten mit der größten Hochachtung. Als

deren geheimes Ränkespiel noch näher erforscht hatte, wandte er sich nun an die beiden Religions-Parteien, und schlug denselben die Herstellung eines billigen Vergleiches vor, ermittelt durch gegenseitige wohlwollende Zugeständnisse. Maximilian von Trautmannsdorf ging bei der Einleitung eines solchen Versöhnungs-Werkes immer von der Schilderung der Gefahren aus, welche bei fortgesezter Uneinigkeit unabwendbar über das Vaterland hereinbrechen müßten: er wies hin auf die ungeheuren Forderungen der Franzosen wie der Schweden, und fragte, ob man eine solche Verstümmlung Deutschlands zugeben könne? Dann empfahl er die Pflege des nationalen Sinnes und der Vaterlandsliebe als dem einzigen Mittel zur Rettung aus so großer Noth. Obgleich eine solche Ermahnung in Deutschland selten großen Anklang fand, so blieb sie im vorliegenden Fall gleichwohl nicht ohne alle Wirkung. Die Franzosen hatten im Geheimen so große Ränke angesponnen, so eifrig die Protestanten gegen die Katholiken und die Fürsten gegen den Kaiser aufgehezt, daß endlich auch bei verschiedenen Reichsständen Mißtrauen und eine Regung des Pflicht-Gefühles in patriotischer Hinsicht eintrat. Verschiedene Fürsten zeigten sich nun gegen die Einflüsterungen Frankreichs so lau, daß die Botschafter d'Avaux und Servien darüber Bestürzung verriethen. Sie berichteten nämlich ihrem Hof Folgendes:

„Wir müßen vorstellen daß die Neigung der deutschen Fürsten sehr verschieden ist von jener der italienischen. Nämlich diese, als sehr einsichtsvoll und wohl berathen, billigen und verlangen Alles, was beitragen kann sie unabhängig zu machen, und wegen dieses Grundes sind sie sehr froh, daß Frankreich einige Plätze in Italien hat, um ihnen im Fall der Noth die Hand zu reichen. Aber diese Deutschen sind weit mehr gerührt von der Liebe zu ihrem Vaterlande, wollen nicht genehmigen daß Fremdlinge das Reich zerstückeln, und ziehen, durch eine Politik, ihres Klimas würdig, den Bestand einer Genossenschaft, deren Mitglieder sie sind, allem Vortheile vor, welchen jeder Einzelne von ihnen durch die Zertheilung des Reichs gewinnen könnte. Mit einem Worte, sie wünschen wohl in ihre alten Rechte wiederhergestellt zu seyn, und daß des Kaisers Ansehn durch des Reiches Gesetze geleitet werde; aber sie wollen nicht, daß ihnen dieses Gut durch Abtrennung einzelner Stücke ihres Staats zu Theil werde, oder daß die fremden Fürsten, um mehr Hülfsmittel zu haben ihnen beizustehn, sich auf ihre Kosten vergrößern. Wir werden bei Gelegenheit nicht unterlassen ihnen begreiflich zu machen, daß sie andere Grundsätze zu ihrem eigenen Heile festhalten müssen; aber es wird schwer seyn sie dessen, was wir wünschen, zu überreden, und zu hintertreiben daß sie nicht in ihrer Seele lieber alle unsere Eroberungen zurückgeben, als diese noch länger in unsern Händen sähen."

---

man bei einer berathenden Versammlung von protestantischer Seite gegen einen Vorschlag einwendete, daß hierdurch die Evangelischen gleichsam für unfähig erklärt würden, auf der geistlichen Bank zu sitzen, erwiederte Graf Trautmannsdorf lebhaft: „Behüt uns Gott, die Meinung habe es gar nicht. Man halte die Evangelischen ja so hoch als die Catholischen und noch wohl höher, wie dann die meisten Fürstlichen Standes und Herkommens wären."

(Meiern Tom. IV., pag. 45 et 46.)

Neun und fünfzigſtes Hauptſtück.

Unerwartete Wendung der Unterhandlungen. Tiefer Verfall Deutſchlands.

(Das Jahr 1646.)

Anfangs ſchien alſo die Erfüllung der Aufgabe, welche ſich Graf Trautmannsdorf geſtellt hatte, nicht geradehin unmöglich zu ſein. Leider nahmen aber ſchon im Frühling 1646 die Unterhandlungen auf ein Mal eine unglückliche Wendung. Die Franzoſen hatten ihre geheimen Werkzeuge und Helfershelfer überall; es wurden mit einzelnen Räthen der deutſchen Fürſten vertraute Verbindungen angeknüpft, allerlei Gerüchte und Pläne ausgeſtreut, und zugleich verſchiedene verdächtige Flugſchriften verbreitet. Ja es gewinnt ſogar das Anſehen, als wenn die Franzoſen ſchon damals die revolutionäre Propaganda ſpielen wollten. Zum Mindeſten wurde eine Schrift im Geheimen umgeboten, welche von ſeltſamen Anſchlägen der Schweden und der Franzoſen ſprach. Nach einer vertraulichen Mittheilung des ſchwediſchen Botſchafters Oxenſtierna an die Landgräfin von Heſſen, hätte Jener einen Plan zur Umſtürzung der deutſchen Reichsverfaſſung vorgelegt, welchen Frankreich nicht nur vollkommen gebilliget ſondern auch auf diplomatiſchem Wege ſehr eifrig unterſtützt habe. Ihm zu Folge ſollte die deutſche Kaiſerwürde, ſowie das Collegium der Kurfürſten aufgehoben und Deutſchland in eine ariſtocratiſche Republik umgewandelt werden. Wenn der Anſchlag von dem Kurfürſten in Baiern entdeckt würde, möge man denſelben durch franzöſiſches Geld ſowie durch die Ueberlieferung der Rheinpfalz zu erkaufen ſuchen. Den deutſchen Fürſten hingegen ſolle man den Rath ertheilen, daß ſie nach dem Beiſpiel der italieniſchen mit dem Auslande ſich verbinden, und mit Hülfe deſſelben in ihren Ländern, gleich Königen, unumſchränkt herrſchen mögen.

Es iſt ungemein auffallend, daß dieſe Stelle der bemerkten Schrift ganz genau mit dem Berichte der Grafen d'Avaux und Servien an dem Kardinal Mazarin übereinſtimmt, die hier entwickelte Politik hingegen in Deutſchland ſpäter von den Franzoſen wirklich durchgeführt worden iſt. Ganz merkwürdig iſt aber vollends folgende Stelle der bemerkten Schrift:

„Die Acten und die Regiſtratur der kaiſerlichen Kammer zu Speier ſollen nach Paris gebracht werden, wo von nun an jeder Reichsfürſt Recht ſuchen könne.“

So hatten alſo die Franzoſen damals ſchon die Abſicht, ſich zu den Herren von Deutſchland aufzuwerfen, und die Fürſten daſelbſt zu ihren Vaſallen zu machen. Ihre Forderung, daß die deutſchen Reichsſtände vor den Gerichtshöfen in Paris erſcheinen ſollen, war ſogar noch anmaßender und unverſchämter, als alles, was in der Art ſpäter geſchah [1]).

[1]) Bei der ungemeinen Wichtigkeit der bemerkten Schrift theilen wir dieſelbe hier vollſtändig mit:

Quo respiciant arcana Adversariorum consilia, constat ex sequentibus:

Oxenſtirna Plenipotentiarius Suecicus ad tractatum Osnaburgi, misit Landgraviæ Haſſiæ inſtitutionem

Ob nun der fragliche Plan eine Wirkung hatte, oder nicht, ſo iſt wenigſtens geſchichtlich ermittelt, daß die Franzoſen die Beſtechung in Deutſchland planmäßig einleiteten, und durch große Summen in der That die Räthe einzelner Fürſten auf ihre Seite brachten. Insbeſondere war der brandenburgiſche Miniſter, Graf von Wittgenſtein, von Frankreich beſtochen, und da das hierauf verwendete Geld bedeutende Zinſen abwarf, ſo beſchloß der franzöſiſche Hof, ſeinen Botſchaftern am Friedens-Congreß noch höhere Summen zur Erkaufung anderer Miniſter oder Geſandten anzuweiſen [2]). Die Grafen d'Avaux und Servien erhielten daher den Auftrag das Beſtechungs-Geſchäft auf das thätigſte zu betreiben.

ſecretam: quam non modo Galli approbárunt; ſed etiam per ſuum Legatum Hagæ Comitis in Hollandia diligenter conſultárunt, cujus inſtructionis ſumma hæc eſt:

1) Lætari debere nuda ſpe pacis Electores principes et Status Germaniæ, exceptis Haſſis, donec Hiſpani prorſus in Belgio ſint debellati, quod quidem hodie eſt in proxima potentia.

2) Deinde debere Gallos et Hollandos, qua data porta, in imperium irrumpere, Cæſarem deponere, abolere Septem-virorum Electorale Collegium, imperium ejusque compagem diſſolvere, formare rempublicam ariſtocraticam, ita tamen, ut Gallis Alſatia et quidquid eſt antiqui limitis Gallici, uſque in Geldriam attribuatur; Hollandis vero Epiſcopatus monaſterienſis cum pleriſque ditionibus inter Rhenum et Viſurgim, cum reſervatione tamen catholicæ religionis et jurisdictionis ſolum quoad perſonas, et Haſſo-Caſſellenſibus, Calvinianis, Epiſcopatus Paderbornenſis, pars Weſtphaliæ, Colonienſis, una cum Marburgenſi et Darmſtadienſi ditione cedant.

3) Quod ſi res Bavaro delegeretur, et in Belgio nimis proſpere et ex voto eveniat, ita ut Bavarus alios ad ſe vero neutrales traheret, et potentior evaderet, videndum eſt, ut Bavaro perſuadeatur, ut tum palatinis ditionibus, tum Francica pecunia ejus conſenſus ematur, quo imperium in se ſuſcipiat, hocque faſcino quaſi ſoporifero Staticus catholicis inquietius illudatur, et veternus inducatur.

4) Cum enim Bavariæ Elector jam devexæ ætatis ſit, ut non procul abſit a morte, dominatus imperatorius brevis erit, ut poſt ejus obitum nullius deinde imperator futurus.

5) Principibus Germaniæ exemplo eſſe debere Principes Italicos, eo quod ipſis integrum erit, cum coronis exteris fœdera inire, imo ſingulis licebit, more Italicorum principum, in ſuis ditionibus ſe pro regibus gerere: Suecis denique tota Pomerania cedatur.

6) Acta et regiſtratura Cameræ imperialis Spirenſis ducentur Pariſios, ubi cuique principum jus erit acquirendum.

Hos articulos Malspurgus Haſſicus commiſſarius generalis, cuidam ex ſuis intimis prælegit ex ſcripto, quod habuit in manibus, addens, jam nihil eſſe, quod de prioris partis executione dubitetur.

7) Fore deinceps in imperio res ſublimes, minores vero ſtatus et præſertim Nobiles Principibus ſubditos, imo mancipia futuros, interea nihil ſupereſſe, quod contra opponatur, hæc jam eſſe omnino decreta et conſtituta, ita ut a nemine amplius poſſint interverti.

His itaque pro principio conſtitutis, non contenti adverſarii ulterius nimio et ſolito ſpiritus ſui fervore ad alia conſilia agitantur. Conſtat enim, quod Anglia, Suecia, Hollandia una cum Germanis fœderatis novum Fœdus jam fanciunt, inſcio et excluſo Rege Franciæ. Cogendum etiam eſſe regem Angliæ ad eum modum, quo coactus eſt rex Daniæ ad pacem ſimilis normæ faciendam, unde talis rerum conditio naſcetur et formabitur, quæ catholicis admodum dura et exitialis evadat.

Et quamvis Electoris Saxoniæ, Hugenottorum Galliæ, Hæreticorum Hungariæ, Poloniæ et aliorum fiat mentio, non eſt tamen dubium, quin omnes ſint in eadem navi: iisdemque remis incumbant, et non modo catholicæ Germaniæ, ſed etiam in ipſum regem Franciæ et tandem in Italiam et Hiſpaniam, niſi Deus prohibuerit, exitium et extrema quæque meditentur. (Meiern Tom. II., pag. 208 et 209.)

2) Der franzöſiſche Miniſter Brienne ſchrieb nämlich folgendes an die Grafen d'Avaux und Servien:

Il fut reſolu au conſeil tenu lundi, que l'on ſerait remettre une ſomme de cent mille francs à Münſter. J'ai rémontré, que c'était peu, et ne ſuis pas hors d'eſpéranc de la faire augmenter. S'il vous plaiſait nous en voyer une mémoire, de gros en gros, comme à dire ce qui a été pour appointemens, et en parties ſecrettes, dont on ne déſire pas le menu, cela faciliterait à faire remettre des plus grandes ſommes. Meſſieurs de finances ſe defendent de le faire, parcequ'ils alleguent, que celui qui eſt par dela, n'eſt pas encore con-

Als ſolchem Auftrag beſtens entſprochen, zugleich das Mißtrauen der Stände gegen den Kaiſer und der Proteſtanten gegen die Katholiken fortwährend angeregt, auch andere Ränke geſchmiedet wurden, ſtieß Graf Trautmannsdorf bei ſeinen Bemühungen um Verſöhnung der Religions-Parteien mit einem Mal auf große Hinderniſſe. Derſelbe ging von der richtigen Anſicht aus, daß ein Vergleich der beiden Religions-Bekenntniſſe ohne weſentliche, gegenſeitige Nachgiebigkeit nicht möglich ſei. Als Katholik rieth er nun zunächſt ſeinen Glaubens-Genoſſen die Bewilligung verſchiedener Zugeſtändniſſe von Erheblichkeit. Sobald jedoch ſolche Punkte berührt wurden, zeigte ſich ſtets eine krankhafte Reizbarkeit der Parteien, ein heftiger Widerwille gegen die Darbringung ernſtlicher Opfer. Es gab nämlich ſowohl bei den Katholiken, als den Proteſtanten eine überſpannte Partei, welche ſchon die geringſte Nachgiebigkeit gegen das andere Glaubens-Bekenntniß für einen Verrath an der Religion erklärte. Dieſe erhob denn bei jeder Ermunterung zu einem Zugeſtändniß ſogleich leidenſchaftliche Anklagen. Als nun Graf Trautmannsdorf den Katholiken verſchiedene Bewilligungen zu Gunſten der Evangeliſchen vorſchlug, ſchrieen die überſpannten Katholiken, daß man ihre Religion preisgebe. Empfahl der Miniſter jetzt umgekehrt den Proteſtanten mehrere Zugeſtändniſſe, um die Katholiken wieder zu beſänftigen, ſo eiferten die Fanatiker der Evangeliſchen dagegen. Unter den Proteſtanten hatte ſich ohnehin ſchon einiges Mißtrauen gegen den Grafen Trautmannsdorf angeſezt, weil derſelbe früher ihrem Glaubens-Bekenntniß angehört hatte. Daſſelbe wurde von den Eiferern beſtens ausgebeutet, um die geſammte evangeliſche Partei wider den Vermittler aufzuhetzen. Gleichzeitig erlangten nunmehr auch die Ränke der Franzoſen die beabſichtigte Wirkung. Als die Grafen d'Avaux und Servien, ſowie der Herzog von Longueville, welcher ihnen zur Verſtärkung beigegeben worden war, den Plan des Miniſters Trautmannsdorf durchſchaut hatten, ſo flüſterten ſie den deutſchen Fürſten ein, daß der Kaiſer nur deßwegen die geſammte Kraft Deutſchlands wider Frankreich und Schweden zu vereinigen trachte, um nach der Ueberwältigung beider Mächte auch die deutſchen Stände zu unterjochen, und eine unumſchränkte Monarchie in Deutſchland herzuſtellen. Um dieſen Plan zu vereiteln, erfordere es das Intereſſe der deutſchen Fürſten auf das dringendſte, daß vor einer Vereinigung mit dem Kaiſer erſt die Entſchädigungs-Forderungen der Kronen erlediget würden. Man erklärte nämlich dieß für das einzige Mittel, der Unterſtützung der Kronen gegen die Unbegriffe des Kaiſers verſichert zu bleiben. Leider fanden ſolche Rathſchläge bei den deutſchen Fürſten Eingang, und die leztern ließen ſich ſogar dazu gebrauchen, die Unterhandlungen über die Entſchädigung der Franzoſen bei den kaiſerlichen Geſandten zu betreiben, und hierdurch das Verſöhnungs-Werk zwiſchen den Deutſchen ſelbſt in den Hintergrund zu ſchieben.

Am 1. Februar 1646 erſchienen Abgeordnete der Kurfürſten und Fürſten bei den Miniſtern des Reichs-Oberhaupts und erklärten:

„Es hätten der Chur-Fürſten und Stände Geſandten und Botſchafften nicht unterlaſſen, die ihnen communicirte Frantzöſiſche und Schwediſche Replicas in Berathſchlagung zu nehmen, auch de *modo et ordine*, was darauf etwa geantwortet werden möchte, zu deliberiren: Und wäre unter ihnen zu Münſter, der Schluß dahin gefaſſet worden, daß man eben derjenigen Ordnung nachgehen wolle, welche in der Cronen Propoſition, dann in Ihro Kayſerlichen Majeſtät Reſponſion und darauf erſtatteten gegentheiligen

ſommé. J'oſe vous le conſeiller et j'ajoute, que les deux mille écus, que vous avez baillez au Comte de Wittgenſtein ont été très bien employez, et que ſa majeſté voudrait bien, que pleſieurs députéz vouluſſent en prendre, celui qui le reçoit ſur l'aſſurance qu'il ſervira ſe peut contenter de moins que celui, qui demande pour recompenſe de ce ſervice rendu, en quelque ſorte que vous le diſtribuerez, il ſera toujours avantageuſement dépenſé. Lettre de Brienne aux Plénip. du 11. Déc. 1645.

Replicis, zu finden wäre: Jedoch wolle man auch über diesen Punct, der zu Osnabrück versammleten Stände Erklärung vernehmen. Nachdem aber in den Replicis von dem schwehrwichtigen Punct der *Satisfaction* gehandelt würde, ohne dessen Erledigung kein Friede zu erhalten stehe; so ersucheten Churfürsten, Fürsten und Stände, allhier, die Kayserliche Herren Gesandten möchten indessen, und biß die Reichs-Stände mit den übrigen Consultationibus Replicarum, als in puncto Gravaminum, und was dem mehr anhängig sey, zu ende kämen, solchen punctum Satisfactionis, durch die Mediatores, mit den Französischen Gesandten negotiiren, und, wo möglich, dahin befördern lassen, daß alle Puncten miteinander zum Schluß gebracht werden könnten [3]).“

Ein solcher Schritt war für das Nationalinteresse Deutschlands im äußersten Grade gefährlich, und die Räthe Ferdinands III. boten deßhalb alle Kräfte auf, die Deputation der Fürsten davon zu überzeugen. Zugleich beschlossen sie, noch einen Versuch zu machen, alle Stände des Reichs um den Kaiser zu versammeln und alsdann der Eroberungsgier der Franzosen mit vollem Nachdruck zu begegnen. Um den nationalen Sinn der deutschen Fürsten wieder anzuregen, die Unersättlichkeit der französischen Habsucht zu schildern, und die Schmach der Zerstücklung Deutschlands lebhaft darzulegen, nahmen sie in folgender Weise das Wort:

„Es sey wohl zu bedenken, daß Ihro Kaiserliche Majestät den Franzosen durchaus keine Satisfaction geständig wären. Zwar sey nicht ohne, daß der Graf von Trautmannsdorff, den Franzosen, durch die Mediatores, die Bißthümer Metz, Tull und Verdun, nebst den Vestungen Moyenvic und Pignerol habe offeriren lassen; dieses aber wäre gar nicht um deswillen, daß man sich zu einiger Satisfaction schuldig erachtete, sondern lediglich zu Abschneidung künfftigen Disputats und zu desto mehrer Pflantzung eines guten Willens, geschehen, jedoch alles, auf die Ratification der Stände ausdrücklich gestellet worden. Anjetzt kämen die Frantzosen mit solchen übermäßigen Forderungen angezogen, welche sonder allen Zweifel des gantzen Römischen Reichs Ruin, Verderben, Schimpf, Spott, Unehr und gäntzlichen Untergang nach sich ziehen würden, dahero dann wohl fleißiges Nachdenken zu halten, was in der Sache zu thun und zu lassen sey. Die Ursachen solcher unmäßigen Forderung, kämen allein aus der innerlichen Dissension und Mißhelligkeit im Reich, her; wo man hingegen Ihro Kayserlichen Majestät mit rechter einsmer und einhelligen Meynung an die Hand gienge; so würden sich noch wohl die Mittel finden, solche unbillige Forderungen zurück zu treiben, um das Reich vor augenscheinlichen Untergang zu salviren.“

Indessen alle Anstrengungen im patriotischen Sinne zeigten sich schon als ohnmächtig; auch jene schöne Ermahnung blieb demnach ohne Wirkung, und die Fürsten beschlossen sogar, eine Deputation an die französischen Botschafter abzuordnen. Dieß war eine offenbare Erniedrigung, weil man früher ein ähnliches Verlangen der Franzosen zurückgewiesen hatte; mit Wärme machten also die kaiserlichen Minister die Bevollmächtigten der Fürsten hierauf aufmerksam, und erwirkten auch das Versprechen, daß man die Deputation an die Franzosen zu hintertreiben suchen werde. Bald nachher wurde in den Berathungen der deutschen Reichsstände von dem Kaiser das Hauptvotum über die Entschädigungs-Ansprüche Frankreichs abgegeben, und diese Gelegenheit benützt, um wo möglich eine entscheidende Wirkung auf die Gemüther der deutschen Fürsten hervorzubringen.

Was die Forderungen der Franzosen vor allem äusserst gehäffig machte, war der Thatumstand, daß dieselben bei ihrer Einmischung in den deutschen Bürgerkrieg so hoch und theuer versichert hatten,

[3]) Meiern Tom. II., pag. 785.

daß ſie an keine Eroberung dächten, nur die gute Sache beſchützen wollten, und daher alle Plätze und Provinzen Deutſchlands, welche während des Kampfes ihnen in die Hände fallen möchten, bei dem Frieden redlich zurückgeben würden. Dieſe feierlichen Verheißungen waren nicht nur öffentlich gegeben, ſondern auch in den Staatsverträgen als Hauptbedingung eingerückt worden. Ferdinand III. ließ nun in ſeinem Votum über die Anſprüche der Kronen alle Verpflichtungen, welche Frankreich in dieſer Beziehung durch Verträge übernommen hatte, aufzählen, und die Urkunden, worin ſolches geſchah, in den wichtigſten Punkten wörtlich anführen. Das Votum des Kaiſers erhielt dadurch einen merkwürdigen Nachdruck, denn es lautete nun alſo:

„Was aber die Confœderationes belanget, ſo etliche Fürſten und Stände Augſpurgiſcher Confession mit Frankreich getroffen, das iſt gnug offenbar, daß ihre Gedancken nicht dahin gegangen, jener Cron deßwegen einige Satisfaction anzuerbieten, oder ſich zu einiger zu obligiren, ſondern vielmehr am Tage, daß der König in Frankreich ſich denenſelben ſelbſten zu einer freywilligen Alliance und Beyſtand zu dieſem Kriege ohn einige Gegen-Recompens ſolchergeſtallt angeboten, daß Er auch mit ausdrücklichen Worten verſprochen, alle und jede Städte, Schöſſer und Veſtungen, Herrſchafften und Güter, welche bey dieſem währenden Krieg in ſeine Gewalt kommen würden, und zu dem Reich und deſſen zugewandten Ständen und Gliedern gehören, auf erfolgenden Reichs-Frieden ſeinen vorigen Herren, ohne Forderung und Abzug einiger Krieges-Koſten, zu reſtituiren und wiederum einzuräumen, in welcher Bekräfftigung Monsieur Feguiert Frantzöſiſcher Geſandter auf dem Tage zu Franckfurth, den II. Junii Anno 1634. öffentlich proteſtiret hat, daß ſein König zu keiner Zeit difficultiren werde, alles zu reſtituiren, was zum Ertz-Stifft Trier, Stifft Speyer, ſowol auch alle Orte, welche zum Elſaß gehören mögen, dem Römiſchen Reich bey zukünfftig ſchlieſſendem allgemeinen Reichs-Frieden wieder einzuräumen, noch einige andere Satisfaction oder Schadloß-Haltung zu prätendiren, ſondern ſich allein mit der Glorie zu contentiren begehre, daß ſein König vorernannten Fürſten und Ständen Regio et constanti animo in ihren Nöthen zu Hülffe kommen mögen. Im folgenden Jahr den 9. Octobr. alß kurtz zuvor auf empfangene Niederlage der Schwediſchen zu Nördlingen, die Schweden gedrungen worden, ihre Trouppen, und was ſie noch in Guarniſon in Elſaß hatten, abzuführen und an ſich zu ziehen, mithin auch die eingehabte Oerter (auſſerhalb Benfelden) den Frantzöſiſchen, gegen ausdrücklichen Revers und Proteſtation, zu überlaſſen, daß ſie ſolche und nemlich nachſtehende Orte, auf erfolgenden Frieden im Reich, ſeinen Eigenthums-Herren und vorigen possessoribus wiederum zu Handen liefern und abtreten ſollen und wollen. Die Formalia lauten in Frantzöſiſcher Sprache in gemeldtem Accord alſo: *Elles seront remises a un chacun, selon le contenu du Traitte de paix qui sera faite*, und ſeynd dieſe Orte, ſoviel damals die Schwediſchen inne gehabt, und den Frantzöſiſchen überlaſſen worden, Colmar, Schletſtädt, Türckheim, Kayſerberg, Münſter in St. Georgienthal, Ober-Ehenheim ꝛc. (dieſe ſind zwar Reichs-Städte, aber wegen der Land-Voigtey Hagenau dem Hauß Oeſterreich etlicher maſſen verbunden) item Enſisheim, Tonn, Volweiler, Hohen-Landsberg, alle zu den Nieder-Oeſterreichiſchen Landen gehörig. Und alß ſolchem nach, noch in dieſem Jahr den 1. Tag Nov. dieſes Fœdus mit dem König zu Paris renoviret worden, in welchem der König verſprochen, daß er mit dem Römiſchen Kayſer brechen, und gegen ihm den Krieg führen wolle, iſt für allen Dingen geſchloſſen worden, daß der König in Frankreich auf ſeine eigene Unkoſten dieſen Krieg führen ſolle, hingegen ihm die Hülffs-Gelder, ſo er den Proteſtirenden ſeines Bundes-Verwandten, biß dato monathlich zu

bezahlen schuldig gewesen, von solcher Zeit an, nachgelassen werden sollen. Auf solches hin, so gar Art. 12. diß vorgesehen, bedinget, und versprochen worden, im Fall die Vestung Breysach in der Cron Frankreich Gewalt kommen sollte, daß solche bey geschlossenem Frieden in Deutschland, ohn einigen Entgeld oder prätendirete Unkosten restituiret werden solle, die Worte seyn diese: *Le roy promet de buenè foi de retirer sa Garnison de Brisac et d'autres lieux surdits de Ça et de la du Rin, sans aucune restitution des frais pour en este dispose selon qu'il en sera convenu de la Paix generale* [4]).“

Mußte schon diese gründliche Nachweisung des offenen Wortbruchs der Franzosen und der Unsittlichkeit deren Entschädigungsansprüche einen großen Eindruck hervorbringen, so schien vollends die Correlation des kurfürstlichen Collegiums der Sache den Ausschlag zu geben, sohin alle deutschen Reichstände zur Zurückweisung der Forderung Frankreichs bestimmen zu müssen. Dieselbe lautete nämlich also:

„Daß Chur-Fürsten und Stände sich nicht versehen wollen, daß die Cronen zu Ihrer Indemnität, vom Reich so vornehme Membra begehren, und den Geist- und Weltlichen Ständen ihre Kirchen-Stamm-Güter und Landschafften entziehen werden, weil solches ihren löblichen vorigen Contestationen zuwider, da sie sich mehrmals ausdrücklich erkäret, daß sie mit ihren Waffen zu keinem Privat-Nutzen, sondern allein zu Defension der Stände Religion und Staats-Freyheit, ins Reich kommen, daß sie nunmehro und zu keiner Zeit Bedencken haben werden, alle diejenigen Orte, so im Reich occupiret, demselben bey künfftigen Tractaten eines allgemeinen Friedens wieder einzuräumen, wollen auch bey Abhandlung des gemeinen Friedens keine andere Recompens oder Indemnität prätendiren und begehren, als daß Sie die Ehre davon tragen, daß Sie den Reichs-Ständen aufrichtig und mit tapffern Muth, Beystand und Hülffe geleistet haben. Wodurch denn alles weggeräumet und männiglich zu erkennen gegeben wird, daß die Cronen keiner andern Intention, die occupirte Orte inne hätten, als daß Sie damit den Ständen desto besser daraus assistiren und desto mehr Sicherheit verschaffen können, wann etwa das wandelbare Glück eine Aenderung verursachen und folglich den Cronen Ungelegenheit zustehen sollte, welchen löblichen Erklärungen gemäß, verhoffentlich die Cronen sich annoch bey Schliessung des Friedens bezeugen werden.“

„Die Affection und das Vertrauen gegen die Cronen wird durch die gesuchte Satisfaction nicht weniger jetzt und bey der Posterität geschwächet werden, indem das Reich keinen andern effectum der Königlichen Assistenz in der That erfahren, als zuförderst eine erbärmliche Reichs-Devastation, und noch darzu Privation und Abzwackung so ansehnlicher Fürstlicher und anderer Landen: dahero dann endlich erfolgen möchte, daß, daferne Chur-Fürsten und Stände wider besser hoffen, ins künfftige vom Oberhaupt oder unter sich wider Recht und Reichs-Freyheit bedrängt werden sollten, ehender ihrer selbst eigner Macht und Defension gebrauchen, oder sich dem Oberhaupte unterwerffen, als bey fremden Potentaten, zu ihrer selbst Unterdrückung, dergleichen hochnachtheilige Hülffe und Assistenz suchen; denn von auswärtigen Potentaten Hülffleistung, die hernacher solche Satisfaction begehren würden, leichtlich geschehen könnte, daß von den auxiliirenden Cronen und den Deutschen gesagt würde, was die Historien von den Römern und ihren Conföderirten meldeten, Romanos defendendis foeiis totum pene devicisse orbem, subjugando et socios et sociorum hostes [5]).“

Kann man scharfsinniger und wahrer urtheilen, als dieß insbesondere in dem letzten Absatz dieser

[4]) Meiern Tom. II., pag. 871 et 872.

[5]) Meiern Tom. II., pag. 922.

Correlation geschieht? Das war endlich ein Wort zu seiner Zeit, und bewies, daß man schon damals die Gefahren fremder Einmischung in innere Reichsangelegenheiten recht gut kannte, eben so die Pflichten gegen die Nationalität klar einsah, und hierüber gerade so urtheilte, wie die patriotische Richtung nach dem heutigen Gesichtspunkte urtheilen muß Es ist sohin keineswegs einem beschränkten Ideenkreise der damaligen Zeit, oder einer eigenthümlichen Denkungsweise derselben beizumessen, wenn ein Theil der Deutschen damals das Vaterland durch Verstümmlung beschimpfen wollte.

Nein, man kannte seine Pflichten, aber der Eigennutz verhärtete das Gemüth vieler Reichsstände, und deßhalb unterstützten diese das Ränkespiel der Franzosen. So verfehlte denn nicht nur das Votum des Kaisers, sondern auch die Correlation des kurfürstlichen Collegiums jede Wirkung, und es ward von Seite eines deutschen Fürsten jetzt planmäßig, ja sogar mit leidenschaftlicher Hast dahin gearbeitet, den Franzosen das schöne Elsaß mit anderen deutschen Gebietstheilen in die Hände zu spielen. Dieser Machthaber war ein Mann, welchen man bisher für die festeste Stütze des Kaisers gehalten hatte, der Kurfürst Maximilian von Baiern.

Ferdinand III. war so ernstlich zur Herbeiführung des Friedens entschlossen, daß er seinen ersten Minister, den Grafen Trautmannsdorf, zum Zwecke der Abkürzung der Unterhandlungen mit sehr ausgedehnter Vollmacht versah. Ein Theil dieser Vollmacht lautete nun dahin, den Franzosen im Nothfall das Elsaß abzutreten. In Ansehung der Festung Breisach war Trautmannsdorf angewiesen worden, so lange, wie möglich zu widerstehen, und wenn er endlich weichen müsse, nur Schritt vor Schritt nachzugeben. Er sollte nämlich zuerst Zabern und Benfelden, und sodann noch Philippsburg anbieten. Wollte indessen alles nichts helfen, so könne im äußersten Falle auch Breisach aufgeopfert werden. Der Kurfürst Maximilian von Baiern hatte sich von dieser Instruktion des Grafen Trautmannsdorf auf Schleichwegen eine Abschrift zu verschaffen gewußt. Welchen Gebrauch machte er nun davon?

Er sandte sie an das französische Ministerium, und sagte in einem Begleitungsschreiben noch obendrein:

„da also der Kaiser fürsorglich (eventuell) schon den Auftrag ertheilt hat, nicht nur das Elsaß, sondern auch die Festung Breisach abzutreten, so möge sich Frankreich, durch anscheinende Weigerungen der kaiserlichen Gesandten nur nicht irre machen lassen, sondern unwandelbar auf der Bewilligung aller Forderungen beharren!“

Maximilian von Baiern unternahm diesen Schritt freilich nur aus Verzweiflung, weil er sein Land wider die Franzosen nicht mehr vertheidigen zu können glaubte; doch auch die Annahme der äußersten Noth kann die Strafbarkeit seiner Handlung nur mildern, nicht aufheben, denn es lag darin **der offene Verrath am Vaterlande.**

Was die That noch gehässiger macht, war der Umstand, daß der Kurfürst von Baiern auch die Abschrift eines Briefes beifügte, den er selbst an den Kaiser erlassen, und worin er mit dem Anschluß an Frankreich gedroht hatte, wenn Ferdinand III. nicht sofort das Elsaß und Breisach preisgebe. So ermunterte denn Maximilian die Franzosen mit wahrhaft fanatischem Eifer zur Verstümmlung seines eigenen Vaterlandes.

Während solcher Staatsverrath sich bereits erfüllt hatte, gaben sich die kaiserlichen Gesandten am Friedens-Congreß alle nur erdenkliche Mühe, die Integrität Deutschlands zu retten. Indem sie zu dem

Ende ihre fürsorglichen oder eventuellen Instruktionen auf das sorgfältigste verbargen, brachten sie immer neue schlagende Gründe, warum die Abtretung deutscher Gebietstheile an Frankreich ein schreiendes Unrecht und eine entehrene Schmach für das Vaterland sei. Doch wie mußten die französischen Diplomaten heimlich gelächelt haben, da sie von den Instruktionen des Grafen Trautmannsdorf beglaubigte Abschriften bereits in der Tasche führten. Ihr Ministerium hatte ihnen nehmlich das von dem Kurfürsten zu Baiern eingesendete Exemplar jener Instruktionen bereits amtlich zugefertiget. Nun nahmen vollends auch noch die bairischen Gesandten Partei wider die kaiserlichen Botschafter, und erklärten: daß ihr Herr, der Kurfürst, einen Separat-Vertrag mit Frankreich schließen werde, wenn der Kaiser nicht sofort die Forderungen Frankreichs bewillige [6]). Nachdem dieß am 12. April 1646 wiederholt geschehen war [7]), sahen die Bevollmächtigten Ferdinands III. keinen Ausweg mehr vor sich, und willigten endlich mit schwerem Herzen in die Abtretung des Elsaßes [8]). Graf Trautmannsdorf und seine Collegen wußten nicht, daß sie verrathen seien, und hofften also, durch ein so wichtiges Zugeständniß die französische Habsucht zu befriedigen, sohin Breisach zu retten. Aber die Franzosen wiesen unter sich hohnlachend auf die Instruktionen Trautmannsdorfs, und forderten unerbittlich auch Breisach. Als die kaiserlichen Bevollmächtigten nachdrücklich widerstanden, forderten die bairischen Gesandten zur Vollendung des Staatsverrathes auch die Abtretung von Breisach unter der Drohung, ausserdem sofort den Separat-Vertrag mit Frankreich abzuschließen [9]).

Die Lage Ferdinands III. und seiner Botschafter, welche allein für die Integrität und Ehre unse res

[6]) „Die Chur-Bayerischen zeigten anbey ein Churfürstlich Rescript vom 21. Martii vor, des ausdrücklichen Inhalts, woferne die Kayserlichen länger mit Oblation dessen, so Ihro Kayserliche Mayestät ihnen finaliter anbefehlen hätten, zurück hielten, daß sie alsdann mit den Frantzosen die Particular-Tractaten schließen sollten: dieses könnten sie nun, ohne sich verantwortlich zu machen, länger nicht verschieben, da der Mareschal de TURENNE mit 12000 Mann im Anzug sey, und ihr Herr der Churfürst, sich nicht ruiniren lassen könne." (Melern Tom. III., pag. 4.)

[7]) „Donnerstag den 12. ejusdem thaten die Chur-Bairischen Gesandten bei den Kaiserlichen abermalige Anregung von Wiederholung des vorgemeldeten Befehls ihres Churfürsten, und daß sie nun zu den Particular-Tractaten mit Frankreich schreiten würden, woferne die kaiserlichen Gesandten keine nähere Declaration gegen die Franzosen thun wollten. Da nun diese sich mit der Unmöglichkeit, und daß ihre Ordre in specie auf die Beibehaltung von Breisach gerichtet sei, entschuldigten; so beruffte sich doch die Chur-Bairischen noch immer darauf, daß ihrem Herrn, dem Churfürsten, von dem Kaiserlichen Hof die Versicherung gegeben worden sei, es sollte Breysach an Frankreich, auf allen Fall, mit abgetreten werden." (Melern Tom. III., pag. 5.)

[8]) „April 1646. Der Kayserlichen Memorial über das den Franzosen offerirte Elsaß und Sundgau."

„§. 3. His ita reservatis et praesuppositis, Caesarea ani nomine Suae Majestatis consentiunt, ut Alsatia Superior et Inferior cum Sundgovia, titulo Landgraviatus Alsatiae, eo plane jure, quo hactenus a Domo Austriaca possessus fuit, Regi Christianissimo LUDOVICO XIV. cedat, conditionibus infra scriptis."

(Melern Tom. III., pag. 6.)

[9]) „Dem ohngeachtet ließen die Chur-Bairischen nicht ab, die Cession von Breisach an die Franzosen, noch weiter zu urgiren, massen Samstags, den 19ten Mai dieselbe abermal bei dem Grafen Trautmannsdorff anbrachten, daß ihr Herr, der Churfürst, ihn sehr ersuchen ließe, den Punctum satisfactionis nicht zu schließen, es wäre denn die pfälzische Sache, allerdings auf die bewußten conditiones regulieret: neben dem aber können sie nicht unterlassen zu referiren, daß die Franzosen unbeweglich auf Breisach verharreten, und kein Temperament annehmen wollten. Wann nun an diesem Punct der Friede gäntzlich hafte, so hätten sie Befehl gantz inständig zu begehren, daß man sich doch mit der Einwilligung länger nicht aufhalten möchte, sonsten würde ihr Herr, der Churfürst gezwungen, ob er sich zwar nicht gerne von Ihro Kayserlichen Majestät separirte, sich anderwerts in acht zu nehmen, weil ihm sonst die ganze Gefahr auf den Halß fallen wollte, wie sie noch aus dem schwedischen Lager gewisse Nachricht hätten, daß die Schweden, wann sie sich nur im Westphälischen Crayß refraichiret hätten, mit hellen Hauffen nach Bayern zu marchiren wollten."

(Melern Tom. III., pag. 22 et 28.)

Vaterlandes kämpften, war im höchsten Grade mißlich. Graf Trautmannsdorf hielt daher am 22. Mai 1646 mit allen seinen Collegen und Räthen eine vertrauliche Berathung: ob man endlich jetzt auch mit dem letzten Theil ihrer Instruktion herausgehen, also sowohl Elsaß, als Breisach abtreten wolle? Je gründlicher man hiebei zu Werke gieng, desto schmerzlicher fühlte man, welch' ein unersetzlicher Verlust schon die Abtretung des Elsaßes für Deutschland sei. Um denselben in seiner ganzen Größe zu schildern, um den vollen Umfang ihres Kummers über eine solche Verstümmlung des Vaterlandes darzulegen, entwarfen die kaiserlichen Gesandten eine Beschreibung jener schönen, so ächt deutschen Landschaft, welche man nicht ohne Rührung lesen kann [10]). „Ob die Krone Frankreich," hieß es am Schlusse der Beschreibung, „durch ihr Benehmen gegen Deutschland, auser den drei Fürstenthümern Metz, Tul und Verdun auch noch eine solche reiche Provinz verdient habe, ob sie nach dem Völkerrecht zur Abreißung derselben von ihrem Mutterland befugt sei, stelle man dem höchsten Richter anheim!"

Da indessen die Noth schon die Erklärung abgedrungen hatte, daß man das Elsaß abtreten wolle, so ließ sich in dieser Beziehung nichts weiter thun; indessen bei der Größe des Opfers wollte man wenigstens Breisach noch zu retten suchen, obgleich Baiern die förmliche Verbindung mit Frankreich wiederholt angedroht hatte [10]). Sowohl die Wichtigkeit jener Festung würdigend, als die Gefahren überschauend, welche die Festsetzung der Franzosen in einem solchen Platze für Deutschland haben müsse, suchte Graf Trautmannsdorf die französischen Gesandten durch die Friedensvermittler zur Billigkeit zu bewegen. Allein nun zeigte sich die volle Wirkung des Verrathes Maximilians, denn die Mittler erklärten: „jeder Versuch zur Rettung Breisachs sei vergeblich, weil die Franzosen wüßten, daß die kaiserlichen Gesandten bereits

[10]) „Von dieses Landes Glückseligkeit, wegen gesunder Lufft und guter Temperatur, Jagdbarkeiten, Eich-Wälder, Mineralien, warmen Bäder und Sauer-Brunnen, zum förderisten aber Heiliger Orten, Item an Uberfluß und Fruchtbarkeiten aller Sachen, ist unnöthig special-Meldung zu thun, weiln bekandt, daß keine Provinz (in solcher Größe zu verstehen) in Deutschland dieser gleich, noch eine andere in Europa solche übertreffen mag. Und was an fremden Gewächsen, Seyden-Würmen und andern nutzbarlichen Mitteln (so per industriam eingeführet worden) in diesem Lande nicht in Ubung ist, das kommt nicht aus Mangel des Landes qualität, sondern der Leute Willen, welche in abundantia rerum erzogen, und weiter nicht begehret haben, sondern mit den alten Hunnis in den edelsten Ungar-Land davor gehalten, quod ultra Alsatiam non sit vita, aut si, tamen non est ita.

Dahero ist dieses Land solcher gestallt erbauet und bewohnet, daß man es ohne beyläufftige Demonstration nicht wohl glauben kann, insonderheit, da man den dritten Theil Landes in einem Gebürg gegen den Lotharingischen Gräntzen rechnen muß, hat man aber dabey zu wissen, daß aus solchem Gebürg ein Thal am andern, je zu zwey oder drey Stunden Weges nach der Länge des Landes herunter mit einem fliessenden Wasser, eine liebliche planitiem mehrentheils auch mit Wein-Wachs sowohl als im Land selbsten, gegen der Sonnen-Auffgang heraus zeucht, und beneben mit grosser Viehe-Zucht, Fischereyen, Obst und dergleichen überflüßig versehen, daß solche nicht weniger als das platte Land mit Städten und Dörffern bewohnt seyn, ja so gar die finstere und dicke Orte, wo gar nichts wachsen kann, von wegen Vielheit der Berg-Wercken, an Kupffer, Silber, Bley und Eisen, auch Bädern und Heiligen Orten, dahin vor 1200 Jahren sonderbahrer Heiliger Männer halber, Clöster-Gebäuen und mit großen Einkommen begabet worden, trefflich bewohnet seyn; wie dann ein berühmter Kirchen-Historicus von St. Matern Sancti Petri Apostoli Jüngers Zeiten, so der erste, der in Elsaß geprediget, die Vielheit der Heiligen solchergestallt beschreibet, daß Mons Vogesus mit Heiligem Blut alle andere übertreffen thut.

Soviel 1000. Menschen werden von Herren und Ständen bei den Berg-Wercken in wochentlichem Sold gegen Empfahung der ausgearbeiten Metallen erhalten. Zu geschweigen der trefflichen Melckereyen, so auf den Hoch-Wäldern gezogen werden, und alles ein baar Geld, dergestallt, daß man kein Land wird gefunden haben, da bey dem gemeinen Mann mehr Geld gewesen, und über die Commercien, so durch die Städte ins Land gezogen, durch die Schweitzer, Schwaben und Lothringen um Wein und Getrayd ins Land gebracht worden, daß durch so grosse Menge des Volcks, Wein und Korn nicht wohl in solcher Wohlfeyle, als anders wo seyn mögen, und doch an Geld kein Mangel gewesen, solches zu kaufen." (Meiern Tom. III., pag. 24 et 25.)

zur Abtretung von Breiſach ermächtiget ſind [11]). Gleichwohl machte Graf Trautmannsdorf noch verſchiedene Vorſchläge einer billigeren Uebereinkunft: er bot zuerſt Lauffenburg, Rheinfelden, Zabern und Benfelden, doch noch mit einer Einſchränkung, dann Zabern, Benfelden und Philippsburg, endlich die vier erſteren Orte unbedingt; indeſſen alles war umſonſt, die Franzoſen gingen ſtets auf den entſcheidenden Grund zurück, daß Ferdinand III. auch in die Abtretung von Breiſach ſchon gewilliget habe. Auſſer den Kurfürſten von Baiern kamen nun auch die übrigen Reichsſtände der franzöſiſchen Eroberungsſucht zu Hülfe, indem ſie den Kaiſer durch eine gemeinſame Vorſtellung ausdrücklich erſuchten, wegen Breiſach den Frieden nicht aufzuhalten, auch jene Feſtung ſohin abzutreten.

Von den Schweden und den Franzoſen gedrängt, von dem Kurfürſten Maximilian in Baiern verrathen, von den übrigen Reichsſtänden mit den Bitten um Einigung und Beiſtand gegen die fremden Feinde abgewieſen, blieb jetzt den Botſchaftern Ferdinands III. nichts übrig, als auch die Feſtung Breiſach den Franzoſen zuzugeſtehen. Selbſt hierdurch waren die Begierden Frankreichs noch nicht befriediget; um vielmehr noch feſtern Fuß in Deutſchland zu faſſen, oder neue Eroberungen für die Zukunft vorzubereiten, verlangte jene Macht auch das ewige Beſatzungsrecht von Philippsburg. Bei dieſem Punkt hatten zwar die franzöſiſchen Bevollmächtigten fürſorglich den Auftrag erhalten, im Nothfall nachzugeben; allein der Kurfürſt Maximilian von Baiern ſpielte wiederum den Verräther, indem er den franzöſiſchen Geſandten zu Münſter heimlich vertraute, daß er die Beſatzung Philippsburg's von Seite Frankreichs nicht ſcheue, ſondern im Intereſſe der katholiſchen Religion vielmehr wünſche. D'Avaux und Servien hielten deßhalb mit ihrer Inſtruction ſorgfältig zurück, und erwirkten mit Hülfe der Uneinigkeit der Deutſchen auch in Beziehung auf Philippsburg das gewünſchte Zugeſtändniß.

Jetzt kam die Erledigung der ſchwediſchen Entſchädigungs-Forderung ernſtlich zur Sprache. Kaiſer Ferdinand III. machte in dieſer Beziehung geringere Schwierigkeit; dagegen erhob ſich ein bedeutendes Hinderniß durch den entſchloſſenen Widerſtand des Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Dieſer widerſetzte ſich nämlich der Abtretung Pommerns an Schweden, weil er nähere Anſprüche auf jene Landſchaft habe, und ihrer, wegen der Verbindung Brandenburgs mit dem Meere und Oſtpreußen, durchaus nicht entbehren könne. Es wurden verſchiedene Auswege vorgeſchlagen, z. B. das ſtreitige Gebiet zu theilen, und dem Kurfürſten Hinterpommern zu überlaſſen. Da aber keine Partei auf Stettin verzichten wollte, ſo konnte man ſich auf dieſe Weiſe nicht vereinigen. Auch andere Mittelwege wollten nicht anſchlagen, und die Sache ſchien daher in der Güte nicht zu ordnen zu ſein. Nunmehr vereinigten ſich aber die deutſchen Reichsſtände eben ſo zu Gunſten Schwedens wider Kurbrandenburg, als ſie im franzöſiſchen Intereſſe wider Ferdinand III. ſich verbunden hatten. Das Reichsoberhaupt, welches man bezüglich auf das Elſaß im Stich ließ, erklärte nun ebenfalls, daß man Kurbrandenburg in den Anſprüchen auf Pommern nicht unterſtützen könne. Friedrich Wilhelm, wie früher der Kaiſer, von allen Seiten gedrängt, wurde jetzt ebenfalls gezwungen nachzugeben. Die Schweden ſtanden nun zwar von ihrem Anſpruche auf Schleſien

[11]) „Die *Mediatores* meldeten aber dabey alſofort, daß ſie gäntzlich dafür hielten, es werde alle Mühe und Arbeit umſonſt ſeyn, dieweil die Frantzoſen gantz halsſtarrig auf ihrem Proposito mit Breyſach beharreten, und ausdrücklich ſageten, ſie wüſten, daß Ihro Kayſerliche Majeſtät darein willigen würden, und wären ſie überdiß von den Churbayeriſchen Geſandten vertröſtet worden, daß ihr Herr gantz beweglich deſſentwegen an Ihro Kayſerliche Majeſtät geſchrieben hätte, und von ſolcher Intention nicht ausſetzen würden eine Offerte nach der andern thun, und alles vergeben, die Frantzoſen auch eines nach dem andern acceptiren, und ſelbige endlich doch nöthigen, mit Ceſſion die Veſtung Breyſach heraus zu gehen." (Meiern Tom. III., pag. 27.)

ab, erhielten dagegen (28. Januar 1647) Vorpommern, die Insel Rügen, Stettin, Görz, Damm, Gollnau, die Insel Wallin, das frische Haff mit den drei Mündungen, und noch ausserdem die Erbfolge in Hinterpommern, das an Brandenburg gegeben worden war, bei dem Erlöschen dieses Fürstenhauses.

Eine solche zweifache Verstümmlung ihres Vaterlandes hatten die deutschen Reichsstände nicht bloß bewilliget, sondern sogar sehr eifrig betrieben. Wir gestehen gerne zu, daß der Friede ein unabweisliches Bedürfniß war, aber er konnte auch bei Bewahrung der Nationalehre erzielt, ja sogar noch schneller herbeigeführt werden, wenn sich alle deutschen Stände, nach billiger Vergleichung des Religionshaders, mit den Kaiser gegen die auswärtigen Feinde verbunden hätten. Eine solche Politik überstieg den damaligen Kreis der Ideen keineswegs, sondedn wurde vielmehr recht wohl begriffen, ja sogar den Ständen von Ferdinand III. zu wiederholten Malen auf das dringendste angerathen. Die Gleichgültigkeit der Fürsten und Reichsräthe gegen die Verstümmlung des Vaterlandes deutete demnach auf einen tiefen, innern Verfall des deutschen Volkes, und wie weit es mit solchem schon gekommen sei, bewies eine seltsame Thatsache in schlagender Weise:

Da nämlich dem Gesandten der Republik Venedig am westphälischen Friedens-Congreß der Titel „Excellenz" gegeben wurde, so forderte der Kurfürst Maximilian von Baiern einen gleichen Titel auch für seine Bevollmächtigte; denn es hätte einst der bairische Gesandte auf der Kirchen-Versammlung zu Trident den Vorrang vor dem venetianischen behauptet. Kaum hatten aber die deutschen Fürsten die Forderung Maximilians erfahren, als sie sich derselben auf das eifrigste widersezten. Sie vermutheten nämlich, daß unter dem Begehren jenes Titels irgend ein Plan zur Erweiterung der kurfürstlichen Macht verborgen sei. Als nun die übrigen Wahlfürsten den Titel für ihre Gesandten ansprachen, so ging der Streit bald zur wirklichen Leidenschaft über, und gab ein so großes Aergerniß, daß sich sogar der Kaiser einmischen mußte. Ferdinand III. sezte in verständiger Weise auseinander, wie wenig es der Würde der Fürsten entspreche, über einen leeren Titel so großen Zank zu erheben; doch alle Vernunftgründe blieben vergeblich. Am Ende entzweiten sich sogar die Protestanten, indem die Fürsten und Kurfürsten dieses Glaubens-Bekenntnißes auch in Religions-Sachen nicht mehr gemeinsam stimmen wollten. Jetzt stieg die Hitze gegenseitig auf den höchsten Grad, und nichts vermochte den einen oder den andern Theil der „Excellenz"-Streiter zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Der Verstümmlung ihres Vaterlandes sahen also Fürsten und Kurfürsten gleichgültig zu, doch in dem Streit über die „Excellenz" hätten sie um nichts in der Welt nachgegeben! Wo solche Erscheinungen auftreten, ist ein Volk in dem tiefsten Verfalle begriffen, und fast der Auflösung nahe!

Während des Jahres 1647 erhob sich in dem unglücklichen Deutschland eine lezte patriotische Stimme, um das Nationalgefühl anzuregen und auf die Herstellung der Eintracht hinzuwirken. Es war der edle Wassenberg, welcher im Kummer über den Verfall des Vaterlandes also schrieb:

„Mit lauter Stimme rühmen die Franzosen und Schweden, Deutschland sei von ihnen bezwungen, und die durch unsere eigene Hände uns entrissenen Fahnen zeigt öffentlich Paris und Stockholm. So, thörichte Dienstleute fremden Ruhmes, zerstören wir den unsern und unsere Tugend mit unserem Blute. Könige die sonst dem Rufe des Kaisers Folge leisten, sich zur Rechenschaft stellen mußten, entscheiden mitten in Deutschland über Deutschland, berufen Reichstage, sitzen zu Recht, vermögen mehr als der Kaiser, und sind durch unsere Uneinigkeit unsere Herren geworden. Sie rufen und wir erscheinen, sie reden und wir horchen ihren Worten wie Orakeln, sie versprechen und wir trauen ihren Zusicherungen als wären sie gött-

lichen gleich, sie drohen und wir zittern wie Knechte! Vor uns, über uns verhandeln sie, in Deutschland über Deutschland, und entscheiden in lezter Stelle, was sie uns nehmen, was lassen wollen. Und das heut Bestimmte wird morgen willkürlich geändert, und wir, im Todeskampfe liegend und den Gott der uns belebte verläugnend, opfern den Götzen anderer Völker alle Freiheit. Ehre, Ruhm, Geist und Leben!"

„Wie kann der Einzelne bei solcher Lage des Ganzen auf Freiheit rechnen? Unsere Zepter und Adler sind nicht mehr die unsern, sondern (das sagen sie laut in Worten und Schriften) die Deutschen Alle, wo und wie sie seien, gehörten schlechthin, ganz, unbedingt ihnen!"

„Schon Gustav Adolph verlangte strenge Unterwerfung, aber er war doch ein König und ein großer König; was aber soll man dazu sagen, daß deutsche Fürsten, Prälaten, Churfürsten, wie Diener einem überseeischen Edelmanne aufwarten, ihm Waschwasser, Mantel, Essen reichen, von ihm zurechtgewiesen, ja verachtet werden. Mitten in Deutschland, das von seinem Kaiser abgewichen, schaltet er wie ein Herr, bis die Verheerung, nach welcher der kühne trachtete, ihm selbst zuwieder ward, und er bei Ueberreichung einer Schenkungsurkunde deutscher Landschaften an einen deutschen Fürsten sagte: sie bleibe ein Denkmal, daß er von einem schwedischen Edelmanne forderte und dieser ihm bewilligte, was zu fordern und zu bewilligen thöricht und unbegreiflich erscheint."

„Wie mit Judasküssen nahen diese unsere angeblichen Befreier. Und wir Thoren hoffen, daß so arge heimtückische Feinde uns erretten, daß sie, die das herrlichste aller Reiche mit allen Kräften und Mitteln aufzulösen suchten, es heilend herstellen werden. Sie wollen uns vom Kaiser, den Kaiser von uns trennen, reichen uns in geschmückten Bechern gar mannichfaches, süßes, langsames Gift, und erwecken uns mehr als einen Massinissa, durch welche sie das ganze Reich zulezt in ihre Botmäßigkeit zu bringen hoffen. Vom Rheine, der Nordsee und Ostsee her erspähen sie auf ihren Warten jede Gelegenheit, jeden Streit, der da entsteht oder von ihnen herbeigeführt wird, und sind (wie einst die Römer in Hellas) erst freundliche Zuredner, dann Rathgeber, dann Schiedsrichter, endlich Herren!"

„O Deutschland erwache, gedenke deiner selbst, erstehe von diesem tödtlichen Kampfe! Das Reich kann nur durch das Reich, Deutschland durch Deutschland wiedergeboren werden, und durch die Sonne der göttlichen Gnade wie ein Phönix aus der Asche seines eigenen Leibes hervorgehen. Nicht Katholiken oder Unkatholiken, nicht Römische oder Lutherische (Namen, den argistigen Feinden willkommen) sollen uns davon abhalten; sondern als Glieder eines Leibes, eines Staats, als Brüder müssen sich alle Deutsche in Liebe umfassen, und mit allen Kräften und Tugenden heldenmüthig jenem großen Ziele nachstreben. Das Vaterland schüzen, vertheidigen, erhalten, dazu ist Jeder, dazu sind Alle verbunden. Aber nach beiden Seiten zu hinken, bald nach Paris, bald nach Stockholm zu blicken, Landschaften hingeben und Freiheit erkaufen wollen — bei Gott, das ist und war nie deutsch! — Von dem Augenblicke an, wo wir das Rechte wollen und wagen, verschwindet die geringe Kraft der wenigen Fremden; endlosen Kriegsleuten wird ein ruhmvoller Friede folgen, und ein Haupt des Doppeladlers mit Lorbeeren, das zweite mit Oelzweigen bekränzt werden!"

Auch diese Stimme schallte jedoch ohne Wiederhall wie in einer Wüste, der Geist der Deutschen war öde, und einer patriotischen Erhebung nicht mehr fähig. Es blieb bei der Verstümmlung unsres Vaterlandes, ja es beschlossen die Fremden, unter wieder angefachten innern Krämpfen, auch das Mark der Nation noch mehr zu erschöpfen. Nachdem den Schweden nämlich ihre unmäßige Forderung von Länderbesitz bewilligt worden war, verlangten sie einige Monate später (Juni 1647) auch noch eine Geld-Ent-

ſchädigung für ihre Soldaten, und zwar nicht mehr, als zwanzig Millionen Thaler. Mit einer ſolchen Summe hätte man ſchon bei einer geringen Einigung der Deutſchen ſowohl die Schweden, als die Franzoſen hinausſchlagen und die Integrität des Vaterlandes behaupten können. Von katholiſcher Seite gab man auch wirklich dieſen Rath, leider aber wiederum vergeblich. Die Reichsſtände beſchloſſen vielmehr, ſich auf das Markten zu verlegen, und von der unverſchämten Forderung der Schweden nur ſoviel, als möglich, herunter zu handeln. Es hob nun eine widerwärtige Schacherei an, indem die Stände erſt zwei, dann drei und endlich vier Millionen Reichs- oder rheiniſche Gulden anboten, Oxenſtierna dagegen von zwanzig Millionen ſogleich auf acht, dann auf ſieben und endlich auf fünf Millionen Thaler herabging. Auf die leztere Summe wurde die Entſchädigung des ſchwediſchen Heeres endlich feſtgeſezt, obgleich dasſelbe durch die Erpreſſungen in Deutſchland ſchon bedeutend ſich bereichert hatte. Nach einem Kriege, wie der 30jährige, auch im Friedensſchluß der erſchöpften Nation nur für die feindlichen Soldaten noch fünf Millionen Thaler abzubringen, war äußerſt hart, und vermehrte das allgemeine Elend weſentlich!

Sechszigſtes Hauptſtück.

Abſchluß des Friedens. Inhalt desſelben.

(1648.)

Durch die Erledigung der ſchwediſchen und franzöſiſchen Entſchädigungs-Forderungen waren allerdings ſehr wichtige Punkte des Friedenswerkes bereiniget worden; gleichwohl blieben noch große Streitfragen zurück. Nicht genug, daß einzelne Reichſtände für die abgetretenen Länder an Schweden und Frankreich, oder aus einem andern Grunde Schadloshaltung begehrten, hatte man in dem Religionszwiſt, der doch allein den Krieg entzündete, noch zu keiner Einigung gelangen können. In Anſehung der Glaubensſache ergaben ſich zuerſt Schwierigkeiten unter den Proteſtanten ſelbſt, indem jezt auch die Reformirten das Recht in Anſpruch nahmen, den Unterthanen die Religion des Fürſten aufzudringen. Da inzwiſchen auch Landesherren die reformirte Confeſſion (Zwingliſch-Calviniſche im Gegenſatz der Lutheriſchen) angenommen hatten, ſo ſtand bei Einräumung jenes Rechts zu befürchten, daß die Lutheraner aus ganzen Provinzen vertrieben werden möchten. Solche Beſorgniß ward um ſo größer, als insbeſondere der Kurfürſt von Brandenburg ſehr hartnäckig auf die Bewilligung der beſagten Befugniß drang, welche man das Reformations-Recht zu nennen pflegte. Die Lutheraner widerſezten ſich daher mit Nachdruck, und erklärten, daß ſie lieber das Aeußerſte wagen, als ihre Glaubens-Verwandten in der Mark und in Pommern aufgeben würden. Endlich verglich man ſich in der Art, daß der Kurfürſt von Brandenburg ſeine eigene Confeſſion in ſeinen Ländern einführen, die Lutheriſche hingegen nicht verfolgen dürfe.

Nun beschloß man, auch die Erledigung der Beschwerden zwischen den Protestanten und Katholiken alles Ernstes zu betreiben. Die vorzüglichsten Schwierigkeiten lagen in der Frage über die Zusammensetzung der Reichsgerichte, und über die Gewissens-Freiheit der Unterthanen, welche die Confession ihres Landesherrn nicht theilten. In ersterer Beziehung besorgten die Protestanten eine Verfolgung ihres Glaubens, wenn die Mitglieder des Kammergerichts und Reichshofraths nur Katholiken seien, und in der zweiten Hinsicht würde die Verweigerung einer freien Wahl der Religion alles bisher Verglichene wieder in Streit gezogen haben. So einfach nun die Lösung beider Fragen auch zu sein schien, so erhoben sich dennoch selbst am Ende der Friedens-Unterhandlungen noch die größten Schwierigkeiten hierüber. Es schien fast ein neuer Bruch unvermeidlich zu sein, als mit einem Mal der Kurfürst von Sachsen energisch durchgriff.

Der Druck der Schweden gegen die deutschen Katholiken war so groß, daß sich verschiedene deutsche Gebietstheile, unter Lostrennung von ihrem Mutterland, an Frankreich zu ergeben drohten. Wohin soll das führen, sprach der Churfürst von Sachsen, soll ganz Deutschland zertrümmert und aufgelöst werden? [1]) Sein Verfahren wurde nun ächt patriotisch, edel und ruhmwürdig.

Von dem Grundsatz ausgehend, daß man gegenseitig Billigkeit gewähren müße, nahm er sich bei übertriebenen Forderungen der Protestanten auf eine rühmliche Weise der Katholiken an, und erklärte, daß man die leztern zu Bewilligungen, welche sie für Verletzungen ihres Gewissens hielten, nicht mit Gewalt zwingen könne. Da er zugleich den festen Vorsatz durchblicken ließ, im Nothfall mit dem Kaiser sich zu verbinden, so machte seine Festigkeit Eindruck, und man nahm auch von protestantischer Seite mit Ernst versöhnliche Gesinnungen an. Am 18. Februar 1648 vereinigte man sich denn zuvörderst über die Besetzung des Kammergerichts dahin, daß:

1) dieser Gerichtshof aus einem Kammerrichter, vier Präsidenten und fünfzig Beisitzern bestehen soll,

2) zwei Vorsitzer und vierundzwanzig Assessoren Protestanten sein müssen,

3) in Streitigkeiten zwischen zwei Religions-Verwandten die Entscheidung durch einen besondern Senat zu fällen sei, welcher zur Hälfte aus katholischen, und zur andern Hälfte aus protestantischen Assessoren gebildet wird.

Bald nachher wurde auch der Streit über die Gewissens-Freiheit in der Art verglichen: daß die Unterthanen katholischer Reichsstände, welche im Jahr 1624 durch Vertrag, Concession, Verjährung oder Observanz öffentlich oder privatim die Augsburger Confession ausgeübt haben, auf ewige Zeiten in der freien Uebung dieses Glaubens geschüzt werden sollen.

Den Protestanten in den kaiserlichen Erblanden wurde zwar die Religionsfreiheit fortwährend ver-

---

[1]) „Wegen der Stadt Aach kommt uns Nachricht, wo man sie allzu hart dringen wollte, sie zu dessen Abtreibung, in französischen Schutz treten dörfte. Sollte dann Frankreich dieses uralten kaiserlichen Stuhls mächtig werden, die katholischen Kurfürsten, ehe sie sich gänzlich von den Schwedischen bemächtigen oder niederdrücken ließen, sich gleicher Gestalt an Frankreich geben; so will uns gebühren, die Augen aufzuthun, unsere selbst eigene churfürstliche Hoheit wohl wahrzunehmen; dieses was nächst göttlichen Beistand zu derselben Erhaltung nunmehr dienlich, ehe alle Gelegenheit vorbeistreichet, und wir dem überwindenden Theil zu Raub und Spott werden sollten, zu ergreiffen, und das widrige nach besten Kräften unversäumt abzulehnen: welches nunmehr anders nicht erfolgen kann, denn daß wir denen nicht beipflichten, welche vermittelst der Schweden Zuthat, die katholischen Stände zu endlicher Annehmung solchen auswärtigen Schutzes veranlassen, und des Reiches gängliche Umstürzung, über unser so vielmals gethane treuherzige Abmahnung, zu verursachen nicht aufhören wollen."

weigert; allein man wollte wegen dieses Punktes den Frieden nicht aufhalten, also hierin den Kaiser gewähren lassen.

Nach Vereinigung der Hauptsachen ging man jetzt an die Erledigung einiger untergeordneten Streitpunkte, namentlich die Wiedereinsetzung des kurpfälzischen Hauses, sowie die Entschädigung der Landgräfin von Hessen-Kassel und des Kurfürsten von Brandenburg wegen Abtretung von Vorpommern an die Schweden. Als auch diese Angelegenheiten geordnet, und zugleich der Friede zwischen Spanien und den Niederlanden geschlossen war, entstanden noch Schwierigkeiten über die reichsunmittelbaren Herren und Städte im Elsaß, welche nach ihren Verfassungs-Rechten keinem Landesherrn, also auch nicht dem König von Frankreich unterworfen werden könnten. Man einigte sich aber auch hierüber, indem jenen Ständen ihre Reichsfreiheit verbürgt wurde.

Schlüßlich wollte man dem verstümmelten und ausgebeuteten Deutschland noch dadurch einen empfindlichen Stoß versetzen:

daß die thatsächliche Lostrennung der Niederlande und der Schweiz vom deutschen Mutterstamme auch durch Staatsverträge geheiliget werde.

Solcher Antrag wurde denn gestellt, und in dem Jammer der Zeit ebenfalls durchgesezt. Nachdem endlich auch die Stellung des Reichs zu Frankreich bei einem Kriege der leztern Macht mit Spanien zur Sprache gebracht und vertragsmäßig geordnet war, wurden die Friedens-Urkunden am 24. Oktober 1648 unterzeichnet. Man hatte zwei Urkunden ausgefertiget, die eine über den Frieden zwischen dem Kaiser einerseits und der Krone Schweden sowie den deutschen Reichsständen andrerseits, und die andere zwischen Deutschland und Frankreich. Die erstere, welche auch die innern Angelegenheiten Deutschlands berührt, heißt man gewöhnlich das schwedische, und die andere das französische Friedens-Instrument. Jenes hatte nun im Wesentlichen folgenden Inhalt:

Der erste Artikel besagt, daß zwischen den streitenden Theilen ein ewiger Friede und aufrichtige Freundschaft bestehen soll (Pax sit Christiana universalis, perpetua, veraque et sincera amicitia.)

Im zweiten wird allgemeine Vergessenheit des Vorgegangenen (Amnestie) angeordnet, und

im dritten diese Vorschrift dahin näher erläutert, daß alle Reichsstände und unmittelbaren Reichsritter sowie die Lehensleute und Unterthanen beider in die Güter oder Rechte wieder eingesezt werden sollen, welche sie aus Veranlassung der böhmischen Unruhen und des Religionskrieges überhaupt verloren haben.

Der vierte Artikel meldet, daß aus dem vorhergehenden Satz die Wiedereinsetzung eines jeden Beschädigten freilich von selbst folge, daß man aber Einiger, wegen der Wichtigkeit der Sache, besonders gedenken wolle. Es wird daher bestimmt:

daß diejenige kurfürstliche Würde, welche das pfälzische Haus bisher besessen habe, mit allen Regalien, Ehren, Auszeichnungen und Rechten, dann auch die ganze Oberpfalz mit der Grafschaft Cham dem Kurfürsten Maximilian von Baiern verbleiben; dagegen zu Gunsten des rheinpfälzischen Kurhauses eine achte Kur errichtet und dem Herrn Karl Ludwig, dem Sohne des vertriebenen Friedrichs V., zugleich die untere Pfalz nebst allen geistlichen und weltlichen Gütern zurückgegeben werde. Bei dem Aussterben der bairisch-wilhelminischen Linie soll die Kurwürde derselben und die gesammte Oberpfalz an das rheinpfälzische Haus zurückfallen, und zugleich die errichtete achte Kurwürde wieder eingezogen werden. Der verwittweten Mutter des Herrn Karl Ludwigs läßt der Kaiser 20,000 Thaler und einer jeden Schwester desselben zur Aussteuer 10,000 Thaler auszahlen. Den Augsburgischen Confessionsverwandten, welche

im Besitze von Kirchen waren, unter ihnen insbesondere den Bürgern von Oppenheim, wird der Besitzstand des Jahres 1624 verbürgt; auch Anderen, welche es wünschen, die freie Ausübung ihres Gottesdienstes verstattet.

Hierauf folgen Bestimmungen über die Wiedereinsetzung oder Entschädigung der Rheingrafen, der Häuser Wirtemberg und Baden, des Herzogs von Croi, sowie verschiedener anderer Grafen und Herren.

In Betreff der vertriebenen oder ausgewanderten Erblehensleute und Unterthanen des Kaisers und des Hauses Oestreich wurde verordnet, daß denselben freie Rückkehr verstattet sei, dieselben aber den Landesgesetzen sich unterwerfen müßten. Für die Zurückgabe ihrer eingezogenen Güter hätten sich die schwedischen Bevollmächtigten am Friedenscongreß zwar vielfältig verwendet; da aber der Kaiser in diesem Punkte sich nichts vorschreiben lassen wollte, und deßhalb der Krieg nicht fortgesetzt werden könne, sollen jene Güter den neuen Besitzern verbleiben. Dagegen erhalten die östreichischen Erblehensleute und Unterthanen diejenigen Güter zurück, welche ihnen deßwegen entzogen wurden, weil sie für die Schweden und Franzosen gegen das Haus Oestreich die Waffen ergriffen haben.

Der fünfte Artikel enthält den endlichen Vergleich über die Religionsstreitigkeiten.

Zuerst werden die Uebereinkunft zu Passau von 1554 und der darauf folgende Religionsfriede von 1555 bestätiget, auch die Bestimmungen, über welche man sich gegenwärtig zur Beilegung der späteren Streitigkeiten vereiniget habe, auf ewige Zeiten für unverbrüchliches Gesetz erklärt. Dann folgen diese Bestimmungen selbst.

Der Tag, welcher über die Wiedereinsetzung in Kirchensachen und die hieraus entsprungenen politischen Neuerungen entscheiden soll, ist der erste Januar 1624. Hiernach sollen Kurfürsten und Reichsstände beider Confessionen, mit Einschluß der unmittelbaren Ritterschaft, rein und vollständig, also mittelst Aufhebung aller entgegengesetzten Urtheile und Verordnungen, in den vorigen Stand eingesetzt werden.

Die Städte Augsburg, Dinkelsbühl, Biberach und Ravensburg empfangen die Güter, Rechte und die Ausübung des Cultus zurück, wie sie solche am genannten Tage und Jahre besessen haben. Was dagegen den Rath und andere öffentliche Aemter betrifft, sollen diese von beiden Religions-Bekenntnißen in gleicher Anzahl besezt, also die eine Hälfte der Stellen an Katholiken, die andere hingegen an Protestanten vergeben werden. In Beziehung auf die Stadt Augsburg wird besonders verordnet, daß aus den Patriciern sieben Rathsherren des engern Ausschusses, und aus diesen zwei Stadt-Vorsteher (Reipublicae præsides) „Pfleger“ genannt, erwählt werden, wovon der eine ein Katholik und der andere ein Protestant sein müsse. Von den übrigen fünf Rathsherren des engern Ausschusses sollen drei Katholiken, und zwei Protestanten sein, alle übrigen Rathsherrenstellen hingegen gleichheitlich von beiden Confessions-Verwandten besezt werden. Alle Aemter, welche der Natur der Sache nach nur von einem Einzelnen verwaltet werden können, sollen nach einer festzusetzenden Reihenfolge zwischen beiden Religions-Theilen wechseln.

In Dinkelsbühl, Biberach und Ravensburg werden zwei Bürgermeister erwählt, wovon einer der katholischen, und der andere der evangelischen Confession angehört. Die vier Räthe des engern Ausschußes sollen halb aus der einen, und halb aus der andern Religionspartei erwählt, und ein Gleiches rücksichtlich der Rathsherren und städtischen Richter beobachtet werden. Anbelangend hingegen den vorsitzenden Stadtrichter, den Syndikus und die Sekretaire, so soll bei jedem Erledigungs-Fall einem Katholiken ein Protestant folgen, und umgekehrt.

Wenn die Stadt Donauwörth auf dem nächsten Reichstag wieder in ihre Unmittelbarkeit eingesetzt

wird, ſo ſoll ſie mit den übrigen Reichsſtädten in Kirchen- und Staatsſachen gleiche Rechte genießen.

Anbelangend die Religions-Freiheit ſelbſt, ſo wurde feſtgeſezt, daß, ungeachtet des Reformationsrechts, welches den Landesherren nach der bisherigen Uebung zuſtand, gleichwohl alle Unterthanen katholiſcher Reichsſtände in der freien Ausübung des Augsburger Glaubens-Bekenntniſſes geſchüzt werden ſollen, wenn ſie zu irgend einer Zeit des Jahres 1624 öffentlich, oder im Stillen (privatim), jenen Cultus ausgeübt haben. Diejenigen proteſtantiſchen Unterthanen katholiſcher Reichsſtände hingegen, welche im Jahre 1624 weder öffentlich, noch im Stillen die Ausübung des evangeliſchen Cultus beſeſſen haben, ſollen friedlich geduldet werden, und in ihren Häuſern zur Abhaltung ihres Gottesdienſtes berechtiget ſein, auch ungehindert dem öffentlichen Cultus ihrer Confeſſion in der Nachbarſchaft beiwohnen dürfen.

Kein Unterthan ſoll wegen ſeiner Religion verachtet, oder von den Kaufmannsgilden, Kunſtſtätten, Zünften, Erbſchaften, Spitälern, milden Stiftungen oder irgend einem andern Rechte ausgeſchloſſen werden! [2]).

Keine der beiden Confeſſionen ſoll ihre Macht oder Mehrheit zur Unterdrückung der andern anwenden.

Die proteſtantiſchen Fürſten in Schleſien, nämlich die Herzöge in Brieg, Liegnitz, Münſterberg und Oels, nicht minder die Stadt Breslau, werden in der freien Ausübung des Gottesdienſtes nach dem Augsburger Glaubens-Bekenntniß geſchüzt. Was die Grafen und Herren in Schleſien anbetrifft, welche unmittelbar der königlichen Kammer unterworfen ſind, ſowie jene in Niederöſtreich, ſo ſollen ſie weder zur Auswanderung gezwungen, noch an dem Beſuch des evangeliſchen Gottesdienſtes in benachbarten Orten gehindert werden. Auch erlaubt der Kaiſer die Erbauung von drei neuen proteſtantiſchen Kirchen in Schleſien, und zwar zu Schweidnitz, Jauer und Glogau.

Den Geiſtlichen beider Glaubensbekenntniſſe wird ſtrenge verboten, durch Predigten, Lehrvorträge, Disputationen oder Schriften, die Gültigkeit des Paſſauer Vergleichs, des Religionsfriedens oder des gegenwärtigen Friedensſchluſſes zu beſtreiten oder zweifelhaft zu machen.

Bei den Verſammlungen der ordentlichen Reichs-Deputationen ſoll ſtets die Anzahl der Katholiken und Proteſtanten gleich ſein. Wenn die zu erledigenden Geſchäfte bloß die Augsburgiſchen Confeſſions-Verwandten betreffen, ſo werden ausſchließend Proteſtanten, und wo ſie nur die Gläubigen der alten Kirche angehen, nur Katholiken beigezogen. Beziehen ſich die Verhandlungen auf beide Confeſſionen, ſo werden die Verſammlungen zur Hälfte aus Katholiken und zur andern aus Proteſtanten gebildet.

In den Religionsſachen und in allen Geſchäften, wo die **Reichsſtände als Eine Körperſchaft nicht mehr angeſehen werden können**, ſollen die Streitigkeiten nicht durch Stimmenmehrheit entſchieden, ſondern nur durch einen gütlichen Vergleich beigelegt werden [3]).

[2]) *Sive autem catholici, sive Augustanæ confessionis fuerint subditi, nullibi ob religionem despicatui habeantur, nec a mercatorum, opificum, aut tribuum communione, hæreditatibus, legatis, hospitalibus, leprosoriis, eleemosynis, altisve juribus aut commerciis, multo minus publicis cœmiteriis, honoreve sepulturæ arceantur, aut quicquam pro exhibitione funeris a supersitibus exigatur, præter cujusque parochialis ecclesiæ jura, pro demortuis pendi solita, sed in his et similibus pari cum concivibus jure habeantur, æquali justitia protectioneque tuti.*

[3]) *In causis religionis omnibusque aliis negotiis, ubi status tanquam unum corpus considerari nequeunt ut etiam Catholicis et augustanæ confessionis statibus in duas partes euntibus, sola amicabilis compositio lites dirimat, non attenta votorum pluralitate. Quod vero ad pluralitatem votorum in materia collectarum attinet, cum res hæc in præsenti congressu decidi non potuerit, ad proxima comitia remissa esto.*

In Ansehung der unmittelbaren geistlichen Güter, es mögen dieselben Erzbisthümer, Bisthümer, Präl[a]turen oder Abteien sein, wurde festgesetzt, daß diejenigen, welche sie am 1. Januar 1624 besessen haben, seien sie nun katholische oder protestantische Reichs-Stände, auch in Zukunft in den Besitz derselben gesetzt werden, oder darin verbleiben sollen.

Dem Kaiser soll das Recht der ersten Bitte, wo er es hergebracht, zustehen.

Dagegen werden die Annaten, die Pallien-Rechte, die Papst-Monate und andere Gerechtsame der Art in Beziehung auf die Protestanten aufgehoben.

Den erwählten evangelischen Bischöfen und Prälaten soll, nachdem sie dem Kaiser innerhalb Jahresfrist Treue geschworen, von diesem die Investitur ohne Weigerung ertheilt werden.

Das Kammergericht soll aus dem Kammerrichter, vier Präsidenten, und 50 Beisitzern bestehen. Von den Präsidenten sollen zwei katholisch und zwei protestantisch, von den Assessoren dagegen 26 katholisch, und 24 evangelisch sein [4]).

Bei allen Streitigkeiten zweier verschiedener Confessionsverwandten sollen die erkennenden Richter d. h. die Beisitzer, zur Hälfte Katholiken und zur Hälfte Protestanten sein. Ein gleiches gilt für den Reichshofrath, bei welchem übrigens auch die Proceß-Ordnung des Kammergerichts beobachtet werden soll. Die Untersuchung (Visitation) des Reichshofrathes gebührt dem Kurfürsten von Mainz, als des Reiches Kanzler. Wenn die Beisitzer des Kammergerichts über die Reichssatzungen in der Art verschiedener Meinung sind, daß der Gegensatz zwischen den beiderseitigen Religionsverwandten sich äußert, die Katholiken sohin anders stimmen, als die Evangelischen, so soll die Sache an den Reichstag gebracht werden.

Der sechste Artikel des westphälischen Friedens betrifft die Rechtsverhältnisse der Stadt Basel und der Schweiz, und gesteht sowohl jener Stadt, als den übrigen schweizerischen Kantonen, die thatsächliche Ausscheidung aus dem Reichsverband auch staatsrechtlich zu [5]).

---

[4]) Unter den Protestanten selbst war die Ernennung der Kammerrichter auf folgende Weise vertheilt:

Assessores Augustanæ confessionis præsententur;

ab		
Electore Saxonico	)	
Brandenburgico	)	6.)
Palatino	)	
Circulo Superioris Saxoniae		4.) 1. alternando per hos
Inferioris Saxoniae		4.) duos Circulos.
Circuli Franconici Statibus.		
Augustanae Confessionis		2.)
Suevici		2.) 1. alternando per hos
Superioris Rhenani		2.) quatuor Circulos.
Westphalici		2.)

Et quamvis sub schemate nulla fiat mentio Statuum imperii Augustanae Confessionis, qui sub Circulo Bavarico comprehenduntur, nihil tamen ex eo ipsis praejudicetur, sed salva maneant horum jura, privilegia et libertates.

[5]) *Cum item Cæsarea Majestas ad querelas nomine Civitatis Basilensis et universæ Helvetiæ, coram ipsius plenipotentiariis ad præsentes congressus deputatis propositas super nonnullis processibus et mandatis executivis, a camera imperiali contra dictam civitatem, aliosque Helvetiorum unitos Cantones, eorumque cives et subditos emanatis, requisita ordinum imperii sententia et consilio, singulari decreto die 14. mensis Maji anno proxime præterito declaraverit, prædictam civitatem Basileam, eosdemque Helveti-*

Im ſiebenten Artikel werden alle Bewilligungen des Friedensſchluſſes ausdrücklich auf denjenigen Theil der Evangeliſchen ausgedehnt, welche man die „Reformirten“ zu nennen pflegt.

Wenn ein evangeliſcher Landesherr zum reformirten Glaubens-Bekenntniß übergeht, oder ein reformirter Fürſt lutheriſche Länder durch Erbrecht oder in Folge des gegenwärtigen Friedensſchluſſes erlangt, ſo ſteht ihm frei, reformirte Hofprediger, ohne Belaſtung ſeiner Unterthanen, bei ſich zu haben. Dagegen iſt er nicht befugt, den öffentlichen Gottesdienſt der Lutheriſchen oder deren Kirchengeſetze zu ändern. Eben ſo wenig darf er Kirchen, Schulen, Spitäler, Stipendien, Penſionen oder andere Stiftungen den Lutheranern abnehmen und den Reformirten zuwenden. Wenn aber eine Gemeinde aus eigener freier Wahl die reformirte Confeſſion annehmen will, ſo iſt ihr ſolches, auf ihre Koſten und ohne Beeinträchtigung der andern, wohl verſtattet.

Dagegen betrifft der achte Artikel die inneren ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe des Reichs.

Den Reichsſtänden wird der ungeſtörte Genuß aller hergebrachten Rechte, namentlich der vollen Landeshoheit, verbürgt. Sie ſollen in allen Geſetzgebungs-Gegenſtänden, in den Fragen über Krieg und Frieden, Steuer-Erhebungen, Einquartierungen und Feſtungsbauten auf landesherrlichem Gebiet eine entſcheidende Stimme führen. Außerdem ſoll ihnen das Recht zuſtehen: Zu ihrer Erhaltung und Sicherheit mit auswärtigen Mächten Bündniſſe einzugehen, doch mit dem Vorbehalt, daß ſolche Bündniſſe nicht gegen den Kaiſer und das Reich gerichtet werden [6]).

Sowohl bei den allgemeinen, als den beſonderen Verſammlungen der Stände ſteht den freien Reichsſtädten eine entſcheidende Stimme zu. Dieſelben ſollen ferner in dem ungeſtörten Genuß ihrer Hoheitsgefälle (Regalien), Zölle und aller andern Einkünfte verbleiben, auch gewiſſenhaft im Beſitze ihrer Freiheiten und Rechte geſchützt werden.

Binnen ſechs Monaten vom Tage der Ratification des Friedensſchluſſes an, ſoll ein Reichstag gehalten werden, und in Zukunft ſo oft, als die öffentliche Wohlfart es erheiſchen wird. Auf der nächſten Verſammlung der Stände ſollen die Gebrechen der früheren Reichstäge verbeſſert, über die Wahl des römiſchen Königs, eine bleibende Wahlcapitulation, die Achterklärungen gegen Reichsſtände, die Ergänzung der Kreiſe, die Erneuerung der Reichsmatrikel, endlich über die Verbeſſerung der Rechtspflege und des Sportelweſens bei dem Kammergericht, ſowie über die Herſtellung ordentlicher Reichsdeputationen Vorſchriften gegeben werden.

Während der neunte Artikel zur Beförderung des Handels verſchiedene widerrechtliche Zölle abſchafft, beſtimmt

Der zehnte Artikel die ſogenannte Entſchädigung oder Genugthuung der Krone Schweden. Der Kaiſer tritt mit Zuſtimmung der Reichsſtände an Schweden ab: Ganz Vorpommern mit der Inſel Rügen, und noch außerdem Stettin, Garz, Damm, Golnau, die Inſel Wollin mit dem friſchen Haff und ſeinen drei

---

orum Cantones in possessione vel quasi plenæ libertatis et exemptionis ab imperio esse, ac nullatenus ejusdem imperii dicasteriis et judiciis subjectos, placuit hoc idem publicæ hujus pacificationis conventioni inserere, ratumque et firmum manere, atque idcirco ejusmodi processus una cum arrestis eorum occasione quandocunque decretis prorsus cassos et irritos esse debere.

6) *Cum primis vero jus faciendi inter se et cum exteris fœdera, pro sua cujusque conservatione ac securitate singulis statibus perpetuo liberum esto, ita tamen, ne ejusmodi fœdera sint contra imperatorem et imperium pacemque ejus publicam, vel hanc inprimis transactionem, fiantque salvo per omnia juramento, quo quisque imperatori et imperio obstrictus est.*

Mündungen Pein, Swine und Dievenauw: er tritt ab Wismar mit Walfisch, Pöl und Neuenkloster, endlich die Stifte Bremen und Verden, sammt der Stadt Wilshusen [7]).

Im eilften Artikel werden dem Kurfürsten von Brandenburg als Entschädigung überwiesen: die Stifte Halberstadt und Minden, Camin und Magdeburg, letzteres aber erst nach dem Tode des sächsischen Herzogs August, und mit Ausnahme der Aemter Querfurt, Jüterbok, Damm und Burg, welche bei Churſachsen bleiben. Dagegen überläßt

Der zwölfte Artikel zur Entschädigung für Wismar dem Herzog von Meklenburg die Stifte Schwerin und Ratzeburg. Hiernächst verleiht

Der dreizehnte Artikel den Herzögen von Braunschweig die Erbfolge in das Stift Osnabrück, und

Der vierzehnte Artikel dem Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg einen jährlichen Gehalt von 12,000 Thalern, nebst Zina und Loburg auf Lebenszeit.

Der fünfzehnte Artikel bestimmt die Entschädigung von Hessen-Cassel. An die Landgräfin Amalie Elisabeth und deren Sohn werden überwiesen: die Abtei Hirschfeld und die Aemter Schaumburg, Bückeburg, Sachsenhagen und Stadthagen. Außerdem wird an Hessen-Cassel die Summe von 600,000 Thalern bezahlt.

Im sechszehnten Artikel wird verordnet, daß unmittelbar nach der Unterzeichnung und Besiegelung des gegenwärtigen Friedens-Schlusses, alle Feindseligkeiten aufhören sollen. Alsdann folgen die Vorschriften für die Vollziehung des Friedens-Vertrages.

Der Kaiser wird Verordnungen (edicta) durch das gesammte Reich ergehen lassen, daß diejenigen, welche nach dem Friedensschluß etwas zurückzugeben oder zu leisten haben, solche Verbindlichkeit in der Zwischenzeit von dem Abschluß bis zur Ratification des Friedens unweigerlich erfüllen. Zugleich wird den ausschreibenden Fürsten und den Kreisobersten der gemessene Befehl ertheilt werden, zur Vollziehung jener Verordnung ihre gesammte Amtsgewalt aufzuwenden. Wo ein ausschreibender Fürst oder Kreisoberster selbst etwas zurückzugeben oder zu leisten hätte, soll er durch die gleiche Behörde eines benachbarsen Kreises dazu angehalten werden.

Sollte hingegen die Ernennung besonderer kaiserlicher Commissarien zur Beförderung des Entschädigungs-Werkes als nützlicher erscheinen, so sollen auch solche erwählt werden, und zwar in der Art, daß beide Theile, der herauszugeben und der zu empfangen hat, einige Mittler vorschlagen. Aus diesen er-

---

[7]) *Primo totam Pomeraniam citer iorem, vulgo* Vorpommern *dictam, una cum insula Rugia, iis finibus contentas, quibus sub ultimis Pomeraniæ ducibus descriptæ fuerant; adhæc e Pomerania ulteriori Stetinum Gartz, Dam, Golnau et Insulam Wollin, una cum interlabente Odera et Mari vulgo* das frische Haff *vocato, eulsque tribus ostiis,* Pein, Swine *et* Diewenau, *atque adjacente utrinque terra ab initio territorii Regii usque in mare Balticum, ea latitudine litteris Orientalis, de qua inter Regios et Electorales Commissarios circa exactiorem limitum et cæterorum minutiorum definitionem, amicabiliter conveniatur.*

Secundo, Imperator de consensu totius Imperii concedit etiam Serenissimæ Reginæ, ejusque Hæredibus ac Successoribus Regibus, Regnoque Sueciæ, in perpetuum et immediatum Imperii Feudum, Civitatem portumque Wismariensem, una cum Fortalitio Walfisch *et Præfecturis Poël, (exceptis pagis,* Sehedorff, Weitendorff, Brandenhusen *et* Wangern, *ad hospitale S. Spiritus in urbe Lubeca pertinentibus) et* Newencloster.

Tertio, Imperator de consensu totius Imperii concedit etiam vigore præsentis Transactionis Serenissimæ Reginæ ejusque Hæredibus ac Successoribus Regibus, Regnoque Sueciæ, Archi-Episcopatum Bremensem et Episcopatum Verdensem, cum Oppido et Præfectura Wilshusen.

nennt der Kaiser zwei Commissarien, indem er aus den Kandidaten, die jeder Theil vorschlug, einen auswählt. Dabei wird darauf gesehen, daß sowohl die beiden Confessionen in gleicher Anzahl vertreten, als aus den Mittlern, die beide Theile in Vorschlag bringen, immer gleich viele Kommissarien ernannt werden. Wenn ein Theil die Benennung von Kandidaten zu den Vollzugs-Kommissarien verweigert oder versäumt, so wählt sie der Kaiser, doch mit steter Rücksicht auf gleiche Anzahl beider Confessions-Verwandten.

Die Gefangenen der kriegführenden Theile werden nach der Verkündung des Friedensschlusses sogleich in Freiheit gesetzt.

Die Berichtigung der Entschädigung für das schwedische Heer von fünf Millionen Thalern wird auf nachstehende Reichskreise ausgeschlagen:

1) Den churpfälzisch-rheinischen (Electoralis Rhenanus),
2) den obersächsischen,
3) den fränkischen,
4) den schwäbischen,
5) den oberrheinischen,
6) den westphälischen, und
7) den niedersächsischen.

Die Zahlung soll in drei Terminen erfolgen, und zwar in der Art, daß

1) 1,800,000 Thaler baar, und 1,200,000 Thaler in Anweisungen auf gewisse Reichsstände in der Zwischenzeit von dem Abschlusse bis zur Ratifikation des Friedens entrichtet,
2) eine Million Thaler zu Ende des Jahres 1649, und
3) die letzte Million zu Ende 1650 bezahlt werden.

Nach Leistung der Baarzahlung von 1,800,000 Thalern des ersten Termines, sollten sogleich die Plätze und Gegenden geräumt werden, welche die Schweden besetzt halten.

Was den bairischen und östereichischen Reichskreis anbetrifft, so haben diese den Sold des kaiserlichen Heeres zu entrichten.

Damit die Königin von Schweden wegen der Entschädigung von fünf Millionen Thaler für ihr Heer vollkommen sicher gestellt werde, übernehmen die sieben Churfürsten, sowie alle Stände die Gewähr dafür, unter Verpfändung aller ihrer Güter.

Die Unterthanen der Gegenden und Plätze, welche nach den vorhergehenden Bestimmungen von den fremden Heeren geräumt werden müssen, sind verbunden, den abziehenden Truppen die nöthigen Wagen, Pferde und Schiffe nebst den erforderlichen Lebensmitteln zu liefern.

Endlich besagt

der siebenzehnte und letzte Artikel[*]), daß der westphälische Friede ein ewiges Reichsgrundgesetz sein soll, dessen Uebertretung als ein Landfriedensbruch zu erachten und zu bestrafen sei. Der Beleidigte soll zunächst den Weg der Güte versuchen, und in Entschlagung desselben, die richterliche Hülfe anrufen. Wenn aber dem Beschädigten innerhalb dreier Jahre weder im Wege des Vergleichs noch des

*) Das schwedische Friedens-Instrument ist vollständig abgedruckt in:
Acta pacis Westphalicae, von J. G. von Meiern, Tom. VI., pag. 128 usque ad pag. 172.

Rechts Genugthuung geworden sei, so sollen alle Theilnehmer des westphälischen Friedensschlusses auf Anrufen des Beleidigten ihre Waffen zur Abwendung des Unrechts vereinigen [9]).

Das französische Friedens-Instrument hat einen ähnlichen Eingang wie das schwedische, gedenkt dann ebenfalls der allgemeinen Amnestie, und beschäftigt sich hierauf mit den Rechtsverhältnissen Burgunds und der Stellung Deutschlands zu Frankreich bei den Kriegen der letztern Macht gegen Spanien.

Nachdem der burgundische Kreis auch in Zukunft für ein bleibendes Glied und einen integrirenden Bestandtheil des deutschen Reichs erklärt wurde, folgte die Bestimmung, daß Kaiser und Reich in die Kriege Frankreichs gegen Spanien sich nicht mischen sollen.

Dagegen wird den einzelnen Reichsständen Deutschlands gestattet, in den Kriegen zwischen Frankreich und Spanien der einen oder der andern Krone Beistand zu leisten, doch nur außerhalb der Grenzen des Reichs, und in Uebereinstimmung mit der Verfassung desselben.

Der Streit mit Lothringen soll entweder durch gegenseitig zu ernennende Schiedsrichter, oder durch den spanisch-französischen Friedens-Vertrag, oder sonst auf gütliche Weise geschlichtet werden. Es soll auch den Kurfürsten, Fürsten und Ständen des deutschen Reichs verstattet sein, die Erledigung des Streites durch Vergleich und gütliche Uebereinkunft, nicht aber durch die Waffen oder andere feindselige Maaßregeln, zu befördern.

Hierauf verbreitet sich die französische Friedens-Urkunde auch ziemlich ausführlich über die innern Reichs-Angelegenheiten Deutschlands, und kommt erst am Schluß zu der Hauptsache, nämlich auf die besondern Friedens-Bedingungen zwischen Frankreich und Deutschland. Nach diesen tritt der Kaiser mit Vorwissen, Beirath und Zustimmung der Reichsstände an Frankreich ab:

1) die Bisthümer Metz, Tul und Verdün, mit der Stadt Mojenwik, wie sie bisher zu Deutschland gehört haben, jedoch mit Vorbehalt der Metropolitan-Rechte des Erzbischofs von Trier,

2) das Eigenthum und die Oberhoheit über Pignerol,

3) die Landgrafschaft Ober- und Nieder-Elsaß, die Stadt Breisach, den Sundgau und die Landvogtei Hagenau,

4) das Besatzungsrecht von Philippsburg [10]).

---

[9]) Dieser Punkt des westphälischen Friedens war einer der wichtigsten, und wir werden später öfters auf denselben zurückkommen. Der Text lautete also:

Veruntamen si neutro horum modorum intra spatium trium annorum terminetur controversia, teneantur omnes et singuli hujus transactionis consortes, junctis cum parte læsa consiliis viribusque, arma summere ad repellendam injuriam a passo moniti, quod nec amicitia nec juris via locum invenerit: salvo tamen de cætero uniuscujusque jurisdictione, justitiaque juxta cujusque principis aut status leges et constitutiones, competenti administratione. Et nulli omnino statuum imperii liceat jus suum vi vel armis persequi, sed siquid controversiæ, sive jam exortum sit sive posthac inciderit, unusquisque jure experiatur, secus faciens reus sit fractæ pacis. Quæ vero judicis sententia definita fuerint, sine discrimine statuum executioni mandentur, prout imperii leges de exequendis sententiis constituunt.

[10]) *Primo, quod supremum dominium, jura superioritatis aliaque omnia in Episcopatus Metensem, Tullensem et Virodunensem, urbesque cognomines eorumque episcopatuum districtus et nominatim Moyenvicum, eo modo, quo hactenus ad Romanum spectabant Imperium, imposterum ad Coronam Galliæ spectare eique incorporari debeant in perpetuum et irrevocabiliter, reserva tamen juris metropolitani ad Archiepiscopatum Trevirensem pertinente.*

Secundo Imperator et imperium cedunt transferuntque in regem christianissimum ejusque in regno succes-

Die Feſtungswerke von Benfelden, welches zurückzugeben iſt, werden geſchleift, ingleichen jene von Rheinau, Zabern, Neuburg am Rhein und Hohenbar; auch dürfen am rechten Rhein-Ufer von Baſel bis Philippsburg keine neuen Feſtungen erbaut werden.

Der Rath und die Einwohner von Zabern werden eine ſtrenge Neutralität beobachten: auch ſoll den Truppen des Königs von Frankreich, ſo oft es begehrt wird, der ſichere und freie Zug durch jene Stadt gewährt werden.

In gleicher Weiſe wird dem Könige von Frankreich der freie Durchzug in den Ländern und auf den Gewäſſern des deutſchen Reichs eingeräumt, um Truppen nach Philippsburg zu führen, oder die Beſatzung allda mit den nöthigen Bedürfniſſen zu verſehen.

Dagegen gibt Frankreich an den Kaiſer zurück:

die vier Waldſtädte Rheinfelden, Seckingen, Laufenburg und Waldshut, die Grafſchaft Hauenſtein, den Schwarzwald, den obern und untern Breisgau, die Ortenau, mit den Reichsſtädten Offenburg, Gengenbach und Zell am Hammersbach.

Von den Schulden der Kammer in Enſisheim übernimmt Frankreich zwei Drittheile, ſowie dieſe Macht noch außerdem drei Millionen Franken an den Erzherzog Ferdinand Karl von Oeſterreich bezahlt.

Allen deutſchen Reichsunmittelbaren im Elſaß, namentlich der Reichsſtadt Straßburg und dem Biſchof daſelbſt, dem Pfalzgrafen von Lützelſtein, den Grafen und Freiherren von Hanau, Fleckenſtein, Oberſtein, der Reichsritterſchaft, den zehn Reichsſtädten, welche zur Landvogtei Hagenau gehören, nämlich Hagenau, Schlettſtadt, Kolmar, Weiſſenburg, Landau, Obereinheim, Roßheim, Münſter im Thale St. Gregori, Kayſersberg und Thüringheim, endlich den Aebten von Murbach, Andlau, Lüders und St. Gregorthal bleibt die Verbindung mit Deutſchland und die Reichsfreiheit geſichert, ſo daß Frankreich keine hoheitlichen Rechte über dieſelben anſprechen dürfe.

Zugleich wurde bedungen, daß die Schiffahrt auf dem Rheine frei gegeben werde, und keinem Theile erlaubt ſein ſoll, die vorübergehenden Schiffe anzuhalten, oder zu beläſtigen, unter welchem Vorwand ſolches nur immer geſchehen möge, die polizeiliche Aufſicht und Unterſuchung der Waaren allein ausgenommen. Auch ſollte keinem Theil die Auflegung neuer Zölle zuſtehen.

---

sores jus directi dominii, superioritatis et quodcunque aliud sibi et sacro Romano imperio hactenus in Pinarolum competebat et competere poterat.

Tertio Imperator pro se totaque serenissima domo Austriaca itemque imperium cedunt omnibus juribus, proprietatibus, dominiis, possessionibus ac jurisdictionibus, quæ hactenus sibi, Imperio et familiæ Austriacæ competebant in oppidum Brisacum, Landgraviatum superioris et inferioris Alsatiæ, Suntgoviam, præfecturamque provincialem decem civitatum imperialium in Alsatia sitarum, scilicet Hagenau, Colmar, Schettstadt, Weisenburg, Landaw, Oberenheim, Rosheim, Münster in Valle St. Gregorii, Kaysersberg, Thuringheim omnesque pagos et alia quæcunque jura, quæ a dicta præfectura dependent, eaque omnia et singula in regem christianissimum regnumque Galliarum transferunt, ita ut dictum oppidum Brisacum cum villis Hochstadt, Nirderimling, Harten et Acharen ad communitatem civitatis Brisacensis pertinentibus, cumque omni territorio et banno, quatenus se ab antiquo extendit, salvis tamen ejusdem civitatis privilegiis et immunitatibus antehac a domo Austriaca obtentis et impetratis,

Quarto Christianissimæ Majestati ejusque in regno successoribus, de consensu imperatoris totiusque imperii, perpetuum jus sit tenendi præsidium in castro Philippsburg, protectionis ergo, ad convenientem tamen numerum restrictum, qui vicinis justam suspicionis causam præbere non possit, sumptibus duntaxat coronæ Galliæ sustentandum.

Patere etiam debebit regi liber transitus per terras et aquas imperii ad inducendos milites, commeatum et cætera omnia, quibus et quoties opus fuerit.

Am Schluße enthält das französische Instrument über die Vollziehung des Friedens ähnliche Bestimmungen wie das schwedische, nur mit Hinweglassung derjenigen, welche sich ausschließend auf Schweden beziehen [11]). Die Vorschriften über die Gewähr des Friedens, welche oben in der Anmerkung 9 eingerückt wurden, finden sich in der französischen Urkunde wörtlich wiederholt [12]). — —

Bei dem Abschlusse des westphälischen Friedenswerkes fanden sowohl in Münster, als in Osnabrück verschiedene Feierlichkeiten statt. Während die Instrumente in Münster unterzeichnet wurden, meldeten dieß dreifache Salven des groben Geschützes von den Bastionen der Stadt den erwartungsvollen Einwohnern. Am andern Tage (25. Oktober 1648) wurde der Friede in Münster auf festliche Weise verkündet.

Der Syndikus durchzog zu dem Ende auf einem geschmückten Pferde die Strassen der Stadt. Vor ihm ritten ein Heerpauker mit sieben Trompetern und hinter ihm drei Rathsdiener in rothen Mänteln. An den belebtesten Plätzen las der Syndikus aus einem großen Buche einen gedrängten Auszug des Friedens-Instrumentes ab. Während des Lesens gaben Spaliere von Musquetiren eine dreifache Salve, welche das grobe Geschütz auf den Wällen erwiederte.

In Osnabrück wurden die Bürger am 25. Oktober 1648 vor dem Rathhause versammelt, und benachrichtiget, daß der Friede geschlossen und unterzeichnet sei. Während ein Danklied abgesungen ward, weinten viele Bürger, doch nicht aus Freude, sondern aus Betrübniß. Der Beweggrund war zwar nur die Furcht vor einer neuen Zwingherrschaft ihres Bischofs; indessen ihre Thränen schienen die Bedeutung des westphälischen Friedens für Deutschland sinnbildlich auszudrücken:

Denn soweit sein Inhalt die Reichsverfassung, die Grenzen und die Macht-Verhältnisse Deutschlands betraf, mußte er die gesammte Nation mit tiefer Trauer erfüllen!

---

11) Auch das französische Friedens-Instrument, gleichfalls in lateinischer Sprache verabfaßt, enthält den Vertragspunkt über die Ausscheidung der Schweiz aus dem deutschen Reichsverband, und zwar ganz in denselben Worten, wie der sechste Artikel der schwedischen Friedens-Urkunde. Es muß also hierauf eine große Wichtigkeit gelegt worden sein, und eine besondere Uebereinkunft zwischen Frankreich und Schweden stattgefunden haben.

12) Das französische Friedens-Instrument steht vollständig bei Meiern Tom. VI., pag. 373 usque ad pag. 394.

Inhalt des dritten Bandes.

Neuntes Buch.

Das Zeitalter der Kirchenverbesserung.

(Vom Jahr 1493 bis 1648.)

Seite

Erstes Hauptstück. Vorläufer. Geistiger Zustand Deutschlands im Zeitraume von 1450 bis 1516. . 5
Zweites Hauptstück. Auftreten des Reformators. Dr. Martin Luther. (Vom Jahr 1517 bis 1520.) . 16
Drittes Hauptstück. Aeußere Geschichte bei Beginn der Kirchenverbesserung. Die Kaiser Maximilian I. und Karl V. (Vom Jahr 1493 bis 1520.) 22
Viertes Hauptstück. Der Reichstag in Worms. (Das Jahr 1521.) 29
Fünftes Hauptstück. Ausbruch der politischen Bewegung. (Das Jahr 1522.) 34
Sechstes Hauptstück. Innere Begründung der Reformation. Aeußere Ausdehnung derselben. (Vom Jahr 1521 bis 1524.) 54
Siebentes Hauptstück. Erste Einführung der Reformation in Sachsen. (Das Jahr 1522.) . . 59
Achtes Hauptstück. Reichstäge in Nürnberg. Fortgesetzte Ausbreitung der Lehre Luthers. (Vom Jahre 1522 bis 1525.) 67
Neuntes Hauptstück. Neue politische Gährung. Vorläufer des Bauernkrieges. (Vom Jahr 1524 bis 1525.) 70
Zehntes Hauptstück. Das Manifest der Bauern. (Das Jahr 1525.) 77
Eilftes Hauptstück. Die Stellung Luthers zu dem Bauern-Aufstand. 81
Zwölftes Hauptstück. Ausbruch der Empörung in Schwaben und Franken. (Das Jahr 1525.) . . 88
Dreizehntes Hauptstück. Entwürfe der politischen Reformer. Ausgang des Aufstandes in Schwaben und Franken. 93
Vierzehntes Hauptstück. Ausbruch der politischen Gährung in Sachsen. (Das Jahr 1525.) . . 99
Fünfzehntes Hauptstück. Verhältniß der kirchlich-reformatorischen Richtung zur politischen. Nothwendiger Untergang der letztern. 105
Sechszehntes Hauptstück. Erasmus und Luther. Streit über den freien Willen. (Vom Jahr 1524 bis 1526.) 114
Siebenzehntes Hauptstück. Der Abendmahlsstreit. Reichstäge zu Speier. Verhandlung in Marburg. (Vom Jahr 1526 bis 1529.) 124
Achtzehntes Hauptstück. Der Reichstag in Augsburg vom Jahr 1530. 132
Neunzehntes Hauptstück. Königswahl. Das Bündniß von Schmalkalden. Ausbruch des Religionskriegs in der Schweiz. (Vom Jahr 1530 bis 1532.) 141
Zwanzigstes Hauptstück. Innere Zustände Deutschlands in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. 145

Seite

Ein und zwanzigstes Hauptstück. Fortgang der Reformation bis zum Religions-Gespräch von Regensburg. (Vom Jahr 1532 bis 1546.) 149

Zwei und zwanzigstes Hauptstück. Die letzten Lebensjahre und der Tod Dr. Martin Luthers. (Vom Jahr 1544 bis 1546.) 162

Drei und zwanzigstes Hauptstück. Ausbruch des Religions-Kriegs in Deutschland. (Das Jahr 1546.) 170

Vier und zwanzigstes Hauptstück. Der Verrath des Herzogs Moriz. Sieg des Kaisers über die evangelischen Stände. (Vom November 1546 bis zum Juli 1547.) 177

Fünf und zwanzigstes Hauptstück. Folgen des Siegs Karls V. Das Religions-Interim von Augsburg. (Vom Jahr 1546 bis 1549.) 185

Sechs und zwanzigstes Hauptstück. Siegreiche Wiedererhebung der Reformation. Die Religionsfriedensschlüsse von Passau und Regensburg. (Vom Jahr 1549 bis 1555.) . . 190

Sieben und zwanzigstes Hauptstück. Abdankung Karls V. Anerkennung Ferdinands I. als Kaiser. Innere und äußere Lage des Reichs. (Vom Jahr 1555 bis 1561.) . . . 196

Acht und zwanzigstes Hauptstück. Königswahl Maximilians II. Konzilium in Trident. Vorboten eines Aufstandes der Niederlande. (Vom Jahr 1562 bis 1563.) 200

Neun und zwanzigstes Hauptstück. Die Regierung Kaiser Maximilians II. (Vom Jahr 1564 bis 1576.) 203

Dreißigstes Hauptstück. Ausbruch der Gährung in den Niederlanden. Blutiger Sieg des Königs. (Vom Jahr 1566 bis 1568.) 208

Ein und dreißigstes Hauptstück. Erneuerung des Freiheits-Kampfes in den Niederlanden. Friede von Gent. (Vom Jahr 1568 bis 1576.) 219

Zwei und dreißigstes Hauptstück. Kaiser Rudolph II. Vorläufer eines allgemeinen oder des dreißigjährigen Religionskrieges. (Vom Jahr 1576 bis 1612.) 223

Drei und dreißigstes Hauptstück. Kaiser Mathias. Eröffnung des dreißigjährigen Krieges. (Vom Jahr 1612 bis 1618.) 236

Vier und dreißigstes Hauptstück. Wichtige wissenschaftliche Fortschritte. Johann Keppler, der Reformator der Sternkunde. (Vom Jahr 1600 bis 1622.) 243

Fünf und dreißigstes Hauptstück. Kaiser Ferdinand II. Fortsetzung des Kriegs. Niederlagen der Protestanten. (Vom Jahr 1619 bis 1625.) 249

Sechs und dreißigstes Hauptstück. Der niedersächsische Bund. Siege Tilly's und Wallensteins. (Vom Jahr 1625 bis 1629.) 257

Sieben und dreißigstes Hauptstück. Unglückliche Lage der Protestanten und des Reiches. Das Restitutions-Edikt. Wendepunkt des Kriegs. (Vom Jahr 1629 bis 1630.) . . . 264

Acht und dreißigstes Hauptstück. Ausgang Johann Kepplers. (Das Jahr 1630.) 273

Neun und dreißigstes Hauptstück. Erstes Auftreten Gustav Adolphs in Deutschland. (Vom Jahr 1630 bis 1631.) 278

Vierzigstes Hauptstück. Eroberung Magdeburgs durch Tilly. Niederlage des letztern bei Leipzig. (Jahr 1631.) 284

Ein und vierzigstes Hauptstück. Siegreiches Vordringen der Protestanten. Rückkehr Wallensteins zu den kaiserlichen Heeren. (Vom Jahr 1631 bis 1632.) 289

Zwei und vierzigstes Hauptstück. Hochstrebende Entwürfe Gustav Adolphs. Diplomatische Unterhandlungen. (Vom Jahr 1631 bis 1632.) 293

Drei und vierzigstes Hauptstück. Eröffnung des Feldzugs vom Jahr 1632. Schlacht bei Nürnberg. 298

Vier und vierzigstes Hauptstück. Die Schlacht bei Lützen. Tod Gustav Adolphs. (16. November 1632.) 305

Fünf und vierzigstes Hauptstück. Uebersichtliche Würdigung Gustav Adolphs. Folgen der Schlacht bei Lützen. 341

Sechs und vierzigstes Hauptstück. Veränderte Stellung der Parteien. Entwürfe Frankreichs und Schwedens. Diplomatische Thätigkeit. (Das Jahr 1633.) 320

Seite

Sieben und vierzigstes Hauptstück. Wiederausbruch der Feindseligkeiten. Empörung des schwedischen Heeres. Unternehmungen und Anschläge Wallensteins. (Vom Jahr 1633 bis 1634.) . 325

Acht und vierzigstes Hauptstück. Nähere Unterhandlungen des Herzogs von Friedland mit Frankreich und Schweden. Absetzung desselben. 336

Neun und vierzigstes Hauptstück. Wallensteins Ausgang. (Vom 22. bis 25. Hornung 1634.) . . 350

Fünfzigstes Hauptstück. Urtheil der Geschichte über Wallensteins und des Kaisers Schuld oder Unschuld. 360

Ein und fünfzigstes Hauptstück. Wendung des Krieges. Schlacht bei Nördlingen. (Vom März bis zum September 1834.) 369

Zwei und fünfzigstes Hauptstück. Folgen der Schlacht bei Nördlingen. Bewaffnetes Einschreiten Frankreichs. Prager Friede. (Vom Jahr 1634 bis 1635.) 376

Drei und fünfzigstes Hauptstück. Angriffs-Krieg gegen Frankreich. Politik des Herzogs Bernhard von Weimar. (Von 1635 bis 1636.) 382

Vier und fünfzigstes Hauptstück. Deutsche Königswahl. Tod Ferdinands II. Charakteristik dieses Kaisers. (Vom Jahr 1636 bis 1637.) 385

Fünf und fünfzigstes Hauptstück. Fortgang des Krieges. Tod des Herzogs Bernhard von Weimar. Friedens-Versuche auf dem Reichstag in Regensburg. (Vom Jahr 1636 bis 1641.) . 389

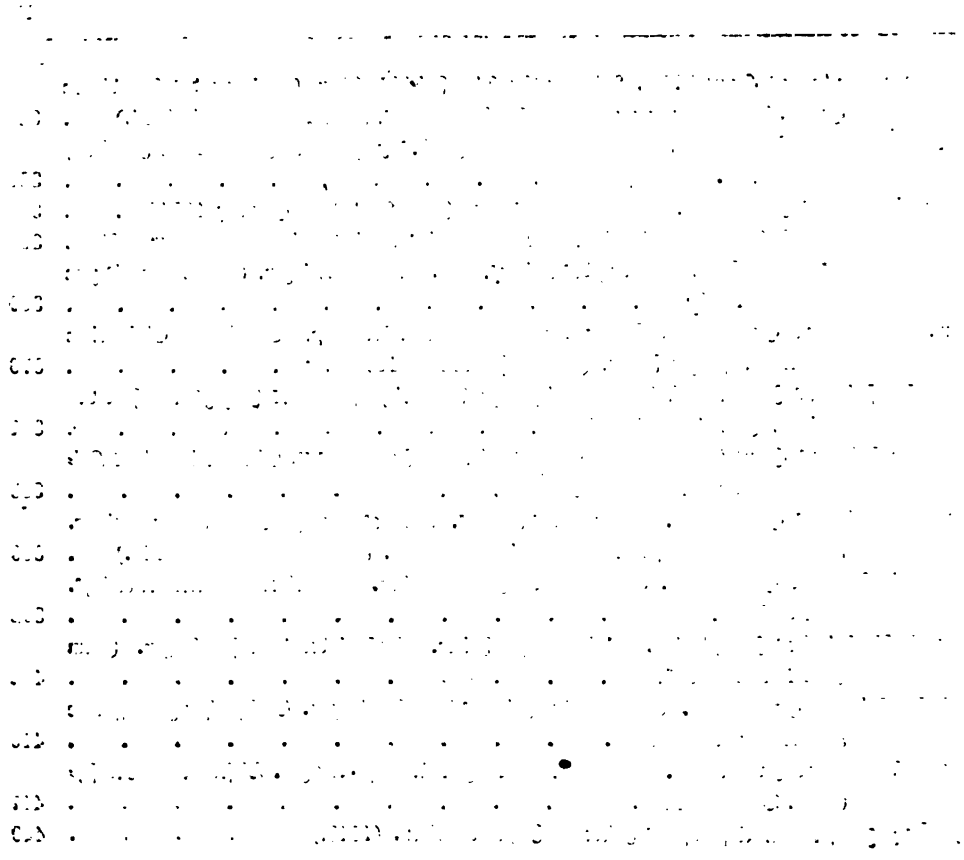
Sechs und fünfzigstes Hauptstück. Erneuerung der Feindseligkeiten. Allgemeiner Charakter des Krieges. Ende desselben. 392

Sieben und fünfzigstes Hauptstück. Westphälischer Friede. Vorspiel der Unterhandlungen. (Vom Jahr 1641 bis 1645.) 402

Acht und fünfzigstes Hauptstück. Eröffnung der Friedens-Unterhandlungen. Entschädigungs-Ansprüche Frankreichs und Schwedens. 410

Neun und fünfzigstes Hauptstück. Unerwartete Wendung der Unterhandlungen. Tiefer Verfall Deutschlands. Das Jahr 1646.) 417

Sechzigstes Hauptstück. Abschluß des Friedens. Inhalt desselben. (1648.) 429



Die

Geſchichte der Deutſchen

von

Johann Georg Auguſt Wirth.

Vierter Band.

Emmishofen bei Konſtanz am Bodenſee,
Druck und Verlag des literariſchen Inſtituts.

1845.

Die

Geſchichte der Deutſchen

in der neueren Zeit.

Von

Johann Georg Auguſt Wirth.

Emmishofen bei Konſtanz am Bodenſee,
Druck und Verlag des literariſchen Inſtituts.

1845.

Die

Geſchichte der neueren Zeit.

Zehntes Buch.

Umgestaltung Deutschlands durch den westphälischen Frieden.

Erstes Hauptstück.

Einleitung. Rückblick auf den bisherigen Gang der nationalen Entwicklung *).

Weisheit ist der große und ehrwürdige Preis des Lebens, sittliche Güte dessen schönste Frucht, Thatendrang sein Nerv, nationale Würde sein letzter Zweck. Schweigend und sinnend forschen wir in der Geschichte unseres Volkes, die Schatten der Vorfahren ziehen an dem geistigen Auge vorüber und ermuntern die ringenden Enkel zur Kraft, Ausdauer und Kühnheit, um die besseren Zeiten in höherer und vollendeterer Weise wieder heraufzuführen, und die nationale Größe unseres Stammes mit ihren wohlthätigen Einwirkungen auf die allgemein menschlichen Zwecke endlich siegreich und bleibend zu begründen. Groß und bedeutungsvoll ist die deutsche Geschichte, in ihr liegen die Keime unserer künftigen Entwicklung und die Andeutungen alles dessen, was wir erstreben müssen und wie sich unsere dauernden Stammverhältnisse in der Zeit der Reife gestalten sollen: für alle Aufgaben der Gegenwart finden sich die Vorbereitungen in dem Leben der Vergangenheit; bald dieses, bald jenes Geschlecht war in der Lösung solcher Aufgaben begriffen, und in der Thatsache, daß im Wesen immer dieselben Ideen und Bestrebungen die kraftvollsten und edelsten Generationen beschäftiget haben, liegt eben die Bürgschaft, daß diese Ideen am Ende doch noch zur vollständigen und bleibenden Ausführung gelangen.

Die Germanen traten auf als unverdorbenes und kraftvolles Urvolk. Trieb und Drang zum Großartigen war schon in der Urzeit ihr hervorstechendster Charakterzug, dem sich die strenge Eigenthümlichkeit der Sitten und Denkungsweise beigesellte. Sie traten auf mit einer eigenen Religion, freilich als Mythe, doch als eigene Religion des Stammes und, wie der ganze Nationalcharakter der Germanen, colossal und erschütternd. Es liegt eine Kühnheit und eine Kraft in der germanischen Mythologie, welche heute noch in Erstaunen setzt und durch die riesenhaften aber dennoch kunstreichen Formen der sinnigen

*) Wir verweisen bezüglich der nun folgenden Einleitung auf die Anmerkung 8, Seite 33, Band III.

Dichtung, den ungeheuren Umfang des Geistes und der Phantasie unseres Stammes und also frühe schon den künftigen großen Beruf desselben ankündigt.

Aus der zwar rauhen, doch ungemein gedrungenen und nachhaltigen Kraft der Germanen entsprang jenes glühende Freigefühl, welches schon in der Urzeit ihre edlen Geschlechter so sehr auszeichnete. Nun ward sogar das Band des Gemeinwesens locker, weil das Bedürfniß der Freiheit die Opfer, welche zur Befestigung der gesellschaftlichen Einheit erforderlich gewesen wären, nicht zuließ. Jede Familie trachtete selbst räumlich nach Unabhängigkeit durch die Entfernung ihres Wohnsitzes von dem der Uebrigen; Jagd und Krieg allein sagten dem unabhängigen Sinne als würdige Beschäftigungen zu, Ackerbau und alle gewerblichen Beschäftigungen wurden verachtet und den Schalken zugewiesen. Die angestammte Religion, voll von Kampf und Freiheit, nährte die nationale Neigung, unterhielt die Thatkraft und pflegte das Freigefühl, doch durch die Verachtung und Verwahrlosung der friedlichen Beschäftigungen des Lebens und aller Kultur mußte im Laufe der Zeiten natürlich auch der innere Mensch verwildern und die Erziehung desselben zum geistigen Leben unmöglich gemacht werden. Es war also ein Element nothwendig, um das Gemüthsleben zu wecken und die Erziehung zur geistigen Bildung vorzubereiten, und dieses Element trat in der christlichen Lehre auf. Aber schon als fremder Gedankreis der germanischen Eigenthümlichkeit widerwärtig, verletzte es das Stammgefühl noch tödtlich durch die Gebote eines dienenden Muthes und der feigen Ertragung von Mißhandlungen, welche die Verkünder der Christus-Religion irrthümlich deren Stifter in den Mund legten. Mit wahrem Abscheu wendeten sich daher die alten Germanen von der neuen Lehre ab, und je edler der einzelne der besondern Volksstämme war, welche zusammen die gemeinsame Nationalität bildeten, desto entschiedener und hartnäckiger war der Widerstand desselben gegen das Christenthum. Endlich siegte die Nothwendigkeit, die angestammte Religion ging unter, und mit ihr die charakteristische Eigenthümlichkeit der germanischen Urzustände.

Die Civilisation hob an, neue Bedürfnisse entstanden, die Bevölkerung vermehrte sich, die verschiedenen Elemente der künftigen Staatenbildung traten also hervor. Ihr erstes war der Drang, zur Herstellung einer engeren Nationalverbindung. Das allzulockere Band der gesellschaftlichen Verhältnisse mußte fester geschlungen, die Einheit des gesammten Stammes gesichert werden, und aus diesem Bedürfniß entstand das Königthum. Mit ihm war nun die Aufgabe gegeben, die Einheit der gesammten germanischen Nationalität mit der Freiheit in Einklang zu bringen, ohne daß weder die eine noch die andere aufgeopfert würde. Beide waren aber Gegensätze, welche sich wechselseitig aufzuheben strebten, und so entstand denn schon frühe der Kampf der Einheit gegen die Freiheit, und umgekehrt, welcher mit abwechselndem Erfolge geführt wurde.

Ungeachtet der ungemeinen Liebe zur Unabhängigkeit und Freiheit ruhte die gesellschaftliche Einrichtung der Deutschen durchaus nicht auf Gleichheit, sondern es bestanden vielmehr verschiedene Stände, aus deren wechselwirkender Lebensthätigkeit die allgemeinen Nationalzustände sich entwickelten. Tapferkeit war das Mittel zum Erwerb und zur Familiengröße, aus ihr entsprangen die edlen Geschlechter, welche nach Maßgabe des Erfolges und später des Glückes in verschiedenen Abstufungen von einander sich absonderten. Indessen frühe schon wurde die Idee der Majorate lebendig: das Besitzthum der begüterten Familien vereinigte sich in den großen Wehren, und der Ausschluß der nachgebornen Kinder von dem Erbrecht zu Gunsten des Erstgebornen und zum Zwecke der Erhaltung des Familienglanzes gab der Macht sowie den Vorrechten des Adels unerschütterliche Grundlagen. Die Eigenthümlichkeit des

Wehrgelds lenkte die Machtverhältnisse der Bevorrechteten zu einem Uebergewicht des hohen Adels, welches die ursprüngliche Freiheit des niedern Adels bedeutend schwächte; denn dieser vermochte seine Unabhängigkeit im Laufe der Zeit nur mühsam gegen die immer höher steigende Macht der Urfreien oder der fürstlichen Geschlechter zu vertheidigen.

In jenen Zeiten war der niedere Adel das Volk, da die gesammten Massen der Handwerker, der Bauern und des Gesindes als Sklaven noch rechtlos blieben, und keine selbstständigen Mitglieder der Gesellschaft bildeten. Nicht nur die Humanität, sondern auch die höhern Interessen der Nation forderten deßhalb gebieterisch eine weitere Entwicklung so kümmerlicher Zustände, mithin die Emporhebung der rechtlosen Massen zu besondern Ständen der Gesellschaft. Der Weg dazu war bei der eisernen Herrschaft des Grundeigenthums schwer zu finden; doch dem edlen ersten Heinrich gelang gleichwohl die Lösung der Aufgabe.... er baute die Städte. Nun entstand erst das fruchtbarste Element und die eigentliche Grundlage des Nationallebens, der Bürgerstand. Die Wechselwirkung der verschiedenen Stände ward jetzt lebendig und wirklich schöpferisch, alle Seiten des Nationalcharakters entwickelten und offenbarten sich; zu dem Freigefühle und Thatendrang war das geistige Leben, die Gemüthsrichtung gekommen, zu dem Waffenkampf der Gewerbsbetrieb und die Kultur der Erstlinge von Kunst und Wissenschaft. Mit innigem Wohlgefallen ruht der Blick immer noch auf dem frühern Geiste des deutschen Städtewesens, auf der wechselwirkenden Thätigkeit der verschiedenen Stände und auf der großartigen Majestät des Nationallebens in jenen Geschichtsabschnitten, wo es der Kraft und der Weisheit gelang, die widerstrebenden Neigungen, Interessen und Tendenzen der Einheit und der Freiheit in Einklang zu bringen. Nach den ruhmvollen und kräftigen Vorbereitungen unter dem ersten Heinrich, unter Otto I. und Conrad II. war jene Aufgabe unter Heinrich III. zur größten Lösung gebracht worden, ja sogar nahe daran, für immer glücklich durchgeführt zu werden.

Es ist einer jener mächtigen Erfolge der fortschreitenden Bildung, welche nur durch die Zeit erlangt werden können, daß auch die große Kluft der Stände allmälig sich vermindert und das Volksleben zu mehr mittleren Verhältnissen übergeht. Bei der ersten Blüte der germanischen Staatszustände konnte dieser Fortschritt aber noch nicht möglich sein, sondern es mußte noch eine gewisse Schroffheit in der Scheidung der verschiedenen Stände stattfinden. Dieß war denn auch der Fall, leztere schieden sich streng von einander und bildeten sogar auch feindliche Gegensätze, nämlich 1) die Fürsten, 2) den Adel, 3) die Bürger und 4) die Landbewohner. Dazu kamen nun noch die Geistlichen, welche ebenfalls in verschiedene Stufen sich abtheilten und am Umfang der Würde bis zu dem Stande der Fürsten hinaufreichten.

Der Abstand der obersten und der untersten Stufe des Staatslebens war bedeutend, dort Reichthum, Pracht und Macht, hier Armuth und Abhängigkeit, denn schon in frühen Zeiten schildern die Geschichtschreiber das Loos der Leute auf dem Lande, welche zum Theil zwar gemeine Freie, zum größern Theil dagegen Hörige des Adels und der Fürsten waren, als sehr drückend und hart. Indessen es gab auch eine Milderung des Uebels. Seitdem Heinrich I. die große Idee der Städteerbauung als Stützpunkt der Reichsgewalt und der Macht der Nation gegen Außen gefaßt hatte, war den Hörigen auf den Gütern des Adels und der Fürsten die Gelegenheit gegeben, durch Niederlassung und Geschäftsbetrieb in den Städten Auskommen und Selbstständigkeit sich zu erwerben. Alle einsichtsvollen Kaiser der folgenden Zeit befolgten

nun dieselbe weise Staatskunst und unterstützten die Entwicklung des Städteweſens, indem ſie den Adel zwangen, einen gewiſſen Theil ſeiner Hörigen zur Bevölkerung der entſtehenden Städte abziehen zu laſſen. Das germaniſche Staatsleben war alſo in zwei Hauptelemente abgeſondert: auf der einen Seite fanden ſich die Fürſten und der Adel, welche nur von der Arbeit der untern Klaſſen lebten, und auf der andern die Städte, aus denen ſich der ſelbſtſtändige Bürgerſtand entwickelte, unter dem Schutze des Kaiſers. Es war von jeher Grundſatz des germaniſchen Staatslebens, den untergeordneten Reichselementen verhältnißmäßige Selbſtſtändigkeit, alſo die freie Bewegung innerhalb eines gewiſſen Kreiſes zu belaſſen, und ſo gut die entſtehenden unmittelbaren Städte dieſes Recht dem Kaiſer gegenüber beſaßen, ebenſo ſtand daſſelbe den Fürſten und der reichsunmittelbaren Ritterſchaft gegen das allgemeine Staatsoberhaupt zu. Die Macht des Kaiſers war daher nie die ſtrenge ausgebildete Centralgewalt, wie ſie in neuerer Zeit bei vielen großen Völkern ſich befindet, ſondern ungleich beſchränkter. Sowohl Fürſten, als Reichsritterſchaft wußten dieß zu benützen und ihre Macht mehr und mehr zu erweitern. Dadurch wurden nun der Kaiſer und die Städte zu natürlichen Bundesgenoſſen gemacht, indem der erſtere die Entwicklung der letztern auf alle Weiſe begünſtigen mußte, um das nothwendige Gegengewicht wider die wachſende Macht der Fürſten und der Reichsritterſchaft zu gewinnen, und die Städte an die Reichsgewalt, alſo den Kaiſer, innig ſich anzuſchließen genöthigt waren, um wider die Uebergriffe der Fürſten und der Reichsritterſchaft Schutz zu finden.

Mit der großen Kraft der Germanen war auch eine gewiſſe Neigung zur Gewaltthätigkeit verbunden, welche bis zur Ausbildung milderer Sitten einer ſtrengen Ueberwachung bedurfte. In gewiſſer Weiſe lag dieſe Pflicht den Fürſten und den Obrigkeiten überhaupt ob, aber die untern Volksklaſſen bedurften wiederum eines Schutzes wider die mißbräuchliche Anwendung des obrigkeitlichen Aufſichtsrechts ſelbſt, ſei es nun gegen die fürſtliche, ritterſchaftliche oder ſtädtiſche Macht. Dieſer Schutz konnte nächſt den Bürgſchaften des eigenen Richteramts des Volkes und der Landſtände nur von der Reichsgewalt ausgehen, und ſo ergab ſich denn eine neue wichtige Stellung des Kaiſers zu den mittlern und untern Volksklaſſen. Dazu kam nun noch, daß die Neigung zur Gewaltthätigkeit bei den Mächtigen mitunter ſogar zur offenen Raubſucht ausartete, und daß Unſicherheit der öffentlichen Straßen entſtand; auch hier war der Kaiſer der natürliche Schützer. Aus allem dem ergibt ſich die wichtige Stellung, welche in der alten Reichsverfaſſung der Kaiſer zu den übrigen Elementen der Geſellſchaft einnahm. Ihre Bedeutung wurde dadurch noch größer, daß die Entwicklung der Nationalitäten noch nicht vollendet und die Grenzen der verſchiedenen Stämme noch nicht definitiv feſtgeſtellt waren. Es gab daher von Zeit zu Zeit Wirren und Kämpfe mit den fremden Stämmen und bei dieſen, von deren Ausgang die nationale Größe Deutſchlands abhing, war wiederum der Kaiſer der Repräſentant der Nation. Je einflußreicher nach allem dieſem das Staatselement der Reichsgewalt ſein mußte, deſto mehr reizte es auch die Eiferſucht aller derer, welche zu ungebundener Macht anſtrebten und ſo entſtanden denn theils die Kämpfe mit dem Pabſtthum, wo die nationale Unabhängigkeit Deutſchlands gegen Rom vertheidigt wurde, theils die innern Kämpfe für und gegen die Einheit.

Wo nun ſowohl von der heitern, als auch von der trübern Seite der deutſchen Nationalzuſtände der Grund lag, iſt ſehr klar und einfach. Die Verſchiedenheit der Stände iſt in keiner Zeit ganz zu vermeiden, und die Fortſchritte der Bildung haben in dieſer Beziehung nur den Sinn, daß die Schroffheit der Abſtände gemildert und mehr mittlere Zuſtände im Laufe der Zeit gegründet werden ſollen. Abſtufung der Stände war alſo nothwendig, und nicht unbedingt ein Uebel, vielmehr ein Mittel zu größerer Mannigfal-

tigkeit und Regsamkeit des Lebens. Indessen das Uebermaaß mußte vermieden, der Druck von oben nach unten gemildert, und den untersten Ständen, also den Hörigen auf dem Lande, die sorgfältigste Aufmerksamkeit und gründlicher Schutz gewidmet, namentlich die allmälige Fortbildung derselben zur Selbstständigkeit aus allen Kräften befördert werden. Es waren durch die Städte und durch die Entstehung der Industrie, der Wissenschaften und Künste alle Mittel gegeben, die öffentlichen Zustände von ihrer verhältnißmäßigen Rauheit zur Gesittung und Kultur überzuführen und die socialen Verhältnisse aller Stände mit Billigkeit zu regeln. Aber dazu gehörte vor allem Gemeinsinn, Wohlthätigkeit und Vaterlandsliebe. Von Seite der Städte und selbst der Reichsritterschaft waren diese Eigenschaften auch öfters gegeben: in den freien Städten namentlich hatte sich zuweilen ein ehrwürdiger Geist von Bürgertugend, Vaterlandsliebe und Gemeinsinnigkeit ausgebildet: einzelne Kaiser unterstützten auch diese Richtung und so war es an sich möglich, die Verhältnisse im innern Reichsleben, welche bei der Eigenthümlichkeit seiner Verfassung einer starken Hand und eines erleuchteten Blicks zur Leitung bedurften, bleibend zu ordnen und, ohne Rückfall der innern Freiheit und der äußern Macht, den Zuständen der Reife mit Mäßigung, doch mit Sicherheit entgegenzuführen.

Alles dieß sollte aber der westphälische Friede leider vom Grunde aus ändern.

Zweites Hauptstück.

Umwandlung des deutschen Staatsrechts durch den westphälischen Frieden. Untergang der Reichseinheit.

Es war ein auffallender Umstand, daß nicht nur das französische, sondern auch das schwedische Friedens-Instrument so ausführlich mit den innern Reichs-Angelegenheiten Deutschlands sich beschäftigte. Was hatten zwei auswärtige Staaten mit den staatsrechtlichen Einrichtungen unseres Landes zu schaffen? Aus welchem Grunde drangen beide insbesondere so eifrig auf die Befestigung der landesherrlichen Machtverhältnisse? Die Antwort liegt in der mittelalterlichen Geschichte der Deutschen!

Unser Volk war dortmals anerkanntermeise das erste in der Christenheit, und durch den ausschließenden Besitz des Kaiserthums selbst staatsrechtlich der oberste Lenker und Schiedsrichter in den wechselseitigen nationalen Beziehungen. Diese Auszeichnung war zugleich kein leerer Titel oder bloßer Ehren-Vorzug, sondern ruhte durch den Reichthum der Nation, den Gewerbs- und Handelsfleiß, den Acker- und Bergbau, die große Bevölkerung und Waffen-Uebung derselben, sowie hauptsächlich durch die Tapferkeit und Thatkraft des Adels und der Städte auf wirklicher Macht. Deutschland besaß daher im Verhältniß zu dem Ausland hohes Ansehen; doch der Nerv desselben und die belebende Kraft, welche alle Thätigkeiten in einen schöpferischen Mittelpunkt zusammendrängte, war ..... die Reichseinheit. Da auf ihr vor-

nehmlich die Macht Deutſchlands nach Außen ruhte, ſo richteten die fremden Staaten, welche eine Verminderung jener Macht wünſchten, ihr Augenmerk dorthin, und trachteten nach der Beſchränkung der Rechte des Kaiſers.

Die Franzoſen insbeſondere hatten ſich nur unter dem Vorwande des Schutzes der deutſchen Freiheit in den Krieg eingemiſcht; ſolche Freiheit war aber eigentlich das Anſtreben der Landesherren zur völligen Souveränität, oder die Zerſplitterung Deutſchlands. War nun durch Anfachung der innern Zwietracht der Deutſchen der Weg zur Auflöſung unſrer Staatseinheit ſchon angebahnt, ſo mußte in dem Friedensſchluße ſelbſt dem Ziele näher gerückt werden. Aus dieſem Grunde beſchäftigten ſich die Franzoſen in dem Friedens-Inſtrument ſo emſig mit den innern Reichs-Angelegenheiten Deutſchlands, und zwar der Schwächung der kaiſerlichen Gewalt.

Bei dem erſten Anblick der dießfallſigen Beſtimmungen ſcheint es, daß an dem ältern Staatsrecht wenig geändert, vielmehr nur die hergebrachten Gerechtigkeiten beſtätiget worden ſeien. Anders wird jedoch die Sache durch den geheimen Sinn jener Vertragspunkte, und die Auslegung derſelben, welche ihnen die Landesherren nun unterſchoben. So oft früher Auflehnungen und Kriege einzelner Fürſten gegen das Reichsoberhaupt auch vorgefallen waren, ſo wagte es doch Niemand, das Oberaufſichts-Recht und das höchſte Richteramt des Kaiſers in Zweifel zu ziehen. Jetzt gab indeſſen die Spaltung im Glauben einen Vorwand an die Hand, jene Gerechtſame der kaiſerlichen Gewalt wirklich zu beſtreiten. Die evangeliſchen Fürſten behaupteten nämlich, daß ſie in Sachen der Religion das Richteramt eines katholiſchen Reichsoberhaupts nicht anerkennen. Nach einer langen Uebung blieb die Kaiſerwürde immer bei dem Hauſe Oeſtreich, alſo im Beſitze eines katholiſchen Fürſtengeſchlechts; wäre dieſelbe aber zufällig auf ein proteſtantiſches Fürſtenhaus übergegangen, ſo würden die Katholiken ohne Zweifel ebenfalls erklärt haben, daß ſie einem evangeliſchen Kaiſer in Religions-Sachen keinen Urtheilsſpruch einräumen. Man hatte demnach die Religion über den Staat geſetzt, und da der weſtphäliſche Friede alles dieß ſanctionirte, alſo in den Streitigkeiten beider Religions-Parteien die Entſcheidung durch Stimmen-Mehrheit verbot, ſo war Deutſchland von nun an ſtaatsrechtlich in zwei fremdartige Hälften abgetrennt. Es würde nicht zu tadeln geweſen ſein, wenn man, nach dem Grundſatz der Duldung, jeder Religions-Partei die Erledigung ihrer innern confeſſionellen Streitigkeiten in ſouveräner Weiſe überlaſſen hätte; allein die Aufhebung der Richtergewalt des Kaiſers beſchränkte ſich im weſtphäliſchen Frieden keineswegs auf bloße Glaubens-Dogmen, ſondern umfaßte vielmehr die geſammte ſtaatsrechtliche Stellung der Proteſtanten zu den Katholiken und umgekehrt. Dadurch löſte ſich die Reichsverſammlung in zwei ſelbſtſtändige Theile auf, die ſich wechſelſeitig keinen Einfluß auf einander geſtatteten, und die einheitliche Staatsverwaltung unmöglich machten. Der einfache Widerſpruch eines Religionstheils hinderte nunmehr die Schlußfaſſung; ..... das Staatsruder ſtand ſtill. Schon bei dem Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens hatte man dieß gefühlt, und gleichſam wie eine Wehklage den Satz aufgenommen:

„daß die Reichsverſammlung durch die Spaltung in Evangeliſche und Katholiſche als *Eine einheitliche Körperſchaft* nicht mehr angeſehen werden kann!“

Durch die Vorſchrift, daß ſich die Trennung nur auf Religions-Sachen beſchränke, ſchien freilich die Einheit der Reichsverſammlung in anderer Beziehung gerettet zu ſein; aber auch dieß war mehr Schein, als Wirklichkeit, da bei dem vieldeutigen Wort „Religions-Angelegenheit“ in den meiſten Streitfragen die Zuſtändigkeit der Reichs-Verſammlung beſtritten werden konnte. Handelte es ſich z. B. um eine Ver-

mehrung der Kurstimmen, so hieß es: „eine Ueberzahl der katholischen oder der evangelischen Wahlfürsten gefährde die eine, oder die andere Religion!“ Auf eine ähnliche Weise konnte man bei allen andern Staatsfragen den Glauben hereinziehen, und die Wirksamkeit der Reichsversammlung lähmen oder gänzlich aufheben. Kurz die Einheit der letztern und folglich der Nation selbst bestand bei dem Inhalt des westphälischen Friedens für die Folge nur noch den Worten, doch nicht der That nach.

Solches Verhältniß der Dinge wurde nun von den Landesherren sorgfältig benützt, um sich von der Reichsgewalt allmälig vollkommen unabhängig zu machen. Und hierin wurden sie noch von andern Bestimmungen des westphälischen Friedens, sowie von gewissen Vorgängen bei den Unterhandlungen desselben sehr nachdrücklich unterstützt. Was das Erstere anbetrifft, so hatte man den Reichsständen den Besitz einer vollen Landeshoheit eingeräumt. Man verband mit dem Ausdruck: „landesherrliche Gewalt,“ freilich schon früher den Begriff großer Machtvollkommenheit; allein unter „voller Landeshoheit“ verstand man jetzt doch noch größere Vorrechte, und da die Worte noch überdieß vieldeutig waren, so legte man von Seite der Fürsten so viel hinein, daß volle Landeshoheit wenig anderes sein sollte, als Souveränetät. Zugleich waren durch das Schwanken der Ausdrücke so viele Streitigkeiten angebahnt worden, daß ihre Erledigung äußerst schwierig werden mußte, und daß jedenfalls der Gang der Reichsverwaltung dadurch gelähmt ward. Damit aber in solchen Streitigkeiten der Sieg schon im Voraus den Landesherren zugesichert bleibe, und damit über die thatsächliche Auflösung der deutschen Staatseinheit überhaupt kein Zweifel mehr obwalte, war dem westphälischen Frieden noch die ausschweifende Bestimmung beigefügt:

„Daß die einzelnen Landesherren befugt seien, zu ihrer Erhaltung und Sicherheit Bündnisse mit auswärtigen Mächten einzugehen!“

Bei einer solchen Gerechtsame der deutschen Fürsten war die nominelle Beibehaltung der Reichseinheit ein wahrer Hohn! Wie kann von einem einigen Staate noch die Rede sein, wenn einzelne Landschaften desselben befugt sind, in ihrem Privatinteresse mit auswärtigen Mächten Bündnisse wider die andern Landestheile einzugehen? Man hatte freilich die Bünde wider Kaiser und Reich ausgenommen; allein jenes Recht deutet schon an sich die volle Unabhängigkeit an, weil es nur ein Ausfluß der Souveränität ist. Trotz der bemerkten Beschränkung erhob also die Befugniß, mit dem Ausland Bündnisse zu schließen, die deutschen Landesherren zu wirklichen Souveränen. Bei solcher Eigenschaft mußte aber auch die beigefügte Beschränkung der fraglichen Gerechtsame nur in leerem Schein bestehen, ein Wort ohne Wirklichkeit sein, und daß dem in der That so war, hat die folgende Geschichte nur zu sehr erwiesen.

Soviel die besondern Vorgänge bei den Friedens-Unterhandlungen betrifft, welche das Streben der Fürsten nach der Souveränität ebenfalls beförderten, so sollte sogar der lächerliche Streit über die „Excellenz“ Bedeutung erlangen. Die Churfürsten hatten diesen Titel für ihre Gesandten gefordert, um der Republik Venedig gleich zu stehen; bald begehrten sie denselben jedoch aus dem Grunde, weil er den Gesandten der Könige gebühre. Da man ihrem Verlangen willfahren mußte, so sahen sie sich im Geheimen schon als Könige an, und steigerten nun ihre Ansprüche auf Unabhängigkeit von der Reichsgewalt.

Gleichsam um größere Anrechte auf volle Souverainetät und königliche Macht zu erlangen, vermehrten die Churfürsten gleichzeitig die Förmlichkeiten und die Pracht ihres Hofstaates. Nach dem Beispiele der Könige, umgaben sie sich nicht nur mit Kammerherren, sondern richteten auch Kron- und Hofämter ein. Durch die Ernennung von Oberhof-Marschällen, Oberst-Kämmerern u. s. w., dann durch die Steigerung der churfürstlichen Titel, endlich durch die Nachahmung der feierlichen Etikette des französischen

oder spanischen Hoftons verwandelten sich die sonst einfachen Fürstenhäuser Deutschlands jetzt in ungemessene Schaustellung von Luxus und Pracht. Das Beispiel der Wahlherren reizte nämlich auch die Fürsten, dann die Grafen, und am Ende selbst die Reichsritter zur Nachahmung, und binnen kurzer Zeit zeigte sich in den Häusern aller dieser Geschlechter ein Luxus und eine Lebens-Manier, welche die vollständigste Umwandlung der deutschen Sitten offenbarte.

Was nun vollends die deutsche Reichseinheit aufheben mußte, war die seltsame Bestimmung des westphälischen Friedens, daß alle Theilnehmer desselben, sohin auch die Kronen Frankreich und Schweden, für die Aufrechthaltung des Friedens-Vertrages die Gewähr übernehmen. Einen wesentlichen Theil des Vertrages bildete die Verleihung der vollen Landeshoheit an die Reichsfürsten. Wenn ein Streit darüber entstand, was zu der vollen Landeshoheit gehöre, so sollten hierüber auch Frankreich und Schweden gewissermaßen die Schiedsrichter sein. Beide Mächte konnten also selbst dem Rechte nach fortwährend in die innern Staatsangelegenheiten der Deutschen sich einmischen. Die Zwistigkeiten über den Umfang der Landeshoheit mußten hauptsächlich zwischen den Fürsten und dem Kaiser schweben; als Garanten des Friedens, wären die Kronen Frankreich und Schweden immer Bundesgenossen der Fürsten, weil diesen der Friedensschluß so große Rechte eingeräumt hatte; jene fremden Mächte fanden daher volle Gelegenheit, auf die Schwächung der kaiserlichen Gewalt, und gänzliche Zerrüttung der Staats-Einheit Deutschlands hinzuwirken.

Im Vereine aller dieser Umstände war der innere Organismus des germanischen Staatslebens in seinen edelsten Theilen verletzt, und konnte fortan nur zur völligen Auflösung übergehen. Die Interessen der einzelnen Reichsglieder standen einander so feindlich gegenüber, daß eine Ausgleichung schon einer starken Central-Staatsgewalt Mühe gemacht haben würde; nun war aber eine solche nach dem westphälischen Friedensschluß in Deutschland gar nicht mehr vorhanden, vielmehr die Macht des Kaisers bei Streitigkeiten mit den Fürsten nur auf gütliche Vorstellungen und auf Bitten beschränkt. Diese waren natürlich ebenfalls fruchtlos, da das leidenschaftliche Verlangen der Fürsten nach Souveränität auch die letzten Regungen von Patriotismus erstickt hatte. So war denn Deutschland in zwei Religions-Parteien gespalten, welche ihre Glaubens-Interessen jenen des Vaterlandes vorzogen, in viele unabhängige Fürstenländer zerstückelt, die für ihre Sonder-Angelegenheiten mit auswärtigen Mächten Bündnisse eingehen durften, und von zwei fremden Staaten innerlich aufgewühlt, welche sich die Garanten des westphälischen Friedens nannten, doch nur auf die Schwächung unseres Vaterlandes sannen.

Erschien schon eine solche Wendung der Dinge als äußerst unglücklich, so kamen noch andere Umstände hinzu, um die Leiden der Nation bis zum Uebermaß zu steigern.

Drittes Hauptstück.

Verfall der Freiheit und der Nationalität.

Nach zwei Richtungen hatte sich die Reichseinheit geschichtlich als die größte Wohlthat, als das höchste Gut unseres Volkes ausgewiesen: 1) In Ansehung der Machtverhältnisse gegen Außen, und 2) in Ansehung des Rechtsschutzes für die untern Volksstände. In beiden Beziehungen mußte denn der Untergang der Nationaleinheit zerstörend auf Deutschland einwirken. So viel die Machtverhältnisse nach Außen betraf, so kündigte schon der Wortlaut des westphälischen Friedens an, daß Deutschland, seiner nationalen Unabhängigkeit baar, fortan unter der Vormundschaft fremder Staaten stehe; denn Frankreich und Schweden waren, als Garanten des Friedensschlusses, auch die Wächter über die neugeschaffene Art von Reichs-Verfassung. Wer erkennt in einem solchen Verhältniß noch die alte Hoheit von Kaiser und Reich im Mittelalter? Frankreich hatte durch den Besitz von Elsaß in Deutschland selbst festen Fuß gefaßt, und durch sein Einmischungsrecht in die innern Angelegenheiten unseres Volkes zugleich den Grund zur künftigen Oberhoheit über dasselbe gelegt. Seit dem Abschluß des westphälischen Friedens trat daher Frankreich in ein ähnliches Verhältniß zu Deutschland, wie einstens Rom zu den alten Germanen. Das war die erste Folge des Unterganges unserer Reichseinheit. Eine zweite ergab sich in Beziehung auf den Rechtsschutz der untern Volksklassen.

Es wurde im Verlaufe des gegenwärtigen Werkes vielfältig nachgewiesen, daß weder in der Urzeit noch im Mittelalter von einer wahren bürgerlichen Freiheit die Rede sein konnte, vielmehr nur einzelne Stände im Besitze von Freiheiten, d. h., von Vorrechten waren; aber andererseits gab es durch die lebhafte Wechselwirkung der verschiedenen Stände wieder Ersatz, sowie die kaiserliche Macht und die landständischen Verfassungen, in Verbindung mit dem freien Gesetze über die Verfestung, doch auch den untern Ständen einen verhältnißmäßigen Rechtsschutz gewährten. Auch dieß sollte der westphälische Friedensschluß nun ändern. Durch die Waffen und durch das Bündniß mit Fremden gegen Kaiser und Reich hatten die Fürsten ihre höhere Stellung gewonnen; durch dieselben Mittel mußte solche also erhalten und noch weiter entwickelt werden. Der dreißigjährige Krieg hatte die Lohnsoldaten und besoldeten Heere bedeutend vermehrt; sonst war es üblich, die Krieger nach geschlossenem Frieden wieder zu entlassen; zur Behauptung und noch weiterer Entwicklung ihrer neuen Stellung bedurften aber die Fürsten die besoldeten Heere auch im Frieden. **So entstanden denn die stehenden Heere, und mit ihnen erst der völlige Untergang der deutschen Institutionen.**

Der Inhalt des westphälischen Friedens gab den deutschen Fürsten das Anrecht auf ungleich höhere Machtvollkommenheit, das stehende Heer, welches sie seitdem unterhielten, dagegen die Mittel zur Geltendmachung derselben. Durch ihren Vortheil an jenen der Fürsten gekettet, ohne Sinn und Gefühl für die vaterländischen Interessen, sahen sich die Lohnknechte nicht als Bürger, nicht als Vertheidiger des Vater-

landes, sondern als die Schergen der landesherrlichen Gewalt an, deren Befehle sie blindlings vollzogen.

Nach dem Geiste der alten Reichsverfassung waren die Reichsstädte und der ritterschaftliche Adel die natürlichen Elemente, um in Verbindung mit dem Kaiser das Gleichgewicht der verschiedenen Stände aufrecht zu erhalten, und den zerstörenden Uebergriffen der fürstlichen Macht Zügel anzulegen. Durch die Errichtung der stehenden Heere und die Umbildung der fürstlichen Haushaltung in königliche Hofpracht wurden indessen dem ritterschaftlichen Adel Vortheile gezeigt, wodurch er sich blenden und berücken, ja endlich verleiten ließ, gegen seine eigenen Interessen den Zwecken der Fürsten zu dienen. Die Ritterschaft hatte nämlich entweder in Folge der Reichs-Matrikel oder der Lehens-Verbindung in den Kriegen mit Roß und Mann zu dienen; durch die stehenden Heere wurden nun diese Dienste entbehrlicher, und die Fürsten sahen schon hierin ein Mittel, den Adel an sich zu ziehen. Anstatt des Aufgebotes der Ritterpferde des Adels, vermehrten sie ihr stehendes Heer auf dem Wege der Werbungen, indem sie das Geld dazu durch Steuer-Auflagen beitreiben ließen. Da der ritterschaftliche Adel steuerfrei war, als das Kennzeichen seines Standes nach den Ueberlieferungen der Urzeit, so fiel alle Last auf die Bürger und Bauern, und der Adel hatte in der beschwerlichen Stellung der Ritterpferde entweder gänzliche Befreiung, oder wenigstens große Erleichterung erlangt.

Ein zweiter Umstand trug noch mehr dazu bei, die Ritterschaft wider deren wahre Interessen an die Fürsten zu ketten. Durch die Steigerung des Luxus in den Hofhaltungen wurden eine Menge von Ehrenstellen und Aemtern geschaffen, welche nach der Natur der Sache nur von Edelleuten bekleidet werden konnten. Theils die Eitelkeit, theils die Habsucht reizte die Ritterschaft zur Annahme solcher Aemter und Ehrenstellen, weil damit bedeutender Einfluß oder Geldeinkommen verbunden war. So wurde denn auch der Adel das Werkzeug der unumschränkten Fürstenmacht.

Es war dieß ein ungeheurer Mißgriff, der zugleich die Unabhängigkeit und ehrenvolle Stellung der Ritterschaft selbst untergrub. Vormals lebten die Edelleute auf ihren Schlössern als selbstständige Mitglieder eines ehrwürdigen Reiches, und jetzt füllten sie die Vorzimmer und Gesellschaftssäle der Fürsten. Dadurch wurde ihr früheres patriarchalisches Verhältniß zerstört, und ihre schöne Unabhängigkeit im Bereiche ihrer Güter und Herrschaften zerrüttet. Von jetzt an ward es nothwendig, daß im Laufe der Zeit der Adel zugleich mit den Bürgern und Bauern unter die Zwingherrschaft der Fürsten gebeugt werden mußte.

Nach einer so großen Veränderung in der Stellung der Ritterschaft waren nur noch die Reichsstädte geeignet, wider die hochstrebenden Entwürfe der Landesherren ein Gegengewicht zu bilden. Indessen die Städte waren durch den dreißigjährigen Krieg verarmt, und zunächst nur auf ihre Erholung bedacht. Von den Folgen des Krieges mit Grauen erfüllt, richteten sie ihr Sinnen und Denken bloß auf Erhaltung des Friedens. Dadurch wurden sie so ängstlich, daß sie in allen Staats-Conflikten schon wieder eine Ursache zu einem neuen Krieg erblickten, daher diese eifrigst zu vermeiden suchten. Für das beste Mittel dazu hielten sie die Nachgiebigkeit, und sie wurden darum so geschmeidig, daß sie sich den Anforderungen der Fürsten allmälig unbedingt fügten. Viele Andeutungen solcher Sinnes-Aenderung hatten sich schon während der westphälischen Friedens-Unterhandlungen ergeben, wie das angeführte Votum des Abgeordneten von Konstanz erweist. Sowie man damals des Friedens wegen selbst die Nationalehre preis geben wollte, brachte man jetzt der Erhaltung der Ruhe so große Opfer, daß auch die Selbstständigkeit

der Städte untergraben wurde. Da demnach die kaiserliche Macht gelähmt, die Ritterschaft an das Interesse der Fürsten gekettet, und die Freiheit des Bürgerstandes zerrüttet war, so hatte sich die Auflösung aller Elemente der ehrwürdigen Reichsverfassung bemächtiget.

Jetzt sahen sich die Fürsten nicht nur im Besitze thatsächlicher Souveränität, sondern sogar der unumschränkten Staatsgewalt.

Die Oberaufsicht des Kaisers über die Regierung der Fürsten in ihren Ländern sollte zwar noch fortbestehen, also der Bedrückte bei dem Kaiser noch Schutz finden können, und die beiden Reichsgerichte, das Kammergericht und der Reichshofrath, waren dazu eingesetzt. Allein der Geschäftsgang bei diesen obersten Gerichtshöfen war der Art, daß Käſtner darauf das schöne Epigramm machte: „Wetzlar (wo das Kammergericht war) ist der Olymp der deutschen Processe, denn auf dem Olymp wohnt die Unsterblichkeit.“ Niemand erlebte also den Ausgang eines Rechtsstreites gegen Mächtige, und wenn auch endlich ein rechtskräftiges Urtheil vorlag, so konnte es wegen Mangel an Macht nicht vollstreckt werden. Einzelne Beispiele von Urtheilsvollstreckungen gegen Fürsten finden sich zwar auch nach dem westphälischen Frieden noch in der Geschichte; aber immer nur gegen schwächere Fürsten, gegen Mächtige war dagegen die Vollziehung unmöglich, wie die Geschichte Friedrichs II. gezeigt hat.

Wegen der gänzlichen Nichtigkeit des Kaiserlichen Schutzes war also Freiheit, Leben und Eigenthum der Bürger vollkommen in die Hand und die Willkür der Fürsten gelegt. Die Landstände waren freilich da, allein die Fürsten wurden über jeden Widerstand, den diese leisten wollten, immer so aufgebracht, daß sie sich auch nicht scheuten, gegen die einzelnen Muthigen der Landstände Gewalt zu brauchen. Oefter als einmal wurden solche Männer wegen ihres Widerstandes in's Gefängniß geworfen, namentlich in Würtemberg. Die Massen, in denen durch den Untergang der vaterländischen Geschichte und nationalen Tugenden alle Kraft und Männlichkeit erloschen war, ließen sich wie Schwächlinge und Feiglinge einschüchtern und die Mehrzahl der Landstände ging ihnen mit diesem rühmlichen Beispiele gewöhnlich voran, wie wir es z. B. auch im Jahre 1832 wieder erlebt haben. Der Eingeschüchterte widersteht nicht; aus der Repräsentation der Landstände wurde daher ein wahrer Spott, die Fürsten durften nur verlangen, was sie wollten, und es wurde sogleich bewilligt. Und wenn ja einmal ein Versuch gemacht wurde, den Uebermuth der Landesherren in gebührende Schranken einzuschließen, so durfte man gewiß sein, daß alsbald eine gewaltige Reaction eintreten und denselben doppelt so viel bewilligt werden würde, als ihnen streitig zu machen, einen Augenblick lang versucht worden war.

Die Machtvollkommenheit der Fürsten war also unbeschränkt. Welcher Gebrauch davon gemacht wurde, ist in der unparteiischen und gerechten Geschichte ebenfalls niedergelegt. Durch die Kosten der stehenden Heere wurden natürlich die Staatsbedürfnisse sehr bedeutend vermehrt. Hätte man, wie es später in Preußen öfters, namentlich unter Friedrich II. und Friedrich Wilhelm III., der Fall war, jenes erhöhte Bedürfniß durch Beschränkung des Hofaufwandes wieder auszugleichen gesucht; so würde die neue Last noch etwas erträglicher geworden sein. Allein zu den großen Ausgaben für die stehenden Heere kam bei den meisten Regierungen noch ein beispielloser Hofluxus, und die gesammten Staatsausgaben erreichten dadurch eine außerordentliche, vorher nie gekannte Höhe. Nach den deutschen Sitten und Institutionen waren die Fürsten zur Bestreitung der Kosten ihrer Heeresmacht, ihrer Haushaltung und der gesammten Landesverwaltung auf die Domainen, die hergebrachten indirecten Gefälle und die Abgaben aus dem

Grundverband verwiesen. Eigentliche Steuern, die ursprünglich gar nicht in den Sitten der Deutschen lagen und, wie wir schon bemerkten, nur nach und nach unter allerlei Namen eingeschmuggelt wurden, waren auch später immer noch außer der Regel und sollten nur bei ungewöhnlichen Fällen ausnahmsweise gefordert und bewilligt werden, um das durch unvorhergesehene Ereignisse und Nothfälle gestörte Gleichgewicht der Landeseinnahmen und Ausgaben wiederherzustellen.

Alles dieß änderte sich nach dem westphälischen Frieden aber wesentlich. Die schrankenlose Macht der Fürsten erregte auch schrankenlose Pracht- und Genußsucht, das Gleichgewicht der Einnahmen und Ausgaben war fast immer gestört, die Steuer also zur Nothwendigkeit und Regel geworden. Durch die neue Last beständiger Steuern wurden der Industrie und dem Ackerbau die Mittel zur höhern Regsamkeit und Ausbildung entzogen; der Handel litt unter Zöllen und andern Beschränkungen, der Wohlstand sank, das Volk ward arm .... muthlos. Zu diesem materiellen Druck kam noch der geistige. Freiheit und Leben war in jenen Fällen halb und halb gesichert, wo der Bürger nicht die Pläne und Neigungen des Fürsten selbst durchkreuzte. Kam er aber mit diesem selbst in Widerstreit, so war öfters sowohl für die Freiheit, als das Leben zu fürchten. Man erzählt viele und schreckliche Beispiele leidenschaftlicher Aufwallungen, selbst berechneter Grausamkeit einzelner Fürsten. Wir wollen zur Ehre der Menschheit hoffen, daß sie unwahr sind, oder wenigstens mit Uebertreibung berichtet werden. Aber so viel bleibt historisch gewiß, daß, in Conflicten der Bürger mit den Fürsten selbst, die persönliche Freiheit so wenig gesichert war, als das Leben. Der Verlust des Geschwornengerichts mußte schmerzlich empfunden werden. Es gab allerdings Gerichte, und Leben oder Freiheit sollten nur durch richterlichen Ausspruch entzogen werden können. Indessen mit den Gerichten ging es, wie mit den Landständen, sie waren von den Fürsten abhängig, unterlagen, wie die Stände, der Einschüchterung und zum Theil auch dem Einflusse gegebener oder in Aussicht gestellter Gunstbezeugungen.

Zu allen diesen Uebeln gesellte sich nun noch die grenzenlose Verachtung, welche Fürsten und Adel dem Bürgerstande bezeigten. Jede Berührung mit diesem Stande war eine Verunreinigung, eine Heirath mit Bürgerlichen vollends eine Entweihung, strenge sonderten sich Fürsten und Adelige von den gemeinen Bürgern und trieben den Uebermuth ihres falschen Stolzes über alle Grenzen.

Eine besondere Erscheinung der Zeit beförderte noch diese Richtung und kündigte noch deutlicher den bevorstehenden gänzlichen Verfall Deutschlands an, nämlich die Nachahmung der französischen Moden und Sitten. Die erste Veranlassung zu einer solchen Entartung, deren Folgen verderblicher waren, als man glauben wollte, gab der Verkehr der deutschen Rechtsgelehrten und Staatsmänner am westphälischen Friedenscongreß mit den französischen Gesandten, den Grafen d'Avaux und von Servien. Beide Grafen repräsentirten den damaligen französischen Hofton und entwickelten die Manieren, welche man mit Recht oder Unrecht, für feine Haltung und geistreiche Fülle hielt. Je mehr die französischen Botschafter an einem Orte, in welchem die größten Staatsmänner und die zierlichsten Edelleute von ganz Europa sich versammelt hatten, Aller Augen auf sich zogen, desto eifriger bestrebten sich die deutschen Notabeln, die bewunderten Sitten derselben sich anzueignen. Als nach der Aufhebung des Congresses die verschiedenen Geschäftsträger der deutschen Fürsten- und Adelshäuser in die Heimath zurückkehrten, brachten sie nun auch die berühmte französische Tournüre mit, und erregten in den Haushaltungen der Fürsten, wie der Grafen und Reichsritter den Wetteifer, die feine Haltung der Franzosen und alle deren Sitten ebenfalls anzunehmen.

Um diese Zeit trat noch überdieß die Periode Ludwig des Vierzehnten ein, jenes stolzen und herrschsüchtigen Monarchen, der nicht bloß durch Eroberung und Kriegsruhm, sondern auch durch Beschützung der Künste und Wissenschaften glänzen wollte. In der That fiel auch in jene Zeit das erste Erwachen der französischen Literatur, manches Talent setzte sich in Wirksamkeit und die Vorboten der geistigen Regsamkeit der Völker waren unverkennbar aufgetreten. Die langsamere, aber eben deßwegen zu größerer Dauer und zu höheren Leistungen berufene, Entwicklung der Deutschen brachte es mit sich, daß sie bei der ersten Kultur der schönen Wissenschaften hinter Frankreich eine kurze Zeit zurückstanden: dieß legten nun Fürsten und Adel in Deutschland als eine Unfähigkeit der Nation aus, sie warfen sich daher mit ungemeinem, wahrhaft leidenschaftlichem Eifer auf das Studium und den Genuß der französischen Literatur und dehnten ihre Verachtung der Bürger sogar auf die Verachtung der Nation und alles Vaterländischen selbst aus.

Es begann hiemit jene elende Zeit, wo die höheren Stände in Deutschland durch und durch französirt waren, aller deutschen Erzeugnisse, selbst unserer herrlichen Sprache, sich schämten und nur für das Fremde noch Sinn hatten. Wir müssen diese traurige Periode, welche die Nation in die geistige Abhängigkeit von Frankreich warf und die politische Unterjochung vorbereitete, wegen ihrer ungeheuern Folgen etwas näher beschreiben

Als unter Ludwig XIV. eine Vorblüte der französischen schönen Wissenschaften eintrat, wurde Deutschland mächtig davon ergriffen. Das Erlernen der Sprache, in der die Dichter und Weisen jener Zeit schrieben, wurde in Deutschland unter den bevorzugten Geschlechtern Sitte, alles hallte wieder von dem Lobe der geistreichen Nachbarn, man verschlang begierig die Erzeugnisse ihrer Leistungen in den schönen Wissenschaften, und weil man im Vaterlande Aehnliches nach dem Gange der Natur noch nicht finden konnte, so sah man mit Verachtung auf die eigenen Zustände.

Die Einflüsse des übertriebenen Glaubenseifers und des römischen Rechts hat Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert durch Beeinträchtigung seiner National-Einheit, seiner Freiheit und des Selbstgefühls des Volkes erfahren; jetzt sollte es auch die Wirkung einer ausschließenden und kriechenden Pflege fremder Literaturen kennen lernen, nämlich das Maaß seines Elends durch den Verlust der National-Unabhängigkeit vollendet sehen. Durch die übertriebene Verehrung der französischen Literatur und alles dessen, was in Frankreich Sitte war, eine Verehrung, welche oft wirklich bis zum Wahnwitz stieg, wurde die Geringschätzung der Deutschen von den Fürsten und dem Adel auf Sprache, Sitten, nationale Eigenthümlichkeiten und sogar auf Kleider und Geräthschaften ausgedehnt. Jene Stände sprachen und schrieben nur französisch, nahmen die französische Mode und Umgangs-Etikette an, wollten nur französisch fühlen und denken und am Ende auch nur französische Kleider und Geräthschaften haben. Nicht bloß die Köche, auch die Erzieherinnen der Kinder wurden von Frankreich verschrieben, Kleider und Geräthschaften nur gekauft, wenn sie dort gemacht oder wenigstens ein Franzose sie aus Deutschland bezogen und als französische Waare wieder dahin zurückgesendet hatte*). Ueber die vaterländischen Erzeugnisse, sowohl im Fache

*) Auch die Nachahmung französischer Sitten und Moden wurde schon von den Zeitgenossen als eine traurige Verirrung dargestellt. So rügte eine patriotische Stimme im satyrischen Tone:

„Daß die französischen Scheermeßer uns Deutschen den Bart beßer scheeren als andere, die französischen Scheeren und Zangen schneiden besser die Nägel, und reißen die Haar aus, als unsere, ihre Uhren gehen besser, wenn sie die Deutsche zu Paris gemacht haben, als wenn eben selbige Meister solche zu Augspurg gemacht hätten, dann die Luft

der Literatur, als der Industrie, äußerten sich Fürsten und Adel mit wegwerfender Verachtung, mit tief verletzendem und empörendem Hohn. Welche Folgen ein solches beklagenswerthes Benehmen auf das Gemüth und die Entwicklung der Nation haben mußte, ist klar.

Der deutsche National-Charakter äußert sich namentlich in Bescheidenheit und anspruchlosem Wesen; es ist dieß eine der schönsten Tugenden, allein sie artete bei uns in Schüchternheit und Mangel an Selbvertrauen und Selbstgefühl aus. Eine solche Stimmung ist der Production großartiger geistiger Werke und der Erweckung kühner Thaten nicht günstig. Ist nun ein Volk mit allen Anlagen zu beiden versehen, aber noch blöd und schüchtern, so muß es bei seinen ersten productiven Versuchen nicht durch Geringschätzung entmuthigt, sondern durch mäßigen und gehaltenen Beifall zu weiterem Fortschreiten und Thatendrang ermuntert werden. Fürsten und Adel wählten jedoch im 17. Jahrhundert den Weg der Geringschätzung und brachten es dadurch dahin, daß das ohnehin geringe Selbstgefühl der Deutschen vollends erstickt und der Glaube vollständiger Nichtigkeit in den Massen allgemein wurde.

Das gedrückte Gefühl eigenen Unwerths pflanzte sich deßhalb fort, und verwandelte sich in Verbindung mit dem materiellen und geistigen Druck der absoluten Fürstenherrschaft, in wirklichen Stumpfsinn. Das Volk nahm nun eigentlich knechtische Gesinnungen an, küßte dem Herrn die Kleider, entblößte sein Haupt schon vor den Steinen seiner Wohnung und wagte bei der größten Mißhandlung nicht einmal zu murren. So entstand denn die schreckliche Zeit der kriechenden Unwürdigkeit, die der Vaterlandsfreund so gerne aus unserer Geschichte ausstreichen möchte; die unsinnigsten Titulaturen kamen in Schwang, die Kriechereien vor den Mächtigen wurden bis zum Ekel getrieben, der Bürger bückte sich vor jedem unbärtigen Schreiber eines Beamten und fühlte sich hoch geehrt, wenn nur Schergen und andere niedere Werkzeuge der Gewalt seine Freundschaft annehmen wollten

An der unwürdigen und gemeinschädlichen Anbetung französischer Sitten und Moden in Deutschland, trugen die höheren Stände die Schuld. In einzelne reiche Bürgerhäuser machte sich die Nachahmungswuth freilich auch eingedrängt haben; doch im Allgemeinen nahmen die Bürger das französische Wesen nur in so weit an, daß sie einzelne welsche Ausdrücke von den Edelleuten lernten. Dagegen legten die mittleren Stände die Nationalität wieder nach einer andern Richtung ab, und zwar in einer Art, welche nicht weniger widerwärtig war, und sogar einen traurigen schalkenmäßigen Stumpfsinn verrieth.

Durch den Zwiespalt, in welchen sich die kirchlich-reformatorische Richtung mit der patriotischen schon bei ihrem ersten Auftreten gesetzt hatte und durch ihren Sieg über die nationalen Bestrebungen wurde der Volksgeist allmälig gänzlich von den nationalen Zwecken und Eigenthümlichkeiten abgeleitet und ausschließend auf das Religiöse hingezogen. In Folge der Verbreitung der übersetzten Bibel über die mittleren

---

allda ist besser dazu, ihre Spiegel seynd heller als die venetianische, ihre Weiber-Aufsätze, Garaturen, Bänder, Ketten, Perlen, Schuhe, Strümpfe, endlich gar die Hember seynd besser, wenn sie die französischd Luft ein wenig parfumirt hat, man fährt nicht wohl in den Gutschen, wann sie nicht die französische Mode haben: der französische Hutstock schicket sich auf alle deutsche Köpfe, so haben auch die Franzosen viel ein ander Maß einem die Kleider anzumessen und zu machen, als die deutsche Schneider, die französischen Perücken schicken sich besser auf die deutschen Köpfe als der Deutschen Haar selbsten, so läßt sich auch hernach ein solch französisch Haar von keinem deutschen Kamm kämmen, oder anderst als mit französischem Puder bestreuen, noch ein deutscher Bart anderst, als von einer französischen Bartbürde oder Eisen aufsetzen noch sich ein deutscher Zahn anders als mit einem französischen Zahnstierer putzen, noch sich das deutsche Geld anders als mit französischen Karten verspielen, und anderst als in französischen Beuteln und Küstlein aufheben. BECHERS politische Discurs p. 146."

Stände ward dieſes Buch nun die vorzüglichſte Lectüre des Volkes. Der poetiſche und ſchwärmeriſche Geiſt, welcher darin herrſcht, entſprach ſo ſehr dem dichteriſchen und tiefen Gemüthe der Deutſchen und erregte eine ſo große Begeiſterung für die in der Bibel geſchilderten Zuſtände und entwickelten Lehren, daß alle anderen Ideen und Beſtrebungen dadurch zurückgedrängt und erſtickt wurden. Wie ich ſchon an einem andern Orte bemerkte, wurde die Bibel, mit der ſich das eigentliche Volk allein beſchäftigte, für dasſelbe nun auch die vorzüglichſte, wo nicht einzige Quelle der Geſchichte. Anſtatt die Geſchichte der Deutſchen zu leſen, verſchlang man eifrig die der Juden, und wollte ſein Leben nicht nach dem Muſter unſerer Voreltern, ſondern vielmehr nach dem Beiſpiele der jüdiſchen Patriarchen und Religionslehrer einrichten. Dieß alles ging ſo weit, daß das Volk auch von den Stammverhältniſſen und der Nationalität der Deutſchen keine Vorſtellung mehr hatte, ſondern die gegenwärtigen Verhältniſſe für eine Fortſetzung der in der Bibel geſchilderten Zuſtände und die Deutſchen für Abkömmlinge der Juden hielt.

Natürlich mußte hierdurch die vaterländiſche Geſchichte, die Erinnerung an die Thaten, Verdienſte und Leiſtungen der Vorfahren, der Geiſt der deutſchen Geſetze, Sitten und Eigenthümlichkeiten in dem Bewußtſein der lebenden Geſchlechter untergehen. Dieß war aber ein wirkliches Nationalunglück, aus dem allein Schritt vor Schritt die Schwächung der Nationalkraft und am Ende die jammervolle und unwürdige Unterjochung unter das Ausland entſpringen mußte. Fremde Religionen, fremde Geſetze, fremde Literaturen ſind für ein Volk immer gefährliche Dinge: denn die National-Unabhängigkeit ruht nicht auf der phyſiſchen Macht, ſondern vielmehr auf dem Geiſte und dem Selbſtgefühle des Volkes. Durch die Aufnahme fremder Religionen, Geſetze und Literaturen wird eine Nation zuerſt geiſtig abhängig und einer ſolchen Unabhängigkeit folgt auch bald die politiſche. Deßhalb hat die Kultur einer ſelbſtſtändigen und eigenthümlichen nationalen Religion, Geſetzgebung und Literatur für das Gedeihen und die Wohlfahrt eines Volkes eine ſo außerordentliche Bedeutung. Wir ſagen dies nicht aus Haß gegen das Chriſtenthum; wir erkennen vielmehr deſſen Werth und Nothwendigkeit ausdrücklich an; allein wir müſſen auf die Gefahren, welche aus der übertriebenen, religiöſen Richtung hiſtoriſch für unſer Vaterland und unſere Nationalität entſtanden ſind, aufmerkſam machen, damit man ſie in Zukunft vermeide. Wenn zwiſchen Religion und Nationalität ein abſoluter und nie zu löſender Gegenſatz obwalten würde, ſo ließe ſich die Neigung noch begreifen, die patriotiſchen und nationalen Intereſſen den höheren Zwecken der Religion unterzuordnen. Indeſſen dieſer feindliche Gegenſatz beſteht nicht, beide Zwecke laſſen ſich vielmehr recht wohl vereinigen und unterſtützen alsdann einander gegenſeitig. Die Quelle alles Nationalunglücks der Deutſchen lag daher darin, daß man jenen Gegenſatz ohne Noth willkürlich und leichtfertig ſchuf. Umgekehrt beſteht die Aufgabe einer höheren Bildung darin, die religiöſen und patriotiſch-nationalen Tendenzen fortan in Einklang zu bringen. Man ſtoße ſich auch nicht an dem Ausdruck „nationale und fremde Religionen.“ Es gibt allerdings nur *eine* höhere Wahrheit und alſo nur *eine* Religion, insbeſondere iſt der ächte Kern der chriſtlichen Lehre wegen ſeiner Uebereinſtimmung mit den Geſetzen der Weltordnung ewig und unvergänglich und für alle Völker ein gleicher. Indeſſen gleichwohl gibt es nach Maaßgabe der nationalen Verſchiedenheit auch im Einzelnen verſchiedene Auffaſſungsweiſen des Chriſtenthums und dadurch ergibt ſich der Begriff der nationalen und der fremden Religion. Auch hiſtoriſch beſteht derſelbe. Die gallicaniſche Kirche, auf deren Aufrechthaltung und Weiterbildung Frankreich früher mit Recht ſo ſehr hielt, war eine andere, als die römiſche, die engliſche wieder eine andere, als die gallicaniſche und die deutſche wieder eine andere, als beide. Dieſe aus verſchiedener organiſcher Structur der Nationen herrührende Mannichfaltig-

keit der Religions-Auffaſſung thut dem ächten Chriſtenthum keinen Eintrag, ſondern befördert vielmehr die immer größere Läuterung der Lehre oder die Ausſcheidung alles Fremdartigen, und führt demnach immer mehr zur Herſtellung des ächten Kernes des Chriſtenthums und dadurch zur praktiſchen Uebung der Religion.

Faſſen wir nun alle Folgen des dreißigjährigen Krieges überſichtlich zuſammen, ſo erlangen wir das nachſtehende Ergebniß.

Der Ausgang der Bewegung vom 16. Jahrhunderte war das reine Gegentheil von demjenigen, was Anfangs angeſtrebt worden war und den Hauptcharakterzug jenes Zeitalters bildete; anſtatt Wiederbelebung des vaterländiſchen Geiſtes und des nationalen Selbſtgefühles der Deutſchen, endigte das Ganze mit der vollkommenen Abtödtung der Nationalität. Dadurch erklärt ſich nun die Entſtehung und das Ergebniß des dreißigjährigen Krieges. Wegen religiöſer Meinungen kämpften Deutſche gegen Deutſche und gaben dieſem ſchauderhaften Krieg, wie Cazalès von andern Kriegen der Deutſchen unter ſich ganz richtig bemerkt, nicht einmal den Namen „Bürgerkrieg.“ Die Fremden miſchten ſich in dieſen innern Zwieſpalt und ſuchten ihn zu ihrem Vortheil auszubeuten. Während die franzöſiſche Regierung den Proteſtantismus in ihrem eigenen Lande krampfhaft verfolgte und durch unerhörte Grauſamkeiten am Ende vernichtete, vertheidigte ſie denſelben in Deutſchland, um ſich zu vergrößern, um Deutſchland das ſchöne Elſaß zu entreißen. Schweden ſcheint dagegen, wenigſtens Anfangs, zwar die Abſicht gehabt zu haben, der Sache der Reformation aufrichtig und uneigennützig zu dienen, allein am Ende benutzte es dieſelbe ebenfalls als Staatsmittel zu ſeiner Vergrößerung, indem es für die geleiſteten Dienſte nicht weniger als den dritten Theil Deutſchlands forderte. Als die Vergrößerungspläne der Fremden, welche ſich in die innern Krämpfe Deutſchlands gemiſcht hatten, bei den Friedensverhandlungen in Münſter und Osnabrück zu Tage traten, ſo hätten ſich doch wenigſtens jetzt beide Religionsparteien vereinigen, ihre Streitigkeiten gütlich ſchlichten und die vereinte Macht der Nation gegen die Ausbeutungsverſuche der Fremden kehren ſollen. Oeſtreich machte wirklich auch Vorſchläge in dieſem Sinne, die ziemlich billig waren und die bei weiſer Erweiterung und Entwicklung die kirchliche Wiedervereinigung Deutſchlands herbeiführen konnten, ohne die geiſtige Freiheit und die Bildungsfortſchritte, welche durch die Reformation errungen worden waren, aufzugeben. Indeſſen bei den Fürſten war die Reformation ſchon zum Staatsmittel geworden, ſie ſtrebten nach unbeſchränkter Souveränität und abſoluter Gewalt und es lag alſo gar nicht in ihrem Plane, die deutſche Nationaleinheit wiederherzuſtellen. Auf Seite des Volkes war aber aller Patriotismus und nationaler Sinn durch das Uebermaaß des Glaubenseifers erloſchen; alle patriotiſchen Bemühungen ſcheiterten alſo, die Fremden erreichten ihre Vergrößerungszwecke auf Koſten Deutſchlands, die Fürſten die beabſichtigte Souveränität, wenn auch noch nicht dem Worte, doch der That nach. Deutſchland verlor einen großen Theil ſeines Gebietes und noch außerdem ſeine geſammte nationale Verfaſſung, d. h. die Freiheit und die Einheit zugleich, da beide fortan nur ein Begriff ohne Wirklichkeit waren, es verlor ſeine Bedeutung als conſolidirte europäiſche Großmacht durch die nun definitive und ewig beklagenswerthe Trennung der Nation in zwei Religionsparteien. Trauriger Ausgang eines traurigen Bürgerkrieges!

Dieſen großen Nachtheil, deſſen Folgen wir immer noch fühlen, hat die Reformation allerdings verurſacht. Vom hiſtoriſchen Standpunkte aus müſſen wir dies zugeſtehen. Man glaube deßwegen nicht, daß wir den Eintritt der Reformation ſelbſt beklagen. Nein, wir kennen und ſchätzen ihren außerordentlichen Werth; aber damit ähnliche Fehler in der Zukunft vermieden werden, muß man auf die Urſachen

aufmerkſam machen, wodurch die Kirchenverbeſſerung für unſere nationalen Zwecke eine ſo nachtheilige Wendung nahm. Ohne Zweifel war die Reformation nothwendig, allein ſie hätte ſich mit den nationalen Intereſſen nicht in Zwieſpalt ſetzen ſollen. Dieſer Zwieſpalt war nichts weniger als nothwendig, hätte vielmehr recht gut vermieden werden können; dann wäre politiſche und kirchliche Reformation Hand in Hand gegangen und allgemein geworden, und hätte alſo, anſtatt zur Trennung der Nation in zwei Hälften zu führen, die ganze Nation gleichmäßig umfaßt.

Nach dem 30jährigen Kriege war Deutſchland eine Wüſte; der größte Theil des Bodens lag verödet, weil es zu deſſen Bebauung an Menſchen fehlte; Künſte und Wiſſenſchaften waren verſchwunden, die Sitten des Volkes rauh und verwildert und ſelbſt die Religion, um deren willen doch aller dieſer Jammer entſtand, war in Vergeſſenheit gerathen, indem viele Gemeinden ihre Seelſorger nicht mehr ernähren konnten, und dieſe, um ihr Leben zu friſten, auswanderten oder andere Gewerbszweige ergriffen. Indeſſen noch weit trauriger, als alles dieſes Unglück, waren die ſtaatsrechtlichen Folgen des weſtphäliſchen Friedensſchluſſes für die Freiheit und die Nationalität der Deutſchen.

Viertes Hauptſtück.

Die Lehren des weſtphäliſchen Friedens für Deutſchland.

„Das alte Reich der Deutſchen iſt gefallen, gefallen mit ſeiner politiſchen Einheit und ſeinem wählbaren und verantwortlichen Oberhaupt, mit den Wahlfürſten und der unabhängigen Ritterſchaft, mit den freien Städten, und allen Elementen zur kräftigen Entwicklung im Innern und Ehrfurcht gebietender Stellung nach Außen!“

In ſolcher Weiſe ſtellt ſich die eigentliche Bedeutung des Staatsvertrages von Münſter und Osnabrück dar. Den Worten und dem Scheine nach ſollte unſer ehrwürdiges Reich freilich fortbeſtehen; doch kein denkender Mann konnte durch die Täuſchung ſich blenden laſſen. Lag aber in dem weſtphäliſchen Frieden wirklich ſchon die Auflöſung des Reichsverbandes, ſo iſt auch hier der Ort, die Lehren zu entwickeln, welche die Geſchichte durch ſolche Kataſtrophe uns ertheilt hat.

Schon die Geſchichte Roms hatte erwieſen, daß ſich an einem Volke nichts ſchrecklicher rächt, als die Herbeiziehung einer auswärtigen Macht in ſeinen innern Streitigkeiten. So oft die Römer von einer Volkspartei um Hülfe angerufen wurden, endigte ſich die Einmiſchung ſtets mit der Vergrößerung Roms und der Knechtſchaft anderer Nationen, bis endlich der geſammte civiliſirte Erdkreis unterjocht war. Als Arioviſt von den celtiſchen Völkerſchaften in Gallien um Beiſtand angegangen wurde, wiederholte ſich dieſelbe Erfahrung. ..... der Schützer ward der Zwingherr der Schützlinge, und nahm ihnen einen großen Theil ihres Landes ab. Ganz das nämliche ergab ſich nun in dem großen Bürgerkrieg der Deutſchen.

Zwei fremde Mächte mischten sich dort in die innern Zwistigkeiten unsres Volkes, und beide trennten, als Lohn für ihre Hülfe, von unsrem Gebiete sehr große Theile ab.

Integrität einer Nation ist ein Bedürfniß des organischen Lebens, Zerstücklung ihres Gebietes daher nicht bloß eine Verminderung ihrer äußern Macht, sondern eine Verwundung ihres innern Lebens. Die Natur vertheilt Sprachen und Landesgrenzen nicht willkürlich: alle ihre dießfallsigen Anordnungen gründen sich vielmehr auf bestimmte Gesetze, und die Mißachtung derselben gibt der weitern Entwicklung der Völker eine schiefe Richtung. Als daher das Elsaß von Deutschland abgetrennt wurde, war die Gebiets-Verminderung noch der geringere Verlust für unser Volk; der größere lag darin, daß Frankreich nun immer weiter in das Innere unsres Landes vordringen, und fortan die Schicksale unsres Volkes in souveräner Weise leiten wollte. Mit der Zerstücklung unsres Gebietes verband sich unmittelbar die Aufhebung der alten Volkssitten und die gängliche Umwandlung des Geistes der Nation. Die Deutschen, sonst die ersten unter den Völkern, wurden die Nachahmer und dadurch schon geistig die Untergebenen der Franzosen.

Hütet euch vor Einmischung fremder Mächte in euern innern Streitigkeiten!, lautet also die erste Lehre des westphälischen Friedens für Deutschland.

Faßt man die Sache noch etwas tiefer auf, so wird die Mahnung immer ernster. Es sind gewöhnlich bloße Meinungs-Verschiedenheiten, welche in Bürgerkriegen die Mitglieder einer Nation entzweien. Wie wandelbar sind aber die Meinungen, und wie leicht erregt bei ihnen der bloße Widerspruch die Leidenschaften! Sind die letztern einmal erwacht, so wird öfters Dingen ein großer Werth beigelegt, welche bei verständiger Nüchternheit als höchst unbedeutend erscheinen und die spätern Geschlechter in der That mit völliger Gleichgültigkeit erfüllen. Und wegen solcher geringfügigen Streitigkeiten soll ein großes Volk sein Gebiet zerstückeln und dadurch seine gesammte künftige Entwicklung verkümmern lassen? Bei den politischen Meinungen tritt insbesondere häufig ein bedeutender Wechsel ein; der reifere Mann urtheilt gemeiniglich anders, als der erregte Jüngling, nur langjährige Forschungen und Erfahrungen bringen in den schwierigen Fragen der innern Staatenbildung die gediegenen Ansichten hervor, welche sich in allem Wechsel der Zeiten bewähren. Wenn nun Parteien zur Durchführung ihrer politischen Wünsche die Hülfe des Auslandes begehren, wer bürgt ihnen dafür, daß sie ihre Wünsche selbst später nicht wesentlich modificiren? Welche Gefühle wird dann das Bewußtsein erregen, die nationalen Interessen wegen politischer Theorien preis gegeben zu haben, deren Unhaltbarkeit man nun selbst anerkennt?

Die Lockspeise zur Herbeiziehung fremder Mächte in innere Volksstreitigkeiten ist stets die Versicherung der Uneigennützigkeit; indessen in allen Fällen zeigen sich solche Betheuerungen als unwahr. Nicht bloß in öffentlichen Schriften, sondern selbst in den Staats-Verträgen hatten die Franzosen in dem 30jährigen Krieg auf das heiligste versichert, an keine Vergrößerung zu denken, vielmehr alle Eroberungen bei dem Friedensschluß zurück zu geben. Alles war jedoch Täuschung, und die Verstümmlung ihres Gebietes war die Strafe für die leichtgläubigen Deutschen. Es ist äußerst merkwürdig, daß man schon während des Krieges die Gefahren der fremden Einmischung kannte! Mit ungemeiner Sachkenntniß und Wahrheit beriefen sich insbesondere die Kurfürsten in ihrem mitgetheilten Votum auf die Lehren der Geschichte. „Was für Folgen hatte die Einmischung der Römer in die innern Zwiste anderer Völker?“ riefen sie aus: „Frankreich handelt wie Rom, es wird ebenfalls die Selbstständigkeit der übrigen Völker untergraben!“ Man verhärtete sich gegen diese Warnung und die Vorhersagung traf buchstäblich ein. Werden die Lehren der Geschichte auch jetzt noch für die Völker vergeblich sein?

Ein zweiter Fingerzeig des weſtphäliſchen Friedens betrifft die innern Staats-Angelegenheiten, und zwar die Gliederung des nationalen Organismus in verſchiedene charakteriſtiſche Stände. Bei keinem Volke fand ſich eine ſolche eigenthümliche Verfaſſung, als bei den Deutſchen im Mittelalter, und eben darum waren dieſe dortmals in jeder Beziehung ſo ausgezeichnet. So ſehr die Gleichheit ein Gebot der Vernunft zu ſein ſcheint, ſo gewiß wäre ſie das untrügliche Mittel, das Leben zu verflachen und aller poetiſchen Schönheit zu entkleiden. Es iſt leicht geſagt, der Willkür der oberſten Staatsgewalt durch Verfaſſungen Zügel anzulegen; die Erfahrung lehrt gemeiniglich etwas anderes, denn ſolche Verfaſſungen ſtehen meiſtens nur auf dem Papier, ohne in die Sitten des Volkes überzugehen. Um dem Willen der Staatsgewalt mit Erfolg ſich zu widerſetzen, wird eine Selbſtſtändigkeit erfordert, welche einen ganz beſondern Organismus des Volkes vorausſetzt, und dieſer liegt einzig und allein in dem freien Wechſelſpiel wohlgeordneter Stände Der Korporationsgeiſt erhöht die Macht der Einzelnen und erlangt in den Staatsſachen einen wirklich nachhaltenden Einfluß. Durch ihn wird nicht nur die oberſte Regierungsgewalt gezügelt, ſondern auch dem Uebergewichte einzelner Mächtiger vorgebeugt. Nichts iſt einſeitiger, als nur einem Stande das Wort zu reden, oder die Nothwendigkeit organiſcher Gliederung der Nation gänzlich zu verkennen. Dieß hatte die Geſchichte Deutſchlands im Mittelalter erwieſen. Den Kaiſer hielt das Intereſſe der Fürſten, die letztern das Intereſſe der Reichsritterſchaft und der Reichsſtädte in Zügel: alle vier Stände vertheidigten wechſelſeitig ihre verfaſſungsmäßigen Stellung, und ſo lange einem Jeden ſolches gelang, ſo lange ihre wechſelſeitige Thätigkeit ſich im Gleichgewicht erhielt, beſaß das Nationalleben ſowohl Fruchtbarkeit, als Schönheit. In Folge der unglücklichen Religionswirren löſte ſich das Gleichgewicht der verſchiedenen Stände auf, die Reichsgewalt verſchwand, und ſowohl Städte, als Ritterſchaft fielen unter die abſolute Herrſchaft der Fürſten. Jetzt war auch die weitere Entwicklung des Volkes dahin, und Willkür an die Stelle des Geſetzes getreten. Sowohl die Reichs-Conſtitution, als die landſtändiſchen Verfaſſungen beſtanden dem Namen nach immer noch; allein ſie waren nur noch Papier, ohne Kraft und Leben, weil die Selbſtſtändigkeit der Reichsritterſchaft und der Städte gebrochen war.

An dieſem Unglück trugen die Fürſten und der Adel einen großen Theil der Schuld, doch einen kaum minder großen auch die Bürger. Leben und leben laſſen, ſagt ſchon die gewöhnliche Weisheit. Jeder Stand hatte alſo Recht, ſich geltend zu machen; aber er ſollte wiſſen, daß das Daſein des andern zur Erhaltung ſeines eigenen nothwendig ſei. Dieſe große Regel verletzten nun nicht nur die Fürſten und Reichsritter, indem ſie die Selbſtſtändigkeit der Bürger zu untergraben ſuchten, ſondern auch die Reichs-Städte, weil letztere bei glücklichem Emporſtreben die erlangte Macht nur zur Nachahmung des Adels benützen, nämlich die geſtrengen Herren über Landſtädte und Landvolk ſpielen wollten. Dann zeigten die Bürger während des Religions-Krieges häufig einen Charakter des Eigennutzes und der Kleinmüthigkeit, welche ſie nothwendig der Zwingherrſchaft der Fürſten überliefern mußten. Die Sprache hat das Wort „Adel“ nicht willkürlich erfunden; das Leben weist vielmehr auch die Weſen nach, welche dem Worte entſprechen. Es gibt nach Charakter, Geſinnung und Denkungsart „edle“ und „gemeine“ Leute; wir unſres Orts ſtehen aber nicht an die Ueberzeugung auszuſprechen, daß wie unter vielen Ständen ſo auch unter den Bürgern der Adel eben keine ſehr häufige Erſcheinung iſt. In den mittelalterlichen Verhältniſſen zeigte ſich freilich öfters der ſchönſte Gemeinſinn der Städte, und es mag ſchwierig zu unterſuchen ſein, welchen Einfluß darauf die Geſchlechter der Patricier hatten; dagegen erwieſen die Städte während der

westphälischen Friedens-Unterhandlungen nicht nur Thatlosigkeit und Entmuthigung, sondern auch eine sehr anstößige, ängstliche Bekümmerniß um kleinliche Sonder-Interessen.

So mußte also das ehrwürdige Reich der Deutschen fallen; so wird jedes fallen, welches ähnliche Fehler begeht. Wollen wir Geschichte studiren; denn die Ursachen des Unterganges der Staaten klären zugleich über die Mittel zur Beförderung eines gesunden Staats-Organismus auf!

Eilftes Buch.

Fortgang des deutschen Staats-Verfalls bis zur endlichen Auflösung des deutschen Reiches.

Vom Jahre 1649 bis zum Jahr 1806.

Erstes Hauptstück.

Vollziehung des westphälischen Friedens. Erstes Hervortreten der Folgen desselben. Reichstag in Regensburg.

(Vom Jahr 1649 bis zum Jahr 1658.)

Waren schon die Schwierigkeiten groß, über die endliche Beilegung eines dreißigjährigen Bürgerkrieges eine Uebereinkunft zu treffen, so schien die wirkliche Vollziehung des Vergleiches vollends gänzlich unmöglich zu sein, und die größten Hindernisse bot wiederum die Betheiligung auswärtiger Mächte. Die Länder, welche man den beiden Kronen abgetreten hatte, konnte man freilich übergeben; allein anders verhielt es sich mit der Aufbringung der Geld-Entschädigung, da das unglückliche Deutschland der völligen Erschöpfung nahe stand. Die Schweden weigerten sich entschieden, das deutsche Gebiet vor der Bezahlung der versprochenen Summen zu räumen, und da es für den Augenblick unmöglich war, das Geld zu schaffen, so bildete das schwedische Heer fortan das Werkzeug der Exekution, indem es nach Franken zog, und dort von Neuem den Erpressungen sich ergab. Obgleich durch Gewaltthaten aller Arten ungeheure Summen beigetrieben wurden, täglich bis zu 100,000 Thalern, und zwar beinahe zwei Jahre lang, so wurden dieselben doch nicht auf die Contribution angerechnet, vielmehr diese fortwährend ganz gefordert. Sowohl der Kaiser als die Bevollmächtigten des Friedens-Congresses boten alle Kräfte auf, die Schweden zu befriedigen, und die Einzahlungen der erforderlichen Gelder wurden nun vom Jahre 1649 an allmählig mit Ernst betrieben. Jetzt kam auch die Auswechslung der Ratifikationen endlich zu Stande, und zwar am 19. Februar 1649; dafür erhoben sich wieder Anstände über die Räumung verschiedener

feſter Plätze und die Entlaſſung der Heere. Da ſchon vor der Auswechslung der Ratifikationen die Franzoſen allerlei verdächtige Forderungen geſtellt, z. B. verſchiedene Erläuterungen des Friedens-Vertrags, Gewährſchaften für den Beſitz des Elſaßes begehrt hatten u. ſ. w.; da ferner die Schweden mit ähnlichen Anſinnen hervortraten, vornehmlich in Anſehung Pommerns, ſo ſchien die Vollziehung des Friedens von den Fremden abſichtlich erſchwert zu werden, um das deutſche Reich vielleicht noch mehr auszubeuten. Schon tauchte die Beſorgniß einer Erneuerung des Krieges auf, als Kaiſer Ferdinand III. endlich kraftvoll durchgriff, und nicht nur die Wiedereinſetzung der Beſchädigten im Innern des Reichs, ſondern auch die Flüſſigmachung der ſchwediſchen Geld-Entſchädigung im Sommer 1650 glücklich zu Stande brachte. Nun würden die feſten Plätze übergeben, und nach der Bezahlung der Schweden Deutſchland, ſoweit es bei der Nation geblieben war, endlich von den Fremden geräumt.

Als ſich die Deutſchen wieder allein in ihrem Hauſe befanden, ſo fühlten und erkannten ſie erſt den ganzen Umfang der Verwüſtung ihres Landes. Bei ihrer unzerſtörbaren Kraft gingen ſie nun, ihrem National-Charakter gemäß, mit ungemeinem Eifer an die Wegräumung der Ruinen, und an den neuen Aufbau ihres Wohlſtandes. Den Fleiß, deſſen nur die Deutſchen fähig ſind, im höchſten Maße entwickelnd, ward jetzt in Feld und Wieſen, im Garten und Weinberg, in der Werkſtatt und im Komptoir, ein wahrer Wetteifer des Schaffens eröffnet. Man gönnte ſich nur wenige Stunden zur Ruhe, beſchränkte die Bedürfniſſe auf die äußerſte Nothdurft, und verwandte alle Erſparungen auf Verbeſſerung von Haus und Hof, auf Cultur der Grundſtücke, Vermehrung des Viehſtandes, Wiederbelebung des Handels und der Gewerbe. In ſolcher Weiſe ward möglich gemacht, was einem Wunder zu gleichen ſchien, nämlich die Hinwegräumung der äußern Spuren des Krieges ſchon in einem Jahrzehend zu bewerkſtelligen.

In geiſtiger Beziehung wirkte das Gift der franzöſiſchen Sitten und Moden leider ſo ſtark fort, daß die Fürſten- und Ritter-Geſellſchaften immer mehr den Salons von Paris und St. Germain ähnlich gemacht werden ſollten; dagegen lebte unter einzelnen Gelehrten ein rühmlicher wiſſenſchaftlicher Sinn auf. Dem deutſchen Geiſt getreu, warf ſich dieſe Richtung vornehmlich in der Geſchichte auf gründliche Quellen-Forſchung, und es wurden durch tiefere Studien gediegene Werke vorbereitet, welche jetzt der vaterländiſchen Geſchichtſchreibung zum Grunde liegen. Auf einem ſolchen Wege wäre für Deutſchland vielleicht noch eine Rettung möglich geweſen, wenn der Inhalt des weſtphäliſchen Friedensſchluſſes nicht zu verderblich auf alle innern Zuſtände des Reiches eingewirkt hätte; allein nach der entwickelten Bedeutung jenes Staatsvertrages war der völlige Ruin unſeres Landes nicht mehr aufzuhalten. Dieß erwies ſich ſchon in den erſten Jahren nach der wirklichen Vollziehung des Friedens.

In Gemäßheit des achten Artikels desſelben ſollte binnen ſechs Monaten ein Reichstag zu dem Ende abgehalten werden, um die innern Staats-Angelegenheiten durch verſchiedene neue Grundgeſetze und Einrichtungen bleibend zu ordnen. Durch die Schwierigkeiten, welche ſich bei der Vollziehung des Friedens ergaben, verzögerte ſich aber die Verſammlung der Stände mehrere Jahre. Endlich ſchien eine unerwartete Begebenheit vollends gar den Krieg wieder anzufachen, indem der Churfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg im Jahr 1651 plötzlich die Jülichiſchen Staaten mit bewaffneter Macht überfallen ließ. Der Beweggrund war der Streit über die Succeſſion in jenen Landen, welcher aller Bemühungen ungeachtet noch nicht gründlich verglichen war, und dadurch ſchien der alte Hader von Neuem entzündet zu werden. Wirklich hegte ſchon ein großer Theil der Nation dieſe Beſorgniß, als die Gefahr durch das kräftige Zuſammenwirken des Kaiſers und der Stände glücklicherweiſe abgewendet wurde. Nicht nur Ferdi-

nand III. mahnte den Churfürsten von Brandenburg sehr nachdrücklich um Zurückziehung seiner Truppen, und Einstellung aller Feindseligkeiten, sondern auch die Reichsfürsten mißbilligten den geschehenen Schritt ganz unumwunden. Friedrich Wilhelm sah sich nun vereinzelt, und da er im Jülich'schen noch überdieß auf entschlossenen Widerstand gestoßen war, auch mit den Schweden in Conflikte gerieth, so schloß er unter Vermittlung des Kaisers zu Cleve mit dem Pfalzgrafen von Neuburg im Oktober 1651 wieder Frieden. Jetzt schrieb endlich Ferdinand III. den lange verzögerten Reichstag auf das nächste Jahr nach Regensburg aus. Vor der wirklichen Eröffnung desselben wollte der Kaiser seinem Sohne Ferdinand die Nachfolge im Reiche sichern, und versammelte zu dem Ende die Churfürsten erst in Prag, dann in Augsburg. Hier kam am 31. Mai 1653 die Wahl des jungen Ferdinands zum römischen König zu Stande. Nachdem sich hierauf die Churfürsten nach Regensburg begeben hatten, begannen endlich im Juni 1653 die Geschäfte des Reichstags.

Jetzt schon zeigte sich indessen, daß eine einheitliche Reichsverwaltung wegen der konfessionellen Trennung nicht mehr möglich sei.

Die neuen Einrichtungen und Grundgesetze, welche nach dem achten Artikel des westphälischen Friedens auf dem gegenwärtigen Reichstag zu Stande gebracht werden sollten, bezogen sich hauptsächlich auf die Einführung ordentlicher Reichsdeputationen, und einer beständig Wahlcapitulation, auf die Erneuerung der Reichs-Matrikel und die Verbesserung der Rechtspflege. Von Seite des Kaisers wurden nun über alle diese Punkte Vorschläge oder Gesetz-Entwürfe vorgelegt, und überhaupt dahin zu wirken gesucht, daß durch innere Eintracht der Stände die zerrüttete Einheit des Reichs wieder gestärkt werden möge. Es begannen hierauf die Unterhandlungen und zwar zunächst über die Frage der Reichs-Deputationen. Nach dem Inhalt des westphälischen Friedens sollte die Anzahl der beiden Religionstheile in jenen Collegien gleich sein, und auf dem nächsten Reichstag nur die Personal-Ernennung vorgenommen, d. h. bestimmt werden, welche Fürsten und Stände von beiden Theilen in den Reichs-Deputationen Platz nehmen werden. Anstatt dieses einfache Geschäft vorzunehmen, erregten aber die Fürsten einen Streit über die Theilnahme der Kurfürsten an jenen Versammlungen. Die Wahlherren behaupteten nämlich, daß sie denselben als ein selbstständiges Collegium beizuwohnen hätten, und dem widersprachen verschiedene Fürsten heftig. Andere ergriffen zwar die Partei der Kurfürsten; doch nun entstanden wieder Schwierigkeiten über die gleiche Anzahl beider Religionstheile, da in dieser Beziehung die Stimmen im kurfürstlichen Collegium nicht gleich waren. Es wurden nun verschiedene Auswege vorgeschlagen, wie z. B. die Errichtung einer neunten Kurwürde; doch alles war vergeblich und der Streit erhitzte sich immer mehr. Die Wahlherren sahen den Widerspruch der Fürsten, wie gewöhnlich, als einen berechneten Plan zur Schwächung der Churen an, und blieben darum hartnäckig auf ihrer Forderung stehen [1]); dagegen beharrten die Fürsten eben

[1]) Wie groß die Eifersucht der Reichsstände unter einander war, zeigt am besten die nachstehende Erklärung der Churfürsten auf dem damaligen Reichstage zu Regensburg:

„Von den widersprechenden protestantischen Fürsten könne nichts anders verspürt und intendirt werden, als wie sie das churfürstliche Kollegium von seinen Präeminenzen, uraltem Reichsgebrauch, Rechten und Herkommen, **forma et modo consultandi** abbringen, es unter sich trennen, und den Fürsten und Ständen in allem gleich zu machen und zu parificiren, einfolglich diese fürnehmsten Säulen des Reichs, durch welche die Wohlfahrt desselben ohne Rücksicht auf Religion am meisten jederzeit befördert worden, wankend zu machen, und ihren uralten Flor und Stand zu erniedrigen; daher ein churfürstliches Kollegium sich darüber am höchsten zu beschweren, und vermöge des Herkommens und der churfürstlichen Vereinigung darauf ein wachsames Aug zu schlagen, und mit ein-

ſo entſchloſſen auf ihrem Widerſpruch, und das Ende von Lied beſtand darin, daß man ſich über keinen Beſchluß vereinigen konnte. Der Grund war die Trennung der Reichsſtände in zwei Religions-Bekenntniſſe; es hatte ſich alſo erfüllt, was im vorigen Buch bemerkt wurde, daß nämlich der einfache Widerſpruch eines Religions-Theiles die Schlußfaſſung auf den Reichstagen hindern werde.

Mit den übrigen Berathungs-Gegenſtänden ging es gerade ſo, wie mit den Reichs-Deputationen; man konnte ſich weder über eine beſtändige Wahl-Capitulation, oder die Erneuerung der Reichs-Matrikel, noch über die Verbeſſerung der Rechtspflege vereinigen; nirgends brachte man es zur Schlußfaſſung, und das Staatsruder ſtand wirklich ſtill. Um die innern Wirren noch größer zu machen, ſtarb im Jahre 1654 bald nach der Verabſchiedung des nutzloſen Reichstags der junge König Ferdinand und drei Jahre ſpäter der Kaiſer Ferdinand III. im 49. Lebensjahr, ohne daß ein anderer Nachfolger ernannt worden war. Dieſe Lage der Dinge erregte nicht nur einen neuen Zwieſpalt unter verſchiedenen Fürſten, ſondern bewog auch die beiden auswärtigen Garanten des weſtphäliſchen Friedens, die Kronen Frankreich und Schweden, ſich zum Verderben der Deutſchen abermals in deren innern Staats-Angelegenheiten einzumiſchen.

Nach der ältern Reichsverfaſſung waren die Kurfürſten von Sachſen und von der Rheinpfalz bei Erledigung des Kaiſerthrones die Reichsverweſer. Als Ferdinand III. verſchied, behauptete aber der Kurfürſt von Baiern, daß durch die pfälziſche Kur das Reichsvicariat auf ihn übergegangen ſei. Dem widerſprach der Kurfürſt von der Pfalz ſehr heftig, weil ſein Haus durch den weſtphäliſchen Friedensſchluß in alle frühern Vorrechte, alſo auch in jenes der Reichsverweſung wieder eingeſetzt worden ſei. Beide Theile bezogen ſich auf den deutlichen Wortlaut jenes Friedensſchluſſes; man erlebte demnach wiederum, welcher unerſchöpfliche Stoff zu Streitigkeiten durch den Staatsvertrag von Münſter und Osnabrück aufgehäuft worden ſei.

Da dem Hauſe Baiern nach dem vierten Artikel des Vertrages ausdrücklich diejenige Kurwürde verbleiben ſollte, welche das pfälziſche Haus bisher beſeſſen habe, ſo ſchien der Wortlaut dem Kurfürſten von Baiern günſtig zu ſein [2]). Allein das pfälziſche Fürſtengeſchlecht wandte dagegen ein, daß ihm die Reichsverweſung nicht wegen der Kurwürde, ſondern in der Eigenſchaft als Pfalzgraf oder als Richter über den Kaiſer gebühre. Dieſer Grund war hiſtoriſch und ſtaatsrechtlich ganz richtig; gleichwohl beharrte Kurbaiern wegen des Inhalts des weſtphäliſchen Friedens auf ſeiner Forderung. Beide Theile ſuchten nun thatſächlich von der Reichsverweſung Beſitz zu ergreifen, indem ſie in öffentlichen Ausſchreiben die Behörden zum Gehorſam gegen ihre Befehle verpflichteten. Das Kammergericht neigte ſich in dem Streit endlich auf die Seite des Kurfürſten von Baiern, und ſo hatte man denn abermals erfahren, daß die alte Reichsverfaſſung durch den weſtphäliſchen Friedensſchluß vom Grunde aus verändert ſei. Zugleich erbitterte der Streit die Gemüther und erhöhte noch die Schwierigkeiten der Kaiſerwahl, welche unter den gegebenen Umſtänden ohnehin ſchon bedeutend ſein mußten.

---

müthigen Rathſchlägen, wie nicht ohne Frucht bisher mehrmals geſchehen, deſto feſter und unbeweglicher bei einander zu ſtehen habe."

2) Der fragliche Artikel des weſtphäliſchen Friedens hatte folgende Faſſung:

„Et primo quidem quod attinet Domum Bavaricam, *dignitas Electoralis, quam Electores Palatini antehac habuerunt*, cum omnibus regaliis, officiis, præcedentiis, insignibus et juribus quibuscunque ad hanc dignitatem spectantibus, nullo prorsus excepto, ut et Palatinus Superior totus, una cum Comitatu Cham, cum omnibus eorum appertinentiis, regaliis ac juribus, sicut hactenus, ita et imposterum maneant penes Dominum Maximilianum, Comitem Palatinum Rheni, Bavariæ Ducem, ejusque liberos, totamque Lineam Guilhelmianam, quamdiu masculi ex ea superstites fuerint."

Nach dem Tode Ferdinands III. war der zweite Sohn desselben, der Erzherzog Leopold, als Bewerber um den Kaiserthron aufgetreten; sowohl Frankreich, als Schweden wünschten dagegen die Erhebung eines schwächern Fürsten, um Deutschland noch ohnmächtiger zu machen. Bevor die Kurfürsten zur Ernennung eines neuen Reichsoberhaupts in Frankfurt sich versammelten, erschienen französische und schwedische Gesandte im Reiche, um die Wahl des Erzherzogs Leopold aus allen Kräften zu hintertreiben. Immer war es der unglückliche westphälische Friede, auf welchen sich alle Ränkeschmiede bei den Plänen zur Verwirrung Deutschlands beriefen. So behaupteten jetzt die Franzosen und die Schweden, daß das Haus Oestreich den Münsterischen Vertrag gebrochen habe, weil es dem Könige von Spanien gegen Frankreich Hülfe sendete. Beide Kronen tummelten sich ferner auf dem alten Gemeinplatz der „deutschen Freiheit“ herum, und flüsterten den Fürsten ins Ohr, daß sie ihrer Unabhängigkeit wegen die mächtigen Habsburger endlich ernstlich vom Kaiserthron entfernen müßten. Eben so wurde die religiöse Leidenschaft wieder angefacht, indem man die Protestanten wider die Erwählung eines katholischen Kaisers und insbesondere aus dem Hause Oestreich aufhetzte. Endlich bedienten sich die Franzosen auch ihres Lieblings-Mittels bei Intriguen, nämlich der Bestechung.

Nachdem sie insbesondere den Kurfürsten von der Pfalz durch große Summen auf ihre Seite gebracht, und jenen von Mainz durch Schmeicheleien bearbeitet hatten, richteten sie ihr Augenmerk auf Köln und Kurbaiern. Selbst die kölnische Stimme schien ihnen bald zur Verdrängung des Hauses Oestreich sicher zu sein, und nun stieg ihr Vertrauen so hoch, daß sie sogar den ausschweifenden Gedanken faßten, ihren eigenen König, den eitlen Ludwig XIV., auf den deutschen Kaiserthron zu erheben. Ein solcher Plan war keine Bestätigung der großen Gewandtheit, welche man von Mazarin und allen französischen Staatsmännern so sehr rühmte; denn er mußte der untrügliche Weg sein, gerade die Hindernisse für die Wahl des Erzherzogs Leopold zu entfernen. Die Ernennung Ludwigs XIV. zum deutschen Kaiser wäre für das Reich so gefährlich und überhaupt ein solcher ungeheurer Fehltritt gewesen, daß sie jedenfalls den heftigsten Widerspruch finden mußte. Um die Gefahr zu entfernen, war nichts geeigneter, als dem französischen Kandidaten einen ansehnlichen Nebenbuhler entgegenzustellen, und dazu paßte Niemand besser, als der Erzherzog Leopold, welcher bereits die Krone von Ungarn trug. Von Seite der Schweden sah man auch wirklich ein, daß die seltsame Kandidatur des Königs von Frankreich zur Erhebung Leopolds führen werde; der schwedische Hof rieth daher dem Französischen dringend, die Bewerbungen zu Gunsten Ludwigs XIV. aufzugeben, wenn man den Wunsch der Verdrängung Oestreichs erreichen wolle. Die Franzosen sahen diese Nothwendigkeit jetzt selbst ein, und es ward deßhalb der frühere Plan der Erwählung eines schwächern Fürsten wieder aufgenommen.

Nachdem der Kurfürst von Mainz vergeblich den Erzherzog Leopold Wilhelm, den Statthalter in den Niederlanden, zum Kaiser vorgeschlagen hatte, empfahlen die Franzosen den Herzog von Pfalz-Neuburg als Thron-Kandidaten. Mit Recht erinnerten die Schweden, daß gegen den letztern Kur-Brandenburg sich auflehnen werde, wegen des Jülich-Cleve'schen Erbfolge-Streites. Die Franzosen, schon wiederum eines Mißgriffes überführt, warfen ihre Augen jetzt auf den Kurfürsten Maria Ferdinand von Baiern, den Sohn Maximilians. Während sie verschiedene Gesandten abordneten, um diesen Fürsten zur Uebernahme der Kaiserwürde zu bereden, wurde sogar der Kurfürst von Brandenburg, dessen beiden Bevollmächtigten bei der Wahl noch überdieß bestochen worden waren, auf französische Seite herübergezogen. Glücklicherweise erwiesen sich jedoch die bairischen Minister als so verständig, daß sie ihrem Fürsten die

Annahme der Kandidatur ſehr ernſtlich widerriethen. Jetzt gab ſelbſt Maria Ferdinand dem Erzherzog Leopold ſeine Stimme, und da ſpäter auch der Kurfürſt von Mainz, Johann Philipp Graf von Schönborn, mit den Franzoſen wieder zerfiel, zugleich Trier und Sachſen für das öſterreichiſche Haus ſich erklärten, ſo wurde die franzöſiſche Partei endlich ganz zerſprengt, und Erzherzog Leopold am 18. Juli 1658 zum deutſchen Kaiſer erwählt.

Eine Intrigue der Franzoſen war demnach mißlungen; deßwegen gaben ſie die Pläne zur neuen Verwirrung der deutſchen Verhältniſſe aber keineswegs auf, ſondern richteten die Ränke nur nach einer andern Seite.

Zweites Hauptſtück.

Der rheiniſche Bund. Entwürfe Frankreichs auf die Niederlande.

(Vom Jahr 1659 bis 1668.)

Als der franzöſiſche Hof ſeine Abſichten zur Verdrängung Oeſtreichs vom Kaiſerthron vereitelt ſah, ſtrengte er alle Kräfte an, wenigſtens einzelne deutſche Fürſten mit einer ernſtlichen Furcht vor der habsburgiſchen Macht zu erfüllen, und dadurch zu einem engern Anſchluß an Frankreich zu bewegen. Das wirkſamſte Mittel zur Zerrüttung Deutſchlands ſchien vollends ein Separat-Vertrag einzelner Reichsſtände mit Frankreich zu ſein, um ſich gegenſeitig zu Schutz und Trutz Beiſtand zu leiſten. Mazarin ſchilderte daher die Uebermacht, welchen Oeſtreich durch den Sieg bei der Kaiſerwahl in gegenwärtiger Zeit erlangt habe, mit ſo grellen Farben, und wußte die Angſt einiger leichtgläubigen Fürſten überhaupt in dem Maaße zu erregen, daß wirklich ein Bund mit Frankreich zur Unterhandlung, ja am 14. Aug. 1658 ſogar zum wirklichen Abſchluß kam. Da außer den Herzögen von Braunſchweig, dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel und dem Herzog von Pfalz-Neuburg vornehmlich die beiden rheiniſchen Kurfürſten von Mainz und Köln an dem Vertrage Antheil nahmen, ſo wurde derſelbe der Rhein-Bund genannt. Der König von Frankreich übernahm dadurch die Verpflichtung, die verbündeten deutſchen Fürſten nach Maaßgabe des weſtphäliſchen Friedens in ihren Rechten und Freiheiten zu ſchützen, ſowie umgekehrt dieſe Fürſten ſich anheiſchig machten, die Krone Frankreich bei allen Angriffen ſogar gegen die übrigen deutſchen Reichsſtände mit Waffenmacht zu vertheidigen.

Wie ein böſer Geiſt ſollte alſo fortwährend der Münſteriſche Friede in die Geſchicke Deutſchlands eingreifen; auch dem unglücklichen Rheinbund diente er zum Vorwand und zur Bemäntelung. So war denn von der ſchlimmſten Beſtimmung jenes Friedensſchluſſes, der Berechtigung der Fürſten zum Bündniß mit dem Ausland, zum erſten Mal Gebrauch gemacht worden. Die Folgen mußten ſchrecklich für Deutſchland werden, mochten ſie auch erſt ſpäter ſich äußern; ſichtbar ging daher das Reich unter den Einflüſſen des weſtphäliſchen Friedens der Auflöſung entgegen. Man wußte übrigens auch in jener Zeit

recht gut, wie gefährlich und geradezu verderblich der rheinische Bund für Deutschland sei; denn der Kurfürst von Brandenburg bot alle Kräfte auf, den Kurfürsten zu Köln von dem Bunde wieder abzuziehen. In dem Schreiben, welches er zu dem Ende abgehen ließ, erklärte er sogar bestimmt, daß die Franzosen durch den Rheinbund nichts anderes, als den gänzlichen Umsturz des deutschen Reichs beabsichtigten [1]). Alle Vorstellungen der Art waren indessen stets vergebens; das rheinische Bündniß erhielt sich also und ward zu verschiedenen Malen von drei zu drei Jahren verlängert.

Nachdem Ludwig XIV. auf solche Weise die nöthigen Vorbereitungen für seine künftigen Pläne getroffen hatte, starb am 17. September 1665 der Schwiegervater desselben, der König Philipp IV. von Spanien. Philipp IV. hinterließ aus zweiter Ehe einen Sohn, Karl, welcher zu seinem Thronfolger bestimmt war. Nun hatte er aber aus der ersten Ehe eine Tochter, Thereſe, und diese war eben an Ludwig XIV. von Frankreich vermählt worden. Vermöge eines besondern Gesetzes in den Niederlanden sollten die Kinder erster Ehe vor jenen der zweiten zur Erbfolge gelangen; obgleich dieses Gesetz mehr auf das Privatvermögen, und zwar in Ansehung der Hinterlassenschaft des verstorbenen Gatten sich bezog, obgleich ferner Thereſe bei ihrer Verlobung an den französischen König auf ihr väterliches Vermögen feierlich Verzicht geleistet hatte, forderte Ludwig XIV. von dem Könige von Spanien dennoch die Abtretung der freien Grafschaft, von Artois, Cambray, Brabant, Flandern, Geldern und Hennegau.

Es war ein Hauptgrundsatz des französischen Hofes, seine Vergrößerungs-Pläne auf Schleichwegen, durch Intriguen, Täuschungen und vornehmlich durch Bestechungen auszuführen. Alle diese Umtriebe wurden vorzugsweise gegen die Deutschen gerichtet; denn Frankreich rechnete bei allen seinen Entwürfen auf die innere Zwietracht unseres Volkes. Niemals getrauten sich die Franzosen, durch eigene Macht eine Eroberung zu versuchen; stets suchten sie dieselbe vielmehr durch den Beistand einer deutschen Partei zu erlangen.

Auch bei dem Anschlag auf die spanischen Niederlande kam denn dieselbe Politik zum Vorschein. Da den Ansprüchen Ludwigs XIV. die feierliche Verzichtleistung seiner Gemahlin auf die väterliche Erbschaft im Wege stand, so wurde zuerst in Staatsschriften der Satz vertheidiget, daß fürstliche Personen auf eine Erbfolge in gültiger Weise gar nicht Verzicht leisten könnten. Ja sogar eine eidliche Bekräftigung solcher Entsagungen sei ohne alle rechtliche Wirkungen. Damit wurde zugleich die Behauptung verbunden, daß ein Volk von seinem angestammten Gebiet in rechtsgültiger Weise niemals etwas verlieren könne, weder durch Gewalt im Krieg, noch durch Verjährung, Verträge oder Vergleiche. Wurde diese Theorie gegen die Franzosen angewendet, so mußten sie freilich die Bisthümer Metz, Tul und Verdun, sowie das Elsaß an Deutschland zurückgeben; allein auch abgesehen davon, daß das Völkerrecht nur in so weit für die Franzosen gültig sein sollte, als es ihnen Vortheil gewährte, nur Rechte ertheilte, aber keine Verbind-

[1]) Friedrich Wilhelm drückte sich in folgender Weise aus: „Wir müssen es für eine sonderbare Strafe ansehen, die der gerechte Gott über das Römische Reich verhängt, daß auch die vornehmsten Säulen desselben sich von dem rechten Wege, dasselbe in beständigem Frieden und sichern Ruhestand zu erhalten, durch die Widerwärtigen ableiten lassen; wir leben aber dabey der festen Zuversicht, der Churfürst von Cölln werde sich nach reifer Erwägung der Sache zu andern Gedanken bewegen lassen, und zu denjenigen übertreten, die keine andere Absicht haben, als fremde Gewalt von dem römischen Reiche und dessen gänzlichen Umsturz, der allein von dem Gegentheile gesucht werde, abzuwälzen."

lichkeiten auferlegte, ſo hatten ſie auch eine beſondere Logik erſonnen, um die Widerſprüche ihrer rechtlichen Entwicklungen zu entfernen.

Ohne alle tiefere Geſchichtskenntniſſe und völlig unklar über die Entſtehungsweiſe der neuern Nationen, glaubten ſie, daß Karl der Große ein Franzoſe geweſen ſei. Sie behaupteten daher, das alte Reich der Karolinger habe vormals das nationale Gebiet der Franzoſen gebildet. Jetzt ſchien der aufgeſtellte Satz, daß von dem angeſtammten Reich eines Volkes niemals etwas abgetrennt werden könne, die franzöſiſche Eroberungsſucht keineswegs zu ſtören, ſondern im Gegentheil zu befördern. In der That behaupteten nun die Hofſchriftſteller Ludwigs XIV. in den bemerkten Staatsſchriften, daß ihr König auf das geſammte ehemalige Reich Karls I. ein gegründetes Recht habe. So buchſtäblich erfüllte ſich alſo die Vorherſagung, welche in dem oben mitgetheilten, merkwürdigen Votum des Kaiſers Ferdinands III. bei dem weſtphäliſchen Friedens-Congreß enthalten iſt.

Nachdem durch ſolche Rechts-Verdrehungen den Anſprüchen Frankreichs auf die ſpaniſchen Niederlande ein Anſtrich der Geſetzmäßigkeit gegeben zu ſein ſchien, hob ſogleich das Ränkeſpiel an, um verſchiedene deutſche Fürſten zur Unterſtützung der franzöſiſchen Eroberungs-Pläne zu vermögen. Die Umtriebe waren ſo arg, und zugleich ſo gefährlich, daß unter den wenigen Patrioten Deutſchlands die größte Entrüſtung entſtand, und daß auch in einigen öffentlichen Schriften das heilloſe Verfahren Frankreichs in ſeiner ganzen Widerrechtlichkeit dargeſtellt wurde.

Iſola vornehmlich zeigte mit ſiegreicher Gründlichkeit, daß der franzöſiſche Hof ohne die Erregung innerer Zwietracht in Deutſchland ohnmächtig ſei, und in die Angelegenheiten anderer Völker niemals aus andern Abſichten ſich einmiſche, als durch die Wirren Gelegenheiten zur Eroberung zu erhalten. Er widerlegte ſodann die lächerliche Argumentation Frankreichs in Betreff des Reiches Karls I. im Allgemeinen, ſowie der Anſprüche auf die Niederlande insbeſondere, und verlangte ſodann die nachdrückliche Einſchreitung Deutſchlands, um die ärgerlichen Anmaßungen Ludwigs XIV. mit Ernſt zurückzuweiſen. In ſcharfſinniger Weiſe bewies er ſtaatsrechtlich, daß der burgundiſche Kreis ſogar im weſtphäliſchen Friedens-Schluß noch für einen integrirenden Theil Deutſchlands erklärt worden ſei, Kaiſer und Reich demnach die Verpflichtung tragen, jedem Einfall Ludwigs XIV. in die ſpaniſchen Niederlande mit gewaffneter Hand zu wehren.

Der Geſandte von Spanien forderte in Regensburg wirklich den Beiſtand des deutſchen Reichs wider die Anſprüche Ludwigs XIV. auf die Niederlande, und gründete dieſes Verlangen auf den Inhalt des Münſteriſchen Vertrages; allein damit dieſer immermehr die Quelle von Streit und Hader für Deutſchland werden möge, leiteten die Franzoſen gerade umgekehrt daraus den Satz ab, daß dem deutſchen Reich eine Beſchützung der Niederlande verboten ſei [2]). Ein Widerſpruch lag allerdings in der Faſſung des be-

---

[2]) Der dießfallſige Artikel des weſtphäliſchen Friedens, welcher ſo viele Streitigkeiten erregte, findet ſich in dem franzöſiſchen Inſtrument, und lautet alſo:

»Circulus quidem Burgundicus sit maneatque membrum Imperii, post controversias inter Galliam Hispaniamque sopitas hac Pacificatione comprehensus, bellis tamen in eo jam vertentibus nec Imperator nec alius Imperii Status se immiscat; in futurum vero si inter ea Regna controversiæ oriantur, firma semper maneat inter universum Imperium et Reges Regnumque Galliæ de mutuis hostibus non juvandis supradictæ reciprocæ obligationis necessitas, singulis tamen Statibus liberum sit huic illive Regno extra Imperii limites suppetias ferre, non tamen aliter, quam secundum Imperii Constitutiones. Controversia Lotharingica vel arbitribus utrinque nominandis submittatur vel Tractatu Gallo-Hispanico vel alia amicabili via componatur,

treffenden Artikels; allein ein geſunder Sinn würde ihn durch die Zurückführung auf die unverletzlichen Grundſätze des Völkerrechts leicht gehoben, und dann die Anmaßungen Frankreichs entſchleiert haben. Der tiefe innere Verfall der Deutſchen ließ alles das nicht zu, ſondern kam der hinterliſtigen Politik Ludwigs XIV. kräftig zu Hülfe. Verblendet durch das franzöſiſche Gold, gaben ſich verſchiedene deutſche Fürſten wirklich dazu her, dem franzöſiſchen Hof zur Eroberung der Niederlande behülflich zu ſein. Einige Reichsſtände behaupteten, daß der Kaiſer zur Vertheidigung jener Provinzen gegen Frankreich nicht berechtiget ſei, ja die Churfürſten, welche an dem Rheinbunde Antheil genommen hatten, ſchickten ſich ſogar an, allenfallſige Truppen-Sendungen des Kaiſers nach den Niederlanden mit Gewalt zu hindern.

Was aber vollends ärgerlich und anſtößig war, iſt die unbegreifliche Thatſache, daß ſogar der Churfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welcher ſich ſo ſchön wieder den rheiniſchen Bund erklärt hatte, nun ſelbſt ein Mitglied desſelben wurde. So weit ging die Blindheit, man möchte faſt ſagen der Blödſinn der damaligen Deutſchen!

Jetzt erſt hatte Ludwig XIV. den Muth, die Anſchläge auf die Niederlande mit den Waffen auszuführen. Im Mai 1667 rückte ein franzöſiſches Heer in jene Provinzen ein, und unterwarf dieſelben zum größten Theil ſchon binnen drei Monaten der Herrſchaft von Frankreich. Zu Anfang des folgenden Jahres 1668 eroberten die Heere Ludwigs XIV. vollends die freie Grafſchaft. Nunmehr wollten andere Mächte freilich Anſtalten treffen, um den Uebergriffen Frankreichs zu ſteuern; aber nicht der Kaiſer, nicht das Reich waren es, welche aus Einſicht ſolcher Nothwendigkeit thätig wurden, ſondern die Holländer. Dieſe ſchloſſen nämlich mit England und Schweden einen Bund, die ſogenannte Tripel-Allianz, um ſich den Vergrößerungen Frankreichs zu widerſetzen. Unter Vermittlung dieſes Bundes kam auch der Friede zwiſchen Spanien und Frankreich am 2. Mai 1668 in Aachen zu Stande. Ludwig XIV. behielt die Eroberungen, welche er im Jahre 1667 in den Niederlanden gemacht hatte, insbeſondere Charleroy, Bing, Ath, Douay, Bergen und Fürnes, mußte dagegen die freie Grafſchaft wieder herausgeben.

So günſtig dieſer Friedensſchluß, bei der Widerrechtlichkeit der franzöſiſchen Anſprüche, für Ludwig auch war, ſo nährte der letztere heimlich doch große Unzufriedenheit darüber, und beharrte auf dem Plane, die vereinigte Niederlande vollſtändig zu erobern. Da ihn die Tripel-Allianz an der Ausführung deſſelben gehindert hatte, ſo beſchloß er den Grundſatz: „herrſche durch Zwietracht“ (divide et impera) nun auf jenen Verein anzuwenden. Durch geheime Ränke gelang es ihm in der That, den König von England nicht nur von der Tripel-Allianz abzuziehen, ſondern ſogar zum Kriege gegen die Holländer zu verleiten. Hierauf wurde der Hof von Stockholm bearbeitet, und auch hier ein ſo vollſtändiger Erfolg erzielt, daß Schweden in einem Staatsvertrag vom 27. März 1672 dem Könige von Frankreich ebenfalls Hülfe gegen die Holländer zuſagte.

Die Unterjochung der letztern mußte natürlich der Unabhängigkeit Deutſchlands einen neuen empfindlichen Stoß verſetzen; deſſen ungeachtet beharrten nicht nur die meiſten Reichsſtände, ſondern ſelbſt der Kaiſer bei den Voranſtalten in dumpfer Unthätigkeit. Nur der Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg zeigte ſich entſchloſſen, den verrathenen Holländern beizuſtehen. Vielleicht mit Reue über ſeinen Beitritt zum Rheinbund erfüllt, jedenfalls von den großen Gefahren der Uebergriffe Ludwigs XIV. über-

---

liberumque sit tam Imperatori, quam Electoribus, Principibus et Statibus Imperii ejus compositionem, amicabili interpositione allisque pacificis officiis, juvare ac promovere, non tamen armis aut bellicis mediis.“

zeugt, drang er durch besondere Botschafter in den Kaiser Leopold, einen Reichskrieg wider Frankreich zu veranstalten. Auch dem Kaiser fielen nun endlich die Schuppen von den Augen, und er schloß vorläufig mit Friedrich Wilhelm ein Bündniß gegen Ludwig XIV.

Am 7. April 1672 erfolgte hierauf die Kriegs-Erklärung Frankreichs gegen Holland, und bald nachher eröffnete der König von England, als Bundesgenosse der Franzosen, die Feindseligkeiten zur See. Die Holländer erlangten zwar bei allen Seegefechten die Oberhand; desto unglücklicher führten sie dagegen den Krieg zu Land. Ludwig XIV., welcher mit vier Heeren in Holland einfiel, und bei einem derselben unter Türenne selbst in Person zugegen war, nahm, wie im Sturmschritt, die wichtigsten Plätze ein; seine Waffen verbreiteten sich so unaufhaltsam über Holland, daß nur Nimwegen und Amsterdam noch widerstanden.

Friedrich Wilhelm von Brandenburg brach im August 1672 mit seinem Heere von der Mark auf, um den bedrängten Bundesgenossen zu Hülfe zu kommen. Auch eine kaiserliche Heer-Abtheilung stieß unter Montecucculi zu ihm; allein der Kaiser und Kurbrandenburg hatten die Erklärung eines Reichskrieges gegen Frankreich noch nicht durchzusetzen vermocht, und fanden daher bei ihren Mitständen, anstatt Vorschub, die größten Hindernisse ihrer Unternehmung. Nicht bloß die Stadt Frankfurt, sondern auch die Kurfürsten von Mainz und Trier, ja selbst jener von der Pfalz verwehrten den kaiserlich-brandenburgischen Heeren den Durchzug durch ihre Länder. Alle Vorstellungen Friedrich Wilhelms waren so vergeblich, daß er seine Krieger wirklich nach Westphalen führen, und ohne einen Schwertschlag die Winterquartiere beziehen lassen mußte. Dort versäumte er eine günstige Gelegenheit, die nachziehenden Franzosen unter Türenne mit Vortheil anzugreifen, und wurde im folgenden Feldzug 1673 allmälig so gedrängt, daß er den Verlust des größten Theiles seiner westphälischen Besitzungen zu befürchten hatte. Friedrich Wilhelm, über die Theilnahmlosigkeit der deutschen Fürsten ohnehin schon erzürnt, wurde nun unmuthig, und wollte sich mit den Franzosen vergleichen.

Gerade um diese Zeit hatte aber der Kaiser Leopold I. beschlossen, den Krieg wider Frankreich mit größerem Nachdruck zu führen, und zu dem Ende sein Heer im Felde bis zu 30,000 Mann zu vermehren. Die kaiserlichen Botschafter gaben sich deßhalb die größte Mühe, den Kurfürsten zu Brandenburg von einem Separat-Frieden mit Frankreich abzubringen. Da indessen der Herzog von Pfalz-Neuburg umgekehrt den Kurfürsten in seinen friedlichen Neigungen bestärkte, und sich zum Vermittler eines Vergleiches anbot, so kamen die Unterhandlungen zwischen Frankreich und Friedrich Wilhelm wirklich in Gang. Ludwig XIV. konnte durch einen Separat-Frieden mit dem fähigsten Bundesgenossen der Holländer in der That viel gewinnen, und stellte deßhalb ziemlich günstige Bedingungen. Der Vergleich wurde nunmehr am 6. Juni 1673 zu Vossen wirklich abgeschlossen. Frankreich gab darin dem Kurfürsten von Brandenburg alle seine Ländereien in Westphalen und im Cleve'schen zurück, nur die Besetzung von Wesel und Rees bis zum Hauptfrieden sich vorbehaltend; endlich wurde dem Kurfürsten das Recht eingeräumt, bei einem Angriffe der Franzosen gegen das deutsche Reich dem letztern Hülfe zu leisten. Es mußte mit dem innern Verfall der Deutschen schon weit gekommen sein, wenn sie die Erlaubniß, ihr Vaterland bei feindlichen Angriffen zu schützen, von Frankreich einholen und sich dieselbe sogar in Friedensschlüssen ausbedingen wollten.

Unter solchen Umständen konnte es dem Kaiser Leopold I. nur zum Ruhme gereichen, daß er, trotz des brandenburgischen Separatfriedens, zur Unterstützung der Holländer und also zur Fortsetzung des Krieges entschlossen blieb, um den bedenklichen Uebergriffen Ludwigs XIV. noch einen Zügel anzulegen. Die österreichischen Heere zeigten sich jetzt auch so kräftig, daß der französische Oberfeldherr Türenne den Rück-

zug aus Westphalen nach dem Rheine für nothwendig erachtete. Um dafür Rache zu nehmen, besetzte Türenne im Elsaß vollends die meisten Reichsstädte der Landvogtei Hagenau, welche nach dem westphälischen Frieden bei Deutschland verblieben, nämlich Hagenau, Weissenburg, Landau, Obereinheim, Roßheim, Münster im Thal St. Gregori, Kaisersberg und Thüringheim. Auch dieß ließen die Reichsstände gleichgültig geschehen, und es zeigte sich selbst keine Spur von Thatkraft, als die Franzosen die kurfürstlichen Gebiete von Trier und Mainz verwüsteten. Türenne konnte vielmehr noch ein Mal angriffsweise zu Werke gehen, und gegen das Innere von Franken vorrücken, bis die Vereinigung der holländischen und kaiserlichen Truppen am Unterrhein einen Wendepunkt herbeiführte.

Im Jahre 1674 fand sich endlich der König von England bewogen, das unnatürliche Bündniß mit Frankreich aufzugeben, und mit Holland Frieden zu schließen. Jetzt trennten sich auch der Kurfürst von Köln, sowie der Bischof in Münster von dem rheinischen Bunde, und das Uebergewicht der Franzosen verminderte sich wieder einigermassen. Sollte aber den gerechten Beschwerden Deutschlands über die Anmassungen Ludwigs XIV. im Elsaß und dessen gesammtes Benehmen im gegenwärtigen Kriege Abhülfe geschehen, so mußten noch durchgreifendere Maaßregeln ergriffen werden. In diesem Sinne suchte nun Kaiser Leopold I. zu wirken.

Drittes Hauptstück.

Der Krieg des deutschen Reiches gegen Frankreich.

(Vom Jahr 1674 bis zum Jahr 1679.)

Leopold I. hegte mit Recht die Ueberzeugung, daß den Gewaltthätigkeiten der Franzosen nicht durch den Widerstand einzelner Stände, sondern nur durch ein nachdrückliches Zusammenwirken des Reiches selbst gesteuert werden könne. Er beschloß darum, die Stände unter sich zu einigen, und dieselben, wo möglich, zur Erklärung eines Reichskrieges gegen Frankreich zu bewegen. Da der Kurfürst von Brandenburg der thätigste Fürst Deutschlands war, so suchte der Kaiser zunächst diesen zu gewinnen. Friedrich Wilhelm hatte mit Frankreich freilich erst Frieden geschlossen, indessen die Beschützung des Reichs bei neuen Angriffen der Franzosen sich vorbehalten: solcher Angriffe waren nun seitdem viele vorgefallen, indem Türenne nicht nur die genannten Reichsstädte im Elsaß wegnahm, und die Gebiete von Trier und Mainz verwüstete, sondern bei seinem abermaligen Vordringen nach Franken sogar das Innere von Deutschland bedrohte. Darauf gründete nun Leopold I. die Ermahnungen an den Kurfürsten von Brandenburg, sich der Sache des Vaterlandes anzunehmen. Friedrich Wilhelm war nicht ohne Nationalgefühl; er gab daher, trotz der entgegengesetzten Bemühungen und der Schmeicheleien Ludwigs XIV., den Vorstellungen des Kaisers Gehör, und verband sich von Neuem mit denselben zur Bekriegung der Franzosen. Die Bewahrung der Nationallehre gegen Aussen lag in allen Zeiten unsrer Geschichte den nördlichen Deutschen

vorzüglich am Herzen; auch gegenwärtig bezeigten daher die beiden sächsischen Kreise über die Eingriffe der Franzosen am Rheine große Bekümmernisse. In verschiedenen Versammlungen beriethen sie über die Mittel zur Abwendung der Gefahr, und mahnten sodann zu einem energischen Widerstand gegen Frankreich. Als die Heere Ludwigs XIV. auch den Kurfürsten von der Pfalz zu bedrängen anhoben, und in dem Lande desselben empörende Grausamkeiten verübten, als dieselben zugleich die beiden letzten Reichsstädte der Landvogtei Hagenau, nämlich Kolmar und Schlettstadt, mit übermüthiger Gewaltthat in Besitz nahmen, sahen die deutschen Stände immer mehr die Nothwendigkeit durchgreifender Schutz-Maaßregeln ein. Der Kaiser benützte diese Stimmung, und wirkte endlich im Frühjahr 1674 in Regensburg den Beschluß eines Reichskrieges gegen Frankreich aus.

Nachdem der französische Minister dortselbst am 19. März 1674 den Befehl erhalten hatte, den Sitz des Reichstages binnen drei Mal 24 Stunden zu verlassen, erfolgte nach einem Reichs-Gutachten vom 31. März desselben Jahres die Kriegs-Erklärung selbst. Alle Stände waren nun zur Stellung ihres Contingents nach der Reichs-Matrikel verbunden, und von mehreren Seiten setzten sich die Truppen auch in Bewegung; gleichwohl zeigte sich wiederholt das Gebrechen der Schwerfälligkeit des deutschen Reichs, welche seit der Verkümmerung der National-Einheit im westphälischen Frieden bedeutend um sich griff, und das kräftige Zusammenwirken unmöglich machte. Die französischen und die deutschen Heere stießen zu wiederholten Malen auf einander; allein die Uneinigkeit unter den Anführern der letztern hinderte einen entscheidenden Schlag. Als dagegen die Armee des Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg in der beträchtlichen Stärke von 20,000 Mann am Rheine erschien, und der französische Oberfeldherr Turenne schon nach Lothringen zurückgewichen war, so stellte sich die Lage Ludwigs XIV., trotz der Uneinigkeit der brandenburgischen und kaiserlichen Heerführer, wirklich als sehr bedenklich dar. Indessen plötzlich trat ein Ereigniß ein, welches die gesammte Lage der Dinge wieder veränderte.

Während die Kriegs-Erklärung des deutschen Reichs gegen Frankreich erfolgte, hatte Ludwig XIV. auf diplomatischem Wege große Anstrengungen gemacht, um die Krone Schweden zu einem Kriege gegen Chur-Brandenburg zu bewegen. In dem Vertrage vom 27. März 1672, dessen bereits Erwähnung geschah, hatte Schweden die Verpflichtung übernommen, wider die Feinde der Franzosen in's Feld zu ziehen; jetzt mußte die Erfüllung solcher Zusage besonders erwünscht sein, da Deutschland den Reichskrieg mit Ernst zu führen schien. Unter allen Reichsständen scheute der Hof Ludwigs XIV. den thatkräftigen Churfürsten von Brandenburg am meisten; es lag ihm daher alles daran, diesen im Rücken überfallen zu lassen, um ihn zum Rückzuge in seine Erblande zu nöthigen. Deßhalb lagen die französischen Botschafter den schwedischen Machthabern beständig im Ohr, einen bewaffneten Einfall nach Brandenburg zu unternehmen. Da sie das Geld massenweise vertheilten, so gelang ihnen endlich ihre Absicht. Schweden beschloß nicht nur den Krieg gegen Chur-Brandenburg, sondern eröffnete sogar die Feindseligkeiten noch vor Erklärung desselben.

Am 22. Dezember 1674 brang die Vorhut, und am 27. Dezember 1674 die Hauptmasse des schwedischen Heeres in die Uckermark ein. Zu dieser Zeit stand Friedrich Wilhelm gegen die Franzosen im Feld, und da er den Krieg wirklich mit Nachdruck führen wollte, deßwegen ein großes Heer an den Rhein geführt hatte, so war die Mark so von Truppen entblößt, daß die Schweden auf keinen Widerstand stießen. Während des Winters von 1674 auf 1675 wollte Friedrich Wilhelm keinen Versuch zur Vertreibung der Schweden machen; dagegen brach er im Frühling 1675 zu solchem Zwecke nach Branden-

burg auf. Der angestrengte Marsch ging über Magdeburg, welches der Churfürst am 11 Juni 1675 erreichte. Nachdem hier der Operationsplan entworfen worden war, überfiel Friedrich Wilhelm in wohlberechneter Eile die Feste Ratenau, und zwang die schwedische Besatzung zur Uebergabe. Dann rückte er mit derselben Eile gegen Havelberg an, und verhinderte dadurch den General Wrangel, welcher dort mit der schwedischen Hauptmacht stand, seine zerstreuten Heer-Abtheilungen, namentlich jene von Brandenburg an sich zu ziehen.

Obgleich Friedrich Wilhelm durch die Eile des Marsches sein Fußvolk zurücklassen mußte, und nur großentheils Reiterei mit sich führte, beschloß er gleichwohl jetzt schon einen Hauptschlag auszuführen. Die Schweden hatten sich bei Fehrbellin geordnet, und boten ihm die Schlacht. Voll von Muth nahm Friedrich Wilhelm dieselbe an, obwohl seine Reiterei nicht nur der Unterstützung der Fußsoldaten entbehrte, sondern auch durch die Anstrengungen des eiligen Rittes etwas erschöpft war. „Meine Schweden konnten nur siegen, wenn ich unter ihnen war, die Deutschen dagegen auch ohne mich!“ hatte Gustav Adolph gesagt. So sollte sich denn auch bei Fehrbellin die überwiegende Tapferkeit der Deutschen bewähren! Mit der schönsten Ordnung begannen die brandenburgischen Reiter den Angriff gegen die Uebermacht des Feindes, und indem sie ihrer geringen Anzahl durch die Heftigkeit des Sturmes nachhalfen, gelang es ihnen, die ersten feindlichen Reihen zu durchbrechen. Mit Umsicht geführt, zu immer höherm Muthe angespornt, brachten sie nunmehr auch die Hauptmassen der Schweden in Unordnung. Der Verwirrung folgte alsbald völlige Bestürzung, und unaufhaltsam ergriff das gesammte schwedische Heer vor dem kleinen Häuflein der kühnen Brandenburger die Flucht. Der Sieg der Deutschen war vollkommen, und einer der merkwürdigsten in der Geschichte. Auch seine Folgen waren bedeutend, denn er verwischte wenigstens im Norden die Nachwehen des dreißigjährigen Krieges durch die allmälige Vertreibung der Schweden aus ganz Pommern. Im Jahre 1678 war diese deutsche Landschaft von den Schweden schon geräumt.

Für die letztern war also ihre Einmischung in den Krieg sehr unglücklich ausgefallen, aber die Franzosen hatten dadurch gleichwohl Vortheile erlangt, weil ihnen der plötzliche Abzug des brandenburgischen Heeres die Uebermacht und freie Hand gegen die kaiserlichen Truppen verschaffte. Sie gingen daher wieder angriffsweise zu Werk, und verdrängten die Oesterreicher zu Anfang des Jahres 1675 aus dem Elsaß. Der Sieg Friedrich Wilhelms bei Fehrbellin wirkte jedoch so ermunternd auf ganz Deutschland, daß man auch in dem Kriege gegen Frankreich wieder größere Thatkraft entwickelte. Ludwig XIV. zog deßhalb zu Ende des Jahres 1675 gelindere Saiten auf, und zeigte sich zu Friedens-Unterhandlungen geneigt, welche von Schweden vorgeschlagen worden waren. Als der König von England die Vermittlung übernahm, wurde hierauf im Jahre 1676 zu Nimwegen ein Friedens-Congreß eröffnet.

Seit den westphälischen Unterhandlungen war bei den Versammlungen der Bevollmächtigten verschiedener europäischer Staaten das Titel- und Ceremonienwesen einer der wichtigsten und zwar der ersten Berathungs-Gegenstände. Auch auf dem Congresse zu Nimwegen wurde diese wichtige Angelegenheit mit ungemeinem Eifer erörtert. Die Streitigkeiten über die Exzellenz schritten fast zu der nämlichen Heftigkeit vor, wie in Münster und Osnabrück; man eröffnete also den Congreß unter sehr günstigen Anzeichen.

Dieß bewährte sich, als die französischen Friedens-Bedingungen zum Vorschein kamen. Man hatte von den Anmaßungen Ludwigs XIV. bisher schon viele Beweise erhalten; jetzt sollte die Dreistigkeit jedoch auf die Spitze getrieben werden, denn die französischen Gesandten erklärten, daß ihr König über die vor-

gelegten Bedingungen keine Unterhandlung gestatte, sondern die einfache Annahme oder Zurückweisung derselben fordere. Nur der höchste Uebermuth konnte ebenbürtigen Nationen gegenüber eine solche Sprache eingeben, und es war ein weiteres Anzeichen des innern Verfalls der Deutschen, daß sie sich für eine solche Beleidigung nicht Genugthuung zu verschaffen wußten.

Ludwig XIV. würde seine Anmaßung schwerlich so weit zu treiben gewagt haben, wenn er sich nicht einer mächtigen Stütze bewußt gewesen wäre, und diese sollte der gewöhnliche Bundesgenosse Frankreichs sein, nämlich die Uneinigkeit der Deutschen. Die Holländer waren des Krieges müde, und wünschten aus Handels-Interessen die Herstellung des Friedens sehr sehnlich. Da die Franzosen aus Separat-Friedensschlüssen stets den größten Vortheil gezogen hatten, so wollten sie jetzt jene Stimmung der Holländer zu einem solchen besondern Abkommen benützen. Ihre Politik ging nun dahin, den Generalstaaten günstigere Bedingungen zu bewilligen, um dieselben auf ihre Seite zu ziehen, und dem deutschen Reich desto größere Opfer aufzulegen. Obgleich der Kaiser und die Stände hauptsächlich im Interesse der Holländer den Krieg geführt, und sich sehr uneigennützig erwiesen hatten, so wollten die Generalstaaten aus Dankbarkeit ihre Verbündeten gleichwohl im Stich lassen. Sie spannen daher heimliche Unterhandlungen mit den Franzosen an und schlossen den Frieden auch wirklich hinter dem Rücken der Deutschen ab.

Kaiser Leopold I. hatte viele Standhaftigkeit gezeigt, als er trotz des Separat-Friedens von Chur-Brandenburg mit Frankreich den Krieg fortführte; allein jetzt wurde er plötzlich muthlos, und brachte dem Frieden bedauerliche Opfer. Er verpflichtete sich nicht bloß, den Feinden von Schweden und Frankreich keinen Beistand zu leisten, während die letztere Macht ausdrücklich das Recht zur Unterstützung Schwedens sich vorbehielt, sondern trat für das Besatzungsrecht von Philippsburg sogar Freiburg im Breisgau mit Lehn, Metzhausen und Kirchgart an die Franzosen ab. Ja er betrieb den Friedensschluß mit solcher Eile, daß er nicht einmal die verfassungsmäßige Zustimmung der Reichsstände einholte, sondern von diesen den Vertrag nur später genehmigen ließ. Der Friede von Nimwegen wurde am 5. Februar 1679 unterzeichnet. Eine solche Nachgiebigkeit mußte für die Franzosen nur die Aufforderung zu immer höher steigenden Uebergriffen sein, und dieß bestätigte sich nur zu bald.

Viertes Hauptstück.

Erniedrigung Deutschlands. Französische Reunions-Kammern. Verwüstung der Pfalz.

(Vom Jahr 1679 bis zum Jahr 1690.)

Seitdem die Franzosen in die innern Angelegenheiten Deutschlands sich einmischten, befolgten sie gleichmäßig die Politik, in den Friedensschlüssen sich Vergrößerungen zu bedingen, und unmittelbar nachher über den Sinn solcher Vertrags-Bestimmungen Streit zu erheben, um ihre Eroberungen noch weiter

auszudehnen, oder zu dem Ende einen neuen Krieg zu erregen. Auch nach dem Abschlusse des Friedens von Nimwegen entwickelte also Frankreich das nämliche Verfahren, dieses Mal aber in einer Weise, welche das Rechtsgefühl auf das äußerste empört. Ludwig XIV. maßte sich nämlich an, „besondere Gerichtshöfe zu errichten, welche ihm unter dem Schein des Rechts benachbarte deutsche Gebiete als ihm gehörig zusprechen sollten. Dieses unerhörte Verfahren war durch einen Zufall veranlaßt worden.

Nach einem Befehle des französischen Ministeriums hatte der Parlamentsrath Ravaux in Metz von dem Parlament daselbst den Auftrag erhalten, den Bezirk dieses Gerichtshofes festzustellen, sohin alle dazu gehörigen Ortschaften auszumitteln. Ravaux durchging zu solchem Zwecke die Urkunden, welche über die Bestandtheile der Bisthümer Metz, Tul und Verdun Auskunft gaben. Er wollte bei seiner Arbeit gefunden haben, daß verschiedene Bezirke, welche zu jenen Bisthümern gehörten, noch im Besitze deutscher Reichsstände seien. Mit den Neigungen der französischen Staatsgewalt bekannt, griff er nun immer weiter, und entwarf in willkürlicher Weise ein seltsames Verzeichniß von Ortschaften, welche angeblich zu irgend einer Zeit ein Mal zu den Fürstenthümern Metz, Tul und Verdun gehört haben sollten. Zu jener Zeit war Louvois der einflußreichste Mann am französischen Staatsruder, der mächtige Minister und Vertraute des Königs. Unmittelbar an ihn und zwar persönlich übergab nun Ravaux seine abentheuerliche Arbeit. Louvois fand den Einfall des Parlamentsrathes so komisch, daß er herzlich darüber lachte; aber bald fiel ihm die Sinnesart seines Königs ein, und er glaubte, daß man sogar eine so lächerliche Sache zum Ernste wenden könne. In der That bezeigte Ludwig XIV. über die Arbeit von Ravaux großes Wohlgefallen, und ließ ihn aufmuntern, noch mehr Zubehörungen oder Pertinenzien zu Metz, Tul und Verdun auszuforschen.

Als das Geschäft im Gang war, glaubte man darin ein vortreffliches Mittel zu finden, auch von dem Elsaß aus die Besitzungen Frankreichs bedeutend zu vermehren. Man ließ daher auch willkürliche Verzeichnisse von Bezirken und Ortschaften entwerfen, welche irgend ein Mal zu Herrschaften im Elsaß gehört haben sollten. Alles dieß sollte übrigens keine bloße Spielerei sein, sondern die Voranstalt, dem König Ludwig XIV. den Besitz aller aufgeschriebenen Ländereien sowohl bei Metz, Tul und Verdun, als auch bei Elsaß wirklich zu verschaffen. Der Weg, welchen man dazu wählte, verrieth aber vollends eine maßlose Unverschämtheit. Ludwig XIV. ließ nämlich zwei sogenannte Reunions-Kammern errichten, um zu entscheiden, daß die aufgeschriebenen Besitzungen zu Frankreich gehören. Eine derselben ward in Metz, und die andere in Breisach versammelt: jene sollte urtheilen, welche Gebietstheile von den Bisthümern Metz, Tul und Verdun, die andere hingegen welche vom Elsaß noch in fremden Händen seien, also an Frankreich herausgegeben werden müßten.

Der Unfug überschritt nun alle Schranken; denn die Franzosen entblödeten sich nicht, fremde Landesherren und Souveräne in Hoheitssachen vor die Schranken ihrer Gerichtshöfe zu fordern. So wurden in der That nicht nur der Kurfürst von der Pfalz, der Herzog von Würtemberg, die Markgrafen von Baden und die Pfalzgrafen von Veldenz, sondern wegen Besitzungen im Zweibrückischen auch der König von Schweden, und wegen Herrschaften in den Niederlanden der König von Spanien vorbeschieden! Darin lag die große Lehre, daß die Schwäche Deutschlands nur zum drückenden Uebermuthe Frankreichs führte. Die Schrift, welche wir im vorigen Band anführten, nämlich der Entwurf der Franzosen, daß die Acten des kaiserlichen Kammergerichts von Speier nach Paris gebracht werden, und dort die deut-

ſchen Reichsfürſten für die Folge Recht nehmen ſollten, war alſo kein Scherz, ſondern Ernſt; Deutſchland erlebte wirklich die Schmach, daß ſeine Stände in Sachen der Landeshoheit vor franzöſiſche Gerichtshöfe geladen wurden. Jetzt hätte ſich doch wenigſtens die ganze Nation erheben ſollen, um den Schimpf zu rächen und den Räubereien Frankreichs zu ſteuern. Aber nein! Mit blödſinniger Gleichgültigkeit ließ man den Uebermuth gewähren. Hierdurch wurde die Anmaſſung natürlich noch ermuntert, und ſo hob denn das Urtheilen der Reunions-Kammern in Metz und Breiſach wirklich an. Unter Beziehung auf die Friedensſchlüſſe von Münſter und Nimwegen, denen man eine gewaltſame Auslegung ertheilte, wurden verſchiedenen deutſchen Reichsſtänden Beſitzungen abgeſprochen, weil ſolche früher entweder zu Metz, Tul und Verdun, oder zu dem Elſaß gehört hatten. Bis auf den alten König Dagobert gingen die Reunions-Kammern zurück, und erkannten ihrem Könige Ländereien zu, welche Dagobert einſtens in Deutſchland beſeſſen haben ſollte. Schon während des Urteils wurden aber die Executions-Heere verſammelt, um den ſogenannten gerichtlichen Ausſprüchen Nachdruck zu geben. Wie Räuber ſtürzten ſich dieſelben auf die ausgeſuchte Beute und nahmen ſie gewaltſam in Beſitz. Immer weiter um ſich greifend, forderte Ludwig XIV. auch von der geſammten Reichsritterſchaft im Elſaß, welche nach dem weſtphäliſchen Frieden mit Deutſchland verbunden und von der franzöſiſchen Landeshoheit befreit bleiben ſollte, Huldigung und Unterwerfung. Alles Widerſträuben war vergeblich; man drohte mit gewaltſamer Vertreibung des Adels von ſeinen Gütern, und brachte demſelben dadurch in der That unter die franzöſiſche Herrſchaft.

Nach dieſen Erfolgen richtete Ludwig XIV. ſeine habgierigen Blicke vollends auf die Reichsſtadt Straßburg, um durch Beſitznahme derſelben ſeine Herrſchaft im Elſaß zu vollenden. Zur Ausführung des Anſchlags hatte Louvois zunächſt das alte Erwerbmittel der Beſtechung angewendet, indem er dadurch verſchiedene einflußreiche Männer in Straßburg auf die franzöſiſche Seite zog. Als alle Vorbereitungen getroffen waren, erſchien am 30. September 1681 plötzlich ein franzöſiſches Heer vor den Mauern Straßburgs und forderte unter Androhung des Bombardements die Uebergabe der Stadt. Mehrere Vornehme waren gewonnen, die Bürger hingegen entmuthiget und ohne Ausſicht auf Hülfe aus Deutſchland. So ergab ſich denn auch die Reichsſtadt Straßburg an die Franzoſen. Dieſe Gewaltthat war ſo auffällig, daß ſie allgemeine Entrüſtung hervorbringen mußte, allein die Art und Weiſe, in welcher Ludwig dieſelbe rechtfertigen wollte, war noch empörender. Er ſagte nämlich kurz: „durch den Friedensſchluß von Münſter ſei ihm das Elſaß abgetreten, und durch jenen von Nimwegen der Beſitz beſtätiget worden, zu dem Elſaß gehöre aber Straßburg.“ In dem weſtphäliſchen Frieden war jedoch die Reichsſtadt Straßburg bei der Abtretung des Elſaßes an Frankreich ausdrücklich ausgenommen, und mit klaren Ausdrücken beſtimmt worden:

Daß Straßburg bei Deutſchland verbleibe, und der franzöſiſchen Landeshoheit nicht unterworfen werden dürfe [1]).

---

[1]) „Teneatur Rex Christianissimus non solum Episcopos Argentinensem et Basileensem cum Civitate Argentinensi, sed etiam reliquos per utramque Alsatiam Romano Imperio immediate subjectos Ordines, Abbates Murbacensem et Luderensem, Abbatissam Antiaviensem, Monasterium in Valle S. Gregorii, Benedictini Ordinis, Palatinos de Lützelstein, Comites et Barones de Hanau, Fleckenstein, Oberstein totiusque inferioris Alsatiæ Nobilitatem, item prædictas decem Civitates Imperiales, quæ Præfecturam Hagenensem agnoscunt, in ea libertate et possessione Immedietatis erga Imperium Romanum, qua hactenus gaviæ sunt, relinquere, ita ut nullam ulterius in eos Regiam Superioritatem prætendere possit, sed iis Juribus contenta maneat, quæcunque ad Domum Austriacam spectabant.“

Ludwig XIV. trieb daher mit den Staatsverträgen ganz offen Hohn und Spott. Wie tief war Deutſchland geſunken, ein ſolches Verfahren ungerächt hingehen zu laſſen! Auf die Nachrichten von den Anmaſſungen der Reunions-Kammern und die darauf folgenden unerhörten Gewaltthaten hatte man wohl die Reichsſtände in Frankfurt verſammelt, um über die Mittel zur Vertheidigung der Nationalrechte zu berathen; allein man konnte wegen Streitigkeiten über das Ceremoniel zu keinem Beſchluſſe gelangen. Bei dieſer Gelegenheit ſollten die Deutſchen wegen ihrer Nachäffung der Franzoſen eine Lehre erhalten. Die Geſandten Ludwigs XIV. hatten nämlich dem Reichstage Friedens-Vorſchläge übergeben, und zwar in franzöſiſcher Sprache. Dagegen erinnerten die Stände, daß die hergebrachte Sprache bei reichsſtändiſchen Unterhandlungen die lateiniſche ſei. Mit welchem Rechte mochte man dieß thun, wenn an den deutſchen Höfen kein anderes Wort, als franzöſiſch geſprochen, das letztere Idiom mit wahrer Leidenſchaft cultivirt wurde? In der That entſtand über die Sprache auf dem Reichstag in Frankfurt ein ſo heftiger Streit, daß die Verhandlungen ſehr lange verzögert wurden. Dazu kamen endlich noch Rangſtreitigkeiten zwiſchen den Bevollmächtigten der Kurfürſten und Fürſten. Jetzt verhöhnten die franzöſiſchen Geſandten die deutſchen Reichsſtände geradezu, und kaum mit Unrecht; denn ſie verließen den Friedens-Congreß mit der Erklärung: „die Deutſchen könnten wegen der Streitigkeiten über die Excellenz und andere Dinge der Art zu keinen Berathungen über die Staatsſachen gelangen: die Anweſenheit einer franzöſiſchen Botſchaft ſei alſo überflüſſig!“

Kaiſer Leopold I. dachte zwar mit Ernſt daran, die Nationalrechte Deutſchlands gegen Frankreich endlich in nachdrücklicher Weiſe durch die Waffen zu vertheidigen; allein Unruhen in Ungarn und in Folge derſelben ein Krieg mit den Türken hinderten ihn an der Ausführung. Die Osmanen drangen in dieſem Krieg ſogar bis Wien vor, und belagerten die Stadt. Ihr Heer belief ſich auf die ungeheure Anzahl von 200,000 Mann, und da ſie zugleich die Belagerung mit großer Hartnäckigkeit fortſetzten, auch mit ziemlichem Geſchick Minen anwendeten, um die feſten Baſtionen zu ſprengen, ſo gerieth die Hauptſtadt des Kaiſers in große Gefahr. Mit wahrem Heldenmuth vertheidigte ſich aber die Beſatzung und die Bürgerſchaft; alle Stürme der Türken wurden zurückgeſchlagen, und ſo Zeit gewonnen, den Bedrängten von Außen Hülfe zu bringen. Es war der polniſche König Johann Sobiesky, welcher ſich zum Erſatz von Wien entſchloß. Nachdem ſich mit ihm mehrere deutſche Fürſten vereinigt hatten, erſchien das Befreiungs-Heer (Sachſen, Baiern, Franken und Polen), 45,000 Mann ſtark, am 11. September 1683 vor Wien. Der Angriff auf das türkiſche Lager erfolgte am 12. September mit eben ſo viel Geſchicklichkeit als Nachdruck. Selbſt eine ſo große Uebermacht wurde vollſtändig geſchlagen; die Türken flohen verwirrt, und ſo ſcheu, daß ſie auch nach dem Aufhören der Verfolgung ſich nicht beruhigen, ſondern noch größere Entfernungen erreichen wollten.

So wurde Wien gerettet; gleichwohl hatte der Angriff der Osmanen für Deutſchland die nachtheilige Folge gehabt, daß der Kaiſer dadurch gezwungen ward, mit Frankreich einen zwanzigjährigen Waffenſtillſtand zu ſchließen. Ludwig XIV. blieb alſo im Beſitz ſeines jüngſten Raubes, und das deutſche Reich erhielt wegen der beiſpielloſen Beſchimpfung durch die Reunions-Kammern nicht die mindeſte Genugthuung. Je mehr indeſſen das Glück die Franzoſen begünſtigte, deſto weiter entfernten ſie ſich von der Mäßigung, deſto höher ſtiegen ihre Anmaßungen gegen Deutſchland.

Nach einem kurzen Waffenſtillſtand von vier Jahren wurde eine Urſache vom Zaun gebrochen, um einen neuen Krieg zu entzünden, und in dieſem fielen Greuel vor, welche auch die ruhigſten Menſchen zu

allen Zeiten mit Erbitterung erfüllen müssen. Als nämlich der Churfürst von Köln am 3. Juli 1688 verstarb, so mischte sich der französische Hof unberufen in die Wahl, und suchte sie auf einen seiner deutschen Anhänger, den Fürsten Wilhelm von Fürstenberg, zu lenken. Kaiser Leopold I. widersetzte sich den Vorhaben mit vollem Recht, und erwirkte auch eine Entscheidung der römischen Kurie, welche das Erzbisthum Köln, anstatt auf Wilhelm von Fürstenberg, auf den bairischen Prinzen Joseph Clemens übertrug. Der widerrechtlichen Gewaltthaten gewohnt, wollte Ludwig XIV. seinen Günstling Fürstenberg im Besitze des Erzbisthums Köln schützen, welchen derselbe thatsächlich sich angemaßt hatte. Im September 1688 rückte daher ein französisches Heer in die Rheinpfalz, und eröffnete die Feindseligkeiten sogar ohne Kriegs-Erklärung. Erst am 3. Oktober erfolgte diese, unter Angabe von Ursachen, die sämmtlich erdichtet waren, und den wahren Beweggrund nur verschleiern sollten.

Die Ueberraschung benützend, zwang das französische Heer durch seine Uebermacht nicht nur Philippsburg, sondern selbst Mainz zur Ergebung. Schon vor der Kapitulation der erstern Stadt schloß eine französische Heeres-Abtheilung von Philippsburg aus auch Heilbronn plötzlich ein. Man war nirgend zum Widerstand gerüstet, weil man keinen Angriff vermuthet hatte; auch Heilbronn ergab sich demnach, und die Franzosen verbreiteten sich nun über Franken und Schwaben. Gleichzeitig erschien der General Monclas vor Mannheim, steckte einen Theil der Stadt durch ein heftiges Bombardement in Brand, und nöthigte die Besatzung am 11. November zur Uebergabe. Nachdem jetzt auch Frankenthal überfallen, und durch Kapitulation genommen war, befand sich die ganze Pfalz im Besitz der Franzosen, denn Heidelberg hatte sich schon vor Mannheim ergeben.

Als Ludwig XIV. in solcher Art von Neuem den Despoten über Deutschland spielte, voll von Anmaßung in den innern Angelegenheiten unsers Reiches seinen Willen dictirte, und denselben mittelst Feuer und Schwert durchsetzen wollte, ward der Kaiser Leopold I. mit wirklich ernster Entrüstung erfüllt. In einer öffentlichen Denkschrift schilderte er die unerhörten Anmaßungen Frankreichs, sowie die Mißhandlungen aller Rechts- und Sitten-Grundsätze, welche Ludwig XIV. offen zur Schau stellte, mit den lebhaftesten Farben. Ganz unumwunden ward darin ausgesprochen, daß der französische Hof über alle Pflichten der Rechtschaffenheit, der Ehre und des Gewissens frevelhaft sich hinwegsetze. Louvois, der Minister Ludwigs XIV. befürchtete nun doch eine endliche energische Erhebung der Deutschen, und sann zur Bewältigung des erwarteten Sturmes ein ganz eigenthümliches Mittel aus.

Zunächst wollte er die Deutschen durch furchtbare Grausamkeiten von dem Widerstand gegen Frankreich abzuschrecken suchen. Für den Fall, daß solche Absicht mißlänge, sollte zugleich eine Wüste zwischen Frankreich und Deutschland gelegt werden, um von letzterer Seite durch Mangel an Lebensmitteln einen Angriff unmöglich zu machen. Zur Erreichung dieses Doppelzweckes beschloß nun Louvois die Verheerung der blühenden Pfalz. Damit aber der Greuel noch entsetzlicher werde, begann die Ausführung der Missethat schon mitten im Winter von 1688 auf 1689.

Das Zeichen dazu gab die Verwüstung der Ortschaften um Heidelberg, indem acht Dörfer in Brand gesteckt wurden. Als die Einwohner sich bemühten, den Flammen Einhalt zu thun, fielen die Franzosen wie ächte Barbaren, über sie her, und trieben sie gewaltsam von dannen. Unbarmherzig wüthete der Mord in dem wehrlosen Haufen der Unglücklichen, und schadenfroh wurden noch die Leichen nackt ausgezogen und zur Schau gestellt. Nach der Ausplünderung der weitern Umgegend stürzte sich die wüthende Räuberbande auf Heidelberg selbst. Das Schloß wurde geplündert, dann niederzureißen gesucht, und endlich

durch Pulver-Minen großentheils zerſtört, die Stadt dagegen an mehreren Orten in Brand geſteckt. Nur durch Zufall ward ein Theil derſelben gerettet. Nunmehr kam die Reihe an Mannheim. Louvois hatte befohlen, dieſe bedeutende Stadt im buchſtäblichen Sinne des Wortes zu zerſtören, d. h., für Menſchen ganz unbewohnbar zu machen. Mit Haſt begannen denn die franzöſiſchen Soldaten das Niederreißen der Häuſer; dann legten ſie aber an allen Orten Feuer an, um keine Spur einer menſchlichen Wohnung übrig zu laſſen. Troſtlos entflohen die ungeücklichen Einwohner!

In beharrlicher Verfolgung der Barbarei kündigten die Franzoſen im Mai 1689 den Einwohnern von Speier an, daß ihre Stadt dem Boden gleich gemacht werden ſoll, und daß der Bevölkerung eine Friſt von ſechs Tagen zur Auswanderung nach Elſaß, Burgund oder Lothringen geſtattet werde. Nachdem man die Flucht an das rechte Rhein-Ufer bei Todesſtrafe verboten hatte, begann das Kannibalen-Geſchäft auch in Speier. Viele Einwohner retteten ihre Habe in den Dom, weil die Verſchonung dieſes Kunſtwerkes zugeſagt worden war; als aber das Innere der Kirche ſich füllte, ließ der General Monclas dieſelbe anzünden. So geſellte ſich Hohn und Schadenfreude noch zum Greuel der Zerſtörung! Hiernächſt wurde auch die Stadt an allen Enden in Brand geſteckt, und den fliehenden Einwohnern ſogar auf dem Wege noch ihre Habe von den räuberiſchen Franzoſen entriſſen. Gleiches Schickſal wie Speier erfuhren auch Worms, Frankenthal, Wachenheim, Neuſtadt an der Haardt und andere Orte. Es hatte ſich erfüllt, was Louvois wollte:

Die verheerte Pfalz lag als eine Wüſte zwiſchen Frankreich und Deutſchland!.[2]).

---

[2]) Nichts iſt merkwürdiger, als wie in den Memoiren von St. Simon die Urſache des Krieges von 1688 erzählt wird. Man muß jene Stelle leſen, um zu erfahren, in welcher Weiſe frevelhafter Uebermuth mit den Geſchicken der Völker zu ſpielen ſich erdreiſtet. Nach der Herder'ſchen Ueberſetzung heißt es dort alſo:

„Der Krieg von 1688 entſprang ſonderbar. Nach Colberts Tode hatte Louvois die Aufſicht über die Gebäude. Klein-Trianon, das für die Monteſpan gebaut war, machte dem Könige Langeweile; er wollte überall Paläſte. Das Bauen amüſirte ihn ſehr; er hatte auch ein ſehr richtiges Auge für Proportion, Symmetrie und dergleichen, bei einem nicht eben ſo richtigen Geſchmack."

„Kaum war der neue Bau von Trianon über der Erde, als der König einen Fehler an einer Fenſteröffnung im unterſten Stockwerk gewahr ward; ſie war ſchief. Louvois, der von Natur brutal und dazu noch verwöhnt war, ſich von Niemanden widerſprechen zu laſſen, ſtritt lang und heftig, daß das Fenſter gerad ſei; der König kehrte ihm den Rücken und ſpazirte weiter."

„Tages darauf begegnete er dem le Notre (der durch die Gartenkunſt berühmt iſt, die er in Frankreich einführte), einem guten Architekten. Er fragte ihn, ob er zu Trianon geweſen ſei? Nein! ſagte dieſer. Der König gab ihm Auftrag, dahin zu gehen, und das Fenſter zu beſehen. Ein Tag, zwei Tage; dieſelbe Frage, dieſelbe Antwort. Der König ſah wohl, daß le Notre ſich nicht zwiſchen ihn und den Miniſter ſtecken wollte, da Einer von beiden Unrecht haben müſſe. Unwillig ſagte er: Morgen ſolle er in Trianon ſein; Er und Louvois würden auch da ſein."

„Sie kamen. Louvois disputirte; le Notre ſchwieg. Der König befahl ihm zu meſſen. Louvois in Furie murrte laut: Das Fenſter ſei gerade und gleich den andern. Der König fragte le Notre, was er gefunden habe? Dieſer ſtammelte, wollte nicht mit der Sprache heraus; der König in Zorn befahl, er ſollte rein herausreden, was er gefunden. Der König habe Recht, ſagte le Notre, und zeigte den Fehler."

„Nun wandte der König ſich gegen Louvois, und verwies ihm ſeinen Starrſinn. Ohne Seine Bemerkung würde man ſchief gebaut haben; das Gebäude würde man haben niederreißen müſſen. Er wuſch ihm den Kopf recht."

„Louvois, außer ſich, daß Hofleute, Werkleute und Bedienten Zeugen des Auftritts geweſen, kommt in Furie nach Hauſe, wo er ſeine Getreuen findet. Sie ſind erſchrocken, ihn ſo zu ſehen."

„Es iſt vorbei, ſpricht er, ich bin verloren. So hat er mir über ein Fenſter begegnet. Ich kann mir nicht anders helfen, als durch einen Krieg, der ihn vom Bauen abbringt, und mich nothwendig macht. Er ſoll ihn haben."

„Louvois hielt Wort. Einige Monate nachher entbrannte wider Willen des Königs und der andern Mächte

So handelten die Franzosen, welche bei ihrer ersten Einmischung in deutsche Angelegenheiten erklärten, daß sie nur der guten Sache, nur der Freiheit wegen, in völlig uneigennütziger Weise Partei ergreifen: — so äußerten sich die Folgen der Einmischung Frankreichs in die bürgerliche Zwietracht der Deutschen!

Die Missethaten der Franzosen in der Pfalz brachten die deutschen Reichsstände zwar in die Waffen, und man schien anfangs wirklich Energie zu entwickeln, da sowohl Bonn als Mainz wieder genommen wurden. Plötzlich ging aber alles in Unthätigkeit über, obwohl ein Heer von 180,000 Mann gegen Frankreich im Felde stand. Als am 1. Juli 1690 die Franzosen bei Fleury einen Sieg über die Niederländer erfochten, verwandelte sich die Thatenlosigkeit der Deutschen vollends in Entmuthigung, und die Greuelthaten der Franzosen in der Pfalz blieben sohin eben so ungestraft, wie der Unfug der Reunions-Kammern.

Das Schicksal lag mit seiner Hand schwer auf unserm Vaterland: — der Verfall der Deutschen war beschlossen, nichts sollte ihn also aufzuhalten vermögen.

Auch damals gab es scharfsinnige Männer in Deutschland, welche die Ursache des Elends einsahen, und mit patriotischer Wärme auf deren Beseitigung drangen. In dem gesunkenen Nationalgefühl, in dem Mangel an Selbstachtung der Deutschen, in der Nachahmung französischer Sprache und Sitten lag aller Grund des Uebels. Mit ungemeiner Wahrheit zeigte dieß um das Jahr 1694 ein schlichter Magister in Quedlinburg, Gabriel Wagner, welcher den Schriftsteller-Namen Realis de Vienna führte. Er schrieb eine schöne Abhandlung, um das Nationalgefühl in Deutschland wieder anzuregen, und vor der knechtischen Nachahmung der Franzosen Schaam zu erwecken [3]). Allein so sehr war der Nationalgeist versunken,

---

ein allgemeiner Krieg, der Frankreich im Innern ruinirte, außerhalb, ungeachtet des Glücks seiner Waffen, nicht erweiterte, vielmehr ihm ehrenrührige Auftritte zuzog. Das machte ein schiefes Fenster!"

[3]) Wir theilen aus dieser wichtigen Schrift die nachstehenden Stellen mit:

„Deutschlands Vorzug bestehet in diesen vier Stücken, daß es nach der langen Nacht der dicken Unwissenheit die ersten, die meisten, die höchsten Erfinder gehabt, und in 900 Jahren mehr Verstand erwiesen, als die übrigen 4 Meistervölker zusammen in 4000 Jahren. Man kann mit Wahrheit sagen, Gott habe die Welt durch zwei Völker klug machen wollen, vor Christi Geburt durch die Griechen, nach Christo durch die Deutschen. Die Griechische Weisheit kann man das alte Vernunftstestament, die Deutsche das neue nennen."

„Durch zwei Stücke wird vornehmlich ein Volk herrlich, durch Ehrliebe und Verstand zusammen; Tapferkeit und alles andere, was dazu hilft, muß durch jene zwei eingerichtet werden; aus ihnen kommt Reichthum und Macht, aus allen mit einander endlich Ruhm, den alle Welt sucht. Die Deutschen sind aus Mangel der Großmüthigkeit und Landesliebe, die übrigen Europäer (außer den berühmten fünf Hauptvölkern) aus Mangel der Erfinder und großen Weltweisen zurückgeblieben."

„Verachtung kommt aus Feigheit, Niedertracht oder Dummheit; jede allein kann arm, ohnmächtig und verachtet machen. Verstand aber allein, oder Großmüthigkeit allein machen nicht berühmt; sie müssen zusammen seyn."

„Aus Wahn von der ausländischen Klugheit fließt die Deutsche Niederträchtigkeit; oder ist sie schon in uns, so wird sie gräulich verwehret und verhärtet. Hierauf folgt die unsinnige Aefferei; hieraus die Verstandes-Verfinsterung, Jugend- und Zeitverlust, die Schwindelreisen, die Geldverschleuderung und Deutsche Armuth, fremder Nationen Reichthum, ihre Macht, Stolz, Trotz, ihre Verläumdungen und der Deutschen Verachtung, das Mährchen von der Deutschen Dummheit, unsere Bettelei, daß wir der Ausländer Lohnsoldaten heißen, stetiges Kriegen und Blutvergießen, da wir auf unsere eigene Unkosten gepeitscht werden, Verlust so vieler Länder und Städte, Verlust der Deutschen Vertraulichkeit, Aufrichtigkeit, Glückseligkeit, mit Vertauschung der hochgeachteten fremden Sitten, Liederlichkeit und Blindheit. Alles dies hängt an einander am Mährchen von der ausländischen Klugheit und Deutschen Einfalt."

„Dies Mährchen scheuet man sich ins Licht zu setzen wegen der angeerbten sklavischen Niedertracht, wegen Mangel der Wahrheitsliebe, Seltenheit des gesunden Urtheils, endlich aus Mangel der Geschichtkenntniß. Man begnügt sich mit Widersprechen, Wehklagen, Seufzen und Betteln: „die Ausländer möchten uns doch mit in ihre Gesellschaft

daß jene Schrift kaum zum Drucke befördert werden konnte, und jahrelang vergebens im Manuſcript umherlief.

Traurig und wirklich hoffnungslos war die Lage der Deutſchen!

---

nehmen, wir gehören auch unter die fünf klugen Jungfrauen, u. ſ." Dies beweiſet man, ſtatt Erfinder anzuführen, mit Schulmeiſtern, Pfarrern, Sprachkünſtlern und geduldig ſchwitzendem Volk, welche Fleiß für Verſtand halten; mit Stoppern und Ausziehern, woraus eben die Ausländer unſere Dummheit beweiſen wollen. Wir haben nicht einmal das Herz, unſere Erfindungen wider die Ausländer zu vertheidigen; ſobald ſich derſelben eine einer zuſchreibt, ſo iſts damit aus, ſie iſt verlohren."

„Was geht mich ein hochbegabt Volk oder der tugendhafteſte Menſch der Welt an, wenn er mich ſchändet? Ich habe die Briefe von ſeiner Tugend, wenn er mich verläumdet. Tugend muß man zwar auch am Feinde loben, wo es der Wahrheit Ehre fordert; ſonſt aber muß man von ſeines Feindes Tugend ſtillſchweigen, ſonderlich wo ſein Lob uns Schaden bringt. Doch wird ein Tugendhafter hochbegabte Leute nimmer ſchimpfen."

„Beſcheidenheit wird nur gegen ehrliche Leute erfordert; Irrende muß man unterrichten, nicht ſchimpfen mit harten Worten; Bosheit aber muß mit Beſchämung geſtraft werden, Unterricht hat da keine Statt. Will man verſetzliche Bosheit ehrerbietig unterrichten, den Wolf bitten, die Schafe nicht zu freſſen, ſo wird Bosheit durch die Ehre geſtärkt, und andere zu gleicher Bosheit gereizt; bonis nocet, malis qui parcit."

Wie unzeitige Barmherzigkeit der ärgſte Grimm iſt: ſo ſtiftet unzeitige Ehrerbietung weit mehr Unglück als unnöthiger, allzugroßer Zorn. Der Päbſtler mörderiſcher Eifer hat mit Geißeln, Martern, Brennen die Welt nicht ſo verderbt, als die heimliche Herrſchſucht der beſcheidenen Höflichen, der heiligen Heuchler tückiſche oder dumme Sanftmuth. Wie die abgedroſchene Predigt von der Freiheit eine Eitelkeit iſt: ſo iſts mit dem Senf der Beſcheidenheit ein herber Betrug, daran ein Aufrichtiger ſich nicht kehret. Den Betrüger einen Betrüger zu nennen, gehört nicht nur zur Aufrichtigkeit, ſondern auch mit zur Freiheit; es iſt eine nothwendige Sache."

„Unſere Ehrenretter, wenn ſie am eifrigſten ſind, werfen den Franzoſen die lächerlichſten Kindereien vor, die gar nichts bedeuten. Alſo, wenn ſie ihnen heftig wehe thun, und ſie mit Vorhaltung grober Fehler recht demüthigen wollen, ſo zählen ſie her, wie hie und da ein Franzos Wittenberg, Altorf, Roſtock nicht gekannt und dieſe Städte für Perſonen gehalten. Nun iſt zwar der Fehler grob genug; inmittelſt weil ſolche Unwiſſenheit aus Stolz und Verachtung unſer herrührt, warum wollen wir damit ihre Dummheit beweiſen? Ihre Sachen wieder verachten, nicht bewundern, anbeten, geſchweige für Millionen kaufen, ihnen Urtheil- und Sinnigkeitsfehler, Erfindungsmangel und Dieberei vorhalten, war die rechte Rache; dieſe kann demüthigen. Wie werden wir ſie damit demüthigen, woraus ſie Ehre ſuchen, nämlich aus Verachtung der Deutſchen Sachen, woran wir ſelbſt Schuld ſind, weil wir unſere Sachen ſelbſt verachten."

„Die Ausländer halten's für den ärgſten Spott uns etwas nachzuthun, das hernach an ihnen unſer hieße, vielweniger werden ſie es mit Prahlerei thun und uns dabei herausſtreichen. Nehmen ſie etwas von uns an, ſo thun ſie es verſtohlen, ſchämen ſich der Annehmung und Nachahmung, und läugnen, daß es unſer ſey mit Zorn und Gift. Und der Deutſchen Ehre ſoll die Affenkunſt der Nachahmung ſeyn und bleiben?"

„Lernen iſt eigentlich der Kinder Amt und Eigenſchaft; daher Kinder der Strafe unterworfen ſind; ſie müſſen gehorchen. Erwachſenen Leuten iſt's gar unanſtändig, lernen ſollen, was ſie ſelbſt können ſollten; weit unanſtändiger aber iſt einem ganzen Volk, einem andern Volk zu gehorchen. Nachahmen gehört entweder zum Lernen oder zur Knechtſchaft."

„Der Schüler iſt allezeit unter'm Lehrmeiſter, der Erfinder hat die Ehre vor'm Nachmacher; Erfindung macht Naturherren, Nachahmung Naturknechte."

„Wenn ein ganzes Haus mit allen Hausgenoſſen, alt und jung, ſich gegen ſeinen Nachbar ſo anſtellte: der Mann ahmete dem Nachbar, die Frau der Nachbarin, Töchter, Söhne, Knechte, Mägde ahmten den Töchtern, Söhnen, Knechten, Mägden des Nachbars nach, würde nicht die ganze Stadt ſagen: Das Haus iſt voll Narren; die darin wohnen, ſind alle unſinnig? Und trieben ſie die Haſerei nur aus Unbedachtſamkeit, würden nicht alle Kinder auf der Gaſſe von dieſen tollen Klugen als Nichtswürdigen zu reden wiſſen? Was würde man aber ſprechen, wenn dieſe Nachahmer den Erſten noch Geld dazu geben, daß ſie derſelben Narren ſeyn dürften? Von einem ganzen Lande nun iſt es noch niedriger."

Fünftes Hauptſtück.

Fortgeſetzte Reibungen zwiſchen Frankreich und Deutſchland. Spaniſcher Erbfolge-Krieg. Neue Wirren.

(Vom Jahr 1690 bis zum Jahr 1738.)

Wenn die angeſtammten Landes-Grenzen einer Nation, wie ſie durch die Natur und die Gewalt der Umſtände ſich gebildet haben, ein Mal verrückt ſind, wenn irgend ein Gebietstheil, ohne daß Veränderung oder Verſchmelzung der Nationalitäten erfolgt wäre, einem fremden Volk überliefert iſt, ſo ſtrebt der erobernde Theil ſtets nach weiterem Umſichgreifen, und es kann bis zur Wiederherſtellung der frühern Grenzen oder der völligen Auflöſung der beraubten Nation zwiſchen dem angreifenden und dem angegriffenen Theile keine Ruhe ſein. Die Geſchichte hatte dieß ſchon in dem Verhältniß der Römer zu den alten Germanen erwieſen. Julius Cäſar ſchien Anfangs nur den deutſchen Heerführer Arioviſt verdrängen zu wollen; als er aber einmal am Rheine ſtand, ſo wollte er nicht mehr raſten, bis das geſammte linke Rhein-Ufer der römiſchen Herrſchaft unterworfen ſei. So ſchienen es die ſcheinbar-natürlichen Grenzen fordern zu wollen. War aber Ruhe, als der göttliche Julius ſeinen Zweck erreicht, das ganze linke Rhein-Ufer erobert hatte? Keineswegs! Die Römer bewältigten vielmehr auch Holland und drangen unter Auguſt an der rechten Rheinſeite tief in Norddeutſchland ein. Wir haben oben bemerkt, daß Frankreich durch die Eroberung des Elſaßes in ein ähnliches Verhältniß zu Deutſchland getreten ſei, wie die Römer zu den alten Germanen. Die Richtigkeit dieſer Bemerkung mußte nun von der Geſchichte beſtätiget werden, Frankreich ohngefähr dem Beiſpiele Roms folgen, alſo nach dem Beſitze der geſammten linken Rheinſeite ſtreben, dann Holland überwältigen, und auch in Norddeutſchland feſten Fuß faſſen. Es konnte lange dauern, bis alles dieß ſich erfüllte, doch geſchehen mußte es, und immer werden ähnliche Neigungen Frankreichs ſich äußern, ſo lange es im Beſitze des deutſchen Elſaßes iſt.

Nach dem Treffen bei Fleury erklärte auch der Herzog von Savoyen dem König Ludwig XIV. den Krieg; es ſtanden nun die meiſten Mächte gegen Frankreich in den Waffen, da außer den Niederländern und Savoyen auch England mit dem deutſchen Reich verbündet war. Gleichwohl ließ der innere Verfall des letztern eine energiſche Leitung des Krieges nicht zu. Nachdem Streitigkeiten über den Oberbefehl entſtanden waren, wurde der Kurfürſt von Sachſen lau, und rief, bis auf ſein Kontingent, alle Truppen zurück. Zugleich zerſplitterte man die deutſche Macht durch Truppen-Sendungen in die Niederlande, und gab dadurch den Rhein preis. Endlich half man den Franzoſen durch den Mangel an Zuſammenwirken, indem man dieſelben nie mit der geſammten Macht zugleich angriff, ſondern immer nur mit einzelnen Heer-Abtheilungen, ſo daß Ludwig XIV. ſeine ganze Streitkraft bald gegen dieſen, bald gegen jenen Theil der Verbündeten richten, und ſie einzeln bewältigen konnte.

Kaiſer Leopold I. ſah den Fehler wohl ein, und ſuchte ihm abzuhelfen; allein ſeine Vorſtellungen blieben vergeblich. Der Krieg zog ſich in die Länge, ohne daß entſcheidende Schläge geführt worden wä-

ren; im Innern zehrte sich aber die Kraft Frankreichs dennoch so bemerkbar auf, daß Ludwig XIV. allmälig Friedens-Vorschläge machte. Die Einleitung von wirklichen Unterhandlungen stieß auf Schwierigkeiten, weil Niemand den Franzosen trauen wollte. Da Ludwig XIV. endlich sich erbot, nicht nur die Reichsstadt Straßburg, sondern auch die Festung Luxemburg, welche er ebenfalls erobert hatte, an Deutschland zurückzugeben, so kamen die Friedens-Unterhandlungen in Ryswick am 9. Mai 1697 wirklich in Gang.

Gleich am Anfang nahmen die Bevollmächtigten Frankreichs alle Anerbietungen über die Zurückgabe von Eroberungen zurück, weil ihr König im Kriege stets siegreich gewesen sei. Von Seite des deutschen Reichs stellte man nun freilich Bedingungen, wie sie die Würde der Nation erheischte; man verlangte Genugthuung für den Raub bei Gelegenheit der Reunions-Kammern, Herausgabe von Straßburg und Luxemburg, der Reichsstädte der Landvogtei Hagenau, kurz den Ersatz alles dessen, was Frankreich seit dem westphälischen Frieden von Deutschland an sich gerissen hatte. Ludwig XIV. kannte indessen den Verfall des deutschen Reichs zu gut, um solchen, noch billigen Bedingungen sich zu fügen; wenn es ihm gelang, mit Spanien, Holland und England sich zu vergleichen, so hatte er von den Deutschen wenig zu besorgen. Deßhalb nahm er die alte Politik wieder auf, durch Bewilligung günstiger Bedingungen mit Spanien, Holland und England Separatfrieden zu schließen, und dadurch in den Eroberungen sich zu behaupten, welche er auf Kosten Deutschlands gemacht hatte. Diese Absicht gelang auch; Ludwig XIV. verglich sich erst mit den genannten drei Mächten, und nahm dann gegen Deutschland die übermüthigste Sprache an. Das Nationalgefühl unseres Volkes war erloschen; es konnte also von einer kräftigen Opposition gegen die Anmassungen Frankreichs keine Rede sein. Man schloß vielmehr am 30. Oktober 1697 den Frieden zu Ryswick mit den günstigsten Bedingungen für Frankreich ab. Ludwig XIV. behielt Straßburg und alles, was er durch die Reunions-Kammern im Elsaß an sich gerissen hatte. Nur die Reunionen außerhalb des Elsaßes, dann Philippsburg, Kehl, Breisach und Freiburg wurden an Deutschland zurückgegeben.

Nach dem Abschluße des Friedens zeigte sich sogleich wieder, daß alle solche Einigungen nur Waffenstillstände sein sollten, um den Franzosen zum Zwecke weiterer Eroberungen Erholung zu verschaffen. Kaum war der Ryswicker Friede von beiden Theilen ratificirt, so ging Ludwig XIV. schon wieder rüstig ans Werk, im Innern von Deutschland Streit und Zwietracht anzufachen. Nicht genug, daß er das Mißtrauen der deutschen Protestanten gegen die Katholiken von Neuem erweckte, wußte er auch über die Besetzung der abzutretenden Reichsfesten Philippsburg und Kehl Streitigkeiten anzuspinnen. Mit Mühe wurden diese wieder beschwichtiget, und die genannten Plätze, nebst Breisach und Freiburg, nach langem Zaudern von den Franzosen endlich geräumt.

Bald nachher trat ein Ereigniß ein, welches die kurze Waffenruhe abermals unterbrechen, und einen neuen allgemeinen Krieg veranlassen sollte. Am 1. November 1700 starb nämlich der König Karl II. von Spanien ohne männliche Nachkommen, und es wurde nun das Recht der Erbfolge sowohl von Ludwig XIV., als von dem Hause Oestreich in Anspruch genommen. Leopold I. und dessen Sohn Joseph, welcher schon am 19. September 1689 zum römischen König erwählt worden war, hatten als nächste Agnaten der erloschenen habsburgischen Linie in Spanien die Erbfolge zuerst anzusprechen. Da jedoch die Vereinigung der spanischen und der deutschen Reichskrone auf einem Haupte den Widerspruch aller Mächte Europa's erregen konnte, so verzichteten sowohl Leopold, als Joseph zu Gunsten des zweiten kaiserlichen

Prinzen, des Erzherzogs Karl, auf den Thron von Spanien. Ludwig XIV. nahm dagegen die Erbfolge als Schwager des letzten Königs und als Enkel Phillipps III. in Anſpruch. Auch er wollte übrigens nicht ſelbſt der Nachfolger Karls II. ſein, ſondern die ſpaniſche Krone ſeinem Sohne Phillipp, Herzog von Anjou, übergeben, welcher in einer letztwilligen Verordnung Karls II. zum Nachfolger deſſelben ernannt worden ſei.

Um ſich nach ſeiner gewöhnlichen Politik vor allem Bundesgenoſſen in Deutſchland zu erwerben, wandte ſich Ludwig XIV. durch ſeine Ränke an den Kurfürſten Maximilian Emanuel von Baiern. Der Erbprinz deſſelben, Joſeph Clemens, war früher von dem Könige Karl II. in Spanien zum Nachfolger letztwillig ernannt worden, aber im Jahre 1699 noch vor Karl II. verſtorben. Da nun der Kurfürſt Maximilian Emanuel Statthalter der ſpaniſchen Niederlande war, ſo verſprach ihm Ludwig XIV. die Abtretung dieſer Provinz, wenn er die Anſprüche des Herzogs von Anjou auf Spanien unterſtützen wolle. Maximilian Emanuel gab ſich den Einflüſterungen der Bourbons hin, und überlieferte ſogar den franzöſiſchen Heeren viele feſte Plätze in den Niederlanden. Dadurch wurden die Holländer ſo ſehr eingeſchüchtert, daß ſie den Herzog von Anjou wirklich als König von Spanien anerkannten. Ein Gleiches geſchah bald nachher von England. Jetzt glaubte der Kaiſer Leopold I., zur Verfechtung der Rechte ſeines Hauſes einſchreiten zu müſſen und zwar mit den Waffen. So entbrannte denn mit dem Jahr 1700 ein neuer heftiger Krieg zwiſchen Oeſtreich und Frankreich. Da übrigens dieſer Krieg kein deutſches National-Intereſſe, ſondern nur eine Privat-Angelegenheit des Hauſes Habsburg betraf, auch der Kampf zunächſt in Italien geführt wurde, ſo kann er hier nicht ausführlich beſchrieben werden.

Dagegen ſteht mit dem ſpaniſchen Erbfolge-Krieg zufällig ein Ereigniß in Verbindung, welches in Zukunft die wichtigſten Folgen für Deutſchland nach ſich ziehen ſollte, nämlich die Erhebung des brandenburgiſchen Kurhauſes zum königlichen. Der damalige Kurfürſt Friedrich III. ließ nämlich in Wien bei dem Kaiſer nachſuchen, ſein Herzogthum Preußen in ein ſelbſtſtändiges Königreich umzuwandeln. Leopold I. brauchte in dem bevorſtehenden Erbfolge-Krieg Unterſtützung; da ihm nun der Kurfürſt Friedrich III. ein Hülfsheer von 10,000 Mann zuſagte, welches er noch außerdem auf eigene Koſten unterhalten wolle, da er ferner auf verſchiedene Geld-Forderungen verzichtete, und den Söhnen des römiſchen Königs Joſeph ſeine Wahlſtimme verſprach, ſo erklärte der Kaiſer das Herzogthum Preußen im Jahr 1700 für ein Königreich. Friedrich III. führte nun den gewünſchten Titel: König von Preußen und Kurfürſt von Brandenburg. Es war dieß freilich nur eine Veränderung der Etikette, nicht wirklicher Macht; gleichwohl ſollte auch die letztere ſpäter daraus hervorgehen, überhaupt die Neuerung für Deutſchland äußerſt folgenreich werden. Am 15. Januar 1701 ward Friedrich in Königsberg feierlich als erſter König von Preußen ausgerufen.

Was den ſpaniſchen Erbfolge-Krieg betrifft, ſo ergriffen nunmehr außer Friedrich I. von Preußen auch England und Holland die Partei des Hauſes Oeſtreich. Dagegen hielt der Kurfürſt Maximilian Emanuel von Baiern mit ſeinem Bruder, dem Kurfürſten von Köln ſehr eifrig zu Frankreich. In Folge dieſes Umſtandes wurde der Krieg endlich auch nach Deutſchland geſpielt. Kaiſer Leopold I. ſtellte nämlich auf dem Reichstag in Regensburg, der jetzt ein beſtändiger geworden war, den Antrag, daß man den ſpaniſchen Erbfolge-Krieg für einen Reichskrieg erklären möge. Dieſes Anſinnen war dadurch motivirt worden, daß ſchon das europäiſche Gleichgewicht, noch mehr aber das Intereſſe Deutſchlands die Vereitelung der franzöſiſchen Anſchläge auf Spanien fordern, daß das Haus Oeſtreich eine Unterſtützung der

Reichs durch seine vielen Verdienste um dasselbe verdient habe, und dadurch noch eine Gelegenheit gegeben werde, den Franzosen wieder abzunehmen, was sie von Deutschland an sich gerissen haben. Verschiedene Reichsstände schienen Anstand zu nehmen, den Anträgen des Kaisers zu willfahren; doch ein auffallender Schritt des Kurfürsten von Baiern und andere Umstände leiteten die Sache zuletzt nach den Wünschen des Hauses Oestreich. Maximilian Emanuel hatte nämlich die Reichsstadt Ulm plötzlich überrumpelt und in Besitz genommen. Diese widerrechtliche Gewaltthat erregte bei den Ständen des Reichs die größte Entrüstung, und bewog sie vornehmlich den Krieg des Kaisers gegen Ludwig XIV. und den ihm verbündeten Kurfürsten von Baiern für einen Reichskrieg zu erklären. Letzteres geschah am 6. Oktober 1702. Wie genau man auch zu jener Zeit die gefährlichen Umtriebe und Entwürfe Frankreichs, sowie überhaupt die gesammte Stellung dieser Macht zu Deutschland kannte, beweist der Inhalt der Kriegs-Erklärung. Es kommt darin nämlich folgende Stelle vor: „Der König von Frankreich hat die Reichsstände gegen ihre kaiserl. Majestät, und selbige gegeneinander, verhezet, in die Reichsgeschäfte sich eingemischet, die Rechte und das Ansehen der Reichscollegien gekränket, und dem Reiche, mit unerträglichem Hoch- und Uibermuth, mitten im Frieden, Gesetze vorgeschrieben; mithin nichts unterlassen, was zur Beschimpfung und gänzlicher Unterdrückung deutscher Nation, auch derselben Freiheit, Zernichtung und Unterjochung so vieler treuen Reichsstände Lande und Lehen immer gereichen kann, um dadurch endlich die vorlängst so eifrig gesuchte Universalmonarchie desto eher zu erhalten, zu befestigen und zu handhaben.“

Nach dem Beschlusse des Reichstages war auch dem Churfürsten Maximilian Emanuel von Baiern der Befehl ertheilt worden, die Stadt Ulm unverzüglich zu räumen, und in den vorigen Stand wieder einzusetzen; allein der genannte Churfürst verachtete nicht nur jene verfassungsmäßige Weisung der Reichsgewalt, sondern nahm auch Memmingen und Biberach, sowie andere Orte in Schwaben gewaltsam in Besitz. Maximilian Emanuel arbeitete nun sogar darauf hin, den Krieg nach Deutschland zu ziehen, indem er eine Vereinigung seiner Truppen mit einem französischen Heere herbeizuführen suchte. Die kaiserliche Armee hatte bereits die Stadt Landau erobert, welche die Franzosen durch Vauban in eine bedeutende Festung umgewandelt hatten, als sie durch die Gewaltthaten des bairischen Churfürsten in Schwaben zur Beschützung dieser Landschaft herbeieilen mußte. Dieß hatte Maximilian Emanuel eben zu erzielen gesucht, um den Franzosen im Elsaß Luft zu machen, und alsdann sich mit ihnen zu vereinigen. Für das erste mißlang die Vereinigung durch geschickte Manöver der Kaiserlichen; allein im April 1703 hatte der französische Marschall Villars, auf das wiederholte dringende Verlangen des Churfürsten Maximilian Emanuel, plötzlich nach dem Schwarzwald sich gewendet, die Päße im Kinzig-Thale mit unverhältnißmäßiger Uebermacht weggenommen, und dann seinen Marsch über Villingen und Donaueschingen bis Duttlingen fortgesetzt, hier aber mit den Truppen des Churfürsten von Baiern wirklich sich vereiniget. Nunmehr verbreitete sich das Heer über ganz Schwaben, und dehnte sich, nach der Besetzung der Umgegend von Augsburg durch die Baiern, bis in die Oberpfalz aus. Nach verschiedenen Gefechten faßte der Churfürst Maximilian Emanuel den Plan, Tyrol zu besetzen, um die kaiserliche Armee in Italien abzuschneiden. In der That rückte er auch mit starker Macht in jener Landschaft ein, und eroberte sie binnen kurzer Zeit; allein die Tyroler empörten sich später gegen die Baiern, und Maximilian Emanuel sah sich wieder zur Räumung ihres Landes genöthiget.

Die Königin Anna von England wollte, als Bundesgenossin Leopolds I. und der holländischen Generalstaaten, den Krieg wider die Franzosen hauptsächlich in den Niederlanden führen, da dorthin ein

englisches Heer unter dem Oberbefehl des Herzogs von Malborough gesendet worden war. Leopold I drang nun durch eine besondere Botschaft in die Königin von England, jenes Heer in das Innere von Deutschland zu senden, um den Kaiser in der nachdrücklichen Bekämpfung der französisch-bairischen Streitmacht zu unterstützen. Nach dem Rathe ihres Feldherrn bewilligte Anna das Begehren, und Malborough brach im Frühling 1704 mit seiner Armee von Mastricht in der Richtung gegen Köln auf. Nach seiner Ankunft in Köln zog er rheinaufwärts nach Koblenz, von da nach Trier und später wieder nach Mainz, gleichsam um die Franzosen im Elsaß zu bedrohen; indessen plötzlich wandte er sich gegen den Neckar, da Schwaben zur Vereinigung der deutschen Heere mit den Engländern bestimmt worden war. Da er die Franzosen durch diese Manöver getäuscht hatte, so trafen die Prinzen von Baden und der Herzog von Savoyen bei Hellbronn am Neckar mit Malborough zusammen. Nach der Berathung der drei Heerführer brachen die Engländer nach Ulm auf, stießen dort zu den Deutschen unter dem Prinzen von Baden, und fielen dann in Baiern ein, während der Herzog Eugen von Savoyen mit seinem Heer zur Besetzung der Linien von Stollhofen und der Beobachtung einer französischen Armee am Oberrhein, unter den Befehlen des Marschalls Tallard, eiligst abging.

Nunmehr bestürmte der Churfürst Maximilian Emanuel von Baiern den König von Frankreich mit Bitten um Zusendung neuer Hülfstruppen, denn Baiern wurde von den Verbündeten nicht bloß mit Härte, sondern sogar mit Grausamkeit behandelt. Ludwig XIV. ertheilte daher seinem Marschall Tallard den Befehl, zur Unterstützung des Churfürsten nach Baiern zu marschiren. Als Tallard diesem Befehle gemäß vom Oberrhein sich entfernte und, wie Villars, durch das Kinzig-Thal gegen die Donau hinzog, folgte ihm der Herzog Eugen von Savoyen, um die Vereinigung dieses französischen Heeres mit den Baiern zu verhindern. Tallard, schon vor Villingen durch Boten des Churfürsten zur Eile ermahnt, bewegte sich in Schwaben aber so rasch, daß er den Manövern des Herzogs Eugen entging, und in der Gegend von Augsburg seine Vereinigung mit dem Churfürsten Maximilian Emanuel am 3. August 1705 zu Stande brachte.

Nach dem Mißlingen seiner ersten Absicht, eilte nun Herzog Eugen von Savoyen, die Heere der Engländer und der Deutschen unter Malborough und dem Prinzen von Baden, welche bei Hochstädt standen, noch vor einem Angriff des französisch-bairischen Heeres zu erreichen. Durch geschickte Manöver wurde der Plan ausgeführt, und es waren nun auch die Streitkräfte der Verbündeten vereinigt. Ob diese gleich immer noch viel schwächer waren, als die französisch-bairischen Armeen, so beschlossen die drei Heerführer der Alliirten dessen ungeachtet, sogleich eine entscheidende Feldschlacht zu liefern. Am 13. August 1705 führten Eugen und Malborough, in Verbindung mit dem Prinzen von Baden, ihre Krieger wider die Schlachtordnung der Franzosen und der Baiern. Malborough griff den rechten Flügel des Feindes an, gebildet von den Franzosen unter Tallard, Herzog Eugen dagegen den linken Flügel, gebildet von den Baiern, unter Leitung des Churfürsten Maximilian Emanuel. Anfangs widerstanden sowohl Franzosen als Baiern dem Angriff mit vielem Erfolg; sie hatten sich zwischen Donauwörth und dem Flüßchen Egwart aufgestellt, so daß der rechte Flügel ihrer gemeinsamen Schlachtordnung an der Donau, und der linke an das Dorf Lützigen sich anlehnte; eine solche Stellung gewährte ihnen bedeutende Vortheile, und dazu kam noch ihre Uebermacht an Mannschaft. Da die Alliirten noch überdieß sumpfige Stellen und Bäche vor der Schlachtordnung ihrer Gegner zu überschreiten hatten, so schien der Angriff von ihrer Seite sehr gewagt zu sein. Wirklich warfen die Franzosen auf dem rechten Flügel der Schlachtordnung die Engländer und

Hessen mehrmals zurück, und ein gleiches geschah von Seite der Baiern auf dem linken Flügel gegen die Schaaren des Herzogs Eugen.

Trotz aller Tapferkeit und der übrigen Vortheile des französisch-bairischen Heeres sollte das Schicksal des Tages gleichwohl gegen dasselbe sich wenden. Der Herzog von Malborough entwickelte große Feldherrngaben, und brachte durch geschickte Manöver die Franzosen in Verwirrung. Zugleich führten seine Truppen, ungeachtet der anfänglichen Niederlagen, fortwährend neue Angriffe mit dem größten Muthe aus. Bei einem derselben gelang es nun, die Massen der Franzosen, welche schon etwas verwirrt waren, vollends in Unordnung zu bringen und auseinander zu sprengen. Jetzt ward die Flucht allgemein: die Baiern hatten zwar noch lange Stand gehalten, als die Franzosen schon geschlagen waren; sowie aber der Churfürst Maximilian Emanuel sah, daß die Franzosen in höchster Flucht begriffen seien, so konnte er allein das Schlachtfeld nicht behaupten, sondern mußte an einen geordneten Rückzug denken. Er gab also das Zeichen dazu, und überließ den Siegern die Wahlstatt. Selbst im Weichen erneuerte sich die Schlacht wieder, indem eine bedeutende Abtheilung der Franzosen sich wieder zu setzen versuchte. Sie wurden jedoch umringt, und theils niedergemacht, theils gefangen genommen. Auch die Baiern erlitten auf dem Rückzug einen sehr großen Verlust, und die Niederlage des französisch-bairischen Heeres war überhaupt ganz vollständig; von 58,000 Mann blieben kaum die Hälfte in Waffen, da jenes Heer an Todten und Gefangenen über 30,000 Mann verloren hatte.

Das war der berühmte Sieg des Herzogs von Malborough und Eugens von Savoyen bei Hochstädt am 13. August 1704.

Je entschiedener derselbe war, desto wichtiger mußten auch die Folgen sein; in der That wurde nicht nur ganz Baiern und Schwaben von den Franzosen gesäubert, und von kaiserlichen Truppen besetzt, sondern auch Landau, welches wieder an die Franzosen verloren gegangen war, wieder genommen, ingleichen Trier, und den Waffen des Kaisers in Deutschland überhaupt das Uebergewicht über die Franzosen verschafft. Die Lage des Churfürsten Maximilian Emanuel von Baiern wurde jetzt sehr mißlich, denn der Kaiser ging damit um, ihn wegen des Bündnisses mit Frankreich in den Anklagestand zu versetzen, und die Reichsacht über ihn zu verhängen. Um den Sturm abzulenken, hatte der Churfürst, welcher sich nach Straßburg flüchtete, die Regierung seines Landes auf seine Gemahlin Theresia Kunigunda übertragen. Leopold I. verbürgte nun der Churfürstin zwar die persönliche Sicherheit, wollte sie dagegen als Regentin von Baiern nicht anerkennen, sondern nahm die Regierung dieser Landschaft selbst in Besitz. Bloß München mit einem kleinen Bezirk wurde der Gemahlin Maximilian Emanuels zur Verwaltung übergeben, das gesammte übrige Baiern, insbesondere Ingolstadt, dagegen von dem Kaiser besetzt. Trotz dieser Strenge wollte Leopold I. auch noch die Aechtung des Churfürsten von Baiern aussprechen lassen; allein er starb vor Erreichung seiner Absicht am 5. Mai 1705.

Nachdem sein Sohn als Kaiser Joseph I. die Regierung des deutschen Reiches angetreten hatte, wurde nicht nur die energische Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich beschlossen, sondern auch der Plan der Aechtung des Churfürsten von Baiern wieder aufgenommen. Man wollte in letzterer Beziehung aus dem Grunde einmal Ernst gebrauchen, um von den gefährlichen Bündnissen einzelner deutscher Reichsstände mit dem Ausland abzuschrecken. Im Interesse der Unparteilichkeit muß freilich bemerkt werden, daß die Haupt-Absicht darin lag, dem Hause Oestreich den bleibenden Besitz von Baiern zu verschaffen. Joseph I. stellte also den Antrag, über Maximilian Emanuel und dessen Bruder, den Churfürsten von

Köln, die Reichsacht zu verhängen. Mit Verletzung der Verfaſſung wurde inzwiſchen dieſes Begehren nicht bei dem Reichstag, ſondern nur bei dem churfürſtlichen Collegium angebracht.

Während die Verhandlungen hierüber ſchwebten, traten ſehr unglückliche Ereigniſſe in Baiern ein. Die Bevölkerung allda war nicht nur über eine öſterreichiſche Landesverwaltung an ſich ſchon aufgebracht, ſondern auch durch eine harte Behandlung in Verzweiflung geſtürzt. Deßhalb ſuchte ſie ſich Abhülfe zu verſchaffen, und verſchwor ſich im Geheimen gegen die Oeſtreicher. Nachdem man ſchon für Waffen und Kriegsgeräthe geſorgt hatte, wurde die Verſchwörung entdeckt, und nun die Strenge des Kaiſers noch verdoppelt. Man nahm der Churfürſtin auch das Rentamt München, welches ihr allein noch gelaſſen worden war, beſetzte die Stadt und eröffnete ſowohl hier, als weithin auf dem Lande wider die Anhänger des Churfürſten eine unbarmherzige Verfolgung. Zugleich wurden auch die Erpreſſungen noch geſteigert, und das arme Land überhaupt im höchſten Grade geängſtiget. Durch ein ſolches Verfahren brachte man die Bedrückten von Neuem zur Verzweiflung, und die Bauern ergriffen an mehreren Orten die Waffen, insbeſondere bei Braunau, Ried und im Vilsthal. Der gefährlichſte Aufſtand erfolgte dagegen in den Gebirgsgegenden an der Tyroler Grenze, wo die Bauern den Plan gefaßt hatten, vor München zu rükken, und die öſterreichiſche Landesverwaltung zu vertreiben. Es ſtürmten wirklich gegen 5000 Mann auf jene Stadt an; allein die Kaiſerlichen waren gewarnt worden, und hatten die Bürger von München, welche nach der Verabredung die Stürmenden von Innen unterſtützen ſollten, entwaffnet. Da auch ſonſt gute Vertheidigungs-Anſtalten getroffen waren, ſo wurden die Bauern zurückgeſchlagen. Sie flüchteten ſich nach dem Dorfe Sendlingen, wo der Kampf abermals heftig entbrannte, doch mit der gänzlichen Niederlage der unglücklichen Landleute endigte. Jetzt wurden auch die Hauptmaſſen des Aufſtandes bei Volkshofen angegriffen, und in einem Treffen beſiegt. Gegen gefangene Anführer oder andere hervorragende Theilnehmer der Bewegung vollſtreckte man hierauf in München, Kellheim und andern Orten die Todesſtrafe. Jetzt erſt verſuchte es Joſeph I. die Bevölkerung von Baiern durch Milde an die öſterreichiſche Regierung zu gewöhnen, und verkündete darum für die Verführten eine Amneſtie.

Vom patriotiſchen und rechtlichen Standpunkte aus kann das Verfahren des Kaiſers keineswegs gebilligt werden. Wenn der Churfürſt von Baiern mit Beobachtung der Rechtsformen ſeines Landes entſetzt, und die Bevölkerung mit Milde behandelt worden wäre, ſo würden die Bauern allerdings als ſtrafbare Aufrührer erſcheinen; denn die Reichsverfaſſung ſtand über der Landes-Conſtitution, und eine Auflehnung gegen jene war keine patriotiſche Handlung, ſondern vielmehr das gerade Gegentheil. Es würde daher unter der bemerkten Vorausſetzung auch ein bedeutender Irrthum ſein, die gefallenen Bauern für Opfer des Patriotismus oder für Märtyrer zu erklären. Indeſſen den Kaiſer trifft der Vorwurf, daß er bei der Verfolgung des Churfürſten Maximilian Emanuel im Rechtswege die verfaſſungsmäßigen Formen verletzte, und in Baiern eine harte Behandlung des Volkes duldete. Dadurch gewinnt die Sache weſentlich andere Geſichtspunkte, und man muß den unglücklichen Bauern volles Mitleid zuwenden.

Nach der Unterdrückung ſetzte Joſeph I. die Aechtung Maximilian Emanuels und des Churfürſten von Köln übrigens wirklich durch. Das churfürſtliche Collegium hatte nämlich dem Begehren des Kaiſers in einem Gutachten vom 27. November 1705 ſtatt gegeben, und zwar aus nachſtehenden Gründen:

„Weil erwähnte beide Kurfürſten zu Kölln und Bayern dem publicirten Reichsſchluß, und lezthin erklärten Krieg zuwider der feindlichen Krone Frankreich, den Fundamentalgeſezen, bevorab dem Profan- und Landfrieden entgegen angehangen, und weder durch der Kaiſerl. Majeſtät, und des Röm. Reichs,

auch aller hohen alliirten Mächte heilsame Erinnerungen, große und nahmhafte Anerbietung, noch durch die publicirten kaiserlichen Advokatorien zu bessern und friedlichern Gedanken zu bringen gewesen, sondern mit den Reichsfeinden sich zu des heil. Röm. Reichs höchstem Nachtheil in engere und neuere Verbindung eingelassen, und zu des deutschen Vaterlandes äusserstem Verderben mit recht wüthender Grausamkeit, inaudito exemplo, in die kaiserlichen Erbländer und einige Reichskreise eingefallen, und solche, ihrer gethanen vielfältigen Kontestationen ungehindert verheeret und verwüstet haben; da endlich beide dem Feinde durch Rath und That noch jezt an die Hand gehen, und gegen das deutsche Vaterland die feindliche Armee in den Niederlanden bis auf gegenwärtige Stunde anführen; Ihrer Kaiserl. Majestät der erforderliche Consensus electoralis zur verdienten Achtserklärung gegen die beiden Kurfürsten zu Kölln und Bayern, wie hiemit geschehe, zu ertheilen sei, damit Se. Kaiserl. Majestät diese Strafe der Achtserklärung je eher je besser, andern zum Exempel, den Reichsconstitutionen gemässer Weise ergehen, und vollziehen lassen mögen."

Gestützt auf solch Entscheidungsgründe sprach Joseph I. am 29. April 1706 die Reichsacht wider die Churfürsten von Baiern und von Köln feierlich aus.

Im Wesen der Rechtsfrage war eine solche Entscheidung den Reichsgesetzen vollkommen angemessen, denn selbst der westphälische Friede hatte das Bündniß deutscher Fürsten mit dem Auslande für den Fall ausdrücklich verboten, daß es gegen Kaiser und Reich gerichtet sei. Da nun der spanische Erbfolge-Krieg von den Ständen für einen Reichskrieg erklärt worden war, so trugen die beiden Churfürsten von Baiern und von Köln, durch das fortgesetzte Bündniß mit Frankreich, fortan die Waffen gegen ihr Vaterland, und konnten nach den Reichsgesetzen allerdings mit der Acht belegt werden. Indessen nach denselben Gesetzen war nicht das churfürstliche Collegium, sondern die gesammte Reichsversammlung der zuständige Richter über die Angeklagten; Joseph I. verletzte daher auch bei der wirklichen Verhängung der Reichsacht die verfassungsmäßigen Formen. Dadurch sank eine Maßregel zur widerrechtlichen Gewaltthat herab, welche bei Beobachtung des Rechtsganges nicht bloß vollkommen gesetzlich, sondern in patriotischer Beziehung auch lobenswürdig gewesen wäre.

Als Joseph I. die übrigen Reichsstände über die erlassene Acht-Erklärung amtlich in Kenntniß setzen ließ, erhob das Collegium der Fürsten Einsprache, wegen Verletzung der Formen. Die deßfallsige Erklärung war sehr merkwürdig; denn sie legte nicht nur rühmliche patriotische Gesinnung dar, sondern wurde auch von sehr bündigen Rechtsgründen unterstützt. Sie lautete also:

„Obschon die Fürsten für recht und nöthig erachteten, denjenigen, als Feinden, mit Ernst zu begegnen, welche sich selbst dazu aufzuwerfen, und mit erklärten Reichsfeinden die Waffen gegen das Vaterland zu ergreifen, kein Bedenken getragen, sie dennoch gehofft hätten, daß auf den Fall einer wirklichen Achtserklärung auch die Fürsten des Reichs um ihren Willen und ihre Meinung würden gehört worden seyn, wie solches das westphälische Friedensinstrument, der Reichsabschied vom Jahre 1654, und die kundbaren Lehenrechte mit sich brächten; wie dann auch aus solchem Fundament bei dergleichen Gelegenheit beide Kurfürsten Johann Georg, und Georg Wilhelm zu Sachsen und zu Brandenburg im Jahre 1623 nebst andern Mitständen in publicis conventibus bezeuget, daß nach den gemeinen Lehenrechten, wo das lehenherrliche Interesse mit unterläuft, die Pares Curiae zur Entscheidung des Werkes mitgehörten. Zudem auch die kaiserliche Wahlkapitulation ausdrücklich verordnete, ohne der Kurfürsten, Fürsten und Stände vorhergehende Einrathung und Verwilligung keinen Reichsstand, welcher Siz und Stimme in den

Reichskollegien hergebracht, davon zu suspendiren, oder auszuschliessen. Nachdem aber bei der kurkölnischen und bayrischen Achtserklärung die Miteinwilligung der Reichsstände übergangen worden, so stellen Sie selbiges Sr. Kaiserl. Majestät allerunterthänigst vor, um sich geziemend zu verwahren, was quoad ordinem procedendi ihnen zur Miteinwilligung hätte gebühren sollen, und ersuchen Höchstselbe allergehorsamst, Sie möchten allergnädigst geruhen, zu möglichster Hinlegung bisheriger Differenzen das Werk einer gewissen und beständigen Kapitulation nach Anleitung des westphälischen Friedens zu seiner endlichen Richtigkeit bringen zu helfen."

Im Uebrigen hatte die Verwahrung keine weitere Wirkung; man legte sie zu den Acten und ließ es bei der Achterklärung bewenden, ja der Kaiser unternahm sogar die Theilung von Baiern, indem er einzelne Stücke als Entschädigung an verschiedene Reichsstände verlieh, und die übrigen sich selbst zueignete. Bei dieser Gelegenheit wurde auch das rheinpfälzische Haus in seine alte Kurwürde und das Erztruchsessen-Amt, sowie in die Oberpfalz und die Grafschaft Cham wieder eingesetzt. Nunmehr kam auf dem Reichstage eine schon alte Streitfrage über Vermehrung der Kurwürden wiederholt zur Sprache. Im Jahre 1693 hatte nämlich der Kaiser dem Herzog Ernst August von Braunschweig-Hannover die Investitur als neunter Kurfürst ertheilt, dadurch aber unter den Reichsständen eine sehr heftige Opposition erregt. Nachdem diese seitdem sich ermäßiget hatte, gelang es endlich im Jahre 1707, zur Errichtung einer neunten Kurwürde und zur Verleihung derselben an das Haus Braunschweig-Hanover die Einwilligung der Reichsstände zu erlangen. Zugleich wurde dem Kaiser das Recht eingeräumt, seine Stimme als Kurfürst von Böhmen durch einen Bevollmächtigten zu jeder Zeit im churfürstlichen Collegium auszuüben. Am 7. September 1708 ward die böhmische und die braunschweigische Chur im Collegium feierlich eingeführt, und im Jahr 1710 dem neuen Kurfürsten von Braunschweig-Hannover auch das erforderliche Reichs-Erzamt ertheilt, nämlich das eines Erzschatzmeisters.

Seit dem Jahre 1706 sollte auch der Krieg gegen Frankreich wieder mit Eifer betrieben werden, und es ergingen vielfache Aufforderungen an die Reichsstände, ihre Kontingente zu ergänzen, und überhaupt Thätigkeit zu entwickeln. Gleichwohl wandte sich der Vortheil der Waffen vorübergehend wieder auf die Seite der Franzosen. Da der Kaiser durch die Truppen-Sendungen nach Italien und den Niederlanden seine Macht zu sehr versplitterte, und die Stände die Reichs-Armee am Rheine nicht zur rechten Zeit verstärken konnte, so mußte der Anführer derselben, der Markgraf von Baden, aus dem Elsaß auf das rechte Rhein-Ufer sich zurückziehen. Dafür wurden die Franzosen in den Niederlanden bei Ramillies von Malborough abermals auf das Haupt geschlagen, nämlich am 23. Mai 1706. Sie verloren über 12,000 Mann, und wurden nun gezwungen, sowohl ganz Brabant, als Flandern zu räumen.

Im Jahre 1709 machte endlich Ludwig XIV. einen ernstlichen Versuch, mit dem deutschen Reiche Frieden zu schließen. Er stellte ziemlich günstige Bedingungen, indem er von der spanischen Erbschaft seinem Enkel nur Neapel und Sicilien zu retten suchte, auf Spanien, Mailand und die überseeischen Besitzungen dagegen verzichten wollte. Von Seite des Kaisers forderte man in Beziehung auf das Reich die Zurückgabe alles dessen, was Frankreich seit dem westphälischen Frieden an sich gerissen habe, und in Zukunft eine richtigere Auslegung dieses Staatsvertrages. Ja am Ende verlangte der Herzog Eugen von Savoyen, als Bevollmächtigter Josephs I., auch die Zurückgabe von ganz Elsaß. Dieß war freilich nur billig, weil Frankreich nach seiner Niederlage den Frieden nicht durch Opfer, sondern nur durch die Zurückgabe ungerechter Eroberungen erkauft haben würde. Ludwig XIV. war wirklich so sehr gebeugt, daß

er über seine Lage heftige Unruhe fühlte, nunmehr ängstlich ward, und einige Eroberungen zurückgeben wollte, um sich den Frieden zu verschaffen. Eine solche Sinnes-Aenderung scheint bei dem Stolze jenes Monarchen etwas zu befremden; allein die Noth erklärt die Sache. Die Eroberungssucht hatte sich nämlich an den Franzosen selbst gerächt, denn ihr Land war durch die langen Kriege so ausgesogen und erschöpft worden, daß es der innern Auflösung nahe stand.

Schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges hatten sich die Wehen gezeigt, welche die planmäßige Eroberungssucht der Franzosen ihnen selbst zuziehen mußte. Bevor Richelieu an dem Kriege unmittelbaren Antheil nahm, verwendete er große Summen auf diplomatischem Wege, um dem Kaiser Feinde zu erwecken; später folgten die Bestechungen, welche einen großen Aufwand erforderten, und alsdann die beträchtlichen Ausgaben für die Ausrüstung sowie die Verpflegung bedeutender französischer Heere. Zur Bestreitung aller dieser Ausgaben wurden die Steuern in Frankreich so sehr erhöht, und das Volk überhaupt in dem Maße bedrückt, daß das Parlament schon zur Zeit der Regentschaft nach dem Tode Ludwigs XIII., also noch vor dem Regierungs-Antritt des vierzehnten Ludwigs, bittere Klagen erhob. In der dießfallsigen Vorstellung des Parlaments werden die Folgen der Eroberungssucht äußerst wahr geschildert, und die Lage Frankreichs mit lebendigen Farben dargestellt. Da die Urkunde von großer Wichtigkeit ist, und auch spätere großartige Ereignisse erklärt, so wollen wir sie hier mittheilen. Sie lautet in der Uebersetzung also [1]).

„Sire! Die Sitzungen der Könige in ihren Parlamenten waren ehemals nur Handlungen der Größe, der Majestät, und des Glanzes. Sie nahmen erst im Jahre ein tausend drei hundert und neun und sechzig ihren Anfang, als davon die Rede war einem Eduard, Prinzen von Wallis, dem Sohne eines anderen Eduard, des Königs von England, den Prozeß zu machen. Zu jener Zeit waren sie von den Völkern gewünscht, erwartet, ersehnt, weil die Könige nur dahin kamen, um mit der National-Repräsentation Staatsgeschäfte von großer Wichtigkeit zu berathen, sei es daß es sich darum handelte den Feinden der Krone den Krieg zu erklären, sei es daß man geneigt war, einen Frieden zu schließen zur Erleichterung ihrer Völker. Aber heute kommt Eure Majestät hierher mit Poltern und Drohen, um einzuschüchtern."

„Ehemals war es in diesem Parlament erlaubt den Königen zu widersprechen, und ohne Scheu zu sagen: Sire, dieß ist unrecht, aber heute bringt man uns aus einem Irrwege in der Moral und der Täuschung in der Politik Edicte zum Vorschein, welche zuvor bereits entworfen und beschlossen sind, und deren Genehmigung man schon gewiß ist. Ehemals hat das Parlament dem Könige Franz dem Ersten, in seinem dreißigsten Jahre, widerstanden, wegen einiger Abgaben, die er von seinem Volke erheben wollte, und jetzt wagt man es nicht Ew Majestät etwas abzuschlagen, da Sie noch minderjährig sind. Man sagt uns, es sei nicht leicht, mit den Feinden Frieden zu schließen, leichter vielmehr dieselben mit den Waffen zu zwingen, als sie mit den Vernunftgründen zu überwinden. Es wird gesagt, daß es dem Staate vortheilhaft sei, bei dem Fortschritte der Siege und Eroberungen des Königs nicht zurückzubleiben, welche unsre Grenzen mit neuen Provinzen und ganzen Königreichen vergrößert haben. Seien diese Vorstellungen nun wahr oder falsch, so viel ist gewiß, daß wir Ew. Majestät sagen können: daß Ihre Siege und Eroberungen das Elend Ihrer Völker nicht vermindern, daß es ganze Provinzen giebt, in welchen man sich nur von einem Stück Haber- oder Kleie-Brod nährt, daß die Palmen und Lorbeeren, zu deren

[1]) Das französische Original ist abgedruckt in Meiern Acta pacis westphalicæ.

Erwerbung man die Völker ſo bedrängt, nicht unter die guten Pflanzen gezählt werden, weil ſie keine Frucht hervorbringen, welche für die Erhaltung des Lebens nützlich wäre. In der That alle Provinzen ſind ausgeſogen und erſchöpft. Um den Luxus von Paris oder vielmehr von einigen Privaten zu beſtreiten, hat man Laſten und Abgaben auf alle nur erdenklichen Dinge gelegt. Es ſind Euren Unterthanen, Sire, nur noch ihre Seelen übrig, und auch dieſe hätten ſie, wären ſie verkäuflich, längſt zu Markt getragen. Die despotiſche und unumſchränkte Regierung, auch nicht von der geringſten Milde gemäßiget, taugt wohl für die Scythen, Barbaren und jene fernen mitternächtigen Völker, welche nur das Antlitz des Menſchen beſitzen. Allein in Frankreich, von jeher dem cultivirteſten Land der Welt, hatten die Völker immer Anſpruch darauf, frei-geboren und als wirkliche Franzoſen zu leben; nun aber ſehen ſie ſich behandelt, wie Sklaven, wie Züchtlinge, welche unter dem Stock des Galeerenaufſehers ſtöhnen, deſſen Herz ſie zerreiſſen möchten."

„Weit entfernt durch ihre Gebete den Segen des Himmels für dieſen Staat zu erflehen, giebt es Viele, welche im Herzen verfluchen, was ſie äußerlich zu verehren genöthigt ſind. Ihre Pflicht iſt es, Madame, an alle dieſe Dinge zu denken und das Elend der Zeit in Erwägung zu ziehen; — Dann, wenn Sie zurückgegangen ſind in Ihr Cabinet und geheimen Staatsrath, bedenken Sie, daß zur Unterhaltung des Königs ſo viele Seelen die Provinzen mit ihren Seufzern erfüllen. Bewirken Sie, Madame, daß von jetzt an die Güte, die Milde und die Humanität im Louvre das Bürgerrecht erlangen."

„Trotz aller gerechten Gründe zum Widerſtreben ſind wir jedoch, in Betracht der dringenden Noth des Staates, welche man uns ſo eben vorſtellte, aus Rückſicht für den König gleichwohl geneigt, die neuen Edicte zu regiſtriren und zu genehmigen."

Nach dieſem merkwürdigen Aktenſtück ſchien das franzöſiſche Parlament freilich die Eroberungs-Kriege zu mißbilligen; allein es war nicht Ernſt, da die Nation ſelbſt über die Vergrößerung Frankreichs durch den weſtphäliſchen Frieden die größte Genugthuung empfand. Dagegen war die Verarmung des Landes unzweifelhafte Thatſache. Wenn nun Ludwig XIV. der Eroberungsſucht während ſeiner langen Regierung noch größere Opfer brachte, ſo kann man ſich von dem Zuſtande der Erſchöpfung, in welchem ſich Frankreich um das Jahr 1709 befand, eine deutliche Vorſtellung machen. Nach vergeblichen Friedens-Unterhandlungen im Jahr 1705 hatte die franzöſiſche Nation neue Anſtrengungen zur Sicherung ihrer Eroberungen gemacht; allein nach dem Feldzuge von 1709 wollte ſie von der Fortſetzung des Krieges nichts mehr wiſſen. Man forderte dringend den Frieden, und es zeigten ſich in den ſonſt ſo unterwürfigen Maſſen ſchon Spuren von Unzufriedenheit, weil der Friede nicht auf jede Bedingung abgeſchloſſen worden ſei. Ludwig XIV. war nun in der That hülflos, ja faſt verzweifelt, und ſo entſchloß er ſich, dem deutſchen Reich die Zurückgabe von Straßburg anzubieten. Die Verhältniſſe ſchienen demnach für Deutſchland eine günſtige Wendung zu nehmen, indeſſen plötzlich zerſchlugen ſich die Friedens-Unterhandlungen von Neuem.

Nachdem Kaiſer Joſeph I. am 17. April 1711 verſtorben, und ſein Bruder, als Karl VI., den Kaiſerthron beſtiegen hatte, wurden die Friedens-Unterhandlungen zwiſchen England und Frankreich erneuert, und die Präliminarien am 8. Oktober 1711 abgeſchloſſen. Am 11. April 1713 unterzeichneten hierauf die Bevollmächtigten von England, Savoyen, Portugal, Preußen und den Niederlanden nach einander zu Utrecht einen Separat-Frieden mit Frankreich. Das deutſche Reich ſtand alſo wieder vereinzelt, ſetzte deſſenungeachtet den Krieg noch einige Zeit lang fort. Im Jahre 1714 wurden dagegen auch zwiſchen

dem Kaiser und Frankreich die Unterhandlungen wieder angeknüpft, und am 7. März desselben Jahres die Präliminarien zu Rastatt unterzeichnet. Da der Kaiser dieselben sofort genehmigte, so kam der Friede in Rastatt zum wirklichen Abschluß. In diesem Vergleich überließ Frankreich dem Hause Oestreich den Besitz der spanischen Niederlande, sowie von Mailand, Sardinien und Neapel: es gab ferner an Oestreich zurück die Städte Breisach und Freiburg. An das Reich wurde hingegen nur Kehl zurückerstattet, sowie Frankreich die Verpflichtung übernahm, alle auf deutschem Boden angelegten Festungswerke zu schleifen. Dagegen blieben die Franzosen im Besitze von Elsaß, und zwar mit Einschluß von Straßburg, ja man überließ ihnen sogar Landau. Endlich übernahm der Kaiser die Verbindlichkeit, die Churfürsten von Baiern und Köln in alle ihre Länder und Würden wieder einzusetzen. Als Gegenleistung für diesen Punkt versprach Frankreich, einem Ländertausch zwischen Oestreich und dem Churfürsten von Baiern, des letztern freie Einwilligung vorausgesetzt, kein Hinderniß in den Weg zu legen.

Für Oestreich mochte ein solcher Friede noch günstig genug sein, wenn schon früher noch bessere Bedingungen zu erlangen waren, die Interessen des deutschen Reichs gab derselbe aber gänzlich preis, da nicht einmal Straßburg wieder erlangt wurde, dessen Zurückgabe Ludwig XIV. schon angeboten hatte. Gleichwohl wurde der Rastatter Friede auch von Seite des Reichs nachträglich genehmiget. Nachdem sich der Kaiser wegen der einseitigen Abschließung des Vertrages entschuldiget hatte, ertheilte ihm die Reichsversammlung am 4. Mai 1714 die Vollmacht, den Frieden, im Namen des gesammten Reichs abzuschließen. Dieß geschah auf einem zweiten Friedens-Congreß zu Baden am 7. September 1714, indem hier der Vertrag von Rastatt im Namen des deutschen Reichs mit unbedeutenden Abänderungen unterzeichnet wurde.

Nach einigen Jahren erhoben sich über die Friedensschlüsse von Utrecht, Rastatt und Baden neue Streitigkeiten, welche einen Krieg zwischen Oestreich und Spanien veranlaßten; doch jetzt vermittelten Frankreich, England und Holland, und zwangen hierauf Spanien selbst mit den Waffen zur Nachgiebigkeit. Endlich wurde am 30. April 1725 zu Wien ein definitiver Friede geschlossen, welcher allen Streitigkeiten über die Verträge von Utrecht, Rastatt und Baden ein Ziel setzte.

Mit dem Wiener Frieden hing ein Lieblings-Entwurf des Kaisers Karls VI. zusammen, welcher viel Aufsehen erregt hatte, und Deutschland auch noch später längere Zeit in Bewegung setzte, nämlich die sogenannte pragmatische Sanction. Es war dieß eine Familien-Verordnung des Kaisers, welche die Erbfolge im Hause Oestreich genau festsetzen sollte, und deren vorzüglichster Zweck darin bestand, auch der weiblichen Linie die Thronfolge zu sichern. Karl VI. war nämlich bei der Verabfassung der Verordnung der einzige männliche Sprosse seines Stammes, und noch überdieß auch ohne einen männlichen Nachkommen. In der pragmatischen Sanction wurde nun vorgeschrieben, daß die gesammten Länder des Hauses Oestreich ein untheilbares und unzertrennliches Ganze bilden, und die Erbfolge zunächst den männlichen Nachkommen des Kaisers Karls VI. zustehen solle. In Ermanglung von solchen, werde die Thronfolge auf die Töchter des Kaisers, und wenn er auch keine Töchter hinterlassen sollte, auf jene seines Bruders Joseph I., sodann auf seine Schwestern und endlich auf jeden Abkömmling des österreichisches Hauses nach dem Recht der Erstgeburt übergehen.

Karl VI. hatte dieses wichtige Familien-Statut, welches der Natur der Sache nach zu den größten Staatsverwicklungen in Deutschland führen konnte, schon im Jahre 1713 entwerfen lassen; allein bei dem Wiener Frieden vom Jahre 1725 suchte er die Anerkennung desselben von andern Mächten, insbesondere auch von Spanien auszuwirken. In letzterer Beziehung erreichte der Kaiser seinen Wunsch, und

auch bei einem zweiten Anliegen war ihm der Madrider Hof willfährig. Zur Emporhebung des Handels in den öſterreichiſchen Niederlanden hatte Karl VI. nicht nur den Hafen von Oſtende in beſſeren Zuſtand verſetzen laſſen, ſondern auch eine Geſellſchaft für den Handel nach Oſtindien unter den Staatsſchutz geſtellt, und durch bedeutende Vorrechte zu einer beſondern oſtindiſchen Compagnie erhoben, welche ſogar mit den Britten und Holländern wetteifern konnte. Kurze Zeit nach dem Wiener Frieden, 30. April 1725, verlieh nun die Krone Spanien auf Betreiben des Kaiſers der öſterreichiſch-oſtindiſchen Compagnie dieſelben Rechte und Freiheiten zum Handel nach Indien, welche den Engländern und Holländern zuſtanden. Die letztern erhoben hierüber nicht nur heftige Beſchwerden, ſondern thaten auch Schritte, welche von großen Folgen ſein konnten.

Eiferſüchtig auf ihre Handels-Vorrechte ſuchten ſich ſowohl Großbrittanien als Holland an dem Kaiſer, wegen Errichtung ſeiner oſtindiſchen Compagnie, zu rächen, und die erſtere Macht ſuchte deßhalb mit Frankreich in engere Beziehungen zu treten. Nachdem dieſe Abſicht gelungen war, beſchloß der König Georg I. von England auch ſeinen Schwiegerſohn, den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, zu einem Bündniß wider Karl VI. zu überreden, und hatte zu dem Ende mit demſelben im Jahre 1725 eine Zuſammenkunft in Hanover. Selbſt Friedrich Wilhelm I. ging auf die Vorſchläge Georgs I. ein, und es ward nun zu Herrenhauſen am 3. September 1725 zwiſchen Frankreich, England und Preußen ein förmliches Bündniß abgeſchloſſen, welches man das hanöveriſche hieß. In demſelben ſicherten ſich die drei Mächte bei allen Angriffen von irgend einer Seite die gegenſeitige Stellung eines Hülfsheeres zu, deſſen Stärke von Seite der Kronen England und Frankreich auf 12,000, von Seite Preußens hingegen auf 5,000 Mann feſtgeſetzt wurde, und zwar mit dem Beiſatz der Vermehrung in Nothfällen. Dieſer Vertrag war nicht nur ſehr ſeltſam, ſondern für Deutſchland abermals äußerſt gefährlich; denn man bezog ſich darin wiederum auf den weſtphäliſchen Frieden, und forderte die Franzoſen gleichſam zur Erfüllung ihrer Pflichten als Garanten desſelben auf[2]). Unſer Vaterland hatte genugſam erfahren, welche Wohlthaten ihm die Eigenſchaft Frankreichs, als Garanten des Münſteriſchen Staatsvertrages, gebracht habe; es war darum ein unglückliches Ereigniß, durch das hanöveriſche Bündniß abermals auf die Einmiſchung Frankreichs in die innern deutſchen Staats-Angelegenheiten hinzuwirken.

Nach dem Abſchluſſe der Einigung von Herrenhauſen arbeiteten die Verbündeten aus allen Kräften, noch mehrere Mächte in ihr Intereſſe zu ziehen. Zunächſt gelang dieß in Beziehung auf den Landgrafen von Heſſen-Kaſſel, welcher gegen große Geldverſprechungen ſogar die Verbindlichkeit übernahm, für England ein Heer von 12,000 Mann in's Feld zu ſtellen. Jetzt beſtürmte man die Holländer, der hanöveriſchen Allianz beizutreten. Die Generalſtaaten ſuchten zwar erſt vom Kaiſer Zugeſtändniſſe, in Betreff ſeiner oſtindiſchen Compagnie auszuwirken; da indeſſen Karl VI. dieſe Handels-Geſellſchaft dem Eigennutze

[2]) Der Vertrag von Herrenhauſen hatte nachſtehenden bedenklichen Inhalt:

„Und gleichwie Seine allerchriſtlichſte Majeſtät (der König von Frankreich) als Garant des weſtphäliſchen Friedens für die Erhaltung der Privilegien und Freiheiten des deutſchen Reichskörpers vorzüglich beſorgt ſeyn müßten, und und ihre Majeſtäten von Großbritannien und Preußen, als Glieder dieſes Körpers, mit Schmerzen den Saamen einer Zwietracht ausgeſtreut ſähen, welcher einen, ſeiner Folgen wegen, für ganz Europa traurigen Krieg hervorbringen könnte; ſo verpflichteten ſich ihre Majeſtäten, ſtets aufmerkſam auf dasjenige, was einſt die Ruhe des Reiches im Beſondere, und von Europa überhaupt ſtören könnte, ſich gegenſeitig beizuſtehen, damit der gedachte weſtphäliſche Friede und andere Tractaten, die man, weil die Angelegenheiten des Reiches durch ſie ihre feſte Beſtimmung erhalten haben, als die Baſis betrachtet, worauf die Ruhe des teutſchen Reichskörpers, und deſſen Rechte und Freiheiten ſich gründen, erhalten und beobachtet werden.“

der Holländer nicht aufopfern wollte, so traten die Generalstaaten dem hannöverischen Bunde ebenfalls bei.

Die Antheilnahme Hollands an dem Bunde gegen den Kaiser hatte jedoch unerwarteter Weise die Folge, daß der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen auf bessere Gedanken kam, und gegen seine ausländischen Verbündeten lau wurde. Da die Gesandten Karls VI. solche Sinnes-Aenderung gut zu benützen verstanden, so brachte man es sogar dahin, daß Friedrich Wilhelm I. nun umgekehrt mit dem Kaiser ein geheimes Bündniß einging. Konnte dieß im vaterländischen Interesse nur erfreulich sein, so war es um so bedenklicher, daß Karl VI. auch mit Rußland einen Schutz- und Trutz-Vertrag abschloß, worin beide Mächte sich die Stellung eines Hülfsheeres von 30,000 Mann versprachen. Auf der einen Seite die Franzosen, und auf der andern die Russen in deutsche Angelegenheiten hereinziehen, war eine gefährliche und wirklich bedauerliche Politik.

Obgleich Niemand wußte, weßhalb man so große Voranstalten für einen europäischen Krieg treffe, denn die österreichisch-ostindische Handels-Compagnie war dazu wohl ein zu geringfügiger Gegenstand, schienen die Mächte in der That einen allgemeinen Bruch für unvermeidlich zu halten. England und Holland rüsteten Flotten aus, Frankreich hingegen verschiedene Heere zu Land, und der Kaiser strengte sich an, sich den Beistand des gesammten deutschen Reiches zu verschaffen. In der Aufforderung, welche er zu dem Ende an den Reichstag in Regensburg ergehen ließ, wurde geradezu behauptet, daß dem Bündniß zu Herrenhausen die Absicht zum Grunde liege, die deutsche Reichs-Verfassung endlich ganz umzustürzen [3]). Da indessen die Stände sich eben nicht besonders beeilten, den Wünschen des Reichs-Oberhauptes entgegen zu kommen, da sich ferner Anzeichen von beabsichtigten Aufständen in Ungarn ergaben, so wurde Karl VI. auf ein Mal wieder friedlicher gestimmt. Es fanden neue ausgleichende Unterhandlungen zwischen Oestreich und den hannöverischen Alliirten statt, welche am 31. Mai 1727 zur Unterzeichnung von Friedens-Präliminarien führten. Der Kaiser war hierin der nachgebende Theil, indem er das Versprechen ablegte, die Vorrechte seiner ostindischen Compagnie für sieben Jahre aufzuheben. Trotz dieser Zugeständnisse verzögerte sich die endliche Aussöhnung der eifersüchtigen Mächte, ja am Ende erwachte die Besorgniß eines allgemeinen Krieges stärker als vorher, da die Krone Spanien das Haus

3) Es kam darin unter andern folgende Stelle vor:

„Daher ist klar zu ersehen, daß besonders der König von Großbrittannien nichts anders im Schilde führe, als Ihre kaiserliche Majestät anzutasten, das Ihr durch die Reichssazungen zustehende Ansehen, und die davon hauptsächlich mit abhängende innere und äußere Ruhe des heil. röm. Reichs in allem unrechtmäßiger, und den Folgen nach höchst gefährlicher Weise zu beschränken, die Ihrem höchstlöblichen Erzhaus von dem römischen Reich zu Lehen rührende, auch andere Erbkönigreiche und Lande unverschuldeter Weise in die höchste Gefahr zu stürzen, und zu bekriegen, das innere Reichssystem mit Hintansezung der Ihnen und dem Reich von Ihnen, als Kurfürsten, geleisteten Eid und Pflichten umzukehren, und in der That über den Haufen zu werfen, durch den Herrnhauser Tractat andere Mitstände und auswärtige Mächte wider die Reichsverfassung, und den deutlichen Inhalt des westphälischen Friedens zu höchst verderblichen Verbindungen zu verleiten, unter dem Vorwande des ostindischen Handels die Generalstaaten der vereinigten Niederlande aufzuwiegeln, unter eben demselben, und dem Vorwande eines mit der Krone Spanien zum Besten des Prätendenten dem fälschlichen Vorgeben nach errichteten Tractats die englische Nation zu gefährlichen, und allein zu des Königs Ambition und üblen Absichten dienenden großen Geldbewilligungen zu verleiten, vom Norden aus alles Uebel dem deutschen Vaterland zu erwecken, und die Krone Schweden von dem mit kaiserlicher Majestät zum Behufe der nordischen Ruhe, und insonderheit Niederdeutschlands, gerichteten Tractat abzubringen. Und, was das allerschrecklichste sey, so habe man auch nach dem Schlusse des Herrnhauser Tractats bis auf gegenwärtige Stunde entweder selbst, oder durch andere alles angewendet, die Ottomannische Pforte wider Ihre kaiserl. Majestät (welches doch ohne höchste Gefahr des deutschen Vaterlands und der ganzen Christenheit nicht geschehen könnte) aufzuhezen."

Oeſtreich preisgab, und am 9. November 1729 zu Sevilla geheime Verträge mit Frankreich und England einging.

Karl VI. ward hierüber ſehr beſtürzt, und erneuerte ſeine Anſtrengungen, ſich des Beiſtandes des deutſchen Reiches zu verſichern. Jetzt fand es umgekehrt der engliſche Hof für bedenklich, wegen geringfügiger Händel einen allgemeinen europäiſchen Bruch herbeizuführen. Georg II., welcher ſeinem Vater inzwiſchen auf dem Throne gefolgt war, näherte ſich dem Kaiſer, und verglich ſich mit ihm in einem Vertrage, welcher am 16. März 1731 in Wien zu Stande kam.

Um dieſe Zeit zeigte ſich noch einige Neigung in Deutſchland, die untergrabene Reichseinheit zu retten, und insbeſondere die Rechte der Landſtände durch die Reichsgewalt zu ſchützen. Da nämlich der Herzog Karl Leopold von Meklenburg ſeine Landſtände in verſchiedenen Befugniſſen beeinträchtiget hatte, ſo erhoben dieſe bei dem Reichshofrath Beſchwerde, und wirkten auch den Befehl an den Herzog aus, die Landſtände in ihren Rechtszuſtand wieder einzuſetzen. Karl Leopold war aber ungehorſam, und ging endlich zur offenen Widerſetzlichkeit über. Nunmehr gebrauchte der Reichsgerichtshof Ernſt, entſetzte den Herzog durch förmliches Urtheil bis auf weiteres der Landes-Regierung, und übertrug ſolche dem Bruder desſelben, Chriſtian Ludwig.

Auch bei dieſer Gelegenheit zeigten ſich wiederum die ſchädlichen Folgen des weſtphäliſchen Friedensſchluſſes; denn Frankreich und Schweden miſchten ſich in die Sache, und nahmen für den Herzog Karl Leopold Partei. Glücklicherweiſe hatte ihre Dazwiſchenkunft zunächſt keine weitern Folgen, ſo daß endlich der Tod Karl Leopolds den Streit friedlich beilegte.

In Folge der erzählten Beunruhigungen war die Betreibung des Lieblings-Entwurfes Karls VI., die allgemeine Anerkennung ſeiner pragmatiſchen Sanction, bisher ins Stocken gerathen; im Jahre 1731 nahm er dieſelbe dagegen wieder eifrig auf. Da er nämlich im Wiener Vertrage vom 16. März 1731 die Anerkennung ſeiner Familien-Verordnung von dem König Georg II. in England ausgewirkt hatte, brachte er den Gegenſtand nun auch vor die deutſche Reichsverſammlung [4]). Hier erhob ſich das Bedenken, daß das Reich durch die Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanction in die beſondern Kriege des Hauſes Oeſtreich hineingezogen werde; verſchiedene Stände erklärten ſich theils aus dieſem, theils aus andern Grunde wider den Wunſch des Kaiſers, die Mehrheit war dagegen willfährig, und ſo wurde denn das Familien-Statut Karls VI. unter die Gewährleiſtung des deutſchen Reiches geſtellt.

Mittlerweile war der Churfürſt von Sachſen, welcher als Auguſt II. die polniſche Königskrone getragen hatte, mit Tode abgegangen, und über die Ernennung ſeines Nachfolgers ein bedenklicher Streit entſtanden. Stanislaus Leszczinsky machte nämlich dem Sohne Auguſts II., den Churfürſten Friedrich Auguſt, die Wahl ſtreitig, und da Leszczinsky der Schwiegervater des franzöſiſchen Königs, Ludwigs XV.,

---

[4]) Der Kaiſer erklärte ſich in ſeinem Antrag unter anderem alſo:

„Ihrer kaiſerl. Majeſtät wäre es hierunter um keine Vergrößerung Ihres Erbhauſes, ſondern um die allgemeine ungeſchmälerte Erhaltung Ihrer von Gott Ihnen verliehenen Erbkönigreiche und Lande für ſich, Dero Erben und Nachkommen, beiderlei Geſchlechts zu thun, wogegen um ſo weniger einiges Bedenken vorhanden ſeyn könnte, als die Erbfolgeordnung in den Ihrem Erzhaus ſeit einigen Jahrhunderten mit des Reichs Vorwiſſen erworbenen kundbaren Privilegien und Freiheiten, auch in deſſen Erbverträgen beſtens gegründet wäre, auch vermittelſt mannichfaltiger, ſowohl von auswärtigen Mächten, als von den vornehmſten Ständen des Reichs ins Beſondere bereits geleiſteter Garantien dergeſtalten befeſtiget ſich befände, daß, wenn zu ſo vielen geheiligten Banden der menſchlichen Gemeinſchaft noch ein gebührlicher Reichsſchluß käme, nicht leicht jemand dagegen etwas zu unternehmen ſich getrauen würde.“

war, so mischte sich Frankreich in den Streit. Der Kaiser Karl VI. hatte ein zweifaches Interesse, die Candidatur Friedrich Augusts gegen Lesczinsky zu unterstützen; denn einerseits erblickte er hierin ein Mittel, auch von Churſachsen die Anerkennung seiner pragmatischen Sanction, welche es bisher verweigerte, auszuwirken, und anderntheils wollte er den polnischen Thron nicht auf einen nahen Verwandten des Königs von Frankreich übergehen lassen. Aus solchen Gründen schloß Karl VI. mit dem Churfürsten Friedrich August im Jahre 1733 einen Vertrag ab, worin er demselben zur Erwerbung der polnischen Königskrone Beistand versprach, dagegen von dem Churfürsten die Zusicherung erhielt, die pragmatische Sanction für alle Zeiten als rechtsverbindlich anzuerkennen.

In Polen selbst erklärte sich die Mehrheit der Wähler für Stanislaus Lesczinsky und ernannte denselben am 12. September 1733 zum König. Da Rußland aus eigennützigen Gründen einen Fremden auf dem polnischen Throne wissen wollte, so erregte die Erwählung von Lesczinsky in Petersburg großes Mißbehagen, und man beschloß dort sogar, in offener Verletzung des Völkerrechts Gewalt zu gebrauchen. In der That rückte ein russisches Heer von 20,000 Mann in Polen ein, und ließ von einer Minderheit der Wähler den Churfürsten Friedrich August von Sachsen als König ausrufen. Da der Hof von Versailles diese Wendung der Dinge vornehmlich dem Kaiser Schuld gab, so erklärte er ihm sogleich den Krieg, und schon im Herbst 1733 rückten französische Heere in Deutschland ein. Eines derselben bemächtigte sich der Reichsfestung Kehl, und darauf gründete Karl VI. den Plan, von Seite des Reichs eine neue Kriegs-Erklärung gegen Frankreich auszuwirken. Solche Absicht gelang auch; die Kriegs-Erklärung erfolgte, und es ward sogar der Beschluß gefaßt, ein Reichsheer von 120,000 Mann gegen Frankreich ins Feld zu stellen [5]). Der Krieg wurde dagegen von dem Kaiser hauptsächlich in Italien mit so geringem Erfolg geführt, daß Karl VI. sich bald nach dem Frieden sehnte, und die Präliminarien dazu schon am 3. Oktober 1735 zu Wien annahm. Wider den wirklichen Abschluß erhoben sich dagegen so große Schwierigkeiten, daß er erst drei Jahre später zu Stande gebracht werden konnte. Am 18. Nov. 1738 wurde der definitive Friede zwischen Frankreich und Oestreich zu Wien unterzeichnet Derselbe verletzte die National-Interessen Deutschlands abermals im höchsten Grade; denn zur gleichzeitigen Entschädigung Frankreichs und des Königs Stanislaus Lesczinsky, welcher auf die Krone Polen verzichten mußte, wurde an Lesczinsky das Herzogthum Lothringen und Bar mit der weitern Bestimmung verliehen, daß nach dem Tode desselben dieses deutsche Land, als unbeschränktes Eigenthum, an Frankreich fallen solle. Zu dem Verlust von Elsaß war also auch jener von Lothringen gekommen. Worin lag der Grund solcher Zugeständnisse Karls VI. zu Gunsten Frankreichs? Nur in dem Wunsch, seine pragmatische Sanction von dem französischen Hof anerkannt zu sehen! Ludwig XV. übernahm im Wiener Definitiv-Frieden vom 18. November 1738 die Verpflichtung, das Familien-Statut Karls VI. aus allen Kräften aufrecht zu erhalten; dagegen verbürgte der Kaiser dem Könige von Frankreich den Besitz von Lothringen und Bar auf das feierlichste.

So wurden denn abermals die National-Interessen Deutschlands dem Privat-Vortheile aufgeopfert.

[5]) Als Grund ward angegeben:

„Daß die Krone Frankreich den Baadenschen Frieden vom Jahre 1714 nicht nur diesseits des Rheins auf dem unstreitigen Reichsboden, sofort durch den an der Reichsfestung Kehl gethanen feindlichen Anfall aus einer von dem polnischen Wahlgeschäft hergenommenen, offenbar ungegründeten Ursache mehrmalen thätlich gebrochen, sondern auch ein gleiches gegen die italiänischen Reichslande zu thun im Begriffe sei."

Sechstes Hauptstück.

Innere Zustände Deutschlands zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

(Vom Jahr 1700 bis 1730.)

Während die Ohnmacht des Reichs gegen Außen fortwährend zunahm, äußerten sich die Folgen des westphälischen Friedens auch im Innern stets deutlicher, indem die Bedrückung der untern Stände stieg, und die vielfachsten Uebel sich verbreiteten. Schon das Bewußtsein der Erhöhung ihrer Macht hatte die Fürsten zu größerem Aufwand bewogen, wie berichtet worden ist; allein der Besitz der Macht selbst steigerte noch die Prachtliebe. Um die Oberst-Kämmerer, Marschälle, Ceremonienmeister, Küchenmeister u. s. w. sammelten sich Schaaren untergeordneter Diener, welche kleinen Heeren glichen, und da der Hof den Landesherrn bei Reisen gewöhnlich begleitete, so veranlaßte dieß ungeheuren Aufwand. Bei der Eröffnung des Reichstags vom Jahre 1652 hatte schon die Zunahme des Luxus großes Aufsehen erregt, da selbst kleinere Fürsten mit einem Gefolge von 300 Personen erschienen, und zugleich in Kleidern wie in Equipagen ungewöhnliche Pracht zeigten. Im achtzehnten Jahrhundert stieg dagegen der Aufwand noch höher, indem die Fürsten häufig nach Paris zu reisen pflegten, und von dort neue Arten von Verschwendung zurückbrachten. Die Hofleute strengten ihren Witz an, immer neue Ergötzlichkeiten für den Herrn zu erfinden, die Tafel ward mit überschwenglichen Genüssen ausgestattet, die Jagd mit verheerendem Luxus getrieben, das Hofleben zu einer ununterbrochenen Reihe von Festen erhoben. Nicht bloß die weltlichen, sondern auch die geistlichen Fürsten wetteiferten in der Schaustellung der Pracht, welche sich gleichmäßig auf den Marstall, den Garten, die Jagd und die Hof-Musik ausdehnte. Am wirtembergischen Hofe unterhielt man allein eine Kapelle von 60 Musikanten, und am baierischen ganze Heere von Pferden und Hunden. Auf der Tafel des Fürstbischofs von Bamberg und Würzburg wurden täglich 56 Gerichte aufgesetzt, und der Herzog von Braunschweig stellte bloß zum Mästen von Kapaunen besondere Hofdiener an, die sogenannten Kapaunenstopfer. Zur Erhöhung der Pracht gewöhnte man sich endlich an überaus feierliche Hof-Etikette, welche den Landesherrn noch mehr von gewöhnlichen Menschen unterscheiden, und als das Wesen einer besondern Gattung darstellen sollte. Alles geschah nun mit Feierlichkeit, und der Mittags-Tisch war so sehr von Gepränge begleitet, daß es eine Kunst wurde, das dabei übliche Ceremoniel zu erlernen. Während der Bischof von Bamberg und Würzburg 30 Kammerherren unterhielt, stieg die Zahl der Kämmerer bei dem Erzbischof von Köln sogar auf 150, und an diese schloß sich erst ein Heer von Hof-Cavalieren an, welche bei Festlichkeiten förmliche Spaliere bildeten.

Mit dem Hofstaat wuchsen zugleich die stehenden Heere, indem z. B. der Herzog von Braunschweig seine Streitmacht auf 22 Regimenter Fußgänger und 13 Regimenter Reiter, der Kurfürst von Baiern auf 12,000, jener von Sachsen auf 16,000 und der von Brandenburg vollends auf 30,000 Mann erhöhte. Die Folgen solcher Neuerungen waren natürlich erhöhte Geld-Bedürfnisse

der Landesherren, und diese sollten durch Besteuerung der Unterthanen befriedigt werden. In dem Reichstags-Abschied vom Jahre 1654 war den Reichsfürsten die Befugniß eingeräumt worden, von ihren Unterthanen zur Landes-Vertheidigung Geld-Beiträge zu fordern. Man sieht daraus, daß die Rechts-Verhältnisse des Volkes früher besser gewesen sein müssen, da die Landesherren außer den Grundverbands-Abgaben von ihren Gütern und den Steuern, welche ihnen die Stände freiwillig zugestanden, nichts von dem Volke erheben konnten, also ein neues Reichsgesetz nothwendig war, um ihnen ein solches Recht zu übertragen. Auch die Beschränkung der Steuer-Erhebung auf die Zwecke der Landes-Vertheidigung zeigte an, daß man selbst jetzt den Fürsten keine willkührlichen Auflagen gestatten wollte; doch bald sollte alles dieß sich ändern.

Unzufrieden mit den Einschränkungen des Reichstags-Abschiedes vom Jahr 1654 verlangten die Landesherren das Recht der allgemeinen Besteuerung ihrer Unterthanen zur Bestreitung aller Hof- und Staats-Ausgaben. Da der Kaiser die Forderung zurückwies, so ergiebt sich abermals, daß die Reichsgewalt oder die Nationaleinheit vorzugsweise die Rechte aller Stände beschützen sollte. Indessen die kaiserliche Gewalt war in Folge des westphälischen Friedensschlusses so zerrüttet, daß der Widerspruch gegen die Anforderungen der Fürsten nicht durch die That behauptet werden konnte. Jetzt beruhte der Rechtsschutz des Volkes nur noch auf den Landständen; die gänzliche Veränderung der Verhältnisse, welche der westphälische Friede nach sich zog, vernichtete aber auch jede ernstliche Wirksamkeit jener Volks-Vertretung.

Die stehenden Heere hatten die unmittelbare Folge, daß nicht nur die Bürger in den Städten, sondern auch der Adel die Waffen niederlegten, und fortan nur friedlichen Beschäftigungen nachhingen. Man kann es nicht scharf genug herausheben, welche ungemeine Verwandlung der Sitten und Staatszustände aus jener Entwaffnung der Ritterschaft und der Städte hervorging. So oft früher im Einzelnen Bedrückungen von Seite des einen Standes gegen einen andern auch vorgefallen waren, so bildete die Uebung der Ritter und der Bürger in den Waffen gleichwohl immer noch ein Gegengewicht wider die gänzlichen Uebergriffe der Fürsten oder des Kaisers, oder auch der Ritterschaft gegen die Städte. Als die Bürger ihre Wälle noch selbst vertheidigten, konnten sie durch Uebermacht wohl hin und wieder besiegt und hart mitgenommen werden; dessen ungeachtet mußte der Landesherr bei seinen Forderungen bescheidener sein, weil es nicht immer so leicht war, die streitbaren Bürger seinem Willen zu unterwerfen. Verbanden sich die Ritter nun vollends vorübergehend mit den Städten, so konnte sich die Niederlage auch auf Seite der Fürsten neigen. Kurz es war durch die Bewaffnung und Waffen-Uebung des Adels wie der Bürger noch ein Gegengewicht wider die landesherrliche Gewalt gegeben, welches der Opposition der Stände Nachdruck verlieh, und jedenfalls berücksichtigt werden mußte.

Im achtzehnten Jahrhundert waren nun weder die Ritter noch die Städte mehr an die Waffen gewöhnt, denn die stehenden Heere versahen allein den Dienst. Als ein Ueberbleibsel der alten Waffenschaaren der Bürger bestand in den Städten allerdings noch eine Bürgergarde, aber dieß waren Krüppel-Soldaten, welche nur mit den Waffen spielten, und ein Gegenstand des allgemeinen Gelächters wurden. Wo dagegen die Adeligen noch dem Kriegsdienst sich ergaben, geschah es in der Eigenschaft als landesherrliche Offiziere, sohin bloß im Interesse der Fürsten. In der Eigenschaft als Stand und zum Zwecke des eigenen Rechtsschutzes trug auch der Adel die Waffen nicht mehr. Mit Ausnahme der Reichsstädte, welche allein noch bewaffnet blieben, waren nun alle Städte in den Händen der Fürsten, und

konnten von den Soldaten derſelben nach Willkühr beſetzt werden. Jeder Wille des Landesherren war demnach unbedingter Befehl, und an eine Oppoſition der Bürger nicht mehr zu denken, da der geringſte Widerſpruch die Freiheit, ja ſelbſt das Leben in Gefahr brachte. Bei der Einſchüchterung der Bürger, welche unter ſolchen Verhältniſſen jederzeit entſteht, brachten die Abgeordneten zu den Stände-Verſammlungen eine ſolche Furcht und Angſt mit, daß wenige unter ihnen den landesherrlichen Forderungen zu widerſprechen wagten. Wo es ausnahmsweiſe gleichwohl geſchah, ſtand die Oppoſition entweder in der ohnmächtigſten Minderheit, oder wurde mit Gewalt zum Schweigen gebracht.

Um das Uebel voll zu machen, war die Ritterſchaft ſo verblendet, daß ſie auf den Landtagen meiſtens gegen die Städte ſtimmte. Die Stände-Verſammlung ging nämlich dortmals nicht aus Wahlkollegien hervor, ſondern wurde von den Wortführern der Ritterſchaft, der Geiſtlichkeit und der Städte gebildet. Da nun der Adel zahlreicher vertreten war, als der Bürgerſtand, ſo gab er bei einer Oppoſition gegen dieſen, welcher übrigens auch die Geiſtlichkeit häufig beitrat, dem Landesherrn gemeiniglich die Majorität. So verloren denn die Landſtände alle Bedeutung, doch nicht bloß zum Verderben der Bürger, ſondern auch des Adels ſelbſt, wie ſich ſpäter zeigen ſollte. Die Gliederung der Volks-Repräſentation in verſchiedene Stände war nach den ältern Zuſtänden kein Fehler, ihr alſo die Vernichtung der Freiheit keineswegs beizumeſſen, ſondern vielmehr der Entartung aller Stände, die ſich in dem Aufgeben der unabhängigen Geſinnung äußerte.

Obgleich die Landesherren unter ſolchen Umſtänden mit der Volksvertretung machten, was ſie wollten, blieb ihnen dieſelbe gleichwohl noch ein Aergerniß, und ſie fingen ſeit dem achtzehnten Jahrhundert an, die Landſtände ganz abzuſchaffen. Aller mäßigenden Zügel entlediget, durch den Luxus entnervt und der Selbſtbeherrſchung baar, gingen mehrere Fürſten fortan zur wirklichen Tyrannei über. Ordnung und Geſetzmäßigkeit verſchwanden in manchen Landſchaften gänzlich, und die Regierung gerieth in die Hände der Günſtlinge, ja ſelbſt der Maitreſſen. Ein trauriges Beiſpiel gab insbeſondere der wirtembergiſche Hof vom Jahre 1708 bis 1733, wo eine berüchtigte Frau, eine geborne v. Grävenitz, ſpäter zum Schein an den Grafen v. Würben verheirathet, den Herzog Eberhard Ludwig beherrſchte, und mit ihren Kreaturen das Land ausſaugte. Als im Jahr 1733 der Herzog Karl Alexander zur Regierung gelangte, hoffte man eine Milderung des Elendes, und namentlich eine Beſtrafung der Grävenitz ſowie ihres Anhanges; indeſſen der neue Herzog brauchte wegen ſeinen Verſchwendungen eben ſo viel Geld, als der Vorgänger, und da das erſchöpfte Land nicht genug zu liefern vermochte, ſo übergab der Herzog Karl Alexander die Landes-Regierung größtentheils dem Juden Süß, um neue Mittel zu Geld-Erpreſſungen ausfindig zu machen. Der Jude trieb hierauf mit den Aemtern Schacher, und peinigte das Volk bis auf das Blut. Was die Maitreſſe des vorigen Landesherrn und ihre Anhänger anbetraf, ſo mußten dieſe wohl Wirtemberg verlaſſen, allein ſie behielten gleichwohl den größten Theil ihres Raubes.

An dem ſächſiſchen Hofe war die alte Einfachheit der Sitten durch die ungemeſſene Prachtliebe des Churfürſten Auguſt II., des Königs von Polen, leider ebenfalls verdrängt, und mit der größten Verſchwendung vertauſcht worden. Das Land wurde daher im äußerſten Grade bedrückt, und noch überdieß durch die unnatürliche Verwicklung in die polniſchen Händel elend gemacht. Selbſt die große Betriebſamkeit und Mäßigkeit der Sachſen zeigte ſich jetzt als fruchtlos, denn ihr Wohlſtand wurde entſchieden zerrüttet.

Eine Ausnahme von der allgemeinen Verſchwendung der Höfe machte nur der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, und von dieſer Seite ſollte ſich zu dem Wendepunkt des deutſchen Staats-Ver-

falls zuerst eine Grundlage bilden. Friedrich Wilhelm I. war ein erklärter Feind des Luxus, und mehr der bürgerlichen Haushaltung zugethan. Er führte einen einfachen Tisch, vermied die Kleiderpracht sowie die Hoffeste, und entwickelte in allen Theilen des Staatshaushaltes die strengste Sparsamkeit. Dadurch gelang es ihm, die Ausgaben und Einnahmen in's Gleichgewicht zu bringen, den Wohlstand des Landes zu befördern, und noch außerdem einen Staatsschatz zu sammeln. Mit diesen guten Werken verband er ferner entschiedene Abneigung gegen die französischen Sitten, und er bildete in solcher Weise eine sehr wohlthätige Gegenwirkung wider die Gallomanie. Er schien demnach der Repräsentant des deutschen Geistes zu sein, und zu einer Reform der verfallenen Volkszustände den Beruf in sich zu tragen; doch andere üble Neigungen hoben leider die Wirkung der guten Eigenschaften wieder auf.

Friedrich Wilhelm I. trieb zuvörderst das Vergnügen am Soldatenstande bis zum leidenschaftlichen Uebermaß, und da er insbesondere an seinem Garde-Regiment, das aus sehr langen Leuten bestand, eine unbeschreibliche Freude hatte, so ließ er sich bei dem Zustand allgemeiner Rechtlosigkeit zu den größten Gewaltthätigkeiten verleiten, um sich Rekruten für sein Leibregiment zu verschaffen. Die Werbungen wurden nicht nur mit allen Arten von Arglist und Täuschungen betrieben, sondern man organisirte endlich ein förmliches System von Menschenraub. Dieser verbreitete sich so stark, daß man in die Urzeit zurückversetzt zu sein glaubte. Hiernächst war der König in seinen Sitten nicht bloß einfach, sondern rauh; er verfiel in den entgegengesetzten Fehler des Cynismus. Dadurch kam es, daß Friedrich Wilhelm I gegen wissenschaftliche Bildung Widerwillen, ja förmlichen Haß empfand, und in der heftigen Opposition gegen dieselbe nur rohe Soldaten zu bilden suchte. Selbst bei seinen eigenen Kindern widersetzte er sich der Cultur der Wissenschaften, indem er namentlich die Söhne verwildern, und bloß zu Soldaten erziehen lassen wollte. Man konnte es nicht tadeln, wenn er seine Prinzen von unten herauf dienen ließ, und durch Strapazen abzuhärten suchte; allein es verdient die größte Rüge, daß er in seinem Widerwillen gegen Geistes-Cultur seine Söhne planmäßig in der Unwissenheit zu erhalten strebte.

Zugleich artete sein Eigenwille in eine Härte aus, die ihn geradehin zum Despotismus führte. Er gestattete niemals einen Widerspruch, achtete keine Formen, sondern forderte in allen Dingen blinde Unterwürfigkeit. Darum mischte er sich auch in die Rechtspflege, und setzte seine eigenmächtigen Befehle an die Stelle der richterlichen Urtheile. Er ging hiebei oft von guten Absichten aus, da er wider das römische Recht, sowie die lange Dauer der Prozesse ergrimmt war, überhaupt der bessern Sache Gerechtigkeit zu verschaffen suchte. Allein durch die Verletzung aller Rechtsformen schuf er eine Kabinets-Justiz, welche durch ihre Willkühr noch schrecklicher ward, als ein schleppender Gang der Prozesse nach den Rechtsformen. Wenn Friedrich Wilhelm I. wider die Vorrechte des Adels sich auflehnte, ja Edelleute, trotz der Berufung auf ihre Privilegien, aufknüpfen ließ, so verschwand das Verdienst solcher Grundsätze wieder dadurch, daß der König die Vorrechte des Adels nur zu seinem Vortheil einzog, und bei der Bestrafung der Edelleute abermals die gesetzlichen Formen verhöhnte. Gleiche Willkühr entwickelte er auch gegen die Bürger. Nicht genug, daß er gegen diese die strengste Polizei ausübte, mischte er sich auch in ihre häuslichen Angelegenheiten, und ließ die Familienglieder, soferne sie ihre Kleider oder andere Dinge nicht nach seinem Willen ordneten, auf öffentlicher Straße abprügeln. Wenn ihm Bürgersleute begegneten, fragte er sie häufig über ihr Hauswesen aus, und ließ die Prügel-Exekution sogleich beginnen, sobald ihm das eine oder das andere nicht recht war. Der König ward freilich auch hierin von guten Absichten geleitet, dessen ungeachtet blieb sein Verfahren ein empörender Despotismus.

Ein ſeltſamer Widerſpruch ſeines Charakters lag darin, daß er die franzöſiſche Sprache vom ſeinem Hofe verdrängte, ſohin mit ſeiner Familie nur deutſch ſprach, auch in den Tabacks-Geſellſchaften, den einzigen, welche er beſuchte, mit ſeinen Offizieren in der vaterländiſchen Sprache ſich unterhielt, und gleichwohl ſeine Kinder nach franzöſiſcher Art erziehen ließ. So ſehr hatte alſo die franzöſiſche Sitte in Deutſchland Wurzel gefaßt, daß ſelbſt der abgeſagte Feind derſelben ihrer Herrſchaft ſich nicht ganz zu entziehen vermochte.

Wenn nun in den brandenburgiſchen Landen, wo allein noch Ordnung und Mäßigkeit herrſchte, der Rechtszuſtand unter der unumſchränkten Willkühr des Königs gänzlich verſunken war, ſo kann man ſich vorſtellen, wie es in andern Provinzen Deutſchlands ausſah. Wirklich tritt uns hier eine Geſetzloſigkeit entgegen, welche mit tiefer Betrübniß erfüllt. Da die Tortur fortwährend im Gange blieb, ſo erlangten insbeſondere die Kriminal-Prozeſſe bei der eingeriſſenen Geſetzloſigkeit und Uebertretung aller Rechtsformen einen ſchauderhaften Charakter. Gleichwohl ſollte das Elend durch andere Uebel noch vermehrt werden.

In der Wiſſenſchaft gab es einzelne tüchtige Männer, wie wir oben ſchon bemerkten und ſpäter näher ausführen werden; allein im Ganzen näherte ſie ſich wieder dem Scholaſticismus, der durch die Reformation verdrängt worden war. Die Urſache lag in der übertriebenen Kultur der lateiniſchen Sprache, und in der neuen Ausartung des religiöſen Elementes. Während Luther ſo wirkſam die deutſche Sprache der lateiniſchen entgegengeſetzt hatte, während er ferner überall auf Freiheit der Forſchung in der Religion gedrungen hatte, ſchlug man jetzt wieder nach beiden Richtungen allmählig den entgegengeſetzten Gang ein. Die Gelehrten ſchrieben nur lateiniſch, und entfernten ſich dadurch abermals von dem Volk. Da nun der Adel nur franzöſiſch ſprach, ſo ſank die deutſche Sprache ſehr tief, und geſtaltete ſich namentlich im Kanzlei-Styl zu dem Kauderwelſch, welches in den abgedruckten Stellen aus den Reichs-Abſchieden zu entnehmen iſt.

Gleichzeitig regte ſich auch unter einem Theile der Theologen wieder die Neigung zu geiſtiger Tyrannei, und zwar ſelbſt von Seite der Evangeliſchen. Obwohl der Proteſtantismus die freie Forſchung zum Prinzipe hat, ſetzten ſich unter der Beſchuldigung der Freigeiſterei verſchiedene evangeliſche Theologen den wiſſenſchaftlichen Fortſchritten entgegen, und ſuchten wieder eine eigene Art von Ketzermeiſter-Aemtern einzuführen. Die Volksmaſſen, ſowohl von den latiniſirten Gelehrten als von dem franzöſiſirten Adel verlaſſen, vertieften ſich im proteſtantiſchen Deutſchland immer mehr in die Bibel, und geriethen durch die falſche Auffaſſung derſelben auf die Pietiſterei, während ſie ſich im katholiſchen Deutſchland gänzlich in die Hände der Geiſtlichen gaben. Da auch unter dieſen nur wenige für die Aufklärung des Volkes wirkten, ſo hatte die geiſtige Finſterniß zu Anfang des achtzehenden Jahrhunderts ſchon wieder allgemein unter dem deutſchen Volk überhand genommen. Der Aberglaube wurde wieder ganz maßlos, und Jedermann ſuchte ſein Heil bei Wahrſagern, Goldmachern, Schatzgräbern und Sterndeutern. Ganze Schaaren von Gaunern warfen ſich auf dieſe Nahrungszweige, um das einfältige Volk nicht bloß noch dümmer zu machen, ſondern auch auszubeuten. Unter ſolchen Umſtänden behauptete ſich auch der Glaube an die Hexerei und man pflog über Anklagen der Art noch im achtzehnten Jahrhundert gerichtliche Verhandlungen.

Der Untergang der Deutſchen ſchien alſo nothwendig zu ſein; denn mit der ſteigenden Ohnmacht gegen Außen, verband ſich der tiefſte innere Staats-Verfall; glücklicherweiſe ſollte aber der Rückgang aber nur periodiſch ſein, und den Uebergang zu einer neuen kräftigern Entwicklung der Nation bilden.

Vermöge der organischen Entwicklung der Völker sind diese ebenfalls an das Gesetz des Wachsen, Blühen, Reifen und Abnehmen, oder der Stufenalter des Lebens gebunden; alles culminirt in ihrer Geschichte, und steigt wieder herab; indessen es herrscht dabei noch die eigenthümliche Regel, daß weder das Emporsteigen zum Gipfel der Entwicklung, noch der Rückgang ununterbrochen vor sich gehe, sondern daß vielmehr wieder Zwischenperioden des Steigens und Fallens eintreten. Daraus entspringt die weitere Eigenthümlichkeit des Bildungsganges, daß in jeder absteigenden Periode, und neben den Erscheinungen des Verfalles, zugleich die Keime künftiger Entwicklung oder die Triebkräfte zu neuen höheren Leistungen der Kultur sichtbar und wirksam werden.

Alle diese Gesetze sind nun in der deutschen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ungemein scharf ausgeprägt. Der Verfall des Reiches setzte sich in dieser Zeit entschieden fort, die Nation verlor gegen Außen Macht und Ansehen, im Innern Freiheit und Wohlstand, und beinahe ihre eigene Sprache; das Altern zeigte sich in der Schwerfälligkeit der Reichstags-Verhandlungen, in der allgemeinen Rath- und Thatlosigkeit der Regierenden, und der Willenlosigkeit und dem Stumpfsinn der Regierten; aber zugleich mit diesem Verfall veredelte sich in den schöpferischen Geistern des Volkes die Sprache, und kündigte dadurch eine neue Literatur-Epoche, oder, was dasselbe sagt, einen neuen künftigen Aufschwung in allen Theilen des deutschen Staatslebens an. In der Fortbildung der Sprache drückt sich stets die jeweilige Entwicklungsstufe eines Volkes aus, und wo daher eine neue Epoche in der Literatur eintritt, steht auch eine politische Umgestaltung der Nation bevor.

Zu Folge der oben angedeuteten Regel bietet unsere Geschichte im achtzehnten Jahrhundert also den seltsamen Charakter dar, daß eine Reihe zusammenhängender Erscheinungen in höchst folgerichtiger Weise den fortgesetzten Staats-Verfall nachweisen, und daß zugleich eine Reihe von andern Phänomenen, welche eben so genau unter einander verknüpft sind, in nicht minder folgerichtiger Weise den bevorstehenden Eintritt einer höhern Kulturstufe der Deutschen anzeigen. Bei diesem Gegensatz der nationalen Entwicklung im achtzehnten Jahrhundert müssen die beiden sich widersprechenden Richtungen bei der Darstellung von einander getrennt werden, weil sonst die Begebenheiten im fortwährenden Widerspruch liegen würden, und das Verständniß derselben kaum möglich wäre.

Die innere Triebkraft der Zeit war nunmehr die Gährung der Geister, welche sich in der Literatur offenbarte; was daher für die Urgeschichte die alten Rechtsbücher sind, in denen sich die Seele der damaligen Volkszustände abspiegelte, das wird für die neuere Geschichte die Literatur. In der letzteren bildeten sich zuerst die Ideen für künftige Verhältnisse, und die Literär-Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts wirft darum bis auf die jüngste Gegenwart das hellste Licht auf den Gang der allgemeinen Entwicklung des Volkes. Um über diesen Klarheit verbreiten zu können, müssen wir etwas weiter ausholen.

Siebentes Hauptſtück.

Die Anfänge einer neuen Literatur. Liscov.

(Vom Jahr 1730 bis 1738.)

Während ſich die deutſchen Verhältniſſe nach dem Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens immer mehr zum Argen wendeten, zeigte ſich gleichwohl ſchon gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts ein Mann in Thätigkeit, um Deutſchland in der Bebauung der Wiſſenſchaften auf die Höhe anderer Nationen zu ſtellen.... Gottfried Wilhelm von Leibnitz, der Sohn des Profeſſors Friedrich Leibnitz in Leipzig. Mit vieler Sorgfalt von der bald verwittweten Mutter erzogen, und insbeſondere mit gediegener klaſſiſcher Bildung ausgerüſtet, warf ſich Gottfried Wilhelm mit Eifer auf das Studium der Mathematik, und ſuchte hierin ſehr verſtändig den Uebergang zur Ausbildung höherer philoſophiſcher Wiſſenſchaften. Das eigentliche Fach des jungen Gelehrten war die Jurisprudenz; er beſtrebte ſich indeſſen, auch dieſe geiſtig zu durchdringen, mittelſt vielſeitiger Forſchungen einen Zuſammenhang der Erkenntniſſe zu ermitteln, und durch tieferes Denken überhaupt wahre Wiſſenſchaft zu begründen. So führten ihn ſeine bedeutenden Studien zur Geſchichte wie zur Philoſophie, und in beiden Disciplinen leiſtete der begabte Mann bedeutendes. In der Geſchichte insbeſondere unternahm Leibnitz ſo gründliche Quellen-Studien, daß er den folgenden Geſchlechtern weſentlich vorarbeitete. Da er von ſeinem Fürſtenhauſe, er war ſeit 1675 Bibliothekar und Hofrath des Herzogs von Braunſchweig, den Auftrag erhalten hatte, eine Geſchichte jenes fürſtlichen Geſchlechtes zu ſchreiben, ſo unterſuchte er verſchiedene Archive und Bibliotheken ſowohl in Deutſchland als in Italien, und machte bei dieſer Arbeit ſehr werthvolle Quellen-Sammlungen, deren Nützlichkeit ſich bis auf die neueren Zeiten erſtreckt.

In der Philoſophie ſtrebte er ſchon nach der Erkenntniß des Sinnes der Schöpfung, und ſtellte hierüber ein eigenthümliches Syſtem auf. Ihm ſchien dem Gange aller Entwicklung, trotz den vielfachen Erſcheinungen des Uebels, eine leitende Kraft zum Grunde zu liegen, welche nach einem bewußten Plane die verſchiedenen Aeußerungen endlich auf Harmonie zurückführe. Dieſes Syſtem entwickelte er 1710 in dem berühmten Werke: Essai de Théodicée. Trotz aller wiſſenſchaftlichen Bedenken gegen das Ganze des Ideenganges, ſtellt das Werk doch im Einzelnen große Wahrheiten auf, und ſelbſt abgeſehen hievon, regte es jedenfalls das Denken in der damaligen Zeit auf eine wohlthätige Weiſe an.

Auch auf anderen Wegen beförderte Leibnitz das wiſſenſchaftliche Streben ſehr bedeutend, indem er nach dem Wunſche des Königs Friedrichs I. von Preußen die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Berlin einrichtete. Was ihn jedoch noch höher ſtellt, iſt die Thatſache, daß er ſeinen ſchwunghaften Geiſt auch dem Leben unmittelbar zuwandte, und nicht bloß forſchen, ſondern auch handeln wollte. Leibnitz hatte als Patriot die Religions-Spaltung der Deutſchen tief beklagt, und da er dieſelbe für ganz Europa als die Quelle großer Gefahren anſah, ſo faßte er den kühnen Gedanken, eine Verſchmelzung der verſchiedenen

Glaubens-Bekenntniſſe herbeizuführen. Ja er ging zur That ſelbſt über, und verwendete zehn Jahre mit unermüdlichem Fleiß zur wirklichen Verſöhnung der Religions-Parteien. Dieß waren freilich nur Verſuche, welche der Natur der Sache nach nicht gelingen konnten; indeſſen der Eifer und die Beharrlichkeit ihres Urhebers bei ihrer Verfolgung verdienen immer volle Anerkennung.

Durch die fortgeſetzten mathematiſchen Studien gelangte Gottfried Wilhelm Leibnitz auch zu wichtigen Entdeckungen in dieſem Fache, namentlich der Differential-Rechnung, und hier ſtellte er ſich dem genialen Newton würdig zur Seite. Letzterer war auf anderem Wege zu demſelben Ergebniß gekommen, und es entſtand ein Streit, wem die Ehre der erſten Entdeckung gebühre; man entſchied dieſen Streit in England ſogar zu Gunſten Newtons, allein ſeitdem iſt anerkannt, daß beide Männer, ohne daß einer von des andern Erfindung gewußt hätte, ſelbſtändige Urheber jenes wiſſenſchaftlichen Fortſchrittes waren.

Je mehr man in den eigentlichen Charakter von Leibnitz und in die Tiefen ſeines Geiſtes eindringt, als deſto wichtiger erſcheint dieſer Mann. Er verband mit ſeiner tiefen Gelehrſamkeit einen ſo geſunden, praktiſchen Takt, daß er nicht nur alle Gebrechen der Zeit, ſondern auch die Mittel zur Abhülfe klar erkannte. Der Grund aller Uebel lag in der Unfruchtbarkeit der Schulwiſſenſchaften, dem theologiſchen Gezänk, der Unbehülflichkeit der Nation und dem Mangel an Thatkraft derſelben. Leibnitz empfahl daher dringend eine gründlichere Behandlung der Natur-Wiſſenſchaften, indem er ſo wahr ausſprach, daß durch die Kenntniß der Naturgeſetze die Menſchen allein die Mittel erlangen können, ihr Leben angenehmer zu machen, und ihre Zuſtände überhaupt weſentlich zu verbeſſern [1]). Zugleich erhob ſich Leibnitz mit dem größten Verdienſt wider den Hang der Deutſchen, nur immer nutzloſe Unterſuchungen über die beſte Art von Staatsverfaſſungen anzuſtellen, ohne jemals zur wirklichen Reform überzugehen, ohne hierin auch nur den Anfang praktiſcher Thätigkeit zu zeigen [2]). Aeußerſt merkwürdig iſt aber der Scharfblick, mit welchem Leibnitz den innern Verfall der damaligen Zeit erkannte, und geradezu Staats-Umwälzungen in Europa vorausſagte, wenn man nicht andere Wege betreten werde [3]).

---

[1]) Wir theilen die merkwürdigſten Stellen aus Leibnitz, welche im hohen Grade Verwunderung erregen müſſen, nach Herder mit.

In Anſehung der Naturwiſſenſchaft ſprach er ſich alſo aus:

„Wir ſtecken im Felde der Wiſſenſchaften noch in den erſten Wegen. Ein Schickſal verhindert uns, daß wir die Schätze der Natur nicht ſorgfältiger aufſpähen und größern Nutzen daraus ziehen. Ich bin der Meinung, daß die Menſchen faſt unglaubliche Dinge zu Stande bringen könnten, wenn ſie mehreren Fleiß anwendeten.“

„Nichts iſt ſo ſchön und ſo befriedigend, als eine wahre Kenntniß vom Syſtem der Natur zu haben. Würden Viele dieß Studium liebgewinnen, ſo würde man weit gelangen, nicht nur in Rückſicht auf Bequemlichkeiten des Lebens und der Geſundheit, ſondern in Rückſicht auf Weisheit, Tugend und Glück; ſtatt deſſen, daß man ſich jetzt mit Kleinigkeiten abgiebt, die uns ergötzen, nicht aber vervollkommnen und veredeln.“

[2]) „Ich hatte im Sinn,“ ſagte Leibnitz, „mancherlei Gedanken, die das Wohl des Kaiſers und des Reichs betreffen, unter dem Namen: „Deutſche Rathſchläge“ ans Licht zu ſtellen; es iſt aber verdrießlich, Worte in den Wind zu verhauchen, und nach Art der Declamatoren, die in Schulen über die beſte Form der Republik zu Athen oder Karthago reden, Dinge vorzutragen, die Niemand anwendet.“

[3]) „So oft ich,“ lautete die merkwürdige Erklärung von Leibnitz, „den gefährlichen Zuſtand der Dinge um uns her, und dabei unſere Trägheit, unſere verkehrten Rathſchläge betrachte, ſo oft ſchäme ich mich unſer vor den Augen der Nachwelt. Offenbar geht es dahinaus, daß in Europa ſich alles drüber und drunter kehre, und doch beträgt man ſich, als ob alles in höchſter Sicherheit ſei, und als ob wir Gott ſelbſt zum Gewährsmann unſerer Ruhe hätten. Ueber Kleinigkeiten ſtreitet man, um's Große bekümmert ſich Niemand, ſo daß es Ekel und Ueberdruß macht, an die Geſchichte der gegenwärtigen Zeit nur zu denken. So gar ſehr beſtätigen wir Deutſchen die ungünſtigen Urtheile der Ausländer von uns durch unſer Betragen.“

Endlich gab der große Gelehrte in ſeinen amtlichen Verhältniſſen merkwürdige Beweiſe von Freiſinn, Vielſeitigkeit und Duldung. Er hatte nämlich das leidige Amt des Cenſors zu beſorgen; doch die Art, wie er es that, könnte noch in unſern Zeiten manche heilſame Lehre geben. Mit ächter Wiſſenſchaftlichkeit ausgerüſtet, war Leibnitz ein Feind des einſeitigen Abſprechens, weil er wußte, wie verſchiedene Geſichtspunkte man einer und derſelben Sache abgewinnen könne. Er vermochte es daher nicht, Schriften zu unterdrücken, welche mit den herrſchenden Meinungen, oder auch mit den ſeinigen, im Widerſpruch ſtanden; und da er häufig auch an den ſcheinbar verkehrteſten Sätzen eine gute Seite entdeckte, ſo gewöhnte er ſich daran, überhaupt Jedermann ſeine Meinung ſagen zu laſſen [4]).

Gottfried Wilhelm Leibnitz, vom Kaiſer Karl VI. übrigens in den Freiherrnſtand erhoben, war daher ſchon ein Vorläufer höherer Geiſtes-Kultur in Deutſchland. Zugleich mit ihm wirkte ein zweiter Mann für den nämlichen Zweck, zwar in anderer Art, doch ebenfalls ſehr wohlthätig. Chriſtian Thomaſius, Profeſſor der Rechtsgelehrſamkeit in Leipzig, und ſpäter Mitglied des Schöppenſtuhles in Halle, war zwar ein ſehr frommer, ja ſelbſt frömmelnder Mann; aber dennoch erhob ſich ſein Geiſt nicht nur über viele Vorurtheile ſeiner Zeit, ſondern er beſaß auch die Willenskraft, denſelben ſich handelnd entgegenzuſetzen. Zu den Hauptgebrechen der damaligen Zuſtände gehörten die Tortur und die Hexen-Prozeſſe. Thomaſius hatte in ſeinen Amts-Verhältniſſen mit beiden zu ſchaffen, und lernte aus der Erfahrung, den Widerſinn und die Unmenſchlichkeit der einen wie der andern Verirrung noch näher kennen. Geſtützt auf die Ergebniſſe der Erfahrung, griff nun Thomaſius die Verfolgung angeblicher Hexen im Kriminalwege als vernunftwidrig und ſelbſt als widerrechtlich an.

In einer gelehrten Abhandlung vom Jahre 1701 eröffnete der menſchenfreundliche Mann den Kampf, welcher in der That zur Milderung des Uebels führte. Hiernächſt ſchrieb er auch eine beſondere Abhandlung über die Grauſamkeit und die Vernunftwidrigkeit der Tortur. War ſchon ſein Auflehnen gegen das veraltete Vorurtheil der Hexerei von großen Kämpfen, Verdächtigungen und Verläumdungen, begleitet geweſen, ſo war es die Oppoſition gegen die Tortur noch mehr. Deſſen ungeachtet erwirkten ſeine ſchlagenden Gründe auch in dieſer Beziehung allmählig Linderung des Jammers. Die alten Juriſten blieben zwar hartnäckig bei ihrem finſtern Vorurtheile ſtehen; allein die zahlreichen Schüler von Thomaſius nahmen ſeine Grundſätze an, und theilten ſie in ihren verſchiedenen Wirkungskreiſen allmählig der Praxis mit. So ward denn die Folter freilich noch nicht ganz abgeſchafft, doch immer ſeltener, und auch milder, bis ſie endlich ſpäter dem höheren Lichte völlig weichen mußte.

Das Auftreten wider Vorurtheile iſt ein weiteres Zeichen von anhebenden neuen Kulturzuſtänden, und ſo war denn Chriſtian Thomaſius ein zweiter Vorläufer des bevorſtehenden geiſtigen Umſchwunges. Er ſollte es aber noch in einer andern Beziehung werden, und zwar durch die Wiederanregung deutſcher Sprach-Bildung. In der ausſchließenden Cultur fremder Idiome lag die Haupt-Urſache des geiſtigen Verfalls Deutſchlands, und die Grundbedingung jedes durchgreifenden praktiſchen Fortſchrittes, war die Anwendung der deutſchen Sprache auf Kunſt und Wiſſenſchaft.

[4]) Leibnitz ſelbſt erzählt hierüber folgendes:

„Niemand hat weniger Cenſorgeiſt, als ich habe. Sonderbar iſt's; aber mir gefällt das Meiſte, was ich leſe. Da ich nämlich weiß, wie verſchieden die Sachen genommen werden, ſo fällt mir während dem Leſen meiſtens bei, womit man den Schriftſteller vertheidigen oder entſchuldigen könnte. Sehr ſelten iſt's, daß mir im Leſen etwas ganz mißfällt, obgleich freilich dem Einen dieß, dem andern das mehr gefallen möchte. — Ich bin einmal ſo gebauet, daß ich allenthalben am liebſten aufſuche und bemerke, was lobenswerth iſt, nicht was Tadel verdienet."

Auch hierin ging Christian Thomasius voran, indem er schon zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts (1688) in Leipzig deutsche Vorlesungen hielt. Da ihn seine Schüler, aus Liebe zu dem verdienten Lehrer, nach Kräften unterstützten, so hatte die wohlthätige Neuerung schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts praktische Folgen. Es bildete sich nämlich um diese Zeit die Sitte, wissenschaftliche Fragen auch in der vaterländischen Sprache zu erörtern, und allmählig wurden für solchen Zweck sogar eigene deutsche Zeitschriften gegründet.

Was Thomasius mit Erfolg begonnen hatte, wurde von Gottsched, erst Hauslehrer, dann Professor in Leipzig, schon viel weiter geführt. Gottsched ging planmäßig darauf aus, den Gebrauch der deutschen Sprache in wissenschaftlichen Gegenständen noch mehr zu erweitern, ja er suchte sogar eine neue Literatur der Deutschen zu schaffen. Zu dem Ende hielt er nicht nur seine Vorlesungen deutsch, stiftete er nicht bloß verschiedene periodische Zeitschriften, sondern strebte er auch, eine besondere Schule zu gründen, die sich unter seiner Leitung über ganz Deutschland verbreiten sollte. Der genannte Professor wollte dadurch freilich Ruhm erwerben, er besaß ferner wenig guten Geschmack, und wollte dessen ungeachtet den obersten Kunstrichter Deutschlands bilden; gleichwohl wurde seine Wirksamkeit ganz entschieden wohlthätig. Was den damaligen Zuständen zunächst Noth that, war die Verdrängung der fremden Sprachen; gleichsam wie das Kind vor allem sprechen lernen muß, so stellte sich für die Gebildeten jener Zeit die Aufgabe, zunächst nur an die vaterländische Sprache sich zu gewöhnen, die Handhabung derselben in dem schriftlichen Ausdruck sich anzueignen. Styl-Uebungen waren nothwendig, und diese veranlaßte Gottsched, welcher seine Wirksamkeit in den 1720er Jahren zu Leipzig eröffnete, nach sehr vielseitigen Richtungen. Da er die Gabe besaß, seine Schüler für sich einzunehmen, so schlossen diese einen engen Kreis um ihn, der sein Ansehen wie seine Wirksamkeit erhöhte. Es vermehrten sich die literarischen Klubbs oder Gesellschaften in Deutschland, und wurden unter einander dadurch in eine gewisse Verbindung gebracht, daß sie Gottsched als leitende Autorität anerkannten. Endlich bildete sich auch eine Art von Propaganda für bessere Ausbildung der deutschen Sprache, indem die zahlreichen Schüler Gottscheds in ihrer Heimat nach der Anleitung ihres Meisters wirkten.

Die literärische Thätigkeit wurde nun sehr groß. Gottsched selbst schrieb sehr viel, über Dichtkunst sowohl als über Beredsamkeit, und vor allem über die Sprachlehre. Seine Schüler verbreiteten alle diese Schriften nicht nur sehr eifrig, sondern wollten ebenfalls die Fülle der Produktionen nachmachen. Hiernächst suchte Gottsched der deutschen Literatur auch durch Kritik aufzuhelfen, und benützte dazu vornehmlich einige Wochenschriften. Darin war er freilich eben so mittelmäßig, als in den eigenen Produktionen, weil er nur gewöhnliche Geistesgaben besaß; seine Urtheile wurden eben so oft schief, als sein Geschmack verschroben war, dessen ungeachtet erwarb er sich das bedeutende Verdienst, die Gebildeten der Nation zur Bebauung der vaterländischen Sprache mächtig angeregt zu haben. Daß Gottsched in seiner Zeit wirkte, ist unverkennbar, denn er war eine Zeit lang der allgemeine Mittelpunkt der geistigen Thätigkeit; daß er wohlthätig wirkte, ist eben so unläugbar, da er wirklich eine neue Literatur-Periode vermittelte. Zu seiner Zeit war die Anregung zum deutschen Sprach-Studium das Nothwendigste; diese brachte er in mächtiger Weise hervor: mochte er dabei immer viele geschmacklose Schriften unter das Volk geschleudert haben, nach einmal angeregter literärischer Thätigkeit mußten schon die Männer kommen, welche sich dem schlechten Geschmack widersetzen und durch Aufstellung von Mustern die gebildeten Produktionen eröffnen würden.

Das bewährte ſich bald; denn noch zu Gottſcheds Zeiten erſchien der wirkliche Schöpfer der neuern deutſchen Literatur..... Chriſtian Ludwig Liscov, im Jahr 1701 zu Wittenberg im Mekleburgiſchen geboren.

Liscov, der Sohn eines Pfarrers, war mit Sorgfalt klaſſiſch gebildet worden, und hatte die Studien ſo gediegen in ſich verarbeitet, daß er nicht das todte Wiſſen, ſondern den lebendigen Geiſt der Alten in ſeine Seele übertrug. Dadurch nahm ſeine Bildung nicht die verkrüppelte und niederbeugende Richtung der Nachahmung, ſondern erhob ſich zu ſelbſtſtändiger Produktions-Kraft. Außer dem Studium der Alten beſchäftigte ſich Liscov viel mit der franzöſiſchen Literatur, namentlich den Schriften von Montaigne, mehr um ſeiner ſkeptiſchen Natur Nahrung zu verſchaffen, als dort Vorbilder für die Schreibart zu ſuchen. So erwarb er ſich denn eine Fülle von Kenntniſſen, ohne je der gedankenloſe Nachahmer zu werden. Die Vielſeitigkeit des Wiſſens, durch ſcharfes Urtheil geſichtet, gab ihm Selbſtvertrauen, mit dem ſich durch den gebildeten Geſchmack auch Leichtigkeit in der Behandlung der Form verband. Die Geſetze des Schönen lagen ſchon als angeborne Keime in ſeiner reichen Natur; durch die Lektüre der Alten nur befruchtet und entwickelt, nicht künſtlich aufgeimpft, bewegten ſie nun als bildneriſche Triebkräfte ſein innerſtes Weſen, und gaben allen ſeinen Gedanken eine edle, eigenthümliche Geſtaltung. Liscov beherrſchte mit Grazie die deutſche Sprache, und gab ihr eine Biegſamkeit, Fülle, Kürze und Klarheit, welche in jenen rauhen Zeiten unmöglich zu ſein ſchienen. Zugleich war ſeine Schreibart in hohem Grade rein, einfach und präzis, und aus dem wirklichen Geiſte unſerer Sprache hervorgegangen. Da er noch überdieß Proſa ſchrieb, ſo war eine gänzliche Umwandlung des deutſchen Weſens eingetreten: die Nation hatte, ſtatt des barbariſchen Gemengſels vom Lateiniſchen, Griechiſchen, Franzöſiſchen und Deutſchen, eine reine, ſchöne deutſche Sprache.

Was den Gegenſtand ſeiner Schriften anbetrifft, ſo zeigte ſich Liscov auch in dieſer Beziehung als der Begründer einer neuen Literatur. Durch Gottſched und ſeine Schüler war nicht nur der eigenthümliche Hang der Deutſchen zur Vielſchreiberei bedeutend genährt, ſondern auch eine Maſſe von geſchmackloſen Schriften verbreitet worden. Zugleich erwieſen die ſchlechten Schriftſteller einen heftigen Eigendünkel, und verſpotteten die Rathſchläge einer gediegenern Kritik. Sie trieben nunmehr einen ſolchen Unfug, daß vor allem ihrer Wirkſamkeit Einhalt gethan werden mußte, wenn ein guter Geſchmack aufkommen ſollte. Die Literatur glich einem Garten, in dem das Unkraut alles Gute verdrängen will; es mußte gejätet werden, und das erkannte Liscov bei Beginn ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn auf den erſten Blick. Er trat daher ſogleich kämpfend gegen die Geſchmackloſigkeit auf, und zwar in einer Art, welche abermals ſeine großen Gaben erwies. Mit Ernſt würde nämlich wider ſeine eingebildeten und groben Gegner wenig ausgerichtet worden ſein; Ironie und Spott war vielmehr die rechte Waffe, und dieſe wählte ſich denn Liscov. In den 1730ger Jahren ſchrieb er ein Buch, worin er die Nothwendigkeit der ſchlechten Schriftſteller, oder nach ſeinem witzigen Ausdruck, der elenden Scribenten, gründlich zu erweiſen verſprach. In dieſem Schriftchen ſchüttete er eine ſolche Fülle des ächten, geiſtreichen Hohnes über alle Sudler aus, daß ſie in der gebildeten Welt allgemein der Gegenſtand des Gelächters wurden.

Wie weit die Geſchmackloſigkeit ſchon gekommen war, wollen wir nur durch ein Beiſpiel nachweiſen. Einer der erbärmlichſten Schriftſteller jener Zeit, Profeſſor Philippi, hatte vermeintliche Muſter der Beredſamkeit drucken laſſen, und darin dem Churfürſten von Sachſen unter anderem betheuert:

„Seine treuen Unterthanen würden bei seinen Reisen ihre Herzen auf den Weg legen, damit er wie auf Polstern sanft über die Landstraßen fahren könne!“

Diesen und ähnlichen Unsinn, welchen Philippi noch überdieß beharrlich als schön vertheidigte, geißelte nun Liscov mit unvergleichlicher Laune. Da er zugleich die elenden Scribenten alle bei dem Namen nannte, außer Philippi auch Sievers, Hillige, Manzel, Radigast und andere, so erlangte seine Ironie eine um so größere Wirkung. Für die eingebildeten Schreiber mochte sie vielleicht ohne Folgen bleiben, allein der Nation öffnete sie die Augen, und zeigte ihr den Weg zu Bildung und Geschmack.

Neben der Verhöhnung der erbärmlichen Schriftsteller deutete Liscov durch seine geistvolle Ironie auf viele andere wunde Stellen des damaligen Volkslebens hin, und kämpfte, im Gewande des Scherzes, insbesondere sehr nachdrücklich für die Rechte der Vernunft und der Geistes-Freiheit. Mit der feinsten Ironie griff er den Despotismus im Staate, wie in der Kirche an, und seine Wendungen sind so geistvoll, daß sie auch auf unserer gegenwärtigen Bildungsstufe noch Genuß gewähren.

Dieß werden die schönen Stellen beweisen, welche wir aus der Schrift über die elenden Scribenten unten in der Note einrücken [1]). Vergleicht man den Styl derselben mit jenem der Aktenstücke aus der-

[1]) „Ein Bürger muß gehorchen, und ein Christ muß glauben. Wer seiner Vernunft nachhänget, der taugt zu beiden nicht. Wie viel Böses kann die Vernunft in dem Staate und der Kirche nicht stiften? Wer über die Befehle der Obrigkeit grübelt, und sie vor den Richterstuhl seiner Vernunft stellet, muß sie nothwendig schlecht beobachten, wenn sie ihm unvernünftig scheinen. Daher entstehet dann ein Ungehorsam und eine Widerspenstigkeit gegen die Obrigkeit, die endlich zu einer offenbaren Rebellion ausschlagen, und einen ganzen Staat umkehren kann. Man kann also sagen, daß die Vernunft die einzige Quelle aller Rebellion sei, und noch ist kein Rebelle gewesen, der nicht seinen Aufstand dadurch zu beschönigen gesucht hätte, daß die Befehle seiner Obern ungerecht und folglich unvernünftig wären.“

„Wer sich zu klug dünket, seinen geistlichen Führern einfältiglich und blindlings zu folgen, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes, geräth auf Irrwege, und verfällt endlich in das abscheuliche Laster der Ketzerei. Und gesetzt, er verfällt so weit nicht, so ist auch der geringste Widerspruch einem Geistlichen verdrießlich; denn, da diese ehrwürdigen Personen von der Wahrheit ihrer Lehren, und der Aufrichtigkeit und Unschuld ihrer Absichten überzeugt sind: so muß es sie nothwendig schmerzen, wenn man sie mit vernünftigen Einwürfen ängstiget, und alles, was sie sagen, meistert. Die Vernünftler thun dieses. Wie übel würden also unsere Lehrer nicht daran sein, wenn alle ihrer Vernunft zu vielen Willen ließen? Sie würden mit Furcht und Zittern die Kanzel betreten, und ihr Amt mit Seufzen thun; welches uns doch nicht gut ist.“

„Nicht allein aber die Geistlichen würden bei einem allgemeinen Gebrauche der Vernunft übel fahren; sondern es würden auch andere Professionen ihre Rechnung nicht dabei finden. Man bedenke nur z. E., ob, wenn die Menschen ihre Vernunft allemal zu Rathe zögen, die Richter und Advokaten wohl das liebe Brod haben würden? Ein jeder würde lieber einen geringen Schaden leiden, und sich mit seinem Widersacher in der Güte vertragen, als sich in einen langwierigen Prozeß einlassen, der, wie es die Erfahrung lehret, allemal zum Verderben der beiden Parteien gereichet.“

„Einer der besten Scribenten bekennet aufrichtig, daß die Vernunft ein gefährliches Werkzeug in der Hand desjenigen sei, der sich derselben nicht mit Vernunft, das ist, ordentlich und mäßig zu gebrauchen weiß. Wie könnte man also sicherer gehen, als wenn man denen folget, die ihr Amt verbindet, für die Seelen zu sorgen, und die also am geschicktesten sind, von den Kräften der Seele zu urtheilen, und uns Regeln zu geben, wie dieselben ohne Gefahr gebraucht werden können? Diese Seelsorger nun sehen die Vernunft als ein wildes, unbändiges, reißendes und gefährliches Thier an, dem man Zaum und Gebiß ins Maul legen muß, und mit welchem nicht auszukommen ist, wofern es nicht an eine starke Kette geschlossen wird.“

„Es ist wahr, sie sind über die Länge dieser Kette sehr uneinig: allein darin stimmen sie doch alle überein, daß die Vernunft angeschlossen sein müsse. Nur mit diesem Unterschied.“

„Einige wollen, die Kette müsse sein lang sein, damit die Vernunft, bei einer mäßigen Freiheit, ihre Band desto geduldiger trage. Andere hingegen behaupten: „„Man müsse die Vernunft so kurz als möglich binden.““

ſelben Zeit [2]), ſo findet man, daß Liscov eine gänzliche Regeneration der deutſchen Sprache hervorgebracht hat. Seine Schreibart ſteht ſo hoch, daß ſie von den Proſaiſten der nächſten Jahrzehende bei weitem nicht fortgeführt, ſondern erſt von den 1760er Jahren an wieder erreicht und endlich übertroffen werden konnte.

Liscov war durch ſeine feine Bildung, edle Sprache und wirklich geiſtvolle Satyre keine Lektüre für das Volk, ſondern nur für die höhern Stände. Dagegen ging aus der Schule Gottſcheds ein Satyriker für das Volk hervor, Rabener, welcher Lokal-Zuſtände und die kleinern Verhältniſſe des Lebens zum Gegenſtand ſeines Spottes machte. Obgleich ein Zeitgenoſſe Liscovs, ſteht er ſowohl im Weſen, als in der Form ſeiner Produktionen, tief unter ihm. Liscov war der geborne Satyriker, in welchem die Quelle der Laune durch ihren Reichthum von ſelbſt ſtrömte, und ihn zum Hohne zwang; Rabener wollte hingegen den Geiſt der Satyre an römiſchen Dichtern künſtlich erlernen. Jener ſchuf Original-Kunſtwerke, dieſer Schul-Exerzitien; jener war eine freie Seele, welche den Despotismus bekämpfen wollte, und daher ſeine beiſſenden Rügen kühn gegen die öffentlichen Zuſtände ſelbſt wendete; der andere war hingegen zu furchtſam, um ſich an die Gewaltigen des Tages zu wagen, er beſchäftigte ſich daher nur mit den Thorheiten von Privatperſonen in den mittleren Ständen. Sein kühnſter Angriff gilt nur hie und da dem Adel. Da er übrigens ganz die Sinnesart der mittlern Stände hatte, und die Vorfälle des täglichen Lebens in dieſen Kreiſen mit Treue aufgriff, ſo wurde er der Liebling des Volkes. Seine Satyren hatten keinen Anſpruch auf Kunſt zu machen, wirkten deſſen ungeachtet aber nützlich.

Noch größere Wirkung auf die mittleren Stände brachte ein zweiter Zeitgenoſſe hervor, Chriſtian Fürchtegott Gellert aus Haynichen, welcher vornehmlich die Fabel zu ſeinem Fache wählte. Gellert repräſentirte nicht nur den Hausverſtand, ſondern auch die gemüthliche Richtung der deutſchen Mittelklaſſen, und wurde dadurch in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vor allen andern der beliebteſte Volksdichter. Seine Fabeln waren lehrreich, und wenn ſie auch den Regeln der Kunſt nicht entſprachen, ſo trafen ſie in einer gewiſſen gefälligen Form doch den damaligen Volks-Geſchmack ganz entſchieden. Gellert war freilich überreizt, weichlich und frömmelnd; aber es lag dieſe Richtung vielfach in der Zeit, und konnte alſo ſeiner Popularität keinen Eintrag thun. Trotz aller Mängel gingen vielmehr ſeine Fabeln unmittelbar in's Volk über, und wurden ſogar bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts von der Jugend der mittleren Stände auswendig gelernt. Gellert erlangte nun eine weit größere Wirkſamkeit, als ſelbſt Gottſched, und ebenfalls in nützlicher Weiſe, weil ſeine Fabeln ſittlich gehalten waren, und der Sprache der untern Stände weſentlich aufhalfen.

Gleichzeitig mit den ſchönwiſſenſchaftlichen Geſellſchaften Gottſcheds hatte ſich eine ſolche auch in der Schweiz gebildet, und zwar unter der Leitung Bodmers zu Zürich. Bodmer und ſeine Freunde waren gleichfalls von dem Eifer durchdrungen, eine beſſere deutſche Literatur anzubauen, und gaben zu dem Ende Wochenſchriften für produktive und kritiſche Leiſtungen heraus. Gottſched, welcher von Leipzig aus,

„Wenn es mir indeſſen erlaubt iſt, meine unvorgreifliche Meinung zu ſagen: ſo halte ich dafür, daß man dieſe Schranken ſo enge machen müſſe, als nur immer thunlich iſt, und daß diejenigen der Wahrheit am nächſten kommen, welche glauben, man müſſe die Vernunft fein kurz anſchließen. Ich bin auch verſichert, daß es nicht übel gethan ſein würde, wenn man ſie beſtändig geknebelt, und an allen Vieren gebunden, liegen laſſen wollte. Ja, wenn ich aufrichtig ſagen ſoll, wie mir's um's Herze iſt: ſo halte ich dafür, das ſicherſte ſei, ihr das Genicke zu brechen; denn ſo könnte ſie gar nichts Böſes mehr anrichten, und man wäre aller Mühe und Sorge auf einmal los."

[2]) Man ſehe nur die Amtsſprache unter Karl VI., alſo zur Zeit Liscovs, in den Noten des fünften Hauptſtücks.

der berühmtesten Universität jener Zeit, die literarische Republik regierte, besaß einen viel größern Einfluß und Anhang, als die Schweizer; allein diese fanden an seinem Geschmack Anstoß, und suchten darum seine Autorität zu untergraben. Nachdem schon in den 1730ger Jahren kleinere Conflikte sich erhoben hatten, wurden Bodmer und seine Freunde durch das Auftreten Liscovs endlich bewogen, wider die Leipziger Diktatur förmlich Sturm zu laufen. Liscov stellte sich nicht feindlich zu Gottsched; allein als Repräsentant der geistigen Freiheit drang er in seinen bedeutenden Schriften überall auf unabhängigen Sinn und auf das Recht der Freimüthigkeit, sowie des selbstständigen Urtheils. Dieß geschah mit einem solchen Erfolg, daß insbesondere die schweizerischen Literatoren von seinen Grundsätzen begeistert wurden, und dieselben jetzt gegen die Machtsprüche Gottscheds anwendeten. Von dem Jahre 1740 an entstand nun ein heftiger Streit zwischen Zürich und Leipzig, in welchem Bodmer und seine Anhänger den bessern Geschmack wider Gottsched vertheidigten. Die Schweizer waren gegen Liscov freilich nur mittelmäßige Talente, und noch überdieß in eifernde Frömmelei versunken; indessen in der Kritik hatten sie gleichwohl etwas bessere Grundsätze als ihr Gegner. Auch dieser Streit, der endlich zur Niederlage Gottscheds führte, war der deutschen Literatur sehr förderlich, indem er nicht nur die Strebe-Kräfte anregte, sondern auch durch Erwecken des Nachdenkens zur Verbesserung des Geschmackes beitrug.

Als das Ansehen Gottscheds gesunken war, bildeten die begabtesten Schüler desselben mit andern hervorragenden Männern in Leipzig einen neuen Verein, um höhere Leistungen in der Literatur zu erzielen. Ihr Organ war eine Zeitschrift: „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes," welche später unter dem Namen der „Bremer Beiträge" sehr berühmt wurde. An der Spitze des Vereins standen Gärtner, Cramer und Adolph Schlegel; später folgten Rabener, Gellert, Zachariä, und endlich auch der beste Dichter jener Zeit, Friedrich von Hagedorn, aus Hamburg. Hagedorn, mit wirklichem Beruf zur Poesie ausgestattet, war ein heiterer, geistreicher Weltmann, und derselbe Charakter drückte sich auch in seinen Gedichten ab. Er wollte, statt Frömmelei und Trübsinn, Fröhlichkeit und Lebenslust verbreiten, und seine Lieder priesen daher alle anständigen Freuden des Lebens. Da der Dichter sowohl Geist als Kenntnisse besaß, so hielten sich seine Produktionen, trotz des Studiums der Alten und der französischen Literatur, von sklavischer Nachahmung frei, und zeigen schon einen Anfang von Originalität. Endlich hatte Hagedorn auch kritische Anlagen, und näherte dadurch seine Gedichte den Regeln der Kunst.

Die Verfasser der Bremer Beiträge hatten sich die bestimmte Aufgabe gesetzt, durch eigene Produktion Muster und durch eine reifere Kritik Regeln für einen bessern Geschmack in der Literatur aufzustellen. Im kritischen Talent zeichnete sich vornehmlich Gärtner aus, weil er sich schon zu dem Grundsatz emporgeschwungen hatte, daß man gegen alle Stümper unbarmherzig verfahren, überhaupt als Kunstrichter strengen Ernst entwickeln müsse. Bei solchen kritischen und produktiven Kräften mußten die Bremer Beiträge natürlich viel besser wirken, als die Zeitschriften Gottscheds und der Schweizer. Das zeigte sich bald in der allmähligen Verbesserung des Geschmackes, in den reinern Formen, und dem größern Fleiß, welchen die Schriftsteller auf die Verarbeitung ihrer Ideen verwendeten. So hatten denn die Bremer Beiträge in der Geschichte der deutschen Literatur gewissermaßen Epoche gemacht; das gesammte geistige Schaffen zeigte aber an, daß im deutschen Volk, trotz des fortgesetzten Staatsverfalls, schon die innere Strebe-Kräfte für eine höhere Kulturperiode in Thätigkeit waren.

Achtes Hauptſtück.

Fortgang der Staatsgeſchichte. Maria Thereſia von Oeſtreich und Friedrich der Zweite von Preußen.

(Vom Jahr 1738 bis 1745.)

Nach dem Wiener Definitiv-Frieden vom 18. November 1738 ſchien endlich die Möglichkeit gegeben zu ſein, durch eine längere Ruhe die innere Kräftigung Deutſchlands wieder zu befördern, da zwiſchen den verſchiedenen Mächten die hauptſächlichſten Streitigkeiten beigelegt waren. Allein unglücklicherweiſe geſtalteten ſich die Verhältniſſe des Kaiſerhauſes in der Art, daß wieder innere Zerwürfniſſe oder Bürgerkriege in Ausſicht traten, welche von Neuem die Beſorgniß fremder Einmiſchung erregten. Nach der Verabfaſſung der pragmatiſchen Sanktion war dem Kaiſer Karl VI., außer zwei Töchtern, auch ein Sohn geboren worden; letzterer ſtarb aber ſchon nach ſechs Monaten, und fortan blieb Karl VI. ohne männliche Nachkommenſchaft. Die pragmatiſche Sanktion, welche für dieſen Fall genaue Beſtimmungen über die Erbfolge gegeben hatte, war von allen Betheiligten keineswegs anerkannt worden; es widerſprach insbeſondere Chur-Baiern, und es war darum bei dem Ableben des Kaiſers eine gefährliche Kriſis zu erwarten. Karl VI. konnte nur wenig thun, um ſein Haus für die Gefahr vorzubereiten, denn das Land wie die Staatskaſſe waren erſchöpft, und neue Hülfsquellen zu eröffnen, war jenem Monarchen nicht gegeben. Unter bedenklichen Anzeichen näherte ſich derſelbe ſchnell ſeinem Lebensende.

Während Oeſtreich in ſolcher Weiſe an Macht und Kräften abnahm, entwickelte ſich umgekehrt der brandenburg-preußiſche Staat unter der Leitung Friedrich Wilhelms I. immer kräftiger. Dieſer König ſetzte ſeine Sparſamkeit und bürgerliche Lebensart beharrlich fort; er unterſtützte Fabriken und Gewerbe, und widerſetzte ſich aus allen Kräften dem Luxus. Von ſeinen Erſparungen verwendete er ſo viel auf das Heer, daß er dasſelbe endlich bis zu 75,000 Mann erhöhte; deſſen ungeachtet vermehrte er fortwährend auch ſeinen Schatz. Um in allem den Gegenſatz von Oeſtreich zu bilden, hatte Friedrich Wilhelm I. mehrere begabte Söhne, während Karl VI. über das Ausſterben der Mannes-Linie ſeines Hauſes trauern mußte. Unter den Söhnen des preußiſchen Königs zeichnete ſich vornehmlich der älteſte, Friedrich, ſchon als Jüngling durch ungewöhnliche Geiſtesgaben aus. Er faßte ſchnell, urtheilte ſcharfſinnig, und zeigte Anlagen eines tiefern Denkers. Durch ſeinen Erzieher in die franzöſiſche Literatur eingeführt, ward er ein inniger Verehrer derſelben, und nunmehr eifrig bemüht, die empfangenen Eindrücke in ſeinem Innern zu verarbeiten. Er las die ältern wie die neuern franzöſiſchen Dichter mit Begeiſterung, und übte ſich ſelbſt in der Verfertigung von Verſen. Zugleich liebte er die Tonkunſt, und erlangte in der Flöte, die er mit großem Fleiß zu ſpielen lernte, viele Geſchicklichkeit. Da er im Fortſchreiten ſeiner geiſtigen Entwicklung ſeine Aufmerkſamkeit auch tiefern Forſchungen, namentlich der Philoſophie, zuwandte, ſo kündigte alles an, daß ein ungewöhnlicher Mann einſt den preußiſchen Thron beſteigen werde.

Friedrich gehörte ſchon nach ſeinen Anlagen der freiſinnigen Richtung an; die Wahl ſeiner Lektüre führte ihn aber in dieſer Bahn noch weiter, denn ſein Lieblings-Schriftſteller war Voltaire. Begierig nahm er nun alle kühnern Ideen in ſich auf, und je feuriger er ſie verfolgte, deſto mehr ſetzte ſich in ſeinem Innern eine Oppoſition gegen die herrſchenden Meinungen der Zeit an. Wo ſich daher ein Kampf des Alten mit dem werdenden Neuen entſpann, war er im Stillen der Anhänger der Reformer. Als z. B. die Pietiſten den berühmten Philoſophen Wolf in Halle angriffen, und dieſer Stifter einer neuen Schule von Halle vertrieben wurde, wandte Friedrich ſeine Neigung dem Verfolgten zu.

Bei ſolchen Eigenſchaften mußte der preußiſche Thronerbe an ſich ſchon gegen die Sinnesart ſeines Vaters einen großen Kontraſt bilden; andere Neigungen verwandelten jedoch die Abweichung vollends in einen ſchneidenden Gegenſatz. Der König verachtete nicht nur die Wiſſenſchaften, ſondern auch die feinere Lebensart; der Thronerbe trug dagegen den Geſchmack, welchen er aus der ſchönen Literatur geſchöpft hatte, auf die äußere Haltung über, und liebte auch in den Kleidern die ſchönern Formen. Friedrich Wilhelm I. ſchon über die wiſſenſchaftliche Richtung ſeines Kronprinzen heftig erzürnt, ärgerte ſich noch mehr an den eleganten Moden desſelben, und ließ ihm ſeine Schmuckſachen öfters mit Gewalt abnehmen. Er ſetzte ſich nun noch leidenſchaftlicher wider die geiſtigen Beſchäftigungen, ja ſelbſt gegen die Kunſt-Uebungen Friedrichs, ſo daß dieſer beide nur heimlich treiben durfte. Die derbe Weiſe des Königs artete häufig in Rohheit aus; gewohnt, ſeine Untergebenen höchſteigenhändig zu prügeln, mißhandelte er auch ſeine erwachſenern Kinder öfters durch Fauſtſchläge. Friedrich und ſeine gleichgeſinnte Schweſter, Friederike Sophie, nachmalige Markgräfin von Baireuth, hatten am meiſten zu leiden; ja ſelbſt das Leben des Thronerben war durch den Jähzorn des Königs zuweilen gefährdet. Im Innern des Familienlebens herrſchte durch den Despotismus des Königs eine öde, dumpfe Stille; die Kinder fürchteten, aber liebten nicht das Familienhaupt, und ſehnten ſich weit weg. Als der älteſte Sohn endlich einige Widerſetzlichkeit verrieth, wurde Friedrich Wilhelm I. noch härter. Sein Thronerbe, allmählig zur Verzweiflung gebracht, faßte nun den Plan, den Mißhandlungen ſeines Vaters ſich durch die Flucht an den engliſchen Hof zu entziehen. Bei Gelegenheit einer Reiſe nach Weſel, auf welcher der Kronprinz den König begleitete, ſollte der Vorſatz ausgeführt werden; allein er war verrathen worden, und ſo wurde denn Friedrich mit ſeinem Begleiter, v. Katt, einem jungen Garde-Offizier, auf der Flucht angehalten.

Es läßt ſich leicht denken, daß der Zorn des rauhen Vaters nun in der größten Heftigkeit ſich äuſſern werde; gleichwohl überſtieg die Wuth desſelben auch noch die ängſtlichſten Erwartungen. Schon bei dem erſten Zuſammentreffen mit Friedrich würde der Vater den Sohn mit dem Degen durchbohrt haben, wenn ihm nicht einige Generäle in den Arm gefallen wären. Nach Vereitelung dieſer Abſicht beſchloß aber der harte Vater ſogar die Hinrichtung ſeines Sohnes auf dem Juſtizwege, indem er ihn durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilen laſſen wollte. Die Generäle, welche dasſelbe bildeten, waren indeſſen edle Männer, voll von Selbſtſtändigkeit und Unerſchrockenheit. Unbekümmert um den Zorn des unumſchränkten Machthabers, allen Gefahren trotzend, verweigerten ſie ſtandhaft die Verurtheilung des Thronerben, deſſen Rechte als Reichsfürſten hervorhebend. Solche Größe erſchütterte den gewaltthätigen König: er gab nach, und Friedrich war gerettet. Nicht ſo Katt, der Begleiter des Kronprinzen. Friedrich Wilhelm I. wollte durchaus Blut haben; obgleich alſo auch Katt von dem Kriegsgericht des Todes nicht für ſchuldig erkannt werden konnte, ſetzte die unumſchränkte Herrſchermacht dennoch die Hinrichtung des Unglücklichen durch. Friedrich, welcher mit Katt auf der Feſtung Küſtrin eingeſperrt worden war, wurde ſogar ge-

zwungen, der Hinrichtung seines Getreuen durch das Schwert zuzusehen. Dieß war eine Grausamkeit, welche dem Namen Friedrichs Wilhelms I. den größten Flecken angehängt hat. Sein Thronerbe litt bei der unmenschlichen Tortur auf das furchtbarste, und verfiel längere Zeit in gefährlichen Trübsinn.

Nach vielen Anstrengungen wohlwollender Männer, die Eintracht zwischen Vater und Sohn wieder herzustellen, wurde Friedrich der Gefangenschaft in Küstrin endlich entlassen, und nach Berlin zurückgerufen. Durch Nachgiebigkeit stellte er jetzt wirklich ein besseres Verhältniß zu dem Vater her. Als er sich hiernächst, nach dem Willen des letztern, mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig vermählt hatte, so konnte er auf seiner Herrschaft Ruppin, einem Geschenke des Königs, nunmehr eine besondere Hofhaltung einrichten. Jetzt fühlte sich Friedrich überaus glücklich. Des vertrauten Umgangs mit seiner Gemahlin enthielt er sich freilich ganz, obgleich dieselbe sehr geistreich und liebenswürdig war; dafür lebte er mit voller Lust seiner Liebe zu Kunst und Wissenschaften. In Rheinsberg, einem Schlosse seiner Herrschaft, versammelte er einen kleinen Kreis gleichgesinnter Männer um sich, und erfreute sich mit ihnen an den Studien. Er setzte die Lektüre der französischen Literatur eifrig fort, dichtete selbst, trieb Musik und beschäftigte sich noch überdieß mit der Philosophie. In dieser glücklichen Zeit suchte er ein näheres Verhältniß zu Voltaire einzuleiten.

Am 8. August 1736 schrieb er einen Brief in französischer Sprache an ihn, worin er neben der Begeisterung für die schönen Wissenschaften überhaupt seine hohe Meinung von den Werken Voltaire's ausspricht. Sein Urtheil war freilich keineswegs richtig, da er so sehr fehlgriff, die Dichtungen der Franzosen über jene der Griechen zu stellen; allein dessen ungeachtet bleibt jener Brief ungemein wichtig. Aus der harten Herrschaft des Grund-Eigenthums in der Urzeit, aus der Gliederung der Gesellschaft in Frowen und Schalke (Herren und Sklaven) hatte sich ein übertriebener Stolz der Adels-Geschlechter und eine maßlose Verachtung des Bürgerstandes bis in's achtzehnte Jahrhundert übergetragen. Die Unterthanen gingen aus den Schalken hervor, und die Verwandlung erfolgte sehr spät und langsam. Ueberbleibsel der Leibeigenschaft, oder wenigstens Spuren derselben, waren noch genug vorhanden, der Adel erschrack also vor jeder Berührung mit den Nachkommen der alten Schalken. Wo auch der urgeschichtliche Stände-Unterschied in dem Bewußtsein der gegenwärtigen Geschlechter untergegangen war, ahneten ihn die Adeligen gleichsam durch Instinkt, und sonderten sich auf das strengste von den Bürgern. Dieß geschah im achtzehnten Jahrhundert beinahe noch entschiedener als früher, weil die Macht der Städte gebrochen und ihr Reichthum verschwunden, umgekehrt hingegen die Gewalt der Landesherren ganz unumschränkt geworden war. Früher hatte die Waffen-Uebung der Bürger dem Adel noch einige Achtung abgedrungen, und ihr Reichthum den Fürsten Rücksichten auferlegt. Seitdem aber die Landesherren die Bürger wieder als rechtlose Leute und nicht viel besser, als die Schalken der Urzeit behandelten, theilte sich die Verachtung derselben von Seite der Fürsten auch dem Adel mit. Letzterer hätte durch die Auflösung seiner frühern Selbstständigkeit und durch seine Umwandlung in eine Hofdienerschaft freilich auch Ursache zum Erröthen gehabt; indessen die Fürsten zeichneten ihn doch noch einigermaßen aus, und begünstigten ihn wenigstens der Regel nach vor den verachteten Bürgern. Daher kam es nun, daß selbst ein bürgerlicher Gelehrter an einer adeligen Tafel nicht leicht, oder nur mit Zeichen der Geringschätzung, an einer fürstlichen hingegen niemals geduldet wurde, und wäre er auch das größte Genie gewesen.

Die abgöttische Verehrung der französischen Sprache vermehrte noch die Schmach des deutschen

Volkes, indem man den Stände-Unterschied nur auf die Deutschen, keineswegs auf die Franzosen ausdehnte. Während deutsche Hofmeister oder Pfarrer vom Bürgerstande nur zu dem Gesinde gerechnet, selbst gelehrte Doktoren nur den Lakaien gleich geschätzt wurden, behandelte man französische Perückenmacher wie Freiherrn und Grafen. Leider beförderten viele Gelehrte ihre Schmach selbst durch unwürdigen, dienenden Geist. Sie beugten sich so demüthig, sie schmeichelten so sklavisch und krochen in einer Weise, daß sie die tiefste Verachtung fremder Beobachter verdienten.

Diesen Zustand der Dinge mußte man wissen, um die Wichtigkeit des Briefes Friedrichs von Preußen an Voltaire einzusehen, welchen wir in der Anmerkung deutsch mittheilen *). Welche Umwandlung

*) Mein Herr!

Obgleich ich nicht die Genugthuung habe, Sie persönlich zu kennen, so sind Sie mir doch sehr wohl bekannt durch Ihre Werke. Es sind dieß Geistesschätze, wenn man sich so ausdrücken darf, Arbeiten von solchem Geschmack, daß jedesmal neue Schönheiten hervortreten, so oft man sie wieder liest. Ich glaube darin den Charakter ihres geistvollen Urhebers erkannt zu haben, der unserem Jahrhundert und dem menschlichen Geschlechte Ehre macht. Die großen Männer der neuern Zeit werden es Ihnen, und Ihnen allein einst Dank wissen, daß Sie die Wagschale auf ihre Seite sich neigen ließen, wenn der Streit über den Vorzug der alten oder neuern Literatur wieder auftauchen sollte. Mit dem Talente eines vortrefflichen Dichters verbinden Sie unendliche andere Kenntnisse, welche in der That einige Verwandtschaft mit der Poesie haben, die derselben jedoch nur durch Ihre Feder einverleibt worden sind. Niemals nahm ein Dichter metaphysische Gedanken zum Gegenstand seiner Poesie; diese Ehre war nur für Sie aufbewahrt. Der Geschmack für die Philosophie, welcher in allen Ihren Schriften hervorragt, bestimmt mich, Ihnen von der Anklage und Vertheidigung des Herrn Wolf, des berühmtesten Philosophen unserer Zeit, eine Uebersetzung zu senden. Man hat ihn der Irreligiosität und des Atheismus angeklagt, weil er Licht in die dunkelsten Stellen der Metaphysik gebracht, weil er diesen schwierigen Stoff mit eben so viel Klarheit als Bestimmtheit behandelt hat. Dieß ist das Schicksal der großen Männer; ihr überwiegendes Genie setzt sie immer den giftigen Pfeilen der Verläumdung und des Neides aus.

Ich lasse so eben die Abhandlung über Gott, die Seele und die Welt, von demselben Schriftsteller übersetzen. Sobald dieselbe vollendet ist, werde ich sie Ihnen senden, mein Herr; und ich bin überzeugt, daß die Macht der Wahrheit in allen seinen Sätzen Sie in Erstaunen setzen wird, jener streng folgerichtigen Sätze, welche geometrisch auf einander folgen, und wie die Glieder einer Kette zusammenhängen.

Ihre Milde und Gewogenheit, mein Herr, gegen alle diejenigen, welche sich den Künsten und Wissenschaften widmen, läßt mich hoffen, daß Sie mich nicht aus der Zahl derer ausschließen, die Ihrer Belehrung würdig sind.

Ich nenne so Ihren Briefwechsel, der jedem denkenden Wesen nur ersprießlich sein kann; ja ich wage selbst zu behaupten, ohne dem Verdienst anderer zu nahe zu treten, daß auf dem ganzen Erdenrunde kaum Einer zu finden ist, dem Sie nicht überlegen wären. Ohne Ihnen Weihrauch zu streuen, der Ihrer unwürdig wäre, kann ich Ihnen versichern, daß ich zahllose Schönheiten in Ihren Werken fand. Ihre Henriade entzückte mich, und triumphirt über das verstandlose Urtheil, das man über sie gefällt hat. In der Tragödie Cäsar treten uns entschiedene Charaktere und große Gedanken entgegen; man fühlt namentlich, daß Brutus entweder Römer oder Britte sein mußte. Alzire verbindet mit den Reizen der Neuheit jenen glücklichen Abstand der Sitten der Wilden und der Europäer. Durch den Charakter von Gusmann erweisen Sie, daß ein falsch verstandenes und durch falschen Eifer geleitetes Christenthum barbarischer und grausamer macht, als selbst das Heidenthum.

Könnte Corneille, der große Corneille, er, der sich die Bewunderung seines ganzen Jahrhunderts erwarb, in unsern Tagen wieder erwachen, so würde er mit Staunen und vielleicht mit Neid sehen, daß die Göttin der Tragödie Sie mit den Gaben überschüttet, mit welchen sie gegen ihn geizte.

Was kann man nicht von dem Verfasser so vieler Meisterwerke noch erwarten? Welche neue Wunder werden nicht der Feder entfließen, die einst so geistreich und ebenmäßig den Tempel des Geschmackes vorzeichnete.

Dieß erweckt in mir den brennenden Wunsch, alle Ihre Werke zu besitzen. Ich bitte Sie, mein Herr, sie mir zu schicken, und ohne Rückhalt mitzutheilen. Befindet sich unter den Manuscripten irgend eines, das Sie aus einer nothwendigen Vorsicht den Augen des Publikums zu entziehen für gut finden, so verspreche ich Ihnen, es in dem Schooß des Geheimnisses aufzubewahren, ihm in meinem Innern den Beifall zu zollen. Ich weiß leider, daß die Treue der Fürsten zu unserer Zeit nicht hoch zu schätzen ist; allein ich hoffe dem ungeachtet, daß Sie sich nicht von dem all-

der Verhältniſſe ſollte ſich ankünden, wenn der Thronerbe von Preußen Gelehrte und Dichter auf ein Mal über die vornehmen Geſchlechter, die Vorzüge des Geiſtes unbedingt über jene der Geburt erhebt? Nicht bloß eine Umwandlung, ſondern ſogar eine Umwälzung der herrſchenden Verhältniſſe ſchien dieſe merkwürdige Erklärung anzudeuten. Ihre große Bedeutung konnte ſich erſt viel ſpäter enthüllen; aber ihrem Urheber muß ſie ſchon jetzt unſere volle Aufmerkſamkeit zuwenden.

Im Mai 1740 ſtarb Friedrich Wilhelm I., und ſein Kronprinz beſtieg nun als Friedrich II. den preußiſchen Thron. Der begeiſterte Verehrer der Wiſſenſchaften, der Mann, welcher dem Genius allein huldigte, ihn über die Vorzüge der Geburt ſtellte, hatte nunmehr die Regierungs-Gewalt eines emporblühenden Staates in den Händen! Welche neue Ordnung der Dinge mochte ſich alſo in Deutſchland begründen? Die Antwort lautet indeſſen bedeutend anders, als man erwarten ſollte; der neue König war ſchon in dem kurzen Zeitraum von vier Jahren kälter geworden, und dachte an weſentlich andere Dinge, als die verſuchte Ausführung ſeiner philoſophiſchen Ideen. Aber gerade hierdurch wird Friedrich II. noch bedeutender. Im Jahre 1712 geboren, war er bei ſeiner Thron-Beſteigung erſt 28 Jahre alt, die Empfänglichkeit für den Enthuſiasmus beweiſt ſein Brief an Voltaire vom 8. Auguſt 1636, wie leicht konnte ihn daher die jugendliche Begeiſterung zu hitzigen Reformen führen, welche dem Volksgeiſt zu weit voraneilen und dadurch nothwendig ſcheitern würden! Ob Friedrich II. den großen Erwartungen, die man bei ſeinem Geiſte von ihm hegen mußte, während ſeiner Regierung entſprochen habe, oder nicht,

---

gemeinen Urtheile einnehmen laſſen, ſondern zu meinen Gunſten eine Ausnahme von der Regel machen werden.

Ich werde mich im Beſitze Ihrer Werke für reicher halten, als ich es mit allen vergänglichen und verächtlichen Glücksgütern ſein würde, die ein Zufall gewinnen und verlieren läßt; denn man kann ſich Ihre Schriften durch das Gedächtniß aneignen, und ſie dauern dann ſo lange als dieſes ſelbſt. Bekannt mit dem geringen Umfange des meinigen, ſchwanke ich lange über der Wahl der Dinge, welche ich darin aufzubewahren für würdig halte.

Wäre die Poeſie noch wie ehemals, wüßten die Dichter nämlich nur langweilige Idyllen herzuleiern, Eclogen über einen und denſelben Mauleſel, unlautere Stanzen, oder vermöchten ſie höchſtens ihre Leier zur Elegie anzuſtimmen, ich würde für immer auf ſie verzichten; aber Sie veredeln dieſe Kunſt, Sie zeigen uns neue Pfade und unbekannte Wege.

Ihre Poeſien haben Vorzüge, welche ſie der Bewunderung und des Studiums aller edlern Menſchen würdig machen. Sie ſind eine Schule der Moral, wo man denken und handeln lernt. Die Tugend iſt daſelbſt in den ſchönſten Farben gemalt, der Begriff des wirklichen Ruhmes iſt darin feſtgeſtellt, und erweckt in uns eine Vorliebe für die Wiſſenſchaften auf eine ſo feine und zarte Weiſe, daß jeder, der Ihre Schriften lieſt, den Sporn fühlt, Ihnen nachzufolgen. Wie oft ſagte ich nicht zu mir: „Unglücklicher, laſſe eine Laſt, deren Gewicht deine Kräfte überſteigt; man kann Voltaire nur nachahmen, wenn man Voltaire ſelbſt iſt!“

In dieſen Augenblicken fühle ich, daß die Vortheile der Geburt zu wenig, oder beſſer zu nichts nützen. Es ſind dieß Auszeichnungen, welche uns ſelbſt fremd ſind, und die nur das Aeußere ſchmücken. Wie ſehr ſind die Vorzüge des Geiſtes nicht ihnen vorzuziehen!

Was iſt man den Menſchen nicht ſchuldig, welche die Natur ausgezeichnet hat, weil ſie dieſelben hervorbrachte! Sie gefällt ſich darin, Weſen zu bilden, welche ſie mit aller nöthigen Fähigkeit ausſtattet, um die Fortſchritte der Künſte und Wiſſenſchaften hervorzurufen; Pflicht der Fürſten iſt es ſodann, ihre Beſtrebungen zu belohnen. O vielleicht dient mir der Ruhm nur dazu, Ihre Erfolge zu krönen? Ich fürchte nur, daß das Land, unfruchtbar an Lorbeeren, nicht ſo viel bieten kann, als Ihre Werke verdienen. Wenn mein Geſchick mich nicht ſo weit begünſtigen ſollte, um Sie einſt zu beſitzen, ſo kann ich doch wenigſtens vielleicht hoffen, eines Tages den zu ſehen, den ich ſo lange ſchon von der Ferne bewundere, und Ihnen von Angeſicht zu Angeſicht die Hochachtung zu bezeigen, welche Beförderern der Wahrheit und des öffentlichen Wohles gebühret.

Mit ſolcher Geſinnung verharre ich, mein Herr,

Ihr wohlgeneigter

Friedrich, Kronprinz von Preußen.

kann hier noch nicht untersucht werden, dagegen ist hier schon anerkennend hervorzuheben, wie nüchtern er sich schon bei dem Antritt seiner Regierung erwies. Trotz seiner Jugend kannte er jetzt schon die Menschen, sowie die Macht der Verhältnisse; er hütete sich vor unzeitigen Neuerungen, unterschied zwischen den Theorien der Schule und den praktischen Bedürfnissen des Staates, zwischen den Systemen der Studier-Stube und den Erfahrungen des gereisten Staatsmannes. Bei seinem durchdringenden Scharfsinn sah er für den Fall des Ablebens Karls VI. wichtige Ereignisse voraus; darum ließ er es bei seiner Thron-Besteigung seine erste Sorge sein, die preußische Staatsmacht auf solche Begebenheiten gehörig vorzubereiten. Sein Vater hatte ihm ein geübtes Heer von 75,000 Mann hinterlassen, und noch außerdem die Mittel, von einer solchen Waffe Gebrauch zu machen, nämlich einen Staatsschatz von 8,000,000 Thalern. Dessen ungeachtet wollte Friedrich II. das Heer noch vergrößern, und dasselbe zugleich noch besser einrichten. Die Ausführung solcher Absicht beschäftigte ihn zuerst, doch bald wendete er seine Thätigkeit auch der Verbesserung der innern Staatszustände zu. „Ich arbeite," schrieb er an Voltaire, „mit der einen Hand an der bessern Einrichtung der Armee, und mit der andern an der Organisation des Landes!" Unter solchen Vorbereitungen sah der König ruhig den Ereignissen entgegen, für welche seine Thätigkeit zunächst berechnet war. Diese ließen auch nicht lange auf sich warten.

Nur sechs Monate nach Friedrich Wilhelm I., am 20. Oktober 1740 starb auch der Kaiser Karl VI., und hinterließ seine Erblande seiner Tochter Maria Theresia, seit 1736 an den Herzog Franz von Lothringen, Großherzog von Toskana, vermählt. Schon am 21. November 1740 erhob die Königin von Ungarn und Böhmen ihren Gemahl zum Mitregenten; allein letzterer war eher ein industrielles Talent, als ein Staatslenker, und Maria Theresia übte vorzugsweise die Regierungsgewalt. Ein solches Verhältniß war an sich schon wenig geeignet, der Verwaltung der weitläufigen österreichischen Staaten Kraft und Nachdruck zu verleihen; dazu kam aber noch, daß durch den großen Hof-Aufwand unter Karl VI. die Finanzen gänzlich zerrüttet waren. Es ist berechnet worden, daß der Kaiser nicht mit hunderten von Hofdienern, nicht einmal mit der reichen Zahl von tausend sich begnügte, sondern eine ganze große Armee, nämlich vierzigtausend unterhielt, welche jährlich zehn Millionen Gulden kosteten. Da also der Schatz eer, das Land erschöpft, und auch das Heer nicht im besten Zustande war, so erblickte hierin Friedrich II. von Preußen eine vortreffliche Gelegenheit, gewisse Vergrößerungs-Pläne seines Hauses nunmehr wirklich zur Ausführung zu bringen.

Seit dem Einfall des Churfürsten Friedrich Wilhelm im Jülichischen hatte das Haus Brandenburg im diplomatischen Wege verschiedene Versuche gemacht, die Erbfolge in jenen Landen sich zu sichern. Allein sie waren eben so fruchtlos als jene Waffen-Unternehmung, obgleich der König Friedrich Wilhelm I. die Anerkennung der pragmatischen Sanktion an die Bedingung geknüpft hatte, daß ihm der Kaiser die Erbfolge in den Herzogthümern Jülich und Cleve verbürge. Karl VI. begünstigte dessen ungeachtet die Linie Sulzbach, welche nach dem Aussterben des Hauses Pfalz-Neuburg jene Herzogthümer ansprechen wollte. Das Haus Brandenburg hatte hiernächst gegründete Ansprüche auf das Fürstenthum Jägerndorf und andere Theile von Schlesien, weil man ihm den Besitz derselben im dreißigjährigen Kriege gewaltsam abgedrungen hatte. Indessen Oestreich wollte diese Ansprüche eben so wenig anerkennen, als jene auf Cleve und Jülich. Bei einer Besetzung der letztern Fürstenthümer befürchtete Friedrich II. in einen Krieg mit Frankreich verwickelt zu werden, und er stand deßhalb davon ab. Wenn er aber hier vorläufig nachgeben wollte, so war er um so fester entschlossen, seine Ansprüche auf einen Theil von Schlesien mit gewaffneter Hand

durchzuführen. Er wartete zu dem Ende nur auf das Ableben Karls VI., und traf inzwiſchen ſeine Vorbereitungen. Als daher die Nachricht von dem Tode des Kaiſers einlief, rückte er mit einem Heere noch im Jahre 1740 in Schleſien ein und eroberte dieſe Provinz, bis auf die Feſtungen Brieg, Neiße und Glogau, binnen einigen Monaten.

Im Frühling 1741 ward erſt ein öſterreichiſches Heer unter dem Feldmarſchall Neipperg zuſammengezogen, um die Preußen wieder aus Schleſien zu vertreiben. Friedrich II. wollte den Angriff nicht abwarten, ſondern ging den Oeſtreichern ſo raſch entgegen, daß er ſie am 9. April 1741 bei Molwitz überraſchte. Der Feldmarſchall Neipperg hatte ſich fahrläſſig gezeigt, und deßhalb kaum Zeit gehabt, ſein Heer zum Kampfe zu ordnen. Umgekehrt war Friedrich II. von den umſichtigſten Feldherren jener Zeit, dem Fürſten Leopold von Deſſau und dem Grafen von Schwerin, unterſtützt. Neipperg, welcher die Schlacht nicht mehr vermeiden konnte, nahm dieſe alſo in ſehr ungünſtiger Lage an; deſſen ungeachtet war der Sieg lange ſchwankend, und neigte ſich Anfangs ſogar auf die Seite der Oeſtreicher. So gut das preußiſche Fußvolk auch war, ſo wurde es von der vortrefflichen Reiterei des Marſchalls Neipperg dennoch hart bedrängt. Nach dem Rathe des Grafen Schwerin ging der junge König in Perſon ab, um ſeine Reſerve herbeizuziehen; bevor er aber wieder auf dem Schlachtfeld anlangte, hatten die Feldherrngaben des Prinzen von Deſſau bereits den Sieg für die Preußen errungen. Neipperg zog ſich mit großem Verluſte zurück, und Schleſien blieb im Beſitze Friedrichs II. Aller Ruhm der Waffenthat fiel freilich auf Schwerin und Deſſau, da der König denſelben die Leitung der Schlacht überließ, und durch ſeine Entfernung von dem Wahlplatz ſogar ein Fliehender zu ſein ſchien; allein Friedrich II. hatte ſchon durch dieſen kurzen Feldzug viel gelernt, und hoffte nunmehr, die Fähigkeit zur ſelbſtſtändigen Leitung ſeiner Heere zu erlangen. Zugleich war der Sieg bei Molwitz von bedeutenden, politiſchen Folgen begleitet.

Karl Albert, Churfürſt von Baiern hatte die pragmatiſche Sanktion Karls VI. nicht anerkannt, und ſuchte nach dem Tode des Kaiſers einen Theil der öſterreichiſchen Lande zu erwerben. Da er aber unfähig war, ſeine Entwürfe mit eigener Kraft durchzuführen, ſo bewarb er ſich, nach der leidigen Gewohnheit ſeines Hauſes, um die Hülfe Frankreichs. Seine eingeleiteten Unterhandlungen blieben lange fruchtlos, bis endlich der Sieg Friedrichs II. bei Molwitz das franzöſiſche Kabinet beſtimmte, einen Allianz-Vertrag mit Baiern abzuſchließen. Derſelbe kam Anfangs Juni 1741 in Nymphenburg zu Stande, und ſetzte die deutſchen Intereſſen abermals in Gefahr; denn Karl Albert, welcher zum Kaiſer beſtimmt war, verſprach, nach ſeiner Erwählung den Franzoſen alle die Eroberungen zu garantiren, welche ſie, bei Gelegenheit des bevorſtehenden Krieges, am Rheine machen würden.

Im Juli 1741 rückten die Baiern in Oeſtreich ein, während zu ihrer Unterſtützung ein franzöſiſches Heer im Elſaß zuſammengezogen wurde. Nachdem dieſes im Auguſt durch Schwaben nach Baiern vorgedrungen war, erfolgte im September 1741 die Vereinigung desſelben mit den Streitkräften Karl Alberts. Unterdeſſen hatte auch Friedrich II. einen Vertrag mit dem letztern abgeſchloſſen, worin er ihm die Beſitznahme von Böhmen, Tyrol und von einem Theile Oeſtreichs gegen die Abtretung der Grafſchaft Glatz zugeſtand. Der bairiſche Churfürſt wünſchte jetzt nichts ſehnlicher, als durch die Krönung in Prag ſeiner Eitelkeit Genüge zu thun. Während er ſchon bis Linz vorgedrungen war, gab er Oeſtreich plötzlich auf, und zog nach Prag. Dort wurde er am 19. Dezember 1741 als König von Böhmen gekrönt; indeſſen ſeinen Erfolgen ſollte bald ein Ziel geſetzt werden.

Maria Thereſia war nämlich bei dem Anrücken des bairiſch-franzöſiſchen Heeres nach Ungarn gegangen, um von den Ständen dieſes Reiches Hülfe in ihrer ſchweren Bedrängniß auszuwirken. Sie erſchien

ſelbſt in der National-Verſammlung zu Preßburg mit ihrem halbjährigen Söhnlein Joſeph auf dem Arm, und ſchilderte in einer ausführlichen Rede ihre große Noth. Der Vorfall war ſo ergreifend, daß die Repräſentanten der Nation von tiefem Mitleid erfüllt wurden, und der Königin auf das feierlichſte Hülfe verſprachen. Bald erſchien auch ein zahlreiches ungariſches Heer im Feld, und ſetzte ſich im Dezember 1741 wider die bairiſch-franzöſiſchen Streitmaſſen in Bewegung. Karl Albert ergötzte ſich inzwiſchen an dem Namen eines böhmiſchen Königs, kaufte viele Schmuckſachen und war ſehr thätig, ſich noch einen ſchönern Titel, jenen des Kaiſers, zu erwerben. Da ihn Friedrich II. von Preußen bereits als ein Werkzeug zu ſeinen Staats-Entwürfen anſah, und deßhalb auch die Ernennung des ſchwachen Churfürſten zum Kaiſer unterſtützte, ſo wurde Karl Albert am 24. Januar 1742 wirklich mit dieſer Würde begleitet, und am 12. Februar desſelben Jahres in Frankfurt gekrönt. Der Churfürſt von Baiern hieß nun Kaiſer Karl VII.; allein mit ſeinen Machtverhältniſſen ſah es bald ſehr traurig aus. Als die öſterreichiſchen Streitkräfte durch die Ungarn ſo anſehnlich verſtärkt worden waren, rückte der öſterreichiſche Feldherr Khevenhiller wider die Franzoſen bei Linz an, und trennte ſie durch geſchickte Manöver gänzlich von den Baiern. Nunmehr zog wohl die Heer-Abtheilung, welche mit Karl VII. nach Böhmen gegangen war, zur Unterſtützung herbei; ſie wurde aber am 17. Januar 1742 in der Gegend von Braunau gänzlich geſchlagen. Khevenhiller drang jetzt umgekehrt nach Baiern vor, und beſetzte Landshut, während ein Streifzug unter Menzel ſogar München einnahm.

Nach dem Beiſpiel Karl Alberts wollte auch der Churfürſt zu Sachſen und König von Polen, Auguſt III., von der Hinterlaſſenſchaft Karls VI. einen Theil an ſich ziehen, und hatte ſich zu dem Ende ebenfalls mit Frankreich, Preußen und Baiern gegen Maria Thereſia verbunden, auch ein Kontingent in's Feld geſtellt. Sobald nun Friedrich II. die Bedrängniſſe des franzöſiſch-bairiſchen Heeres unter Ségur in Oeſtreich erfuhr, ſuchte er die Verbündeten zu entſcheidenden Unternehmungen in Mähren zu beſtimmen, um die Heere Khevenhillers nach dieſer Seite zu lenken, alſo von der Verfolgung Ségürs abzuhalten. Er übernahm nun auch den Oberbefehl über die Sachſen, und eroberte einen Theil von Mähren. Da aber ein ſtarkes öſterreichiſches Heer jetzt umgekehrt Schleſien von Böhmen aus zu bedrohen ſchien, ſo verließ Friedrich II. Mähren, und ging jenem Heere entgegen. Er ſtieß am 17. Mai 1742 bei Chotuſitz auf dasſelbe, und bot ſogleich die Schlacht an, welche auch angenommen wurde. Da der junge König abermals einen entſcheidenden Sieg davontrug, ſo erkannte Maria Thereſia die Nothwendigkeit, mit dieſem überlegenen Gegner ſich in der Güte abzufinden. Gegen Frankreich und Baiern waren ihre Waffen ſiegreich geweſen, trat alſo nur Preußen von ſeinen Verbündeten zurück, ſo war für die Königin von Ungarn viele Hoffnung gegeben, im Ganzen die Macht ihres Hauſes zu retten. Von ſolchen Gründen geleitet, ließ Maria Thereſia unter engliſcher Vermittlung die Friedens-Unterhandlungen, welche ſchon früher angeknüpft worden waren, ſo ernſtlich betreiben, daß die Präliminarien ſchon am 11. Juni 1742 unterzeichnet wurden, der definitive Vertrag hingegen am 28. Juni desſelben Jahres in Berlin zum Abſchluſſe kam. In demſelben trat Oeſtreich an Preußen Nieder- und Oberſchleſien ab, einſchließlich der Grafſchaft Glatz, doch mit Ausnahme von Teſchen und Troppau, und des Länderſtrichs jenſeits der Oppa. Weil die abgetretenen Länder an Kapitaliſten in England, Holland und Brabant verpfändet waren, ſo wurde noch feſtgeſetzt, daß Oeſtreich die Gläubiger in Brabant, Preußen die übrigen zu bezahlen habe.

Mit Ruhm bedeckt, und mit der Vergrößerung ſeines Landes um ein Drittheil, ging alſo der junge König Friedrich II. aus ſeiner erſten Unternehmung hervor!

Oeſtreich hatte jetzt freie Hand wider Frankreich und Baiern, und ſetzte den Krieg nach dieſer Seite auch mit vielem Erfolge fort. Das Heer, welches aus Baiern gegen Friedrich II. nach Böhmen geſendet worden war, kehrte nach dem Breslau-Berliner Frieden dorthin zurück, und unterwarf ſich den größten Theil des Landes. Gleichzeitig bedrängte eine andere öſterreichiſche Streitmacht die Franzoſen in Prag ſo ſehr, daß dieſelben gegen freien Abzug die Uebergabe der Stadt und die Räumung von ganz Böhmen anboten. Als Maria Thereſia ſolche Bedingung verwarf, wurde zwar ein neues franzöſiſches Heer unter Maillebois, nach ſeiner Vereinigung mit Harcourt 50,000 Mann ſtark, zur Entſetzung Prags nach Böhmen geſendet; gleichwohl wurde der beabſichtigte Zweck nicht erreicht. Der Herzog von Lothringen war mit der öſterreichiſchen Haupt-Armee der neuen franzöſiſchen Streitmacht entgegen gegangen, und Khevenhiller eiligſt mit ſeiner Heer-Abtheilung zur Unterſtützung des Herzogs herbeigerufen worden. Maillebois hatte ſchon auf dem Marſche durch die Strapazen großen Verluſt erlitten, befürchtete in Böhmen aber vollends wegen Mangel an Lebensmitteln Seuchen und Hungersnoth, und zog ſich deßhalb über Eger in die Oberpfalz zurück. Den Franzoſen in Prag unter Belleisle war jetzt jede Hoffnung auf Entſatz benommen. Schon ſchien die unbedingte Ergebung derſelben unvermeidlich zu ſein, als Belleisle die nachläſſige Einſchließung der Stadt im November 1742 zu einem plötzlichen Abzug benützte. Der Verſuch gelang, und nach vielfachen Mühſeligkeiten erreichten die Trümmer dieſer franzöſiſchen Heer-Abtheilung die böhmiſche Grenze. Kaiſer Karl VII. kehrte nun im Frühjahr 1743 nach München zurück; allein ſchon am 8. Mai desſelben Jahres ſchlug der öſterreichiſche General Khevenhiller die Baiern bei Braunau. Da die Franzoſen von ihren Verbündeten ſich getrennt hatten, und durch fortwährenden Verluſt völlig ohnmächtig waren, fiel das Land Karls VII. wieder völlig in die Gewalt der Oeſtreicher, und der hülfloſe Kaiſer flüchtete ſich nach Frankfurt.

Georg II. von England hatte während des ganzen Krieges Oeſtreich zu unterſtützen geſucht, weil er von der übermäßigen Schwächung dieſes Hauſes ein gefährliches Uebergewicht Frankreichs beſorgte. Anfangs beſtand die Hülfe mehr in Geldzuſchüſſen und diplomatiſchen Verwendungen; im Jahre 1742 beſchloß er dagegen ein engliſches Heer in den Niederlanden aufzuſtellen, und dieſes zog im folgenden Jahr 1743 an den Rhein. Nachdem es von Mainz aus nach Aſchaffenburg gerückt war, hatte eine franzöſiſche Armee unter Noailles eine feſte Stellung am Main genommen. Dadurch wurden die Engländer, von dem Lord Stair und dem Herzog von Cumberland geführt, zu einer rückgängigen Bewegung veranlaßt, welche bei Dettingen eine Schlacht zur Folge hatte. Die Engländer blieben Sieger, und nun drangen die Oeſtreicher von Baiern aus gegen den Rhein vor, um ſich mit ihren Verbündeten zu vereinigen. In ſeinem Rücken bedroht, ging Noailles eiligſt über den Rhein zurück, während der bairiſche General Seckendorf unthätig im Anſpachiſchen ſtand, und ſeine Sicherheit dort nur durch einen Vertrag mit Khevenhiller erkauft hatte, welcher Baiern den Oeſtreichern preisgab. (Convention von Nieder-Schönfeld.)

Karl VII. war nun in wirklich troſtloſer Lage; ohne Land, ohne Geld, ja ſelbſt der öffentlichen Achtung baar, lebte er ruhmlos und armſelig in Frankfurt. Seine einzige Stütze blieben die Franzoſen; aber wenn dieſe von den Oeſtreichern allein aus Böhmen und Baiern vertrieben worden waren, ſo war wenig Ausſicht vorhanden, daß ſie gegen die vereinigte Streitmacht der Engländer und der Oeſtreicher mit beſſerem Erfolg kämpfen würden. Im Gegentheil ſchickten ſich die Heere der Königin von Ungarn ſchon an, der brittiſchen Armee auf das linke Rhein-Ufer nachzufolgen, und den Krieg in das Innere von Frankreich zu ſpielen, als Friedrich II. von Preußen einen Wendepunkt herbeizuführen beſchloß.

Gleichwie der König von England von der Niederlage Oestreichs ein Uebergewicht Frankreichs erwartete, hielt Friedrich II. bedeutende Siege der Königin von Ungarn für eine Gefährdung seiner Eroberungen in Schlesien. Da er wohl wußte, daß Maria Theresia die Zugeständnisse des Breslauer Friedens nur aus Noth bewilliget habe, so fürchtete er bei wiederkehrender Macht Oestreichs auch einen Versuch zur Wiedereroberung der abgetretenen Länder. Er suchte daher bei Zeiten der neuauflebenden Macht Oestreichs Grenzen zu setzen. Unter dem Vorwand, die Rechte des Kaisers und die Verfassung des Reichs zu beschützen, schloß Friedrich II. mit Karl VII., mit Hessen und Schweden im Mai 1744 einen Bundes-Vertrag ab, welchen man die Frankfurter Union nannte. Jetzt rüsteten auch die Franzosen wieder sehr eifrig, ja der König Ludwig XV. reiste selbst nach dem Elsaß ab, um sich persönlich an die Spitze des dort gebildeten Heeres zu stellen. Von dieser Seite würde Maria Theresia indessen wenig zu befürchten gehabt haben; denn Ludwig XV. wurde in Metz plötzlich von einer gefährlichen Krankheit befallen, und es geriethen dadurch alle militärischen Unternehmungen in's Stocken.

Mit seiner gewöhnlichen Thatkraft erschien dagegen Friedrich II. im Sommer 1744 wieder im Feld, durchzog Sachsen, trotz der Neutralität des Churfürsten, und besetzte schon im September 1744 die böhmische Hauptstadt Prag. Nachdem der Churfürst von Sachsen die Partei Oestreichs ergriffen, und ein Hülfsheer nach Böhmen gesendet hatte, wurde Friedrich II. im Winter 1744 wieder zur Räumung Böhmens gezwungen. Die österreichisch-sächsische Armee folgte ihm jetzt sogar nach Schlesien, wurde aber von ihm am 3. Juni 1745 bei Hohenfriedberg auf das Haupt geschlagen, obwohl sie in großer Uebermacht gestanden war.

Inzwischen hatte der bairische General Seckendorf, auf Friederichs II. Beistand vertrauend, die Uebereinkunft von Nieder-Schönfeld widerrufen, und seine Waffen gegen die Oestreicher gewendet. Karl VII. kehrte nun zu Ende 1744 nach München zurück, wurde jedoch bald ernstlich krank, und verschied schon am 20. Januar 1745. Maria Theresia hatte bereits nach dem Tode Karls VI. ihren Gemahl, Franz von Lothringen, die Kaiserkrone zu verschaffen gesucht, und ihn eben deßwegen zum Mit-Regenten in ihren Erblanden erhoben; nach dem Ableben Karls VII. erneuerte sie daher ihren Versuch, und zwar mit besserem Erfolg. Obgleich Friedrich II. und der Churfürst von der Pfalz widersprachen, so wurde Franz von Lothringen durch Stimmen-Mehrheit dennoch am 13. September 1745 zum Reichs-Oberhaupt ernannt. Schon mehrere Monate vorher war zwischen Oestreich und Baiern endlich Friede geschlossen worden. Als nämlich der Sohn Karls VII., der Churfürst Maximilian Joseph, von seinen Verbündeten, den Franzosen, so schlecht unterstützt wurde, daß er von den Oestreichern ebenfalls aus München entfliehen mußte, so gab er endlich den Vorstellungen Seckendorfs Gehör, und verglich sich mit Maria Theresia. In einem Friedensschlusse vom 22. April 1745 verzichtete der Churfürst auf die Erbschaft Karls VI., versprach dem Gemahle der Königin von Ungarn seine Stimme bei der Kaiserwahl, und verpflichtete sich, die Franzosen aus dem Lande zu schaffen. Dagegen gab ihm Maria Theresia ganz Baiern zurück, nur die Besetzung von Ingolstadt, Schärting, Straubing und Braunau bis zur wirklichen Wahl ihres Gemahles sich vorbehaltend.

Nach dem Abschluß dieses Separat-Friedens suchte Oestreich in Verbindung mit Sachsen den Krieg gegen Preußen nachdrücklicher fortzuführen. Man hatte den Plan entworfen, den König Friederich II. in seinem eigenem Lande anzugreifen, indem ein östreichisch-sächsisches Heer, unter dem Grafen Grüne, Berlin bedrohen, eine zweite Streitmacht unter dem Prinz Karl dagegen von der Lausitz aus Brandenburg überfallen sollte. Friedrich II. erfuhr oder errieth indessen den Plan, stellte dem Grafen Grüne bei Halle eine

Armee unter dem Fürſten von Deſſau entgegen, kam in der Lauſitz der Vereinigung der Sachſen mit dem Prinzen Karl zuvor, und ſchlug den erſtern bei Hennersdorf. Jetzt wandte nicht nur der Prinz Karl, der von Böhmen heranrückte, eiligſt um, ſondern auch das Heer des Grafen Grüne, welches gegen Berlin beſtimmt war. Nachdem endlich die Sachſen bei Keſſelsdorf am 15. Dezember 1745 von dem Fürſten zu Deſſau abermals geſchlagen worden waren, kam auch der Friede zwiſchen Oeſtreich und Sachſen einerſeits, und Preußen andererſeits am 25. Dezember 1745 in Dresden zu Stande. Oeſtreich verbürgte darin dem Könige Friedrich II. den ruhigen Beſitz von Schleſien, wogegen Friedrich II. den Kaiſer Franz I. in dieſer Würde anerkannte. Gegen Oeſtreich hatte ſich der König von Preußen alſo ſehr gemäßigt benommen, dagegen mußte Sachſen ſeine Hand ſchwer fühlen. Nicht genug, daß dieſes Land ſchon während des Krieges durch Contributionen und Aushebungen von Truppen hart mitgenommen wurde, hatte es jetzt noch eine Million Thaler zu erlegen.

Durch den Frieden von Dresden war übrigens die Ruhe in Deutſchland vollſtändig wieder hergeſtellt.

Neuntes Hauptſtück.

Zerrüttung der kleinern Staaten Deutſchlands.

(Vom Jahr 1745 bis 1750.)

Während die Streitigkeiten über die Erbſchaft Karls VI. den Deutſchen abermals die Waffen gegen einander in die Hände gaben, und Frankreich wiederum in die innern Angelegenheiten unſeres Volkes ſich einmiſchte, entwickelte ſich die innere Auflöſung der kleinern Staaten, welche im ſechsten Hauptſtück angedeutet wurde, immer beſtimmter.

Bei alternden und verfallenden Ländern zeigt ſich, als Wahrzeichen, gemeiniglich die Erſcheinung, daß die Regierung, anſtatt Männern von Fach und Beruf, vielmehr Weibern, Günſtlingen und ſelbſt Bedienten überlaſſen wird. Dieß bewährte ſich in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auch in Deutſchland, und zwar zunächſt in Sachſen. Der Churfürſt Auguſt III., zugleich König von Polen, bekümmerte ſich um die Leitung ſeines Churfürſtenthums eben ſo wenig, als um die Verwaltung ſeines Königreiches, ſondern ließ ſeinen Oberkammerherrn, Sulkowsky, in unumſchränkter Weiſe ſchalten. In Folge der ſchlauen Vorkehrungen ſeines Günſtlings erfuhr er ſo wenig von den Staatsgeſchäften und der Lage des Volkes, daß der kammerherrliche Miniſter nach Belieben Geld erpreſſen konnte, und ſich ein Vermögen von einigen Millionen erwarb. Die Reize einer ſo großen Gewalt erregten den Neid eines Günſtlings der Königin, des Grafen Brühl, welcher als angenehmer Geſellſchafter zugleich die Langeweile des Churfürſten zu vertreiben hatte; Brühl verdrängte daher, mit Hülfe der Königin, den Oberkammerherrn Sulkowsky, und führte an ſeiner Stelle ſeit 1746 das Staatsruder in unumſchränkter Weiſe. Durch ſeine gänzliche Unfähigkeit wurden nicht nur die innern Landes-Angelegenheiten kümmerlich

verwaltet, sondern Sachsen auch in unglückliche Kriege verwickelt, die das Land wenig oder nichts angingen. Alle die Drangsale, welche der Krieg gegen Preußen über das arme sächsische Land gebracht hatte, waren nur die Folge der Unwissenheit Brühls und der völligen Untauglichkeit desselben zu Staatsgeschäften und Politik.

Je elender er die Regierung führte, desto mehr spreizte er sich in äußerem Prunk, um seine innere Nichtigkeit zu verdecken. Nicht genug, daß er in Kleidern und Equipagen die größte Pracht entwickelte, ließ er mit ungeheurem Aufwand auch neue Gärten und Kunstsammlungen anlegen. Die Verschwendung der Tafel wurde so weit getrieben, daß man nicht nur 50 bis 100 Gerichte auffetzte, sondern auch Pasteten und andere Näschereien von Paris und Wien, ja selbst von Rom durch die Post kommen ließ. Durch alles dieses Treiben wurden die Staatskassen völlig geleert, und mit dem Credit derselben zugleich jener vieler Geschäftsleute zerstört. Gleichgültig gegen die allgemeine Noth des Landes erhob Brühl seine Bedienten zu Staatsmännern, und übertrug ihnen neben den Staatsämtern zugleich das Geschäft, neue Mittel zur Ausbeutung des Volkes zu ersinnen. Es mußte damit weit gekommen sein, da der Graf Brühl trotz seiner grenzenlosen Verschwendung in Kunstsachen, Gärten, Equipagen, Kleidern und Gastmählern, trotz eines Heeres von 200 Bedienten, noch ein Vermögen von einigen Millionen sammelte Mancher Bedrückte wollte sich zur Abhülfe seiner Beschwerden unmittelbar an den Churfürsten wenden, auch einzelne wohlwollende Männer suchten demselben die Augen zu öffnen; allein der regierende Günstling wußte den schwachen Fürsten so zu hüten, daß die Wahrheit nicht zu seinen Ohren dringen konnte. Geschah dieß ausnahmsweise ein Mal, so ließ die Indolenz Augusts III. kein kräftiges Einschreiten zu, während zugleich die Freimüthigkeit die Rache des allmächtigen Ministers empfinden mußte.

Aehnliche Verhältnisse, wie in Sachsen, bestanden um dieselbe Zeit in Baiern, unter dem hoffährtigen Churfürsten Karl Albert, dem nachmaligen jammervollen Kaiser Karl VII. Obgleich das Land tief verschuldet war, suchte Karl Albert die Größe des Fürsten in schönen Lappen, in glänzenden Hoffesten, und nebenbei in bigotter Andächtelei. Man ergötzte sich an der großen Anzahl sowie dem Pflichteifer der Kammerherren, verschrieb Putzsachen aus Paris, und ließ die Staatsgeschäfte gehen, wie sie gehen mochten. Baiern, weniger betriebsam als Sachsen, konnte endlich nicht so viel Geld schaffen, als der Churfürst brauchte. Dieser warf deßhalb seine Augen auf Frankreich, um die Mittel zur Befriedigung seiner Eitelkeit zu erlangen. So entstanden die Subsidien-Verträge zwischen dem bairischen Churfürsten und Ludwig XV., welche die Franzosen von Neuem nach Deutschland führten.

In Folge der Bigotterie des bairischen Hofes gerieth die Leitung der Unterrichts-Angelegenheiten in die Hände der Jesuiten. Wenn der Churfürst und seine Gemahlin zu Fuß nach Altötting wallfahrteten, war dem Hange zur Religions-Schwärmerei von Oben herab unmittelbarer Vorschub geleistet. Das benützten die fanatischen Priester, um das verirrte Volk noch mehr zu umdüstern, und so wurde denn namentlich durch die gewaltige Macht der Beichtväter, in Verbindung mit dem Jesuitismus, eine so dichte Finsterniß über Baiern ausgebreitet, daß die Reformation vergeblich gewirkt zu haben schien. Nicht nur die Schulen versanken nun gänzlich, sondern auch der Handel und die Gewerbe; man suchte aus Furcht vor der ewigen Verdammung nur das Heil der Seele zu fördern, und war gleichgültig gegen die Drangsale des Lebens. Natürlich gereichte solcher Stumpfsinn bloß zum Vortheil der Priester, die ihn als ein Mittel zur Befriedigung ihrer Herrsch- und Genußsucht ansahen, daher aus allen Kräften unterstützten.

Unter dem Nachfolger Karl Alberts, dem Churfürsten Maximilian Joseph, traten in Baiern eifrige Versuche hervor, den traurigen Zustand des Landes zu verbessern; doch selbst diese gaben durch ihre Ohnmacht nur ein neues Zeugniß von dem tiefen innern Verfall Deutschlands. Man wollte die Rechtspflege verbessern, und schuf eine Kabinets-Justiz, man wollte den Strafgesetzen Nachdruck verleihen, und gerieth durch die Vermehrung der Hinrichtungen auf einen grausamen Gebrauch barbarischer Gesetzbücher. Zur Emporhebung des Handels und der Gewerbe verfiel man mit ächtem Stumpfsinn auf Schärfung der Zölle oder der Verkümmerung fremder Einfuhren, auf Anlegung künstlicher Fabriken, die schon von vorneherein todt geboren waren, und auf eine Masse von andern hemmenden Zwangs-Maßregeln. Der innere Geist der Volkszustände war abgestorben, und darum gerieth man selbst bei dem Willen zur Verbesserung auf lauter Abwege.

In der Rheinpfalz, in Wirtemberg, in Meklenburg, in den sächsischen Herzogthümern, in vielen andern kleinen Stäätchen gingen die Zustände ungefähr den nämlichen Gang, wie in Baiern und Chur-Sachsen. Ueberall zeigte sich Unfähigkeit der Regierenden zur verständigen Verwaltung des Landes, verbunden mit Willkür, Despotismus, Verschwendung und Erpressungen. Zugleich mit diesen Uebeln wucherten auf das üppigste Glaubenshaß und Unduldsamkeit, welche von der Bigotterie und dem Pietismus genährt wurden. Wenn der Erzbischof von Salzburg die Verfolgung der Evangelischen bis zu Entvölkerung seines Hochstifts getrieben hatte, indem er 30,000 Protestanten aus dem Lande jagte, so glaubt man vielleicht, daß die Unduldsamkeit auf Seite der Katholiken lag; allein die Evangelischen waren häufig von der pietistischen Schwärmerei angesteckt, und verfielen gleichfalls großer Intoleranz. Wohin man also blicken mag, allenthalben stellte Deutschland in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein trauriges Bild der Bedrückung, geistiger Finsterniß, blutigen Wahnes und allgemeinen Hinsiechens dar.

Merkwürdig ist indessen, daß alle diese Anzeichen der innern Auflösung nur in den kleinern, unselbstständigen Staaten zum Vorschein kamen, und daß in den größern und unabhängigen, nämlich in Oestreich und Preußen, gerade umgekehrt eine Neigung zu Fortschritten bemerklich wurde.

In Oestreich wirkte nicht nur Maria Theresia, sondern auch deren Gemahl, Franz von Lothringen, sehr wohlthätig. Letzterer war ein guter Hauswirth, und wie er seine eigenen Angelegenheiten in der besten Ordnung hielt, lieh er auch seiner Gemahlin Rath und That, um den zerrütteten Finanzen ihres Vaters aufzuhelfen Er sah die Rechnungen der Hofhaltung selbst durch, schied überall den verschwenderischen Luxus von dem anständigen Aufwand aus, und wies die großen Ersparungen nach, welche unbeschadet der fürstlichen Würde in vielen Zweigen der Hof- und Staatshaushaltung gemacht werden könnten. Da er hiernächst mit Ernst auf Einschränkung drang, und Maria Theresia so verständig war, seinen Vorstellungen Gehör zu geben, so hob sich in Oestreich die Staatswirthschaft, und der Zustand des Landes wurde etwas besser. Wie in den Finanzsachen von ihrem Gemahl, so wurde in den höhern Fragen der Staatswissenschaft, der Gesetzgebung und der Politik Maria Theresia von ihrem einsichtsvollen Minister Kaunitz geleitet. Dieser entwarf zur Erhebung des Hauses Habsburg wichtige Pläne, die wir später kennen lernen werden. Während Graf Kaunitz daran arbeitete, die auswärtige Politik Oestreichs wesentlich zu verändern, wurden in der Heer-Verfassung, der innern Landes-Verwaltung und selbst im Schulwesen nützliche Verbesserungen eingeführt. Es waren dieß keine durchgreifende Reformen, allein sie stärkten gleichwohl die Kräfte des Staates und hinderten das Hinsiechen, welches in den kleinern deutschen Ländern so sehr um sich griff.

Noch weit wichtigere Reformen traten um dieselbe Zeit dagegen in Preußen ein. In Oestreich war von Seite des Fürstenhauses nur der gute Wille zur Entwicklung der Volkskräfte ohne ungewöhnliche Fähigkeiten zur Vollführung vorhanden, und es mußten die eigentlichen Geschäfte also immer noch von den Ministern geführt werden; in Preußen regierte aber der König nicht nur selbstständig, sondern hatte auch ganz seltene Gaben zur Erfüllung eines solchen Berufes, es schienen sich daher die preußischen Provinzen unter den Händen des Regenten gänzlich zu verändern.

Friedrich II., über manches Vorurtheil erhaben, hatte sich insbesondere von dem Wahne frei gemacht, daß die Größe der Fürsten in Glanz und Pracht bestehe. Ohne sich zu dem Cynismus seines Vaters zu verirren, hielt er deßhalb streng auf Sparsamkeit und Ordnung in allen Theilen des Staatshaushaltes. Er beobachtete an seinem Hofe stets den Anstand, liebte selbst eine ausgewählte Tafel; allein er vermied jedes Uebermaß des Aufwandes und jede unnütze Pracht. Wurde schon hierdurch viel erspart, so geschah ein gleiches durch die sorgfältige Wahl der Rechnungs- und Verwaltungs-Beamten, sowie die genaue Beaufsichtigung derselben. In Folge des festen Willens des Königs wurden diese Grundsätze nicht bloß am Hofe und in der nähern Umgebung, sondern auch in allen Landes-Kollegien und Aemtern der Provinzen durchgeführt. Gleichzeitig drang Friedrich II. auf Beschleunigung des Geschäftsganges, und insbesondere auf schnelle Bescheids-Ertheilung an die Rechtsuchenden und Bittsteller. Wie er selbst in allen Dienstessachen auf der Stelle seine Entschließungen ertheilte, so forderte er dasselbe von sämmtlichen Beamten, und wußte durch Ernst seinem Willen auch Gehorsam zu verschaffen. Wo in der obersten Staatsverwaltung Nachdruck und selbstständige Aufsicht über die Vollzugs-Werkzeuge herrscht, wagen es die äußern Beamten selten, wider das Volk tyrannisch sich zu benehmen. Unter der Regierung Friedrichs II. wußte in Preußen Jedermann, daß gegründeten Beschwerden über Beamten-Druck von Oben herab Abhülfe geschehe; der Despotismus der Staatsdiener minderte sich deßhalb. Hierin, sowie in der Beschleunigung des Geschäftsganges liegt das bedeutendste Verdienst Friedrichs II.

Man darf sich nicht vorstellen, daß in Folge dieser Verbesserungen in Preußen schon damals die höhern Kulturzustände wirklicher bürgerlicher Freiheit sich ausgebildet hätten, denn davon war man wegen des unumschränkten und oft harten Eigenwillens des Königs noch weit entfernt, wie sich später ergeben wird; indessen der innere Verfall Deutschlands seit dem westphälischen Frieden war so groß, daß schon die bescheidenen Reformen Friedrichs II. sehr wohlthätig wirkten. Verschwendung macht auch die mächtigsten Fürstenhäuser abhängig, Sparsamkeit allein wirklich selbstständig, und dieß zeigte sich auch in Preußen. Friedrich war durch seine verständige Oekonomie nicht nur in den Stand gesetzt worden, sein Staaten beträchtlich zu vergrößern, sondern er konnte auch noch ansehnliche Summen auf die Emporhebung der Gewerbe und des Handels verwenden. Er ließ die Oder schiffbar machen, seine Seehäfen verbessern, sogar schon Kanäle im Kleineren anlegen; er nahm sich des Handels seiner Staaten gegen Beschränkungen auswärtiger Mächte, namentlich Rußlands, mit Nachdruck an, machte Vorschüsse an Fabriken, und ermunterte die Handwerker und Landwirthe in vielfältiger Weise zu Verbesserungen. Seine wirklichen Verdienste bestanden inzwischen auch hierin mehr im Anregen, als im Selbstschaffen; denn zur Verjüngung der industriellen Triebkräfte war seine Zeit noch so wenig geeignet, als zur gründlichen Verbesserung der Gesetzgebung oder zu einer wirklichen Reformation der Staatsverhältnisse überhaupt. Friedrich II. hatte freilich über alles dieses wesentlich andere Ansichten, und traute sich den Beruf des Reformators zu; doch der Erfolg lehrte das Gegentheil. Die Stellung des großen Kö-

nigs zu Deutſchland und den Zeitverhältniſſen im Allgemeinen iſt aber in dieſer Beziehung ſo wichtig, daß wir der Beurtheilung derſelben einen beſondern Abſchnitt widmen wollen.

Zehntes Hauptſtück.

Friedrich der Zweite von Preußen als Philoſoph, Geſetzgeber und Staats-Reformer.

(Vom Jahr 1745 bis 1756.)

Friedrich II., vom Hauſe Hohenzollern, war eine reiche Natur, alſo ausgeſtattet mit vielſeitigen Eigenſchaften des Geiſtes, welche das Uebergewicht der Verſtandes-Kräfte ſchon frühzeitig zum Ebenmaß lenkte. Neben dem Sinn für das Schöne zeigte ſich der Drang zu Thaten, zugleich mit der Vorliebe für die Poeſie die ſpekulative Forſchung; während der junge Hohenzollern Gedichte mit Begeiſterung las, und ſelbſt zu produziren verſuchte, wollte er auch in die Geheimniſſe des Lebens eindringen, und beſchäftigte ſich zu dem Ende mit der Philoſophie; während aber in ſolcher Weiſe ſein ſchwunghafter Geiſt das Bedürfniß der Thätigkeit zu befriedigen ſtrebte, regte ſich ſchon die Begierde nach Auszeichnung auf dem Schauplatz der Thaten, welche halb bewußtlos in ſeiner Seele geſchlummert hatte. Von lebhafter Gemüthsart, mit Phantaſie begabt, nach dem Großen verlangend, war Friedrich II. nicht nur für das Ideale empfänglich, ſondern ſelbſt von Enthuſiasmus erfüllt. Der Brief an Voltaire, welchen wir im achten Hauptſtück mittheilten, zeigt dieß deutlich: denn hier ſprudelt der ideale Sinn und das feurige Gefühl in der Fülle über, wie ſie die Begeiſterung hervorzubringen pflegt. Hier trat die ſeltene Erſcheinung auf, daß der Mann von hoher Geburt, der Erbe eines Thrones ſogar, die geiſtige Auszeichnung, die Gabe der Dichtkunſt, des Denkens und der Wiſſenſchaften über den Wappen-Adel, ja ſelbſt über Szepter und Krone emporhebt: man gewahrt nicht ohne Erſtaunen, wie der Thronerbe beſcheiden, ja faſt ſchüchtern und demüthig, um das Wohlwollen des Schriftſtellers und Dichters wirbt. Das geſammte Phänomen trägt das Gepräge des Ungewöhnlichen bis an die Grenze des Revolutionären, und offenbart jedenfalls einen hohen Grad von Begeiſterung.

Trotz dieſer unverkennbaren Neigung zum Enthuſiasmus zeigte ſich in Friedrich II. ſchon unmittelbar nach der Thron-Beſteigung eine entſchiedene Ruhe und Kaltblütigkeit in den Staatsſachen, eine auffallende Sicherheit und Mäßigung in Beziehung auf Neuerungen oder Reformen. Wir haben hierauf bereits hingedeutet; beſonders klar zeigt ſich jedoch die bemerkte Eigenſchaft des Hohenzollern in einem andern Brief an Voltaire, dem erſten, welchen er als König an ihn ſchrieb. „Mein Schickſal hat ſich geändert,“ meldet er darin, „ich habe den letzten Augenblicken und dem Todeskampfe eines Königs beigewohnt: allein es bedurfte bei meiner Thronbeſteigung nicht dieſer Erſchütterung des Sterbebettes, um die Eitelkeit und Nichtigkeit der menſchlichen Größe einzuſehen [1].“

[1] „Mon sort est changé, et j'ai assisté aux derniers momens d'un roi, à son agonie, à sa mort. En par-

Noch viel ausdrucksvoller entwickelte die nüchterne Verſtandes-Kraft des Königs ein dritter Brief an Voltaire, im Feldzug vom Jahr 1742 mitten aus dem Lager bei Selowitz geſchrieben. Darin wird mit Laune bemerkt, wie ungereimt alle Kriege ſind, welche keinen andern Zweck haben, als die Beförderung der Intereſſen der Könige, wie unvernünftig es ſei, daß Völker, die einander nicht einmal dem Namen nach kannten, ſich gegenſeitig erwürgen, bloß weil es ihr Herr befiehlt [2]). Alsdann zeigt der philoſophiſche Korreſpondent die Sache plötzlich von einem andern Geſichtspunkt, und knüpft daran die Bemerkung, daß eine und dieſelbe Sache von den verſchiedenſten Seiten aufgefaßt werden könne [3]). Zugleich miſcht ſich aber auch die Klage über die Wandelbarkeit der Anſichten der Menſchen und der Nichtigkeit aller menſchlichen Dinge ein [4]).

Es liegt in allem dem ſchon eine Reife des Urtheils, und eine Abkühlung des jugendlichen Idealismus, welche in einem Alter von 28 bis 30 Jahren ſehr ſelten ſind. Friedrich II. liebte den Ruhm, und er geſteht ſelbſt, daß er zu dem erſten ſchleſiſchen Krieg bloß durch ſeine Ruhmbegierde getrieben worden

---

venant à la royauté, je n'avais pas besoin assurément de cette leçon pour être dégoûté de la vanité des grandeurs humaines.

J'avais projeté un petit ouvrage de métaphysique, il s'est changé en un ouvrage de politique. Je croyais joûter avec l'aimable *Voltaire*, et il me faut escrimer avec *Machiavel*. Enfin, mon cher *Voltaire*, nous ne sommes point maîtres de notre sort. Le tourbieton des evénemens nous entraine; et il faut se laisser entrainer. Ne voyez en moi, je vous prie, qu'un citoyen zélé, un philosophe un peu sceptique, mais un ami véritablement fidèle. Pour Dieu, ne m'écrivez qu'en homme, et méprisez avec moi les titres, les noms, et tout l'éclat extérieur.

Jusqu'à présent il me reste à peine le temps de me reconnaitre; j'ai des occupations infinies: je m'en donne encore de surplus; mais malgré tout ce travail, il me reste toujours du temps assez pour admirer vos ouvrages et pour puiser chez vous des instructions et des délassemens."

2) „Je crains de vous écrire, car je n'ai d'autres nouvelles à vous mander que d'une espèce dont vous ne vous souciez guère, ou que vous abhorrez.

Si je vous disais, par exemple, que les peuples de deux contrées de l'Allemagne sont sortis du fond de leurs habitations pour se couper la gorge avec d'autres peuples dont ils ignoraient jusqu'au nom même, et qu'ils ont été chercher dans un pays fort éloigné: pourquoi? Parce que leur maitre a fait un contrat avec un autre prince, et qu'ils voulaient, joints ensemble, en égorger un troisieme; vous me répondriez que ces gens sont fous, sots et furieux de se prêter ainsi aux caprices et à la barbarie de leurs maitres. Si je vous disais que nous nous préparons avec grand soin à détruire quelques murailles élevées à grands frais, que nous faisons la moisson où nous n'avons point semé, et les maitres où personne n'est assez fort pour nous résister; vous vous écrieriez: Ah, barbares! ah, brigands! inhumains que vous êtes, les injustes n'hériteront point du royaume des cieux, selon St. *Matthieu*, chap. XII, vers 24."

3) „Puisque je prévois tout ce que vous me diriez sur ces matières, je ne vous en parlerai point. Je me contenterai de vous informer qu'une tête assez folle, dont vous aurez entendu parler sous le nom de *roi de Prusse*, apprenant que les Etats de son allié l'empereur, étaient ruinés par la reine de Hongrie, a volé à son secours, qu'il a joint ses troupes à celles du roi de Pologne pour opérer une diversion en Basse-Autriche, et qu'il a si bien réussi, qu'il s'attend dans peu à combattre les principales forces de la reine de Hongrie, pour le service de son allié.

Voilà de la générosité, diriez-vous, voilà de l'héroïsme; cependant, cher *Voltaire*, le premier tableau et celui-ci sont les mêmes. C'est la même femme qu'on fait voir d'abord en cornettes de nuit, et ensuite avec son fard et ses pompons."

4) „De combien de différentes façons n'envisage-t-on pas les objets? combien les jugemens ne varient-ils point? Les hommes condamnent le soir ce qu'ils ont approuvé le matin. Ce même soleil qui leur plaisait à son aurore, les fatigue à son couchant. De-là viennent ces réputations établies, effacées, et rétablies pourtant."

ſei [5]); allein ſchon zwei Jahre ſpäter, und zwar in dem erwähnten Brief aus Selowitz, klagt er bereits, daß wegen der Nichtigkeit aller menſchlichen Auszeichnung ſogar auch der Ruhm eitel ſei. „Iſt es möglich,“ ruft er aus, „daß wir uns abmühen, einem ſolchem Phantom nachzujagen? Können wir uns von einer ſolchen falſchen Münze täuſchen laſſen?“ [6]).

Friedrich II. hatte nicht bloß Neigung zum philoſophiſchen Denken, ſondern ſogar Hang zur Beſchauung oder Contemplation [7]). Seine Natur war jedoch zu kräftig, um jenen Hang in Träumerei ausarten zu laſſen; er wußte vielmehr, daß der Menſch zur Thätigkeit beſtimmt ſei, und entwickelte dieſelbe im vollſten Maße. Er wollte ſeine Staaten nicht bloß vergrößern, ſondern auch verbeſſern; nur die Erholungsſtunden am Abend gehörten daher dem Philoſophiren und der geiſtreichen Unterhaltung, die Arbeitszeit dagegen der Regierung und der Verbeſſernng der öffentlichen Zuſtände.

Um die Wiſſenſchaften in Deutſchland zu heben, beſchäftigte ſich der König ſogleich nach ſeiner Thron-Beſteigung mit der neuen Einrichtung der Akademie. Der vertriebene Philoſoph Wolf wurde zurückgerufen, der berühmte Euler, Maupertuis, Graveſende und eine Anzahl anderer Gelehrter zu erwerben geſucht. Gleichzeitig richtetete Friedrich ſein Augenmerk auf die Beförderung der Kunſt, und berief verſchiedene Maler ſowie Bildhauer in ſeine Hauptſtadt.

Seine ganze Sorgfalt wendete er hiernächſt der Vermehrung des Wohlſtandes ſeines Volkes zu, und in dieſer Beziehung ging er ſchon wenige Wochen nach ſeiner Thronbeſteigung an die Ausführung eines Planes, welcher ihm zum größten Ruhme gereichte. Er beſchloß nämlich, in allen Provinzen ſeines Staates Getraide-Magazine zu errichten, mit ſolchen Vorräthen, daß ſie die geſammte Bevölkerung $1\frac{1}{2}$ Jahr zu ernähren vermögen [8]). Eine ſolche Einrichtung forderte natürlich ungeheure Summen; aber

---

[5]) In einem Brief an Voltaire aus dem Feldlager in Schleſien (23. Dezember 1740) ſagt er:

„Nous marchons depuis sept heures jusqu'à quatre de l'après midi. Je dine alors; ensuite je travaille, je reçois des visites ennuyeuses: vient après un détail d'affaires insipides. Ce sont des hommes difficultueux à rectifier, des têtes trop ardentes à retenir, des paresseux à presser, des impatiens à rendre dociles, des rapaces à contenir dans les bornes de l'équité, des bavards à écouter, des muets à entretenir; enfin il faut boire avec ceux qui en ont envie, manger avec ceux qui ont faim; il faut se faire juif avec les juifs, païen avec les païens.

Telles sont mes occupations que je céderais volontiers à un autre, si ce fantôme nommé la gloire ne m'apparaissait trop souvent. En vérité, c'est une grande folie, mais une folie dont il est très-difficile de se départir lorsqu'une fois on en est entiché.“

[6]) „Et nous sommes assez insensés de nous agiter pendant toute notre vie pour acquérir de la réputation! Est-il possible qu'on ne soit pas détrompé de cette fausse monnaie depuis le temps qu'elle est connue?“

[7]) Er ſprach dieß äußerſt beſtimmt in einem Brief an Voltaire vom 12. Juni 1740 aus, wo es heißt:

„Je vous avoue que la vie d'un homme *qui n'existe que pour réfléchir et pour lui-même*, me semble infiniment préférable à la vie d'un homme dont l'unique occupation doit être de faire le bonheur des autres.“

Beſtätigend ſind folgende Stellen aus andern Briefen (8. Januar 1742 und 3. Februar 1742):

„Je pars après-demain pour Remusberg reprendre la houlette et la lyre; veuille le ciel, pour ne les quitter jamais! Je vous écrirai de cette douce solitude avec plus de tranquillité d'esprit.“

„C'est une chose bien humiliante que l'étude du cœur humain dans de pareils sujets; elle me fait regretter mille fois ma chère retraite, les arts, mes amis et mon indépendance.“

[8]) Schon in einem Brief an Voltaire vom 27. Juni 1740 gedenkt er dieſes Planes:

„Ce qui me coûte le plus est l'établissement de magasins assez considérables dans toutes les provinces, pour qu'il s'y trouve une provision de grains d'une année et demie de consommation pour chaque pays.“

Friedrich II. führte ſie dennoch größtentheils durch. Jetzt war er der Regulator der Brodpreiſe und beſaß die Macht, ſowohl einer zu großen Theurung, als einer zu großen Wohlfeilheit des Getraides zu ſteuern. Er ſetzte nämlich ein Maximum und ein Minimum (höchſtes und geringſtes Maß) der Getraidepreiſe feſt, und ließ bei Theurungen verkünden, daß Jedermann, welcher das Getraide um das Maximum auf dem Markte nicht kaufen könne, es um dieſen Preis aus den Staats-Magazinen beziehen möge. Fielen umgekehrt die Getraidepreiſe ſo ſehr, daß die Wohlfeilheit die Landleute zu Grunde richtete, ſohin abermals zum Unglück ausartete, ſo ließ er bekannt machen: Jeder, der ſein Getraide nicht um das Minimum auf dem Markt verkaufen könne, möge es für dieſen Preis in die Staats-Magazine liefern. Der Gedanke einer ſolchen Einrichtung war ſo einfach und doch ſo groß, daß er allein ſchon das ſchöpferiſche Genie des Königs beurkundete. Im Leben ſelbſt war die neue Anſtalt von den wohlthätigſten Folgen begleitet, indem ſie die Bevölkerung gegen allzugrelle Schwankungen in den Preiſen der Lebensmittel und des Verkehres ſelbſt ſicher ſtellte. Für die Zukunft wird bei allen Völkern eine ähnliche Vorkehrung getroffen werden müſſen, und nicht nur die öffentliche Wohlfahrt, ſondern ſelbſt die Sicherheit der Regierung davon abhängen; es mußte daher geſchichtlich feſtgeſtellt werden, daß Friedrich dem Zweiten die Ehre der Erfindung gebührt.

Vielſeitigkeit war eine Haupt-Eigenſchaft des großen Hohenzollern, er wollte daher überall ordnen und helfen, nicht nur die Gewerbe heben, ſondern auch eine neue Geſetzgebung ſchaffen, und überhaupt eine ſtaatliche Reformation im eigentlichen Sinne des Wortes durchführen. Allein in dieſer Beziehung irrte er ſich über den Standpunkt ſeiner Zeit und über die eigentliche Bedeutung ſeines Berufes. Um dieß nachzuweiſen, müſſen wir in die Natur der Verhältniſſe und der leitenden Geſetze des Lebens etwas tiefer eindringen.

Die Völker tragen zu der geiſtigen Blüthe und Glückſeligkeit, welche der kosmiſchen Stufe ihres Planeten entſpricht, die Keime in ſich, die Entwicklung derſelben aber iſt ihrer eigenen Thätigkeit überlaſſen. Eine fremde ſupernaturaliſche Macht kann dagegen auf die Menſchenſchickſale niemals einen Einfluß äußern, und zwar weder belehrend, noch ſchützend oder leitend.

Gleichwohl findet in den großen Verhältniſſen des Völkerlebens und in den Schickſalen der Nationen wie des ganzen Menſchengeſchlechts nirgends ein Zufall und nirgends eine regelloſe Willkür ſtatt. Vermöge der ewigen Naturgeſetze, welche die ganze Bedeutung der Schöpfung ordnen, ſtehen vielmehr auch alle Ereigniſſe der Geſchichte unter ſichern und weiſen Regeln. Alles Leben der Einzelnen und der Nationen beruht auf einem Syſteme widerſtrebender Kräfte, welche eine innere Macht zur Ordnung lenket. Der Sinn der großen Naturgeſetze, welche alle Schickſale der Völker leiten, iſt daher eine gewiſſe innere Nothwendigkeit, welche ihrer Natur nach alle widerſtrebenden Kräfte endlich zum Guten führt. Lange mögen alſo feindliche Kräfte zum Nachtheile des Ganzen auf die eine oder die andere Seite ausſchweifen, früh oder ſpät werden ſie doch überwunden und das Ganze auf den Mittelpunkt der Ordnung und der Harmonie zurückgebracht. Alle Ordnung der Dinge, die Entwicklung des Einzelnen wie der Völker, die Schickſale der Geſchlechter, Nationen und Zeitalter ..... alles unterliegt demnach der Leitung allgemeiner und unwandelbarer Naturgeſetze. Für die Freiheit des Menſchen iſt dabei zwar ein großer Spielraum gelaſſen, innerhalb deſſen er ſich bewegen und beſtimmen kann, aber es ſind dieß nur verſchiedene Wege zu Einem und demſelben Ziele, zwiſchen welchen der freie Wille wählen mag. — In den Endreſultaten kann dagegen Niemand etwas ändern, alles geht vielmehr unaufhaltſam der Entwick-

lung entgegen, welche dem Charakter der Naturkräfte, die sich wirksam bezeigen, gemäß ist. Die Macht der Menschen ist gegen die Wirksamkeit dieser Naturkräfte keines Widerstandes fähig, und lächerlich daher jeder Versuch, die Völker in ihrer Entwicklung aufzuhalten. Jede Nation erlangt durch die unwidrstehliche Naturkraft, welche sie zu ihrer Blüthe treibt, jenen Grad von Entwicklung und Ausbildung, der ihrer Organisation und ihrem Charakter gemäß ist. Keine Macht der Menschen kann diese Entwicklung hindern. So lange ihr die Bewegungsperioden der Erde nicht verändern, so lange ihr die Sonne in ihrem Laufe nicht aufhalten könnet, in so lange könnet ihr auch die Kultur der Völker nicht verhindern: denn im buchstäblichen Sinne des Wortes ist es der Lauf der Sonne, welcher diese Cultur uns bringet.

So wenig nun eine Macht der Menschen die Endresultate der Bildung des Menschengeschlechts verhindern kann, eben so wenig liegt auch die Art und Weise der Entwicklung der Völker in der Macht menschlicher Autoritäten. Jede Nation wird vielmehr nur das, was sie nach Maaßgabe ihrer Naturanlagen werden kann. Nie war eine Meinung irriger, als jene, daß alle Menschen mit gleichen Anlagen geboren werden und daß also alle Verschiedenheit der Bildung, Sittlichkeit und Geistes-Entwicklung auf Erziehung beruhe. Die Naturanlagen der einzelnen Menschen sind im Gegentheile im äußersten Grade verschieden und von der Beschaffenheit dieser Anlagen hängt die ganze Bildung jedes Einzelnen ab. Der Einfluß der Erziehung ist immer nur untergeordnet und kann im Wesentlichen den Menschen nicht anders machen, als er ist. Man kann dadurch bessern, veredeln, die Anlagen zu größerer Entwicklung bringen, als es ohne Unterricht der Fall gewesen sein würde, allein nie kann man Zöglinge von wesentlich verschiedenen Naturanlagen zu gleicher Bildung führen. In dem Genie wirken aber die Naturkräfte mit solcher Heftigkeit, daß auch kein Mangel der Erziehung sie zurückzuhalten vermag. Geniale Menschen mögen verborgen sein, wo sie wollen, man mag sie unterdrücken und von ihrer Bestimmung abhalten, wie man will, jederzeit machen sie sich durch eigene Kraft Platz und erfüllen ihren glänzenden Beruf, sie mögen nun Erziehung genossen haben oder nicht. Die Geschichte der größten Männer beweist dieß, und ich glaube überhaupt, daß niemals ein Genie durch die Hindernisse seiner äußerlichen Lage unbemerkt untergegangen sei. Das Nämliche gilt nun auch von den Völkern. Mit aller Macht und dem besten Willen von der Welt kann keine Regierung aus einem Volke etwas anderes machen, als dessen Naturanlagen angemessen ist. „Was wirken kann, wirkt," sagt Herder, „was im Reiche der Menschheit nach dem Umfange gegebener National-, Zeit- und Ortsumstände geschehen kann, geschieht in ihm wirklich." So ist es und die Kultur aller Nationen richtet sich nach den Naturanlagen. Die Vorstellungen von der Macht der Regierungen in Beziehung auf die Entwicklung der Völker sind daher meistens irrig, weil man gemeiniglich glaubt, es hänge nur von der Staatsgewalt ab, welche Bildung sie der Nation geben wolle. Nichts ist unrichtiger, als dieß. Der Einfluß der Regierungen auf die Bildung der Völker, insoferne die Einwirkung fördernd ist, wird durch den Charakter der Nationalität beschränkt, so daß aus dem Volke nicht mehr gemacht werden kann, als dessen Naturanlagen zulassen. Wo aber die Einwirkung der Regierung störend und hindernd ist, da wird ihr Einfluß vollends gar gleich Null: denn keine naturgemäße Entwicklung der Nationen läßt sich durch menschliche Einrichtungen und Autoritäten aufhalten. Die Anstalten zur Unterdrückung der Ideen und die Bemühungen, den Gedanken durch physische Gewalt eine andere Richtung zu geben oder den erwachenden Geist eines Volkes durch Verordnungen und äußere Zwangsmittel zu beschwichtigen, sind daher immer lächerlich. Es ist nur ein

Merkmal des Kindheitszuſtandes des Menſchengeſchlechts, wenn man den Geiſt der Nationen durch ſolche Mittel beherrſchen zu können glaubt. —

Weil nun alle Bildung der Völker auf organiſchem Wege vor ſich geht, ſo wird auch zu jeder Entwicklungsſtufe eine gewiſſe Reife erfordert und alle Beſtrebungen, die Nationen früher dahin zu bringen, als es der Natur gemäß iſt, ſind vergeblich und nachtheilig. Ob ein Volk zu einem entſcheidenden Fortſchritte ſeiner Entwicklung reif ſei oder nicht, dafür hat die Natur ein ganz ſicheres und untrügliches Kennzeichen gegeben: — es beſteht in der öffentlichen Meinung. So lange eine Nation zu großen Reformen nicht reif iſt, ſo lange verlangt auch die öffentliche Stimme nicht darnach: einzelne Individuen, die weiter vorgerückt ſind, mögen vorſchlagen, rathen und predigen, was ſie wollen: das Ganze der Nation bleibt gleichgültig und unthätig. Iſt dagegen das Volk für die Reform reif, ſo finden die Vorſchläge dazu und das Verlangen nach ihr in der großen Mehrheit der Nation den lebhafteſten Wiederhall und tauſend Zeichen der Zeit verkünden den Regierungen, daß die Stunde der Reife gekommen ſei. Nun iſt aber auch jeder Widerſtand von ihrer Seite für die Länge abſolut unmöglich. Man ſieht daraus, daß alle entſcheidenden und weſentlichen Fortſchritte der Völker von dieſen ſelbſt ausgehen müſſen.

Das war es, was Friedrich II. nach verſchiedenen Richtungen überſah. Schon in Beziehung auf die Induſtrie und die Landwirthſchaft trat er mit den Geſetzen der Natur unmittelbar in Kampf, da er in ſeinen Landen alles erzeugt wiſſen wollte, was mit Erfolg nicht geſchehen konnte. So munterte er im Brandenburgiſchen zum Weinbau auf, obgleich die klimatiſchen Verhältniſſe dieß verboten, und Mühe wie Geld verloren waren, die man auf ſolche unnatürliche Pflanzungen verwendete. In gleicher Weiſe wollte er den Seidenbau in dem rauhen Norden einführen, verſchrieb zu dem Ende Lehrmeiſter aus Frankreich, ſetzte Preiſe auf gewonnene Seide aus, und ließ dieſe durch ſeine Fabriken ankaufen. Da jeder Erfolg, der Natur der Sache nach, vergeblich ſein mußte, ſo wurde mit der Spielerei nicht nur viel Geld und Zeit verloren, ſondern auch der gewerblichen Thätigkeit eine falſche Richtung gegeben.

In Anſehung der Induſtrie hatte der unrichtige Grundſatz des Königs, daß jedes Land alles hervorbringen ſoll, bei ſeiner gewöhnten Energie die traurigſten Folgen. Er beſchränkte ſich nämlich zur Ausführung ſeines Wunſches nicht bloß auf Belehrung und Ermunterung der Gewerbsleute, ſondern er führte auch zur Abwehrung fremder Fabrikate ein äußerſt drückendes Prohibitiv-Syſtem ein. Nachdem die Zölle ungeheuer geſteigert worden waren, verbot er endlich die Einfuhr gewiſſer Waaren gänzlich. Ja man ging ſogar ſo weit, auch den bloßen Durchgang fremder Waaren durch Preußen zu erſchweren. Durch große Abgaben und die häufigen Unterſuchungen der Schiffe und Frachtwägen, womit Koſten, Plage und Zeitverluſt verbunden waren, wurden die Schiffer und Fuhrleute wirklich ſo abgeſchreckt, daß ſie möglichſt die preußiſchen Länder zu vermeiden ſuchten. So zerſtörte Friedrich II. den ſo wichtigen Tranſithandel; und daß ihm dieß Freude gewährte, gibt ein ſehr übles Zeugniß von ſeinen ſtaatswirthſchaftlichen Einſichten.

Sein Haupt-Mißgriff lag aber in den ungeheuern Maſſen von Verordnungen, welche wie wahre Fluthen fortwährend auf einander folgten. Die Urſache war wiederum ſeine irrige Meinung, daß die Regierungsgewalt alles machen könne, ſowie ſeine geringe Achtung vor den Menſchen. Wie er ſelbſt ſagte, betrachtete er dieſe nicht anders, als eine Bande von Hirſchen, welche nur den Zweck haben,

den Park der Großen zu bevölkern [9]). Bei ſolchen Grundſätzen war die unumſchränkte Macht in den Händen eines Einzelnen gefährlich, und man ſah nun deutlich die verderblichen Folgen aller Aufhebung ſchützender Formen und unabhängiger Stände. Friedrich II. wollte die Macht freilich zum Guten anwenden; allein ſie mußte durch ſeine falſchen ſtaatswirthſchaftlichen Grundſätze zum Uebel ausſchlagen. Bei ſeiner Hartnäckigkeit ließ er ſich durch die Nutzloſigkeit der vielen papiernen Verordnungen nicht belehren, ſondern häufte vielmehr fortwährend die Maſſen derſelben. Dadurch verlor die Regierung die Einfachheit, und wurde ſelbſt bei der außerordentlichen Thätigkeit des Königs ſpäter wieder ſchwerfällig.

Auch in der Geſetzgebung verſuchte Friedrich II. ſeine Kräfte vergebens, ob er gleich die größten Anſtrengungen machte. Der Grund des Fehlſchlagens war der nämliche, wie bei den ſtaatswirthſchaftlichen Fragen; der König kannte die tiefern Geſetze des Lebens nicht, und wurde durch die Meinung verblendet, daß Herrſchergewalt und ſchöpferiſche Kraft gleich ſeien, daß man alſo gute Geſetzgebungen, wie Wein- und Seidenbau, in allen Ländern und zu beliebigen Zeiten hervorbringen könne. Um zu zeigen, wie ungeheuer Friedrich II. hierin irrte, müſſen wir wiederum der Natur der Dinge etwas tiefer auf den Grund ſehen.

Die Geſetzgebung eines Volkes iſt der Ausdruck ſeines Nationalgeiſtes, ſeiner Sitten, eigenthümlichen Geſinnungen und Anſchauungsweiſe; bei rohen Völkern iſt die Geſetzgebung gefühllos und grauſam, kleingeiſtig und beſchränkt, oft einfältig, bei gebildeten dagegen mild und gütig, weiſe, hochſinnig und edelmüthig. Wie darum die Bildung ſich ändert, wie die öffentlichen Zuſtände von Barbarei und Druck zur Freiheit und Würde emporſteigen, oder durch traurige Geſchicke eines Volkes von da wieder dem Verfalle zueilen, ändert ſich auch der Geiſt der Geſetze, und letztere gehen daher von Grauſamkeit, Stumpfſinn und Roheit zur Weisheit und Menſchenfreundlichkeit über, oder von da bis auf einen gewiſſen Grad zu den entgegengeſetzten Eigenſchaften zurück. Die Geſchichte der Entwicklung der Rechtsſyſteme aller Völker zeigt dieß deutlich genug. Wie nun die ſchöpferiſche Kraft nie gleich iſt, ſondern vielfältigen periodiſchen Veränderungen unterliegt, wie alſo die literariſche Produktivität wechſelt, bald reicher, bald ärmer, bald genialer, bald gewöhnlicher iſt; ſo kann auch die geſetzgeberiſche Schöpfungskraft nie gleich ſein, daher nicht jede Zeit Beruf zur Geſetzgebung haben. Dieſe große Wahrheit wird leider nicht genug gewürdigt, und darum die Völker ſo oft mit geiſtloſen, lebensunfähigen und armſeligen Geſetzgebungswerken überſchüttet. Man hat überdieß noch häufig die Meinung, alles durch Geſetze machen, durch letztere allen und jeden Bedürfniſſen der Nationen abhelfen zu können: wo daher irgend ein Mangel oder Uebelſtand ſich fühlbar macht, entſteht ſogleich der allgemeine Ruf, denſelben durch ein Geſetz zu beſeitigen. Dieſer Meinung entſpricht eben der Irrthum, daß man zu allen Seiten gleich gute Geſetze ſchaffen könne, gerade, als wenn man zu jeder Zeit die ausgezeichnetſten Schöpfungen der Kunſt machen, als wenn jedes gewöhnliche Talent ſie hervorbringen könnte. Eine wirkliche bedeutende, aus den Sitten und dem Geiſte des Volkes hervorgehende, ſchöpferiſche und fruchtbare, und darum zur Dauer berufene

[9]) Dieſe auffallende Stelle befindet ſich abermals in einem Brief an Voltaire (vom 24. Auguſt 1741), und lautet alſo:

„Il y a tant de bonnes choses à dire contre la religion que je m'étonne qu'elles ne viennent pas dans l'esprit de tout le monde; mais les hommes ne sont pas faits pour la vérité. *Je les regarde comme une horde de cerfs dans les parc d'un grand seigneur, et qui n'ont d'autre fonction que de peupler et remplir l'enclos.*“

Geſetzgebung iſt ſo gut das Werk des Genius, wie die erhabenern Kunſtſchöpfungen, und der Genius läßt ſich nicht willkührlich ſchaffen, er iſt nicht ſo häufig, um zu allen Zeiten vorhanden zu ſein; es läßt ſich nichts thun, als ſeinen Eintritt und den Augenblick, wo ſeine Wirkſamkeit möglich wird, abzuwarten. Die größten Geſetzgebungswerke fallen daher immer in jene Perioden, wo eine große organiſche Umgeſtaltung der Nationen, ihre innere Wiedergeburt ſtattfindet. Dieſen Perioden geht gewöhnlich das plötzliche Hervorbrechen neuer großer Ideen voraus, welche die alten Zuſtände erſchüttern, viel Widerſpruch und Kampf erregen, aber trotz aller Anfeindung und alles Widerſtandes ſich Bahn brechen und ſiegreich durchdringen. Sehr oft ſind dieſe Ideen nicht von kleinen Uebertreibungen frei, die geniale Kraft iſt zu feurig, zu intenſiv, wirklich große Gedanken treten daher immer mit einer gewiſſen Heftigkeit, mit einem Uebermaß von Kraft auf, das natürlich beim erſten Beginnen hin und wieder das Ziel um ein Kleines überſchießt. Indeſſen die Zeit übt ihre wohlthätige Macht, der Genius tritt in ſeine Reife, und führt ſelbſt das Uebermaß der jugendlichen Begeiſterung mit Kraft und weiſem Blick in die angemeſſenen Schranken zurück. Ideen ſind die Saamkörner der geiſtigen Welt, Ideen das Triebrad gebildeter Volkszuſtände. Will man alſo Aufſchluß erlangen, ob irgend eine gegebene Zeit Beruf zur Geſetzgebung habe, ſo muß man unterſuchen, ob dieſelbe mehr oder weniger von bedeutenden Gedanken bewegt ſei, oder deren entbehre.

Vermöge des Grundgeſetzes eines organiſchen Verhältniſſes der Staatszuſtände, was keineswegs bloß ein Bild iſt, ſondern ganz buchſtäblich alſo ſich verhält, hängen die verſchiedenen Theile der Geſetzgebung auf das innigſte zuſammen; die Grundlage aller iſt aber das Staatsrecht: wie alſo dieſes beſchaffen iſt, ſo geſtalten ſich auch die einzelnen Theile des Civilrechts, Strafrechts, der Prozeßordnung, des Kirchenrechts u. ſ. w. Je nachdem nun das Staatsprinzip der Nation, für welche eine Geſetzgebung ermittelt werden ſoll, beſchaffen iſt, bilden ſich auch die einzelnen Theile aus; das gemiſchte Verfaſſungsſyſtem oder die konſtitutionelle Monarchie erfordert ein weſentlich anderes Civil-, Straf- und Prozeßrecht, als die unbeſchränkte Alleinherrſchaft, die Republik wieder ein noch weit weſentlich anderes, als die konſtitutionelle Monarchie. Das Bedürfniß und die Neigung einer Zeit zu durchgreifenden Erneuerungen der Geſetzgebung erfaſſen daher immer zuerſt die ſtaatsrechtlichen Fragen: es entſtehen zuerſt in dieſer Beziehung neue Ideen, Wünſche und Beſtrebungen, und erſt wenn dieſe nach Widerſpruch und Kampf geläutert und durchgedrungen ſind, iſt die Reviſion der übrigen Rechtstheile möglich, weil letztere zu dem Staatsrecht wie Wirkung zur Urſache ſich verhalten. Die Politik hat daher auf die Ausbildung des geſammten Rechtsſyſtems eines Volkes den entſcheidendſten, ja einen unumſchränkt beherrſchenden Einfluß.

Alle dieſe Rückſichten ſetzte nun Friedrich II. gänzlich außer Augen. Eine gute Geſetzgebung iſt durch ſtaatsbürgerliche Freiheit und durch das rege Wechſelſpiel verſchiedener Stände bedingt; davon wollte der König jedoch nichts wiſſen, ob er gleich die Bauern nachdrücklich ſchützte. Des Abſprechens gewohnt, verachtete er außer den Landleuten und Soldaten faſt alle übrigen Stände. „So waren ihm," wie Dohm treffend auseinanderſetzt, „alle Hofleute eitle, nur mit elenden Kleinigkeiten beſchäftigte Menſchen, die Gelehrten Pedanten, Gutsbeſitzer harte Unterdrücker ihrer Unterthanen, die Geiſtlichen entweder Dummköpfe oder Heuchler, die Juriſten gewinnſüchtige Rechtsverdreher, die Kameraliſten eigennützige, ihren eigenen Vortheil ſuchende Plusmacher, die Aerzte unwiſſende Prahler, die Kaufleute Wucherer und Betrüger [10]." Eine freie Staatsverfaſſung zu befördern, konnte dem

[10] Denkwürdigkeiten meiner Zeit, von Chriſtian Wilhelm v. Dohm, Band IV., Seite 436.

abſoluten König, trotz ſeiner Aufklärung und Liberalität nach franzöſiſchem Zuſchnitt, nicht entfernt in den Sinn kommen, da er zu ſehr an militäriſches Regiment gewohnt war, keinen Widerſpruch ertragen konnte, und die Menſchen zu ſehr verachtete, wie gezeigt wurde. Alle Vorbedingungen einer guten Geſetzgebung fehlten demnach. Friedrich II. ließ durch ſein Großkanzler Cocceji wohl eine neue Prozeßordnung machen, der auch ein neues Civilgeſetzbuch oder Landrecht bald nachfolgte. Welche Ergebniſſe dieſe Verſuche indeſſen haben mußten, mag ſchon der Titel des Landrechts anzeigen. Derſelbe lautete alſo:

„Projekt des Corporis Juris Friedericiani, d. i., Sr. Königl. Majeſtät von Preußen in der Vernunft und den Landes-Verfaſſungen gegründetes Landrecht, worin das Römiſche Recht in eine natürliche Ordnung und richtiges Syſtema gebracht, die General-Principien, welche in der Vernunft gegründet ſind, bey einem jeden Objekt feſtgeſetzt und die nöthigen Conclusiones, als ſo viele Geſetze, daraus deducirt, alle Subtilitäten und fictiones, nicht weniger was auf den deutſchen statum nicht applicable iſt, ausgelaſſen, alle zweifelhafte Jura, welche in den römiſchen Geſetzen vorkommen, oder von den Doctoribus gemacht worden, dedicirt und ſolchergeſtalt ein Jus certum und universale in allen Dero Provinzen statuirt worden.“

Wer eine ſolche barbariſche Sprache führt, hat wohl nicht den geringſten Beruf zur Geſetzgebung; gehörte die Art des Ausdrucks der Zeit an, ſo fehlte eben dieſer der reformatoriſche Beruf. Beide Rechtsbücher entſprachen dem beabſichtigten Zweck wirklich ſo wenig, daß noch zu Lebzeiten Friedrichs II. neue Verſuche in der Geſetzgebung gemacht wurden.

Wir haben angeführt, daß die Regenerationen der Völker von dieſen ſelbſt ausgehen müſſen, und daß die größten Geſetzgebungswerke immer in die Periode ſolcher organiſchen Umgeſtaltungen der Nationen fallen. Eine Zeit der Art war jene Friedrichs II. von Preußen freilich nicht; allein die Vorläufer der deutſchen Regeneration hatten unter ſeiner Regierung bereits ſich angekündiget. Fortbauend auf die Grundlagen, welche Liscov ermittelte, bildete ſich die deutſche Sprache immer ſchöner aus; die Literatur ging mit gewaltigen Schritten vorwärts, wie ſpäter im Zuſammenhang dargeſtellt werden wird, der Geſchmack beſſerte ſich, große Ideen traten unter den Männern der neuen Richtung hervor, und es offenbarte ſich unter dieſen überhaupt eine Genialität und geiſtige Gährung, welche ganz unverkennbar den bevorſtehenden Eintritt einer ganz neuen Zeit ankündigte. Hätte nun Friedrich II. die Bedeutung ſeiner Zeit begriffen, ſo mußte er dieſe Richtung unterſtützen; allein er kannte ſie gar nicht, er ſah nicht, was in den Tiefen des Nationalgeiſtes arbeitete, und blieb den Vorarbeiten zur wirklichen Reformation gänzlich fremd.

Der Grund von dieſem Mißgriff lag in ſeiner einſeitigen Bildung, welche ihn nur an der franzöſiſchen Literatur Geſchmack finden ließ. Indem er die Verehrung der letztern leidenſchaftlich übertrieb, verachtete er zu gleicher Zeit die deutſche Sprache, und ſteigerte ſolche Geringſchätzung ſogar zum Cynismus. „Die deutſche Sprache,“ ſagte er, „iſt nur gemacht, um mit den Thieren zu ſprechen [11]).“ Und dieß geſchah zu einer Zeit, wo nicht bloß Liscov geſchrieben, ſondern wo Klopſtock bereits den Adel unſerer Sprache in ſeinen Oden entwickelt hatte. Der franzöſiſchen Bildung allein war dieſe Verirrung des philoſophiſchen Königs keineswegs beizumeſſen; Liscov liebte, wie er,

[11]) Die Stelle iſt in einem Brief an Voltaire vom 26. Juni 1750, und lautet alſo:

„On dit que la langue allemande est faite pour parler aux bêtes; et en qualité de poëte de cette langue, j'ai cru ma Muse plus propre à haranguer vos chevaux de poste, qu'à vous adresser ses accens.“

die franzöſiſche Literatur, und verſtand ſie noch viel beſſer, aber jener war klaſſiſch gebildet, während Friedrich II. die Poeſie der Alten nur aus den ſchlechten franzöſiſchen Nachbildungen kennen lernte. Dieſer wußte daher nichts höheres, als die Dichtungen Voltaire's, und konnte durch die Irreleitung ſeines Geſchmackes die Schönheiten der deutſchen Sprache weder wie Liscov und Klopſtock ſelbſt finden, noch auch nur genießen, als ſie ihm, zu Tage gefördert, dargeboten wurden. Gleichwie er ſchon hierdurch der beſſern Richtung ſeiner Zeit gänzlich fremd blieb, ſo trugen andere Umſtände noch dazu bei, ſeine Stellung zu den deutſchen Nationalintereſſen völlig unnatürlich zu machen.

Seit ſeinem erſten Brief an Voltaire war der Wunſch, dieſen Dichter ganz zu beſitzen, nicht aus ſeiner Seele geſchwunden; er überhäufte denſelben vielmehr fortwährend mit ſchmeichelhaften Einladungen, an ſeinen Hof zu kommen. Nachdem Voltaire lange ausgewichen war, gab er im Jahr 1750 endlich den dringenden Bitten des Königs nach, und der gefeierte Mann lebte alſo jetzt in der nächſten Umgebung des Königs. Zugleich befanden ſich am preußiſchen Hofe damals noch mehrere andere franzöſiſche Literatoren, an deren Umgang Friedrich II. ſich ergötzte. Auch der Präſident der Berliner Akademie, Maupertuis, war ein Franzoſe, und Gelehrte von dieſer Nation gaben in den höhern Kreiſen in Berlin überhaupt den Ton an. Durch den ſteten Umgang mit den Fremden wurde der König nun noch mehr franzöſirt, und im Fache der Literatur für die vaterländiſchen Produktionen völlig unempfänglich.

Das unnatürliche Verhältniß rächte ſich indeſſen auf eine ganz eigene Weiſe an dem großen König, indem die ſeligen Erwartungen, welche er von der Verſetzung Voltaire's an ſeinen Hof ſich gemacht hatte, ſehr bitter getäuſcht wurden. Es zeigte ſich nämlich, daß die franzöſiſchen Literatoren in ſeiner Umgebung ſich nicht mit einander vertragen konnten, und es entſtanden ſogar durch Neid, ſowie andere kleinliche Leidenſchaften alsbald ſehr ärgerliche Auftritte. Zwiſchen Voltaire und Maupertuis erhoben ſich insbeſondere heftige Streitigkeiten, in welche man auch den König zu ziehen ſuchte. Voltaire pflegte die Verſe Friedrichs II. zu korrigiren; doch unfähig, ſelbſt gegen ſeinen ehrerbietigen Schüler des Spottes ſich zu enthalten, machte er ſich hinter dem Rücken desſelben über jene Verſe luſtig. Maupertuis hinterbrachte dieſe Sticheleien dem König, um ihn wider ſeinen Abgott einzunehmen; allein Friedrich II. war ſo groß, den geringen Werth ſeiner poetiſchen Verſuche ſelbſt anzuerkennen, und die Inſinuationen zurückzuweiſen. Deſſenungeachtet war die dauernde Beſchwichtigung der Zänkereien nicht möglich, und der König hatte großen Verdruß. Zugleich gerieth Voltaire durch ſeine Habſucht in ſchmutzige Händel mit Juden, welche ſogar einen Prozeß zur Folge hatten. Friedrich II. beſaß ein zu feines Gefühl und zu große Ehrbarkeit, um durch ſolche Verhältniſſe nicht verletzt zu werden. Er verwandelte daher ſeine gewohnten Lobeserhebungen gegen Voltaire in den ernſten Ton der Zurechtweiſung und der Ermahnung zu einem anſtändigen Betragen. Bei dieſer Gelegenheit regte ſich endlich der deutſche Sinn des Königs, er bemerkte daher, daß er mit deutſcher Freimüthigkeit ſpreche, um die Sache beim rechten Namen zu nennen und die Wahrheit nicht durch zweideutige Redensarten zu entſtellen. [12])

[12]) Schon in einem Brief an Voltaire vom 24. Februar 1752 hatte Friedrich II. geſagt: „Vous avez eu la plus vilaine affaire avec le juif; vous avez fait un train affreux dans toute la ville.“

Anſpielend hierauf drückte er ſich nun in einem Brief vom 28. Februar 1752 in nachſtehender Weiſe aus:

„Si vous voulez venir ici, vous en êtes le maitre. Je n'y entends parler d'aucun procès, pas même du vôtre. Puisque vous l'avez gagné, je vous en félicite, et je suis bien aise que cette vilaine affaire soit fini. J'espére que vous n'aurez plus de querelles ni avec le vieux ni avec le nouveau testament; ces sortes de

Alle Ermahnungen zur Ruhe, Verträglichkeit und Mäßigung waren jedoch nicht im Stande, die leidenſchaftlichen Franzoſen zu verſöhnen; Voltaire ſchrieb vielmehr eine Satyre »Diatribe du docteur Akakia« worin er den Präſidenten Maupertuis bitter lächerlich machte. Auf die Klage des Gekränkten ließ Friedrich II. die Brochüre durch den Scharfrichter öffentlich verbrennen. Voltaire, welcher ſeinen beißenden Witz auch über den König ſelbſt und deſſen Vater, Friedrich Wilhelm I. ergoſſen hatte, von Natur aber äußerſt furchtſam war, gerieth nun in eine wahre Todesangſt, und hielt ſich in Berlin nicht mehr für ſicher, ſo daß er im Jahr 1753 beſtürzt die Flucht ergriff. In Frankfurt am Main auf Befehl des Königs von Preußen angehalten, ſtieg ſeine Angſt ſo furchtbar, daß er an den öſterreichiſchen Hof jammervolle Bitten um Schutz ſtellte; indeſſen es war keine Abſicht ihn ernſtlich zu verfolgen verhanden, Voltaire erreichte ſeinen Zufluchtsort, und ſöhnte ſich ſpäter ſogar mit ſeinem frühern Gönner wieder aus. Merkwürdig iſt, mit welcher Ruhe Friedrich II. ſpäter noch die heftigen Vorwürfe Voltaire's hinnahm [13]).

Auch die große Aergerniß, welche ihm das anſtößige Betragen der franzöſiſchen Literatoren in Berlin zugezogen hatte, vermochte den König von ſeiner Vorliebe für die fremde Literatur nicht abzubringen. Nach ſeiner Verſöhnung mit Voltaire ſetzte er vielmehr den Briefwechſel mit dieſem fort, und verſicherte

---

compromis sont flétrissans, et avec les talens du plus bel esprit de France, vous ne couvrirez pas les taches que cette conduite imprimerait à la longue à votre réputation. Un libraire, *Gosse*, un violon de l'opéra, un juif jouaillier, ce sont en vérité des gens dont, dans aucune sorte d'affaires, les noms ne devraient se trouver à côté du vôtre. J'écris cette lettre avec le gros bons sens d'un Allemand, qui dit ce qu'il pense, sans employer de termes équivoques et de flasques, adoucissemens, qui défigurent la vérité: c'est à vous d'en profiter.«

13) Der merkwürdige Brief Voltaire's hatte im Weſentlichen folgenden Inhalt:

»Vous m'avez fait assez de mal, vous m'avez brouillé pour jamais avec le roi de France; vous m'avez fait perdre mes emplois et mes pensions; vous m'avez maltraité à Francfort, moi et une femme innocente, une femme considérée, qui a été trainée dans la boue et mise en-prison; et ensuite, en m'honorant de vos lettres, vous corrompez la douceur de cette consolation par des reproches amers. Est-il possible que ce soit vous qui me traitiez ainsi; quand je ne suis occupé depuis trois ans qu'à tâcher, quoique inutilement, de vous servir sans aucune autre vue que celle de suivre ma façon de penser.

Le plus grand mal qu'aient fait vos œuvres, c'est qu'elles ont fait dire aux ennemis de la philosophie répandus dans toute l'Europe: Les philosophes ne peuvent vivre en paix, et ne peuvent vivre ensemble. Voici un roi qui ne croit pas en Jesus Christ; il appelle à sa cour un homme qui n'y croit point, et il le maltraite; il n'y a nulle humanité dans les prétendus philosophes, et Dieu les punit les uns par les autres.

Voilà ce que l'on dit, voilà ce qu'on imprime de tous côtés, et pendant que les fanatiques sont unis, les philosophes sont dispersés et malheureux. Et tandis qu'à la cour de Versailles et ailleurs, on m'accuse de vous avoir encouragé à écrire contre la religion chrétienne, c'est vous qui me faites des reproches, et qui ajoutez ce triomphe aux insultes des fanatiques! Cela me fait prendre le monde en horreur avec justice; j'en suis heureusement éloigné dans mes domaines solitaires. Je bénirai le jour où je cesserai en mourant d'avoir à souffrir, et sur-tout de souffrir par vous, mais ce sera en vous souhaitant un bonheur dont votre position n'est peut-être pas susceptible, et que la philosophie seule pourrait vous procurer dans les orages de votre vie, si la fortune vous permet de vous borner à cultiver long-temps ce fonds de sagesse que vous avez en vous; fonds admirable, mais altéré par les passions inséparables d'une grande imagination, un peu par l'humeur, et par des situations épineuses qui versent du fiel dans votre ame; enfin par le malheureux plaisir que vous vous êtes toujours fait de vouloir humilier les autres hommes, de leur dire, de leur écrire des choses piquantes; plaisir indigne de vous; d'autant plus que vous êtes plus élevé au-dessus d'eux par votre rang et par vos talens uniques. Vous sentez sans doute ces vérités.«

Gelaſſen antwortete Friedrich II.:

»Je sais très-bien que j'ai des défauts, et même de grands défauts. Je vous assure que je ne me traite pas doucement, et que je ne me pardonne rien, quand je me parle à moi-même.«

sich immer mehr in den ausländischen Geschmack. So war er für Deutschland in Beziehung auf den Anbau einer eigenen Literatur und die Beförderung der geistigen Bestrebungen, die sich bereits so mächtig kund gegeben hatten, leider verloren. Dagegen schlug er nach einer anderen Richtung die Laufbahn eines glänzenden Ruhmes ein, welcher seine Strahlen auch auf die deutsche Nation theilweise zurückwarf, wenigstens im Einzelnen das Nationalgefühl wieder erweckte, und überhaupt weltgeschichtliche Bedeutung erlangte.

Eilftes Hauptstück.

Ausbruch des siebenjährigen Krieges. Feldzug des ersten Jahres.

(1756.)

Mitten in seinen Beschäftigungen für die Reform der Gesetzgebung, der Industrie, des Handels und der inneren Staatszustände überhaupt, verfolgte Friedrich II. von Preußen die auswärtige Politik mit der größten Aufmerksamkeit. Er war bisher in allen seinen Unternehmungen glücklich gewesen, hatte bei den verschiedenen europäischen Höfen hohe Achtung erworben, bei den Völkern hingegen ehrerbietige Bewunderung erregt; aber als Kenner des menschlichen Herzens wußte er auch, daß er eben deßwegen bei anderen Monarchen zugleich den Neid erweckt habe. Was insbesondere die Kaiserin Maria Theresia anbetraf, so war es natürlich, daß der Verlust von Schlesien ihr den größten Verdruß bereiten mußte, welcher so bald nicht bewältigt werden konnte. Durch ihre Verwicklungen mit Frankreich und die Umstände überhaupt zur friedlichen Stellung gegen Preußen genöthiget, hatte sie seit dem Dresdner Frieden über ein Jahrzehent ihren Schmerz über den Verlust Schlesiens beherrscht; dessenungeachtet traute Friedrich II. der scheinbaren Ruhe nicht. Da er zugleich die Ueberzeugung hegte, daß ein König von Preussen wegen seiner eigenthümlichen Lage stets bewaffnet und auf alle Ereignisse gerüstet sein müsse, so benützte er den Frieden sehr eifrig, neben der innern Verbesserung seines Landes die Mittel zur Kriegführung zu vergrößern. Von den Getraide-Magazinen, welche er mit weiser Vorsicht errichtet hatte, wurde ein Theil für die Armee aufbewahrt, die leztere zugleich verstärkt, und fortwährend wohl geübt. Um nicht bloß von Lebensmitteln, sondern auch von Waffen und Munition ansehnliche Vorräthe aufzuhäufen, wandte der König den Zeughäusern die größte Aufmerksamkeit zu. Er sammelte außer der vollständigen Bewaffnung des Heeres noch 50,000 Flinten, 20,000 Säbel, 12,000 Degen und eben so viel Pistolen sowie Karabiner. Für die Festungen wurde grobes Geschütz gegossen, während man die Pulver-Mühlen unausgesetzt in großer Thätigkeit erhielt.

Friedrich II. legte auf alle diese Vorsichts-Maßregeln einen bedeutenden Werth; noch weit wichtiger schien ihm dagegen ein Staatsschatz zur Kriegführung zu sein. „Wie man im Sommer für den Winter sammelt," sagte er selbst, „muß der Fürst im Frieden für den Krieg sparen." Er führte deßhalb beharr-

lich eine gute Oekonomie, und war ſorgfältig bemüht, das Einkommen des Staates zu vermehren. Was ihm dabei zum beſondern Verdienſt gereicht, war der Umſtand, daß er die Erhöhung des Staats-Einkommens nicht durch die Steigerung der Abgaben, ſondern des innern Verkehrs zu bewirken ſuchte. So verfehlt nun ſeine induſtriellen Anordnungen im Ganzen auch waren, ſo wurden durch die innere Ordnung und Betriebſamkeit in Preußen die Staats-Einnahmen dennoch um 1,200,000 Thaler vermehrt, ohne daß eine neue Steuer aufgelegt wurde. Unter ſolchen Vorbereitungrn erwartete der preußiſche Monarch das neue Zerwürfniß mit Oeſtreich, welches er mit Beſtimmtheit vorausſah.

Durch den guten Haushalt ihres Gemahls war Maria Thereſia ebenfalls in den Stand geſetzt worden, ihre Einkünfte beträchtlich zu vermehren; der Krieg mit Frankreich verhinderte ſie jedoch, davon zur Ausführung ihrer Abſichten gegen Preußen Gebrauch zu machen. Nachdem im Jahr 1648 zwiſchen Oeſtreich und Frankreich Friede geſchloſſen worden war, beſchäftigte man ſich am Wiener Hofe dagegen ernſtlich mit der Wiedereroberung von Schleſien, um ſich für den Verluſt der Länder zu entſchädigen, welche im Aachener Frieden abgetreten wordrn waren. Graf Kaunitz, der erſte Miniſter der Kaiſerin, hatte von den geiſtigen Fähigkeiten Friedrichs II. eine ſo hohe Meinung, daß er vor der Ausführung der That ſorgfältige Vorbereitung anrieth, ja er machte ſogar den Vorſchlag, auf ein Bündniß mit Frankreich hinzuwirken. Ein ſolcher Staatsplan ſchien nicht nur kühn, ſondern ſelbſt unausführbar zu ſein, weil ſich die Franzoſen ſeit Jahrhunderten daran gewöhnt hatten, das Haus Oeſtreich als Erbfeind zu betrachten, deſſen Macht im Intereſſe Frankreichs nothwendig geſchwächt werden müſſe. Dem ungeachtet betrieb Kaunitz jenen Entwurf auf das thätigſte, indem er ſchon bei den Friedens-Unterhandlungen in Aachen Vorſchläge zu einem Bunde gegen Preußen machte, und an Frankreich für die Hülfe zur Wiedereroberung Schleſiens Brabant ſowie Flandern abzutreten verſprach [1]). Als der franzöſiſche Geſchäftsträger, Severin, die Anträge ablehnte, ging Kaunitz im Jahr 1749 als Botſchafter der Kaiſerin nach Paris, und bot dort alle Kräfte auf, den franzöſiſchen Hof für ſeine Pläne zu gewinnen. Zu dem Ende trug er vor, daß die Kriege zwiſchen Oeſtreich und Frankreich nur zur Vergrößerung Preußens führten, und daß das Intereſſe der Großmächte es gebieteriſch erheiſche, dem Wachsthum der preußiſchen Macht ein Ziel zu ſetzen [2]). Durch die Gewandtheit des Grafen Kaunitz gewöhnte ſich der franzöſiſche Hof allmälig an die Idee, daß ſeine Intereſſen mit jenen Oeſtreichs keineswegs gänzlich unvereinbarlich ſeien. Ein wirkliches Bündniß mit

[1]) Dieß berichtet Friedrich II. in ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in folgender Weiſe:

»Le Comte Kaunitz, duquel ce Projet vénoit particulièrement, étant plénipotentiaire de l'Impératrice Reine à Aix-la-Chapelle, ne tarda pas à en faire les premières ouvertures à Mr. de St. Séverin, en lui disant par manière d'insinuation, que si la France vouloit s'entendre avec la maison d'Autriche, il y auroit des engagemens de bienséance à prendre entre les deux cours, moyennant lesquels la Flandre et le Brabant pourroient demeurer en propriété à Sa Majesté très-Chrétienne, pourvu qu'elle voulût obliger le Roi de Prusse à restituer la Silésie à l'Impératrice Reine.«

[2]) Friedrich II., durch ſeine Geſandten ſehr gut unterrichtet, erzählt die beredten Bemühungen des Grafen Kaunitz auf eine ſehr anziehende Weiſe;

»Il est temps, Messieurs,« ſagte Kaunitz in Paris und Verſailles, „que vous sortiez de la tutelle où les Rois de Prusse et de Sardaigne et nombre de petits princes vous tiennent; leur politique ne tend qu'à semer la zizanie entre les grandes puissances, ce qui leur procure des moyens d'agrandissement: nous ne faisons la guerre que pour eux; il n'y a qu'à nous entendre, et à nous prêter mutuellement à des arrangemens qui en ôtant tout sujet de différent entre les premières puissances de l'Europe, servent de base à une paix solide et permanente.«

der Kaiserin konnte so große Folgen haben, daß man sich am Hofe zu Versailles auch jetzt noch lange bedachte, bevor man einen so gewagten Schritt thun wollte; indessen Graf Kaunitz hatte die bewegenden Triebfedern dieses Hofes durch seinen Aufenthalt in Paris und Versailles genau kennen gelernt, und wußte durch Geschicklichkeit und Ausdauer endlich alle Hindernisse zu überwinden.

Ludwig XV. war nämlich so vollständig in sinnliche Genüsse versunken, daß das Land tief verfiel und die Regierung in die Hände der Maitressen gerieth. Die Marquise von Pompadour versah das Geschäft, für die Befriedigung der Lüste des Königs immer neue Mittel herbeizuschaffen, mit vollendeter Kunst, und erlangte dadurch auch in Staatssachen allmälig überwiegenden Einfluß. Als Graf Kaunitz von der Macht der Marquise sich überzeugt hatte, gründete er hierauf seine Staatspläne. Nicht genug, daß er der Pompadour gegenüber den feinen Hofmann spielte, dieselbe mit tausend Schmeicheleien und zarten Aufmerksamkeiten zu gewinnen wußte, bewog er auch seine Monarchin, der Maitresse in einem eigenhändigen Schreiben schöne Sachen zu sagen. Wohl mochte sich der Stolz der Kaiserin gegen einen solchen Schritt heftig empört haben; allein ihr Haß gegen Friedrich II. von Preußen war noch größer, und so entschloß sie sich wirklich zu dem sauern Schritt. Kaunitz hatte übrigens scharf gesehen; denn die Pompadour fühlte sich durch das Schreiben der Kaiserin so sehr geschmeichelt, daß sie nun das Bündniß zwischen Frankreich und Oestreich aus allen Kräften betrieb. Der schwache König war bald gewonnen; dagegen erhoben sich Schwierigkeiten bei den Ministern, welche als Staatsmänner eine solche Politik nicht billigen konnten. Auch dieses Hinderniß wußte man zu überwinden, indem man das Ministerium allmälig mit Werkzeugen der Pompadour besetzte. Nach langen Kabalen und Anstrengungen aller Art kam endlich im Jahr 1756 ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß zwischen Frankreich und Oestreich zu Stande.

Schon während der Unterhandlungen beider Mächte hatte sich Maria Theresia auch an die Kaiserin Elisabeth von Rußland gewendet, um dieselbe zu einem Bunde gegen Preußen zu bewegen. Ein Zufall hatte sie in dieser Absicht sehr kräftig unterstützt, wie Friedrich II. in der Geschichte seiner Zeit selbst erzählt. Bei einem Feste zu Charlottenburg, veranlaßt durch die Vermählung des Prinzen Heinrich, wurden sämmtliche Minister auswärtiger Mächte zur Abend-Tafel eingeladen, nur den russischen Gesandten hatte der Hof-Fourier nicht finden können. Der Geschäftsträger der Kaiserin Elisabeth stellte sich, als sei die Unterlassung der Einladung absichtlich geschehen, erklärte seine Monarchin für beleidiget, und reiste nach eingeholten Instruktionen aus Petersburg plötzlich von Berlin ab.

Friedrich II. von Preußen hatte alle die Eigenschaften, welche das Wort „Adaling“ bezeichnen sollte; er war stolz und behauptete seine Würde gegen Jeden, wer er auch sein mochte. Nicht dem mächtigsten Monarchen, nicht dem gesammten Europa würde er in Sachen der Ehre nur haarbreit gewichen sein, am wenigsten vollends den Russen. Dieß hatte er schon früher erwiesen, indem er, als Repressalien für die Verhaftung eines preußischen Hauptmanns in Rußland, mehrere russische Unterthanen in Preußen festnehmen ließ, dem Gesandten des Petersburger Hofes selbst mit Geringschätzung begegnete, und überhaupt der überlegenen russischen Macht nicht das Mindeste nachgab. Er rief daher auch seinen Geschäftsträger sogleich von Petersburg zurück, als der russische von Berlin abgereist war.

Diese Spannung benützten die österreichischen Gesandten in Petersburg auf das begierigste, um die Kaiserin Elisabeth wider den König von Preußen einzunehmen. Sie spiegelten ihr sogar vor, daß dieser

einen Anſchlag wider ihr Leben geſchmiedet habe, um den Prinzen Iwan an ihrer Stelle auf den Thron zu heben [3]). Die argwöhniſche Kaiſerin gab den Einflüſterungen Glauben, und faßte fortan einen heftigen Haß gegen Friedrich II. Nunmehr (1753) hatte der öſterreichiſche Hof in der Hauptſache ſeine Abſichten erreicht; gleichwohl wollte man den Ausbruch des Sturmes noch einige Jahre hinhalten, um noch größere Vorbereitungen zu machen, und namentlich das Bündniß mit Frankreich zum wirklichen Abſchluß zu bringen. Als dieß am 9. Mai 1756 zu Verſailles geſchehen war, ließ Maria Thereſia alle Vorbereitungen zum Kriege treffen. Während unter dem Fürſten Piccolomini eine Armee bei Königsgrätz, und unter dem Marſchall Braun eine noch ſtärkere bei Prag zuſammengezogen wurde, betrieb man auch ſehr thätig die Anlegung von Magazinen und den Ankauf von Pferden für die Artillerie und Wagenfahrt. Zugleich vermehrten die Ruſſen ihre Armee in Liefland auf 50,000 Mann, ſowie der Churfürſt von Sachſen, ebenfalls ein erklärter Feind Friedrichs II., mit ähnlichen Abſichten umging. Maria Thereſia wollte den Krieg wider Preußen noch im Jahre 1756 eröffnen; allein der ruſſiſche Hof verlangte einen Aufſchub bis in's folgende Jahr zur Verſtärkung der Rüſtungen.

Mit aufmerkſamen Blicken hatte der König von Preußen alle Unternehmungen ſeiner Feinde beobachtet; er wußte, wohin dieſelben führen würden; deſſen ungeachtet wünſchte er die Pläne der Gegner noch genauer kennen zu lernen. Da dem Dresdner Hofe durch das öſterreichiſche Kabinet über alle wichtigen Vorgänge Mittheilungen gemacht wurden, und dort zugleich die Beſtechlichkeit herrſchte, ſo erkaufte Friedrich II. einen Kanzliſten, Namens Menzel, in Dresden, und dieſer ſandte ihm wirklich Woche für Woche Abſchriften von allen eingelaufenen Depeſchen aus Wien, und von den Staatsverträgen, welche er in den Archiven fand [4]). Daraus erfuhr der König nun, daß ſich Frankreich, Rußland, Oeſtreich und Sachſen zu ſeinem Verderben verſchworen haben, und daß der Ausbruch des Krieges nach dem Wunſche Rußlands nur bis zum Jahr 1757 verſchoben, inzwiſchen aber auch die ſächſiſche Armee von 18,000 Mann auf 40,000 erhöht werden ſollte.

Bedeutſam war die Art des Vorwandes, welchen der öſterreichiſche Hof als Urſache des Krieges anzugeben entſchloſſen war. Friedrich II. hatte nämlich mit dem Herzog von Meklenburg über Aushebung von Rekruten in deſſen Landen einen Streit gehabt, und ſich etwas gewaltthätig ſelbſt Recht verſchafft. Dieſen Schritt wollte nun die Kaiſerin nicht bloß für einen Eingriff in die deutſche Reichsverfaſſung, ſondern auch für eine Verletzung des weſtphäliſchen Friedens erklären, daher alle Garanten des letztern wider Preußen zu den Waffen rufen. Bis ins achtzehnte Jahrhundert ſollte alſo der Münſteriſche Vertrag das Mittel ſein, die auswärtigen Mächte in die innern Angelegenheiten Deutſchlands herein zu ziehen.

Von den Plänen ſeiner Feinde genau unterrichtet, fragte der König von Preußen zunächſt bei dem öſterreichiſchen Hofe offiziell an, welchen Zweck die auffallenden Rüſtungen desſelben haben ſollen, ob man den

[3]) Oeuvres posthumes de Fréderic II., roi de Prusse, Tome III., pag. 48 et 49. „Les Autrichiens, pour envenimer l'esprit de l'imperatrice Élisabeth contre le Roi (de Prusse) lui persuadérent que ce prince avoit tramé un complot contre sa vie, afin d'élever le Prince Iwan sur le trône. L'impératrice, qui étoit d'un caractère indolent et facile, les crut sur leur parole, voulant s'épargner la peine d'examiner la chose; et conçut pour le Roi une haine irréconciliable.“

[4]) Friedrich II. geſteht dieß ſelbſt zu, nur den Namen des erkauften Spions nennt er nicht.

Oeuvres posthumes, Vol. III., pag. 75 et 76. „Le Roi avoit un canal par lequel il tiroit des avis certains sur les projets de ses ennemis, qui étoient près d'éclater; c'étoit un commis de la chancellerie secrète de Dresde, qui remettoit toutes les semaines au ministre prussien les dépêches que sa cour recevoit de Pétersbourg et de Vienne, ainsi que la copie de tous les traités qu'il avoit trouvés dans les archives.“

Frieden mit Preußen zu halten, oder zu brechen beabsichtige. Wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, war die Antwort des Grafen Kaunitz ausweichend und zweideutig; dafür erhielt der Berliner Hof durch den Kanzlisten Menzel Abschrift einer Note des Grafen Kaunitz an den sächsischen Minister Flemming, welche bestimmter sprach. Kaunitz vertraute dem Freiherrn von Flemming, daß er durch seine Antwort dem König von Preußen Unruhe einflößen und zur Eröffnung der Feindseligkeiten reizen wolle. Man glaubte nämlich, daß man auch die öffentliche Meinung wider den König stimmen, dessen Lage also noch mehr verschlimmern werde, wenn er als der angreifende Theil erscheine.

Friedrich II. hatte über die Art und Weise, wie er sich gegen die allgemeine Verschwörung der Großmächte schützen wolle, schon früher gründlich nachgedacht, und wirklich in Ueberlegung gezogen, ob es nicht besser sei, seinen Feinden im Angriff zuvorzukommen, als abzuwarten, bis alle ihre Vorbereitungen beendiget seien. Die Mittheilungen des Kanzlisten Menzel bestimmten ihn jetzt für den ersteren Wechselfall, da es ihm insbesondere gefährlich zu sein dünkte, der Vermehrung der sächsischen Armee ruhig zuzusehen. In der weiteren Erwägung, daß die Russen im laufenden Jahr (1756) nichts unternehmen wollten, er also jetzt seine Feinde noch vereinzelt, und halb vorbereitet überfallen konnte, während er im nächsten Jahr den gleichzeitigen Angriff aller verbündeten und vollständig gerüsteten Mächte zu erwarten hatte, beschloß der König von Preußen demnach den Krieg noch im Jahre 1756 zu eröffnen. Mit gewohnter Energie ging er sofort an die Entwerfung und alsbald an die Vollziehung des Planes des Feldzuges.

Nachdem eine Heerabtheilung von 10 Bataillons und 20 Schwadronen als Reserve bei Stolpe aufgestellt worden war, welche im Nothfall dem preußischen Marschall Lewald wider das russische Heer an den preußischen Grenzen zu Hülfe kommen konnte, bestimmte Friedrich II. zwei Armeen zum Angriff gegen die Oestreicher. Die eine unter den Befehlen des Marschalls Schwerin sollte von Schlesien aus in den böhmischen Kreis Königsgrätz, die andere, unter des Königs persönlicher Anführung, dagegen von Brandenburg aus in Sachsen einfallen. Schon im Juni 1756 waren die nöthigen Vorbereitungen getroffen, und im August rückte der König mit der Hauptarmee auf drei verschiedenen Punkten in Sachsen ein. Anfangs nahm das sächsische Heer eine Stellung zwischen der Elbe und der Mulde; bald zog es sich in ein festes Lager bei Pirna zurück, um hier in Sicherheit den Anmarsch der Oestreicher zu erwarten.

Ohne Widerstand besetzten die Preußen am 9. September 1756 die Hauptstadt Dresden, wo nach dem Abgang des Königs und des Ministers Brühl in das Lager von Pirna nur die Königin mit den Prinzessinnen zurückgeblieben war. Der plötzliche Einfall Friedrichs II. in Sachsen hatte nicht nur großes Aufsehen, sondern auch bei manchen Unbefangenen Mißbilligung erregt; der König wollte sich deßhalb der öffentlichen Meinung gegenüber rechtfertigen, und zu dem Ende die Original-Urkunden über das Einverständniß Sachsens und Oestreichs sich verschaffen. Obwohl die Königin heftige Einsprache erhob, wurde das Archiv dennoch gewaltsam erbrochen, und eine Auswahl von Urkunden weggenommen. Gestützt auf die letztern erschien hierauf eine Denkschrift des preußischen Ministers Herzberg über die gefährlichen Anschläge des Wiener und des Dresdner Hofes; allein auch die Original-Urkunden, auf welche man sich dabei berief, erwiesen die Schuld des Dresdner Hofes keineswegs genügend.

Während das sächsische Heer in Pirna auf die Ankunft der Oestreicher harrte, nahm Friedrich II. mit der ersten Kolonne des Hauptheeres im Vorrücken gegen Pirna eine Stellung zwischen der Elbe, Sebelitz und Zest. Da gleichzeitig der Herzog von Bevern von der Lausitz aus nach Stolpe und Lohmen,

und der Prinz Ferdinand von Braunſchweig nach Kotta vorgedrungen war, ſo wurde das ſächſiſche Heer von allen Seiten eingeſchloſſen. Bei der feſten Stellung der Sachſen, deren Lager auf allen Seiten von ſteilen Bergen umgeben war, erſchien ein Sturm als ſo gewagt, daß der König von Preußen durch Hunger die Ergebung erzwingen wollte. Dieſe Abſicht konnte um ſo leichter gelingen, als der Miniſter Brühl bei ſeiner bekannten Unfähigkeit nicht für genügende Vorräthe geſorgt hatte. Bald entſtand im Lager wirklicher Mangel an Lebensmitteln, und Brühl ließ daher durch verſchiedene Boten, welche ſich in den Bergen, trotz der Wachſamkeit der Preußen, auf verborgenen Pfaden durchgeſchlichen hatten, das öſterreichiſche Kabinet um Entſatz beſtürmen. Der Marſchall Braun (Brown) erhielt auch ſofort gemeſſene Befehle, die Sachſen um jeden Preis zu befreien. Als er zu dem Ende mit ſeiner Armee aufgebrochen war, ſtieß er am 1. Oktober 1756 bei Lowoſitz auf das Heer Friedrichs II., welcher die Bewegungen Brauns erfahren hatte, und ihm zuvorgekommen war.

Ein dichter Nebel bedeckte am Morgen des 1. Oktobers die Fluren, ſo daß der König die Stellung der Gegner lange nicht erkennen konnte. Er glaubte Anfangs, daß die öſterreichiſche Truppen-Abtheilung, welche er ſchon am Abend zuvor erblickt hatte, zum Abzug ſich anſchicke, und daß er es nicht mit dem Hauptheer Brauns, ſondern nur mit einer Nachhut (arrière garde) zu thun haben werde. Nach der Eröffnung des Kampfes überzeugte er ſich vom Gegentheil, und wollte ſeine Reiterei, welche er zur Zerſprengung der vermeintlichen Nachhut befehliget hatte, ſchnell wieder zurückziehen. Durch ihren Ungeſtüm waren die preußiſchen Reiter aber ſchon ſo weit fortgeriſſen worden, daß die Gegenbefehle des Königs zu ſpät kamen. Die öſterreichiſche Kavallerie wurde zwar geworfen; allein die preußiſchen Dragoner und Küraſſiere drangen auch jetzt noch ſo hitzig vor, daß ſie über mehrere Gräben des öſterreichiſchen Lagers ſetzten, und in den Mittelpunkt der öſterreichiſchen Macht hineingeriethen. Marſchall Braun richtete nun mit 60 Kanonen ein verheerendes Feuer auf die preußiſchen Reiter, und zwang dieſelben zum Rückzug. Während dieſer unter der Leitung des Königs mit Ordnung ausgeführt wurde, ging umgekehrt der Marſchall Braun mit 20 Bataillons zum Angriff über. Die preußiſche Infanterie auf dem linken Flügel vertheidigte ſich mit dem größten Nachdruck, und warf die Oeſtreicher entſchieden zurück. Nachdem einige Bataillone der letztern in die Elbe geſprengt worden waren, und die preußiſchen Regimenter Ihenplitz und Manteufel den Ort Lowoſitz mit gefälltem Bajonet erſtürmt hatten, ergriff der geſammte rechte Flügel der Oeſtreicher die Flucht. Die feſte Stellung des linken Flügels hinderte dagegen den König am Angriff. Marſchall Braun ſchickte daher von dieſer Seite einige Brigaden ab, um den Rückzug des geſprengten rechten Flügels zu decken. Dieſes mit Geſchicklichkeit angeordnete Manöver wurde auch mit Ordnung ausgeführt; die Fliehenden des rechten Flügels ſammelten ſich nun hinter den friſchen Brigaden, und Marſchall Braun trat mit ſeiner geſammten Streitmacht, unter Begünſtigung der Nacht, einen wohlgeordneten Rückzug an.

Friedrich II. hatte nur einen halben Sieg errungen, weil nur der rechte Flügel der Oeſtreicher geſchlagen wurde; deſſen ungeachtet war ſolcher Vortheil der Waffen von ſehr bedeutenden Folgen begleitet. Durch den Rückzug des Marſchalls Braun war nämlich auf Entſetzung des ſächſiſchen Lagers in Pirna jede Hoffnung verſchwunden. Braun hatte zwar durch eine Seiten-Bewegung eine Heer-Abtheilung von 8,000 Mann nach Schandau geſendet, um die ſächſiſche Armee bei einem Verſuche zum Durchbruch oder nach demſelben zu unterſtützen; der ſächſiſche Obergeneral unternahm es am 13. Oktober 1756 auch wirklich, ſein eingeſchloſſenes Heer über die Elbe und von da in's Weite zu führen; allein er konnte die

Oertlichkeit nicht genug, und gerieth nach dem Uebergang über den Strom auf neue Hindernisse. Da die preußischen Blokade-Truppen die Sachsen noch überdieß auf jedem Schritte beunruhigten, und heftiger Regen die Wege bodenlos machte, so blieb die sächsische Armee am Fuße des Lilienstein eingeschlossen, und war in schlimmerer Lage wie vorher. Zum Unglück war auch das österreichische Hülfsheer wieder verschwunden; denn Marschall Braun hatte die Lage seiner Verbündeten geradezu für verzweifelt gehalten, und seine Truppen aus Schandau zurückgezogen. Ohne Lebensmittel und selbst ohne Munition, von der Kälte gequält, vom Regen durchschauert, brachte das eingeschlossene Heer noch drei schreckliche Nächte unter freiem Himmel zu. Jetzt war die Ergebung jedoch eine unabweisliche Nothwendigkeit, und sie erfolgte denn in unbedingter Art.

Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort, während des ganzen Krieges nicht mehr gegen Preußen zu dienen, entlassen, alle Unteroffiziere und Gemeine dagegen gezwungen, in den preußischen Dienst zu treten. Ob dieß gleich nach den bisherigen Gewohnheiten ein ganz unerhörter Schritt war, machte sich Friedrich II. dennoch keine Vorwürfe darüber, sondern bereute nur, die sächsischen Soldaten nicht unter seine Regimenter vertheilt zu haben. Da er die erstern nämlich beisammen ließ, und nur mit preußischen Offizieren versah, so gingen sie später schaarenweise davon, bis endlich die Ueberbleibsel unter preußische Bataillone gesteckt wurden.

Während dieser Vorgänge war auch der Marschall Schwerin, nach dem Plane des Königs, von Schlesien aus nach Böhmen vorgedrungen, und hatte einige kleine Vortheile erfochten. Bei der weit vorgerückten Jahreszeit wollte der König jetzt aber nichts Bedeutendes mehr unternehmen; er blieb daher in Sachsen stehen, und Schwerin ging nach Schlesien zurück. Trotz dieser Mäßigung war schon der erste Feldzug für Friedrich II. sehr vortheilhaft; denn er hatte durch die Gefangennehmung der sächsischen Armee seine Feinde empfindlich geschwächt, und zugleich seinen Ruf als Feldherr bestätiget. Da der König August nach Warschau sich zurückzog, so blieb noch überdieß ganz Sachsen zur Verfügung des Siegers, und mußte diesen mit Hülfsmitteln zur Fortsetzung des Krieges versehen. Mit Genugthuung und Vertrauen sah deßhalb Friedrich II. den weitern Ereignissen entgegen.

Zwölftes Hauptstück.

Zweiter Feldzug des siebenjährigen Krieges.

(1757.)

Maria Theresia, über die neuen Erfolge des Gegners bestürzt, drang auf stürmische Weise in ihre Bundesgenossen, mit gesammter Macht sofort im Felde zu erscheinen. Nach dem Vertrage von Versailles sollte Frankreich der Kaiserin ein Heer von 24,000 Mann zu Hülfe senden; durch die dringenden Vorstellungen des österreichischen Hofes wurde aber das Hülfsheer auf 100,000 Mann erhöht. Zugleich

erließ das Kabinet von Verſailles eine Aufforderung an die Krone Schweden, als Garant des weſtphäliſchen Friedens, dem König von Preußen, als Verletzer desſelben, den Krieg zu erklären. Während ſolchem Geſuch entſprochen wurde, erhob der Churfürſt von Sachſen wider Friedrich II., wegen Landfriedensbruch, bei dem Reichstage in Regensburg förmliche Klage. Durch den überwiegenden Einfluß Oeſtreichs wurde den Anträgen Chur-Sachſens willfahrtet, der König von Preußen zwar nicht mit der Acht belegt, allein dennoch ein Reichsheer wider ihn aufgeboten.

Bei dieſer Gelegenheit ſollten ſich die erſten Spuren der bevorſtehenden Auflöſung des deutſchen Reiches offenbaren. Nicht genug, daß der preußiſche Geſandte in Regensburg, Freiherr v. Plotho, den Reichstag ganz offen verhöhnte, und einen von ihm abgeſendeten Notarius auf eine empörende Weiſe mißhandelte, wurde vom Könige ſchon das Recht in Anſpruch genommen, ſich nach Umſtänden von dem deutſchen Reich ganz loszuſagen [1]). Die Art der Zuſammenſetzung des Reichs-Exekutionsheeres zeigte eben ſo deutlich den gänzlichen Verfall der Nationaleinheit. Nur mit Mühe brachte man die Kontingente der kleinern Reichsſtände zuſammen, und dennoch ergab ſich in der Ausrüſtung derſelben und in ihrer Kriegs-Uebung eine ſolche Unbehülflichkeit, daß ſie den Hohn der disziplinirten Heere erregten.

Von dieſer Seite hatte der König von Preußen freilich wenig zu befürchten; doch gefährlicher wurden die kriegeriſchen Anſtalten Frankreichs und Rußlands, welche auf unabläſſiges Betreiben Oeſtreichs allmälig ernſtlich in Gang kamen. Friedrich II. hatte in dem beginnenden Kampfe mit ganz Europa keinen Bundesgenoſſen, als Großbrittanien; indeſſen der engliſche Hof konnte ihn nur mit Geldzuſchüſſen unterſtützen, und ſelbſt dieſe wurden geſchmälert, weil Georg II., als Churfürſt von Hanover, den Einfall der Preußen in Sachſen mißbilliget hatte. Friedrich II. galt in der öffentlichen Meinung Deutſchlands zwar als der Verfechter der freiſinnigen Ideen und der Aufklärung gegen die Beſtrebungen der Finſterlinge und Ultramontanen; allein der Volksgeiſt hatte in Deutſchland noch zu wenig Aufſchwung genommen, war ohne allen Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, und konnte demnach dem König wenig nützen. Auf ſeine eigenen Kräfte verwieſen, mußte dieſer ganz ſeltene Gaben entwickeln, um ſich in einem ſo ungleichen Kampfe aufrecht zu erhalten, Solches geſchah denn auch.

Friedrich II. überzeugte ſich durch ſeinen ſcharfen Blick, daß unter allen Gegnern Oeſtreich der gefährlichſte ſei, und daß er die Macht dieſes Widerſachers ſchwächen müſſe, bevor die Franzoſen, Ruſſen, Schweden und die Reichsarmee im Felde erſcheinen würden. Bei Beginn des Jahres 1757 beſchloß er daher den Krieg mit noch größerem Nachdruck in Böhmen zu führen. Ende März 1757 eröffneten die preußiſchen Truppen den Feldzug. Dieſelben waren in vier Heere abgetheilt, wovon eines unter dem Prinzen Moritz von Deſſau bei Zwickau, das andere unter des Königs unmittelbarem Befehl zwiſchen Dresden, Pirna und Dippoldswalde, das dritte unter dem Herzog von Bevern bei Zittau, und das vierte unter dem Marſchall Schwerin zwiſchen Glatz, Friedland und Landshut ſtand. Alle dieſe Heere ſollten zu gleicher

[1]) Die merkwürdige Andeutung davon findet ſich in der Geſchichte Friedrichs II. vom ſiebenjährigen Krieg:

„Alors le fiscal de l'Empire se mit sur les rangs; il avança que les Rois de Prusse et d'Angleterre devoient être mis au ban de l'Empire: quelques princes représentèrent que si autrefois l'Électeur de Bavière avoit été condamné à ce ban, cela ne s'étoit fait qu'après sa défaite à la bataille de Hœchstædt, et que dès que les armées impériales en auroient gagné de pareilles, il seroit libre à chacun de procéder contre les deux Rois. La France comprit que si l'on se précipitoit à publier cet arrêt, la cour de Vienne commettroit sa dignité, et qu'il y auroit à craindre de plus, *que les deux Rois et leurs adhérens ne se séparassent entièrement du saint Empire romain.*“

Zeit in Böhmen einrücken, den Feind durch kühne Schläge vor sich hertreiben, und dann vor Prag sich vereinigen.

Die österreichische Macht in Böhmen war während des Winters bedeutend verstärkt worden; allein es zeigte sich schon wieder das alte Gebrechen, daß der Wiener Hof über die Wahl der Feldherren schwankend war, und denselben zugleich nicht genug Spielraum verstattete. Man setzte dem Marschall Braun den Herzog Karl von Lothringen an die Seite, und lähmte dadurch die Heerführung, weil es zweifelhaft blieb, wer eigentlich der Oberfeldherr sei, und als solcher alle Verantwortlichkeit zu übernehmen habe. Eine erste Folge dieses Uebelstandes war die Beschränkung der Kriegführung auf die bloße Vertheidigung, ja selbst diese wurde so ungenügend geleitet, daß die preußischen Heere, welche von dem 20. April 1757 an wirklich in Böhmen einrückten, die Oestreicher auf allen Seiten zurückdrängten, unermeßliche Magazine eroberten, und nach dem Plane des Königs schon nach wenigen Wochen auf dem Punkt standen, sich sämmtlich zu vereinigen.

Nachdem der Herzog von Bevern glücklich zu der Armee des Marschalls Schwerin gestoßen war, welcher über Trautenau gegen Prag rückte, ging der König am 5. Mai 1757 mit seinem Heere, Angesichts der Oestreicher, über die Mulde, und vereinigte sich in der Nähe von Prag mit Bevern und Schwerin. Bei einem weitern Zurückweichen der Oesterreicher mußte die Hauptstadt Prag verloren gehen; der Marschall Braun und der Herzog von Lothringen entschlossen sich daher, eine Schlacht zu liefern.

Der linke Flügel der Oestreicher lehnte sich an einen Berg und die Stadt Prag, während der rechte ebenfalls durch eine Anhöhe gedeckt war. Da vor dem linken Flügel noch überdieß ein tiefer Hohlweg sich befand, so wollte Friedrich II. den Feind in so günstiger Stellung nicht angreifen, sondern denselben durch ein Manöver zur Einnahme einer andern nöthigen. Dieß gelang zum Theil, und sofort (6. Mai 1757) begann nun der Angriff. Indem sich die preußische Reiterei mit Ungestüm auf die österreichische warf, wurde diese mit Verlust zurückgedrängt; sie sammelte sich von Neuem, und hielt mannhaft Stand; doch nach drei heftigen Angriffen der preußischen Reiter wurde sie vollständig in die Flucht geschlagen. Auf dem linken Flügel des Königs hatten zehn Bataillone Fußgänger den Kampf eröffnet. Da sie aber zu hitzig vordrangen, so richtete die österreichische Artillerie eine ungeheure Zerstörung unter ihnen an, und drängte sie mit Macht zurück. In diesem Augenblick stieg der alte Marschall Schwerin vom Pferde, ergriff eine Fahne, und führte die geschlagenen Preußen an der Spitze seines Regiments von Neuem gegen den Feind. Diese heldenmüthige That wirkte, die preußischen Fußgänger stürmten mit unwiderstehlicher Tapferkeit auf die Oestreicher ein, und brachten dieselben zum Weichen. Der Preis des Sieges war leider der Tod des braven Schwerin, welcher, von drei Kugeln durchbohrt, auf dem Wahlplatz blieb. Unterdessen war der König selbst mit der zweiten Linie der Schlachtordnung angekommen, und hatte den Angriff erneuert. Schon durch die erste Linie geworfen, gerieth jetzt der rechte Flügel der Oestreicher noch mehr in Verwirrung, und ergriff endlich gänzlich die Flucht. Bisher war der preußische rechte Flügel noch nicht in's Gefecht gekommen, weil der linke österreichische immer noch durch den tiefen Hohlweg gedeckt war, und der König deßhalb nicht angreifen wollte. Durch die Ueberredung eines Herrn von Mannstein entspann sich indessen auch dort der Kampf, die preußischen Fußgänger stürzten sich in den Hohlweg, und kletterten auf der andern Seite empor, obwohl die österreichische Artillerie sie auf das härteste mitnahm. Für die Dauer würde die Lage der Preußen an dieser Stelle gefährlich geworden sein, wenn nicht der rechte österreichische Flügel schon geschlagen gewesen, und der Prinz Ferdinand von Braunschweig

in den Stand gesetzt worden wäre, den linken Flügel der Oestreicher im Rücken zu nehmen. Letztere Bewegung war so entscheidend, daß auch der kaiserliche linke Flügel zurückwich, und in die Stadt Prag sich flüchtete. Die Schlacht war überaus mörderisch gewesen, indem die Oestreicher über 20,000 Mann verloren, und Friedrich II. seinen Verlust selbst auf 18,000 Mann angibt. Eine solche Schwächung der preußischen Macht war auch die Ursache, daß der Sieg des Königs nicht die Folgen hatte, welche man davon erwartete.

Nach Prag hatten sich 40,000 Kaiserliche gerettet, und weit entfernt, sich zu ergeben, machten sie Anstalten zur hartnäckigen Vertheidigung der Stadt. Dazu kam noch, daß der Marschall Daun unmittelbar nach der Schlacht bei Prag mit einem zweiten österreichischen Heer, von Mähren aus, dem Kampfplatze sich näherte, und dadurch den Trümmern des österreichischen rechten Flügels zum Stützpunkt diente. Er zog so viele Flüchtlinge an sich, daß er sein Heer auf 60,000 Mann brachte. Die Lage Friedrichs II. wurde nun sehr eigenthümlich; denn die starke Besatzung vor Prag erforderte ein sehr großes Belagerungsheer, und zugleich mußte dem Marschall Daun ein Beobachtungsheer entgegengestellt werden, weil außerdem die preußische Armee vor Prag einen Angriff im Rücken zu besorgen hatte. Für beide Zwecke reichten die Streitkräfte des Königs nach dem großen Verlust der Schlacht um so weniger aus, als er zur Beunruhigung der Reichstruppen eine Heer-Abtheilung nach Franken gesendet hatte. So lange der Marschall Daun nicht geschlagen war, konnte man von preußischer Seite nichts Ernstliches gegen Prag unternehmen; denn es blieb stets das Anrücken Dauns und sohin der Angriff von zwei Seiten zu befürchten. Friedrich II. schränkte deßhalb das Belagerungs-Heer auf das Nothwendigste ein, und vereinigte einen Theil seiner Truppen mit der Beobachtungs-Armee gegen Daun unter dem Herzog von Bevern. Nachdem er sich in Person an die Spitze dieser verstärkten Armee gestellt hatte, griff er den Marschall Daun in der Gegend von Kollin an. Der genannte österreichische Marschall war jedoch ein äußerst vorsichtiger Feldherr, welcher sich, trotz seiner großen Macht, in den Bergen von Kollin noch überdieß verschanzt hatte. Friedrich II. glaubte so fest, daß er ohne die Beseitigung Dauns weder Prag zu nehmen, noch überhaupt den Feldzug mit Erfolg fortzusetzen vermöge, daß er der starken Stellung des Gegners nicht achtete, sondern die Höhen von Kollin zu erstürmen befahl. Man erfüllte seinen Willen, doch ohne allen Erfolg; die preußische Armee wurde vielmehr entschieden geschlagen, und erlitt einen äußerst empfindlichen Verlust. Jetzt waren alle Hoffnungen zerstört, welche Friedrich II. auf den Feldzug in Böhmen und den Streifzug des Obristen Meyer nach Franken gebaut hatte.

Durch die Freischaar Meyers war in der That das Hochstift Bamberg, die Reichsstadt Nürnberg und die Oberpfalz in Schrecken gesetzt worden. Während der Reichstag in Regensburg die Flucht ergriff, unterhandelte schon der Churfürst von Baiern mit dem König von Preußen; es war gegründete Hoffnung gegeben, daß die meisten Reichsstände die österreichische Partei verlassen würden. Alles dieß wurde aber durch die Schlacht bei Kollin plötzlich geändert. Nicht nur die Belagerung von Prag mußte nun sogleich aufgehoben, sondern sogar ganz Böhmen geräumt werden; der König selbst, welcher sein Heer zur Erleichterung des Rückzuges in verschiedene Kolonnen getheilt hatte, erhöhte seinen Ruhm durch die Geschicklichkeit seiner Bewegungen; aber bei der Abtheilung seines ältesten Bruders, des Prinzen von Preußen, fielen verderbliche Fehler vor. Die Lage des Königs wurde nun im hohen Grade bedenklich; denn es war zu erwarten, daß alle seine Feinde gleichzeitig wider

ihn losbrechen würden, also das geschehen möge, was er durch Siege in Sachsen und Böhmen eben verhindern wollte.

Schon im Frühling 1757 war eine französische Armee von 100,000 Mann über den Rhein gegangen, hatte das preußische Westphalen, namentlich Cleve und Wesel besetzt, und ging sodann damit um, Hanover zu erobern. Eine kleine Armee der Fürsten von Hessen, Braunschweig und Schaumburg-Lippe, den Verbündeten Englands, war zu den Hanoveranern gestoßen, auch eine preußische Heer-Abtheilung beigegeben worden, um die Franzosen zu beobachten; indessen alle diese Streitkräfte blieben gegen das große französische Heer viel zu schwach. Der Herzog von Cumberland, welcher jene Streitkräfte befehligte, wurde von dem französischen Heer, unter dem Marschall d'Etrées, am 26. Juli 1757 bei Hammeln angegriffen und geschlagen. Nicht nur ganz Hanover fiel jetzt in die Gewalt der Franzosen, sondern auch Sachsen, der Hauptstützpunkt Friedrichs, wurde von ihnen und der Reichs-Armee bedroht. Während gleichzeitig ein russisches Heer von 100,000 Mann in das Königreich Preußen einrückte, und die Schweden Schiffe ausrüsteten, um Pommern anzugreifen, zogen die Oestreicher mit großer Uebermacht nach Schlesien. Friedrich II. suchte zunächst Sachsen zu schützen, überließ daher dem Marschall Lehwald die Vertheidigung Preußens, und entsandte den Herzog von Bevern mit einem Feldherrn, welchem er am meisten vertraute, dem General von Winterfeld, zur Deckung von Schlesien. Als er eben die Vereinigung eines neuen französischen Heeres unter dem Herzog von Broglio mit Soubise nnd der Reichs-Armee verhindern wollte, war der österreichische General Haddick mit einem Streifcorps bis nach Berlin vorgedrungen. Der König mußte deßhalb den Prinzen Moritz von Dessau zur Sicherstellung von Brandenburg abordnen, und die Vereinigung der französischen Heere geschehen lassen. In Schlesien vertheidigte sich der Herzog von Bevern mit geringem Erfolg gegen die Oestreicher; denn der General Winterfeld war zum Unglück des Königs auf dem Schlachtfelde geblieben; nicht nur Schweidnitz, selbst Breslau ergab sich, Bevern selbst wurde endlich gefangen genommen, und Schlesien größtentheils verloren.

Friedrich II. hatte nur noch über 25,000 Mann zu verfügen, und vor sich die große französische Armee, welche nach den Erfolgen der Kaiserlichen in Schlesien auch noch von dieser Seite unterstützt werden konnte. Nichts schien den König mehr retten zu können; seine Feinde triumphirten, seine Freunde trauerten; die Markgräfin von Baireuth, die Lieblings-Schwester, insbesondere war in Verzweiflung über den bevorstehenden Untergang ihres Hauses. Friedrich von Hohenzollern, welcher von jetzt an mit vollstem Recht den Namen des Großen führen sollte, war von der Gefährlichkeit seiner Lage noch lebhafter überzeugt als Dritte; trotz des Bewußtseins seiner geistigen Ueberlegenheit, schöpferischen Kraft und muthigen Ausdauer, machte er sich wenig oder keine Hoffnung auf Rettung; doch er wollte mit Würde enden, gerade in der höchsten Bedrängniß nichts von Nachgiebigkeit hören, sondern den Tod des Helden auf dem Schlachtfelde suchen. Wie einst Friedrich II. aus dem Hause Hohenstaufen gerade im Unglück die erhabenste Seelengröße entwickelt hatte, eben so der zweite Friedrich vom Geschlechte der Hohenzollern. Er bereitete sich vom Oktober 1757 an zum Tode vor, und machte schon sein Testament, gleichwohl beschäftigte er sich im Ernste einer solchen Lage, voll von Gemüthsruhe, mit Tonkunst und Poesie [6]). Er sprach die Absicht zu sterben, und die Rechtfertigung dieses Entschlusses in Versen aus,

[2]) Vortrefflich schrieb Voltaire:

welche er vom Feldlager an Voltaire ſchickte [3]). Letzterer benahm ſich bei dieſer Gelegenheit auf eine ſehr ehrenvolle Weiſe; wie ein ächter Freund beſchwor er den König, ſich ſeiner Familie, ſeinen Staaten, der Sache der Menſchheit zu erhalten; auch bei der Nachgiebigkeit gegen die Uebermacht würde ſein Name groß, ſein Staat noch immer anſehnlich bleiben [4]). Auch dieſe Vorſtellungen konnten indeſſen den unerſchütterlichen Mann nicht von dem gefaßten Entſchluß abbringen, denn es handelte ſich um Grundſätze und Ehre.

Als die franzöſiſche Armee unter Soubiſe mit der Reichsarmee Ende Oktober 1757 über die Saale gegangen war und Leipzig ſich näherte, brach Friedrich II. mit einem kleinen Häuflein von Erfurt auf, um in einer entſcheidenden Schlacht Sachſen zu retten oder zu ſterben. Er zog den Prinzen Moritz von Deſſau wieder an ſich, ſowie den Herzog Ferdinand von Braunſchweig, aber dennoch belief ſich ſeine Streitmacht nur auf 22,000 Mann. Mit einem ſo geringen Heere ſtieß er am 4. November 1757 in der Gegend von Weißenfels und Merſeburg auf die vierfach überlegene franzöſiſche Armee. Sogleich

»C'est une des preuves de ce courage supérieur aux événemens, de faire de beaux vers dans une crise où tout autre pourrait à peine faire un peu de prose.«

[3]) Dieſelben ſind ſo ein ſchönes Denkmal des Ruhmes Friedrichs II., daß wir ſie herſetzen wollen:

Je suis homme, il suffit, et né pour la souffrance,
Aux rigueurs du destin j'oppose ma constance.
Croyez que si j'étais Voltaire,
Et particulier comme lui,
Me contentant du nécessaire,
Je verrais voltiger la fortune légère,
Et m'en moquerais aujourd'hui,
Je connais l'ennui des honneurs,
Le fardeau des devoirs, le jargon des flatteurs,
Ces misères de toute espèce,
Et ces détails de petitesse
Dont il faut s'occuper dans le sein des grandeurs.
Je méprise la vaine gloire,
Quoique poëte et souverain.
Quand du ciseau fatal, en tranchant mon destin,
Atropos m'aura vu plongé dans la nuit noire,
Qu'importe l'honneur incertain
De vivre après ma mort au temple de mémoire?
Un instant de bonheur vaut mille ans dans l'histoire.
Nos destins sont-ils donc si beaux?
Le doux plaisir et la mollesse,
La vive et naïve allégresse,
Ont toujours fui des grands la pompe et les travaux.
Ainsi la fortune volage
N'a jamais causé mes ennuis,
Soit qu'elle me flatte ou m'outrage,
Je dormirai toutes les nuits
En lui refusant mon hommage.
Mais notre état fait notre loi,
Il nous oblige, il nous engage
A mesurer notre courage
Sur ce qu'exige notre emploi.
Voltaire dans son hermitage
Dans un pays dont l'héritage
Est son antique bonne-foi,
Peut s'adonner en paix à la vertu du sage,
Dont Platon nous marqua la loi.
Pour moi, menacé du naufrage,
Je dois, en affrontant l'orage,
Penser, vivre et mourir en roi.

[4]) Mit warmer, aufrichtiger Theilnahme drückte ſich Voltaire unter anderm in nachſtehender Weiſe aus:

»Je dois me borner à représenter à votre Majesté combien sa vie est nécessaire à sa famille, aux Etats qui lui demeureront, aux philosophes qu'elle peut éclairer et soutenir, et qui auraient, croyez-moi, beaucoup de peine à justifier devant le public une mort volontaire contre laquelle tous les préjugés s'élèveraient. Je dois ajouter que quelque personnage que vous fassiez, il sera toujours grand.

Je prends du fonds de ma retraite plus d'intérêt à votre sort, que je n'en prenais dans Potzdam et dans Sans-souci. Cette retraite serait heureuse, et ma vieillesse infirme serait consolée, si je pouvais être assuré de votre vie, que le retour de vos bontés me rend encore plus chère.

J'apprends que Monseigneur le prince de Prusse est très-malade; c'est un nouveau surcroît d'affliction, et une nouvelle raison de vous conserver. C'est très-peu de choses, j'en conviens, d'exister pour un moment au milieu des chagrins, entre deux éternités qui nous engloutissent; mais c'est à la grandeur de votre courage à porter le fardeau de la vie, et c'est être véritablement roi que de soutenir l'adversité en grand homme.«

nahm er die Stellung des Feindes in Augenschein, und da er sie sehr übel fand, beschloß er für den folgenden Tag die Schlacht. Noch vor Anbruch des Tages setzte sich am 5. November das preußische Heer in Bewegung; als es jedoch den Ort erreicht hatte, wo Tags zuvor die Franzosen gestanden waren, ergab sich, daß diese ihr Lager in der Nacht verändert hatten. Soubise hatte seinen rechten Flügel an einer Anhöhe aufgestellt, welche von einem Hohlweg beschützt wurde, den rechten dagegen an ein Holz gelehnt, worin noch überdieß Schanzwerke aufgeworfen waren. Friedrich II. fand diese Stellung zu stark, um sie mit seiner geringen Macht anzugreifen; er versuchte daher verschiedene Manöver, die Franzosen in's freie Feld heraus zu locken. Dieß gelang, und Soubise richtete, in der vermeintlichen Verfolgung der Preußen, seinen Marsch gegen Merseburg. Als die französische Armee Nachmittags gegen 2 Uhr in der Gegend von Roßbach angekommen war, beschloß der König, den Schlag auszuführen, der über sein Geschick entscheiden sollte. Um 2 Uhr Nachmittags stellte er seine kleine Streitmacht in Schlachtordnung auf, indem er sich sorgfältig an eine kleine Anhöhe lehnte, während die Franzosen in der Ebene sich aufstellten. Nachdem auf der Anhöhe eine Batterie errichtet worden war, erhielt der General Seidlitz den Befehl, mit der gesammten Reiterei die französische Kavallerie zu umgehen und zu schlagen, bevor sie sich sammeln könne. Dieses Manöver wurde mit bewunderungswürdiger Ordnung und Schnelligkeit ausgeführt, und die französische Reiterei in kurzer Zeit vollständig geschlagen. Während Seidlitz die Flüchtlinge verfolgte, war die preußische Infanterie des linken Flügels, unter Anführung des Königs, auf die französischen Hauptmassen des Fußvolks gestoßen. Sofort erhielten zwei preußische Grenadier-Bataillone den Befehl, dem Feind durch eine Seiten-Bewegung den Rücken abzugewinnen; auch dieses Manöver wurde mit Pünktlichkeit ausgeführt, und die Franzosen erhielten im Vorrücken auf ein Mal ein Musketen-Feuer von der Seite her. Sie wurden verwirrt, und drängten sich unruhig auf ihren linken Flügel; jetzt vermehrte aber das Feuer der preußischen Batterie auf der Anhöhe ihre Bestürzung. In diesem entscheidenden Augenblick brachte man dem König die Nachricht, daß ihn eine Abtheilung feindlicher Reiterei im Rücken bedrohe. Schnell stellte er derselben die wenigen Schwadronen entgegen, über welche er noch zu verfügen hatte, und zerstreute damit die feindliche Kavallerie. Jetzt warf sich auch die preußische Garde zu Pferd auf die verwirrten Infanterie-Massen der Franzen, und zerstreuten sie vollends. Unaufhaltsam stürzte sich hierauf die gesammte französische Armee in die Flucht, und da zugleich der Herzog von Braunschweig auf dem rechten preußischen Flügel die Reichsarmee mit Leichtigkeit zurückgedrängt hatte, so war der Sieg Friedrichs II. vollständig. Während die Franzosen 10,000 Mann an Todten verloren, gewannen die Preußen noch 7,000 Gefangene, 63 Kanonen, 15 Standarten und 7 Fahnen.

Dieser eben so glänzende als unerwartete Sieg des Königs machte auf Deutschland eine unbeschreibliche Wirkung. Das Nationalgefühl regte sich, man empfand fast allgemein über die schöne Waffenthat des Hohenzollern die größte Freude, und entschieden wandte sich diesem fortan die öffentliche Meinung zu. Sachsen war nun gerettet, die Lage des Königs überhaupt wesentlich verbessert; doch wenn der Wendepunkt entscheidend werden sollte, so mußten vornehmlich die Oestreicher aus Schlesien geschlagen werden. Augenblicklich flog daher der Sieger von Roßbach dieser Gegend zu.

Sowohl die vorgerückte Jahreszeit, als die besorgliche Lage des preußischen Heeres in Schlesien, erforderten die höchste Eile; nach den nothwendigsten Vorbereitungen und kurzer Ruhe seiner Truppen, brach Friedrich II. am 12. November 1757 von Leipzig auf, und beschleunigte seinen Marsch so sehr, daß er schon am 28. November in Parchwitz eintraf. Die Trümmer des geschlagenen Bevern'schen Heeres

hatte er dem Befehle des fähigen Generals Ziethen übergeben, welcher sie über die Oder führte, um sie mit dem König zu vereinigen. Nach dem Plane des letztern sollte dieß bei Koben geschehen; allein der größte Theil der Truppen war schon bis Glogau gekommen, und die Vereinigung verzögerte sich dadurch bis zum 2. Dezember.

Jene Niederlagen der preußischen Waffen in Schlesien, welche schon oben erwähnt worden sind, erfolgten erst nach der Schlacht bei Roßbach, während der König von Preußen schon auf dem Marsch begriffen war, seinem Heere in Schlesien zu Hülfe zu kommen. Am 12. November ergab sich Schweidnitz, am 22. November wurde der Herzog von Bevern bei Breslau geschlagen, und in Folge dieses Ereignisses kapitulirte auch die Hauptstadt Schlesiens. Mit den noch frischen Eindrücken ihrer Niederlage und von gänzlicher Entmuthigung erfüllt, näherte sich die Bevern'sche Armee den Siegern von Roßbach. Der König fand die Niedergeschlagenheit dieser Truppen so stark, daß er ganz besondere Mittel anwenden mußte, um das Selbstvertrauen bei ihnen wieder zu erwecken. Zunächst wandte er sich an die Offizier, faßte sie bei dem Punkt der Ehre, und rief ihre frühern rühmlichen Siege in ihr Gedächtniß zurück. Man wandte alles an, ihre traurigen Gedanken zu verscheuchen, und benützte dazu sogar den Wein. Sodann sprach der König auch die Soldaten selbst an, und beschenkte sie mit außergewöhnlichen Lebensmitteln. Als zugleich die Soldaten, welche bei Roßbach gefochten hatten, ihr Vertrauen auf Sieg und Ruhm allmälig ihren geschlagenen Kameraden mittheilten, wurde die Stimmung der letztern wieder heiterer, und sie zeigten schon nach zwei Tagen das lebhafte Verlangen, die erlittene Schmach durch rühmliche Waffenthaten wieder abzuwälzen. Friedrich II. benutzte diese Stimmung, um die Armee sogleich wider die Oestreicher zu führen. Nachdem er am 4. Dezember Neumarkt besetzt hatte, stieß er am 5. zwischen Lissa und Leuthen auf das Hauptheer der Kaiserlichen unter Daun und dem Herzog Karl von Lothringen. Obgleich dieses die zweifache Stärke des seinigen hatte, blieb er gleichwohl entschlossen, die entscheidende Feldschlacht zu liefern. Die Vorhut, an deren Spitze sich der König selbst stellte, bestand aus zahlreicher Reiterei und 10 Bataillons Infanterie; ihr folgte das übrige Heer in vier Kolonnen, die Fußgänger im Zentrum, auf beiden Flügeln Reiterei. Bei dem Dorfe Born griff der König die österreichische Vorhut mit Ungestüm an, und warf sie schnell auf die Hauptmassen zurück. Der rechte Flügel der großen kaiserlichen Armee war durch den Wald von Lissa verdeckt, aber das Zentrum und den linken Flügel konnte man vollkommen überschauen. Friedrich II. entdeckte sogleich, daß der linke Flügel eine schwache Stellung habe, und beschloß daher gegen diesen den Haupt-Angriff zu richten. Bei der großen Uebermacht der Oestreicher, 60,000 Mann gegen 30,000, mußte der König den Sieg durch seine Ueberlegenheit in der Taktik gewinnen, und er faßte wirklich einen äußerst scharfsinnigen Schlachtplan. Indem er seine gesammte Armee immer gegen einen Theil der feindlichen verwendete, suchte er durch geschickte Manöver dem gegnerischen Feldherrn zugleich zu verbergen, nach welcher Seite der ernstliche Schlag beabsichtiget sei. Zu dem Ende drängte er das Fußvolk in dichten Kolonnen zusammen, welche durch die gute Uebung der Preußen schnell entwickelt werden, und alsdann sehr rasche Bewegungen ausführen konnten. Was dagegen die Irreleitung der feindlichen Feldherren anbetraf, so gelang schon das erste Manöver, durch den General Wedel ausgeführt, so gut, daß der Marschall Daun die Bewegung für einen Rückzug hielt. Jetzt eröffnete Wedel mit der Vorhut plötzlich den Angriff auf den linken Flügel der Kaiserlichen, und da er durch eine Batterie von 20 Kanonen vortrefflich unterstützt wurde, zugleich die Hauptmasse des preußischen Fußvolkes in der schönsten Ordnung sich entwickelte, so wurde der

feindliche linke Flügel gänzlich geworfen. Die österreichischen Generale machten nun die größten Anstrengungen, ihre Schlachtordnung zu verändern; allein die preußischen kamen ihnen, unter der Leitung des Königs, durch die Schnelligkeit der Manöver zuvor. Vergebens sandten die Erstern Regimenter auf Regimenter ab, um den geworfenen linken Flügel zu unterstützen; dieselben wurden zerstreut, bevor sie sich zum Kampfe ordnen konnten. Nunmehr ließ der Marschall Daun den rechten Flügel aus dem Walde von Lissa vorrücken, um der Schlacht eine andere Wendung zu geben; Friedrich II. hatte aber so gute Anstalten getroffen, daß er auch hier siegte. Als die österreichischen Kürassiere vom rechten Flügel in der Ebene sich ordnen wollten, wurden sie nicht nur von einer Batterie des preußischen Zentrums sehr wirksam beschossen, sondern nach der entstandenen Unordnung von der preußischen Reiterei des linken Flügels angegriffen und gänzlich zerstreut. Dadurch fielen die Fuß-Regimenter, welche neben den Kürassieren hinter Leuthen aufgestellt waren, in preußische Gefangenschaft. Jetzt ließ der König die Hauptmassen seines Fußvolkes im Zentrum gegen Leuthen vorrücken, um die Oestreicher auch aus dieser Stellung zu werfen; es entspann sich ein heftiges Gewehrfeuer, da die kaiserliche Infanterie die Häuser und Gärten von Leuthen besetzt hatte; abermals blieb jedoch die Standhaftigkeit der Preußen siegreich. Als diese Leuthen genommen hatten, erblickten sie bei der Windmühle von Scgeschütz eine neue Heer-Abtheilung der Oestreicher, welche in guter Ordnung und günstiger Stellung den Truppen des Königs anfangs vielen Schaden zufügten; allein der General Wedel kam durch ein glänzendes Manöver dieser Heer-Abtheilung in den Rücken, und zerstreute sie nunmehr gänzlich. Diese schöne Waffenthat entschied vollends das Schicksal des Tages; die Oestreicher hielten nun nirgends mehr Stand, sondern ergriffen auf allen Seiten die Flucht. Der König verfolgte die Fliehenden an der Spitze von Seidlitz-Kürassieren, und machte die Oestreicher massenweise zu Gefangenen. Noch in der Nacht gelangten die Sieger nach Lissa, wo die meisten Flüchtlinge sich zusammengefunden hatten, und machten viele neue Gefangene. Der König ließ noch in der Nacht die Brücke und die Straße nach Breslau besetzen, um der österreichischen Armee jedes Mittel abzuschneiden, sich wieder einigermaßen zu sammeln.

So endete die Schlacht bei Leuthen vom 5. Dezember 1757, eine der größten Waffenthaten des achtzehnten Jahrhunderts. Ihre Folgen waren von der höchsten Wichtigkeit; denn Friedrich II. gewann durch sie Schlesien wieder, und dadurch die Mittel, seine Armee neu zu bilden, und überhaupt der Koalition der Großmächte mit erhöhtem Nachdruck zu widerstehen. General Ziethen verfolgte die Trümmer des Daunischen Heeres über Reichenbach bis Reichenau, vereinigte sich hier mit dem General Fouquet, welcher frische preußische Truppen aus Glatz herbeiführte, und trieb sodann die Oestreicher nach Böhmen zurück. Der König unternahm dagegen sofort die Belagerung von Breslau, indem er das erforderliche grobe Geschütz von den Festungen Neiße und Brieg kommen ließ. Als die Kälte schon im Dezember (1757) bedeutend zunahm, befürchtete der österreichische Kommandant von Breslau, daß das Wasser in den Festungs-Gräben gefrieren, und die Belagerer dadurch zu einem allgemeinen Sturm bewogen werden möchten. In der weitern Erwägung, daß die kaiserliche Haupt-Armee bereits nach Böhmen zurückgedrängt, und keine Aussicht zum Entsatz von Breslau vorhanden sei, kapitulirte er, und gab sich mit der gesammten Besatzung zu Kriegsgefangenen. Es zeigte sich nunmehr, daß diese Besatzung 17,000 Mann zählte, während die Belagerer nur 14,000 Mann stark waren. In der Schlacht bei Leuthen verloren die Kaiserlichen 21,000 Soldaten und 59 Fahnen; in Breslau ergaben sich dagegen 13 Generäle, 687 Offiziere und 17,635 Soldaten; der Verlust der Oestreicher betrug im Ganzen also über 40,000 Mann.

Die Schlachten von Roßbach und Leuthen, wo ein kleines Häuflein so überlegene Massen schlug, beseitigten die gefährliche Lage Friedrichs II. gänzlich, und erhoben denselben wieder zu ansehnlicher Staatsmacht. Unermeßlich war vollends der moralische Eindruck beider ruhmvollen Siege. Alle Unbefangenen priesen den Namen des Königs, nnd seine Feinde zitterten nunmehr vor ihm. Friedrich II. eilte jetzt, von allen diesen Umständen den besten Nutzen zu ziehen, um sich auf den nächsten Feldzug kräftig vorzubereiten. Nachdem auch Liegnitz wieder gewonnen war, blieb der König den ganzen Winter über in Breslau, und arbeitete mit eben so großem Eifer als Erfolg an der Aufstellung eines bedeutenden Heeres.

Dreizehntes Hauptstück.

Dritter Feldzug des siebenjährigen Krieges.

(1758.)

Wie zu Anfang des vorigen Jahres wollte Friedrich II. bei Eröffnung der Feindseligkeiten sogleich angriffsweise zu Werke gehen, und den Krieg in die Erbländer der Kaiserin Maria Theresia spielen. Als Uebergang wurde die Belagerung der Oestreicher in Schwedtnitz, welche den Winter über blokirt worden waren, im Frühling 1758 mit solchem Nachdruck unternommen, daß sich diese Festung im April, nach 16tägiger Vertheidigung, ergab. Im Rücken sicher, drang der König nun nach Mähren vor, und eröffnete die Belagerung von Ollmütz; durch einen Unfall bei einem Transport von Munition, welcher aus Schlesien heranzog, wurde jedoch die preußische Armee genöthiget, die Belagerung von Ollmütz wieder aufzuheben, und endlich nach Schlesien zurückkehren. Der König wußte genau, daß die Beilegung des Krieges durch entscheidende Niederlagen der Oestreicher bedingt sei, indem Maria Theresia die Seele der Koalition war, und nach ihrer Besiegung auch ihre Verbündeten bald den Frieden bewilligen würden. Er suchte daher immer, seine Schläge vornehmlich gegen die österreichische Macht zu richten; allein das russische Heer, welches schon im Jahr 1757 im Königreich Preußen erschienen war, machte jetzt solche Fortschritte, daß Friedrich II. zur Rettung seiner Erbländer nunmehr den Russen entgegen ziehen mußte.

Der russische Marschall Apraxin hatte an der Spitze eines Heeres von 100,000 Mann im Juni 1757 Preußen überzogen, und insbesondere Memel erobert. Obgleich ihm der preußische General Lehwald nur 24,000 Mann entgegenstellen konnte, wollte dieser gleichwohl eine Schlacht wagen, um die Russen aus Preußen zu vertreiben. Dieselbe erfolgte am 30. August 1757 bei Jägerndorf, und schien anfangs zum Vortheil der preußischen Waffen sich zu wenden; denn der Marschall Lehwald warf nicht nur mit der Reiterei seines linken Flügels die feindliche Kawallerie, sondern zerstreute auch die russischen Grenadiere im Centrum. Als aber der General Romanzov den geschlagenen Grenadieren 20 Bataillons von der Reserve zu Hülfe führte, so kamen die Preussen ins Gedränge und wurden endlich genöthigt, den Russen das Schlachtfeld zu überlassen. Der Rückzug erfolgte in guter Ordnung. Friedrich II schreibt

die Urſache des Verluſtes der Schlacht dem Umſtand zu, daß Lehwald die Ruſſen nicht ſchon Tags zuvor angegriffen habe, wo ſie von der unerwarteten Ankunft des preußiſchen Heeres überraſcht und in großer Verwirrung waren, auch eine ſehr ſchlechte Stellung hatten[1]). Man hielt dortmals die Ruſſen noch ziemlich für Barbaren; denn der König ſagte unter andern, es ſei zu befürchten, daß dieſelben durch ihren Aufenthalt in Deutſchland ihre Kenntniſſe ſowie Einſichten vermehren, und die Fehler in der Kriegführung ablegen möchten, welche ſie gewöhnlich begingen[2].)

Trotz des Sieges über das preußiſche Heer nahm der ruſſiſche Marſchall Apraxin bald nach der Schlacht eine rückgängige Bewegung an, und näherte ſich der polniſchen Grenze. Da inzwiſchen die Schweden in Pommern große Fortſchritte machten, weil die Streitkräfte Friedrichs II. nicht hinreichten, allen ſeinen Feinden zugleich zu widerſtehen, namentlich Pommern von Truppen faſt ganz entblößt war, ſo erhielt der Marſchall Lehwald den Befehl, nach jener Provinz zu marſchiren. Der König hielt es nämlich für beſſer, ſeine Macht zu concentriren und da er nicht alles zu gleicher Zeit vertheidigen konnte, lieber die äuſſerſten Grenzen, als das Innere ſeiner Staaten preis zu geben. Nichts konnte die Ruſſen jetzt mehr hindern, das Königreich Preuſſen in Beſitz zu nehmen. Im Winter von 1757 auf 1758 war noch überdieß dem Marſchall Apraxin der Oberbefehl über das ruſſiſche Heer entzogen und Fermor, von dem man beſſere Erfolge erwartete, an ſeine Stelle geſetzt worden Seinen erhaltenen Aufträgen gemäß beſetzte daher Fermor im Anfang des Jahres 1758 ganz Preuſſen, und ließ insbeſondere die Hauptſtadt Königsberg ſeiner Kaiſerin huldigen. Sodann drang er mit mehrerern Heer-Abtheilungen an die Grenzen von Pommern und der Neumark vör. Friedrich II. gab dem Grafen von Dohna, welcher die Schweden mit Erfolg bekämpft und ſelbſt Stralſund eingeſchloſſen hatte, im Juni 1758 den Auftrag, die Belagerung dieſes Platzes aufzuheben, der Oder ſich zu nähern und dem Marſche der Ruſſen in die preußiſchen Länder ſich zu widerſetzen, von welcher Seite er auch verſucht werden möge.

Graf Dohna ſuchte den Ruſſen bei Frankfurt den Uebergang über die Oder zu verwehren; allein ſeine Macht war im Verhältniß zu der ruſſiſchen ſo ſchwach, daß er für die Dauer nicht widerſtehen konnte. Da der König noch überdieß ſeine Streitkräfte ſehr ſchonen, daher die Abtheilung unter Dohna mit der Mark Brandenburg zu retten ſuchen mußte, ſo beſchloß er in Perſon gegen die Ruſſen zu ziehen. Nachdem er die Beſchützung der ſchleſiſchen Grenzen dem Marſchall Keith übertragen hatte, der bei Landshut im Lager ſtand, ſezte er ſich mit 14,000 Mann nach der Mark in Bewegung. Ueber Liegnitz, Dakau, Wartenberg, Croſſen und Ziebingen gelangte er in angeſtrengten Eilmärſchen nach Frankfurt an der Oder. Bei dem ungleichen Kampf gegen ganz Europa ging das Beſtreben des großen Königs immer dahin, eine Armee der Feinde ſchnell zu ſchlagen, und ſodann wider zur Beſiegung einer andern zu eilen; er wollte alſo jezt auf der Stelle den Ruſſen eine entſcheidende Niederlage beibringen, und dann von Neuem dem öſterreichiſchen Marſchall Daun entgegengehen. Zu dem Ende beſchloß er nach ſeiner Ver-

[1]) Œuvres Posthumes de Frédéric II. Histoire de la guerre de sept ans. pag. 250 et 251:

»Quoique le corps du Maréchal Lehwald ne montait qu'à 24,000 hommes, il pouvait espérer de remporter des avantages, parceque les Russes furent surpris de le voir arriver, qu'ils ne s'attendaient pas à être attaqués, et qu'il régnait une grande confusion dans leur camp; ils étaient outre cela mal postés et rien ne l'empechait de marcher droit à eux. Il est impossible de dire qu'elles raisons le retinrent, et lui firent différer jusqu'au lendemain ce qu'il pouvait exécuter sur le champ.«

[2]) Il était à craindre, et l'on pouvait même le prévoir, que les Russes étendant leurs connaissances et leurs vues, ne corrigeassent les fautes, qu'ils avaient faites.

einigung mit dem Dohna'ſchen Heere die Ruſſen durch verſchiedene Manöver zu täuſchen, und dadurch eine günſtige Gelegenheit für einen Hauptſchlag zu erlangen. Zu dem Ende machte er Anſtalten, als wolle er bei Drewitz über die Oder gehen; nachdem er aber in die Feſtung Küſtrin, welche von den Ruſſen blockirt wurde, 4 Bataillons zur Verſtärkung der Beſatzung geworfen hatte, marſchirte er in der Nacht ungemerkt nach Guſtebieſe, und ſetzte hier ſein geſammtes Heer ungehindert über die Oder. Durch ein gelungenes weiteres Manöver trennte er die Heerabtheilung Romanzov's von den Hauptmaſſen unter Fermor, und rückte ſodann bis Zorndorf vor, um hier Letzteren anzugreifen.

Zehn preußiſche Bataillone Fußgänger unter Manteuffel eröffneten am 25. Auguſt 1758 vom linken Flügel aus den Kampf; allein die Befehle des Königs wurden nicht gehörig befolgt, es entſtand daher eine Verwirrung und der Angriff wurde zurückgewieſen. Jetzt erhoben die Ruſſen ſchon ein allgemeines Sieggeſchrei, und öffneten ihre Vierecke, um die Preußen zu verfolgen. Da erhielt der berühmte General Seidlitz von Friedrich II. den Auftrag, ſofort mit allen ſeinen Reiterſchaaren auf die Ruſſen einzuhauen. Seidlitz bildete raſch drei Linien, und ſtürmte mit ſolchem Nachdruck auf den Feind ein, daß er die Vierecke desſelben gänzlich niederwarf. Die Ruſſen geriethen nun in grenzenloſe Verwirrung und zerſtreuten ſich nach allen Seiten; ſchon nach einer Viertelſtunde war das Schlachtfeld auf dieſer Seite von ihnen geräumt. Der König ließ jetzt auch das Fußvolk ſeines rechten Flügels vorrücken, und obgleich hier ebenfalls einige Unordnung entſtand, weil ſeine Truppen im Lager der Ruſſen plünderten, wandte ſich der Sieg durch das gutgeleitete Artilleriefeuer dennoch auf die Seite der Preußen. Die Schlacht währte von 9 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends, und endigte mit der völligen Niederlage der Ruſſen. Da die Preußen wegen ihrer Erbitterung über die Verheerungen des Feindes in der Mark keinen Pardon gaben, ſo war das Blutbad auſſerordentlich groß. Die Ruſſen verloren an Todten 15,000 Mann, welche von der preußiſchen Reiterei niedergehauen wurden. Friedrich II., im Beſitze von 103 eroberten Kanonen, hatte durch das vorübergehende Zurückweichen ſeines Fußvolkes zwar auch 20 Geſchütze eingebüßt; doch dieß war gegen jenen des Feindes ein geringer Verluſt, und auch an Mannſchaft hatte er wenig verloren. Sein Zweck war nunmehr erreicht; denn die Ruſſen wichen von der Oder zurück, und wären überhaupt ſo geſchwächt, daß Graf Dohna mit ſeiner Heerabtheilnng ſie für den erſten Augenblick hinlänglich beſchäftigen konnte. Friedrich II. eilte daher ſogleich nach Sachſen, um den Fortſchritten der Oeſtreicher ein Ziel zu ſetzen.

Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, hatte dem Marſchall Daun eine ſo ſchwache Streitmacht entgegenzuſtellen, daß Letzterer Dresden zu erobern und die Preuſſen aus ganz Sachſen zu vertreiben hoffte. Allein Heinrich operirte ſo geſchickt, daß er die Pläne Dauns großentheils vereitelte, und zugleich rettete der preußiche Commandant in Dresden, General Schmettau, dieſe Feſtung durch ungewöhnliche Entſchloſſenheit. Er drohte nehmlich mit der Abbrennung der prächtigen Vorſtädte, und bewog dadurch den Marſchall Daun, aus Rückſicht auf den ſächſiſchen Hof, die Erſtürmung von Dresden zu unterlaſſen. Daun entwarf nun den Plan, mit ſeiner großen Uebermacht den Prinzen Heinrich zu überfallen, als auf einmal der König mit ſeinem kleinen Heere in Sachſen erſchien. Dieß beſtimmte den Marſchall Daun ſogleich wieder zu ſeiner gewohnten Vorſicht; er vermied den Angriff, und wich ſelbſt der Schlacht aus, welche Friedrich II. ihm zu liefern wünſchte. Letzterer ſuchte die Kaiſerlichen von der Elbe zu entfernen, um mit erhöhtem Nachdruck in Schleſien operiren zu können; da aber Daun durch kein Manöver aus ſeiner günſtigen Stellung zu bringen war, ſo machte er endlich Miene ihn von der Flanke zu faſſen.

Der König nahm deßhalb im October 1758 eine Stellung zwischen Bautzen und Hochkirch, und nöthigte dadurch wirklich den österreichischen General zur Veränderung seines Lagers.

Friedrich II. hatte die Absicht, den General Retzow an sich zu ziehen, welcher bei Bautzen stand, und dann das österreichische Lager zu überfallen. Deßhalb stellte er sich selbst bei Hochkirch auf, damit er den Feinden seinen eigentlichen Plan verberge; allein Retzow unterließ die Besetzung von Berg-Anhöhen, welche sein Lager beherrschten und gab dem Marschall Daun dadurch Gelegenheit alle Entwürfe des Königs zu vereiteln. Daun bemächtigte sich nämlich der Anhöhen, deren Besetzung Retzow versäumt hatte, und fühlte sich jezt so stark, daß er gegen seine Gewohnheit die preußische Armee selbst anzugreifen beschloß. Auch die Stellung des Königs bei Hochkirch war ungünstig, und sollte eben deswegen in der Nacht vom 14. auf den 15. October verändert werden. Daun, zur Verfolgung seiner Vortheile entschlossen, kam aber dem König zuvor, indem er schon in der Nacht vom 13. auf den 14. October mit seiner gesammten Armee gegen die Preußen aufbrach. Um diesen die Bewegung zu verbergen, ließ er in dem verlassenen Lager die Wachtfeuer sorgfältig unterhalten. Friedrich II. ward wirklich getäuscht, und glaubte überhaupt so wenig an einen Angriff, daß er geringe Vorsichtsmaaßregeln ergriff. Ja er blieb selbst dann noch unthätig, als seine Husaren die Bewegung der Oestreicher auf ihren Patrouillen zum Theil entdeckt und gemeldet hatten. Auf die dringenden Vorstellungen der Generäle Seidlitz und Ziethen erhielten endlich einige Regimenter zwar den Befehl, sich unter die Waffen zu stellen; doch gegen Morgen ließ man auch diese wieder der Ruhe pflegen, da alles still zu sein schien. So kam es, daß Marschall Daun die preußische Armee am Morgen des 14. Octobers 1758 in ihrem Lager zu Hochkirchen ganz unvorbereitet überrumpelte.

Noch vor Anbruch des Tages stürzten sich die Kaiserlichen auf die Vorposten, nahmen dieselben gefangen, und eroberten sogar unbewachte Batterien. Die Preußen lagen in tiefem Schlafe, als der Vortrab und alsbald die Hauptarmee Dauns schon mitten in ihren Lager stand. Bestürzt verließen die preußischen Soldaten bei dem Feuern der Feinde ihre Zelte; sie suchten sich wohl zum Kampfe zu ordnen, allein es fehlte die leitende Oberaufsicht, und zugleich vermehrte die Dunkelheit die Verwirrung[3]). Gleichwohl bildeten sich durch die lange Gewohnheit der vortrefflichen Kriegszucht des Königs die preußischen Schlachtlinien, wie durch Instinkt, und entwickelten die größte Tapferkeit[4]). Sie vertheidigten das Dorf Hochkirchen so nachdrücklich, daß Daun immer neue Reserven herbeiziehen mußte, General Seidlitz vollführte ferner an der Spitze seiner Reiter die schönsten Waffenthaten, indessen die Folgen der Ueberrumpelung waren für die Preußen so verderblich, daß sie durch keinerlei Anstrengungen zu beseitigen waren. Bei dem Dorfe Hochkirchen befand sich die Hauptbatterie des preußischen Lagers, und diese war den

[3]) Les ténèbres étaient si épaisses, qu'on ne voyait pas un pas devant soi. (Frédéric histoire de la guerre de sept ans.)

[4]) Friedrich II. sagt in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, daß ihm über das Erscheinen des Feindes keine Meldung gemacht worden sei:

„Le roi entendit tirer le canon, et quoiqu'il ne fut averti de rien, il prit d'abord 3 brigades du centre, avec lesquelles il marcha à la droite.“

Er scheint also die Ursache der Ueberrumpelung von sich abwälzen zu wollen; allein nach anderen Berichten wurde er sowohl vom Marschall Keith, als dem General Seidlitz schon am Tag zuvor ernstlich gewarnt. Seidlitz ließ nach dem Befehle zum Absatteln sogar heimlich wieder satteln.

Kaiserlichen sogleich am Anfang der Schlacht in die Hände gefallen. Ihr Feuer war es vornehmlich, was den Preußen so empfindlichen Schaden zufügte. Der Marschall Keith und der Prinz Moritz von Dessau machten deßhalb an der Spitze mehrerer Bataillone die größten Anstrengungen, jene Batterie wieder zu nehmen; allein sie waren stets vergebens. Keith blieb endlich bei dem Sturme gegen die Batterien auf dem Wahlplatz, und der Prinz Moritz wurde gefährlich verwundet. Zugleich hatten die Oestreicher das Dorf Hochkirch in Brand gesteckt, und auch dieß vermehrte noch die Verwirrung der Preußen.

Endlich sezte sich der König persönlich an die Spitze dreier Brigaden, um die Linien der Oestreicher zu durchbrechen, er manövrirte so geschickt und sein Fußvolk schlug sich so brav, daß die Kaiserlichen schon zu weichen begannen. In diesem Augenblick brach aber die östreichische Reiterei hervor, und trieb das preußische Fußvolk wieder zurück. Da der kaiserliche General Laudon, ein Mann von bedeutenden Feldherrngaben, schon am Abend vor der Schlacht eine Stellung im Rücken des preußischen Lagers eingenommen und dort die östreichische Artillerie aufgestellt hatte, so wurde die Lage des Königs immer verzweifelter. Jene Batterie beschoß nehmlich die vortreffliche preußische Reiterei mit Kartätschen und richtete eine solche Verheerung unter ihr an, daß sie ebenfalls zur Flucht genöthiget war. Friedrich II. überzeugte sich nun, daß die Schlacht unwiderruflich für ihn verloren sei, und daß es sich nur darum handle, einen geordneten Rückzug zu nehmen. Zur Deckung desselben hatte er schon dem General Retzow befohlen, sich ihm zu nähern, und als solches geschehen war, eröffnete die Reiterei den Rückzug, indem sie von den Höhen in die Ebene hinabzog. Das Fußvolk, von der Reiterei gedeckt, nahm die Richtung gegen Oberschütz, und da die frische Heerabtheilung des General Retzow die Nachhut bildete, so ging der Rückzug mit aller Ordnung vor sich. Verschiedene Angriffe der östereichischen Reiterei bei Verfolgung der Preußen wurden von der Kavallerie unter Seidlitz mit Nachdruck zurück gewiesen. Das preußische Heer bezog nun ein sicheres Lager bei Bautzen, von einem doppelten Graben umgeben und auf Anhöhen, welche von keiner Seite beherrscht waren. Dieß bewog den Marschall Daun, in seine frühere Stellung zurückzukehren.

Der Verlust der Preußen war bedeutend, der König selbst verwundet, da er sich dem größten Feuer ausgesezt hatte, und Keith getödtet; viele angesehene Officiere lagen gefährlich darnieder und außerdem zählte man mehrere Tausende an Todten. Am empfindlichsten blieb der Abgang des Geschützes, indem die Oesterreicher 100 Kanonen eroberten. Dessenungeachtet wußte der erfindungsreiche Geist Friedrichs II. alle diese Verluste bald wieder zu ersetzen und die Nachtheile der Niederlage überhaupt wesentlich zu mildern. Er zog seinen Bruder Heinrich mit 10 Bataillonen und dem nöthigen Geschütz an sich, beorderte den Grafen von Dohna aus Pommern nach Sachsen, und sezte sich sodann am 25. October 1758 in Bewegung, um die Festung Neisse in Schlesien zu entsetzen. Als er sich am 3. November nur noch wenige Meilen von der Feste befand, hob der östereichische General Harsch die Belagerung auf, und zog sich nach Mähren zurück.

Inzwischen hatte der Marschall Daun in Sachsen Versuche gemacht, aus dem Siege bei Hochkirch endlich Vortheile zu ziehen, und die preußischen Waffen namentlich aus Sachsen zu verdrängen. Zu dem Ende hatte er Dresden von Neuem eingeschlossen und die Drohung des Commandanten Schmettau, die Vorstädte wegzubrennen, nicht mehr beachtet. Schmettau führte jedoch die Drohung wirklich aus, und nöthigte Daun dadurch zu einer förmlichen Belagerung der Stadt. Als aber der kaiserliche Feldherr vernahm, daß Neisse entsezt, ganz Schlesien von den Kaiserlichen geräumt, und Friedrich II. deßhalb wieder auf dem Marsche nach Sachsen begriffen sei, hob er die Belagerung von Dresden wieder auf und bezog

die Winterquartiere. So war denn selbst die Niederlage des Königs bei Hochkirch von keinen erheblichen Nachwirkungen begleitet, im Ganzen vielmehr auch in diesem Feldzug der europäischen Coalition von der kleinen preußischen Macht mit Erfolg die Spitze geboten worden.

Gegen die Franzosen und die Reichsarmee hatte sich im Feldzug von 1758 der Prinz Ferdinand von Braunschweig rühmlich vertheidigt. Er sollte 80,000 Mann Franzosen aus Niedersachsen und Westphalen hinausschlagen, und hatte doch nur über ein Heer von 30,000 Mann zu verfügen, welches von hannöverischen, hessischen, lippe'schen und preußischen Truppen gebildet war. Gleichwohl unterzog sich Ferdinand der Erfüllung seiner schwierigen Aufgabe mit eben so großem Eifer, als Erfolg. Nachdem er Verden und Hoja genommen, auch die Franzosen zur Räumung von Bremen genöthiget hatte, ging er über die Aller und machte in der Gegend von Hannover ein ganzes französisches Regiment zu Gefangenen. Der französische Obergeneral Clermont, Nachfolger des Marschalls Richelieu, befürchtete nun eine Vereinigung des Prinzen Heinrich von Preußen mit Ferdinand und wurde überhaupt so bestürzt, daß er Wolfenbüttel, Braunschweig und Hannover räumte. Endlich drängte Ferdinand durch glänzende Waffenthaten den überlegenen Feind so sehr, daß Clermont bei Wesel auf das linke Rhein-Ufer zurückging.

Am 2. Juni 1758 sezte auch der Prinz von Braunschweig bei Emmerich über den Rhein, schlug die Franzosen in offener Feldschlacht bei Crefeld und nahm Düsseldorf ein. Ueberall flohen also die übermächtigen Franzosen vor den schwachen Haufen des Braunschweigers, ja ihre Bestürzung stieg so sehr, daß ihnen schon das Innere von Frankreich in Gefahr zu sein dünkte. Neue, zahlreiche Heere wurden denn ausgerüstet, und diese zugleich unter die Führung eines fähigen Feldherrn, des Marschalls Contades gestellt. Während Lezterer 80,000 Mann dem Prinzen Ferdinand entgegenstellte, rückte Soubise mit 30,000 in Hessen ein. Da hierdurch der Rücken Ferdinands bedroht wurde, so wollte dieser trotz der Uebermacht der Franzosen dem Marschall Contades eine Schlacht liefern; allein Contades wich sorgfältig aus. Um Hannover zu decken, mußte der Prinz von Braunschweig nun auf das rechte Rheinufer zurückgehen, was zwischen dem 8. und 10. August in bester Ordnung geschah.

Bei Böckholt vereinigte er sich am 14. August mit 12,000 Engländern, welche zur energischen Kriegführung in Deutschland unter dem Ministerium Pitt endlich nach Hannover gesendet worden waren. Umgekehrt wurde die Armee von Contades durch 6000 Sachsen verstärkt. Contades ließ nunmehr 20,000 Mann zu Soubise stoßen, damit dieser durch unverhältnißmäßige Uebermacht den Prinzen von Ysenburg besiegen möge. Durch die Hülfe der Sachsen geschah solches endlich in der Schlacht bei Lutternberg, in welcher Ysenburg 2000 Mann und 16 Kanonen verlor. Trotz dieses Unfalles eines Unterbefehlshabers manövrirte der Prinz von Braunschweig so geschickt, daß er Meister von Westphalen und Niedersachsen blieb, und die Franzosen nöthigte, ihre Winterquartiere auf dem linken Rheinufer zu nehmen.

Von Seite der Russen war nach der Schlacht bei Zorndorf nichts mehr vorgenommen worden, als die Belagerung von Colberg. Der preußische Commandant Heyden entwickelte hiebei einen solchen Heldenmuth, daß die Russen auch gegen Colberg nichts ausrichteten, vielmehr die Belagerung wieder aufhoben, endlich sowohl Brandenburg, als Pommern räumten, und in Polen Winterquartiere bezogen.

Was die Schweden anbetrifft, ſo konnte ihnen Friedrich II. bei der großen Anzahl ſeiner Feinde nichts, als die Beſatzung von Stettin entgegenſtellen. Sie breiteten ſich daher in Pommern aus, und ſchmeichelten ſich im Vorrücken ſogar mit der Einnahme von Berlin; allein General Wedel wurde von der Lauſitz aus zu einem Zuge gegen dieſelben beauftragt, und trieb ſie mit geringer Mühe bis Stralſund zurück.

Auch die preußiſchen Heere bezogen im December 1758 nun allenthalben die Winterquartiere, und der König, im Beſitz von Schleſien, Sachſen, Pommern und Brandenburg, ſchien nicht der beſiegte, ſondern der ſiegende Theil zu ſein.

Vierzehntes Hauptſtück.

Vierter und fünfter Feldzug des ſiebenjährigen Krieges.

(1759 und 1760)

Friedrich II. erlitt an dem nämlichen Tag, wo er bei Hochkirch von den öſterreichiſchen Waffen beſiegt wurde, am 14. October 1758, einen andern Schickſalsſchlag, welcher ihn ſchwer darniederbeugte; es ſtarb nämlich an dieſem Tage ſeine Lieblingsſchweſter, die Markgräfin von Baireuth. Mit ſeiner Heleenſeele mußte ſich doch viele Genüthlichkeit verbunden haben; denn er betrauerte die Geſchiedene auf das tiefſte. Voltaire wurde gedrängt, das Andenken derſelben durch eine Ode zu verherrlichen, ja ſein Gedicht ward ſogar zur Ausarbeitung eines erhabeneren Denkmals zurückgeſendet, als dem Könige Erſteres ſolchem Zwecke nicht zu entſprechen ſchien. Der König ſelbſt ſprach noch am Abend ſeines Lebens die innigſte Liebe für die Schweſter aus[1]).

[1]) Er ſagte folgendes von ihr:

„C'était une princesse d'un rare mérite; elle avait l'esprit cultivé, et orné des plus belles connaissances, un génie propre à tout, et un talent singulier pour tous les arts. Ces heureux dons de la nature faisaient cependant la moindre partie de son éloge. La bonté de son coeur, ses inclinations généreuses et bienfaisantes, la noblesse et l'élévation de son ame, la douceur de son caractère, réunissaient en elle les avantages brillans de l'esprit à un fond de vertu solide, qui ne se démentit jamais. Elle éprouva souvent l'ingratitude de ceux, qu'elle avait comblés de bien et de faveurs, sans qu'on pût citer un exemple qu'elle eût jamais manqué à personne. La plus tendre, la plus constante amitié unissait le roi et cette digne soeur. Ces liens s'étaient formés dès leurs première enfance; la même éducation et les mêmes sentiments les avaient resserrés; une fidélité à toute épreuve des deux parts les rendit indissolubles.“

Während Friedrich II. mit seinem Schmerze kämpfte, um nicht die Kraft zu neuen Thaten und Vorbereitungen für den folgenden Feldzug zu verlieren, waren seine Gegner eifrig beschäftiget, seinen Untergang endlich herbeizuführen. Frankreich und Oestreich erneuerten in einem Staatsvertrag vom dreißigsten December 1758 das Bündniß vom 1. Mai 1756 und luden sowohl die Kaiserin von Rußland, als die Könige von Schweden und von Polen dazu ein. In diesem Vertrage wurde gesagt, daß ohne die Schwächung der gefährlichen Macht Friedrichs II. die Ruhe Deutschlands unmöglich sei, daher auf Mittel und Wege gedacht werden müsse, den König von Prussen in angemessene Grenzen einzuschließen [2]). Alle entwickelte Geistesgröße des Hohenzollern war also nicht im Stande, den Haß der Kaiserin zu besänftigen. Es bestand vielmehr der ernstliche Vorsatz, ihren Gegner zu vernichten und es ließen sich bei der Unbeugsamkeit des letztern neue großartige Ereignisse erwarten.

Ein Hauptstützpunkt Friedrichs II. in seiner vereinzelten Lage war das scharfe helle Bewußtsein, daß er niemals auf fremde Hülfe bauen, sondern seine Rettung nur durch eigne Kräfte bewerkstelligen könne [3]). Anstatt daher durch Selbsttäuschung Zeit zu verlieren, benützte er die Waffenruhe immer sorgfältig zu neuen Rüstungen. Auch im Winter von 1758 auf 1759 nahm er denn neue Aushebungen vor, schaffte Pferde, Munition und Waffen an, und sorgte mit umsichtigem Blick für große Vorräthe an Lebensmitteln.

Unbedeutende Vorfälle zwischen dem Herzog von Braunschweig und den französischen Heeren abgerechnet, begann der Feldzug von 1759 sehr spät, erst im Juli, weil die Oestreicher dieses Mal in Gemeinschaft mit den Russen operiren, und den letztern deßwegen Zeit zum Herbeirücken lassen wollten. Der König von Preussen stand im Lager bei Landshut, Daun hatte dagegen sein Hauptquartier in Münchengrätz, und beorderte den General Laudon, mit 20,000 Mann, zum Behuf der Vereinigung, der russischen Armee in Polen sich zu nähern. Zur Beobachtung der Lezteren diente noch immer das preußische Heer unter dem Grafen Dohna. Der König hatte indessen zu dem General Wedel größeres Vertrauen und ernannte ihn zum Nachfolger des Grafen, obgleich er im Dienstalter tiefer stand. Als Wedel im Juni 1759 bei seiner Armee in Züllichau eintraf, machte er sogleich Anstalten, den Russen eine Schlacht zu liefern, um die Vereinigung derselben mit Laudon zu verhindern. Marschall Soltikow, welcher inzwischen an die Stelle des Oberbefehlshaber Fermor getreten war, hatte nicht nur eine bedeutende Uebermacht, sondern wurde in seiner Stellung auch noch von der Oertlichkeit begünstiget. Wedel wurde daher bei seinem Angriff auf die russischen Linien vom schweren Geschütz so hart mitgenommen, daß er nach drei vergeblichen Stürmen vom Wahlplatz weichen mußte. Er verlor 5000 Mann, und eine solche Schwächung der preußischen Macht sogleich bei Be-

[2]) Que comme on ne pouvait espérer de rétablir la tranquillité de l'Allemagne que par l'affaiblissement de la puissance pernicieuse du roi de Prusse, le roi très-chrétien et l'impératrice Reine avaient jugé à propos de resserrer les noeuds de leur union par un traité confirmatif du traité de Versailles du 1. de Mai 1756, et de convenir des moyens les plus propres pour forcer l'agresseur de donner satisfaction aux lésés et sureté pour l'avenir, et pour établir solidement le repos de l'Allemagne, en réduisant le roi de Prusse dans des bornes qui ne lui permissent plus de troubler au gré de son ambition et de celle de l'Angleterre, la tranquillité générale et celle de ses voisins.

[3]) Er sagte dieß selbst sehr bestimmt:

„Les efforts inutiles que le roi avait faits à la Porte, le persuadèrent de plus en plus que n'ayant aucun secour étranger à attendre, il ne devait recourir qu'à ses propres ressources.

ginn des Feldzugs sezte den König in große Bedrängniß. Da die geschlagene Heerabtheilung nicht mehr im Stande war, die russische Hauptmacht unter Soltikow aufzuhalten, so kamen Frankfurt, Küstrin und selbst Berlin in Gefahr. Vom schlesischen Heere eine Verstärkung an Wedel zu senden, schien im hohen Grade bedenklich zu sein; denn es zählte nur 40,000 Mann und hatte die östreichische Armee unter Daun von 70,000 Mann vor sich. In dieser Verlegenheit entschloß sich endlich Friedrich II. seinen Bruder Heinrich mit 25 Schwadronen und 19 Bataillons nach Sagan zu berufen, ihm den Oberbefehl über die Hauptarmee in Schlesien zu übertragen, und sich selbst zur Vereinigung mit Wedel an die Spitze der in Sagan zu versammelnden Truppen zu stellen. Trotz der Hinderungs-Versuche des Königs war der östreichische General Laudon mit seinen 20,000 Mann bis Frankfurt an der Oder vorgedrungen und dort zu der russischen Armee gestoßen. Dieß bestimmte den König von Preussen, auch den General Fink, welcher bei Torgau stand und nach dem Abgang des Prinzen Heinrich zur Deckung Sachsens doch zu schwach war, mit 10,000 Mann an sich zu ziehen. Nachdem die erforderlichen Befehle ergangen waren und General Wedel am 4. August 1759 bei Mukrose mit dem König sich vereiniget hatte, faßte der Leztere sogleich den alten Plan, die russisch-österreichische Armee in entscheidender Feldschlacht zu besiegen, und dann wieder gegen Daun nach Schlesien zu eilen. Seine Armee bezog ein Lager zwischen Lebus und Wulkow, um dort die Ankunft der Fink'schen Truppen zu erwarten. Am 10. August trafen die Lezteren ein, und am 11. ging die gesammte preußische Streitmacht zwischen Küstrin und Lebus über die Oder, Angesichts des Feindes sich sogleich in Schlachtordnung aufstellend.

Soltikow, welcher in einem befestigten Lager bei Kunnersdorf stand, war auf seinem rechten Flügel durch eine Anhöhe, die mit starken Schanzen in Form eines Sternes versehen war, auf dem linken von Sümpfen und im Centrum von Hohlwegen gedeckt, während zugleich an den wichtigsten Punkten eine ungeheure Masse von schweren Geschützen stand. Friedrich II. sah sogleich ein, daß er die Russen in einer solchen Stellung nicht angreifen könne. Da nun die Anhöhe des russischen rechten Flügels von noch höheren gegenüberliegenden Bergen beherrscht und diese schon nach seiner Anordnung vom General Fink besezt waren, so entwarf der König den Plan, den rechten Flügel Soltikow's zu umgehen, und die Russen sodann von der Fronte und im Rücken zugleich anzugreifen. Das wichtigste Werk der Russen auf ihrem rechten Flügel war das Fort mit der Sternschanze, und von diesem dehnten sich die Befestigungen bis zum Judenkirchhof von Kunnersdorf aus. Bei Lezterem, als dem Endpunkt des russischen rechten Flügels, suchte also Friedrich II. die Entscheidung.

Auf den Höhen, welche Fink einnahm, wurden in der Nacht vom 11. auf den 12. August Batterien errichtet, um die Bewegungen des Königs zu unterstützen. Am 12. August sezte sich die Armee gegen Reppen in Bewegung, indem sie eine zweite Anhöhe, die Pechstange, welche ebenfalls den rechten Flügel der Russen und namentlich die Sternschanze beherrschte, in Besitz zu nehmen suchte. Während des Marsches feuerte General Fink mit den bemerkten Batterien sehr heftig, um bei den Russen die Meinung zu erregen, daß von dieser Seite, sohin in ihrer Fronte, der Angriff beabsichtiget sei. Da die Anhöhe, welche Fink einnahm, von dem Lager der Russen durch enge Hohlwege getrennt war, so stellte sich jener General, als wolle er den Uebergang versuchen, und das lenkte die Aufmerksamkeit Soltikow's vorzugsweise nach dieser Gegend. Die Bewegung des preußischen Hauptheeres

entging daher dem Feinde, und ersteres langte ungehindert in der Nähe der Pechstange an. Dort befand sich ein Holz, welches die Preussen den Blicken der Russen ebenfalls verbarg; die Armee machte deßhalb hier Halt, und ordnete sich in fünf Linien zum Angriff. Zugleich wurden auf zwei Anhöhen starke Batterien errichtet, welche den rechten Flügel der Russen und alle ihre Verschanzungen mit vollkommener Wirkung bestrichen. Jezt waren alle Vorbereitungen vollendet und der König gab das Zeichen zum Angriff.

General Seckendorf, von 60 Feuerschlünden unterstüzt, stürmte gegen das Fort der Russen in der Form der Sternschanze an, und erstieg dasselbe; die preußischen Hauptmassen folgten, und richteten unter dem russischen Fußvolke ein furchtbares Blutbad an. Nur am Ende der Verschanzungen bei dem Judenkirchhof leisteten die Russen einige Zeit mit Erfolg Widerstand; durch große Anstrengungen nahm aber die Infanterie des preußischen linken Flügels auch diese Verschanzungen ein. Unterdessen hatte auch das Finkische Corps an die Hauptarmee sich angeschlossen, und die Russen wurden nun massenweise niedergemetzelt. Schon hatten die Preußen von den Schanzen der Russen sieben Redouten und den Judenkirchhof genommen, schon hatten sie 180 Kanonen erobert und die russische Armee, welche ihnen um ein Drittheil überlegen war [4]), in vollständige Verwirrung gebracht, als ein Zufall und die Geschicklichkeit des General Laudon die ganze Lage der Dinge plözlich veränderte.

Der Prinz von Würtemberg hatte mit der schweren preußischen Reiterei eine Abtheilung russischer Fußgänger angegriffen, welche in der Nähe des Judenkirchhofes stand. Trotz der Heftigkeit des Angriffes, hatten die Russen solchen gleichwohl zurückgewiesen, zugleich aber auch eine große Batterie entblößt. Augenblicklich stürzte sich das preußische Fußvolk auf diese Battterie, um sie in Besitz zu nehmen und mit ihrem Feuer den Sieg der Preußen bis zur gänzlichen Vernichtung des russischen Heeres zu führen. Der Erfolg schien ganz gewiß zu sein, da die preußische Infanterie nur noch 150 Schritte von der Batterie entfernt war; allein der General Laudon, welcher mit dem österreichischen Hülfsheer im Rücken der Russen die Reserve bildete, hatte schon bei Beginn der Schlacht den Plan des Königs durchschaut und daher seine Stellung verändert. Als er nun den großen Mißgriff der Russen wahrnahm, ihre Hauptbatterie zu entblößen, rückte er zum Schutz derselben eiligst herbei, und erreichte sie einige Minuten vor den Preußen. Sofort ließ er die Kanonen mit Kartätschen laden und ein mörderisches Feuer gegen das anstürmende preußische Fußvolk eröffnen. Jezt wich dieses bestürzt zurück; der Angriff wurde zwar mehrmals wiederholt, indessen stets vergeblich. Das preußische Fußvolk hatte schon durch das Kartätschenfeuer den größten Verlust erlitten; Laudon ließ aber auch seine gesammte Reiterei vollends einhauen, und diesem Andrang konnte die preußische Infanterie bei ihrer langen Anstrengung nicht mehr widerstehen. Sie wich in Unordnung zurück und ergriff endlich allgemein die Flucht. Friedrich II. suchte den Rückzug durch eine Batterie zu decken, er warf sich dem siegenden Feinde mit Standhaftigkeit entgegen und sezte sich so sehr aus, daß er nicht nur verwundet wurde, sondern auch in Gefahr gerieth gefangen zu werden. Alle seine Anstrengungen, seinen geschlagenen Truppen Muth einzuflößen, oder auch nur Ordnung in den Rückzug zu bringen, waren indessen vergeblich. Seine Niederlage war ganz vollständig; denn

[4]) Die preußische Armee zählte 53 Bataillons und 95 Schwadronen, zusammen gegen 40,000 Mann; die russisch-österreichisch dagegen 60,000 Mann.

15,000 Mann waren theils getödtet oder verwundet, theils gefangen, andere zerstreuten sich, und der König hatte unmittelbar nach der Schlacht kaum 10,000 Mann um sich. Zugleich waren fast alle seine Generale verwundet, die Soldaten hingegen auf das äußerste entmuthigt. Solchen Verlust hatte die Schlacht bei Kunnersdorf vom 12. August 1759 [5]).

Nie war die Lage des Königs trostloser, als nach diesem Ereigniß; ja sie war selbst noch verzweifelter, als vor den Siegen bei Roßbach und Leuthen. Friedrich II. wollte das russische Heer vernichten, um seine Erbländer zu decken, und dann wieder zur Rettung Schlesiens gegen Daun zu ziehen; doch jetzt war umgekehrt seine Armee fast vernichtet, und es schien keine Möglichkeit mehr vorhanden zu sein, den östreichischen und russischen Waffen einen weitern Widerstand entgegen zu setzen. Es bedurfte nichts als rasches Vorrücken der Russen, um ihm vollends den Gnadenstoß zu geben, und so dem ganzen Kriege ein Ende zu machen [6]). Glücklicherweise erfreute sich Soltikow seines unerwarteten Sieges, ohne denselben besonders benützen zu wollen. Den ungeheuren Verlust von 24,000 Mann berücksichtigend, wollte er ein neues Zusammentreffen mit den Preußen für das erste vermeiden, und gönnte daher den letztern den Rückzug. Dadurch wurde der König in den Stand gesetzt, die zersprengten Haufen seines Heeres zu sammeln, und seine Streitmacht schon am andern Tag (13. August) auf 18,000 Mann zu erhöhen. Da er jetzt unverzüglich die Heer-Abtheilung zu sich berief, welche in Pommern gegen die Schweden stand, so hatte er bald wieder eine Armee von 28,000 Mann bei sich.

Kurz vor den Ereignissen bei Kunnersdorf hatte der Prinz Ferdinand von Braunschweig dem großen französischen Heere unter Contades bei Minden eine entscheidende Feldschlacht geliefert, und über die Uebermacht des Feindes einen glänzenden Sieg davon getragen. Friedrich II., welcher die Nachricht davon im Feldlager vor Kunnersdorf empfing, hoffte mit dem Berichte eines zweiten Sieges antworten zu können; solche Hoffnung täuschte bitter, aber desto werthvoller war der Sieg Ferdinands unter solchen Umständen für den König, da letzterer sonst außer den Russen und Oestreichern auch die Franzosen auf sich gehabt hätte. Er schonte nun seine Kräfte und manövrirte geschickt, um entscheidende Unternehmungen der großen russischen und östreichischen Armee zu verhindern; allein das Unglück verfolgte ihn den ganzen Feldzug hindurch.

Da er im Herbst 1759 über Schlesien nach Sachsen zurückgekehrt war, und hier mit dem Prinzen Heinrich sich vereinigt hatte, faßte er den Plan zur Wiedereroberung von Dresden, welches in Folge der Schlacht bei Kunnersdorf endlich an die Oestreicher und die Reichs-Armee übergegangen war. Vor einem ernstlichen Angriff mußte aber erst das Heer Dauns in der Nähe von Dresden nach Böhmen zurückgedrängt werden, und Friedrich II. sandte den General Fink in diese Provinz, damit Daun seinen Rücken für bedroht halte, und nach Böhmen sich zurückziehe. Fink ward jedoch von den Oestreichern und der Reichs-

[5]) Andere Geschichtschreiber, z. B Tempelhoff geben abweichende Erzählungen über die Vorgänge der Schlacht; die obige Darstellung stützt sich auf die Relation Friedrichs II. selbst, und da er meistens sehr unparteiisch ist, auch die Begebenheiten wohl am besten wissen mußte, so glaubten wir in dieser Schilderung hauptsächlich ihm folgen zu müssen.

[6]) Friedrich II. sagt dieß ausdrücklich;

»Il n'aurait dépendu que des ennemis de terminer la guerre, ils n'avaient qu'à donner le coup de grace; mais ils s'arrêtèrent, et au lieu d'agir avec vigeur, comme le cas le demandait, ils s'applaudirent de leur succès et bénirent leur fortune: enfin le roi put respirer, et on lui laissa le loisir de pourvoir aux besoins les plus pressans de son armée.«

Armee in den Gebirgen eingeschlossen und mit seinem ganzen Heer gefangen genommen. Dieß war nach dem Verluste zweier Schlachten (Züllichau und Kunersdorf) ein harter Schlag für Preussen. Gleichwohl behauptete sich der König in Sachsen und hielt Dresden blockirt.

Während des Winters von 1759 auf 1760 machte Friedrich II. verschiedene diplomatische Versuche, seine zahlreichen Gegner zu trennen, und mit Einzelnen derselben Frieden zu schließen. Nachdem er im Verein mit dem Könige von England die Bereitwilligkeit beider Kronen zur Herstellung des allgemeinen Friedens den Ministern der kriegführenden Theile im Haag hatte ankündigen lassen, wurden Unterhandlungen über einen Separatfrieden sowohl mit dem russischen, als dem französischen Hof eingeleitet. Der König setzte auf das Gelingen derselben so großes Vertrauen, daß er im nächsten Feldzug nur noch Oestreich, Schweden und die Reichsarmee wider sich zu haben hoffte [7]); allein seine Erwartungen wurden getäuscht, weder mit Rußland, noch mit Frankreich konnte ein Einzelfriede zu Stande gebracht werden.

Bemerkenswerth ist es, mit welcher Hoheit des Geistes und Characters Friedrich II. sich bei dieser Gelegenheit über die Friedensbedingungen äußerte. Er hatte die Schreckniſſe des Krieges zu sehr vor Augen, um nicht auf die Dauer dadurch verletzt zu werden, und nach Ruhe sich zu sehnen. In der That schrieb er auch, daß er die Wohlthat des Friedens, die Reize der Gesellschaft, die Annehmlichkeiten des Lebens liebe; „doch ich kann“, setzte er hinzu, „diese Güter nicht durch Erniedrigung und Ehrlosigkeit erkaufen!“ [8]) Friedrich war ferner in dem Feldzuge von 1759 sehr unglücklich gewesen, und zur Zeit der Friedensunterhandlungen blieb seine Lage noch bedenklich genug, gleichwohl wollte er von keiner Bedingung etwas hören, die nur im geringsten sein zartes und hohes Selbstgefühl verletzen würde. Einen ehrenvollen und ruhmwürdigen Frieden wollte er, sonst lieber Tod und Untergang [9]).

Mitten in den Beschäftigungen des Feldlagers und der Diplomatie las er mit Eifer die neueren Werke der französischen Literatur und unterhielt sich hierüber mit Voltaire durch Briefwechsel. So süß ihm diese Beschäftigung auch war, so vergaß er darüber doch nie seine höheren Zwecke, sondern traf besonnen alle Vorbereitungen für den nächsten Feldzug.

---

[7]) „Je suis sur le point,“ schrieb er am 19. November 1759 an Voltaire, „de m'accommoder avec les Russes, ainsi il ne me restera que la reine de Hongrie, les malandrins du St. Empire et les brigands de Laponie pour l'année qui vient.

[8]) Brief an Voltaire vom 2. Juli 1759:

„Je connais certainement le prix de la tranquillité, les douceurs de la société, les agrémens de la vie, et j'aime à être heureux autant que qui que ce soit. Quoique je désire tous ces biens, je ne veux cependant pas les acheter par des bassesses et des infamies.“

[9]) Brief an Voltaire vom 22. September 1759:

„Ma position n'est pas si désespérée que mes ennemis le débitent. Je finirai encore bien ma campagne; je n'ais pas le courage abattu; mais je vois qu'il s'agit de paix. Tout ce que je peux vous dire de positif sur cet article, c'est que j'ai de l'honneur pour dix; et que, quelque malheur qui m'arrive, je me sens incapable de faire une action qui blesse le moins du monde ce point si sensible et si délicat pour un homme qui pense en preux chevalier, si peu considéré de ces infames politiques qui pensent comme des marchands.“

„Je ne sais rien de ce que vous avez voulu me faire savoir; mais, pour faire la paix, voici deux conditions dont je ne me départirai jamais: 1°. De la faire conjointement avec mes fidéles alliés; 2°. De la faire honorable et glorieuse. Voyez-vous! il ne me reste que l'honneur; je le conserverai au prix de mon sang. Si on veut la paix, qu'on ne me propose rien qui répugne à la délicatesse de mes sentiments!“

Auſſer dem Fink'ſchen Corps hatte er auch ein kleineres unter dem General Dierke verloren, welches in der Gegend von Meiſſen in öſterreichiſche Gefangenſchaft gerathen war; beide Heerabtheilungen erſezte er während des Winters $17^{59}/_{60}$ durch Werbungen und Aushebung. Er ſagte ſich beſtändig, daß er nur zwei Bundesgenoſſen habe, Tapferkeit und Ausdauer, daß er insbeſondere jezt Mittel aufſuchen müſſe, ſeinen Feinden mit gröſſerer Kraft, als je zu widerſtehen. Dieſe Mittel blieben im Drange der Nothwendigkeit freilich nicht von Härte frei. Sachſen wurde vielmehr rückſichtslos gepreßt, um den König mit Geld, Mannſchaft und Lebensmitteln zu verſehen. Für das Jahr 1760 mußten zwei Millionen Thaler, 10,000 Rekruten, 100,000 Scheffel Getraide und eine Maſſe von Vieh geliefert werden. Auſſerdem verkaufte Friedrich II. aus den ſächſiſchen Staatswaldungen vieles Holz, das auf der Elbe nach Hamburg gebracht wurde.

Der Feldzug vom Jahr 1760 begann für die preußiſchen Waffen abermals unglücklich; denn der General Fouqet wurde in ſeinem verſchanzten Lager bei Landshut in Schleſien von Laudon mit unverhältnißmäßiger Uebermacht angriffen und ungefähr mit der Hälfte ſeiner Truppen gefangen genommen. Nicht genug, daß Friedrich II. hierdurch 6000 Mann geübte Truppen verlor, ſtand nun auch Schleſien dem Feinde offen. Eine erſte Folge des Unfalls war der Verluſt von Glatz, welches ſich faſt ohne Widerſtand an die Oeſtreicher ergab. Der König von Preußen belagerte um dieſe Zeit, im Sommer 1760, immer noch Dresden, wo er unerwartet den heftigſten Widerſtand gefunden hatte. So übel er deßhalb geſtimmt war und ſo eifrig er die Eroberung der ſächſiſchen Hauptſtadt wünſchte, mußte er jezt doch zuerſt an die Rettung Schleſiens denken. Da ſchon Breslau von den Oeſtreichern eingeſchloſſen war, ſo hob er die Belagerung von Dresden im Juli 1760 auf, verließ am 30. dieſes Monats den plauiſchen Grund und nahm am 31. eine Stellung bei Dallwitz. Marſchall Daun folgte ihm ſo eifrig, daß beide Armeen neben einander fortzogen. Die ſchleſiſche Hauptſtadt hatte der Verennung Laudons durch die heldenmüthige Standhaftigkeit des Commandanten Trauenzin mit geringen Hülfsmitteln Widerſtand geleiſtet, und Prinz Heinrich den General Laudon entlich zur Aufhebung der Belagerung gezwungen. Allein Marſchall Daun, welcher dem Könige bis Schleſien folgte, vereinigte ſich nun mit Laudon und ſuchte noch überdieß die ruſſiſche Armee unter Soltikow an ſich zu ziehen, welche Prinz Heinrich von Preußen mit ſeinem geringen Heer für die Dauer nicht aufhalten konnte. Die Lage des Königs blieb ſohin ſtets bedenklich. Friedrich II. hatte durch Kundſchafter erfahren, daß vorläufig der ruſſiſche General Czernichef mit 20,000 Mann bei Auras über die Oder gehen und mit den Oeſtreichern ſich vereinigen ſollte, worauf die geſammte feindliche Macht ſeine Armee überfallen würde. Er ſchloß jedoch am 14. Auguſt 1760 aus gewiſſen Bewegungen des Marſchalls Daun, deſſen Tactik er aus langer Erfahrung ſehr genau kannte, daß der Angriff noch vor der Vereinigung mit den Ruſſen beſchloſſen ſei und ſchon für den andern Tag bevorſtehe. Da der Schlachtplan Daun's auf die gegenwärtige Stellung der Preußen bei Liegnitz gebaut war, ſo beſchloß Friedrich II. dieſelbe in der Nacht zu verändern. Bei Eintritt der Dunkelheit ſezte ſich die preußiſche Armee in Bewegung, und ſtellte ſich, etwas weiter vorwärts gegen die öſterreichiſchen Linien, auf den Höhen von Pfaffendorf bei Liegnitz in Schlachtordnung auf. Während des Marſches entdeckte auch ein öſterreichiſcher Ausreiſſer, von Nation ein Irrländer und Offizier im kaiſerlichen Heere, dem König, daß Marſchall Daun ihm am folgenden Tag eine Schlacht liefern werde.

Nach der Ankunft auf den Pfaffendorfer Höhen erfuhr man durch Recognition, daß das Corps Laudons ganz nahe stehe; sofort wurden hiernach die erforderlichen Vorsichts-Maaßregeln getroffen, insbesondere an den beiden Wegen, auf welchen allein Marschall Daun dem General Laudon zu Hülfe kommen konnte, starke Batterien errichtet. Als der Tag graute, rückte Laudon leise vor, um die Preußen nach seiner Meinung in ihrer Stellung des vorigen Tages, wie einst bei Hochkirch, zu überfallen. Er wähnte sich weit von ihren Linien entfernt, und marschirte darum noch nicht in Schlachtordnung. Wie erstaunte er deßhalb, als seine Soldaten auf einmal die volle Ladung einer Batterie erhielten? Das Kanonenfeuer richtete die größte Verheerung unter den Truppen Laudons an, und doch ließ die Dunkelheit nicht erkennen, woher solcher Schlag komme und wie überhaupt die Lage der Dinge beschaffen sei? Laudon suchte seine Infanterie zu ordnen; aber sogleich ward diese von den Preußen angegriffen und geschlagen. Vergebens ließ er jezt seine Reiterei wider die preußischen Fußgänger vorrücken, die Dunkelheit ließ die eigentliche Stellung des Königs nicht erkennen, die Reiterei Laudons gab daher ihre Flanke preis, ward in dieser von den preußischen Kuirassieren gefaßt, und mit großem Verlust in Sümpfe gesprengt. Als das Tageslicht heller wurde, griffen die Preußen die zweite Linie der Oestreicher an, und brachten sie in Unordnung. Dieß benüzte der König sogleich zu einem Reiterangriff, wodurch diese Linie der Oestreicher vollends geworfen und fast gänzlich zu Gefangenen gemacht wurde. Ein gleiches Schicksal hatten auch andere Abtheilungen Laudon's und die Schlacht endigte sich wenig Stunden nach Sonnenaufgang mit einer gänzlichen Niederlage jenes Feldherrn.

In der alten Stellung der Preußen hatte der König einige Reitergeschwader zurückgelassen, um seine wahren Bewegungen zu verbergen. Marschall Daun sezte sich gegen diese Stellung in Marsch, um die Manöver Laudon's zu unterstützen; bald überzeugte er sich aber von der Veränderung des preußischen Lagers und der Niederlage seines Unterbefehlshabers; als daher die Armee des Königs gegen ihn anzog, trat er sofort bei Liegnitz den Rückzug über die Katzbach an.

Die Folgen dieses Sieges waren sehr bedeutend; denn Friedrich II. hatte nicht nur 6000 Gefangene gemacht und 82 Kanonen erobert, sondern er konnte sich nun ungehindert mit dem Prinzen Heinrich vereinigen. Solches geschah denn unverzüglich, und die Russen wurden dadurch bewogen über die Oder sich zurückzuziehen, so daß denn auch Breslau gerettet war. Der König hatte gefürchtet, daß seine und des Prinzen Heinrich Streitmacht von den überlegenen russisch-österreichischen Heeren vereinzelt angegriffen und vernichtet werden möchten, dadurch aber sein völliger Untergang herbeigeführt werde. Alles dieß war nun durch den Sieg bei Liegnitz plötzlich geändert, zugleich der Feind in demselben Maaße entmuthiget, in welchem das Vertrauen des preußischen Heeres sich erhöhte.

Da der König von Preußen Miene machte, sich wieder nach Sachsen zu wenden, so entwarf man im russischen Lager in Schlesien den Plan, Berlin durch einen Handstreich zu nehmen. General Czernichef ging zu dem Ende mit 20,000 Mann eiligst nach Brandenburg ab, während ihm die Hauptmacht unter Soltikow zu seiner Deckung langsam folgte. Berlin, ohne Befestigung und bedeutende Besatzung, konnte dem Andrang nicht widerstehen, sondern ergab sich durch Vertrag. Russen, Sachsen und Oestreicher wetteiferten nun in der rohen Zerstörung der königlichen Schlösser namentlich in Charlottenburg und Schönhausen.

Die Russen und ihre Verbündeten hatten in Berlin starke Contributionen erhoben; um sich nun zu entschädigen, ließ Friedrich II. die Reichstruppen aus Leipzig vertreiben, und bemächtigte sich dieser reichen

Stadt. Marschall Daun war dem Könige nach Sachsen gefolgt, und hatte demselben durch seine Stellung neue Besorgnisse eingeflößt. Gestützt auf Dresden und Torgau konnte er nach Umständen bedeutende Vortheile über die preußische Armee erlangen, und für einen solchen Fall war schon das Vorrücken der Russen aus Polen nach Brandenburg sowie die Vereinigung mit den Oesterreichern verabredet. Friedrich II. konnte daher von Brandenburg abgeschnitten werden, und auch in Sachsen keine Winterquartiere erlangen; er beschloß daher, den Marschall Daun noch in dieser späten Jahreszeit, November 1760, um jeden Preis aus Sachsen zu verdrängen. Als Mittel dazu betrachtete er eine neue offene Feldschlacht; indessen der vorsichtige Daun wollte dieselbe nicht annehmen, sondern bezog ein festes Lager bei Torgau. Bei der Beaugenscheinigung der Stellung Dauns bemerkte Friedrich II. strategische Fehler, und er wurde dadurch nicht nur in der Absicht bestärkt, die Schlacht zu liefern, sondern hoffte sogar, die feindliche Macht gänzlich zu vernichten.

Der rechte österreichische Flügel stützte sich auf die Teiche von Groswich, das Centrum auf die Höhen von Siptiz, und der linke Flügel auf die Elbe, bis gegen die Teiche von Torgau. Indessen das Terrain war zu enge, und mußte die Entwicklung der Massen erschweren. Gelang es nun, das Centrum von vorne und im Rücken zugleich anzugreifen, so wurde die ganze Schlachtordnung getrennt, und der linke Flügel hatte keine Wahl, als sich zu ergeben, oder in die Elbe zu stürzen. Sofort nahm Friedrich II. hiernach seine Maßregeln, indem er die eine Hälfte seiner Armee durch den Torgauer Wald marschiren ließ, um das österreichische Centrum im Rücken zu nehmen, die andere dagegen zum Angriff von der Fronte nach den Höhen von Groswich absandte. Die erstere Hälfte oder der linke Flügel ging unter des Königs persönlicher Anführung am 3. November 1760 in drei Kolonnen durch den Torgauer Wald, stieß zunächst auf das Dragoner-Regiment St. Ignon, und rieb dasselbe vollständig auf. Um 1 Uhr Nachmittags erreichte der König mit der Vorhut die Ebene von Neiden, wo vier österreichische Bataillone und ein Dragoner-Regiment aufgestellt waren. Diese zogen sich sogleich auf eine Anhöhe hinter einem Sumpfe zurück, und nahmen hier eine so unbezwingliche Stellung ein, daß jeder Angriff unmöglich war, und der König bei Behauptung derselben seine ganze Absicht hätte aufgeben müssen. Plötzlich hörte man aber heftiges Kanonenfeuer von der Seite des rechten preußischen Flügels unter dem General Ziethen, welchem die Bewegung nach den Groswicher Höhen übertragen worden war. Dadurch wurde die bemerkte österreichische Heer-Abtheilung bestürzt, verließ ihre vortheilhafte Stellung, und zog sich auf die Haupt-Armee zurück. Der König schöpfte aus jener Kanonade die Meinung, daß General Ziethen das österreichische Centrum bei Siptiz schon angegriffen habe, und daß Eile nöthig sei, um den Feind auch im Rücken zu fassen. Nachdem er die Stellung Dauns unter dem Schutze eines Holzes beaugenscheinigt hatte, beschloß er den Angriff, obgleich seine Hauptmassen, und namentlich die Reiterei, noch nicht eingetroffen waren. Marschall Daun begriff nicht, wie die Preußen in seinen Rücken gekommen waren, ließ aber die zweite Linie des Centrums sogleich kehren, und von der ersten 400 Kanonen wider die Preußen auffahren. Der König, welcher dessen ungeachtet mit seiner Vorhut von zehn Grenadier-Bataillonen sogleich angriff, wurde mit einem furchtbaren Kanonenfeuer empfangen; ganze Linien stürzten nieder, und ein Regiment verlor allein 800 Mann an Todten. Zugleich wurden seine Geschütze zertrümmert und unbrauchbar gemacht, bevor sie wider den Feind auffahren konnten. Das Schlimmste war jedoch die Verspätung seiner Reiterei und der Umstand, daß die Kanonade des rechten Flügels ihn getäuscht, Ziethen nur mit untergeordneten Abtheilungen des Feindes sich beschäftigt, und den Haupt-Angriff nicht

unternommen hatte. Aeußerst gefährlich war nun die Lage des linken Flügels der Preußen, welcher allein die feste Stellung Dauns durchbrechen sollte. Gleichwohl unternahm der König mit den nun angelangten Massen des Fußvolkes den Sturm auf das österreichische Centrum. Als die Infanterie einen Hohlweg überstiegen hatte und ihre Linien ordnete, erneuerte sich das Artilleriefeuer Dauns mit einer solchen Heftigkeit, daß die preußischen Fußgänger ungeheuern Verlust erlitten, insbesondere die meisten Generale und Offiziere verwundet wurden. Die preußischen Linien wichen, und wurden in der Unordnung von der österreichischen Reiterei mit Erfolg angegriffen; alles schien für sie schon verloren zu sein; doch jetzt traf endlich die Kavallerie des Königs ein. Nach mehreren glänzenden Angriffen warf diese die österreichische Infanterie zurück, und weil die inzwischen concentrirte Reiterei Dauns durch einen Graben verhindert war, wider die preußische zu agiren, so gelang es dem König, die Höhen von Siptiz zu besetzen. In diesem Augenblick traf auch der rechte Flügel unter Ziethen ein, vereinigte sich mit dem König, und schlug das österreichische Reserve-Corps unter dem General Lascy. Die Stellung Dauns war nun wirklich durchbrochen und gänzlich unhaltbar. Siegreich drang Friedrich II. daher allenthalben vor, und brachte seinen Gegnern eine vollständige Niederlage bei. Bedeutend war freilich der Verlust der Preußen, denn er belief sich auf 10,000 Mann; allein Daun verlor das Doppelte an Mannschaft, und noch überdieß 27 Fahnen und 50 Kanonen. Torgau wurde nun von den Preußen besetzt, während sich die österreichische Armee in Unordnung gegen Dresden zurückzog. Daun, schwer verwundet, mußte den Oberbefehl abgeben, und zugleich gingen die Russen, auf die Nachricht von dem Ausgang der Schlacht, muthlos hinter die Weichsel zurück. Auch aus den schwierigen Feldzügen 1759 und 1760 ging also Friedrich II. endlich als Sieger hervor, da seine Feinde Ende 1760 auf allen Seiten vor ihm sich flüchteten, und er nicht bloß Schlesien, Pommern und Brandenburg, sondern, mit Ausnahme Dresdens, auch Sachsen behauptete.

Fünfzehntes Hauptstück.

Sechster und siebenter Feldzug des siebenjährigen Krieges. Friede von Hubertsburg.

(1761 — 1762.)

Es war schon eine höchst schwierige Aufgabe für den König von Preußen, drei Großmächten auch nur in einem Feldzug allein zu widerstehen, doch noch mißlicher mußte seine Lage durch eine lange Dauer des Krieges werden. So reich auch sein großer Geist an Erfindungsgabe und schöpferischer Kraft war, so schien es für die Dauer gleichwohl unmöglich zu sein, die Verluste eines Feldzuges an Soldaten stets von Neuem zu ersetzen, und aus seinen erschöpften Staaten immer frische Geldmittel zu ziehen. Er war daher genöthiget, die Münzen zu verringern, um auf eine versteckte Weise sich Geld zu verschaffen, sowie er seine Provinzen, zum Nachtheil der Landwirthschaft, entvölkern mußte, die Lücken in seinem Heere zu ergänzen. Bis auf einen gewissen Grad gelangen seine Rüstungen auch im Winter $17^{60}/_{61}$; allein er

fühlte dennoch, daß ſeine Kräfte zu ſchwinden begannen, und er ſah nicht ohne Kummer dem nächſten Feldzug entgegen [1]).

Während der Winterruhe waren neuerdings Verſuche zur Herſtellung des Friedens gemacht worden, bei der feſten Hoffnung der Kaiſerin auf die Eroberung Schleſiens jedoch ohne Erfolg; Rußland und Oeſtreich rüſteten vielmehr mit großem Eifer, um den König von Preußen endlich zu unterdrücken. Zum Unglück für dieſen ſtarb im November 1760 der König Georg II. von Englaud, und hinterließ einen Nachfolger, welcher den Krieg in Deutſchland nicht mit demſelben Nachdruck führen wollte. Obgleich die Fortſetzung des Bündniſſes mit Preußen in den Staatsreden verheißen wurde, trat eine Lauheit desſelben ein, und es kamen insbeſondere die Subſidien in Rückſtand.

Friedrich II., in ſolcher Weiſe von allen Seiten bedrängt, beſchloß in dem Feldzug von 1761 mehr vertheidigungsweiſe zu verfahren, damit er ſeine Kräfte auf das äußerſte ſchone. Nachdem er den Prinzen Heinrich zur Deckung Sachſens zurückgelaſſen hatte, zog er mit ſeinem Heere nach Schleſien, wo für den gegenwärtigen Feldzug die wichtigſten Ereigniſſe ſich vorbereiteten. Während nämlich Marſchall Daun über das öſterreichiſche Heer in Sachſen den Oberbefehl wieder übernahm, war dem General Laudon ein ſelbſtſtändiges Kommando in Schleſien übertragen worden. Laudon, unternehmender als Daun, beſchloß nun, die Vereinigung mit der großen ruſſiſchen Armee endlich um jeden Preis durchzuſetzen, und dann entſcheidende Schläge gegen die preußiſche Macht zu führen.

Friedrich II., den Plan errathend, war eben deßwegen nach Schleſien geeilt, um ihn, wo möglich, zu vereiteln; in der That manövrirte er auch ſo geſchickt, daß er die Vereinigung der Ruſſen und Oeſtreicher lange verhinderte; allein bei der faſt dreifachen Ueberlegenheit ſeiner Gegner war ſolches für die Dauer nicht möglich, und die Vereinigung Laudons mit den Ruſſen erfolgte am 1. Auguſt 1761. Marſchall Butterlin, der gegenwärtige Oberfeldherr der letztern, führte 70,000, Laudon hingegen 60,000 Mann, und dieſer ungeheuern Macht hatte der König von Preußen kaum 50,000 Mann entgegenzuſtellen. Mit düſtern Gedanken hatte der große König den Feldzug von 1761 eröffnet; jetzt ſchienen ſich dieſelben beſtätiget zu haben, der Untergang des preußiſchen Hauſes unvermeidlich zu ſein. Da erhob ſich der Genius Friedrichs II. auf ein Mal in einer Weiſe, welche die unerſchöpfliche Kraft ſeines erfindungsreichen Geiſtes in ihrer vollſten Tiefe zeigte, und ſeinem Ruhme die Krone aufſetzte.

Der König ſtand ungefähr eine Meile von der Feſtung Schweidnitz, als Laudon und Butterlin die Vereinigung ihrer großen Armeen vollzogen. Da nun Schweidnitz mit großen Vorräthen an Lebensmitteln

[1]) Schon im Herbſt 1760 hatten ſich Anzeichen dieſer trüben Stimmung ergeben. Friedrich II. ſchrieb nämlich am 31. Oktober Folgendes an Voltaire:

»Je vous suis obligé de la part que vous prenez à quelques bonnes fortunes passagères que j'ai extorquées au hasard. Depuis ce temps les Russes ont fait une furation dans le Brandenbourg: j'y suis accouru, ils se sont sauvés tout de suite, et je me suis tourné vers la Saxe, où les affaires demandaient ma présence. Nous avons encore deux grands mois de campagne par devers nous; celle-ci a été la plus dure et la plus fatigante de toutes: mon tempérament s'en ressent, ma santé s'affaiblit, et mon esprit baisse à proportion que son étui menace ruine.«

»Plus je fais ce métier de la guerre et plus je me persuade que la fortune y a la plus grande part. Je ne crois pas que je le ferai long-temps: ma santé baisse à vue d'œil, et je pourrai bien aller bientôt entretenir *Virgile* de la Henriade, et descendre dans ce pays où nos chagrins, nos plaisirs et nos espérances ne nous suivent plus, où votre beau génie et celui d'un goujat sont réduits à la même valeur, où enfin on se retrouve dans l'état qui précéda la naissance.«

»Peut-être dans peu vous pourrez vous amuser à faire mon épitaphe.«

versehen war, das russisch-östreichische Heer hingegen in einem Kessel sich befand, der von Bergen umgeben war, und nur mit Mühe die nöthigen Bedürfnisse sich verschaffen konnte, so gründete Friedrich II. hierauf einen ganz eigenthümlichen Plan. Er beschloß nämlich sein Lager bei Buntzelwitz in eine Festung umzuschaffen, welche mit Schweidnitz zusammenhänge. Sofort ging er mit eben so großer Umsicht als Thätigkeit an die Vollziehung seines Entwurfes. Rings um das preußische Lager wurden Gräben gezogen, Verschanzungen aufgeworfen und Pallisaden errichtet. Der Berg von Wurben, vortrefflich befestiget, bildete gleichsam die Citadelle dieser neuen Festung. Da der König eine große Anzahl Geschütze bei sich führte, und dieselben durch Verstärkung aus Schweidnitz bis auf 460 Stück erhöhte, so wurden an den wichtigsten Plätzen ungeheure Batterien errichtet. Trotz der kurzen Zeit waren die aufgeworfenen Wälle sehr dick, die Gräben 12 Fuß tief und 16 Fuß breit, die Pallisaden zahlreich und stark. An den hervorspringenden Punkten des Lagers brachte man noch überdieß Pulverminen an, um die feindlichen Abtheilungen, welche einen Sturm wagen sollten, in die Luft zu sprengen. Was fast unglaublich ist, so wurde dieses außerordentliche Werk in der kurzen Frist von drei Tagen zu Stande gebracht, indem die eine Hälfte der Armee ruhte, während die andere arbeitete, dann jene wieder schanzte, und so Tag wie Nacht fortgefahren werden konnte.

Der Hauptvortheil dieser Stellung bestand darin, daß der Feind weder von seiner Artillerie, noch von der Reiterei und dem Fußvolke Gebrauch machen konnte. Mit den schweren Geschützen konnte man nichts ausrichten, weil die preußischen Truppen in der Tiefe standen und die Wälle des Lagers hoch über sie hinausreichten; die Reiterei hingegen würde von dem Kartätschenfeuer der preußischen Batterien vernichtet worden sein, und das Gewehrfeuer der Infanterie vermochte eben so wenig gegen den Hagel jener Batterien. Zur Vorsicht ließ der König noch überdieß sein Heer am Tage ruhen, wo man alle Bewegungen des Feindes leicht überwachen konnte, und in der Nacht unter Gewehr treten. Laudon versuchte anfangs einen Angriff auf das preußische Lager im Kleinen; allein er wurde so entschieden zurückgeschlagen, daß er die Luft zu einem ernstlichen Sturme verlor. Die beiderseitigen Armeen beobachteten sich daher längere Zeit unthätig.

Friedrich II. hatte bei seinem Plan darauf gerechnet, daß der Feind durch Mangel an Lebensmitteln zur Trennung und zum Abzug genöthiget werde. Deßhalb sandte er den General Platen mit einer Heerabtheilung ab, um ein russisches Magazin in Kublin wegzunehmen, oder zu zerstören. Platen vollzog diesen Auftrag mit dem vollständigsten Erfolg und erbeutete eine Masse von Vorräthen und Gefangenen. Fünftausend Frachtwägen mit Lebensmitteln wurden weggenommen, und hierdurch das russisch-österreichische Lager in wirkliche Hungersnoth versetzt. Da ein Sturm auf die Stellung der Preußen der sicheren Vernichtung gleichstand, so blieb nichts übrig, als abzuziehen. Butterlin suchte daher mit seinem Heer das Weite und ging, von Laudon sich trennend, nach Polen zurück. So war denn auch die Vereinigung der russischen und österreichischen Armeen, nach welcher man seit vier Jahren so sehnlich getrachtet hatte, ohne allen Erfolg geblieben.

Nach dem Abzug der Russen beschloß der König in die Gegend von Neisse sich zu wenden, weil die Vorräthe von Schweidnitz zu Ende gingen; als er am 1. October 1761 in Nossen ankam, erhielt er die niederschlagende Nachricht, daß Schweidnitz durch einen Handstreich in die Hände der Oestreicher gefallen sei. Friedrich II. wollte noch in der späteren Jahreszeit etwas entscheidendes gegen Laudon unternehmen; doch jener Unglücksfall vereitelte alle seine Pläne, und bestimmte ihn, nur vertheidigungs-

weise zu verfahren. Er nahm daher eine Stellung bei Strehlen, um gleichzeitig Neisse, Breslau und Brieg zu decken.

In Pommern hatte sich der Prinz von Wirtemberg und der brave Commandant Heyden von Colberg bisher immer noch gegen die russische Uebermacht unter Tottleben gehalten. Da aber Colberg auch von einer russisch-schwedischen Flotte blockirt war, und der Marschall Butterlin nach dem Abzuge aus Schlesien frische Landtruppen nach Pommern sendete, so wurde die Lage der Preußen in dieser Landschaft äußerst mißlich. Der König sendete zwar eine kleine Verstärkung nach Pommern; gleichwohl blieben die preußischen Kräfte so schwach, daß der Prinz von Wirtemberg sich nach Stettin zurückziehen und die Festung Colberg sich selbst überlassen mußte. Nach der heldenmüthigsten Vertheidigung wurde Heyden endlich durch den Hunger gezwungen, Colberg am 16. December des Jahres 1761 durch Vertrag zu übergeben.

Während aller dieser Vorfälle behauptete Prinz Ferdinand von Braunschweig wider die Franzosen das Feld. Er trieb dieselben schon im Frühling 1761 vor sich her, so daß sie nur noch in Kassel einen festen Standpunkt hatten. Als er diese Stadt schon heftig berennte, um nach ihrer Einnahme die Franzosen vom gesammten rechten Rheinufer zu verdrängen, änderte ein Ereigniß plötzlich die Lage der Dinge.

Marschall Broglio wollte Kassel um jeden Preis retten, und setzte sich daher mit seiner Armee vom Rhein aus in Bewegung, um den Prinzen Ferdinand zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Der Erbprinz von Braunschweig stand diesem französischen Heere im Wege; er wurde aber mit großer Uebermacht bei Stangerode angegriffen und geschlagen. Ferdinand, welcher nach diesem Mißgeschick wirklich zur Aufhebung der Belagerung von Kassel genöthiget war, zog sich nach Paderborn zurück. Während er jetzt nur vertheidigungsweise verfuhr, machten die beiden französischen Marschälle, Soubise und Broglio, Anstalten, in Gemeinschaft zu operiren, und eine noch größere Uebermacht gegen Ferdinand zu entwickeln. Dieser stellte den General Spörke an der Dimel auf, um dadurch in den Stand gesetzt zu werden, mit der Hauptarmee den Marschall Soubise vor seiner Vereinigung mit Broglio zu schlagen. Nachdem er den Erbprinzen von Braunschweig an sich gezogen hatte, griff er in der Gegend von Hamm den Vortrab des Heeres von Soubise an, und warf denselben auf die Hauptarmee zurück. Da letztere eine zu starke Stellung einnahm, wandte sich Ferdinand plötzlich nach Dortmund, um eine Veränderung derselben herbeizuführen; an der Brücke von Kurle wurde er von den Franzosen angegriffen; allein er schlug sie abermals zurück. Soubise befürchtete jetzt schon, daß ihm die Lebensmittel abgeschnitten werden möchten, als Broglio auf den General Spörke an der Dimel sich warf, und denselben zum Rückzug nöthigte. Jetzt war jene Besorgniß gehoben, und zugleich die Möglichkeit gegeben, die beiden französischen Armeen zu vereinigen. Solches geschah denn sofort bei Paderborn, und die vereinigten Heere bezogen hierauf ein Lager bei Soest. Am 15. Juli 1761 brachen die beiden französischen Marschälle, an der Spitze ihrer ungeheuern Macht, wider den Prinzen Ferdinand auf, welcher zwischen der Aspe und der Lippe ein festes Lager bezogen hatte.

Marschall Broglio erstürmte zuerst den Posten von Nellen, wo englische Grenadiere standen, und suchte sodann Villinghausen zu nehmen. Hier waren ebenfalls Engländer aufgestellt; allein diese wichen den Franzosen nicht einen Schritt. Nach einem heftigen Kampfe zwang der Einbruch der Nacht die Franzosen zum Rückzug. Am andern Tage erneuerte Marschall Soubise das Treffen, indem er den Erbprinzen von Braunschweig angriff. Er suchte ein Dorf zu nehmen; allein die Vertheidigung war so nachdrücklich,

daß Soubise nichts ausrichtete. Gleichzeitig hatte Marschall Broglio den Prinzen Ferdinand angegriffen, um die Unternehmung von Soubise zu unterstützen. Seine Erfolge waren jedoch ebenfalls nichtig, ja er erlitt selbst eine förmliche Niederlage. Als Prinz Ferdinand nämlich bemerkte, daß die französische Infanterie nicht in der besten Ordnung fechte, vielmehr Entmuthigung und Neigung zur Flucht verrathe, ließ er dieselbe durch frische Truppen unter dem General Wangenheim plötzlich überfallen. Das unerwartete Manöver hatte eine so vollkommene Wirkung, daß die französische Infanterie auf allen Seiten durchbrochen wurde und allgemein die Flucht ergriff. Jetzt wichen sowohl Broglio als Soubise in Unordnung vom Schlachtfelde zurück. Auch die Vereinigung der beiden französischen Armeen hatte also nur zu einer Niederlage derselben geführt, und mißmuthig trennte sich Soubise wieder von dem Heere des Marschalls Broglio. Nach verschiedenenen, weniger bedeutenden Unternehmungen ging Ersterer bei Einbruch des Winters an den Niederrhein, während Broglio seine Quartiere in der Gegend von Kassel nahm. Westphalen war frei von den Franzosen, und im Ganzen hatte auch der Feldzug von 1761 erfolglos für dieselben geendiget.

In Sachsen war von preußischer Seite der Prinz Heinrich mit dem Auftrage zurückgelassen worden, den Marschall Daun zu beobachten, und ihm auf dem Fuße zu folgen, wenn er nach Schlesien ziehen sollte. Heinrich hatte eine unverhältnißmäßige Uebermacht der Oestreicher auf sich; allein er wußte von seinen geringen Streitkräften durch überlegene Feldherrngaben einen solchen Gebrauch zu machen, daß er die Kaiserlichen den ganzen Sommer über hinlänglich beschäftigte. Ob er gleich in kleinern Gefechten mehrere Vortheile errang, wollte Marschall Daun im Laufe des Sommers 1761 nichts Entscheidendes wider ihn unternehmen. Erst nach der Einnahme von Schweidnitz, und nach dem Eintreffen einer Verstärkung, welche Laudon nach Sachsen gesendet hatte, rückte Daun mit seiner gesammten Armee gegen den Prinzen Heinrich an. Die Stellung des Letztern war jedoch so gut, daß sich Daun mit einer Kanonade begnügte, die nichts entschied. Heinrich, welcher im Rücken zugleich von dem österreichischen General Haddick, von der Mulde her, bedroht war, vermehrte noch die Befestigung seines Lagers, schlug alle Angriffe Haddicks zurück, und behauptete sich in seiner Stellung für den kommenden Winter.

Dessen ungeachtet war die Lage Friedrichs II. zu Ende des Feldzugs 1761 im äußersten Grade mißlich, und, dem Anscheine nach, nur wenig von der Verzweiflung entfernt. Oberschlesien war in den Händen der Oestreicher, Pommern in jenen der Russen. Eine Armee der letztern konnte den König im Rücken fassen, während er sich gegen Laudon zu vertheidigen hatte. Durch den Verlust von Colberg war auch Stettin gefährdet und zugleich Berlin bedroht. Sachsen, wo der König gewöhnlich im Winter die Mittel zur Erneuerung seiner Kräfte gefunden hatte, war im Besitze Dauns, da Prinz Heinrich auf einen engen Bezirk eingeschlossen blieb. Friedrich II. wußte also nicht, wo er Rekruten, Lebensmittel und Munition für den folgenden Feldzug herschaffen sollte; seine Macht schien nun unvermeidlich völliger Vernichtung zu verfallen. In dieser schrecklichen Noth änderte ein glückliches Ereigniß wider alles Erwarten die gesammte Lage der Dinge.

Die Kaiserin Elisabeth von Rußland starb plötzlich am 8. Januar 1762, und hinterließ den Prinzen von Holstein zu ihrem Nachfolger, welcher sofort als Peter III. den Thron bestieg. Peter war dem König von Preußen schon seit längerer Zeit mit Liebe zugethan, und hatte über die Feindseligkeiten der Kaiserin gegen denselben aufrichtig getrauert. Friedrich II., von diesen Gesinnungen sehr wohl unter-

richtet, ſandte dem Kaiſer ſogleich ein verbindliches Schreiben, worin er ſeine Glückwünſche zur Thronbeſteigung desſelben niederlegte. Obgleich der ruſſiſche Kaiſer die Politik gegen Preußen zu ändern entſchloſſen war, mußte er wegen ſeiner Umgebung doch vorſichtig zu Werke gehen; er hielt deßwegen auch nach dem Empfang des Glückwunſch-Schreibens mit öffentlichen Schritten noch zurück, ordnete aber im Winter 1762 einen geheimen Geſchäftsträger an Friedrich II. nach Breslau ab, um dieſen ſeiner freundſchaftlichen Geſinnungen zu verſichern. Der König bot nun dem ruſſiſchen Kaiſer Verſöhnung an, und war hierin ſo glücklich, daß der Letztere nicht nur zur Abſchließung des Friedens, ſondern ſogar eines Bündniſſes geneigt wurde. Wirklich erfolgte auch im Juni 1762 die Unterzeichnung eines Allianz-Vertrages zwiſchen Rußland und Preußen. Nach der Trennung des Marſchalls Soltikow von dem öſterreichiſchen Heer in Schleſien war der General Czernichef mit 20,000 Mann bei Laudon zurückgeblieben; dieſes Corps ward nun ſofort zurückgerufen, ja dasſelbe erhielt ſogar den Befehl, zu dem König von Preußen zu ſtoßen, und zugleich mit ihm gegen die Oeſtreicher zu ſchlagen. Dieſe plötzliche Umwandlung der Verhältniſſe brachte auf die übrigen europäiſchen Höfe die gewaltigſte Erſchütterung hervor, und man fühlte lebhaft, daß die verzweifelte Lage des Königs von Preußen nun gänzlich gehoben, der große Mann nicht mehr zu überwältigen ſei, vielmehr den Kampf gegen Europa wirklich mit Erfolg beſtanden habe. Friedrich II. ſelbſt zog aus der glücklichen Veränderung nur die Lehre ab, daß in den großen Fragen des Lebens Ausdauer allein das Mittel ſei, alle Bedrängniſſe und Gefahren zu überwinden [2]).

Die nächſte Folge des Allianz-Vertrages zwiſchen Preußen und Rußland äußerte ſich darin, daß auch die Schweden mit der erſten Macht Frieden ſchloſſen, weil ſie nun der ruſſiſchen Hülfe entbehrten, und bei Fortſetzung des Krieges das Schlimmſte zu erwarten hatten. Da Peter III. ſeinem Verbündeten auch Colberg ſogleich zurückgab, ſo war Friedrich II. im Rücken ſeiner Staaten völlig ſicher, und hatte nun freiere Hand gegen die Oeſtreicher, die Reichstruppen und die Franzoſen. Seine Armee verjüngte ſich durch neue Anſtrengungen allmälig wieder, der ruſſiſche Zuzug vermehrte noch ſeine Streitkräfte, und mit vollem Vertrauen eröffnete er den Feldzug von 1762.

Zur Verſtärkung der Armee in Sachſen erhielten die Generale von Belling und von Wilderbeck Befehl, mit 20 Schwadronen und 6 Bataillonen zu dem Prinzen Heinrich zu ſtoßen; die Heer-Abtheilungen der Prinzen von Bevern und Wirtemberg, ſowie jene des Generals Werner in Pommern wurden hingegen zur Vereinigung mit dem König nach Schleſien gerufen. Im Frühling 1762 trafen außer dem Prinzen von Wirtemberg die Generale von Krockow, Schmettau und Thadden bei Breslau ein, und erhöhten die Armee des Königs auf 66,000 Mann. Da im Juni auch der ruſſiſche General Czernichef mit 20,000 Mann zu ihm ſtieß, ſo war er den öſterreichiſchen Streitkräften überlegen. Dann begab ſich nun mit ſeiner ganzen Armee nach Schleſien, und erlaubte dadurch dem Prinzen Heinrich größere Unternehmungen in Sachſen.

Während des Winters $17^{61}/_{62}$ hatte Friedrich II. die Geſandtſchaft eines tartariſchen Fürſten erhalten, und von dieſem vertragsmäßig die Verſicherung ausgewirkt, mit 16,000 Mann in Ungarn einzufallen. General Werner ſollte dieſe Bewegung unterſtützen, und dadurch die Belagerung von Schwei-

[2]) „Nous verrons cependant que l'État, qui paroissoit perdu, ne le fut point; qu'avec de l'industrie on rétablit l'armée, et qu'un heureux événement répara toutes les pertes qu'on venoit de faire; et ceci sert d'exemple pour prouver combien les apparences sont trompeuses, et que dans les grandes affaires il n'y a que la persévérance qui fasse surmonter aux hommes les périls et les dangers dont ils sont menacés.“

nitz, welche der König beschlossen hatte, befördern. Nach der Einnahme dieses Platzes wollte der König den Prinzen Heinrich verstärken, und Dresden wieder zu nehmen suchen. Am 1. Juli 1762 eröffnete Friedrich II. seine Operationen gegen den Marschall Daun, welcher eine feste Stellung am Zobtenberg, ohnweit Breslau, genommen hatte. Auf die wohlberechneten Bewegungen der preußischen Armee verließ Daun den Zobtenberg in der Nacht, und bezog ein Lager zwischen Bögendorf, Kunzendorf und Zeiskenberg. Die preußische Armee folgte ihm, indem sie sich wieder bei Bunzelwitz aufstellte; allein die Position Dauns war so stark, daß er in der Fronte unmöglich angegriffen werden konnte. Während Friedrich II. beschäftiget war, durch eine zusammenhängende Reihe von Manövern den Feind zur Veränderung seiner Stellung zu bewegen oder ihm den Rücken abzugewinnen, trat in Rußland plötzlich wieder ein Ereigniß ein, welches ihn auf's Neue an den Abgrund des Verderbens zu bringen drohte.

Peter III. war nämlich durch seine Gemahlin Katharina vom Throne gestoßen worden, ganz Rußland hatte der neuen Kaiserin gehuldiget, diese aber sogleich die feindseligsten Absichten gegen Preußen gezeigt. Nicht genug, daß sie in einer öffentlichen Staatsschrift den König Friedrich II. für den unversöhnlichen Widersacher Rußlands erklärte, befahl sie auch dem General Czernichef, augenblicklich von der preußischen Armee sich zu trennen, und nach Polen zu ziehen. Zugleich wurden von den russischen Truppen Anstalten getroffen, in Pommern den Krieg gegen den König zu erneuern. Friedrich II. würdigte diese Veränderung der Dinge mit scharfem Blick, und beschloß nunmehr eine kühne Unternehmung, um den unglücklichen Folgen des Ereignisses durch einen entscheidenden Schlag zeitig vorzubeugen. Er hätte das Corps des General Czernichef entwaffnen können; anstatt dieß zu thun, erlaubte er demselben wohlwollend den Abzug, und bat den General nur um drei Tage Aufschub. Als Czernichef dieß bewilligte, und fortwährend die gleiche Stellung im preußischen Heere einnahm, so hielten die Oestreicher, welche die Revolution in Rußland noch nicht erfahren hatten, jenes russische Heer immer noch für Feinde. Darauf gründete Friedrich II. den Entschluß, das Wagstück eines Sturmes auf das feste Lager von Daun zu unternehmen. Mit einer Genialität, welche fast alle seine früheren Leistungen übertraf, machte der König den Plan des Angriffes; die Ausführung war so gut, daß die Berge, wo die vorgeschobenen Truppen Dauns standen, genommen, und diese Truppen genöthiget wurden, sich auf die Hauptarmee zurückzuziehen. Da letztere jetzt von Schweidnitz abgeschnitten blieb, so war der Zweck des Königs, zur Belagerung dieser Festung freie Hand zu erhalten, erreicht, und sofort begann die Berennung. Marschall Daun bot alle Kräfte auf, um seine Verbindung mit Schweidnitz wieder herzustellen, und er fiel deßhalb mit Uebermacht auf eine preußische Heer-Abtheilung unter dem Herzog von Bevern; allein der Herzog vertheidigte sich sehr ruhmvoll, zugleich sandte der König zeitige Verstärkung, und der Angriff der Oestreicher wurde entschieden zurückgeschlagen. In Folge dieser Niederlage verzweifelte Daun an der Entsetzung von Schweidnitz, und zog sich nach Glatz zurück. Obschon sich Schweidnitz mit der größten Ausdauer vertheidigte, mußte es sich am 9. Oktober 1762 dennoch ergeben. Die Besatzung von 9000 Mann wurde zu Kriegsgefangenen gemacht und nach Preußen gesendet. Da nunmehr ganz Schlesien wieder im Besitze Friedrichs II. sich befand, und der König bei der Entfernung Dauns neue Entwürfe auf Sachsen machen konnte, so neigte sich zu Ende des Feldzugs 1762 das Uebergewicht wieder entschieden auf Seite der preußischen Waffen.

Während der Erfolge des Königs in Schlesien hatte der Prinz Ferdinand von Braunschweig neue Vortheile über die französischen Heere erfochten. Nachdem er dieselben bei Wilhelmsthal geschlagen hatte,

errang er am 23. Juli einen neuen Sieg bei Lutterberg, bis er endlich am 1. November 1762 auch die französische Besatzung von Kassel zur Ergebung zwang. Frankreich war durch den Krieg so erschöpft, und der Hof des Königs Ludwigs XV. durch die geringen Erfolge der französischen Waffen so entmuthiget, daß man sich endlich nach dem Frieden sehnte. Am 3. November 1762 wurden die Präliminarien in Versailles zwischen Frankreich und England unterzeichnet; das englische Ministerium Bute benahm sich hiebei aber so ungroßmüthig, daß es den König von Preußen nicht mit in den Frieden einschloß, obgleich vertragsmäßig kein Separatfriede erlaubt sein sollte. Da Friedrich II. immer so standhaft erklärt hatte, ohne den König von England keinen Frieden einzugehen, so fühlte er sich durch die unrühmliche Handlungsweise des englischen Ministeriums mit Recht tief gekränkt. Gleichwohl hatte das Ereigniß für ihn keineswegs die unglücklichen Folgen, die man anfangs davon erwartete.

In Folge des Friedens mit England zog Ludwig XV. nämlich seine Truppen nicht nur aus dem Hannöverischen, sondern aus ganz Deutschland zurück. Da hierdurch die kleinern deutschen Reichsstände ihre Stütze verloren, so wurde es für Friedrich II. leicht, jene Stände zum Frieden oder wenigstens zur Neutralität zu zwingen. Um dieß zu bewirken beschloß er, sofort einen Streifzug in das Reich vornehmen zu lassen.

General Kleist erhielt den Auftrag, mit einer Reiter-Abtheilung die Unternehmung zu vollführen. Ohne Widerstand verbreitete er sich über Franken, nahm Bamberg ein, brandschatzte Nürnberg, und näherte sich sodann den Thoren von Regensburg. Der Reichstag erschrack, der Herzog von Wirtemberg machte Anstalt, sich nach dem Elsaß zu flüchten, und die Churfürsten von Baiern und Mainz, sowie die Fürstbischöfe von Würzburg und Bamberg schlossen mit dem König von Preußen Frieden.

Nunmehr überzeugte sich auch die Kaiserin Maria Theresia, daß ihre Hoffnung auf Wiedereroberung von Schlesien vergeblich sei. Schweden und Frankreich, sowie mehrere deutsche Reichsstände waren vom Krieg zurückgetreten; die Kaiserin Katharina von Rußland hatte sich aus der Korrespondenz ihres Gemahls mit Friedrich II. überzeugt, daß dieser keineswegs feindselig gegen sie gesinnt sei, und die Absicht, zur Fortsetzung des Krieges ebenfalls aufgegeben. Oestreich stand also allein gegen Preußen, und da jene Macht im Bunde mit Europa nichts gegen Friedrich II. vermochte, wohin konnte also der Krieg in der Vereinzelung führen? Von solchen Betrachtungen erfüllt, zeigte auch Maria Theresia zu Ende des Jahres 1762 Neigung zum Frieden.

Die ersten Anträge dazu wurden dem König von Preußen durch einen geheimen Rath des Königs von Polen, Herrn v. Fritsch, gemacht, welcher dem Scheine nach seine Güter bei Meißen besucht hatte, in der That aber mit einem diplomatischen Charakter bekleidet war. Fritsch erbat sich im Hauptquartier des Königs zu Meissen eine Audienz, und holte sehr weit aus, um seiner Aufträge sich zu entledigen. Indem er von den Drangsalen des Krieges und den Wohlthaten des Friedens sprach, drückte er nicht nur die Sehnsucht nach dem Letztern aus, sondern ließ endlich durchblicken, daß er zum Zweck der Versöhnung gewisse Aufträge erhalten habe. Man wollte sich erst überzeugen, ob Friedrich II. Neigung zum Frieden habe, bevor man mit nähern Anträgen herausgehe. Als der preußische Monarch mit Ernst bemerkte, daß er nicht die Ursache des Krieges gewesen sei, und daß man also bei ihm kein Hinderniß des Friedens vermuthen könne, sobald ein solcher nur von dem angreifenden Theile ernstlich gewünscht werde, überzeugte Fritsch schon einen Brief des Churprinzen von Sachsen, welcher seiner Sendung einen diplomatischen Charakter ertheilte. Mit Freimüthigkeit erklärte sich nun Friedrich II. über die Bedingungen, unter wel-

chen allein er Frieden schließen werde. Sie waren nur der Wiederhall dessen, was er hierüber an Voltaire geschrieben hatte, und gingen von dem Grundsatze aus: Daß der Friede die Rechte keiner Partei verletze, vielmehr einem Jeden das Seinige lasse, und für beide Theile ehrenvoll sei [3]).

Da die Gegen-Aeußerung des Abgesandten Sachsens und der Kaiserin günstig waren, so hatte dieser Schritt zur Versöhnung bald einen solchen Erfolg, daß die wirklichen Friedens-Unterhandlungen schon am 31. Dezember 1762 im Schloß Hubertsburg bei Leipzig eröffnet wurden. Maria Theresia wollte die eroberten Länder Friedrichs II. im Ganzen zwar zurückgeben, auch auf Schlesien wiederholt verzichten, dagegen den Besitz der Grafschaft Glatz sich ausbedingen. Ebenso forderte sie noch verschiedene andere Zugeständnisse des Königs von Preußen, welche die wirkliche Vereinigung über einen Friedensschluß vereiteln oder wenigstens erschweren konnten. Um nun die Unterhandlungen theils abzukürzen, theils auf sichere Grundlagen zurückzuführen, ließ der österreichische Bevollmächtigte bei den Conferenzen in Hubertsburg, Herr von Collenbach, eine Denkschrift anfertigen, worin alle Forderungen der Kaiserin zusammengestellt wurden.

Maria Theresia verlangte nämlich im Ganzen:

1) Daß der sächsische Hof auf eine anständige Weise in den Frieden eingeschlossen werde;
2) daß man billige Rücksichten gegen die Stände des deutschen Reiches beobachte, namentlich in Franken, und in Ansehung des Herzogs von Meklenburg, sowie des Prinzen von Zerbst;
3) daß man dahin wirke, den Frieden im Reich für den Kaiser auf eine ehrenvolle Weise herzustellen;
4) daß eine allgemeine Amnestie erlassen werde, in welcher das deutsche Reich inbegriffen sei;
5) daß die Verträge zwischen dem König von Preußen und dem Churfürsten von der Pfalz, über die Erbfolge von Jülich und Berg, nach dem Frieden in volle Kraft treten sollen;
6) daß zur dauerhaften Begründung des Friedens die Grafschaft Glatz, welche Böhmen decke, im Besitze der Kaiserin bleibe;
7) daß zur Vermeidung der Vergrößerungssucht und ehrgeiziger Entwürfe die Kaiserin ihren Gemahl bestimmen wird, die Erbfolge im Großherzogthum Toskana seinem Mannsstamm zu entziehen, unter der Bedingung jedoch, daß der König von Preußen, in Beziehung auf die fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, dieselbe Verpflichtung übernehme;
8) daß als Gegenleistung für die Länder, welche die Kaiserin an den König von Preußen zurückgibt, der Letztere dem Erzherzog Joseph (Sohn der Kaiserin) zur Wahl als deutscher König seine Stimme gebe;
9) daß der jüngere Erzherzog auf die Erbfolge in das Herzogthum Modena, als Gemahl der Erbin, Anwartschaft erhalte; und
10) daß der Breslauer und Dresdner Friede, hinsichtlich der Aufrechthaltung der katholischen

[3]) „Si donc la maison d'Autriche a réellement dessein de négocier avec moi, il faut, pour prévenir toute équivoque et toute interprétation ambigue, que nous convenions préalablement des principes que nous admettrons de part et d'autre, et je n'en vois que trois qui puissent conduire cet ouvrage à une fin désirable, savoir: qu'on fasse une paix équitable, où aucune des parties contractantes ne soit lésée; que les conditions en soient honorables pour ceux qui y concourent; et qu'elle soit cimentée par des mesures assez solides pour qu'elle puisse être durable."

Religion, und der Abzahlung der ſchleſiſchen Staatsſchulden erneuert, gegenſeitig alle Kriegsgefangenen zurückgegeben, und auf alle rückſtändige Contribution verzichtet werde.

Friedrich II. hatte gegen die Abſichten der Kaiſerin ſchon bei der erſten Einleitung der Unterhandlungen Mißtrauen geſchöpft; dieſes ſtieg jetzt noch mehr, weil ihm verſchiedene Artikel der öſterreichiſchen Denkſchrift zweideutig und mit hinterhaltigen Gedanken verabfaßt zu ſein ſchienen, andere hingegen die Grundlage der Unterhandlungen, worüber man überein gekommen war, verletzten. Der König von Preußen hatte ſchon bei den erſten Anträgen der Kaiſerin ſehr beſtimmt erklärt, daß er nur in ruhmvoller Weiſe Frieden ſchließen, zwar keine Vergrößerung fordern, doch auch keinen Fuß Land abtreten werde. Maria Thereſia hatte den Satz, daß kein Theil etwas weſentliches verlieren ſoll, als Grundlage der Friedens-Unterhandlungen anerkannt [4]); gleichwohl forderte ſie von Preußen die Abtretung der Grafſchaft Glatz. Friedrich II. begriff nicht, inwiefern der Verzicht auf eine ganze Provinz kein weſentlicher Verluſt ſein ſoll; er verwarf daher die Bedingung in Betreff von Glatz entſchieden [5]). Um dieſer Erklärung Nachdruck zu geben, und über den Sinn, welchen er mit der Grundlage der Unterhandlungen verbinde, keinen Zweifel übrig zu laſſen, erbot er ſich, dem König von Polen das Churfürſtenthum Sachſen, mit allen dazu gehörigen Landſchaften, zurückzugeben, ſobald man alle von Preußen abgetrennten Provinzen wieder räume. Ueber den zweiten Punkt der öſterreichiſchen Denkſchrift forderte Friedrich II. deutlichere Erklärung. Anſtatt des dritten Punktes ſchlug er eine allgemeine Amneſtie und die Erneuerung des weſtphäliſchen Friedens vor. Die ſiebente Forderung der Kaiſerin hatte den Sinn, daß die fränkiſchen Fürſtenthümer Ansbach und Baireuth, welche ſich im Beſitze der jüngern Linie des Hauſes Hohenzollern befanden, nach dem Erlöſchen dieſer Linie nicht mit dem Königreich Preußen vereinigt, ſondern wiederum einem jüngern Zweig überlaſſen werden ſollten. Auch dieſes Anſinnen lehnte Friedrich II. ab, weil die Bewilligung der Macht ſeines Hauſes ſchädlich zu ſein ſchien. Er hielt es auch für unanſtändig, daß ſich andere Staatsgewalten in die Familien-Angelegenheiten einmiſchten [6]). Die achte und neunte Forderung der Kaiſerin gab er dagegen bereitwillig zu, und zwar deßwegen, wie er ſelbſt ſagte, weil er die Erfüllung beider doch nicht hindern konnte [7]). Da die Erläuterungen, welche er über den

---

[4]) In dem Eingang der öſterreichiſchen Denkſchrift, welcher alſo lautete:

»Le Sieur de Collenbach dicta, autorisé par ses pleins pouvoir, que S. M, l'impératrice déclare Reine, pour convaincre tout le monde qu'elle désire sincèrement de voir la paix rétablie, ne balance point à faire les premières propositions, et comme de part et d'autre l'on est convenu de rétablir la paix sur des principes justes, honerables et durables, pour qu'aucune des parties contractantes ne fasse des pertes réelles.«

[5]) »La cession d'une province, ſagte er, qu'elques couleurs qu'on lui donnât, était toutefois une perte très-réelle, qu'un sens forcé, ou un terme interprété d'une manière équivoque ne pouvait en aucune façon faire changer de nature,«

[6]) »On déclina l'article 7 en exposant l'indécence qu'il y a qu'une puissance étrangère se mêle des lois et des arrangements domestiques qu'une autre puissance abroge ou établit dans sa famille; et pour donner un tour plus honnête à ce refus, on y ajouta que le roi ne prétendant avoir aucune influence dans les arrangemens que l'empereur trouverait à propos de faire dans la succession de sa famille, le roi se flattait de même que ni l'empereur ni l'impératrice ne voudraient penser à disposer des héritages qui revenaient légitimement et de droit à la branche ainée de la maison de Brandebourg.

[7]) »A l'égard de l'élection de l'Archiduc Joseph en qualité de roi des romains, et de la succession féodale du duché de Modène, le roi, qui ne pouvait empêcher ni l'un ni l'autre, prit le parti

zweiten Punkt wünschte, und der Gegenvorschlag in Ansehung des dritten nur untergeordnete Dinge betrafen, so bestanden bloß zwei wesentliche Schwierigkeiten: Das Verlangen der Kaiserin, rücksichtlich der Grafschaft Glatz und der Fürstenthümer Ansbach und Baireuth. Maria Theresia bestand so lange auf beiden Forderungen, daß sie allerlei Gründe aufsuchte, um dieselben durchzusetzen. In Ansehung der Festung Glatz ließ sie vorstellen, daß diese in ihren Händen nur zur Vertheidigung, in jenen des Königs dagegen zum Angriff diene. Friedrich II. behauptete das gerade Gegentheil, und berief sich sogar auf das Urtheil des Marschalls Daun. Was die fränkischen Fürstenthümer anbetraf, bemerkte er, daß Verabredungen, wie die Kaiserin sie wünsche, doch nichts helfen, und erinnerte, um solches zu beweisen, an die pragmatische Sanktion Karls VI.

Maria Theresia hatte so viele Gründe für die schleunige Beendigung des Krieges, daß sie endlich auch in diesen beiden Punkten nachgab. Da Friedrich II. ihr in andern, untergeordneten Gegenständen willfährig war, so kam der Friede zwischen Preußen und Oestreich zu Hubertsburg wirklich zu Stande. Ihm folgte sogleich der Friede zwischen Preußen und Sachsen, indem Friedrich II. dem Churfürsten alle eroberten Länder zurückgab. Am 15. Februar 1763 wurde der Hubertsburger Friede von den Betheiligten unterzeichnet.

Wie der Krieg ganz eigenthümlich war, so war es auch der Friede; denn kein Theil gewann etwas, jeder blieb vielmehr im Besitzstand vor Eröffnung der Feindseligkeiten. Als die Waffen niedergelegt wurden, und die friedlichen Beschäftigungen des Lebens zurückkehrten, stellte man vielseitige Betrachtungen über die vorübergegangenen, großen Begebenheiten an. Friedrich II. fand es selbst unbegreiflich, wie er allein gegen Rußland, Frankreich, Schweden, Oestreich und die deutschen Reichsstände sich behaupten konnte. Bescheiden schrieb er den Erfolg nicht seiner Geistesgröße, sondern dem Mangel an Zusammenwirken von Seite seiner Feinde, der kleinlichen Politik des Wiener Hofes und dem Tode der russischen Kaiserin Elisabeth zu. Zugleich ahnete er, daß die Schicksale der Nationen durch gewisse leitende Gesetze beherrscht werden, denen sich die menschliche Kraft vergebens zu entziehen versuche, und warnte daher die Staatsmänner vor dem Ueberschätzen solcher Kraft [8]). Mit wirklicher Erhabenheit ging Friedrich der Große aus dem siebenjährigen, ungleichen Kampfe gegen Europa hervor.

---

d'accorder sa voix de bonne grâce, pour s'en faire un mérite, et cet article ne fut point chicané du tout.«

8) »Que ces exemples instruisent au moins les politiques à vastes desseins, que quelque étendu que soit l'esprit humain, il ne l'est jamais assez pour pénétrer les fines combinaisons qu'il faudrait pouvoir développer pour prévoir ou arranger les évennements qui dépendent des futurs contingens. Nous expiquons clairement les évennements passés, parceque les causes s'en découvrent; mais nous nous trompons toujours sur ceux qui sont à naitre, parceque les causes secondes se dérobent à nos téméraires regards.«

Im Besitze solcher Mittheilungen und Aufklärungen hätte sich wohl Mancher verleiten lassen, seine Ansprüche hoch zu spannen, und das Kriegsglück auf's neue zu versuchen. Doch Friedrich II. entwarf mit tiefer Einsicht auch das Gemälde der Kehrseite; er sah seine Armee verstümmelt, die geübten Krieger verschwunden, die guten Heerführer vermindert, seine Staaten erschöpft, sich selbst ohne Bundesgenossen; er erkannte als weiser Mann, daß ein billiger Vergleich besser sei, als das Wagstück neuer Kriege zur Erhaschung glänzender Vortheile; darum mäßigte er sich, und wollte die zerrütteten Umstände der Kaiserin nicht dazu benützen, um die Dinge auf die Spitze zu treiben. Diese Mäßigung stellt ihn geschichtlich am höchsten.

Merkwürdig ist es zugleich, wie er in allen Stücken so entschieden den Gegensatz der damaligen deutschen Fürsten bildete. Er schlug, als Kurfürst von Brandenburg, mit dem größten Theil von Europa, und die übrigen deutschen Fürsten erniedrigten sich zu Söldlingen der Franzosen. Der Kurfürst von der Pfalz, die Herzöge von Zweibrücken, Hessen-Darmstadt, von Württemberg und Mecklenburg, die Kurfürsten von Baiern und von Mainz, die Markgrafen von Ansbach und Baireuth, der Prinz von Waldeck, der Graf von Nassau ließen sich bezahlen, um die französischen Interessen zu fördern[1]), und auch Oestreich und Sachsen zogen Gelder aus Frankreich. Friedrich II. liebte die französische Literatur bis zum Uebermaaß, aber es gewährte ihm doch noch größere Freude, die deutschen Waffen siegreich über Frankreich zu erheben. So wurde er selbst wider Wissen und Willen der Vertreter der deutschen Nationalehre. Fassen wir alles kurz zusammen, so zeigte sich bei den übrigen deutschen Höfen entschiedenes Altern und Hinsiechen, in dem Hause Hohenzollern hingegen Verjüngung, Thatkraft und Beruf zu reformatorischen Leistungen. Schon dieß deutete an, daß die Bestimmung zur oberen Leitung der deutschen Interessen fortan vom Hause Habsburg auf die Hohenzollern übergehen möge. Noch bestimmter zeigte sich dieß aber in den Einflüssen, welche die Thaten Friedrichs II. im siebenjährigen Kriege auf die wirksamen Triebfedern im Innern des Nationalgeistes hervorbrachten.

Ohne edles Nationalgefühl gibt es keine achtungswerthen Staatszustände; jeder Verfall der Völker offenbart sich in unwürdigen Verhältnissen zu dem Ausland, und jeder Uebergang zum Besseren kündigt sich durch das Wiedererwachen des Sinnes für Nationalität an. Die Größe Friedrichs in seinem siebenjährigen Heldenkampfe gegen Europa wirkte nun mit wunderbarer Macht auf die Deutschen; während die deutschen Höfe, als Feinde des Hohenzollern, entweder von Neid oder von Furcht befangen waren, wurde das Volk von Bewunderung hingerissen, und pries mit Begeisterung die Thaten des Helden. Es war dieß keineswegs ein bloß preußischer Patriotismus, sondern das deutsche Selbstgefühl regte sich in allen Theilen des Reiches, und man sagte sich mit Stolz, daß Friedrich der Große ein Deutscher sei.

Seine Feinde suchten ihn als den Verletzer der deutschen Reichsverfassung, als den ehrgeizigen Eroberer und Ruhestörer darzustellen; der Fanatismus mischte sich in's Spiel und weissagte von seinen Siegen Untergang der Religion; allein so sehr auch schwache Köpfe dadurch geblendet wurden, so wurden dennoch die Aufgeklärten in allen Theilen Deutschlands die Bewun-

[1]) Das Verzeichniß der Bestechungs-Summen befindet sich in dem sogenannten rothen Buch, wo die geheimen Ausgaben des französischen Hofes eingeschrieben wurden.

derer des Hohenzollern. Selbst wider Willen wurden Viele seine Verehrer, und sogar in katholischen Ländern war dieß so entschieden der Fall, daß ein geistlicher Kurfürst es für nöthig fand, seinen protestantischen Unterthanen bei strenger Strafe die Freude über die Siege des Königs von Preußen zu verbieten [2]). Friedrich war der erste Wecker des abgestorbenen Nationalgefühles der Deutschen, und dieß stellte ihn wider seine Absicht in die Reihen der Vorläufer der deutschen Regeneration. Die Strebekräfte, welche neben der auflösenden Richtung im Innern des Nationalgeistes zur Ausbildung neuer Kulturzustände thätig waren, hatten demnach auch schon eine staatliche Beziehung gewonnen, und so wurde das Haus Hohenzollern für Deutschland zu einer Bedeutung erhoben, welche periodisch wohl wieder verkannt, und nur langsam erfüllt werden mochte, bei den außerordentlichen Phänomenen in der Person und den Thaten Friedrichs des Großen aber niemals ohne entscheidende Folgen bleiben konnte.

In solcher Weise stellt sich der geschichtliche Sinn des siebenjährigen Krieges dar.

Siebenzehntes Hauptstück.

Kaiser Joseph II. Innere Zustände Deutschlands bei seinem Regierungs-Antritt.

(Vom Jahr 1763 bis 1780.)

Sowohl Maria Theresia als deren Gemahl, Franz I., hatten den Wunsch gehegt, ihren erstgebornen Sohn, Joseph, noch bei Lebzeiten des Vaters als dessen Nachfolger in der Kaiserwürde erwählt zu sehen. Sie hatten es darum zu einer Bedingung des Hubertsburger Friedens zu machen gesucht, daß Preußen dem Erzherzog Joseph seine Stimme zusichere, und Friedrich der Große, welcher den jungen Habsburger später als Kaiser sehr hoch schätzte, hatte ohne Widerstreben eingewilligt. Da bei dem vereinigten Einflusse Oestreichs und Preußens auch von Seite der übrigen Kurfürsten keine Schwierigkeiten erhoben wurden, so erfolgte am 27. März 1764 die Wahl Josephs zum römischen Könige. In der Wahlcapitulation wurde dem Erwählten unter anderem die Verbindlichkeit auferlegt, bei Lebzeiten seines Vaters der Mitwirkung in der Reichs-Regierung ohne besonderen Auftrag sich zu enthalten; allein schon am 18. August 1765 verschied Franz I., und dessen Erstgeborner bestieg als Joseph II. den Kaiserthron.

Es ist eine wichtige Eigenthümlichkeit der geschichtlichen Entwicklung, daß große Männer meistens in bedeutenden Zeiten hervortreten; auch bei Joseph II., welcher durch seinen Geist,

[2]) Friedrich II. erzählt dieß in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, Tom. III., pag. 346.

ſein Gemüth und ſeine ganze Perſönlichkeit gar bald Aller Augen auf ſich ziehen ſollte, war dieß der Fall, und es iſt daher am Ort, auf den Charakter der damaligen Zeitverhältniſſe einen tieferen Blick zu werfen.

Die Auflöſung, welche ſich in Folge des weſtphäliſchen Friedensſchluſſes und der gänzlichen Entartung der mittelalterlichen Reichsverfaſſung des geſammten deutſchen Staatslebens bemächtigen mußte, ſetzte ſich im gegenwärtigen Zeitalter mit eiſerner Beharrlichkeit und unter erſchütternden Erſcheinungen fort. Wohl abgemeſſene Gegenſätze, welche ſich wechſelſeitig erregen und zwar bekämpfen, aber gleichwohl einander bewachen, zügeln und mäßigen, waren der bezeichnende Geiſt der Reichs- und Kirchenverfaſſung im Mittelalter; jetzt waren hingegen durch den vollſtändigen Sieg des dynaſtiſchen Princips alle entgegenſtrebenden Gewalten entweder vernichtet oder doch gänzlich zerrüttet, und es herrſchte nur noch ein Wille im Staate unter dem Schutze und den Formen eines ſtreng-ausſchließlichen monarchiſchen Princips. Völlig unbeſchränkte Macht iſt ſelbſt in den Händen großer Männer nicht ohne Gefahr, und dieß hat die Geſchichte ſogar in dem Leben des weiſen Friedrichs II. von Preußen und des gütigen Kaiſers Joſeph II. bewieſen, wie wir ſehen werden; doch bei anderen Monarchen war von Seite ihrer Perſönlichkeit eine geringere Bürgſchaft gegen den Mißbrauch der Gewalt gegeben, und ſo bot Deutſchland im ſiebenzehnten Jahrhundert, und namentlich auch in dem Zeitraume, von welchem hier die Rede iſt, vielfältig ein Bild betrübender Bedrückung und Verſunkenheit dar, welche bald von der Ausſchweifung der Höfe, bald von den geſchäftigen Anſchlägen herrſchſüchtiger Faktionen, namentlich dem Orden Jeſu, ausgingen.

An den Höfen erblickte man häufig die Beſtimmung des Regenten mehr in den ausgeſuchteſten Genüſſen des Lebens, als in nützlicher Beſchäftigung und weiſer Regierung des Landes; gewandte Schmeichler, die nothwendigen Erzeugniſſe unumſchränkter Fürſtenmacht, vermehrten noch das Uebel, und ſo löſte ſich denn das Leben an vielen Fürſtenſitzen in das Dichten und Trachten auf, theils für den Regenten neue Arten verfeinerter Sinnesluſt zu ergründen, theils die Mittel zu ihrer Befriedigung von den Unterthanen herauszulocken. Die Verwaltung der Finanzen war nun keine zur Weisheit anſtrebende Kunſt, welche die Steuern auf die am wenigſten drückende Art zu erheben und auf die Entwicklung der Nationalkräfte zu verwenden ſucht, ſondern eine regelloſe Jagd nach Geld, um die ſtets leeren Kaſſen wieder zu füllen. Es muß zur Ehre der Wahrheit bemerkt werden, daß die Erpreſſungen damals noch nicht den gewaltthätigen Charakter erreicht hatten, der unter den Einflüſſen der franzöſiſchen Eroberungen ſpäter in Deutſchland auftrat, daß vielmehr die Schwerfälligkeit der Regierungsmaſchine und eine gewiſſe inſtinktartige Scheu vor hergebrachten Rechten den Unterthanen in den Geldanforderungen noch einigen Schutz verlieh; ſo war freilich das Uebel materiell noch eher zu ertragen, dagegen wirkte es in moraliſcher Hinſicht um ſo zerſtörender. Als eine der nächſten Folgen des zerrütteten Staatsweſens ergab ſich nämlich die Verkäuflichkeit der Aemter und die Beſtechlichkeit der Beamten, wodurch der Sinn des Volkes für Gerechtigkeit tief erſchüttert und zum Theil gänzlich untergraben wurde.

Da von der Verfolgung eigentlicher Staatszwecke wenig die Rede war, ſo verwandte man auch auf die wichtigſte Angelegenheit des Volkes, den Unterricht und die Erziehung, geringe Aufmerkſamkeit und noch geringere Mittel. Wir werden ſogleich die Ausnahmen ſehen, welche

in allem bisher Gesagten in den preußischen, östreichischen und auch bairischen Staaten (unter Maximilian Joseph II.), so rühmlich gemacht wurden; allein selbst der große Friedrich II. vernachlässigte den Volks-Unterricht so sehr, daß er die Schullehrer-Stellen als eine Versorgungs-Anstalt für seine unwissenden und rauhen Unteroffiziere behandelte.

Die größte Zerrüttung gab sich aber vollends in der Gerechtigkeitspflege kund. Vermöge der völlig unbegrenzten Fürstenmacht bestand kein eigentlicher Rechtszustand mehr, und namentlich keine Sicherheit der Person. Bürger und Bauern wurden häufig von Hofdienern oder Soldaten mißhandelt, und selten war gegen die erlittenen Unbilden Schutz oder Genugthuung zu erhalten. Sogar der Adel, welcher zwar noch bevorzugt war, aber dennoch seine eigentliche Selbstständigkeit verloren hatte, mußte zuweilen persönliche Mißhandlungen schutzlos hinnehmen, und es bedurfte der ganzen Festigkeit Josephs II. und Friedrichs II., um den Opfern der Gewaltthätigkeit die von ihren eigenen Gerichten oder Höfen verweigerte Rechtshülfe zu gewähren. Wir erinnern nur an die schimpfliche Behandlung, welche der Freiherr von Münster-Landegg von den Peitschen und Säbeln der Offiziere eines Grafen von Schaumburg erfuhr, ohne daß er bei den gewöhnlichen Behörden Recht erlangen konnte. Die größte Willkühr und Zügellosigkeit herrschte ferner bei dem Militärwesen und den Werbungen, die wo nicht mit Gewalt, doch häufiger mit arger List und Täuschung verbunden waren. Fast völlige Gleichgültigkeit gegen Menschenrechte bewies aber vollends die Thatsache, daß einzelne Fürsten, wie der von Hessen und später der Markgraf von Baireuth, ihre Soldaten an die Engländer verkauften, um in Amerika in einer Sache zu kämpfen, die ihrem Lande ganz fremd war.

In den civilrechtlichen Streitigkeiten scheiterte der Rechtsuchende nur zu oft an der Bestechlichkeit der Richter und dem schleppenden Gange des Gerichtsverfahrens. Bei dem obersten Gerichtshofe des Reichs, dem Kammergericht, war namentlich die Verkäuflichkeit des Rechts furchtbar verbreitet, und wo auch das Geld den Sieg der gerechten Sache nicht aus den Händen riß, da machte ihn die Unsterblichkeit der Prozesse wenigstens für eine oder zwei Generationen unmöglich.

Die staatsrechtliche Wissenschaft befand sich ausschließend in dem Besitze der Juristen, und sie wies auch in Männern, wie Pütter, eben so gründlich gelehrte, als scharfsinnige und selbst freimüthige Bebauer nach; von anderen Seiten wurden dagegen die publicistischen Erörterungen von den Auswüchsen eines barbarischen Curialstyles überladen, und schwollen dadurch selbst in wichtigen Zeitfragen zu dicken, schwülstigen Schriften an, welche sowohl das Verständniß des eigentlichen Rechtspunktes, als die Heranbildung des Volkes zur Erkenntniß seines vaterländischen Staatsrechts verkümmerten.

Das Volk ohne geistige Anregung von Oben, sich selbst überlassen, klebte in seinen Beschäftigungen und Berufsarten an Vorurtheilen und am Schlendrian. Ideen zur Verbesserung der Landwirthschaft und der Industrie waren nur wenige vorhanden, und wo sie sich auch offenbarten, wurden sie mit Gleichgültigkeit und Geringschätzung aufgenommen. Es ist dieß theilweise zwar in den meisten Zeitaltern der Fall, aber in dem gegenwärtigen war die Abneigung des Volkes gegen industrielle und landwirthschaftliche Fortschritte zum wirklichen Stumpfsinn ausgeartet.

In kirchlicher Beziehung hatte der Kampf zwischen den entzweiten Confessionen äußerlich

zwar längst aufgehört; allein es gab eine sehr große Anzahl katholischer Geistlicher, welche, abgesehen von der Rechtgläubigkeit oder den Irrthümern der beiden Confessionen, den Verlust der Einheit der Kirche tief und aufrichtig beklagten. Unter dieser Richtung schied sich eine Partei aus, für die das Bewußtsein der Größe der römischen Kirche im Mittelalter eine heilige, ehrwürdige Erinnerung blieb. Wenn sie an die Haltung und die Thaten Gregors VII., Alexanders III., sowie des dritten und vierten Innozenz dachte, wenn sie überrechnete, mit welcher Geistesgröße einzelne Päbste die Kirche siegreich neben und selbst über der mächtigen Reichsgewalt erhielten, so beseufzte sie das gegenwärtige Uebergewicht der Staatsmacht und die Umwandlung einer herrschenden Kirche in eine nach ihrer Meinung zurückgesetzte und bedrückte. Zu dieser Partei gehörte vornehmlich der geistliche Orden Jesu, welcher die Erfüllung der Aufgabe für möglich hielt, dem Geiste der fortschreitenden Zeit Stillstand zu gebieten, und die Kirche zu der Stellung vergangener Jahrhunderte zurückzuführen.

Nach entschiedener Wirksamkeit mit Entschlossenheit strebend, hatte sich die Gesellschaft der Jesuiten eine solche Einrichtung gegeben, daß sie ihre Entwürfe mit Nachdruck zu verfolgen vermöge. Dem Beispiele Gregors VII. folgend, gab sich der Orden durch die engen Bande strenger Subordination gleichsam die Organisation eines einzigen geistigen Wesens, dessen Haupt denkt und befiehlt, die Glieder dagegen hören und vollziehen. Obschon im Kampfe mit der Zeit, hegten die Jesuiten gleichwohl große Achtung vor den Geboten derselben, und suchten daher ihre Kampfmittel dem Charakter der Zeit anzupassen. Weit entfernt also die Waffen einer finstern und dünkelhaften Scholastik zu wählen, strebten die Jesuiten nach wirklicher Wissenschaftlichkeit und Tiefe der Kenntnisse, und bereiteten in diesem Sinne ihre jugendlichen Novizen vor. Eben so weit entfernt, Ascetik, Aberglauben und Kopfhängerei zur Schau zu tragen, befleißigten sich die Jesuiten des feineren Welttones und des ganzen Anstandes der höhern gebildeten Gesellschaft. Machten schon alle diese Eigenschaften die Mitglieder des Ordens ihren Gegnern gefährlich, so geschah solches noch mehr durch die Feinheit, mit der sie ihre Pläne zu verstecken, und die unermüdliche Ausdauer, mit welcher sie dieselben zu verfolgen wußten. Tausend Fehlschläge waren nicht im Stande, ihren Eifer zu erkälten; denn in dem Bewußtsein, daß ihre Gesellschaft eine nie sterbende, moralische Person darstelle, gab stets die Hoffnung wieder Kraft, daß in einer spätern Zeit gelingen könne, was in der gegenwärtigen gescheitert sei. Zu gleicher Zeit erinnerten sich die Jesuiten, welchen großen Einfluß sie im siebenzehnten Jahrhundert auf den Kaiser Ferdinand II. und seine Zeit ausgeübt hatten, und wie sehr durch sie der Verbreitung des evangelischen Glaubens entgegengewirkt worden war; auch diese Erwägung munterte denn zu weiteren Anstrengungen auf.

Das eigentliche Ziel jesuitischer Thätigkeit, Wiederherstellung der mittelalterlichen Einheit der Kirche, könnte nicht unbedingt verwerflich, sondern unter Umständen recht wohl entschuldbar gewesen sein; allein es mußte ganz entschieden der Verurtheilung verfallen, weil es dem Geiste der Zeit widersprach, weil es für immer abgestorbene Zustände unnatürlich wieder zu erwecken trachtete, weil es mit dem Principe höherer Bildung, dem einzig-möglichen Versöhnungs- und Beruhigungsmittel in Religions-Zwistigkeiten, dem Gebote der Duldung, im Kampfe lag. Je unnatürlicher nun der Zweck war, welchem die Jesuiten mit eben so vieler Wärme, als Fähigkeit

nachjagten, desto mißlicher mußte es mit der Wahl der Mittel aussehen, und je entschiedener sie ihr Eifer zur Heftigkeit fortriß, desto leichter konnten ihre Maaßregeln der Gefahr ausgesetzt werden, mit den Vorschriften der Gerechtigkeit und der Sittlichkeit in Conflikt zu gerathen. Wirklich gehen auch die Anschuldigungen gegen die Gesellschaft Jesu über die Wahl unerlaubter Waffen so weit, daß die Sage sie für die Erfinderin des Satzes erklärt: „Der Zweck heiliget die Mittel."

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Jesuiten, wie alle heftigen Parteien in religiösen und politischen Kämpfen, über die Wahl ihrer Mittel wenig bedenklich waren, und die Grenzen des Rechts oder der Ehrbarkeit häufig überschritten; gleichwohl wäre es ein offenbares Verkennen der geschichtlichen Wahrheit, wenn man jenem Orden alles Gute absprechen wollte. Er hatte vielmehr um die Erziehung unverkennbar die größten Verdienste, und wenn es hiefür auch keine weiteren Beweise gäbe, so würde schon die großherzige Duldung genügen, welche der aufgeklärte König und tiefe Menschenkenner Friedrich II. von Preußen den verfolgten Jesuiten in seinen Staaten gewährte, so würde die geheime, aber unvertilgbare Zuneigung genügen, welche der freidenkende Voltaire den Jesuiten, als seinen alten Lehrern, gegenüber den Jansenisten anhaltend bewahrte.

Dessenungeachtet kann nicht geläugnet werden, daß die nützliche Wirksamkeit des Jesuiten-Ordens von dem Uebel, das er stiftete, weit überwogen wurde. Die Mitglieder der Gesellschaft gewannen durch ihre Kenntnisse, ihr urbanes Betragen und die Feinheit ihres Benehmens Eingang bei allen Ständen, sicherten sich den Schutz der Großen, die fromme Ehrerbietung der Gläubigen und, was seltsam scheint, durch ihre Bildung selbst die Zuneigung geistreicher Spötter und enthusiastischer Jünglinge. Durch Geschenke der Gläubigen und Begünstigungen der Großen, durch geschickte Spekulation und gute Wirthschaft erwarb sich der Orden zugleich ein ungeheueres Vermögen. Sowohl dieses, als seinen geistigen Einfluß benützte nun die Gesellschaft Jesu, um alle Glaubenslehren, welche von der ihrigen abwichen, zu verdrängen, um jeden Andersdenkenden zu verfolgen. Dadurch ward der Orden eine furchtbare Plage für alle Länder, wo er überwiegenden Einfluß besaß, ja er wurde sogar mit jedem geordneten Staate geradezu unverträglich. Die Jesuiten zogen nämlich auch bürgerliche Personen in eine Art von Verbindung mit ihrem Orden, welche sie Affilierte nannten; sie gewannen bald durch diese, bald durch andere Mittel Eingang in viele Familien, und setzten sich in den Besitz ihrer Geheimnisse. Da sie überall Gehorsam für ihre Befehle oder Rathschläge zu gewinnen wußten, da sie jede Lehre, außer der ihrigen, verwarfen, so wurden sie in Verbindung mit der Macht ihrer Reichthümer ein Staat im Staate. In dieser Weise erschienen sie im gegenwärtigen Zeitraume fast in allen katholischen Ländern in Deutschland, namentlich in Baiern und Oestreich, wo sie noch überdieß von Oben begünstigt und beschützt wurden.

Einem Orden gegenüber, welcher unumschränkt die Gewissen sehr vieler Menschen beherrscht, die innersten Angelegenheiten der Familien leitet, das Ohr der Fürsten besitzt und über die Macht des Goldes gebietet, einem Orden gegenüber, der in solcher Stellung jede Lehre und Meinung, welche er nicht theilt, nicht bloß verwirft, sondern mit Leidenschaft verfolgt, kann keine Freiheit der Forschung, kein Austausch der Ideen, keine Fülle und Mannichfaltigkeit

des Lebens bestehen. Es war dieß das System Gregors VII. in andern Formen, doch verwerflicher; denn jenes war in seiner Zeit als Gegenwirkung gegen übermäßige Dynastenmacht wenigstens nach einer Seite wohlthätig, während die Politik der Jesuiten wegen veränderter Zeitumstände diesen Nutzen nicht mehr gewähren konnte, und gerade umgekehrt, statt erhaltend und schützend, nur aufreizend und zerstörend wirkte.

Ein Bedürfniß der Gebildeten jener Zeit war auch in den katholischen Ländern ein verständiges Fortschreiten in der Aufklärung, doch gerade dem widersetzten sich die Jesuiten, wenn es in einem andern, als ihrem Sinne geschehen sollte. Es entstanden daher Reibungen und Mißstimmung, denen in Baiern der Gedanke folgte, den Jesuiten-Orden mit gleichen Waffen zu bekämpfen, d. h. ihm eine ähnliche Gesellschaft, nur mit völlig entgegengesetzten Zwecken, gegenüber zu stellen. Der Gedanke fand Anklang und wirkliche Ausführung, und es entstand die Verbindung der Erleuchteten oder der Illuminaten, wie sie sich nannten, welche die Interessen der Aufklärung vertheidigen und fördern sollte. Ursprünglich war die Absicht der Stifter gut, auch gab es unter den Mitgliedern der Gesellschaft viele ehrenwerthe und selbst hochstehende Männer; indessen die Verbindung umgab sich bald mit einem Schleier vorgeblicher Geheimnisse, wurde dadurch unklar und verirrte sich zum Mystischen und Ueberspannten.

Wie zu jeder Zeit, in welcher sich eine neue Culturperiode vorbereitet und ankündigt, bestand auch dortmals in den Tiefen des Staatslebens eine außerordentliche geistige Regsamkeit, welche nach neuen Resultaten im Reiche des Wissens verlangte und strebte. Von neuen Naturgesetzen, deren Bedeutung später die Wissenschaft enthüllte, wie z. B. jenes des Magnetismus, traten Ahnungen hervor; lebhaften Phantasien suchten nach Aufschluß über den tiefern Sinn des Lebens auf dem Weg der Studien, statt des Glaubens; allerlei Systeme entstanden hierüber, und alles dieß steigerte die geistige Regsamkeit fast zur Gährung. Der Charakter des Zeitalters hatte indessen eine entschiedene Beimischung übermäßiger Gefühlsrichtung, und dadurch des Schwärmerischen, und diese war es leider, welche wenigstens bei einem Theile der Strebenden das Uebergewicht erlangte.

Natürlich konnten nun die nothwendigen Gefahren einer solchen Richtung nicht ausbleiben. Man ging vom Schwärmerischen zum Mystischen über, und da dieses nicht faßlich zu machen war, zum Geheimnißvollen. Alles ward nun mit einem scheinbar wichtigen Dunkel umgeben; man sprach von geheimen großen Entdeckungen, von unmittelbaren Eingebungen Gottes, von der Kunst, Gold zu machen, Diamanten zu schaffen, das Leben zu verlängern, endlich von unmittelbarem Verkehr mit Abgeschiedenen und Geistern.

Das Volk findet stets an dem Wunderbaren Geschmack, und so konnte es nicht fehlen, daß die neuen mystischen Winke und Lehren viele Gläubige und Anhänger sich verschafften. Man fand es nicht geradezu lächerlich, wenn der Graf von St. Germain behauptete, daß er den Stein der Weisen gefunden habe, und mit dessen Hülfe sein Leben schon auf 300 Jahre gebracht habe; ja man glaubte sogar Betrügern, wie Schröpfer, welche Geister citirten. Da der Mystizismus gleichzeitig in Schweden unter den Schwedenborgianern sein Wesen trieb, und unter allen diesen Erscheinungen keine verabredete Verbindung bestand, so wurde durch dieses Zusammentreffen die Leichtgläubigkeit noch bedeutend erhöht. Dadurch kam es, daß der sogenannte Graf von Ca-

gliostro die Geisterseherei und Goldmacherkunst zu einem wirklich gewerbsmäßigen Betrug ausbilden konnte.

Vieles trug noch bei, die aufgeregte und schwärmerische Gefühlsrichtung des Zeitalters noch mehr zu steigern. Lavater stellte ein auffallendes System der Physiognomik auf, und verbreitete ebenfalls den Glauben an unmittelbare Eingebungen Gottes und wunderhafte Phänomene. Mesmer leitete dagegen von andern Ausgangspunkten auf ähnliche Resultate hin, indem er aus den Spuren der magnetischen Kraft auf einen mystischen Zusammenhang des Irdischen mit dem Ueberirdischen und auf Wunderkuren hinarbeitete.

Dazu kam noch, daß die Freimaurerei, welcher das Volk ebenfalls den Besitz wichtiger Geheimnisse zuschrieb, damals in großem Ansehen stand, und sogar unter regierenden Fürsten Mitglieder zählte. Selbst Friedrich der Große von Preußen war eine Zeit lang ein Mitglied des Ordens, obschon er von dessen wirklicher Bedeutung, nach der Aufnahme, nicht sehr erbaut war, und ihn wieder verließ. Immerhin beweist vor allem dieser Umstand die außerordentliche Hinneigung des Zeitalters zum Geheimnißvollen.

Auch die Illuminaten unterlagen nun diesem allgemein verbreiteten Hang, indem sie sich mit dem Nimbus des Dunkels umgaben, und von den Freimaurern ceremoniöse Gebräuche in der Aufnahme der Mitglieder und andern innern Einrichtungen annahmen. Ihrem ersten Gedanken nach mußte die Verbindung der Illuminaten, weil sie Beförderung der Aufklärung zum Zwecke hatte, dem mystischen Treiben des Zeitalters sich eben so gut entgegensetzen, als der Wirksamkeit der Jesuiten. Zum Theil geschah dieß auch; denn die Gesellschaft hatte praktische Staatsmänner und begabte Lehrer an Hochschulen zu Mitgliedern. Indessen jedes geheime Ordens- und Verbindungswesen ist zu wahrer Wirksamkeit an sich schon völlig unfähig, und da sich die Illuminaten noch überdieß mit dem Scheine des Geheimnißvollen umgaben, so lieferten sie selbst ihren Feinden, den Jesuiten, die Waffen gegen sich in die Hände.

Kaum hatten also letztere von dem Dasein, den Zwecken und der innern Einrichtung der Gesellschaft Kenntniß erlangt, so erhoben sie einen erbitterten Kampf wider dieselbe. Sie verdächtigten die Absichten der Illuminaten, schoben ihnen ketzerische und selbst revolutionäre Zwecke unter, und als das Mißtrauen der Regierungen erweckt war, begann namentlich in Baiern eine überaus gewaltthätige Verfolgung der Gesellschaft, welche sich unter dem Vorwand des Illuminatismus endlich auf alle freisinnigen Männer ausdehnte.

Die Mitglieder der verfolgten Verbindung mochten sich im Geheimen noch viele Jahre erhalten; aber eine Wirksamkeit hatten sie im Großen nicht, und so konnte von dieser Seite die Aufklärung und überhaupt das Interesse einer werdenden neuen Zeit nur wenig gefördert werden. Dafür wirkte der fortschreitende Geist der Bildung auf andern natürlichen Wegen, äußerlich scheinbar zwar weniger auffallend, aber innerlich desto mächtiger durch die Regeneration der Sprache und der Literatur, durch Veredlung der Kunst und der Wissenschaft, durch die Ausströmung großer Ideen im fruchtbaren Reiche verständiger Forschung.

Durch den Geist Liskovs war über Deutschland ein Lichtstrom ausgegossen worden, welcher noch dem historischen Beobachter der Nachwelt zur Leuchte dient, um den tiefen Rückgang des

deutschen Lebens im 17. Jahrhundert zu überschauen, und die Wege zu entdecken, auf denen die organischen Triebkräfte Deutschlands wieder zu neuer Gestaltung führen wollten. Alle Erfolge der Einzelnen wie der Nationen werden nur durch Fülle, Regsamkeit und schöpferischen Drang der geistigen Kraft zu Stande gebracht, wo diese aber in solcher Weise thätig ist, zeigt sie sich nicht blos in staatlicher Größe, sondern auch in Leistungen der Kunst und Wissenschaft. Die letztern werden immer zuerst bemerkbar, und erst später offenbaren sich die Einwirkungen auf nationalen Aufschwung.

Wo daher ein Volk aus den periodischen Rückgängen seiner politischen Entwicklung wieder zu neuem Emporsteigen übergehen soll, muß sich die Wiedererstehung des organischen Bildungsdrangs in der Belebung der Literatur und der Besserung des Geschmacks, in dem Wiederauftauchen poetischer Begeisterung, künstlerischer Fruchtbarkeit und wissenschaftlicher Forschung zu erkennen geben. Jede dieser Beziehungen war im siebenzehnten Jahrhundert entweder ganz erloschen, oder ohne Einwirkung auf das Volksleben; eine gewisse Pedanterie lag auf der Gelehrsamkeit, eine Art von Barbarei auf der Bildung der Nation im Großen betrachtet, die Sprache selbst war schwerfällig und durch ein Uebermaß fremder Ausdrücke verderbt, der Geschmack auf das Tiefste gesunken.

Noch im achtzehnten Jahrhundert drückte die ersten Anfänge neuer Literatur-Bestrebungen bei Gottsched und dessen Schülern der unbeholfene Geist der Pedanterie, und die bessern Leistungen Rabeners der Charakter der Nachahmung. Doch frei im Geiste, mit eigener genialer Schöpfungskraft und voll von gebildetem Geschmack trat Liscov hervor, geißelte die Geistlosigkeit der Zeit, und drängte durch die Aufstellung reiner und schöner Formen unwiderstehlich zu Reinigung des Geschmacks. Von jetzt an hob das geistige Streben in den vielfachsten Richtungen an, und so mannichfaltig, reichartig und eigenthümlich waren die Aeußerungen desselben, daß offenbar der geschehene Widereintritt des organischen Bildungsdranges sich kund that, der nach unsern obigen Bemerkungen zu dem neuen Emporsteigen der National-Entwicklungen nothwendig ist. Wir wollen keineswegs sagen, daß Liscov unmittelbar der Lehrer und der Wecker aller der Männer gewesen sei, die nun in der deutschen Literatur sich auszeichneten, daß sohin Er der oberste Schöpfer der ganzen reichen Literaturperiode des achtzehnten Jahrhunderts genannt zu werden verdiene, die meisten Schriftsteller waren vielmehr aus eigener Kraft und ohne alle Beziehung zu Liscov thätig, indessen mittelbar hat letzterer auf die ganze Zeit einen überwiegenden Einfluß ausgeübt.

Wir haben oben in dem Abschnitte über die Anfänge einer neuen Literatur (7. Hauptstück) mit den Bremern Beiträgen geschlossen. Unmittelbar an diese Erscheinung reihte sich nun von 1750 an ein Mann, welcher gleich Liscov mit Macht auf Veredlung unsrer Sprache wirkte, nur nach einer andern Richtung, und durch die reiche Fülle seines Geistes der wirkliche Schöpfer der neuern Literatur wurde. Friedrich Gottlieb Klopstock aus Quedlinburg war in seiner Denk- und Gefühlsweise gänzlich verschieden von Liscov, und dennoch mit allen Gaben ausgerüstet, um das Werk, zu welchem jener angeregt hatte, wirklich auszuführen. Während Liscov ein zweifelnder, sarkastischer Geist war, welcher die Albernheiten der Menschen geißelte, und weder von dem Sinne des Lebens selbst eine hohe Meinung, noch über den Ausgang der Cultur sehr

schmeichelhafte Hoffnungen hegte, war Klopstock ein frommes, gläubiges Gemüth, das von einer hohen Bestimmung des Menschen durchdrungen und mit innigem Vertrauen zu einer gütigen, erhabenen Vorsehung erfüllt war. Dieser Glaube entsprang allerdings dem christlich-religiösen Gefühl, blieb aber frei von pietistischer Schwärmerei, und verband sich vielmehr mit heiterer und froher Lebens-Auffassung.

Nachdem Klopstock Geschmack und Geist an den klassischen Studien gebildet hatte, ward seine tiefe Gemüthlichkeit mit wirklich innerem Drang auf Poesie geleitet. Neben der Religiosität war die vorzüglichste Eigenschaft des jungen Mannes seine warme Vaterlandsliebe und sein lebhafter Nationalsinn. Er fühlte sich und schätzte sich glücklich als Deutscher, und hierdurch ward er zunächst auf die innigste Liebe zur deutschen Sprache fortgeführt. Mit ihr verschmelzen nun seine Gefühle dermaßen, daß sie der wahre Abdruck seines Innern wurde, und klang- und sangreich ertönte. Wie Liscov aber der Sprache zuerst Geschmeidigkeit, Wohllaut und Anmuth gegeben hatte, so prägte ihr Klopstock Tiefe, Kraft und Erhabenheit ein. Vertraut mit dem innern Geist derselben, ging er von der leichtern Reimkunst zu der höhern Form des antiken Metrums über, und zeigte zuerst, was hierin die melodische, tiefe Sprache zu leisten vermöge.

Um zwei Pole drehte sich das innere Leben Klopstocks, um Religion und Nationalgefühl, auf Freiheit und Vaterlandsliebe gegründet; seine ernstern Gesänge hatten daher vornehmlich beide Gegenstände zum Vorwurf. Die Folgen seines gebildeten Geistes und reinen Gemüths äußerten sich zugleich in der Neigung zu Freundschaft und Geselligkeit, sowie in der strengsten Sittlichkeit und Ehrbarkeit. Wie er als Dichter zum Vorbild seiner Zeitgenossen diente, so geschah dieß durch die letztgenannten Eigenschaften auch seinen Freunden gegenüber im Umgang, und ermunternd, sowie veredelnd wirkte Klopstock sowohl auf den engern Kreis seiner Freunde, wie den weitern seiner Verehrer.

Neben ihm wirkte von 1772 an in Göttingen ein Verein junger Talente, der sogenannte Bardenbund, welchen heitere Lebenslust, Liebe zur Dichtkunst und freisinnige Denkart zusammengeführt hatte. Boje, Hölty, Leisewitz, die beiden Müller, die beiden Grafen von Stollberg, und vornehmlich Voß, gehörten diesem Bunde an. Indem die jungen strebenden Geister den ernsten Klopstock zu ihrem Vorbild erwählten, trat ihre Thätigkeit gleich von vorneherein in organischen Zusammenhang mit der Entwicklung der neuen Zeit, bewahrte sie vor Frivolität und Einseitigkeit, und leitete sie auf den wahren Weg zu noch höheren Kunstleistungen, dem Studium tüchtiger Muster und dem Eindringen in die Tiefen der deutschen Sprache. Den Mitgliedern des Bardenbundes ward es noch nicht gegeben, die deutsche Poesie und Literatur auf die Höhe zu heben, zu welcher sie kurze Zeit nachher empordrangen; aber sie beförderten um Vieles dieses großartige Ergebniß. Voß vorzüglich erwarb sich durch enges Anschließen an die Klopstock'sche Auffassungs- und Behandlungsweise der deutschen Sprache, sowie durch die nationale Haltung, die Sittenreinheit und die patriarchalische Einfalt seiner Produktionen unvergängliche Verdienste.

Während in dieser Weise reiche Triebkräfte einer neuen Zeit in freundlichem Verkehr ihrem Ziele entgegenstrebten, drang mehr vereinzelt und gedrückt von äußern Umständen ein

noch reicherer Genius zu demselben Ziele vor, Gottfried August Bürger. In ihm we Dichtkunst, welche bei den Göttinger Barden, namentlich bei Voß, und zum Theil selbst b Klopstock, noch etwas an die Schule streifte, schon völlig frei geworden, stürzte sich unmitte in das Leben, und gab dasselbe in frischen, reichen Strömen zurück. Bürger war durch durch ächter, freier Dichter, und bestimmt, der Liebling des Volkes zu werden, dessen treue Organ er darstellte; seltsam daher, daß alle Lorbeeren, die ihm gehörten, später auf ein anderes Haupt niedergelegt wurden.

Wer in Deutschland zu denken gewohnt war, wer an Literatur und Bildung Theilnahme empfand, staunte über die Veränderungen, die mit dem schaffenden Geiste der Nation vorgegangen waren; man war entzückt über die hervorströmenden Erzeugnisse ächter Nationalpoesie und stolz auf die Namen ihrer Urheber. Schon dämmerte die Ahnung herauf, daß das verachtete Deutschland, verachtet vorzüglich seit der französischen Literaturperiode unter Ludwig XIV., im Geheimen doch wohl einen tiefern Genius verberge, als man bisher geglaubt hatte; denn sogar Friedrich der Große, der Zweifler an schaffender deutscher Kunstkraft, mußte die außerordentliche Anmuth Klopstock'scher Oden anerkennen. Aber bald sollten noch bedeutendere Beweise auftreten, daß der deutsche Nationalgeist in einer vollkommenen, veredelnden Umwandlung begriffen sei.

Das Hauptübel in der Literatur war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts der Mangel an Geschmack. Seit Liscov den elenden Scribenten den Krieg erklärt und seine schönen Formen als Muster aufgestellt hatte, waren die Fortschritte eingetreten, deren wir so eben erwähnt haben; allein der bessere Geschmack war nur Eigenthum der höheren Geister, und es kam nun darauf an, denselben auch auf das größere Lese-Publikum überzutragen, die mittleren Stände für die Schönheiten einer neuen Literatur empfänglich zu machen. Hiezu waren so zu sagen kritische Anstalten im Großen nothwendig, und sie mußten von einem Manne geleitet werden, der nicht nur ächten Kunstsinn besitzt, sondern auch Welt und Leben kennt, vor allem aber die seltenen Gaben in sich vereinigt, durch einen anhaltenden geistvollen Kampf gegen Vorurtheil und Unnatur bei dem größern Publikum eine gänzliche Umwälzung im Gebiete des Geschmacks durchzuführen.

Und ein solcher Mann trat gerade im entscheidenden Augenblick hervor, Gotthold Ephraim Lessing aus Camenz, geboren 1729. Der vielseitige Geist dieses berühmten Mannes empfing seine erste Nahrung aus gründlichem, klassischen Unterricht, ging sodann zu dem Studium der neuern Sprachen über, und nahm überhaupt alles wohl geschichtet in sich auf, was Kunst und Wissenschaft in den verschiedensten Ländern darbot. Lessings innerste Natur war gleich jener Klopstocks, deutsch, und auf die Weiterbildung der deutschen Sprache warf sich darum vornehmlich seine rüstige Thätigkeit. Schon lange vor ihm hatte Liscov so schöne deutsche Prosa geschrieben, daß man darüber erstaunen muß; allein er blieb vereinzelt stehen, und fand lange keinen Nachfolger. Die Veredlung der deutschen Sprache durch die Dichter, deren wir bisher erwähnten, bezog sich auf die gebundene Form, aber der Prosa-Styl war in Deutschland immer noch sehr dürftig. Lessing war entschlossen, die Deutschen im Großen fähig zu machen, sich ihrer Sprache mit Leichtigkeit, Klarheit und Anmuth zu bedienen, und er führte das schwie-

Werk ſiegreich durch. Gleich Liscov entband er die Sprache aller ihr widernatürlichen Conſtructionen, machte ſie kurz, bündig, zum Ausdruck einfachen und verſtändigen Denkens. Sobald dieß erreicht war, hatte man den Weg gebahnt, um die Sprache von der klaren Verſtändlichkeit, von ihrer gefälligen Leichtigkeit vollends zur Erhabenheit, zu Pracht und Glanz fortzuführen, was den ſpätern großen Zeitgenoſſen Leſſings mit ſo entſchiedenem Erfolge gelang.

Zur Bildung des Geſchmacks konnten critiſche Journale ſehr nützlich ſein; nur mußten ſie mit ſo viel Geiſt und Fülle geſchrieben werden, daß ſie nicht blos Aufmerkſamkeit erregten, ſondern ſogar gewiſſermaßen als Tribunal in Kunſtſachen von dem gebildeten Publikum anerkannt würden. So ſchwierig ein ſolches Unternehmen in den meiſten Zeiten durchzuführen iſt, Leſſing war der Mann dazu; er ſchuf jenes Inſtitut, indem er mit Beihülfe des Buchhändlers und Schriftſtellers Nikolai die Literatur-Briefe gründete. Mitarbeiter an dieſem Journal waren außer Reſewitz und Mendelsſohn vornehmlich Abbt.

Thomas Abbt aus Ulm war anfänglich Profeſſor der Philoſophie in Rinteln, lernte aber ſpäter den regierenden Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe kennen, und wurde von dieſem geiſtvollen und originellen Fürſten nicht blos als Rathgeber, ſondern als Freund an ſeinen Hof nach Bückeburg gezogen. Als Mitarbeiter an den Literaturbriefen, theilte er eifrig das Beſtreben Leſſings, den Geſchmack zu beſſern; allein er hegte zugleich noch höhere Entwürfe, er wollte auf das Volk wirken, die Geſinnung beſſern, den Deutſchen vom Unterthan zum Bürger bilden, ihm Selbſtgefühl, Gemeingeiſt und patriotiſche Tugend einhauchen. In ſelbſtſtändigen Werken ſchrieb er darum einfach und warm: über das Verdienſt, über den Tod für das Vaterland. Abbt war eine kräftige herrliche Natur, ein ſeltner, wahrer geiſtiger Republikaner, welcher die Freiheit im Weſen und nicht in der Form ſuchte, welcher bei ſeinen Grundſätzen dennoch Freund eines Fürſten ſein konnte, jede Regierungsform achtete, wenn ſie nur die Menſchenwürde und wahre Humanität förderte, der unter ſolchen Vorausſetzungen, ohne ſeine Geſinnung zu ändern, ſogar in einem abſoluten Staate Miniſter ſein konnte. Der edle Graf von Bückeburg liebte ſeinen Abbt auf eine Weiſe, wie ſelten ein Freund geliebt wird, betrauerte den früh Geſchiedenen ſo tief, als ſelten geſchieht, und in dieſem ſchönen Verhältniß eines regierenden Fürſten, des ſtolzen Urfreien, zu dem freifühlenden Gelehrten äußerte ſich die volle Bedeutung der vom Grunde aus umgewandelten Zeit.

Damit ihr Charakter der veredelnden Umgeſtaltung der Nation vollſtändig werde, war auch das Studium der bildenden Kunſt lebendig geworden, und der große Winkelmann hatte durch ſeine unſterbliche Geſchichte der Kunſt des Alterthums ein unvergängliches Denkmal der deutſchen Größe errichtet. Auch hierin ſollte Leſſing ſeinen außerordentlichen Geiſtesreichthum offenbaren; er trat würdig an die Seite Winkelmanns durch ſein Laokoon (über die Grenzen der Poeſie und bildenden Kunſt), zu groß für gewöhnliche Lobſprüche.

Wie reich ſprudelte der innere Geiſt unſeres großen Volkes! Es ſollten noch größere Schöpfungskräfte hervortreten!

„Welcher neue Genius iſt unter euch aufgeſtanden?“ ſchrieb Winkelmann aus Italien an ſeine deutſchen Freunde. Und ſo war es, der Größte von Allen, der zum Höchſten berufene, liebenswürdige, beſcheidene Denker und Dichter war bereits wirkſam geworden; Johann Gott-

fried Herder, geboren zu Morungen in Preußen (25. August 1744) trat vom Jahr 1764 bis 1769 zuerst als Lehrer und Prediger in Riga auf, und zog die Aufmerksamkeit des Publikums zunächst durch einige schönwissenschaftliche Schriften (Fragmente zur deutschen Literatur) auf sich.

Herder billigte und theilte auf das innigste die Richtung Lessings, den Geschmack zu verbessern; aber es lag in seinem glühenden Innern ein noch weit höherer Beruf. Seine Studien der deutschen Sprache hatten ihn auf tiefe Betrachtungen über die Bedeutung der Sprache an sich, und endlich über deren Ursprung geleitet. Durch seine Liebe zur Poesie gelangte er nicht nur zum Verständniß der dichterischen Kunstwerke aller Länder, sondern er gerieth über das eigentliche Wesen der Dichtkunst auf ähnliche Betrachtungen wie über den Ursprung der Sprache. Immer den Dingen auf den Grund strebend, führte ihn seine ausgebreitete, historische Belesenheit gleichmäßig auf tiefes Denken über den Geist der Geschichte, und hier stieß er auf eine merkwürdige Verwandtschaft der Geschichte und der Dichtkunst im Alterthum, welche ihn zu auffallenden Ergebnissen brachte. Die Poesie erschien ihm nun als ein Spiegel des Volkslebens, ja sogar mit der Religion trat sie in eine gewisse Berührung, und nun ward sie ihm überaus wichtig, als eine unendliche, schöpferische Kraft, die allem, was für ein Volk ehrwürdig und heilig ist, Worte und Gestaltung verleiht.

Die Folgesätze dieser Entdeckung waren inhaltsschwer; doch Herder verbarg sie für das erste sorgfältig in sich, um zu größerer Klarheit darüber zu gelangen. Ungeheuer waren aber ihre Einwirkungen auf sein Inneres; es flammte und gährte in ihm, die tief aufgeregte geistige Kraft drängte nach Thaten. Während die forschende Seele dem Zusammenhange der Dinge nachsann, während sie die Spuren des Weltgeistes in allen Aeußerungen des Menschenlebens aufsuchte, die Geschichte als die Offenbarung der Gesetze der schöpfenden, ordnenden und leitenden Kraft auffaßte, wollte der kühne Thatendrang Völker nicht blos erziehen, sondern mündig machen, Staatszustände nicht blos ergründen und beschreiben, sondern praktisch neu umbilden oder verbessern.

Zu vielseitig und tiefsinnig waren die Ideen, zu umfangreich und kolossal die Entwürfe, welche Herder gegen das Jahr 1769 in Riga mit sich herumtrug, als daß sie sogleich zu völliger Gestaltung und zum endlichen Abschluß hätten gelangen können; für Herder war die reinste und ungetrübteste Klarheit des Geistes, der durchdringende, scharfe Ueberblick über das, was er wollte und leisten konnte, das durchdachte, gesichtete Bewußtsein seiner Aufgabe, ein zu großes Bedürfniß; er mußte vor allem Zeit zum fortgesetzten Denken haben, um die gährende Masse seiner Ideen zu bewältigen und sie fügsam der Leitung des ruhigen Geistes unterzuordnen. Doch von Riga zog es ihn mit unwiderstehlicher Macht hinweg: er legte im Vertrauen auf seine Freunde seine Stelle nieder, und unternahm zunächst (Mai 1769) eine Seereise nach Frankreich. Auf dem brausenden Meere fühlte er sich der Natur und durch sie der Poesie näher; dort reiften seine tiefen Ideen, dort trat schon mancher kühne, schöpferische Gedanke hervor, welcher später ausgeführt wurde, dort verstärkte sich der Drang zu Thaten.

Auf der See war der Lebensplan entworfen, der kurze Aufenthalt in Frankreich sollte zu Vorbereitungen für die Zukunft benutzt werden. „Die Samenkörner sind verscharrt bis auf einen Frühling der Zukunft," schrieb Herder hierüber. Nachdem er in Paris Diderot, d'Alem-

bert, Thomas, d'Arnaud, du Clos, Barthelemy, du Guignes, d'Aubenton, Garnier und andere gelernt hatte, nahm er einen Antrag an, den jungen Prinzen von Hollstein-Oldenburg als Reiseprediger zu begleiten. Er ging im December 1769 über Brüssel und Hamburg nach Eutin, und machte bei dieser Gelegenheit (in Hamburg) die Bekanntschaft von Lessing, Claudius, Bode und Reimarus, lauter Mitarbeiter am Werke deutscher Regeneration. Die Reise mit dem Prinzen ging über Darmstadt und Carlsruhe nach Straßburg, wo man während des Winters bleiben wollte. An allen diesen Orten machte Herder Bekanntschaften, die auf sein künftiges Leben bedeutenden Einfluß hatten.

In Straßburg traf er einen jungen Genius, der dort studierte, Johann Wolfgang Göthe aus Frankfurt am Main. Göthe, aus einer angesehenen Familie und mit nachhaltigen Unterhaltsmitteln versehen, trieb in Straßburg kein Brodstudium, sondern sah sich in allen Zweigen des Wissens um, schätzte das Schöne, wo er es fand, und ließ seinen Geist ungestört suchen, denken und sammeln, ohne gerade von einem bestimmten Plane für seine Ausbildung oder eine künftige Wirksamkeit auszugehen. Nur die Wissenschaft, wofür er vom Hause aus eigentlich bestimmt war, das Recht, zog ihn weniger an und er wurde von seiner Natur mehr auf die schöne Literatur, auf Kunst und Poesie geleitet. Seine Ansichten und Grundsätze hierüber waren noch nicht bestimmt abgeschlossen; er besaß, als Hauptzug seines Charakters, Hinneigung zur Vielseitigkeit, und dadurch kam es, daß er selten unbedingt absprach, vielmehr besonnen die Sachen von mehreren Gesichtspunkten betrachtete, und oft einzuräumen gewöhnt war, daß selbst von widerstreitenden Meinungen eine jede ihr Gutes haben könne. In solcher Sinnesweise mußte er für Rathschläge hochstehender Männer, welche über Literatur und Kunst viel gedacht hatten und darüber schon zu wichtigen Ergebnissen gelangt waren, besonders empfänglich sein. Zu ihnen gehörte Herder, begierig sog daher Göthe bei der Benützung seines Umgangs in Straßburg die großartigen neuen Ideen desselben ein, und wurde tief von ihnen ergriffen. Göthe staunte insbesondere über die eigenthümliche Art, über die Tiefe und ächte Genialität, mit welcher Herder die Bedeutung der Poesie auffaßte, und fühlte sich dadurch wie umgewandelt. Es war, als wenn eine mächtige Kraft den Felsen sprengt, aus dem nun eine erfrischende Quelle hervorsprudelt. Herder weckte die dichterischen Gaben Göthe's, welche dieser bisher unbenutzt in sich getragen, er gab ihm zugleich über die Art ihrer Benützung Klarheit und stellte ihn unwiderruflich auf die Laufbahn schaffender Kunst. Ob sich gleich der junge Dichter durch die sarkastische Laune seines ältern Freundes öfter verletzt und durch dessen Geistes-Ueberlegenheit, die er ausdrücklich anerkannte, gedrückt fühlte, so empfand er gleichwohl eine aufrichtige Ehrfurcht vor ihm, die er während seines ganzen künftigen Lebens beibehielt und öfters in schönen Handlungen äußerte.

Schon während seines Aufenthaltes in Darmstadt hatte Herder einen Ruf des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, des Freundes Abbts, als Konsistorialrath nach Bückeburg angenommen. Dahin begab er sich im Frühjahr 1771, und während er dort im Stillen seinem großen Beruf näher ging, trat Göthe nach seiner Einführung in's wirkliche Leben zuerst im dramatischen Fach als schaffender Dichter auf. Götz von Berlichingen war sein Stoff, eine Wahl, welche allein schon die Genialität des jungen Dichters offenbarte. Nicht eine interessante histo-

rische Persönlichkeit allein bot sich hier der Auffassung dar, sondern eine bedeutende gährende Zeit, der Kampf des Neuen mit dem Alten, ein ungeheuerer Umfang streitender Interessen und Ideen. Die Behandlung des Stoffes war meisterhaft, und, was noch mehr sagen wollte, die freie, offene, ungetrübte Natur des Dichters stellte ihn auf die Seite der ringenden Neuzeit, mit einem Worte auf die Seite der Freiheit. Später sollte diese Stellung modifizirt werden; doch für jetzt war sie ganz und entschieden, und brachte dadurch eine große Wirkung hervor.

Der Bardenbund in Göttingen war hocherfreut über diese neue Erscheinung, und brannte vor Verlangen, mit dem kühnen Dichter, welcher im Götz auch über Kunstfragen seinen Handschuh ausgeworfen hatte, in nähere Verbindung zu treten. Auf das Drama Berlichingen folgte bald eine andere Dichtung Göthe's in Romanform, welche die wunderbare Geisteskraft des Verfassers noch klarer darlegte, und zugleich noch glühender den Geist der Freiheit athmete, in Kunst und Leben veraltete Vorurtheile noch entschiedener bekämpfend. War schon die Wirkung des Götz sehr groß, so war jene von Werthers Leiden wahrhaft unermeßlich, der deutsche Geist ward dadurch in seinen innersten Tiefen aufgewühlt und sprühte gleich einem Vulkan. Wir erwähnen dieser merkwürdigen Dichtung hier nur kurz, um auf den Zustand der Gährung, welcher durch die begonnene Regeneration des Volkes in Deutschland herrschte, mehrfältig aufmerksam zu machen.

Neben den geistigen Kräften erster Größe waren zugleich viele andere von geringerer Hoheit, doch ebenfalls sehr nützlicher Wirksamkeit geschäftig, Wieland, welcher das griechische Leben nachahmte, Claudius, um Volkssprache und volksthümlichen Humor zu gründen, Gleim, der Freund Klopstocks und der Dichtkunst, sich selbst in Anakreon's Manier und in Kriegsliedern versuchend, vor allem ehrenwerth aber durch den Eifer, mit dem er junge Talente aufzusuchen strebte, und dann ermunterte so wie unterstützte. Zu Gleim kommen noch: Götz, Uz, Kleist, Ramler, Luise Karschin und andere, während neben den höhern Geistern im kritischen Fache Lessing, Abbt und Mendelssohn, tiefer stehende, doch ebenfalls nützliche Kräfte, wie Sulzer, an dem Aufbau der neuen Literatur emsig arbeiteten.

Wenn das Streben so vielseitiger und großer Talente zunächst freilich immer der Wissenschaft und der Kunst gewidmet war, so hatte es dennoch auch die unmittelbarsten Berührungspunkte mit dem Leben, ja es hatte bei den tüchtigsten Männern, wie Lessing, Göthe und Herder, gerade den Zweck, die Literatur wieder auf das Leben zurückzuführen. Zugleich athmeten viele Schriften dieser Männer ganz unverkennbar den Geist der Freiheit, mag es auch nicht so geradezu ausgesprochen worden sein, kein Wunder also, daß die ganze Bewegung auch an das Gebiet der politischen Freiheit anstreifte, oder wenigstens zum Uebertritt auf dasselbe hinleitete. Nur natürlich war es daher, daß sich auch im Staatsrechte, und sogar in der praktischen Politik, unmittelbar ein neuer Geist kund gab.

Gleichwie sich in der schönen Literatur das Bedürfniß von Zeitschriften offenbart hatte, so geschah dieß auch im publicistischen Fache, und die Journale, welche man für dieses gründete, erhielten unter den Einflüssen der neuen Ideen die Bestimmung dem Rechte zum Schirm gegen die Gewalt, dem Bedrückten zum Schutz gegen die Uebergriffe der Staatsmacht zu dienen. Schlözer in Göttingen hatte das große Verdienst, eine Zeitschrift in diesem Sinne zu stiften

(1776), welche er den „Neuen Briefwechsel“ nannte. Mit vielem Freimuth wurden hier alle ungewöhnlichen Vorfälle im Staatsleben, und namentlich alle Rechtsverletzungen entweder einfach berichtet, oder erörternd beleuchtet. Da man in Deutschland bisher so sehr an geheimes Verfahren in allen Rechts- und Staatssachen gewöhnt war, so machte eine so plötzliche Publicität ungemeines Aufsehen. Andrerseits war aus gleichem Grunde die Scheu vor der Oeffentlichkeit noch so groß, daß es selbst den Mächtigen sehr unangenehm war, vor ihren Richterstuhl gezogen zu werden. Dadurch ward manche Rechtsverletzung verhindert, oder eine geschehene wieder gut zu machen gesucht, und überaus wohlthätig wirkte also die Zeitschrift Schlözers, mochte der Umfang der erlaubten oder gewagten Freimüthigkeit damals auch noch so nothdürftig und kümmerlich gewesen sein.

Während so in Deutschland die vielseitigsten Ursachen auf Bewegung, ja selbst Gährung der Geister hinwirkten, entwickelten sich in Frankreich immer bestimmter und lebendiger Ideen und Verhältnisse, welche unser Volk zunächst zwar nicht berührten, für die Dauer aber gleichwohl nicht ohne Wirkungen bleiben konnten. Auch dort war nämlich eine außerordentliche geistige Regsamkeit eingetreten, und diese hatte schon eine bestimmte Beziehung auf Kirche und Staat gewonnen. Voltaire, ein Mann, welcher zwar nicht durch tiefere Forschungen und gründliche Gelehrsamkeit sich auszeichnete, aber doch ziemliche Belesenheit und einen schimmernden Geist mit viel Witz besaß, war ein entschiedener Feind des Aberglaubens, und führte gegen denselben einen erbitterten Krieg. Als sich dieser Kampf mehr und mehr entflammte, so griff er allmählig die Kirche und am Ende das Christenthum selbst an. Geführt unter den Eingebungen des Witzes, und begünstigt von der allgemeinen Stimmung der Gemüther, fand er bedeutende Beförderer, und erregte in hohem Grade, sowohl den Aerger, als die Besorgniß der Geistlichkeit.

Voltaire hatte indessen als Dichter, Philosoph und Geschichtschreiber schon lange viel gewirkt, und sich in allen diesen Zweigen, namentlich aber durch seine dramatischen Werke und witzigen Romane, den Beifall der höheren Stände von ganz Europa erworben. Da dieser Beifall sich fast bis zur Vergötterung steigerte, und auch auf die meisten Fürsten, ja selbst den großen Friedrich von Preußen ausdehnte, so leuchtet es ein, daß die systematischen Angriffe Voltaire's gegen die christliche Kirche an sich schon von größerer Bedeutung waren, insbesondere aber eine Verfolgung des revolutionären Schriftstellers nicht mehr so leicht machten, als sie unter andern Umständen gewesen sein würde. Die Staatsgewalt versagte freilich der bedrohten Kirche ihren Beistand nicht; allein Voltaire ließ nun seine gefährlichen Schriften in Holland drucken und lebte selbst zur Sicherheit im Auslande, während seine zahlreichen und oft mächtigen Freunde seine Bücher unter der Hand in Frankreich verbreiteten.

Es bildete sich nun ein förmliches, sogenanntes philosophisches System, worin der Glauben an einen Gott gänzlich verworfen, die Religion für entbehrlich erklärt, und die Philosophie an deren Stelle gesetzt ward. Die Schrift, worin diese Grundsätze am offensten und bestimmtesten ausgesprochen waren, führte den Titel: „Der gesunde Sinn (bon sens) des Pfarrers Meslier, mit dem Testamente desselben,“ und wurde ebenfalls von Holland aus verbreitet. Um nämlich der Sache in den Augen der Menge noch mehr Gewicht zu geben, nahm man den

Schein an, als wenn ein ſterbender Prieſter die Nichtigkeit der chriſtlichen Religion eingeſehen und in einem letzten Willen der Welt den Uebergang zum Atheismus empfohlen hätte.

In allen dieſen Schriften wurde nun zwar an die Stelle des Alten, welches geſtürzt werden ſollte, nichts Neues geſetzt, ſohin nur zu zerſtören und nicht wieder zu bauen geſucht; gleichwohl gewannen die revolutionären Grundſätze bei den höheren und den mittlern Ständen in Frankreich einen ungeheuern Anklang. Zugleich ſtanden dort alle freiſinnigen Gelehrten und Schriftſteller in einem ſehr innigen Verkehr, indem ſie großentheils Herrn von Voltaire als ihr Haupt anerkannten, und es bildete ſich nun eine ſehr enge verbundene Geſellſchaft, welche ſich die Philoſophen nannten und feſten Willen hatten, ihre Philoſophie an die Stelle der Religion zu ſetzen. Zu dem Ende unternahmen ſie ein beſonderes Werk, die Encyklopädie, wodurch in Form eines Wörterbuches dem Volke Kenntniſſe aller Art zugeführt, zugleich aber auch alle Begriffe im Sinne der neuen Ideen erläutert werden ſollten. Auch dieſes Werk, nach welchem die Mitglieder der neuen Richtung in Kirche und Staat die Encyklopädiſten genannt wurden, erlangte in Frankreich eine große Wirkung, beſonders weil es von der Cenſur unter dem trefflichen Malesherbes bedeutend begünſtigt wurde.

Voltaire hatte es hauptſächlich auf die Kirche abgeſehen, an der Politik lag ihm weniger; er forderte zwar auch im Staate freiſinnige Richtung, allein er verachtete das Volk, deſſen mittlere und untere Stände er die Canaille hieß. Deſſenungeachtet mußten ſeine Lehren von ſelbſt auch zu verwandten Anſichten in der Politik führen, und bei vielen ſeiner Freunde zeigte ſich dieß ſchon. Indeſſen die Partei von Voltaire ſtand nicht allein; zugleich mit ihr trat vielmehr eine andere auf, welche es gerade umgekehrt hauptſächlich mit der radikalen Verbeſſerung des Staates zu thun hatte, und das reine Chriſtenthum achtete. Der Urheber dieſer Richtung war Jean Jacques Rouſſeau. Während alſo Voltaire an der Zerſtörung der chriſtlichen Kirche emſig arbeitete, verbreitete Rouſſeau durch ſeine Schrift über den Geſellſchaftsvertrag (contrat social) Grundſätze, welche bei folgerichtiger Anwendung nothwendig zur Republik führen mußten. Rouſſeau hatte weniger Geiſt, als Voltaire, aber dafür mehr Gemüth und dabei eine ſchöne erhebende Sprache; gerade dieſe Eigenſchaften paßten nun für ſeine Zwecke, und ſeine Schriften fanden wo möglich noch mehr Anklang, als jene der Encyklopädiſten. Während die Werke Voltaire's mehr die höhern Stände ergriffen, begeiſterte Rouſſeau vornehmlich auch die mittlern, die Wirkung beider mußte daher im Ganzen genommen vollſtändig ſein. In der That wurde auch Frankreich auf das tiefſte aufgewühlt, und da noch obendrein die Regierung ſchwach und ſchwankend war, die neuen Lehren anfangs zu wenig beachtete, und ſpäter geiſtig ſie nicht zu leiten und zu beherrſchen verſtand, ſo ward das Staatsgebäude in ſeinen Grundlagen untergraben.

Eine ſo inhaltſchwere Aufregung konnte ſchon an ſich nicht ohne alle Folgen für andere Länder bleiben, am wenigſten für Deutſchland, da deſſen höhere Stände damals, mit wenigen Ausnahmen, nur franzöſiſch ſprachen, ſchrieben und dachten. Wenn man von dieſer Seite auch nicht daran dachte, die Theorien Rouſſeau's zu verwirklichen, und ſelbſt die Spöttereien Voltaire's mehr der Unterhaltung und der Erheiterung wegen las, ſo gaben die verſchiedenen Schriften der franzöſiſchen Freiſinnigen doch Veranlaſſung zu Erörterungen, und vermehrten in

solcher Weise die eingetretene geistige Regsamkeit in Deutschland. Die neue Richtung, welche in unserem Lande nach der obigen Darstellung entstanden war, ging zu sehr aus durchdachten gereiften Grundsätzen, aus sittlichem Ernst und tieferer Forschung hervor, als daß sie sich von der Leichtfertigkeit und der Oberflächlichkeit der Franzosen hätte verführen lassen sollen; sie wollte etwas Höheres; sie wollte nicht blos Niederreißen, sondern vielmehr Schaffen und Bauen; schon von vorneherein gingen daher die Wege beider Richtungen entschieden aus einander; allein eine weitere Anregung zur reformatorischen Thätigkeit gab auch in dieser Beziehung die französische Bewegung immerhin. —

So waren die innern Verhältnisse Deutschlands beschaffen, als Joseph II. den deutschen Kaiserthron bestieg und später auch die Regierung seiner Erblande antrat; zeichnen wir nun vollends auch noch den Charakter dieses edlen Fürsten, so wird es deutlich werden, wie groß und bedeutend die damalige Zeit war.

Achtzehntes Hauptstück.

Die Persönlichkeit Josephs II. Seine ersten Staats-Entwürfe.

(Vom Jahr 1765 bis 1780.)

Der Charakter jener großen Zeit hatte sich in den hochstehenden Männern derselben, in Klopstock, Lessing, Göthe, Herder, und von Seite der Fürsten namentlich in Friedrich II. lebendig abgedrückt. Während jene schaffenden Geister den Geheimnissen des Lebens und der Kunst nachspürten, der Wissenschaft neue Ideen zuführten, das Volk zur sittlichen Güte, zur Menschenwürde zu erziehen trachteten, während Klopstock durch seine schönen, ernsten Gesänge ein edles Nationalgefühl wieder anfachte, hatte Friedrich II. auf dem Wege des Ruhmes das Selbstgefühl der Deutschen bereits thatsächlich gehoben, auf dem Wege gereifter Staatsweisheit vielen Gedanken der Volksverbesserung praktisch bereits Leben gegeben. Die Nation war aus einem langen Schlummer erwacht, alte Vorurtheile begannen zu sinken, neue Zustände bereiteten sich vor, das Jugendlich-Neue kämpfte mit dem verlebten Alten, die Ideen drängten und strebten, Parteien kämpften, Geister und Gemüther waren vielfach bewegt. Unter den Einflüssen einer solchen werdenden Zeit war Joseph II. erzogen worden; er hatte insbesondere die Thaten Friedrichs II. wahrgenommen, er sah dessen Ruhm und Popularität, und edel, durchaus edel ausgestattet, brannte er vor Begierde, einen so glänzenden Ruhm zu theilen. Joseph war hochherzig, doch vorzüglich mild und gütig, und zum Wohlthun geschaffen. Weniger geneigt zu der glänzenden Laufbahn des Waffenruhmes, als zu jener der Abschaffung von Vorurtheilen und

Bedrückungen, wollte er seine Auszeichnung dadurch erlangen, daß er sein Volk von schädlichen Fesseln befreie und so viel, als möglich, glücklich mache. Diesem Zwecke wollte er sich ganz und mit voller Hingebung widmen; er wollte alles selbst hören, sehen und leiten, mit voller Seele in die Geschäfte sich stürzen, ihnen alle Vergnügungen opfern, nur in der Durchführung seiner Pläne seine Freude und Erholung suchen. Seine ganze Natur war ideal, zu dem war er bei der Besteigung des Kaiserthrones erst vier und zwanzig Jahre alt, seinen Entwürfen theilte sich daher auch etwas Enthusiastisches mit.

Trotz der Jugend des neuen Kaisers hatte sich dieser über die Zustände des Reichs schon sehr gut unterrichtet, und für deren Verbesserung bestimmte Ansichten gebildet. Sein erster Schritt galt mit vieler Einsicht der Verbesserung der Rechtspflege, und er unternahm daher vor allem die Reform des Reichshofraths, neben dem Kammergericht des höchsten Gerichtshofes im Reiche. An die Spitze der Verordnung, welche er hierüber erließ, stellte er den Grundsatz, daß alle Rechtsstreite längstens binnen zwei Jahren entschieden werden müßten. Um dieses strenge Gebot durchzuführen, schnitt er alle unnöthigen Weitläufigkeiten ab, verbot die schwülstigen Citate, vermehrte die Gerichtssitzungen und trieb die Richter zur Thätigkeit. Um aber das Hauptübel wegzuschaffen, erhob er sich mit strengem Ernst gegen die Unsittlichkeit der Bestechung, indem er den Richtern die Annahme auch des kleinsten Geschenkes oder irgend einer Gefälligkeit bei Vermeidung seines vollen Unwillens und schwerer Strafen untersagte. Bei manchen Regenten hätten solche Anordnungen vielleicht auf das Papier sich beschränkt, ohne im Leben wesentliche Folgen zu äußern; allein man erfuhr bald, daß der Kaiser unter das Volk sich zu mischen anfing, und unter Verbergung seines Standes die Wahrheit zu erforschen suchte. Bei solchen Umständen wurde es gefährlich, den Befehlen gegen die Bestechung ungehorsam zu werden, und die erste Reform Josephs II. bewirkte daher viel Gutes.

Von dem Reichshofrath in Wien wandte der Kaiser seine Aufmerksamkeit auf das Kammergericht in Wetzlar. Beide Stellen waren letzte Rechtsinstanzen, und die Parteien konnten ihre Berufungen beliebig bei der einen oder der andern anbringen. Die Mitglieder des Hofrathes in Wien wurden indessen von dem Kaiser allein, jene des Kammergerichts in Wetzlar hingegen von dem Kaiser und den Ständen zugleich ernannt. Nach altem Herkommen hielt das Publikum deßhalb das Kammergericht für unabhängiger, also auch für unparteiischer, und die meisten Prozesse kamen dorthin. Die Erfahrung hatte aber gelehrt, daß das Kammergericht trotz der geglaubten Unparteilichkeit, nichts weniger, als unbestechlich sei, manche Richter trieben vielmehr mit dem Recht förmlichen Handel, und zugleich war die Langsamkeit der Entscheidungen ein furchtbares Uebel. Am Kammergericht that darum eine Grundreform am meisten Noth; doch hier war der Kaiser an die Mitwirkung der Reichsstände gebunden, und da diese seit Jahrhunderten gegen alles mißtrauisch waren, was ein energischer Kaiser unternehmen wollte, so fand Joseph II. auch sogleich bei seinen Reformversuchen am Kammergericht Schwierigkeiten und Hemmungen.

Die Reichsstände hatten bei der Erwählung Josephs zwar selbst gefordert, daß das Kammergericht untersucht und verbessert werde; nachdem er aber als Kaiser Ernst gemacht, und anfangs mit Zustimmung der Stände die Visitation des Kammergerichts im November 1766

eingeleitet hatte, erhob sich unter dem protestantischen und katholischen Theil der Reichsstände ein Streit über die Vertretung beider Konfessionen bei der Visitation, welcher das Geschäft selbst aufhielt. Zugleich überlud man die Erörterungen mit einem solchen juristischen Schwulst, daß der verständige klare Kaiser mit Widerwillen erfüllt wurde, und als er nach jahrelangen Anstrengungen seinen wohlwollenden Bemühungen immer böswillig entgegenarbeiten sah, die Hoffnung aufgab, unter den schwerfälligen Formen des abgestorbenen Reichswesens etwas Gutes vollbringen zu können. Alles, was er in dem langen Zeitraume von 16 Jahren durchsetzen konnte, war die Bestrafung einiger der Bestechung überwiesenen Richter und die Erhöhung der Kammergerichtsmitglieder von 17 auf 25, welche endlich im Jahre 1782 wirklich erfolgte.

Während der Kaiser an der Verbesserung der Rechtspflege in Deutschland arbeitete, hegte er zugleich den Entwurf einer andern Reform, welche ebenfalls von großer Bedeutung war. Joseph II., schon von Natur aufgeklärt und freisinnig, kannte noch überdieß die Richtung und Bewegung seiner Zeit, und namentlich die Kämpfe der hellern Geister gegen die Entartungen der Kirche; er theilte zwar nicht die ausschweifenden Ansichten Voltaire's, allein er hielt, wie alle nüchternen Freunde der Bildung, die große Zahl der Ordensgeistlichen für ein wahres Uebel. Da er zugleich von dem Treiben der Jesuiten eine sehr ungünstige Meinung hegte, so faßte er den festen Entschluß, in seinen Staaten auf beträchtliche Verminderung der Klöster und Ordensgeistlichen überhaupt hinzuwirken, den Jesuiten-Orden dagegen, wo möglich, ganz aufzuheben. Zur Erreichung des letztern Zweckes bedurfte der Kaiser der Mitwirkung des Pabstes; da er nun von andern Mächten, namentlich Spanien und Neapel, unterstützt wurde, so hoffte er die Kurie selbst gewinnen zu können. Doch das größte Hinderniß fand sich in seinem eigenen Hause.

Man muß nämlich wohl betrachten, daß Joseph II. durch den Tod seines Vaters Franz nur zum Kaiserthron, keineswegs aber zur Regierung seiner Erblande gelangte, welche fortwährend seiner Mutter gehörte. Diese gestattete nun ihrem Erstgebornen allerdings manchen Einfluß auf Landesangelegenheiten; indessen in der Hauptsache behielt sie sich die Selbstleitung bis zu ihrem Ende vor. Maria Theresia war nun sehr gläubig und der orthodoxen Kirche überaus zugethan; sie konnte sich deßhalb nicht zur Verminderung der Ordensgeistlichen entschließen, und am allerwenigsten gegen die Jesuiten etwas Feindliches unternehmen, da sich diese bei ihr bedeutend eingeschmeichelt hatten; gleichwohl gab der Kaiser die Hoffnung noch nicht auf. Es war schon viel gethan, wenn nur der Pabst für den Plan gegen die Jesuiten gewonnen werden konnte; als nun Clemens XIII. im Jahr 1769 verstarb, bot Joseph II. sein ganzes Ansehen auf, um während der Wahlversammlung die Kardinäle gegen die Gesellschaft Jesu einzunehmen, und in diesem Sinne auf die Wahl einzuwirken. Da die letztere auf einen aufgeklärten und freisinnigen Mann fiel, Ganganelli, der unter dem Namen Clemens XIV. den päbstlichen Stuhl bestieg, so war Joseph II. der Erfüllung seiner großen Wünsche einen bedeutenden Schritt näher gekommen. Mit Hülfe der Höfe von Neapel und Spanien wurde Clemens XIV. nun wirklich bestimmt, den Orden Jesu gänzlich aufzuheben. Dieß geschah durch die berühmte Bulle „dominus acredemtor noster" vom 23. Juli, und verkündet am 19. August 1773.

Maria Theresia war über jenen Schritt sehr bekümmert; als ihr jedoch der Pabst vor-

ſtellte, daß ſie der Kirche Gehorſam ſchuldig ſei, ſo gab ſie mit ſchwerem Herzen ihre Einwilligung, die päbſtliche Bulle in ihren Staaten vollſtrecken zu laſſen. So hatte denn der junge Kaiſer einen der großartigſten Entwürfe ſiegreich durchgeſetzt.

Bald nach dieſem wichtigen Ereigniß traten Umſtände ein, welche für Joſeph II. eine Gelegenheit darzubieten ſchienen, nach einer andern Seite hin folgenreiche Staatspläne zu verfolgen; es ſtarb nämlich der Kurfürſt Maximilian Joſeph III. von Baiern am 30. December 1777, ohne einen Sohn als Thronerben zu hinterlaſſen. Nach den vorhandenen Verträgen fiel die Erbfolge in Baiern an den Kurfürſten Karl Theodor von der Pfalz; allein da dieſer ebenfalls keinen ehelichen Sohn hatte und noch andere günſtige Verhältniſſe mitwirkten, ſo ſchien es nicht unmöglich zu ſein, den Kurfürſten unter gewiſſen Bedingungen zu bewegen, zu Gunſten Oeſtreichs auf Baiern ganz oder theilweiſe zu verzichten. Karl Theodor, deſſen rechtmäßiger Nachfolger nach den Hausverträgen der Herzog Karl von Zweibrücken war, hatte nämlich mehrere außereheliche Kinder, und man glaubte, daß er ſich aus Liebe zu denſelben zu den erheblichſten Zugeſtändniſſen verſtehen werde, wenn ihm dafür eine anſtändige Verſorgung ſeiner Kinder geboten würde.

Geſtützt auf ſolche Hoffnungen und die bekannte Charakterſchwäche Karl Theodors, hatte der öſtreichiſche Hof mit ihm noch zu Lebzeiten Maximilian Joſephs III. geheime Unterhandlungen eingeleitet. In Folge derſelben willigte der Kurfürſt von der Pfalz in der That ein, daß Niederbaiern (der vormalige Antheil des Herzogs Johann von Straubing), die Herrſchaft Mindelheim und verſchiedene Gebietstheile der Oberpfalz als böhmiſche Lehen, an Oeſtreich fallen ſollen. Der Beweggrund zu dieſem Schritt war außer den Verſprechungen zu Gunſten ſeiner unehlichen Kinder die Beſorgniß Karl Theodors, daß er den Anforderungen des mächtigen Hauſes Oeſtreich nicht zu widerſtehen fähig ſei, vielmehr im Fall der Widerſetzlichkeit außer den geforderten Ländern auch noch ſeine übrigen verlieren könne.

Joſeph II. war gewiß ein ſo gerechter Monarch, als irgend einer; indeſſen er konnte nach ſeiner Geburt an ſich ſchon gegen die Vergrößerung ſeines Hauſes nicht gleichgültig ſein, und überdieß diente ihm ja Friedrich II. auch hierin zum Vorbild. Schon dieſe Umſtände waren alſo ſehr verführeriſch, doch noch wichtigere Erwägungen kamen hinzu. Der junge Kaiſer hatte bei ſeinem großen Scharfblick nicht verkennen können, daß das größte Unglück Deutſchlands in der Entartung der Reichs-Verfaſſung lag, welche durch die völlige Zerrüttung der kaiſerlichen Macht eine kraftvolle Regierung und eine würdige Vertretung der Nation nach Außen unmöglich machte. Neben den Reformen in der Kirche und der Rechtspflege, neben der Förderung der Induſtrie, des Ackerbaues und Handels hielt daher Joſeph II. die Wiederherſtellung einer kräftigen Reichsgewalt für das größte Bedürfniß Deutſchlands, und als das ſicherſte Mittel dazu, die Erblichkeit der Kaiſerwürde in einer Familie.

Daß er hiebei zunächſt an ſein eigenes Haus dachte, dieſem daher die erbliche Kaiſerkrone zu erwerben trachtete, war nach ſeiner ganzen Stellung und insbeſondere den hiſtoriſchen Erinnerungen nur natürlich und menſchlich. Welche Dynaſtie konnte hiſtoriſch gegründetere und billigere Anſprüche auf die Kaiſerwürde haben, als Habsburg? Der hochherzige Joſeph II. glaubte demnach nichts Eigenſüchtiges, nichts Unedelmüthiges zu unternehmen, wenn er die In-

teressen Deutschlands und seines eigenen Hauses zu vereinigen suche. Ein bedeutender Vorschub für solche Pläne war nun die Vergrößerung von Oestreich durch Baiern, und aus diesem Grunde ging auch Joseph II. auf die Unterhandlungen seines Hofes mit Karl Theodor sehr eifrig ein, und arbeitete überhaupt aus allen Kräften darauf hin, daß Oestreich durch die Erwerbung von Baiern ein entscheidendes Uebergewicht in Deutschland erlange.

Als daher Maximilian Joseph III. von Baiern verschieden war, erklärte der Kaiser die Landgrafschaft Leuchtenberg, die Herrschaften Hohenschwangau und Hohenwaldeck, die Grafschaften Wolfstein, Haag und Schwabeck, nebst vielen andern Besitzungen und Gütern, für eröffnete Reichslehen, und befahl deren Einziehung. Gleichzeitig nahm seine Mutter Maria Theresia Niederbaiern, Mindelheim und die erwähnten oberpfälzischen Gebietstheile in Anspruch. Zur Vollziehung dieser Ansprüche rückten 16 Bataillone und 20 Schwadronen Oestreicher in Niederbaiern und in der Oberpfalz ein.

Bei diesem Verfahren war vornehmlich der Herzog von Zweibrücken, der gesetzliche Nachfolger Karl Theodors in Baiern, beeinträchtigt, da Karl Theodor ihm die Erbfolgerechte nach dem deutschen Staats- und Lehenrechte nicht einseitig entziehen konnte. Wäre indessen kein anderes Hinderniß gewesen, so hätte Joseph II. seine Entwürfe wohl durchsetzen können; denn es war nichts weniger als unmöglich, die Zweibrücker Linie auf andere Weise zu entschädigen, überhaupt in der Güte sich mit derselben zu vertragen. Aber Friedrich II. von Preußen wollte und konnte vielleicht auch nicht ruhig zusehen, daß sein Haus jenem der Habsburger untergeordnet werde, daß das letztere durch die Besitznahme Baierns den Uebertritt zur erblichen Kaiserwürde sich vorbereitete; er beschloß darum, die Entwürfe Josephs II., so hoch er ihn sonst auch schätzte, zu vereiteln.

Staatsklug und besonnen ging er dabei auf eine Weise zu Werk, daß der Widerstand nicht von ihm aus eigenem Antriebe auszugehen, sondern er mehr auf Anrufen und nur als Beschützer der gekränkten Berechtigten zu handeln scheine. Zu dem Ende wußte er es durch geheime Einwirkungen dahin zu bringen, daß er von den Betheiligten zum Einschreiten ausdrücklich aufgefordert werde. Die Hauptperson war der Herzog von Zweibrücken, dessen Rechte als gesetzlicher Nachfolger Karl Theodors durch den Vertrag des letztern mit Oestreich und das Verfahren des Wiener Hofes überhaupt ganz offenbar verletzt waren. Obgleich der Herzog nach Lage der Umstände keinen andern Beschützer finden konnte, als den mächtigen König von Preußen, und obgleich es also natürlich schien, daß der Herzog Karl von selbst diesen Schutz anrufen müsse, so wartete Friedrich II. doch nicht hierauf, sondern schickte im Geheimen den Grafen von Görz an Karl, um ihn unter der Aegide Preußens zum Widerstand gegen die Absichten Oestreichs zu bestimmen. Görz begab sich zu dem Ende nach München, wo Karl gerade erwartet wurde, und suchte nebenbei auch den Kurfürsten Karl Theodor, der nämlich in München unterdessen die Regierung von Baiern wirklich angetreten hatte, für Preußen zu gewinnen. Aber seltsamer Weise fürchtete sich nicht nur der Kurfürst, mit Oestreich förmlich zu brechen, auch wenn er des Schutzes Preußens versichert sei, sondern sogar der Herzog von Zweibrücken war von derselben Furcht erfüllt. Karl Theodor ging gerade umgekehrt damit um, den Herzog zur Genehmigung des Vertrags mit Oestreich zu überreden. Sogar dieß gelang ihm so sehr, daß der Herzog Karl seinen

Minister in München, den Herrn von Hohenfels, wirklich ermächtigte, den Vertrag in seinem Namen zu unterzeichnen. Daraus geht nun deutlich hervor, wie gut die Pläne des Wiener Hofes berechnet waren, und welche große Wahrscheinlichkeit anfangs für das Gelingen gegeben war. Hätte der Herzog von Zweibrücken den Vertrag Karl Theodors mit Oestreich (Wiener Convention) wirklich genehmigt, so würde es selbst dem großen Friedrich schwer geworden sein, die Sache rückgängig zu machen. Dem Grafen von Görz gelang es jedoch, den Herrn von Hohenfels zu überreden, die ihm befohlene Unterzeichnung der Wiener Convention zu verweigern, worauf Hohenfels seinen Herrn selbst bestimmte, die Genehmigung des Vertrages abzulehnen. Nun wurde der Herzog von Zweibrücken vollends zu einer förmlichen Protestation gegen die Convention von dem preußischen Abgesandten überredet, und in Folge dieses Schrittes bat der Herzog den König von Preußen in einem besondern Schreiben ausdrücklich um seinen Schutz.

Außer dem Herzog von Zweibrücken beschwerte sich in diesem Erbfolgestreite auch der Kurfürst von Sachsen und der Herzog von Mecklenburg über das Verfahren des östreichischen Hofes; der erste aus dem Grunde, weil seiner Gemahlin, als einer Schwester Maximilians Josephs III. von Baiern, die Erbschaft dessen Allodial-Nachlasses zustehe, welchen sich die Kaiserin Maria Theresia widerrechtlicher Weise angemaßt habe, und der andere darum, weil er auf die Landgrafschaft Leuchtenberg, welche Kaiser Joseph II. als Reichslehen eingezogen, gegründete Erbfolgerechte habe. Auch der Kurfürst von Sachsen und der Herzog von Mecklenburg riefen nun ausdrücklich den Schutz des Königs von Preußen an.

Das Recht steht in Deutschland stets in großer Achtung; auch bei politischen Verwicklungen ist es daher niemals eine gleichgültige Sache, wer in den Augen der öffentlichen Meinung Recht oder Unrecht hat. Friedrich II. wußte dieß recht gut, und darum suchte er sich mit dem Scheine zu umgeben, als wenn er in dem bairischen Erbfolgestreit nur zum Schutze des verletzten Rechtes in die Schranken trete, obgleich es ganz ausgemacht war, daß nur politische Gründe ihn zur Einmischung bewogen. Als er nun von drei Reichsfürsten zur Vertheidigung ihrer verletzten Rechte und zur Beschützung der vorgeblich gefährdeten Reichs-Verfassung förmlich aufgefordert worden war, hielt er es nach seinen langen geheimen Einwirkungen erst für angemessen, sich officiell und öffentlich in die Angelegenheiten einzumischen.

Wenig kriegslustig trat er aber auch hiebei anfangs sehr leise und behutsam auf. In einer sehr gemäßigten Note bat er sich von dem Wiener Hofe zuerst nur eine Auseinandersetzung der Rechtsgründe für dessen Ansprüche auf Baiern aus. Als er dieselbe empfing, äußerte er nur bescheiden seine Zweifel über die Haltbarkeit der angeführten Gründe, und rieth dem östreichischen Kabinete, seinen Ansprüchen zu entsagen, und die Verhältnisse in Baiern in ihren früheren Stand zurückzuversetzen. Das östreichische Kabinet weigerte sich entschieden, und jetzt erst sprach Friedrich II. ernster, indem er bestimmt erklärte, daß das ganze Verfahren des Wiener Hofes in der bairischen Erbfolgeangelegenheit eine Verletzung der Reichsverfassung enthalte, die er nicht dulden wolle. Maria Theresia und der Kaiser antworteten durch das Organ des Staatskanzlers Fürsten Kaunitz sehr entschlossen: sie wiesen die Einmischung Friedrichs II. als unbefugt und grundlos zurück, und gaben höchst deutlich zu verstehen, daß sie auch bewaffneten Angriffen mit Nachdruck begegnen würden.

Während beide Höfe eine solche Sprache gegen einander führten, hatten sie nicht unter-

lassen, sich zum Krieg zu rüsten; die östreichischen Truppen zogen sich im Frühjahr 1778 zahlreich in Böhmen und Mähren zusammen, und auch die preußischen näherten sich in kriegerischer Verfassung der böhmischen Grenze. Nun hielt es Friedrich II. an der Zeit, sich über die Absichten der auswärtigen Mächte in dieser Angelegenheit, namentlich Rußlands und Frankreichs, zu unterrichten. Von ersterer Macht hatte er nichts feindliches, sondern eher Unterstützung zu erwarten, da er mit der Kaiserin Katharina in Bundesgenossenschaft stand; dagegen war in Betreff Frankreichs nicht nur die Königin Maria Antoinette eine Tochter von Maria Theresia, sondern es lag auch der Vertrag von Versailles vor, wodurch Oestreich den Beistand Frankreichs fordern zu können glaubte. Da indessen die französische Krone damals wegen der nordamerikanischen Angelegenheiten mit England in feindliche Verwicklungen gerathen war, so bezeigte sie keine Lust, sich in den bairischen Erbfolgestreit zu mischen, und Friedrich II. hatte freie Hand. Durch eine Note vom 28. März 1778 forderte der König von Preußen daher die Räumung Baierns von Seite der Oestreicher, und verband damit die Erklärung, daß er im Weigerungsfalle zu Gunsten des Herzogs von Zweibrücken die Waffen ergreifen werde.

Nun begab sich der Kaiser Joseph II. (Anfangs April) sogleich zu seinem Heere nach Böhmen, und auch der König von Preußen erschien fast gleichzeitig an der Spitze des seinigen in Schlesien. Joseph II. war in dieser Angelegenheit entschlossen, auch die Entscheidung durch die Waffen, und selbst einem Friedrich dem Großen gegenüber, nicht zu scheuen; allein als Kaiser hatte er keine Kriegsmittel, und über seine Erblande regierte noch seine Mutter Maria Theresia. Diese war nun alt, vorsichtig und nach ihren herben Erfahrungen vorzüglich dem Könige von Preußen gegenüber schon bei dem bloßen Gedanken an einen Krieg sehr ängstlich. Daher kam es nun, daß Joseph II. an einem energischen Auftreten vielseitig gehindert wurde. Bei seiner Ankunft in Böhmen fand er die östreichischen Truppen bei weitem nicht in der Verfassung, wie sie seinen Anordnungen nach hätten sein sollen, und Hauptpunkte vernachlässiget, welche befestigt werden mußten. Er suchte daher vor allem Zeit zu gewinnen, um die Kriegsrüstungen zu vollenden, und leitete zu dem Ende mittelst eines eigenhändigen Schreibens unmittelbare Unterhandlungen mit Friedrich II. ein. Letzterer antwortete ebenfalls eigenhändig, und zwar sehr höflich; es folgten nun verschiedene Vorschläge und Gegenvorschläge, bis endlich im Juni 1778, als Joseph II. seine Rüstungen vollendet hatte, die Unterhandlungen definitiv abgebrochen wurden.

Friedrich II. beschloß nun, den Krieg zu eröffnen, und erließ am 3. Juli 1778 ein Manifest, worin er die Gründe dieses Schrittes entwickelte. Schon am 5. Juli rückte er hierauf an der Spitze seines Heeres in Böhmen ein, indem er bei Welsdorf ein Lager bezog. Joseph II. hielt sich mit vieler Umsicht vertheidigungsweise, und schien selbst dem kriegserfahrnen König von Preußen in den Waffen würdig begegnen zu wollen, da Friedrich II. verschiedene Manöver unternahm, um den Kaiser aus seiner vortheilhaften Stellung herauszulocken. Allein Maria Theresia sah auch jetzt noch einem ernstlichen Kriege mit unsäglicher Angst entgegen, und erneuert in Welsdorf die Unterhandlungen mit Friedrich II., ja sogar ohne Vorwissen ihres Sohnes, des Kaisers. Da sie hierin zugleich vieles zugab, was ihr Sohn bisher so standhaft verweigert hatte, so wurde die Stellung Preußens immer stärker, jene Oestreichs und des Kaisers dagegen

immer unhaltbarer. Was konnte in der That Joſeph II. gegen den großen Friedrich, welcher ſein Land und Heer ſouverän regierte, mit Erfolg unternehmen, wenn er ſich in allen ſeinen Schritten, ja ſogar dem Feind im Feld gegenüber, von ſeiner Mutter, dem eigentlichen Souverain Oeſtreichs, gehindert und gehemmt ſah? Der Kaiſer verhinderte für jetzt zwar noch einen diplomatiſchen Sieg Friedrichs II., welcher ohne ſeine Thätigkeit in den Unterhandlungen von Braunau, der Fortſetzung jener von Welsdorf, erfolgt ſein würde; es traten auch noch verſchiedene militäriſche Bewegungen ein, doch im Ganzen ohne Erfolg. Maria Thereſia wollte keinen ernſtlichen Krieg, und der weiſe Friedrich, welcher nach den bisherigen Vorgängen recht wohl wußte, daß er ſeine Abſichten am Ende friedlich erreichen werde, war zu groß, um des bloßen Kriegsruhmes willen Blut zu vergießen. Es war ihm deßhalb mit den Waffen-Unternehmungen ebenfalls kein Ernſt, und die beiderſeitigen Heere thaten, trotz aller Märſche und Gegenmärſche, ſo wenig, daß das ganze Waffenſpiel von dem Volke verſpottet und der Erdäpfel-Krieg genannt wurde.

Durch die Bemühungen Friedrichs II. war es inzwiſchen gelungen, ein Zerwürfniß Rußlands mit der Pforte, das damals einen Krieg beider Mächte beſorgen ließ, im Weſentlichen zu beſeitigen. Kaum war dieß geſchehen, ſo miſchte ſich die ruſſiſche Kaiſerin ſogleich in die deutſchen Angelegenheiten, nahm dabei zugleich offen Partei für den König von Preußen, und erklärte in einer nach Wien geſendeten Note ziemlich unumwunden, daß ſie ihren Verbündeten, Friedrich II., nöthigenfalls mit den Waffen unterſtützen werde. Maria Thereſia, ohnehin ſchon ängſtlich genug, ward nun in höchſtem Grade bekümmert, und ſuchte die Vermittlung der Höfe von Petersburg und Paris nach. Beide Höfe fanden ſich dadurch ſehr geſchmeichelt und entſprachen bereitwillig dem Verlangen der Kaiſerin Maria Thereſia; allein beide ſtellten ſich bei der Frage über die Friedensbedingungen auf die Seite Preußens, da Friedrich II. auch die franzöſiſchen Miniſter durch geſchickte Rechtsdarſtellungen gewonnen hatte.

Unter ſolchen Umſtänden wurden die Friedens-Unterhandlungen auf dem Congreſſe zu Teſchen im Frühjahr 1779 nun mit Ernſt unternommen. Joſeph II. war mit dem Benehmen ſeiner Mutter höchſt unzufrieden; dieſe, durch die Drohungen Rußlands erſchreckt und von den ſcheinbar wohlwollenden Warnungen Frankreichs betroffen, wollte aber gleichwohl um jeden Preis den Frieden, und gab daher ihre Anſprüche auf Baiern im Weſentlichen gänzlich auf. So kam denn der Friede auf die Grundlagen, welche der König von Preußen entworfen hatte, zu Teſchen wirklich zu Stande. In dieſem Friedensſchluſſe wurde die Veranlaſſung des Krieges, die Wiener Convention vom 8. Januar 1778, aufgehoben, dem Kurfürſten Karl Theodor, mit Ausnahme eines Gebiettheiles von etwa dreißig Quadratmeilen zwiſchen dem Inn, der Donau und der Salzach, welcher an Oeſtreich fiel, Braunau, Wildshut, Mauerkirchen, Schärdingen u. ſ. w., der Beſitz von ganz Baiern zuerkannt, dem Herzog von Zweibrücken die Erbfolge in Baiern nach dem Tode Karl Theodors verbürgt, dem Kurfürſten von Sachſen als Entſchädigung für den Allodial-Nachlaß Maximilian Joſephs III. eine Summe von ſechs Millionen Gulden und die Landesherrlichkeit über die fürſtlich-ſchönburgiſchen Beſitzungen in Sachſen bewilligt, und dem Herzog von Mecklenburg für ſeine Anſprüche auf Leuchtenberg die Befreiung ſeiner Gerichtsbarkeit von dem kaiſerlichen Oberhoheits- und Richterrechte, das ſogenannte jus de non appellando, verliehen. Oeſtreich verzichtete auch auf Mindelheim und Leuchtenberg, und willigte ein,

daß die fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth nach ihrem bevorstehenden Heimfall an Preußen bei der Erstgeburt dieser Dynastie verbleiben, sohin mit der Monarchie verschmolzen werden sollen, während es bisher immer gefordert hatte, daß beide Fürstenthümer bei ihrem Heimfall einem nachgebornen Prinzen des preußischen Hauses übertragen würden.

Der Friede von Teschen, welcher am 13. Mai 1779 unterzeichnet wurde, bereitete sonach der Politik des Königs von Preußen einen vollständigen Sieg, und jener des Kaisers Joseph II. die bitterste Niederlage. Joseph empfand darüber großen Verdruß, und konnte seiner Mutter ihr Verfahren nie ganz verzeihen; die Umstände nöthigten ihn jedoch gleichwohl, dem Friedensschlusse auch in seiner Eigenschaft als Kaiser und Mitregent der östreichischen Staaten die Bestätigung zu ertheilen. Von Seiten des Reichs erhoben sich anfangs zwar einige Schwierigkeiten über den Beitritt zum Frieden, da insbesondere die mecklenburgischen Stände gegen den Verlust des Berufungsrechtes ihres Landes an den Kaiser und die Reichsgerichte protestirten. Preußen hatte den ganzen Krieg vorgeblich zum Schutze des verletzten Rechtes unternommen, weil der Kurfürst Karl Theodor dem Herzog von Zweibrücken die Erbfolge in Baiern einseitig nicht entziehen könne, daher zu der Wiener Convention nicht berechtigt gewesen sei. Nun zeigte sich aber, wie sehr die Berufung auf das Recht bei der Einmischung Friedrichs des Großen nur die Politik gewesen sei; denn so wenig man dem Herzog von Zweibrücken sein Erbfolgerecht in Baiern einseitig entziehen konnte, eben so wenig konnte man den Einwohnern Mecklenburgs ihr Berufungsrecht an Kaiser und Reich willkührlich absprechen. Indessen bei diesem Punkte hatte Friedrich II. kein Interesse, und darum mußten die guten Mecklenburger schweigen und sich fügen. So endigte gerade der Krieg mit einer offenen Rechtsverletzung, welcher vorgeblich zum Schutze des Rechts unternommen worden war, obgleich der Schirmherr des Rechts durch und durch siegreich war, und durch seinen bloßen Widerspruch die Beeinträchtigung der Mecklenburger ebenso gut verhindern konnte, wie jene des Herzogs von Zweibrücken. Der Kaiser selbst war über den Ausgang des Ganzen so unmuthig, daß er keinen Beruf fühlte, die Mecklenburger in ihrem gerechten Widerstand zu unterstützen, sondern sie preisgab, wie das Reich ihn selbst preisgab.

Joseph II. in allen Unternehmungen, als Mitregent Oestreichs, von seiner Mutter gehindert, zog sich nun in seinem Mißmuthe von den östreichischen Staatsgeschäften ganz zurück; doch schon am 29. November 1780 starb Maria Theresia, und der Kaiser trat nun in die selbstständige Regierung seiner Erbstaaten ein.

Neunzehntes Hauptſtück.

Die Reformen Kaiſer Joſephs des Zweiten.

(Vom Jahr 1780 bis 1787.)

Joſeph II. hatte den Vorſatz zur Verbeſſerung des Zuſtandes ſeiner Völker nicht aus dem Verlangen zu glänzen, nicht aus bloßer Laune gefaßt, ſondern derſelbe war aus ſeiner ſittlichen Natur mit außerordentlicher Macht hervorgegangen, und zur klar erkannten und unwiderruflichen Aufgabe ſeines Lebens geworden. Obgleich er alſo bei ſeinen erſten Verſuchen auf mannichfache Hinderniſſe geſtoßen war, und insbeſondere bei ſeinen Bemühungen um das Reich großen Verdruß erlebte, ſo erkaltete ſein Eifer auch im Verlaufe vieler Jahre dennoch nicht, ſondern ſchien im Gegentheil nur entſchloſſener und ernſter zu werden. Als er nun nach dem Tode ſeiner Mutter die Regierung ſeiner Erblande antrat, ſo zeigte ſich bald, daß er unwiderruflich entſchloſſen blieb, alle Reformen, welche er für nothwendig hielt, alles Widerſtandes ungeachtet durchzuſetzen und wirklich einzuführen.

Der Kaiſer hatte über den Zuſtand ſeiner Erblande viel gedacht, und war überzeugt, daß die Fortſchritte, welche er in materieller und geiſtiger Beziehung, insbeſondere in der Volksbildung erreichen wollte, in der Verbeſſerung der Kirche, und vornehmlich in der übermäßigen Anzahl von Klöſtern und Ordensgeiſtlichen ein großes Hinderniß finden werde. Ohne ſich von den Gefahren ſeines Unternehmens, die er keineswegs verkannte, abſchrecken zu laſſen, griff er darum das Uebel an der Wurzel an, und eröffnete ſeine Reformen mit einer Veränderung des Verhältniſſes des Klerus zu der römiſchen Kurie. Um gleich von vorneherein allen denkenden Geiſtern über den eigentlichen Sinn ſeiner Staatsmaaßregeln Aufklärung zu geben, begann er ſein wichtiges Werk mit der feierlichen Erklärung, daß in allen Religionsſachen für den ganzen Umfang ſeiner Staaten Duldung als oberſtes Geſetz beachtet werden ſollte. Nachdem durch dieſe bedeutende Maaßregel das künftige Verhältniß des Staates zu der päbſtlichen Kurie ſchon ziemlich angedeutet war, ging Joſeph ſogleich zur Hauptſache über, und verordnete, daß fortan die römiſche Geiſtlichkeit von dem Pabſte nicht mehr unbedingt abhängig ſein, vielmehr in allen bloßen Disciplinar-Sachen und äußern Verwaltungs-Gegenſtänden dem Oberaufſichtsrecht des Staates unterworfen ſein ſolle.

Es ward darum verordnet, daß keine Bulle des Pabſtes ohne die landesherrliche Genehmigung verkündet oder vollſtreckt werden dürfe, daß die geiſtlichen Indulgenzen in Zukunft von den Landesbiſchöfen und nicht unmittelbar von Rom eingeholt werden müßten, daß die Klöſter in Oeſtreich der Oberaufſicht der Landes-Biſchöfe untergeben, und weder in Hinſicht auf ihre Ordensgenerale, noch in andern Beziehungen unmittelbar von Rom abhängig ſein ſollen, und daß endlich in Oeſtreich kein fremder Biſchof irgend ein Recht oder eine Gerichtsbarkeit ausüben dürfe,

also auch diejenigen östreichischen Gebietstheile, welche bisher mit auswärtigen Territorien zu einem Bisthum vereinigt waren, davon abgetrennt und einen besondern Landes-Bischof erhalten, oder einem einheimischen Bisthum zugetheilt werden müßten.

Alle diese Verordnungen hingen genau unter einander zusammen, und hatten gleichen Sinn und Zweck; sie sollten nämlich verhindern, daß die Geistlichen fortan nicht mehr einen Staat im Staate bilden, sondern in allen Verwaltungs-Gegenständen, und überhaupt überall, wo es sich nicht um innere Glaubenssätze handle, der ordentlichen Landesregierung untergeordnet seien. Hierin lag die Erneuerung der Versuche, welche schon im Mittelalter von den Kaisern Heinrich V. bis Friedrich II. gegen die päbstliche Macht unternommen wurden. Wenn schon ein solches Auftreten Josephs II. allgemeines Aufsehen erregte, so ward das allgemeine Erstaunen noch größer, als der Kaiser seinen festen Entschluß erklärte, auch die kirchlichen Ceremonien von den eingeschlichenen Mißbräuchen zu befreien, die Religion überhaupt dem Volke näher zu bringen, und dieselbe wohlthätiger, sowie wirksamer zu machen.

Zu dem Ende gebot er, daß die Bibel in's Deutsche übersetzt, bei dem Gottesdienste deutsche Kirchenlieder eingeführt, alle unnöthigen Processionen und insbesondere auch Wallfahrten abgeschafft werden sollten. In Beziehung auf das Fasten und die ehelichen Angelegenheiten schärfte er die allgemeine Vorschrift, daß alle Indulgenzen nicht von Rom, sondern von den Landes-Bischöfen eingeholt werden müßten, noch besonders ein, und verordnete, daß auch die Dispensationen von Fasten- und Ehegeboten nur bei den einheimischen Bischöfen erbeten werden könnten.

Kaiser Joseph II. ergriff alle diese Reformen mit unsäglichem Feuer; er wollte sie daher nicht bloß überhaupt, sondern auch so schnell wie möglich durchgeführt sehen. Rastlos und voll brennenden Eifers ging er nach Verkündung seiner verschiedenen Verordnungen zur Vollziehung derselben. Schon im Jahre 1781 erschien ein Ausschreiben, worin seine allgemeine Verordnung über die Duldung näher erläutert und im Einzelnen noch weiter ausgedehnt wurde, und gleich darauf begann die wirkliche Reform der Klöster. Zunächst wurden alle Mitglieder derselben, welche keine östreichischen Landeseingeborne waren oder das Indigenat nicht besaßen, aus Oestreich entfernt, und hierauf den Klöstern verboten, auch von Landeseingebornen binnen 12 Jahren keine Novizen mehr aufzunehmen. Alsdann ging es an die Verminderung der Zahl der Klöster selbst, indem da, wo sie besonders übermäßig waren, viele ganz aufgehoben wurden. Dieses Schicksal erfuhren insbesondere viele Bettelklöster, welche ohne eigenes Einkommen von der Leichtgläubigkeit der Menge lebten, und oft für das Volk sehr lästig und drückend waren. Joseph II. brachte auf diese Weise die Klostergeistlichen in seinen Staaten ungefähr auf die Hälfte ihrer früheren Anzahl herab, und doch gab es deren noch mehr als 20,000, ein Beweis, daß die Reform des Kaisers keineswegs übertrieben genannt werden konnte.

Nachdem diese Schritte durchgesetzt waren, zeigte der Kaiser den ernsten Willen, auch seiner Verordnung über die Unzulässigkeit fremder bischöflicher Gerichtsbarkeit in Oestreich Gehorsam zu verschaffen. Mit dem Bisthum Passau war unter andern ein östreichischer Gebietstheil in Kirchensachen vereinigt; als nun der damalige Fürstbischof Leopold im Jahr 1783 verstarb, befahl Joseph II., daß der östreichische Länderstrich sofort von dem Bisthume Passau getrennt werde, und einen eigenen Bischof erhalte. Dieser Befehl wurde aller Protestationen des Pas-

sauer Domcapitels ungeachtet vollzogen, und eben so geschah es in Böhmen, wo ein Gebietstheil von dem Hochstift Regensburg, dessen bischöflicher Gerichtsbarkeit er bisher unterworfen war, abgetrennt wurde.

Es ist natürlich, daß alle diese Staatsmaaßregeln sowohl bei der römischen Kurie, als bei deren eifrigen Anhängern in Deutschland große Unzufriedenheit erweckten, und Versuche zum Widerstand hervorriefen. Zuerst trat der Erzbischof von Trier auf, indem er durch einen Brief dem Kaiser über die vermeintlichen Eingriffe in die Rechte der Kirche Vorstellungen machte, und vor weiteren Steuerungen abmahnte. Ihm gesellte sich der Erzbischof Miggazi von Wien bei, welcher eine Vorstellung im ähnlichen Sinne überreichte. Joseph II. ging jedoch von zu festen Grundsätzen aus, um sich gleich durch die ersten Hindernisse von seinem großen Werke abschrecken zu lassen; die Schritte beider Würdeträger blieben daher ohne Erfolg.

Nun hielt es Pius VI., welcher damals den päbstlichen Stuhl einnahm, für nothwendig, in eigener Person auf eine Angelegenheit einzuwirken, welche für die römische Kurie beinahe eine Wendung zu nehmen schien, wie zu Zeiten der Reformation. Da aber bei der bekannten Persönlichkeit Josephs II. sogar von einfachen Vorstellungen des Kirchen-Oberhaupts selbst wenig Erfolg zu erwarten war, so suchte der Pabst dem Laufe der Dinge durch einen auffallenden Schritt eine andere Richtung zu geben. Pius VI. entschloß sich nämlich, den Kaiser persönlich in Wien zu besuchen, und ihn dort durch eine kluge Benützung aller Umstände auf andern Gedanken zu bringen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es leichter ist, in den Schranken gegen einen offenen Feind zu kämpfen, als den Bitten eines hochstehenden Gastes zu widerstehen; auch mußte die Ehrfurcht, welche die gläubige Bevölkerung dem Oberhaupte ihrer Kirche bei seiner Anwesenheit voraussichtlich darbringen werde, sowie die ganze Feierlichkeit seiner Erscheinung dem Kaiser manche Verlegenheit bereiten; offenbar war daher dem letztern der Schritt des Pabstes nichts weniger, als angenehm. Allein der Kaiser blieb gleichwohl fest, und die Reise des heiligen Vaters im Ganzen ohne Wirkung.

Nachdem der erste Sturm überwunden war, gewannen die neuen Einrichtungen Zeit, sich zu befestigen, befreundeten sich einem Theile der Bevölkerung allmälig durch Gewohnheit, und griffen auf diese Weise tiefere Wurzeln. Joseph II., welcher sich ein ungeheures Ziel mit vollem Bewußtsein vorgesetzt hatte, ging demselben nun noch näher, und unternahm auch die Reform des Staates. Gleichwie in der Kirche das Volk durch die allzugroße Abhängigkeit von den Priestern in seiner Entwicklung gehindert wurde, so litt es in bürgerlicher Beziehung vielfältig noch durch die Nachwirkung des grundherrlichen Verbandes aus der Urzeit, wodurch zum Theil einige Ueberbleibsel der Leibeigenschaft noch gesetzliche Kraft behalten hatten. Der Kaiser milderte nun in dieser Beziehung bedeutend, führte das Verhältniß der Unterthanen zu dem Grundherrn auf geregelte Rechtsgrundsätze zurück, ermäßigte Frohnden und Dienste, und entband vornehmlich die Cultur des Bodens von drückenden Fesseln. Alsdann warf er sich mit außerordentlichem Eifer auf die Reform der Gesetzgebung. Civil- und Criminalrecht, Proceß-Ordnung und Justiz-Verfassung überhaupt wurden gründlich revidirt, und großentheils erneuert, wobei stets der Grundsatz vorherrschend blieb, daß Gewährung des wirklichen Rechts der letzte Zweck der

Gesetzgebung sei, und zugleich alle unnöthigen Weitläufigkeiten und Verzögerungen vermieden werden müßten.

Es ist natürlich, daß in einem so schwierigen Unternehmen, als die Grundreform einer ganzen Gesetzgebung ist, ein vollständiger Erfolg nicht so leicht erreicht werden kann, als der gutmeinende Eifer öfters sich vorstellt, auch die Zeit Josephs II. hatte noch keineswegs den Beruf einer bleibenden organischen Verbesserung der Gesetzgebung, viele seiner Versuche scheiterten also; indessen selten bleiben wohlwollende Absichten ohne alle guten Wirkungen, auch die Reformen des Kaisers in der Rechtspflege und der Landesverwaltung schafften daher in der That vieles Gute. Ja man sah sogar die wohlthätigen Folgen im Leben bald, die Industrie hob sich, es entstanden Fabriken und Gewerbs-Unternehmungen, wo man solche vorher nicht für möglich gehalten hätte, der Handel wurde lebhafter, die Landwirthschaft verständiger und nützlicher betrieben. In moralischer Beziehung äußerten sich die Verbesserungen Josephs II. vornehmlich bei den Schulen, welche nicht bloß vermehrt wurden, sondern auch eine freiere Einrichtung erhielten. Vorzüglich wohlthätig wirkte aber der umschaffende Gang des Kaisers auf die Gesinnung des Volkes; denn durch seine strengen Befehle gegen die Beamten wurde die übertriebene Furcht der Untergebenen vor ihren Vorgesetzten ermäßiget. Mangel an Achtung des Volkes vor den Beamten und höheren Ständen oder rohe Gleichheit, ist ebenfalls ein Unglück, und zwar ein noch größeres als das entgegengesetzte Uebel; indessen abgöttische und sclavische Unterwürfigkeit des Volkes gegen die höhern Stände kann sich mit keinem civilisirten Staate vertragen. Und dieser Entartung, welche in Oestreich so sehr eingewurzelt war, wurde durch Joseph II. mächtig entgegengewirkt. Es war seine größte Lieblings-Neigung, sich unerkannt unter das Volk zu mischen und von der Amtsführung seiner Staatsdiener durch eigenen Augenschein sich zu unterrichten. Bald hier, bald dort erschien er unerwartet, und wo er irgend ein widerrechtliches Verfahren entdeckte, strafte er unnachsichtlich. Dadurch gewann das Volk Vertrauen zu der Gerechtigkeit, andrerseits stimmte sich ein zu herrischer Ton der Beamten herab, und die Bevölkerung eignete sich allmählig ein würdiges Selbstgefühl an.

In dieser Beziehung müssen die wohlthätigen Folgen der Reformen Kaiser Josephs II. geschichtlich sehr hoch gestellt werden, wenn seine Verbesserungen sonst nicht so weit gebracht wurden, als ihr Urheber es bezweckt hatte.

Deutschland war schon durch das Staatsverfahren des großen Friedrichs an bedeutende Umwandlung der hergebrachten Ordnung der Dinge gewöhnt worden, sowie die Richtung der Zeit durch die Bewegung der Geister in Literatur und Wissenschaft überhaupt reformatorischer Natur war. Dessenungeachtet machten die Verbesserungen Josephs II. größeres Aufsehen, als man unter solchen Umständen hätte erwarten sollen. Nicht bloß Diejenigen zeigten sich unzufrieden, deren selbstische Interessen oder eingewurzelte Vorurtheile durch die Neuerungen zum Wohle des Allgemeinen angegriffen worden waren, sondern auch Diejenigen, welche den kühnen Kaiser wegen des Ruhmes beneideten, den ihm seine großartigen Unternehmungen erwarben. In den östreichischen Erbstaaten war der Widerstand freilich viel unbedeutender, als man öfters anzunehmen scheint; denn der höher stehende Theil des Volkes sah die Heilsamkeit der kaiserlichen Maßregeln zu gut ein, und der andere Theil war durch Ansehen der landesherrlichen Gewalt zu sehr an

Gehorsam gewöhnt; selbst die geistlichen Würdeträger in Oestreich hüteten sich sorgfältig, den Befehlen ihres Landesherrn offen Trotz zu bieten. Allein Joseph II. wünschte auch in der Eigenschaft als deutscher Kaiser zu reformiren, und in dieser Beziehung stieß er bei jedem Schritt auf unbesiegbare Hindernisse.

Schon bei seinen beabsichtigten Reformen am Reichskammergericht hatte er den Versuch gemacht, den Einfluß des Kaisers zu erhöhen, indem er den Grundsatz geltend machen wollte, daß der Kaiser durch die Reichsverfassung ein für alle Mal zur Untersuchung des Kammergerichts berechtigt, wie verpflichtet sei, daher dazu keiner besondern Zustimmung der Reichsstände in jedem gegebenen Falle bedürfe, und auch die Visitation selbst nach Maaßgabe der allgemeinen Vorschriften zu Folge seiner Machtvollkommenheit einzurichten und zu leiten habe. Doch diesem Begehren widersprachen die Reichsstände sogleich entschieden, und das Mißtrauen, welche dasselbe in ihnen erweckte, war eine der Hauptursachen, daß die Reformversuche des Kaisers am Kammergerichte scheiterten.

Gleichen Widerstand erfuhr nun Joseph II., als er nach selbstständiger Uebernahme der Regierung seiner Erbstaaten den kaiserlichen Gesandten am Reichstage in Regensburg ein höheres Ansehen zu verschaffen suchte. Auch sein Wunsch, die Verhandlungen des Reichstages abzukürzen und bei Reichsschlüssen auf Stimmen nicht zu achten, die aus eigener Schuld oder bösem Willen sich ungebührlich verspäteten, wurde als ein Zeichen ausgelegt, daß er die deutsche Reichsverfassung umzustürzen gesonnen sei. Von nun an wurden alle seine Schritte in den Reichsangelegenheiten mit entschiedenem Mißtrauen bewacht, und bei jedem Versuch einer Aenderung ein großes Geräusch über Angriffe auf die deutsche Freiheit erregt.

So verursachte es unter andern eine lebhafte Gährung, als Joseph II. eine alte Uebung wieder hervorsuchte, und aus kaiserlicher Machtvollkommenheit sogenannte Panisbriefe (Brodbriefe) erließ, d. h. irgend einem geistlichen Stift den Auftrag gab, eine gewisse Person vom Laienstande auf Lebenszeit mit Wohnung, Kost und Kleidern zu versehen. Diese Art von Pfründe-Ertheilung war früher dem Kaiser nach altem Herkommen aus Ehrerbietung zuweilen zugestanden worden; allein man hatte die Sitte nur an manchen Orten, und nicht überall im Reiche beachtet. Da sie nun Joseph II. ganz vollkommen geltend machen wollte, so entstand ein allgemeiner Widerspruch. Es ist nicht zu läugnen, daß der Kaiser hiebei weiter ging, als strenges Gesetz oder die bisherige Rechtsübung erlauben wollte; allein da man oft bei weit wichtigern Angelegenheiten Gesetz und Recht noch weniger achtete, wenn es um Vermehrung der landesherrlichen Befugnisse auf Kosten der Reichsgewalt sich handelte, so zeigte sich schon, aus welchem Geiste der allgemeine Unwille hervorgegangen war. Noch mehr offenbarte sich dieß aber durch die Wichtigkeit, welche man einer so unbedeutenden Sache beilegte.

Mochte nun der Versuch mit den Panisbriefen nur eine Demonstration gewesen sein, um die Stimmung des Volkes wie der Großen über Erhöhung des kaiserlichen Ansehens zu erforschen, oder mochte derselbe auf andern Beweggründen beruhet haben, immerhin erfuhr Joseph II. bald darauf, durch die Einleitung eines wichtigern Entwurfes, mit welchen ernstlichen Schwierigkeiten jedes Unternehmen verbunden sei, das wesentlich zur Kräftigung der kaiserlichen Macht geeignet war. Jener Entwurf betraf abermals die Vereinigung Baierns mit Oestreich, und

zwar dieses Mal in noch ausgedehnterer Art, als früher. Seine damaligen Staatspläne in Hinsicht Baierns hatte der Kaiser, wie wir gemeldet haben, wegen der Aengstlichkeit seiner Mutter und des Widerstandes Friedrichs II. nach einem ernsten Versuche wieder aufgeben müssen; allein die Sache hatte für ihn eine zu große Wichtigkeit, und die Persönlichkeit des bairischen Kurfürsten Karl Theodors schien seinen Absichten zu günstig zu sein, um diese nicht in einer andern Gestalt weiter zu verfolgen.

Joseph II. bot nämlich dem Kurfürsten von Baiern einen Ländertausch in der Art an, daß Karl Theodor Ober- und Niederbaiern, Neuburg, Sulzbach, die Oberpfalz und die Landgrafschaft Leuchtenberg an Oestreich abtrete, dafür aber die östreichischen Niederlande, mit Ausnahme Luxemburgs, erhalte.

Was den Kurfürsten selbst anbetraf, so war er einem solchen Plane nicht unbedingt abgeneigt, da er den Baiern niemals recht gewogen war, seine Einwilligung zu erhalten, schien also recht wohl möglich zu sein; dafür drohten desto ernstere Schwierigkeiten von Seite des Königs von Preußen. Es war zu erwarten, daß sich dieser dem beabsichtigten Ländertausch eben so gut widersetzen werde, als dem frühern Entwurfe des östreichischen Hauses in Betreff Baierns, und daß er wie damals eine Protestation des Herzogs von Zweibrücken veranlassen und als Schützer der Rechte desselben auftreten werde. Um nun dem Könige von Preußen einen solchen Vorwand seiner Einmischung bei Zeiten abzuschneiden, und überhaupt die günstigsten Aussichten für das Gelingen seines Planes sich zu verschaffen, beschloß der Kaiser, vor einer weitern Verfolgung desselben nicht nur erst der Zustimmung von Rußland und Frankreich sich zu versichern, sondern mit Hülfe dieser beiden Kronen auch die Einwilligung des Herzogs von Zweibrücken auszuwirken.

Durch geschickte Unterhandlungen und insbesondere durch Anerbietungen von Hülfe gegen die Pforte brachte es Joseph II. wirklich dahin, daß die Kaiserin von Rußland auf seine Pläne einging, und durch ihren Gesandten dem Herzog von Zweibrücken zureden ließ, in den Austausch von Baiern nebst Zugehör gegen die östreichischen Niederlande einzuwilligen. Wider Erwarten lehnte der Herzog jedoch alle diese Anträge beharrlich ab, und gab noch überdieß dem König von Preußen genaue Nachricht davon.

Bisher hatte man die verschiedenen Unterhandlungen über eine so wichtige Angelegenheit sehr geheim gehalten; allein jetzt, und zwar im Jahr 1785, wurden sie ruchbar, und verursachten eine große Aufregung. Zunächst äußerte die Bevölkerung von Baiern die ängstlichsten Besorgnisse, und bat ihren Kurfürsten auf verschiedenen Wegen um eine offene Erklärung über die einlaufenden Gerüchte. Karl Theodor ließ denselben nun offiziell widersprechen; indessen Niemand glaubte ihm, da die Gerüchte zu wahrscheinlich und wirklich auch gegründet waren. Die Aufregung der Baiern theilte sich nun auch vielen deutschen Reichsständen mit, man sprach von dem Uebergewicht, welches Oestreich durch den Eintausch von Baiern in Deutschland erlangen müsse, und von der Gefahr, in welche dadurch die Reichsverfassung und die deutsche Freiheit versetzt werde. Als das Geräusch immer größer wurde, suchte der Kaiser beschwichtigend dazwischen zu treten, indem er in verschiedenen diplomatischen Erklärungen erläuternd be-

merkte, daß ja von keinen gewaltthätigen Mitteln, von keinem erzwungenen, sondern nur von einem freiwilligen, von dem gegenseitigen Interesse der Betheiligten gebotenen Ländertausche die Rede sei.

Doch auch diese offiziellen Erklärungen befriedigten die besorgten deutschen Fürsten keineswegs. Man behauptete nun, daß auch ein freiwilliger Tausch, und mit Zustimmung aller Betheiligten, nicht erlaubt sei, weil das innere Gleichgewicht Deutschlands dadurch zerstört werde. Zugleich wandte sich Friedrich II., der Mittelpunkt der Unzufriedenheit, an die Höfe von Paris und Petersburg, um diese von der Unterstützung der Pläne Oestreichs abzuziehen. Die russische Kaiserin erinnerte, wie Joseph II., daß man ja keinen Zwang beabsichtigt, vielmehr das Interesse aller Theile im Auge gehabt habe, auch Frankreich betheuerte seine guten Absichten; aber gerade diese Sprache vermehrte noch die Besorgnisse Friedrichs II. und bestimmte ihn, den Entwürfen des Kaisers hindernde Maßregeln entgegenzusetzen. Da er in dieser Sache nach den bisherigen Vorgängen weder Frankreich, noch Rußland trauen wollte, so verfiel er auf den Gedanken, die mächtigsten deutschen Fürsten zum Widerstand gegen den Kaiser zu vereinigen, oder einen Fürstenbund wider das Oberhaupt zu stiften. Nachdem er diesen Vorschlag zuerst den Kurfürsten von Hannover und Sachsen gemacht, und von beiden eine willfährige Antwort erhalten hatte, so wurden zur Ausführung der Sache selbst sofort Unterhandlungen eingeleitet.

Sobald der Kaiser von diesen Unterhandlungen Nachricht erhalten hatte, beeilte er sich, den wirklichen Abschluß eines Bündnisses zu verhindern, und zu dem Ende, wo möglich, das Mißtrauen der Fürsten zu beschwichtigen. In einem Rundschreiben erklärte er die Behauptung, daß er es auf den Umsturz der deutschen Reichsverfassung abgesehen habe, für eine Verläumdung, betheuerte vielmehr seine Anhänglichkeit an die Verfassung, so wie den festen Willen zu ihrer Aufrechterhaltung, und bot dann den Fürsten selbst an, sich an ihn, den Kaiser, als ihr Oberhaupt, durch ein besonderes Bündniß näher anzuschließen. Zu gleicher Zeit gab das russische Kabinet, auf die Veranlassung des Kaisers, bei dem Reichstag in Regensburg die wiederholte Betheurung ab, daß es keinen Gedanken an eine Verletzung der deutschen Reichsverfassung gehegt habe. Das war den deutschen Fürsten genug; jenen Tausch wollten sie um keinen Preis zugeben, und da der Plan dazu nun offiziell zugestanden war, so gab dieß gerade einen Beweggrund ab, das von Preußen vorgeschlagene Bündniß wirklich abzuschließen. Solches geschah daher am 23. Juli 1785.

In diesem Bündniß verpflichteten sich der König von Preußen, der Kurfürst von Sachsen und der Kurfürst von Braunschweig (Hannover) die Reichsverfassung aufrecht zu erhalten, und alle Fürsten bei ihrem dermaligen Länderbesitz gegen ungeziemende Zumuthungen zu schützen. Die Mittel des Bundes sollten zunächst freilich nur friedlich und verfassungsmäßig sein, doch in Ermangelung eines günstigen Erfolgs wurden auch kräftigere Maßregeln, d. h. die Waffen in Aussicht gestellt. Nachdem der Bund von Preußen, Kursachsen und Kurbraunschweig förmlich unterzeichnet worden war, traten noch der Kurfürst von Mainz, der Landgraf von Hessen-Kassel, die Fürsten von Anhalt, die Herzöge von Braunschweig, Weimar, Gotha und Zweibrücken, so wie noch andere Stände hinzu. Deutschland war nun in zwei feindliche Feldlager gespalten, und es bedurfte vielleicht nur einiger Zufälle, um einen neuen Bürgerkrieg anzufachen.

Joſeph II. hielt es indeſſen nicht für zeitgemäß, jetzt ſchon etwas Ernſtliches gegen den Fürſtenſtand zu unternehmen, ſo vieles man mit Grund, vom Standpunkte des deutſchen Staatsrechts aus, wider das geſchloſſene Sonderbündniß auch hätte vorbringen können. Er begnügte ſich vielmehr, auf die Gefährlichkeit und Widerrechtlichkeit des Bundes aufmerkſam zu machen, und ließ den Tauſchplan mit Baiern vor der Hand auf ſich beruhen.

Während die erzählten Ereigniſſe ſich entwickelten, hatten mehrere deutſche Erzbiſchöfe beſchloſſen, die Verlegenheit, welche dem Pabſte durch die Reformen Joſephs II. bereitet wurde, dazu zu benützen, um der deutſchen Kirche eine größere Selbſtſtändigkeit zu verſchaffen. Ihr Zweck beſtand zu dem Ende darin, die päbſtliche Macht durch Höherſtellung der kirchlichen Verſammlungen zu ermäßigen. Um denſelben auszuführen, hielten die Erzbiſchöfe eine Zuſammenkunft in Ems, und ſetzten dort die Punkte auf, worin das bisherige päbſtliche Kirchenrecht abgeändert werden müſſe. Hiernach erhielten ihre Anträge den Namen der Emſer Punktation. Das Weſen derſelben beſtand in der Ausſcheidung der falſchen Dekretalen Iſidors, worauf nach unſerer frühern Darſtellung die ungebührliche Macht der Päbſte ſeit Gregor VII. gegründet worden war.

Obgleich dieſer Schritt die Entwürfe Joſephs II. begünſtigen mußte, ſo legte der Kaiſer doch nur ein geringeres Gewicht darauf; er gab den Erzbiſchöfen zwar ſeinen Beifall zu erkennen, miſchte ſich aber ſonſt nicht weiter ein, da er durch ſeine ſtaatliche Machtvollkommenheit mit den Reformen der Kirche weiter zu kommen glaubte, als auf dem Wege berathender Verſammlungen der Geiſtlichen. Es blieb daher bei einer Prüfung der Emſer Punktation durch eine Hofraths-Kommiſſion, und da hiebei nichts herauskam, auch verſchiedene weltliche Fürſten Schwierigkeiten erhoben, ſo ließ der Kaiſer die Sache auf ſich beruhen, und ging wieder eifrig an die Durchführung ſeiner eigenen Reformen.

Wir haben bemerkt, daß ſich wider dieſelben in ſeinen Erbſtaaten nur ein geringer Widerſtand erhob. Das war als Regel richtig, und nur in den Niederlanden ergab ſich eine Ausnahme. Joſeph II. hatte nach ſeinem Regierungsantritt die Niederlande ſelbſt beſucht, und ſich über ihren Zuſtand perſönlich in Kenntniß geſetzt. Was er aber dort ſah, gereichte keineswegs zu ſeiner Zufriedenheit. Er fand das von Deutſchland abgeriſſene Holland wohlhabend und gewerbsthätig, ſeinen Handel blühend, ſeine Häfen belebt, während die öſtreichiſchen Niederlande oder Belgien dürftig waren, und vornehmlich der vortreffliche Hafen von Antwerpen wie ausgeſtorben erſchien. Die Urſache dieſer auffallenden Verſchiedenheit ſchrieb der Kaiſer theils dem prieſterlichen Obſcurantismus in Belgien, theils der unbilligen Verkümmerung der Schelde-Schifffahrt durch die Holländer zu. Mit Recht beſchloß er darum ſchon im Jahr 1784 die freie Schifffahrt auf der Schelde durchzuſetzen; allein nicht bloß der franzöſiſche Hof, der ſonſt getreue Bundesgenoſſe des Kaiſers, ſondern ſelbſt der König Friedrich II. von Preußen ſtellte ſich auf die Seite der Holländer, und Joſeph II. wurde durch eine Reihe ungünſtiger Umſtände genöthigt, von der Durchſetzung ſeines gerechten Verlangens abzuſtehen.

Man hat den Kaiſer wegen dieſes Verfahrens faſt allgemein bitter getadelt; allein in ſehr unbilliger Weiſe. Wenn die Holländer für ihre empörende Anmaßung der Verſperrung der Schelde auch den Buchſtaben alter Verträge für ſich hatten, ſo können ſolche ungerechte Beſtim-

mungen, welche der unterliegende Theil nur in der Noth ſich aufdringen laſſen mußte, einem Volke doch nicht in alle Ewigkeit das Recht freier Entwicklung rauben. Joſeph II. that daher wohl daran, für die Rechte fortſchreitender Civiliſation Achtung zu fordern, und auf die Abſchaffung eines unerträglichen Monopols der holländiſchen Krämer zu dringen, wodurch die Belgier von dem Welthandel gänzlich ausgeſchloſſen wurden. Zu bedauern war es nur, daß dem Kaiſer auch in dieſer wohlmeinenden Abſicht von allen Seiten Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden, und daß er über dieſe mit Kraft nicht obſiegen wollte oder konnte.

Da Joſeph II. auf ſolche Weiſe gehindert war, die eine Urſache des Verfalls der Niederlande zu beſeitigen, ſo war er um ſo feſter zur Entfernung der andern, alſo zur Hinwegſchaffung des Prieſter-Regiments und ſchwerfälliger Einrichtungen in der Staats-Verwaltung entſchloſſen. Doch auch in dieſer Beziehung mußte er gerade in Belgien auf größere Hinderniſſe ſtoßen, als irgendwo, weil ſowohl die kirchlichen Verhältniſſe, als auch die herkömmlichen Staatseinrichtungen dort beſonders eigenthümlich waren.

In Belgien hatte ſich nämlich die mittelalterliche Verfaſſung der Landſtände noch am meiſten erhalten, vermöge welcher die Landesvertretung nach drei Ständen, dem Adel, der Geiſtlichkeit und den Städten, zuſammengeſetzt wurde. Zugleich beſtand eine ſehr weit ausgedehnte Selbſtſtändigkeit der Gemeinden, ſo daß einzelne Bezirke eine ganz eigenthümliche Verfaſſung behaupteten. Waren ſchon dieſe Verhältniſſe einer ſouveränen, ſtarken Regierung von Oben, wie Joſeph II. ſie wollte, keineswegs zuſagend, ſo kam noch der beſondere Umſtand hinzu, daß Belgien, bei ſeiner Entfernung von den öſtreichiſchen Hauptſtaaten, niemals in einem ſo ſtrengen, untergeordneten Verhältniß dem Landesherrn ſtand, als die andern Provinzen. Die öſtreichiſchen Niederlande bildeten vielmehr gewiſſermaßen einen Staat für ſich, welcher bedeutende Vorrechte beſaß, dem Kaiſer als Landesherrn wohl huldigte, ihm auch zu gewiſſen Dienſten und Leiſtungen verpflichtet war, dagegen eine eigene Regierung beſaß, welche unter dem Vorſitz eines kaiſerlichen Oberbeamten nur aus Landeseingebornen beſtand. Dieſe Regierung ſowohl als die Landesjuſtizſtellen, ſollten von der öſtreichiſchen Central-Regierung und den Gerichtshöfen in Wien unabhängig ſein. Insbeſondere hatten die Niederländer das Recht, daß Jedermann nur nach den Landesgeſetzen gerichtet, und Niemand an einen Gerichtshof in Oeſtreich abgeführt werden könne.

Außer dieſer Eigenthümlichkeit war noch der Umſtand wichtig, daß die belgiſche Bevölkerung in Kirchenſachen ſtreng orthodoxe Grundſätze hegte, und gegen alle Neuerungen Abneigung empfand. Unter dieſen Verhältniſſen gab die ſelbſtſtändige Vertretung der Geiſtlichkeit auf den Landtagen derſelben einen wichtigen Einfluß auf die Landesangelegenheiten, und überhaupt eine große Macht im Staate. Da nun die kirchlichen Reformen Joſephs II. der orthodoxen Geiſtlichkeit in Belgien im höchſten Grade anſtößig waren, ſo konnte ihre Durchführung nirgends ſchwieriger ſein als dort. Der Kaiſer, welcher an dem vertretenden Princip und der Langſamkeit berathender Verſammlungen bei ſeiner Lebhaftigkeit wenig Gefallen fand, die ſtändiſche Einrichtung der Niederlande noch überdieß für veraltet und unzweckmäßig hielt, wollte nun nicht bloß die Kirche, ſondern auch den Staat reformiren. In letzterer Beziehung wollte er die Niederlande auf gleichen Fuß mit ſeinen übrigen Provinzen ſetzen. Schon bei dem Antritt der

Regierung hatte er seine sämmtlichen Länder in Statthaltereien, und diese wieder in Kreise eingetheilt, welche alle im Ganzen nach gleichen Grundsätzen verwaltet werden sollten. In Folge dieser Einrichtung ward im Jahr 1787 nun auch Belgien in neun Kreise getheilt, und einem jeden derselben ein kaiserlicher Kommissär vorgesetzt. Zugleich wurden die Verwaltungs- und Gerichtsstellen im reformatorischen Sinne Josephs II. neu gebildet und eine Menge alter Beamten abgesetzt.

Obgleich alle diese Veränderungen gut gemeint waren, und nur das wirkliche Wohl des Landes bezweckten, so trugen sie doch den Charakter einer absoluten Regierungsform an sich, während die hergebrachte belgische Verfassung streng konstitutionell war. Abgesehen also auch von dem Wesen, so erschien schon die Form der Aenderung allen Niederländern als ungesetzlich und gefährlich. Dazu kam noch, daß Joseph II. die Aufrechterhaltung aller Freiheiten, und überhaupt der gesammten Konstitution Belgiens bei dem Antritt der Regierung beschworen hatte. Die Reformation des Kaisers erschien daher auch als eine Verletzung fester Verträge, welche kürzlich erneuert worden waren. Da nun durch die Staatsveränderungen auch viele Beamte ihre einträglichen Stellen verloren, so leuchtet es ein, welche große Mißstimmung überhaupt gegen den Kaiser entstehen mochte.

Joseph II. wollte den Staat und die Kirche in den Niederlanden zu gleicher Zeit reformiren. Gab es nun auch aufgeklärte Männer, welche die beabsichtigten kirchlichen Reformen des Kaisers billigten, so waren diese doch durch die staatlichen Neuerungen beleidigt. Eine solche Stimmung gab natürlich der orthodoxen Geistlichkeit im Lande ein entschiedenes Uebergewicht, und da dieselbe ohnehin die untern Volksklassen ganz beherrschte, so kam es, daß Joseph II. in den Niederlanden Freisinnige und Orthodoxe, Adel, Geistlichkeit und Volk, kurz alles gegen sich hatte. Unter Verhältnissen der Art die tiefgreifenden Reformen des Kaisers durchzuführen, war natürlich eine überaus schwierige Sache.

Gleichwohl blieb Joseph II. unwiderruflich dazu entschlossen, und er wies auch die Vorstellungen der Stände und deren Berufungen auf die belgische Constitution als unstatthaft zurück. Nun ging die Abneigung der Belgier gegen die Neuerungen des Kaisers allmählig zur offenen Widersetzlichkeit über. Die Geistlichen, über die Aufhebung mehrerer Klöster, die Abstellung von öffentlichen Processionen und andere kirchliche Anordnungen entrüstet, fachten den Widerstand noch heftiger an, und so kam es, daß schon bei der Reorganisation der Universität Löwen, dem Hauptsitze der Orthodoxie, ein vorläufiger Aufstand ausbrach. Joseph II. hatte nämlich dort wie in seinen übrigen Staaten, ein Seminarium errichtet, in welchem fortan die künftigen Geistlichen unter Aufsicht des Staates von freisinnigen Lehrern im aufgeklärten Sinn gebildet werden sollten. Obgleich viele Studenten angesehenen Familien des Landes, namentlich Ständemitgliedern, angehörten, so waren sie der freisinnigen Maaßregel des Kaisers dennoch abgeneigt, und erhoben wider dieselbe am 6. December 1786 einen förmlichen Aufstand. Dieser wurde durch militärische Einschreitung zwar sogleich gedämpft; aber die Mißstimmung im Lande erhielt sich dessenungeachtet, und drohte kurz nachher noch einen gewaltsamern und ernstern Ausbruch zu nehmen.

Im Jahr 1787 war nämlich die bemerkte staatliche Veränderung der Eintheilung Belgiens in Kreise und der Absetzung vieler Beamten erfolgt. Nachdem hiedurch die allgemeine Erbitte-

rung der Bevölkerung gesteigert worden war, begab es sich, daß ein Kaufmann, Namens de Hont, wegen Bestechungen in Lieferungs-Angelegenheiten in Untersuchung genommen wurde. Joseph II. welcher bei guten Absichten zu wenig auf die Form achtete, glaubte zu bemerken, daß die niederländischen Gerichte den Angeschuldigten begünstigen, oder die Sache wenigstens in die Länge ziehen wollten. Da er nun ein Beispiel zu geben entschlossen war, und deßhalb nach rascher Justiz verlangte, so ließ er de Hont zur Untersuchung nach Wien abführen. Hierin lag indessen eine ganz offene Verletzung der niederländischen Verfassung, welche der Kaiser bei seinem Regierungsantritt feierlich bestätiget hatte, und nunmehr beschlossen auch die Massen der Bürger, ihre bedrohten Rechte mit den Waffen zu vertheidigen. Die Städte rüsteten ganz offen, übergaben der Landes-Regierung eine Zusammenstellung der Beschwerden des Volkes, und forderten in entschiedener Haltung die Abstellung derselben.

Joseph II. hatte damals eine Zusammenkunft mit der russischen Kaiserin in Cherson, die Botschaft dieser wichtigen Vorgänge gelangte in Wien daher nur an den Staatskanzler Fürst Kaunitz, welcher ohne den ausdrücklichen Willen des Kaisers nichts unternehmen wollte. In Brüssel selbst stand an der Spitze der Regierung die Schwester Josephs II. als dessen Stellvertreterin. Diese gab nun auf das Anstürmen der Stände vorläufig den Bescheid, daß man bis zur Zurückkehr des Kaisers von Cherson gegen die Vorrechte oder sogenannten Freiheiten der Belgier, der Inbegriff joyeuse entrée genannt wurde, nichts weiter unternehmen werde. Dadurch wurden natürlich die Niederländer in ihrem entschlossenen Widerstand noch beträchtlich bestärkt.

Nach der Zurückkunft des Kaisers tadelte dieser das schwache Benehmen der Regierung in Brüssel entschieden, und befahl, daß sowohl die Statthalterin, als eine Deputation der niederländischen Stände zur nähern Untersuchung der Beschwerden und zur Herstellung einer Verständigung sich nach Wien begeben sollen. Allein die Stände verweigerten den Gehorsam, und das Volk wollte sogar die Abreise der Statthalterin mit Gewalt verhindern. Nun gab Joseph II. einer Abtheilung seiner Armee Befehl, nach den Niederlanden aufzubrechen. Als jedoch inzwischen die geforderte Deputation der Stände in Wien wirklich ankam, wurde der Kaiser wieder milder gestimmt, und suchte die belgischen Abgeordneten durch ruhige Belehrung und verständige Vorstellungen von seinen guten Absichten, also von der Heilsamkeit seiner beabsichtigten Reformen, zu überzeugen, und demnach auf friedlichem Wege ihren Widerstand zu überwinden. Doch so große Mühe er sich auch gab, so blieb doch alles vergeblich. Sei es nun, daß Joseph II. immer noch die geheime Hoffnung hegte, den Austausch der Niederlande gegen Baiern jetzt durchzusetzen, oder daß ihn seine neuerliche Verbindung mit Rußland in einen Krieg gegen die Türken zu verwickeln drohte, oder daß er überhaupt Zeit zu gewinnen suchte, genug er nahm den Gedanken einer energischen Unterdrückung der belgischen Widersetzlichkeit nicht wieder auf, gab vielmehr der nach den Niederlanden bestimmten Armee bis auf ein Regiment Gegenbefehle, und machte endlich den niederländischen Ständen das Zugeständniß, daß vorläufig in seinen Reformen nicht weiter vorgeschritten werden, vielmehr alles auf dem Fuße bleiben soll, auf welchem es Anfangs April 1787 gestanden sei. Durch diese in Wien getroffene Uebereinkunft wurde der Streit des Kaisers mit den niederländischen Ständen für das erste beigelegt.

Zwanzigstes Hauptstück.

Friedrich II. und Joseph II. in ihren letzten Regierungs-Jahren. Geschichtliche Bedeutung dieser Monarchen.

(Vom Jahr 1763 bis 1790.)

Seit dem Abschlusse des Hubertsburger Friedens hatte sich Friedrich II. von Preußen die Aufgabe gesetzt, nicht nur die Wunden, welche der siebenjährige Krieg seinem Lande geschlagen hatte, wieder zu heilen, sondern auch die Wohlfahrt desselben überhaupt zu erhöhen. In Beziehung auf die geistigen Interessen war der Kaiser skeptischer Natur, oder es standen wenigstens Theorie und Praxis bei ihm in auffallendem Widerspruch. Der große König liebte die schöne Literatur und die höhere Bildung des Geistes überhaupt aufrichtig, er erklärte selbst, daß die bessere Lectüre sein liebster Genuß, die einzig-wahrhafte Erholung und Erheiterung sei; dessenungeachtet that er nur wenig für die Bürgerschulen, und verderbte dieselben sogar noch durch die systematische Anstellung seiner alten Soldaten. Er gehörte ferner der freisinnigen Richtung Voltaire's von ganzem Herzen an, allein dennoch fand er wenig Geschmack an der politischen Freiheit; er gefiel sich zwar darin, für einen Philosophen zu gelten, wer ihm aber empfohlen haben würde, seinen Staat philosophisch einzurichten, würde eine üble Antwort erhalten haben. Wenigstens schrieb er an Voltaire: „wenn man ein Volk am härtesten strafen wolle, müsse man es durch Philosophen regieren lassen.“ Daran hatte er freilich so Unrecht nicht, indessen auch in anderer Beziehung hielt er die Mitwirkung des Volkes an der Regierung für wenig anders, als einen Regensburger Reichstag, für eine Idee müßiger Köpfe, deren Ausführung, wo nicht unmöglich, doch praktisch dem Volke ohne allen Nutzen sei. Wir wollen in Rücksicht auf den Standpunkt seiner Zeit nicht einmal diese Meinung als irrig in Anspruch nehmen, sondern überhaupt nur auf den seltsamen Widerspruch hindeuten, der offenbar zwischen den theoretischen Lieblingsmeinungen und dem praktischen Handeln des Königs bestand. Je gleichgültiger aber Friedrich II. gegen die politische Erziehung seines Alters war, desto mehr lag ihm der materielle Wohlstand desselben am Herzen. Diesen zu heben, ließ er vornehmlich nach dem Hubertsburger Frieden seine Sorge sein, und meisterhaft wußte er die Aufgabe nach dem damaligen Standpunkt der Zeit zu lösen.

Ueberzeugt, daß die Grundbedingung des Wohlbefindens seiner Unterthanen eine weise Sparsamkeit im Staatshaushalt sei, vermied er gewissenhaft jede unnöthige Ausgabe, und lebte, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, an seinem Hofe mit musterhafter Einfachheit. Dieselbe Sparsamkeit ging durch alle Zweige der Staatsverwaltung, und vorzüglich durch sie gelang es dem Könige, die Finanzen auch nach einem erschöpfenden Kriege bald wieder in geordneten Zustand zu bringen. Als die Kassen sich wieder zu füllen begannen, suchte Friedrich II. vor allem die

Landwirthschaft empor zu heben. Unter den verschiedenen Mitteln, welche er zu diesem Zweck anwendete, verdient vornehmlich eines das höchste Lob der Geschichte. Ein wesentliches Bedürfniß der Grundbesitzer besteht darin, daß sie die Kapitalien, welche als erste Hypothek auf den Gütern stehen, in Kündigungs- und Veränderungsfällen überhaupt zu mäßigen Zinsen und ohne Beiziehung von kostspieligen Unterhändlern mit Leichtigkeit aufnehmen können. Nicht immer kann der Käufer eines Gutes den vollen Kaufpreis sogleich bezahlen; auch Erbgüter müssen ferner durch die erforderlichen Hinausbezahlungen an Geschwister oder Miterben öfters auf einen Theil ihres Werthes verpfändet werden; häufig, ja in vielen Gegenden sogar meistens, liegen also auf Gütern hypothekarisch oder unterpfändlich versicherte Schuldkapitalien. Ist nun der Geldverkehr nicht organisch geregelt, so können bei Aufkündigungen solcher Kapitalien, wenn sie in die Zeit einer Krisis fallen oder auch sonst, die Gutsbesitzer ein Darlehen auch bei der besten Sicherheit nur schwer finden, und sind genöthiget, zu Wucherern ihre Zuflucht zu nehmen, oder wenigstens an Unterhändler für die Aufbringung des Geldes übermäßige Prämien (z. B. 1 oder 2 vom Hundert) zu bezahlen. Um ein so tiefgreifendes Uebel zu beseitigen, gründete Friedrich II. mit Hülfe eines Kapitales von 200,000 Thalern, das er beischoß, eine Creditanstalt für Grundbesitzer. Diese unterstützte die letzteren gegen hypothekarische Sicherheit mit Darlehen zu billigen Zinsen, und gab ihrerseits, unter Haftung der Hypotheken, Pfandbriefe in Umlauf. Da dieselben auf den Inhaber lauteten, die Zinsen pünktlich bezahlt wurden, und für das Kapital volle Sicherheit gegeben war, so fanden sie bald raschen Absatz, und die Creditanstalt konnte das eingenommene Geld wiederum auf Hypotheken ausleihen. Dadurch kam es, daß die Creditanstalt endlich bleibende Vermittlerin zwischen den Kapitalisten und den Schuldnern wurde; denn erstere konnten nicht leicht Hypotheken von einem Gutsbesitzer bekommen, weil er die Kapitalien vortheilhafter von der Creditanstalt entlehnte; sie mußten daher die Pfandbriefe der Anstalt kaufen, und hierdurch wurden fortwährend die Darlehensmittel der letztern vermehrt. Diese einzige Unternehmung des großen Königs rettete viele Grundbesitzer vom Verderben, und half der Landwirthschaft bedeutend wieder auf, wie sie denn bis auf den heutigen Tag überhaupt wohlthätig fortwirkt.

Außerdem gab Friedrich II. den Rittergutsbesitzern in Pommern und Schlesien zur Wiederherstellung ihrer Landwirthschaft Kapitalien von mehr als einer Million Thaler, welche er ihnen theils schenkte, theils nur zu ein oder höchstens zwei vom hundert verzinslich verlieh, und im letztern Falle noch mit dem Vortheil überließ, daß die Kapitalien nicht gekündigt werden konnten. Durch alle diese Mittel wurden verheerte und herabgekommene Güter bald wieder in guten Stand gesetzt. Es ist freilich richtig, daß die bemerkten Wohlthaten fast ausschließend, oder doch wenigstens vorzugsweise, den adeligen Gutsbesitzern zuflossen; allein dieselben waren auch der wichtigste Stand im Staate, und mußten vornehmlich berücksichtigt werden. Zudem wurden auch die Fabriken von dem König bedeutend unterstützt, und überhaupt so vielfältige Ermunterungen für Landwirthschaft und Industrie ertheilt, daß der Wohlstand allmählig zurückkehrte.

Neben diesen wohlthätigen Einwirkungen lag dem König hauptsächlich eine gründliche Verbesserung der Rechtspflege am Herzen. Er kannte die Weitschweifigkeit der Processe aus eigener Erfahrung, und wollte hier um jeden Preis durchgreifen. Seine militärischen Gewohnheiten führten ihn hiebei oft zu weit, indem er aus Unbekanntschaft mit der Rechtswissenschaft den

Richtern Unbilliges zumuthete; doch durch die Standhaftigkeit ehrenwerther Richter wurde er bald wieder auf bessere Wege geleitet, und durch die Fähigkeit berühmter Rechtsgelehrter endlich auch in Stand gesetzt, eine neue umfassende Gesetzgebung einzuleiten. Durch dieselbe wurde die Herrschaft des römischen Rechts vereinfacht und überhaupt einer künftigen organischen und nationalen Gesetzgebung Deutschlands wesentlich vorgearbeitet.

Unendlich wohlthätig wirkte der große König durch alle diese weisen Staats-Maaßregeln auf die Beförderung der Civilisation, desto bedauerlicher ist es, daß er sich in anderer Beziehung wieder zu Einrichtungen hinreißen ließ, welche das Volk unsäglich bedrückten, und von jedem andern, als dem klaren Friedrich II., hätten erwartet werden sollen. In Frankreich war nämlich die Erhebung der Steuern in den Händen von Pächtern, und diese ersannen die gewaltthätigsten Mittel, um dem Volke Geld abzupressen. Friedrich II. kam nun unbegreiflicher Weise auf den Gedanken, einen Theil des Steuerwesens auf ähnliche Art einzurichten. Er führte zwar das System der Generalpächter nicht ein, bildete aber zur Erhebung indirekter Abgaben eine sogenannte Regie oder General-, Zoll- und Accise-Administration, deren Leitung er mit großer Machtvollkommenheit vier Franzosen übergab. Die französische Art der Steuererhebung ward zum Theil auch in Preußen eingeführt. Man erklärte gewisse Bedürfnisse, wie Salz, Kaffee und Tabak, für königliche Monopole, verbot Jedermann außer der Regie z. B. den Verkauf von gebranntem Kaffee, und spionierte alsdann mit Hülfe eines Heeres ausgelernter Werkzeuge selbst im Innern der Häuser nach verbotenen oder geschmuggelten Artikeln. Da sich die Zollspäher zur Entdeckung von Defraudationen der gehässigsten Mittel bedienten, und die Strafen der Zollübertretungen überaus streng waren, für den unerlaubten Verkauf von gebranntem Kaffee sogar mehrjährige Festungsstrafe, so entstand eine unsägliche Bedrückung der mittlern und untern Volksklassen, gegen welche das unglückliche System vorzüglich gerichtet war.

Friedrich II. hatte in Beziehung auf den Handel nicht die aufgeklärtesten Grundsätze, und huldigte besonders stark dem Vorurtheil, den Verbrauch inländischer Erzeugnisse durch gewaltthätige Mittel zu erzwingen. „Damit das Geld nicht aus dem Lande gehe," beengte er den Verkehr auf tödtliche Weise, und brachte es dahin, daß die Fuhrleute am Ende den größten Umweg nicht scheuten, um nur das preußische Gebiet nicht zu berühren. Auch sein Monopol-System hatte neben der finanziellen Seite vorzüglich den Zweck, daß das Geld nicht aus dem Lande gehe; selbst diese Einrichtung mit allen Folgen des fiskalischen Reisewesens beruhte also im Grunde auf guten Absichten des Königs, allein er irrte hierin gewaltig, und solcher Irrthum wirkte fast ebenso verderblich, als übler Vorsatz.

In der Politik beschränkte sich Friedrich II. seit dem Hubertsburger Frieden im Wesentlichen darauf, dasjenige zu bewahren, was er durch seine Größe im Felde erworben hatte. An neue Erwerbungen in Deutschland selbst dachte er nicht mehr, desto eifriger wachte er darüber, daß Oestreich seinem Beispiel der Vergrößerung nicht folgen, ja nicht einmal für seine Verluste an Preußen durch neue Erwerbungen in Deutschland sich entschädigen könne. Daher kam es, daß er sich jedem Plane Josephs II. widersetzte, welcher im Interesse der Reichsgewalt oder der Einheit Deutschlands die Vermehrung der Macht oder des Einflusses Oestreichs zum Zwecke hatte.

Die Machtverhältniſſe Deutſchlands waren durch die Vergrößerung Preußens unter Friedrich dem Großen gänzlich verrückt. Vorher behauptete das Haus Habsburg immer noch ein Uebergewicht, und es hätte einem fähigen Kaiſer aus dieſem Hauſe unter günſtigen Umſtänden eher noch gelingen können, die Einheit der Nation zu retten. Jetzt war hingegen Preußen der öſtreichiſchen Dynaſtie an Macht faſt gleich, und durch ſeine Stellung ſchon der Selbſterhaltung wegen auf die Ueberwachung Oeſtreichs angewieſen. Die Rückkehr zur Nationaleinheit ſetzte daher einen verzweifelten Kampf zwiſchen den beiden Hauptmächten voraus, an dem natürlich fremde Mächte in entgegengeſetzter Richtung Theil genommen haben würden. Da ein ſolcher ſtets gefährlich blieb, das Volk hingegen zu einem allgemeinen Nationalgefühl noch nicht erſtarkt war, bei innern Krämpfen vielmehr einen preußiſchen, öſtreichiſchen oder andern Provincial-Patriotismus bethätigte, ſo war das deutſche Reich in der That nur noch ein Name. Wie die Geſchichte Joſephs II. erwieſen hat, konnte darum ein Kaiſer in Beziehung auf das Reich nichts Erſprießliches mehr unternehmen. In ſeinen Erbſtaaten mochte er reformiren, und dabei auch den Beifall eines großen Monarchen, wie Friedrich II., genießen; ſobald er dagegen die Verbeſſerungen grundſätzlich auf das ganze Reich ausdehnen, und zu dem Ende vor allem das kaiſerliche Anſehen erhöhen wollte, ſo traf er mit dem preußiſchen Intereſſe feindlich zuſammen, und ſtieß nun auf unbeſiegliche Hinderniſſe. So kam es, daß ſogar ein weiſer König, wie Friedrich II., welcher ſelbſt die Reformen in ſeinem Lande liebte, ſich ihnen doch widerſetzen mußte, wenn der Kaiſer dieſelben Principien auf das Reich anwenden wollte. Die organiſche Einheit Deutſchlands war demnach entſchieden verloren, und zugleich die Hoffnung ihrer künftigen Wiederherſtellung beträchtlich verringert.

In Deutſchland ſelbſt enthielt ſich alſo Friedrich II. ſeit der Erwerbung Schleſiens mit vieler Mäßigung unmittelbarer Eroberungen; dafür war er aber außerhalb des Reichs einer Vergrößerung nichts weniger als abgeneigt, ſondern begünſtigte durch ſeinen großen Einfluß vielmehr einen Plan, welcher ſeitdem unwiderruflich der Verurtheilung der Geſchichte verfallen iſt. Das Nachbarland Polen war nämlich durch innere Faction zerrüttet, und in Folge einer ſchwachen Regierung dem Abgrunde des Verderbens zugeführt. Rußland, ſeine Vergrößerungs-Entwürfe beharrlich und ohne Scheu vor den Mitteln verfolgend, beſchloß das Elend Polens zu ſeiner erſehnten Ausdehnung nach Weſten zu benützen, und miſchte ſich begierig in die innern Krämpfe des unglücklichen Landes, bis endlich gegen das Jahr 1770 der Gedanke einer Theilung Polens unter Oeſtreich, Preußen und Rußland auftauchte.

Es iſt beſtritten und zweifelhaft, welche Macht einen ſolchen Plan zuerſt anregte, doch um deſto gewiſſer, daß derſelbe weder von dem großen Friedrich, noch von dem gütigen Joſeph II. zurückgewieſen wurde, beide Monarchen vielmehr thätigen Antheil daran nahmen. Dem Erſtern lag es daran, zwiſchen ſeinem Königreich Preußen und ſeinen andern Ländern einen Zuſammenhang herzuſtellen, und alſo die dazwiſchen liegenden polniſchen Gebietstheile ſich zuzueignen; dem Anderen war leider eine Vergrößerung auf Koſten der Polen auch nicht gleichgültig, und ſo kam der beklagenswerthe Plan einer Theilung Polens unter Rußland, Oeſtreich und Preußen ſeit 1770 wirklich zur Verhandlung. Maria Thereſia, die Mutter Joſephs, erwarb ſich hiebei die ſchöne geſchichtliche Auszeichnung, daß ſie von einem ſolchen Entwurfe aufrichtig betroffen

wurde, wegen seiner offenbaren Ungerechtigkeit beinahe darüber sich entsetzte, und nur mit dem größten Widerstreben seine wirkliche Ausführung zugeben wollte. Allein ihr rühmlicher Widerstand ward überwunden, und am 5. August 1772 über die Vertheilung des Drittels von Polen unter Oestreich, Preußen und Rußland der schließliche Vertrag unterzeichnet. Oestreich erhielt 1500, Preußen 700 und Rußland 2000 Quadratmeilen. Friedrich II. vermochte das Gehässige eines solchen Schrittes sich selbst nicht zu verhehlen, er fühlte immer eine gewisse Beschämung hierüber, und vertheidigte sich nur schwach gegen die vertraulichen Vorwürfe Voltaire's. Er gab zwar vor, daß die Theilung Polens das einzige Mittel gewesen sei, einen allgemeinen Krieg zu verhüten; allein er gestand auch, daß er gegen eine Gelegenheit zur Abrundung seines Gebietes nicht gleichgültig hätte sein können. Das war der wahre Beweggrund; der Vergrößerungssucht fiel Polen zum Opfer.

Nach diesem Ereigniß beschäftigte den König von Preußen in diplomatischer Beziehung vorzüglich der Widerstand gegen die Entwürfe Josephs II. auf Baiern. Der Abschluß des Fürstenbundes im Jahr 1785 war seine letzte bedeutende Maßregel; ein Jahr darauf, und zwar am 17. August 1786, verstarb er.

Joseph II. hatte sich bei dem Tode seines großen Nebenbuhlers mit Rußland bereits besser befreundet, und auch am französischen Hofe mit Hülfe seiner Schwester, Maria Antoinette, fortwährend beträchtlichen Einfluß, allein auch jetzt noch erlaubten ihm die Umstände keine Grundreform, die sich auf das Reich selbst, also auf ganz Deutschland bezogen hätte. Er verfolgte daher nur als Landesherr seine Verbesserungen, und selbst in dieser Hinsicht wurden ihm seit dem Jahr 1787 in den Niederlanden Schwierigkeiten in den Weg gelegt, welche sein Herz mit Bitterkeit erfüllten. Durch die Wiener Uebereinkunft zwischen ihm und seinen belgischen Ständen von jenem Jahre wurde der Frieden äußerlich zwar erhalten, da indessen der Kaiser nur die staatlichen Reformen in den Niederlanden verschieben, hingegen die kirchlichen schlechterdings durchsetzen wollte, so wurde der Hader bald wieder angefacht, und kam endlich im Jahr 1789 zum offenen gewaltsamen Ausbruch.

Erbittert über die fortwährende Widersetzlichkeit der Niederländer gegen sein Seminarium in Löwen und über Versuche der Steuerverweigerung, hob Joseph II. die belgische Verfassung durch eine Verordnung vom 18. Juni 1789 endlich ganz auf. Nun eilten die Niederländer fast einmüthig zu den Waffen, und erklärten Brabant für unabhängig. Der östreichische General Schröter griff die Insurgenten bei Turnhout an, ward aber zurückgedrängt. Der Kaiser wollte nun einlenken; er widerrief die Verordnung vom 18. Juni 1789, hob das Seminarium in Löwen auf, und versprach völlige Verzeihung des Aufstandes; allein man hörte ihn nicht mehr. Seine Regierung in Brüssel mußte sich vielmehr vor dem täglich wachsenden Aufruhr flüchten, und nachdem dieß geschehen war, erhoben die Niederländer ihre Unabhängigkeits-Erklärung zu einer förmlichen Abtrennung ihrer Provinz von Oestreich. Joseph II. hatte im Jahr 1788 der Türkei den Krieg erklärt und dem Feldzug gegen dieselbe persönlich beigewohnt; erschöpft von den Beschwerden des Kriegs, und niedergedrückt von mannigfachen Regierungs-Sorgen kehrte er kränklich nach Wien zurück. Als nun vollends der niederländische Aufruhr im

Jahr 1789 ausbrach, ſo vermehrte die Gemüths-Aufregung die Krankheit, und ſchon am 20. Februar 1790 ſank der Kaiſer im 49ſten Lebensjahr in's Grab.

So verließen denn die beiden großen Monarchen bald nacheinander den Schauplatz ihrer Thaten!

Wenn Männer, wie Friedrich II. und Joſeph II., an ſich ſchon kaum in einem Jahrhundert ein Mal auftreten, ſo war es bedeutungsvoll, daß ſie zugleich auf dem Throne erſchienen, und zwar der eine als der Kaiſer und der andere als der mächtigſte Reichsfürſt Deutſchlands. Wäre die Verfaſſung noch ſo geweſen, wie ſie unter den Saliern und Hohenſtaufen ſich erwieß, ſo konnten beide neben einander einen großen Beruf erfüllen; nach dem aber, was die Verfaſſung jetzt war, mußten ihre Entwürfe entweder einen andern Gegenſtand ſuchen, als das Intereſſe eines einheitlichen Deutſchlands, oder ſich feindlich durchkreuzen. Friedrich II. hat es ſich nie zur Aufgabe gemacht, für die Wiederherſtellung der Reichseinheit zu wirken; er betrachtete und fühlte ſich nur als das Haupt eines jungen aufſtrebenden Königshauſes, und ſuchte das ſeinige beizutragen, um die Macht ſeines Hauſes zu vergrößern. Nach der Erreichung dieſes Zweckes hätte er freilich ſeine Erfolge dazu benützen können, um Deutſchland mit Hülfe der öffentlichen Meinung der geſammten Nation zu vereinigen; allein Ideen der Art lebten damals unter dem Volke gar nicht, und ſelbſt Friedrich II. würde bei ſeiner vorſichtigen und ſkeptiſchen Natur einen ſolchen Gedanken für ausſchweifend und lächerlich erklärt haben. So konnte er denn nichts anderes, als ein ſtreng preußiſches Intereſſe verfolgen. Verbeſſerungen im Innern des Staatslebens liebte und förderte der große König allerdings doch keineswegs, wegen ſeines Glaubens an eine höhere Zukunft der Völker, welchen er ebenfalls für ein Hirngeſpinnſt erklärte, nicht alſo aus einer idealen Richtung, ſondern in Folge ſeines Ordnungsſinnes und klaren berechnenden Verſtandes. Durchaus entgegengeſetzt verhielt es ſich aber in allen dieſen Beziehungen von Seiten der Perſönlichkeit und Stellung des Kaiſers.

Joſeph II. ſtand als Haupt des Hauſes Habsburg, deſſen Intereſſe mit jenem Deutſchlands ſelbſt hiſtoriſch ganz identiſch zu ſein ſchien, der Idee der deutſchen Nationaleinheit ungleich näher. Dabei gehörte er entſchieden der idealen Richtung an, und umfaßte die Verbeſſerung ſeines Landes nicht als kalter Staatsmann, ſondern als glühender Menſchenfreund. Er glaubte an eine höhere Beſtimmung der Völker, und war deßhalb weit mehr der Repräſentant ſeiner Zeit, als Friedrich der Große. Wäre Joſeph II. im Reformations-Zeitalter an der Stelle Karls V. Kaiſer geweſen, ſo würde er ſich mit Freuden an die Spitze der ſtrebenden Partei in Staat und Kirche geſtellt haben. Freund der Volksherrſchaft (Demokratie) war er freilich nicht, allein zur Zeit, wo Sickingen und Hutten ihre politiſch-reformatoriſchen Pläne dem Kaiſer mittheilten, handelte es ſich nicht um Demokratie, ſondern um die Beſchränkung der Macht der Fürſten zum Vortheil einer ſtarken Reichsgewalt des Kaiſers. Einen ſolchen Entwurf würde Joſeph II. mit allem Nachdruck unterſtützt, er würde überhaupt das Reich und die Kirche nach den Ideen der Zeit von Oben reformirt haben.

Die Zeit, in welcher Joſeph II. lebte, war nun von jener der Reformation zwar noch ſehr verſchieden, hatte indeſſen doch ſchon einige Aehnlichkeit mit ihr. Wie dort war eine große Regſamkeit der Geiſter eingetreten, wie dort das Bedürfniß höherer Zuſtände fühlbar

und das Ringen des Neuen mit dem Alten bemerkbar geworden. Der Kaiser gehörte nach seiner Natur dieser Richtung aus innerster Seele an, er fühlte den Beruf und die Fähigkeit in sich, dieselbe siegreich durchzuführen, und stürzte sich darum mit Begeisterung in die tiefgreifenden Reformen. Seine Stellung war indessen hiebei sehr eigenthümlich, und leider auch sehr ungünstig. Was sich in der Nation geistig regte, war erst noch das Eigenthum der höher stehenden Männer, dem Volke selbst hatte es sich noch nicht mitgetheilt. Eine Partei, welche mit wirklich öffentlichem Einflusse besonnene Staatsreformen auf dem Wege der historischen Entwicklung, wie einst Sickingen und Hutten, wollte, gab es nicht; der Kaiser konnte daher bei seinen Entwürfen nur auf seine Staatsmacht rechnen. In Beziehung auf die kirchlichen und die östreichischen Landesreformen mochte diese im Ganzen genügen, allein etwas anderes war es in Beziehung auf gründliche Umgestaltung der Reichsverhältnisse, denn hier mußte er feindlich auf Friedrich den Großen stoßen. Dieser war nicht nur ein mächtiger König, mächtig durch sein Genie, als Feldherr und Staatsmann, und unterstützt von einer wohlgeordneten Hausmacht, sondern er hatte auch durch seine Thaten das Nationalgefühl gewonnen, und bedeutende Popularität erworben. Bei einem ernstlichen Kampfe zwischen Joseph II. und Friedrich II. würde dem Volke die Wahl schwer geworden sein, auf welche Seite es sich stellen soll, es würde sich getheilt haben. Vor dem Frieden von Teschen hätten indessen selbst diese Rücksichten den Kaiser wohl schwerlich vom entscheidenden Handeln abgehalten; er war zu kühn und für seine großartigen Pläne zu sehr begeistert; er hätte selbst dem großen Friedrich gegenüber zuverlässig Alles an Alles gewagt Indessen er war noch nicht selbstständiger Regent in Oestreich, und seine Mutter lähmte seine Thätigkeit. Als er im Jahre 1780 die Landes-Regierung endlich allein antrat, so war die beste Zeit verloren, der Stand der Dinge verändert und der erste, kühne Thatendrang abgekühlt.

Die Veränderung der Reichsverhältnisse, der vorbereitende Uebergang zur Nationaleinheit durch das Uebergewicht des Hauses Habsburg unterblieb denn, und insoferne, aber auch nur insoferne kann man sagen, daß die Pläne Josephs II. scheiterten. Was dagegen die Meinung betrifft, daß die Reformen des Kaisers auch in seinen Erbstaaten ohne wesentlichen Erfolg geblieben seien, weil er zu vieles unternommen habe und das Wichtigste unmittelbar thun wollte, so wird sie von den Thatsachen selbst widerlegt. Freilich bürdete der Kaiser sich selbst die ganze Last der Geschäfte auf, dessenungeachtet war die Staatsverwaltung in Oestreich niemals rascher, als unter ihm, selten der Bittsteller und Rechtsuchende jeder Art pünktlicher mit Entschließung versehen. Seine umfassenden neuen Einrichtungen fanden allerdings vielen Widerspruch; allein dennoch schlugen sie, mit Ausnahme der Niederlande, in Oestreich bleibend Wurzeln. Nichts beweist dieß schlagender, als der Umstand, daß sie in ihren wohlthätigen Folgen niemals ganz verwischt werden konnten, obgleich die Wirksamkeit Josephs II. so kurz war, und sein Staatssystem von seinen Nachfolgern so bald wieder verlassen wurde. Wer in Oestreich dem Stand der Dinge auf den Grund sieht, stößt heute noch auf die Fußstapfen des größten Kaisers, welchen das Haus Habsburg hervorbrachte, des menschenfreundlichen Josephs II., und Vieles würde sich dort anders verhalten, wenn Er nicht vorangegangen wäre. Es ist bei entscheidenden Fortschritten auf der Bahn der Aufklärung und Völkerbildung nicht nothwendig, daß gerade alles erreicht werde, was ihre Urheber angestrebt haben; genug wenn das Wesen durchdringt

und die Anregung zu weiteren Leiſtungen in der Zukunft zurückläßt. Schon die hiſtoriſche Erinnerung an Joſeph II. wirkt daher in Oeſtreich als ein Segen, und wird früher oder ſpäter in hochſtehenden Männern das Verlangen zur Nacheiferung erwecken.

Für die politiſche Freiheit that Joſeph II. weniger; er war kein Freund berathender Verſammlungen, und hegte insbeſondere gegen die radikalen Theorien der franzöſiſchen Philoſophen offenbaren Widerwillen, weil er glaubte, daß das Wohl der Völker nur durch das Genie und die Kraft wohlwollender Herrſcher wirklich gefördert werden könne. Man darf jedoch nicht überſehen, daß die konſtitutionelle Regierungsform durch die abgelebten Reichs- und Landtage jener Zeit in den Augen kräftiger Männer abſchätzig geworden war, und keine Luſt erzeugte, beſſere Zuſtände auf einem ſolchen Wege anzuſtreben.

Faſſen wir nun alles zuſammen, ſo finden wir Joſeph II. als den Repräſentanten einer werdenden Zeit, als den Ausdruck einer Periode, wo die ſchöpferiſche Kraft der Nation nach allen Richtungen wieder erwacht war, doch in dem Losringen von dem Alten ihr Ziel noch nicht vollſtändig geſichtet hat, daher in Vielem fehlgreift, äußerlich noch nicht zu völliger Geſtaltung gelangt; allein dennoch die Bürgſchaft gewährt, daß das organiſche Leben der Deutſchen noch nicht abgeſchloſſen, ſondern zu einer neuen, noch höhern ſtaatlichen Blüthe für die Zukunft berufen ſei. Mit wirklicher Genugthuung verweilt darum der Blick der Geſchichte auf jener bedeutungsvollen Zeit und ihrem vorzüglichſten Träger, dem edlen und menſchenfreundlichen Kaiſer Joſeph II.

Ein und zwanzigſtes Hauptſtück.

Die franzöſiſche Staatsumwälzung und ihre erſten Einflüſſe auf Deutſchland.

(Vom Jahr 1789 bis 1792.)

Seit dem Jahr 1750 waren vielfache, innerlich zuſammenhängende Erſcheinungen hervorgetreten, welche ſowohl in Frankreich als in Deutſchland erwieſen, daß der Geiſt der Völker in einer Umwandlung begriffen ſei, die früh oder ſpät die Staatszuſtände ſelbſt nothwendig angreifen müſſe. In Deutſchland nahm die fortſchreitende Bewegung einen geordneten Gang, weil eines Theils die Forſchung durch ihre Tiefe und den ſittlichen Ernſt der Nation vor Leichtfertigkeit oder Frivolität bewahrt wurde, und andern Theils zwei große Monarchen, Friedrich II. und Joſeph II., nicht nur die freiſinnige Richtung begünſtigten, ſondern auch aus eigenem Antrieb von Oben herab Reformen im Staate ausführten. Weſentlich anders war es jedoch in Frankreich; obgleich dort die Lehren Voltaire's, Rouſſeau's und der Encyklopädiſten die ge-

sammte Bevölkerung, mit Einschluß des Adels, durchdrangen, obgleich die Wirkung dieser mit Begeisterung verbreiteten Lehren, welche auf eine gänzliche Umänderung der Kirche wie des Staates hinarbeiteten, ganz ungeheuer war, nahm der königliche Hof, außer fruchtlosen Bücherverboten, von dem innern Umschwung der Nation gleichwohl gar keine Kenntniß, und ging ruhig den Weg der Mißbräuche weiter. Schon diese vornehme Gleichgültigkeit gegen den Geist der Zeit und die Macht der Ideen war für die französische Regierung in hohem Grade gefährlich; allein sie wurde es noch mehr durch den Zustand, in welchem Frankreich damals sich befand. Die Mißbräuche in der Staatsverwaltung lagen durch die Thätigkeit der Presse nunmehr offen vor Jedermanns Augen, und eben deßwegen beruhigte sich das Volk nicht mehr dabei, wie es so lange geschah, sondern man forderte allmählig Abhülfe. Dazu kam noch der wichtige Umstand, daß die Finanzen des Staates in einer ganz verzweifelten Lage waren, ja daß selbst die Leiter derselben das Geständniß ablegten, die nothwendigen Ausgaben mit den Einnahmen nicht mehr decken zu können. Während nun die Staatsmänner nach Mitteln suchten, die Finanzen zu verbessern oder vielmehr den Staatsbankerott zu verhüten, forderte der denkende Theil des Volkes fortwährend Abstellung der Mißbräuche in der Staatsverwaltung. Endlich fanden beide Verhältnisse einen Berührungspunkt, indem sogar Minister erklärten, daß ohne eine wesentliche Veränderung der Staatszustände selbst den gänzlich zerrütteten Finanzen nie mehr aufzuhelfen sei.

Friedrich II. von Preußen hatte in seiner Weisheit und Staatserfahrung vorausgesehen, daß der französische Thron ohne Wiederherstellung der finanziellen Ordnung den größten Gefahren ausgesetzt sei; allein seine Rathschläge der Sparsamkeit kamen theils zu spät, theils konnten sie an einem Hofe kein Gehör finden, wo der eigene Minister Ludwigs XVI., der erleuchtete und menschenfreundliche Turgot, mit ähnlichen Ermahnungen nicht durchzudringen vermocht hatte. Unaufhaltsam gingen also die Zustände Frankreichs einer Katastrophe entgegen, und ein Ereigniß beschleunigte dieselbe noch bedeutend. Die englischen Kolonien in Nordamerika, seit 1767 mit dem Mutterlande in heftigem Streit begriffen, hatten sich endlich für unabhängig erklärt und die republikanische Regierungsform angenommen, und in dem Kriege, welcher hierüber entstand, war Frankreich, aus Eifersucht auf die englische Macht, für die Kolonien als Bundesgenosse aufgetreten. Diese Einmischung Frankreichs in den amerikanisch-englischen Krieg wirkte nach einer doppelten Richtung auf die französischen Zustände selbst zurück, indem eines Theils durch die Erscheinung nordamerikanischer Staatsmänner in Frankreich, welche von dem Volke als die Repräsentanten der Freiheit begrüßt wurden, so wie später durch die Rückkehr der Franzosen, welche in Nordamerika für die Freiheit gefochten hatten und mit Begeisterung für sie sprachen, die freisinnigen Ideen einen neuen, lebhaften Aufschwung erhielten. Die Geldnoth zwang nun den Hof Ludwigs XVI., die Verwaltung der Finanzen dem Banquier Necker, einem Manne von bürgerlichen Gewohnheiten und liberalen Gesinnungen, anzuvertrauen; als aber auch Necker, der ebenfalls Ersparungen und zugleich Besteuerung des Adels verlangte, wegen Veröffentlichung einer Schrift über die Lage der Finanzen (compte rendu) im Jahre 1781 seine Entlassung erhielt, ward die Mißstimmung im Volke beträchtlich vermehrt. Diese stieg noch, als Necker im Jahre 1784 ein noch umfassenderes Werk über den Zustand der Finanzen (traité de l'administration des finances) in einer ungeheuern Masse von Exemplaren verbreitete.

Inmitten der allgemeinen Gährung, welche nun ganz ſichtbar hervortrat, verfiel Calonne, welcher 1787 die Finanzen leitete, auf den Gedanken, durch eine Verſammlung der Ariſtokratie des Landes, der ſogenannten Notabeln, der allgemeinen Noth abzuhelfen. Der Plan kam 1787 wirklich zur Ausführung, hatte indeſſen nur die Folge, daß ſich die Meinung bildete, der gefährlichen Lage des Staates könne einzig und allein durch eine Zuſammenberufung der Stände des Reichs gründlich abgeholfen werden. Nachdem endlich das Parlament in Paris die Berufung der Reichsſtände 1788 förmlich gefordert hatte, und nunmehr ernſtliche Unruhen zu befürchten waren, ſo wurde Ludwig XVI. wirklich genöthiget, die Stände, welche ſeit 1614 nicht mehr gehört worden waren, auf den 1. Mai 1789 einzuberufen. Dieſe politiſche Körperſchaft gehörte noch den mittelalterlichen Einrichtungen an, und war aus drei Ständen, dem Adel, der Geiſtlichkeit und den Städten zuſammengeſetzt. Der dritte Stand, den man in Frankreich auch ſo nannte (tiers état), hatte die größte Bedeutung, weil er, den Bevorrechteten gegenüber, die ganze Maſſe des eigentlichen Volkes vertrat, und nach den damals ſchon ſo ſehr verbreiteten Ideen vorzugsweiſe die Nation ſelbſt darſtellte. Da man die Einrichtung getroffen hatte, daß der dritte Stand doppelt ſo viel Abgeordnete ernannte, als einer der übrigen, ſo kam rückſichtlich des Einfluſſes der drei Stände alles darauf an, ob ſie nur eine Verſammlung bilden, und darin nach Köpfen ſtimmen, oder ob jeder Stand für ſich berathen und die Schlußfaſſungen nach der Mehrheit der Stände ſich richten würden. Im erſtern Falle hatten natürlich die Mitglieder des dritten Standes durch ihre doppelte Anzahl ein großes Uebergewicht, während im letztern Falle die Vereinigung der beiden andern Stände alle Beſchlüſſe des dritten unwirkſam machen konnte. Die bürgerlichen Abgeordneten wußten ſehr genau, daß ſie von der öffentlichen Meinung in ganz Frankreich als die eigentlichen Vertreter der Nation angeſehen würden, ſie kannten ferner die ungeheure Macht, welche die freiſinnigen Ideen bereits in allen Stufen der Geſellſchaft erlangt hatten, und wußten darum, daß ſie auch unter den bevorrechteten Ständen einzelne Anhänger finden, alſo ganz unzweifelhaft die Mehrheit erlangen würden, wenn alle drei Stände zugleich, und zwar nach Köpfen, abſtimmen. Sie verlangten daher dieſe Art der Abſtimmung ſehr hartnäckig, und beſchloßen, dieſelbe um jeden Preis durchzuſetzen, als die Abgeordneten des Adels Widerſtand leiſteten. Der Kampf brach bei der Prüfung der Vollmachten ſämmtlicher Deputirten aus, und endigte, unter dem Einfluſſe der gänzlichen Umgeſtaltung, welche durch die neuen Ideen über Kirche und Staat in den Meinungen vor ſich gegangen war, mit dem Siege des dritten Standes. Letzterer ging nun noch einen Schritt weiter und brachte es bald nach dem Zuſammentritt der Stände dahin, daß ſich dieſe überhaupt für eine unzertrennliche Körperſchaft erklärten, welcher der Name „Nationalverſammlung“ beigelegt wurde. Mit der alten Zeit, ihren Einrichtungen und Ideen, war nun entſchieden gebrochen, eine ganz neue Art der Volksvertretung konſtituirt, und die Bahn einer gänzlichen Staatsveränderung unwiderruflich betreten. Man ſprach jetzt nicht mehr davon, daß die Nationalverſammlung nur die finanzielle Noth beſeitigen möge, ſondern man forderte beſtimmt, daß ſie Frankreich eine neue Verfaſſung geben ſoll.

Alle dieſe Schritte der freiſinnigen Richtung, und namentlich die Erhebung der Generalſtände zu einer förmlichen Nationalverſammlung, wurden in ganz Frankreich mit unſäglichem

Begeiſterung aufgenommen. Beſtürzt hierüber und vor den Folgen zitternd, welche nun deutlich vorherzuſehen waren, ſuchte der Hof Ludwigs XVI. dem Sturme der Ideen noch einen Damm entgegenzuſetzen, allein, wie immer, ſchwach und ſchwankend in ſeinen Entſchlüſſen, zeigte er auch bei dieſem Verſuche keine Heftigkeit, und erwirkte daher nicht den mindeſten Erfolg. Man beſchloß zwar dem Volke durch Entwicklung militäriſcher Macht zu imponiren, und gab Befehl, mehrere Regimenter in der Gegend von Paris zuſammenzuziehen. Da man indeſſen von der Militärmacht keinen ernſtlichen Gebrauch zu machen wagte, und doch Gewaltthätigkeiten im Einzelnen nicht zu verhindern wußte, ſo wurde das Volk dadurch nur noch mehr gereizt, und brach am 14. Juli 1789 in Paris zur förmlichen Empörung aus. Man ſtürmte das Staatsgefängniß, die Baſtille genannt, gleichſam als ein Sinnbild der Tyrannei, und zerſtörte daſſelbe. Nunmehr verließ die Bewegung die Bahn friedlicher Reform gänzlich, und ging entſchieden in die der Revolution oder der Staatsumwälzung über. Bisher war nur von der Abſtellung der Mißbräuche die Rede geweſen, man wollte eine gerechte Regierung, Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, Ordnung des Staatshaushaltes und Verminderung der Volkslaſten durch Sparſamkeit des Hofes und Beiziehung der Bevorrechteten zur Beſteuerung. Jetzt hingegen kamen allmählig die Ideen einer vollkommnen Gleichheit aller Menſchen zum Vorſchein, und man wollte in Frankreich keinen bevorrechteten Stand, insbeſondere keinen Adel mehr dulden. Auch hiebei blieb man noch nicht ſtehen, ſondern ſuchte die in Frankreich eingetretene Bewegung auch auf die übrigen Völker auszudehnen, und zu einer Angelegenheit der geſammten Menſchheit zu erheben. Bei den heftigſten Anhängern der neuen Ideen ging die Begeiſterung nun alsbald zur Schwärmerei und zum wirklichen Irrſinn über; den Beſchwerden über Volksbedrückung folgten ſeltſame Ausfälle gegen die Tyrannen in allen Theilen der Erde, dieſen miſchten ſich Verwünſchungen, ſowie Drohungen bei, und es blickten ſchon Spuren blutiger Rachſucht durch.

Selbſt in der National-Verſammlung gehörten ſchon einzelne Mitglieder einer ſolchen ausſchweifenden Richtung an; indeſſen die Mehrheit bewahrte, trotz ihrer entſchiedenen Freiſinnigkeit, deſſenungeachtet noch die Beſonnenheit, und eröffnete ruhig das Werk der Regeneration Frankreichs. Von Reformen im Einzelnen, alſo auch von der Beibehaltung der alten Verfaſſung Frankreichs, unter Verbeſſerung deren Mängel, konnte nun keine Rede mehr ſein, ſondern es mußte die Staatseinrichtung vom Grunde aus verändert werden. Damit beſchäftigte ſich die National-Verſammlung mitten unter der furchtbarſten Aufregung und Stürmen aller Art ununterbrochen, bis ſie ein ungeheures Werk der Reform wirklich zu Stande gebracht hatte. Nachdem unermeßliche Maaßregeln durchgeſetzt worden waren, nachdem der Adel Frankreichs ſeine vorzüglichſten Rechte auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegt hatte, und ſämmtliche Güter der Geiſtlichkeit eingezogen worden waren, ſo wurden durch die entworfene neue Conſtitution auch die alten Provinzen Frankreichs aufgehoben, und die geſammte Bevölkerung zu einer einheitlichen und untheilbaren Nation erhoben und in Departemente abgetheilt. An der Spitze der Staatsverwaltung blieb mit ſehr beſchränkten Rechten der König ſtehen, dagegen wurden alle Feudalrechte abgeſchafft, das Recht der Erſtgeburt aufgehoben, und eine völlige Gleich-

heit vor dem Gesetz eingeführt. Die neue Verfassung verbürgte unter Aufhebung aller willkührlichen Verhaftungen die persönliche Sicherheit, gewährte in Religions-Angelegenheiten vollkommne Duldung, führte die Preßfreiheit ein, schaffte alle Klöster ab, erklärte unter Aufhebung der Zünfte die Gewerbefreiheit für ein Staatsgrundgesetz, verbot den fernern Gebrauch der Tortur, führte im Criminalproceß das Institut der Geschwornen sowohl für das Urtheil, als für die Anklage ein, und ordnete eine völlige Gleichheit der Besteuerung nach Verhältniß des Vermögens an.

Es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß die constituirende National-Versammlung in Frankreich bei der Gründung dieser Einrichtungen von den besten Absichten ausging, und daß verschiedene Theile der neuen Gesetzgebung entschieden sehr zweckmäßig waren. Ihr vorzüglichstes Verdienst bestand darin, daß endlich mit den Ueberlieferungen der germanischen Urzeit entschieden gebrochen wurde. Bis jetzt waren allerdings schon die wesentlichsten Umwandlungen erzielt, ungeheure Fortschritte vermittelt worden; doch einige Ueberbleibsel der Leibeigenschaft hatten sich unter milderen Formen immer noch behauptet, und einen zu schroffen Abstand des Volks selbst von wissenschaftlich-gebildeten Männern anderer Stände aufrecht erhalten. Dieser Uebelstand wurde nun vollends beseitigt, der Würde des Menschen ihr volles Recht eingeräumt.

Wenn man sich erinnert, welche geistige Bewegung durch die wieder auflebende Literatur, sowie durch die Reformen Friedrichs II. und Josephs II. in Deutschland bereits eingetreten war, so wird man einsehen, wie die Wirkung der französischen Regeneration unter solchen Umständen auf Deutschland beschaffen sein mußte. In der That war die Freude aller höher stehenden Männer über den ersten, noch reinen Aufschwung des französischen Volkes ungemein groß; sie stieg bei manchen bis zum Jubel und zur Begeisterung, und man glaubte von vielen Seiten, daß von jetzt an für alle civilisirten Völker eine bessere Zukunft anhebe. Man sprach den Franzosen in ihrem großen Unternehmen Muth und Ausdauer zu, und Dichter ersten Ranges, wie Klopstock, begrüßten die neue, denkwürdige Erscheinung mit erhabenen Gesängen. Eine Theilnahme der Art an den Begebenheiten des Nachbarlandes konnte den deutschen Regierungen natürlich nicht gleichgültig sein; indessen so lange sich jene Theilnahme nur unter den Gelehrten und höhern Ständen äußerte, ohne auf das Leben selbst unmittelbaren Einfluß auszuüben, mochte der Sache noch eine geringere Wichtigkeit beigelegt werden. Wesentlich anders mußte das Urtheil dagegen ausfallen, wenn die Aufregung dem Volke sich mittheilen würde. Das war nun keineswegs unmöglich, denn die Grundsätze, welche seit dem Beginn der französischen Staatsumwälzung ausgesprochen, vertheidiget und verbreitet wurden, waren von einer Seite wirklich zu billig, und von anderer offenbar so verführerisch, zugleich gingen die überraschenden Siege der freisinnigen Richtung so leicht von statten, daß das Beispiel der Franzosen recht wohl in Deutschland Nachahmer finden konnte. Dieß bestätigte sich auch bald.

Die Einwohner des Hochstifts Lüttich hatten seit dem Jahre 1787 mit ihrer Regierung einen an sich unbedeutenden Streit über die Frage, ob das Zulassen von Spielbanken und Spielhäusern in dem Badeort Spaa, und die Polizei über diese Anstalten dem Landesherrn allein oder nur vorbehaltlich der Einwilligung und Mitwirkung der Stände zustehe? Im Verlaufe des Streites kamen von beiden Seiten weitere Beschwerden zum Vorschein, indem sich der Bürger überhaupt über ungebührliche Einmischung der Stände in die Regierung, und die Stände über

widerrechtliche Steuern, sowie andere Verletzungen der Landesverfassung beklagten. Als die Erörterungen bereits eine gewisse Bitterkeit angenommen hatten, traten die Erschütterungen in Frankreich ein mit allen ihren Forderungen von Gleichheit der Rechte, und namentlich der Beiziehung von Adel und Geistlichkeit zur Besteuerung. In diesen Grundsätzen fanden die Lütticher Stände die vollkommne Rechtfertigung aller ihrer Schritte, und sie forderten nunmehr, daß die Geistlichkeit, welche über die Hälfte des Grundeigenthums besaß, wie die Bürger besteuert werden solle. Der Bischof wies dieses Begehren nicht zurück, sondern ermahnte vielmehr die Geistlichkeit, die Lasten des Volkes durch Theilnahme an den Abgaben zu vermindern; allein die Massen waren durch die Begebenheiten in Frankreich schon so sehr aufgeregt, daß sie selbst die dargebotene friedliche Reform nicht abwarten wollten, vielmehr am 17. August 1789 zu den Waffen griffen, und eine bedeutende Umgestaltung der Landesverwaltung gewaltthätig durchsetzten.

Schon dieses Ereigniß erregte die Besorgnisse der deutschen Fürsten über die Einflüsse der französischen Staatsumwälzung in hohem Grade, bald aber kamen Umstände hinzu, welche ihre Unzufriedenheit noch bedeutend vermehrten.

Die Gebiete der Bisthümer, Stifte und geistlichen Diöcesen überhaupt waren nämlich auch zwischen Frankreich und Deutschland bisher nicht streng abgemessen worden, sondern es gehörten öfters französische Orte oder Bezirke zu dem Gebiete einer deutschen, geistlichen Herrschaft. Ebenso hatten viele deutschen Fürsten und Reichsstände noch lehensherrliche Rechte im Elsaß, Lothringen, Hennegau und der freien Grafschaft, an denen durch die Abtretung dieser Länder an Frankreich nichts geändert werden sollte. Seit dem westphälischen Frieden hatte die Krone Frankreich wohl die landesherrlichen Rechte in allen diesen Gebietstheilen allmählig an sich gezogen; doch selbst dieß war noch eine einseitige, von Kaiser und Reich keineswegs genehmigte Neuerung, die lehensherrlichen Rechte deutscher Fürsten und Herren in den fraglichen Gebietstheilen waren hingegen selbst von der französischen Regierung bisher geachtet worden. Allein die constituirende National-Versammlung dehnte ihre Beschlüsse der Einziehung aller geistlichen Güter und der Aufhebung aller Feudallasten auch auf die französischen Bezirke aus, welche zu deutschen geistlichen Herrschaften gehörten, und auf alle lehensherrlichen Rechte, welche deutsche Fürsten und Reichsstände in den an Frankreich abgetretenen Ländern besaßen.

Die Beeinträchtigten machten zuerst bei dem französischen Hof Vorstellungen; aber da der König bei dem besten Willen keine Abhülfe gewähren konnte, und die Entschädigungen, zu welchen die National-Versammlung sich erbot, theils unzureichend, theils sehr unsicher waren, so brachten die verletzten Reichsstände ihre Beschwerden bei dem Kaiser an. Unter diesen Umständen ließ schon das erste Auftreten der französischen Staatsumwälzung einen heftigen Zusammenstoß mit den Interessen Deutschlands befürchten.

Bevor wir jedoch die Folgen berichten können, müssen wir erst die Erzählung der deutschen Begebenheiten seit dem Tode Josephs II. nachholen.

Zwei und zwanzigstes Hauptstück.

Die Regierung Kaiser Leopolds des Zweiten.

(Vom Jahr 1790 bis 1792.)

Joseph II. hatte keine Kinder hinterlassen; die Nachfolge in seinen Erbstaaten fiel daher an seinen Bruder Peter Leopold, zu dessen Gunsten Maria Theresia ein selbstständiges Großherzogthum Toskana, als Ausstattung des nachgebornen Prinzen, gegründet hatte. In Preußen war auf Friedrich den Großen dessen Neffe, Friedrich Wilhelm II., gefolgt, und dieser hatte im Verhältnisse Preußens zu Oestreich die Politik seines Oheims bald nach seiner Thronbesteigung eifrig wieder aufgenommen. Besorgt über das gute Einverständniß Rußlands und Oestreichs, suchte Friedrich Wilhelm II. sich der ottomanischen Pforte zu nähern, und trat mit derselben im Januar 1790 wirklich in ein Bündniß. Da Oestreich mit der Türkei noch im Kriege begriffen war, so enthielt dieser Schritt Preußens eine feindselige Demonstration gegen erstere Macht, und Leopold machte Anfangs Anstalten, seine bewaffnete Macht in Böhmen zu verstärken. Dies hatte auch einige Rüstungen Friedrich Wilhelms II. in Schlesien zur Folge gehabt; indessen die französische Staatsumwälzung hatte bereits einen Gang genommen, welcher beiden Monarchen den Wunsch einflößte, sich einander wieder freundlich zu nähern. So sehr sich die Interessen derselben auch oft feindlich berührten, so konnte doch noch eine größere Gefahr aus den französischen Ereignissen für beide entspringen, demnach ein gemeinschaftliches Handeln zur Nothwendigkeit erhoben werden. Leopold schrieb daher im Frühling 1790 persönlich an den König von Preußen, und als letzterer die zuvorkommende Annäherung freundlich erwiederte, kamen über die Ausgleichung der türkischen Angelegenheit bald Unterhandlungen in Gang. Dieselben führten schon am 2. August 1790 in Reichenbach zum Abschluß eines Vertrags, wodurch die Bedingungen des künftigen Friedens zwischen Oestreich und der Pforte geordnet wurden.

Leopold war sogleich bei dem Antritt seiner Regierung fest entschlossen, die Niederlande, welche sich von der östreichischen Herrschaft losgerissen hatten, wieder zur Unterwerfung zu bringen; allein er wollte vor der Aussöhnung mit Preußen nichts ernstliches unternehmen, weil es ungewiß war, ob die Niederländer nicht etwa bei Friedrich Wilhelm II. Unterstützung finden würden. In einem besondern Artikel des Reichenbacher Vertrages hatte nun Preußen gegen das Versprechen einer Amnestie sich verpflichtet, gerade umgekehrt zu der Unterwerfung der Belgier mitzuwirken. Alle Hindernisse schienen daher gehoben zu sein, und Leopold sandte schon im Herbst 1790 ansehnliche Streitkräfte in die Niederlande. Mit Hülfe derselben wurde die östreichische Landesherrlichkeit in ganz Belgien schnell wieder hergestellt, die Regierung in Brüssel wieder eingesetzt, und das gesammte Land beruhigt. Leopold bestätigte nämlich die hergebrachte belgische

Verfassung, widerrief die meisten Verordnungen seines Bruders Joseph, und setzte die Zustände überhaupt großentheils wieder auf den alten Fuß.

Mittlerweile war in der Lütticher Angelegenheit die Einschreitung des Reichskammergerichts erfolgt, indem dieses nach der Flucht des Fürstbischofs die vorgefallenen Neuerungen für einen Landfriedensbruch erklärte, und den Executionstruppen des westphälischen Kreises den Auftrag ertheilte, die alte Verfassung des Hochstifts Lüttich mit Waffengewalt wieder herzustellen. Zu den Ständen des westphälischen Kreises gehörte auch der König von Preußen, als Besitzer von Cleve; dieser ließ daher zugleich mit den Kurfürsten von Köln und von der Pfalz Truppen in's Gebiet von Lüttich einrücken, suchte aber dabei den Aufstand durch versöhnliche Maaßregeln beizulegen. Da seine Mitstände umgekehrt auf den strengsten Mitteln bestanden, so zog er die preußischen Truppen wieder zurück, und nahm an der Vollziehung des kammergerichtlichen Befehls keinen weitern Antheil. Dieß hatte die Folge, daß das Kammergericht jetzt auch dem niedersächsischen Kreis zur gewaltsamen Unterdrückung des Lütticher Aufstandes Befehl ertheilte. In der That ließen nun die Kurfürsten von Mainz und Trier einige Tausend Soldaten zu den westphälischen Executionstruppen stoßen; allein die Lütticher, durch den Abzug der Preußen wieder ermuthigt, griffen jene Truppen an und schlugen sie zurück. Jetzt rief das Kammergericht die Einschreitung der östreichischen Regierung in Brüssel an, und da diese gerne Folge leistete, so wurde der Aufstand von Lüttich im Jahr 1791 durch überlegene Streitkräfte gänzlich überwältigt. So waren denn die ersten Maaßregeln gegen die revolutionären Ideen in Deutschland von einem vollständigen Erfolg begleitet, und dieser Umstand hatte in der Folge auf die Politik der Fürsten auch bei wichtigen Veranlassungen bedeutenden Einfluß.

Während dem die erzählten Begebenheiten vorfielen oder sich entwickelten, dachten die deutschen Kurfürsten an die Nothwendigkeit, den erledigten Kaiserthron wieder zu besetzen. Da keine besondere Gründe vorhanden waren, von der üblichen vorzugsweisen Berücksichtigung des Hauses Oestreich abzuweichen, so wurde Peter Leopold, der Nachfolger Josephs II. in den östreichischen Erbstaaten, auch zum Kaiser erhoben. Die Wahl erfolgte am 30. September 1790, und der neue Kaiser nahm als solcher den Namen Leopold II. an.

Unter den Angelegenheiten, welchen das Reichsoberhaupt zunächst seine Aufmerksamkeit widmen mußte, waren die Beschwerden verschiedener Stände gegen die französische National-Versammlung wegen Einziehung kirchlicher und lehensherrlicher Rechte eine der wichtigsten. Leopold II. war selbst mit der französischen Staatsveränderung nichts weniger als zufrieden; er zeigte daher den Beschwerdeführern wenigstens auf dem diplomatischen Wege eine große Theilnahme, und bot schon im December 1790 sein ganzes Ansehen auf, um ihre Sache vorerst im Wege der Güte bei dem französischen Kabinet zu vertreten. Da aber die Verwendung des Kaisers den erwünschten Erfolg keineswegs hervorbrachte, so ward die Sache im Jahr 1791 an den Reichstag zur Verhandlung gebracht. Die deutschen Fürsten waren wegen der Theilnahme, welcher sich manche Grundsätze der französischen Revolution in Deutschland zu erfreuen hatten, und wegen der sichtbaren Einwirkungen dieser Begebenheit überhaupt schon damals in großer Unruhe, und auf die französische National-Versammlung, als die Haupturheberin der Neuerung, sehr aufgebracht. Fast einstimmig erklärten daher die Reichsstände, daß die Erörterung der bemerkten Beschwerden

allerdings vor die Reichsversammlung gehöre. Hierauf wurde mit Stimmenmehrheit beschlossen, daß die französische National-Versammlung durch die Aufhebung lehensherrlicher oder kirchlicher Rechte, welche deutschen Fürsten oder Herren zustehen, die Würde des Kaisers und Reichs, sowie die Gerechtsame beider verletzt habe, daß das Reich verbunden sei, die beeinträchtigten Stände und Herren zu schützen, daß es aber dem Kaiser anheim zu stellen sei, ob und wie er seine Verwendung bei dem König von Frankreich im Namen des Reichs wiederholen möge, und bei man über weitere Mittel zur Abhülfe der Beschwerden in Berathung treten wolle. Zu gleicher Zeit ward der Kaiser jetzt schon angegangen, der Verbreitung revolutionärer Grundsätze in verfassungsmäßigem Wege entgegenzuwirken.

Bei dem Geiste, welcher sich bereits in ganz Frankreich kund gab, und die National-Versammlung zu einer festen Haltung bestimmen mußte, war eine wesentliche Nachgiebigkeit von dieser Seite nicht zu erwarten; die Beschlüsse des deutschen Reichstages deuteten daher schon jetzt auf einen künftigen Krieg. Es ist freilich richtig, daß der Reichskörper noch immer an seiner alten Schwerfälligkeit litt, und nicht leicht zu energischen Schritten zu bestimmen war, auch erwies der Kaiser persönlich große Mäßigung, und ging nicht gerne an eine ernstliche Feindseligkeit gegen Frankreich; allein verschiedene Umstände trugen noch dazu bei, die Spannung zu vermehren, und auf Gedanken und Vorbereitungen, wenn auch noch entfernt, hinzulenken. Als in Frankreich für den Hof keine Aussicht mehr übrig blieb, den Aufschwung des Volkes durch Waffengewalt niederzuhalten, flüchtete sich der jüngere Bruder des Königs, der Graf von Artois, in das Ausland, und seinem Beispiele folgten alsbald eine ganze Masse von Adeligen, Priestern und höhern Beamten. Diese Auswanderer oder Flüchtlinge hielten sich zuerst in Turin auf, und bestürmten von dort den Kaiser mit Bitten, sich in die französischen Angelegenheiten einzumischen, und den alten Zustand der Dinge mit Gewalt wieder herzustellen. Mit den revolutionären Grundsätzen Frankreichs war auch Leopold II. offenbar sehr unzufrieden, und er würde die Ausrottung derselben gewiß gerne gesehen haben, nur fürchtete er bei seiner Vorsicht die Wechselfälle eines Krieges. Da ihn aber die französischen Ausgewanderten aus den höchsten Ständen versicherten, daß die Neuerung in Frankreich eigentlich nicht Wunsch der Nation, sondern nur das Werk einiger Unzufriedenen sei, so verminderten sich seine Bedenklichkeiten gegen den Krieg schon einigermaßen. Nun fand vollends auch der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen an den neuen französischen Ideen großen Anstoß, und schien nicht abgeneigt zu sein, sich zum Schutze des monarchischen Princips mit Oestreich zu vereinigen; die andern deutschen Fürsten, namentlich diejenigen, welche durch Aufhebung der Feudalrechte beschädigt waren, drängten ebenfalls mehr oder weniger zu Feindseligkeiten, und alles schien daher einen Reichskrieg gegen Frankreich anzukündigen. Gleichwohl war der Kaiser nicht geneigt, sich in dieser Sache zu übereilen. Er wollte vielmehr mit der äußersten Vorsicht zu Werk gehen und womöglich alle europäischen Mächte zu gemeinschaftlichen Maaßregeln gegen die französischen Revolutionäre vereinigen, weil er einen Theil diesen dadurch Schrecken einzuflößen, und andern Theils Bundesgenossen für den Nothfall sich zu sichern hoffte. Als sich Leopold II. im Jahre 1791 in Italien befand, hatte er eine Unterredung mit dem Grafen von Artois, und verabredete mit demselben eine Aufforderung an sämmtliche europäischen Höfe im angegebenen Sinn. Diese wurde in einem Rundschreiben der

Kaisers von Padua aus am 18. Mai 1791 erlassen, und enthielt die Einladung, daß die vorzüglichsten Mächte Europa's sich mit dem Kaiser vereinigen möchten, um zu erklären, daß sie die Sache des Königs von Frankreichs als ihre eigene betrachten, die Wiedereinsetzung desselben in seine volle Freiheit fordern, und im Falle der Verweigerung oder weiterer Anschläge gegen den König ihre volle Macht aufbieten würden, um dem Skandal der Usurpation und des Aufruhrs ein Ziel zu setzen. Ein weiteres Ereigniß beförderte noch diese Stimmung, und bereitete endlich ein Bündniß zwischen Oestreich und Preußen vor. Ludwig XVI. hatte nämlich einen Versuch gemacht, dem Beispiele seines Bruders Artois zu folgen, und sich mit seiner Familie in das Ausland zu flüchten. Er war am 27. Juni 1791 abgereist, in Varrennes aber angehalten und nach Paris zurückgebracht worden. Von jetzt an wurde die Ausübung der königlichen Gewalt bis zur förmlichen Genehmigung der neuen Constitution, welche noch nicht ganz vollendet war, suspendirt, zugleich der König zwar höflich behandelt, doch sorgfältig beaufsichtigt. Die französischen Ausgewanderten erklärten dagegen den Zustand des Königs für eine förmliche Gefangenschaft, und diese Ansicht theilte sich auch den deutschen Höfen mit.

Wegen der Gefahr, die aus einer solchen Lage der Dinge für das gesammte monarchische Europa zu entspringen schien, hielt es der Kaiser Leopold II. nunmehr für nöthig, über die Mittel der Abhülfe mit den andern Höfen sich zu berathen, und vor allem mit dem Könige von Preußen sich näher zu benehmen. Zu dem Ende ward eine Zusammenkunft Leopolds II. mit Friedrich Wilhelm II. in Pilnitz veranstaltet, welcher auch der Graf von Artois beiwohnte. Ein bestimmter Entschluß zum Kriege ward bei dieser Berathung von beiden Seiten noch nicht gefaßt, sondern sie vereinigten sich nur zu der Erklärung, daß es im Interesse aller europäischen Souveräne liege, den König von Frankreich in seine volle Freiheit und monarchische Gewalt wieder eingesetzt zu sehen. Nachdem ferner die Hoffnung ausgesprochen ward, daß alle Souveräne zur Erreichung dieses Zweckes beiwirken würden, folgte die weitere Erklärung beider Monarchen, daß sie selbst zur Wiederherstellung der königlichen Gewalt in Frankreich mit ihrer Militärmacht beizutragen entschlossen seien, und deßhalb ihre Truppen in Bereitschaft setzen würden.

Es ist nicht wohl einzusehen, welchen Zweck ein Manifest der Art eigentlich haben sollte; war man wirklich zum Einschreiten entschlossen, so mußte man handeln, statt drohen. Man scheint also durch Drohungen den Franzosen Schrecken einzuflößen gehofft haben; allein man bedachte nicht, welche Beleidigung ein solcher Schritt alsdann für die Nationalehre Frankreichs sei, auch bewies man nur, wie wenig man die Stimmung des französischen Volkes und überhaupt die eigentliche Lage der Dinge kenne. Die Erklärung von Pilnitz konnte daher schon an sich nur üble Folgen haben; diese wurden jedoch noch vermehrt, weil die französischen Ausgewanderten über das Manifest ein Freudengeschrei aufschlugen, und dasselbe mit übermüthigen Bemerkungen gegen die Nationalversammlung dem Könige von Frankreich zusendeten.

Kurz nach der Conferenz von Pilnitz war die neue Constitution Frankreichs vollendet und von dem König am 13. September 1791 feierlich beschworen worden. Ludwig XVI., in seine königliche Gewalt wieder eingesetzt, war zu der Eidesleistung persönlich in der Nationalversammlung erschienen, und hatte später allen fremden Höfen angezeigt, daß er die Constitution

freiwillig angenommen habe. Die Voraussetzung der auswärtigen Kabinete, daß der König nicht frei sei, schien daher durchaus nicht mehr haltbar zu sein, und dadurch fiel die Demonstration von Pilnitz in sich selbst zusammen. In der That wollte man jetzt jenem Manifeste einen andern Sinn unterlegen, und der Kaiser erklärte endlich in einem Rundschreiben an die Höfe vom 12. November 1791, daß durch die Annahme der Constitution von Seite des Königs von Frankreich die Lage der Dinge als wesentlich verändert erscheine, und daß vor der Hand keine Gefahr für das monarchische Princip vorhanden sei. So schien denn alles sich wieder friedlich zu gestalten; allein von einer andern Seite reizte man fortwährend zum Krieg, bis derselbe endlich unvermeidlich wurde.

Der Kurfürst von Trier hatte nämlich den geflüchteten französischen Prinzen sowie andern Ausgewanderten den Aufenthalt in seinem Lande gestattet, und in Folge dieser Erlaubniß hatte sich vorzüglich in Koblenz eine große Masse von Flüchtlingen versammelt. Diese bildeten dort gewissermaßen einen Hof und beschäftigten sich sogar mit Kriegsrüstungen. Als die officielle Erklärung Ludwigs XVI. erschien, daß er die neue Constitution angenommen habe, protestirten seine Brüder in Koblenz nicht nur öffentlich gegen die Gültigkeit eines solchen Schrittes, weil der König ihre Rechte nicht vergeben könne, sondern behaupteten auch, daß es dem Könige mit der Annahme der Verfassung nicht Ernst sei, derselbe vielmehr nur gezwungen gehandelt habe. Ein solcher Schritt mußte in Frankreich das Mißtrauen gegen den König, welches ohnehin schon groß war, noch bedeutend vermehren. Als nun vollends fremde Höfe, namentlich Rußland und Spanien, mit dem Emigranten-Hofe in Koblenz fast diplomatische Verbindungen anknüpften, als der Kurfürst von Trier die Ausgewanderten ziemlich offen begünstigte und die Flüchtlinge ihre Kriegsrüstungen ungestört fortsetzten, so beschwerte sich die französische Regierung bei dem Kaiser, sowie bei dem Kurfürsten von Trier über die Begünstigung der Ausgewanderten, und forderte die Entfernung derselben von den französischen Grenzen. Leopold II. verbot zwar die Rüstungen der französischen Flüchtlinge in den östreichischen Niederlanden; allein der Kurfürst von Trier gab auf das Verlangen der französischen Regierung keine genügende Erklärung und als ihm hierauf die französische Regierung mit Waffengewalt drohte, so suchte er für den Fall eines wirklichen Angriffs die Hülfe des Kaisers nach. Obgleich der Letztere gegen Frankreich in der Emigranten-Frage sich willfähriger bezeigt hatte, ertheilte er dennoch seinem Feldmarschall Bender in den Niederlanden den Befehl, dem Kurfürsten von Trier zu Hülfe zu eilen, wenn derselbe von Frankreich angegriffen werden sollte. Dieser Befehl erfolgte freilich unter der Voraussetzung und Bedingung, daß der Kurfürst von Trier die Rüstungen der französischen Ausgewanderten nicht ferner dulde; dessenungeachtet vermehrte der Schritt des Kaisers die gegenseitige Spannung zwischen Frankreich und Deutschland.

Auf die constituirende Nationalversammlung in Frankreich, welche nach Vollendung der neuen Verfassung am 20. September 1791 aufgelöst wurde, folgte eine andere nach dieser Verfassung gewählte Volksvertretung, die unter dem Namen der gesetzgebenden Versammlung bekannt ist. In derselben befanden sich schon viele heftige Demokraten, und diese wünschten den Krieg mit Deutschland, weil sie darin das sicherste Mittel zu finden glaubten, das demokratische Princip nicht nur in Frankreich zu befestigen, sondern auch im Auslande zu verbreiten. Der

Kaiser Leopold II. hatte der französischen Regierung nicht verhehlt, daß er seinem Feldmarschall Bender nöthigenfalls die Unterstützung des Kurfürsten von Trier befohlen habe, sondern dieß in einer Note vom 21. December 1791 anerkannt. Als nun hierüber in der gesetzgebenden Versammlung zu Paris berathen wurde, so verlangten die heftigen Demokraten, daß man sofort den Krieg erklären soll. Ihrem Verlangen wurde zwar noch nicht stattgegeben; allein die Versammlung beschloß am 25. Januar 1792, daß der Kaiser zu der Erklärung aufgefordert werden soll, ob er jedem Bündniß gegen Frankreich entsage, und daß der Krieg als eröffnet anzunehmen sei, wenn bis zum 4. März 1792 keine genügende Entschließung erfolge. Jetzt hielt es auch Leopold II. für angemessen, sich zu rüsten, und er schloß am 7. Februar 1792 mit dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen einen Schutz- und Trutzvertrag, worin unter andern festgesetzt wurde, daß Oestreich 180,000, Preußen hingegen 60,000 Mann stelle, um den König von Frankreich in seine volle monarchische Gewalt wieder einzusetzen.

Das französische Ministerium erhielt bald Nachricht von dem Abschluß des Vertrages, und forderte von der kaiserlichen Regierung eine Erklärung hierüber. In der Antwort auf diese Aufforderung bemerkte der Fürst Kaunitz, als östreichischer Minister, daß die revolutionären Grundsätze Frankreichs die einzigen Ursachen der Vorsichts-Maßregeln der deutschen Regierungen seien, und daß der Friede davon abhängen werde, ob die französische Staatsgewalt in den Händen von Revolutionären bleibe oder zum monarchischen Princip zurückkehre? Obgleich hierdurch ein Principienkrieg geradezu in Aussicht gestellt war, schien sich dennoch noch ein Mal eine Aussicht zur Erhaltung des Friedens darzubieten.

Dem Verlangen der französischen Regierung, den feindseligen Rüstungen der Ausgewanderten in Deutschland zu steuern, war nämlich im Wesentlichen endlich entsprochen worden, da nicht nur der Kaiser, sondern auch der König von Preußen, die Reichsstände und selbst der Kurfürst von Trier die Werbungen und Bewaffnungen der Emigranten verboten hatten; eine Ursache zum Krieg konnten daher zunächst nur die Beschwerden einzelner deutschen Fürsten über Einziehung lehensherrlicher Rechte sein, und in dieser Hinsicht zeigte sogar die Nationalversammlung unerwartet gemäßigte Gesinnungen. Sie bot nämlich den Beeinträchtigten eine billige Geld-Entschädigung an, und ermächtigte die Regierung, hierüber Unterhandlungen einzuleiten. Einige Fürsten, namentlich der Herzog von Zweibrücken, der Fürst von Löwenstein und der Herzog von Württemberg nahmen die Entschädigung auch an; die übrigen verwarfen sie zwar als ungenügend; dessenungeachtet wäre der Friede vielleicht noch erhalten worden, da der Kaiser, auf dessen Hülfe die widerstrebenden Fürsten bauten, im Grunde doch keine besondere Lust zum Kriege hatte, sondern mehr diplomatisch zu Werke ging. Indessen schon am 1. März 1792 starb Leopold II., und jetzt nahm die Sache bald eine andere Wendung.

Drei und zwanzigſtes Hauptſtück.

Ausbruch des Revolutions-Krieges. Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig.

(1792.)

In den öſtreichiſchen Erbſtaaten war der Nachfolger Leopolds deſſen Sohn Franz, ein Mann von großer Herzensgüte und gutem Willen, doch ohne höhere Geiſtesvorzüge und mehr für das Privatleben, als für die Regierung eines verwickelten Reiches geſchaffen. Schon als Prinz hatte er ſich lieber mit kleinen techniſchen Arbeiten, als mit tiefen StaatsStudien beſchäftiget; als er die Regierung antrat, wollte er auch nicht ſeinen einfachen Gewohnheiten entſagen. Die Folge dieſer Eigenſchaften war, daß er den Männern, welche ſein Vertrauen beſaßen, die Leitung der Regierungs-Geſchäfte in ziemlich ausgedehnter und unabhängiger Art überließ. Bei dem Tode ſeines Vaters war noch der Fürſt Kaunitz oberſter Miniſter, und blieb es auch für das Erſte; allein den größten Einfluß auf den neuen Regenten und alſo die Regierung ſelbſt hatte der frühere Oberhofmeiſter oder Erzieher deſſelben, der Graf von Colloredo. In Beziehung auf das Verhältniß Oeſtreichs zu Frankreich zeigte ſich ſogleich bei den erſten Schritten der neuen Regierung, daß ſie den franzöſiſchen Ausgewanderten noch größere Theilnahme bezeigte, als Leopold II., und gegen die Gefahren des Krieges weniger Bedenklichkeiten hegte. Franz von Oeſtreich, zunächſt nur König von Böhmen und Ungarn, erwies den franzöſiſchen Prinzen ſogleich die Ehre, ihnen das Ableben ſeines Vaters in einem beſondern Schreiben anzuzeigen. Darin bemerkte er freilich nur, daß er in ihrer Angelegenheit die Grundſätze ſeines Vaters befolgen werde; indeſſen es zeigte ſich bald, daß er weiter zu gehen geſonnen ſei. Auf eine weitere Vorſtellung der franzöſiſchen Regierung in Beziehung auf eine Coalition der Mächte gegen Frankreich und die Rüſtung in Oeſtreich, welche ſie am 1. März 1792 erließ, antwortete der Staatskanzler Fürſt von Kaunitz in einer Note vom 18. März durchaus abſchlägig, und zwar in einem ſehr entſcheidenden Tone. Was die militäriſchen Vorbereitungen betreffe, ſo ſeien ſie zu unbedeutend, um für Kriegsrüſtungen zu gelten, da aber, wo ſie es wären, durch Frankreich ſelbſt hervorgerufen; das Bundesverhältniß zu andern Mächten könne dagegen nicht eher aufgehoben werden, als bis Frankreich wieder eine geordnete monarchiſche Regierung herſtellen werde.

Bisher war das franzöſiſche Miniſterium immer noch gemäßigt geweſen, und von den heftigen Demokraten ſogar eines Einverſtändniſſes mit Oeſtreich oder wenigſtens der abſichtlichen Verzögerung der diplomatiſchen Unterhandlungen und zu großer Lauheit beſchuldigt worden; am 17. März 1792 trat aber in Folge der ſteigenden Volksaufregung eine neue Verwaltung aus Mitgliedern der Oppoſition ein. In dieſem Kabinet leitete Dumouriez, ein Mann ohne Grundſätze, doch von vielen Talenten, die auswärtigen Angelegenheiten. Dumouriez kannte den

überwiegenden Einfluß, welchen die heftigen Demokraten in Frankreich über die Massen bereits ausübten, und suchte sich auf sie zu stützen. Um ihnen noch gefällig zu sein, ging er sogleich auf ihre kriegerischen Absichten ein, und nahm selbst in den diplomatischen Noten eine Sprache an, wie sie wünschen mochten. Der französische Gesandte in Wien erhielt sogleich Befehl, von der östreichischen Regierung eine entscheidende Erklärung zu fordern, ob sie auf den Grundsätzen ihrer Note vom 18. März 1792 beharre? Graf von Cobenzl ertheilte die Antwort des östreichischen Hofes und zwar, wie Dumourier in seinen Memoiren erzählt, auf eine trockene, kurze und harte Weise. Ja man ging jetzt sogar noch weiter, als in der Note vom 18. März, und forderte als Bedingung des Friedens die Rückkehr zur alten französischen Monarchie, Wiederherstellung des Adels und der Geistlichkeit, als Stände des Reichs, Zurückgabe der geistlichen Güter und aller lehensherrlicher Rechte, welche deutsche Fürsten im Elsaß und Lothringen besitzen, sowie endlich die Wiederabtretung Avignon's an den Pabst.

Da sich das östreichische Kabinet in solcher Weise geradezu in die innern Angelegenheiten Frankreichs mischte, so hätte es schon dem frühern gemäßigten Ministerium schwer fallen müssen, nunmehr den Bruch zu verhindern; der neuen Verwaltung gegenüber war aber das Verlangen des Grafen von Cobenzl so gut wie eine förmliche Ausforderung. Dumourier und seine Kollegen nahmen dieselbe nicht bloß an, sondern wollten auch mit der wirklichen Erklärung des Krieges zuvorkommen. In einem Bericht an den König vom 18. April 1792, worin er den Verlauf und das Ergebniß der diplomatischen Verhandlungen mit Oestreich darstellte, beantragte Dumourier, daß sich der König sofort in die Nationalversammlung begebe, und derselben die Kriegs-Erklärung gegen Oestreich vorschlage. Am 20. April erschien Ludwig XVI., von sämmtlichen Ministern umgeben, wirklich in der gesetzgebenden Versammlung und verlangte die Eröffnung des Krieges. Dieser Antrag wurde mit Freuden aufgenommen und nach einer unverzüglichen Berathung noch am gleichen Tage in der Nacht angenommen. Der Beschluß, daß an Oestreich der Krieg erklärt sei, wurde sogleich ausgefertiget und am nächsten Tage (21. April) von dem König bestätiget.

In den Noten des Fürsten Kaunitz war bisher immer ein Unterschied zwischen der aufrührerischen Faction in Frankreich und der lojalen ordnungsliebenden Bevölkerung gemacht, der letzten Unterstützung zugesichert und ihre Mitwirkung zur Wiederherstellung der Ordnung in Anspruch genommen worden. Das französische Kriegs-Manifest bediente sich nun desselben Kunstgriffs in entgegengesetzter Richtung, indem es aussprach, daß das französische Volk die Waffen nicht zur Eroberung, sondern nur zur Vertheidigung seiner Freiheit ergreife, daß der Krieg nicht einer Nation, sondern nur einem ungerechten König gelte, und daß die Franzosen die gleichgesinnten Völker als ihre Brüder ansehen. Wollten also früher die östreichischen Noten die französische Nation für den Kriegsfall trennen, so zeigten die Franzosen jetzt eine gleiche Absicht rücksichtlich der Bevölkerung Deutschlands, und es kamen also schon Spuren einer Freiheits-Propaganda zum Vorschein.

Obgleich der Wiener Hof in einer Art aufgetreten war, welche den Krieg unvermeidlich machen mußte, so hatte man doch noch wenig für die Zusammenziehung größerer Streitkräfte gethan, die Franzosen gewannen also Zeit, zur Abwehr des Angriffes ungewöhnliche Mittel in

Bewegung zu ſetzen. Am 4. Mai 1792 forderte Oeſtreich zwar ſogleich das deutſche Reich zur Beihülfe auf, weil der Krieg hauptſächlich wegen der Beeinträchtigung mehrerer Stände ausbreche; allein der Reichskrieg war noch nicht erklärt, und es beſtand nicht einmal die Ausſicht, daß ſolches ſogleich geſchehen werde. Dagegen unterſtützte Preußen die Sache des Wiener Hofes ſehr eifrig. Schon am 26. Juni 1792 erließ Friedrich Wilhelm II. die officielle Erklärung, daß er ſeine Waffen mit denen des Königs von Böhmen und Ungarn gegen Frankreich vereinige. In dieſem Manifeſte war als erſter Beweggrund zum Krieg der Eingriff vorangeſtellt, welchen Frankreich in die lehensherrlichen Rechte deutſcher Fürſten im Elſaß und Lothringen ſich erlaubt habe, und alsdann kam der Hauptbeweggrund, daß durch die revolutionären Grundſätze Frankreichs ganz Europa in Gefahr geſetzt ſei. Faſt noch beſtimmter, als Oeſtreich, erklärte der König von Preußen, daß er der Unordnung in Frankreich ſteuern, das monarchiſche Princip dort in ſeine Rechte wieder einſetzen und dadurch die übrigen europäiſchen Throne vor einem gewaltſamen Umſturz bewahren wolle. Es war ſohin der Principien-Krieg, welcher von beiden Theilen mit Beſtimmtheit erklärt wurde. Nunmehr gingen ſowohl Oeſtreich, als Preußen an die nähern Vorbereitungen zum Krieg; man unterſtützte die franzöſiſchen Emigranten in ihren Rüſtungen, und verabredete gemeinſchaftlich den Feldzugsplan. Nachdem beſchloſſen worden war, daß eine große öſtreichiſch-preußiſche Armee gemeinſchaftlich handeln und dem Oberbefehl des Herzogs von Braunſchweig untergeordnet werden ſoll, wurden auch die Rüſtungen des deutſchen Reichs, doch nicht mit beſonderem Erfolg, betrieben. Doch bevor die Armee des Herzogs von Braunſchweig in das Feld rücken konnte, hatten die Franzoſen die Feindſeligkeit ſchon in den Niederlanden eröffnet.

Schon bei dem Beginn des Zerwürfniſſes mit Oeſtreich, und zwar mit dem Anfang des Jahres 1792, hatte die franzöſiſche Regierung drei Heere an den Grenzen gebildet, wovon das eine, die Nordarmee bei Valenciennes, von Rochambeau, das zweite an der Moſel und Maas von Lafayette, und das dritte in Elſaß und Lothringen von Luckner befehliget wurde. Dumouriez hatte für die Operationen dieſer Heere einen Plan entworfen, und dabei nach dem Beiſpiele der Lütticher vorzüglich auf die Empfänglichkeit der Niederländer für die franzöſiſchen Freiheitsideen und deren Unzufriedenheit mit der öſtreichiſchen Regierung überhaupt gerechnet. Hätten die Lütticher zu Gunſten der franzöſiſchen Revolutions-Grundſätze ſchon früher die Waffen allein ergriffen, ſo mochte dieß unter der Beiwirkung und der Hülfe Frankreichs noch entſchiedener geſchehen, und überhaupt ganz Belgien wider Oeſtreich ſich erheben. In dieſer Hoffnung rückte die Nordarmee unter Rochambeau ſchon am 27. April 1792 in Belgien ein; allein die Bevölkerung blieb ruhig, und ein Theil des franzöſiſchen Vortrabs ergriff deßhalb ſchon bei der erſten Annäherung des öſtreichiſchen Heeres die Flucht, weil er ſich für verrathen hielt. Der Marſchall Luckner erhielt hierauf an der Stelle Rochambeau's, welcher aus Entrüſtung über das Betragen ſeiner Soldaten ſeine Entlaſſung nahm, den Oberbefehl über die Nordarmee, rückte von Neuem in Belgien ein, und beſetzte auch mehrere Städte. Doch auch er wurde bald wieder zurückgedrängt, ſo daß die von ihm beſetzten Städte ſchon zu Ende Juni 1792 wieder geräumt waren.

Inzwiſchen hatte man in Deutſchland Anſtalt gemacht, den durch den Tod Leopolds II.

erledigten Kaiserthron wieder zu besetzen, und zu dem Ende die Berathungen der Kurfürsten am 15. Juni 1792 eröffnet. Wegen des bevorstehenden Krieges wurde das Geschäft besonders beschleunigt und der König von Böhmen und Ungarn am 5. Juli 1792, als Franz II. zum deutschen Kaiser erwählt. Nach Erledigung dieses Geschäftes sollte nun der Einfall einer großen deutschen Armee in Frankreich sofort vor sich gehen, und den revolutionären Ideen ein schnelles Ende bereiten. Der Herzog von Braunschweig zog im Juli mit 50,000 Preußen an den Rhein, und nahm nach der Vereinigung mit den Oestreichern und einer hessischen Hülfstruppe sein Hauptquartier in Koblenz. Von dort erließ er am 25. Juli 1792 ein Manifest an die Bevölkerung Frankreichs, welches eine große historische Bedeutung erlangt hat.

So schnell auch die großen Staatsveränderungen in Frankreich vor sich gegangen waren, wollten die deutschen Kabinete doch nicht glauben, daß sie das Erzeugniß einer organischen Nothwendigkeit seien und auf dem Nationalwillen selbst beruhen. Immer schmeichelten sie sich vielmehr mit dem Wahne, es sei nur einer Faction vorübergehend gelungen, die Zügel der Regierung an sich zu reißen, und es sei nicht nur der gesammte Adel, sondern auch die große Mehrheit der wohlhabenden Bürger mit den gewaltsamen Neuerungen unzufrieden. Dieser von den Ausgewanderten eifrig unterstützte Wahn war endlich bei den deutschen Dynasten und Staatsmännern so zu sagen zur fixen Idee geworden. Vor allen wurden aber die preußischen Generale so sehr davon ergriffen, daß sie dieselbe zur Grundlage aller ihrer Maaßregeln nahmen. Schon bei der Zusammenziehung des Heeres mahnten sie von zu großen Vorbereitungen auf den Krieg ab, und der Herzog von Braunschweig erklärte seinen Offizieren geradezu, daß der Zug nach Paris nichts weiter, als ein militärischer Spaziergang sein werde. Unter der Herrschaft dieser fixen Idee wurde daher die Waffenunternehmung gegen Frankreich nicht als ein förmlicher Krieg von Nation gegen Nation betrachtet, sondern nur als eine gerichtliche Executions-Commission wider einige zuchtlose Aufwiegler, und unter ihnen vornämlich die vorlauten Pariser. Das Manifest des Herzogs von Braunschweig an die Bevölkerung Frankreichs nahm deßhalb einen seltsamen Charakter an.

Von der Voraussetzung ausgehend, daß der König von Frankreich im Zustande der Gefangenschaft sich befinde, mithin alles, was er seit der Annahme der Constitution feierlich erklärte, nur aus Zwang gethan habe, trat der deutsche Heerführer gleichsam als das Organ der legitimen Regierung Frankreichs auf, und gebot dem gesammten französischen Volke bei Vermeidung seines höchsten Unwillens sofort gehorsame Unterwerfung. Die Nationalgarden wurden angewiesen, bis zu seiner Ankunft allenthalben über die Sicherheit der Personen und des Eigenthums zu wachen, sowie überhaupt die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Andern Theils wurden die öffentlichen Beamten aller Grade und Dienstzweige für jede Verletzung der Gesetze verantwortlich gemacht, der Stadt Paris aber vollends mit der gänzlichen Zerstörung gedroht, wenn man die Erstürmung der Tuilerien oder sonst eine Gewaltthätigkeit gegen die königliche Familie wagen würde. Hiernächst wurde jede Widersetzlichkeit der französischen Nation gegen die deutschen Heere für ein Verbrechen erklärt, und feierlich ausgesprochen, daß alle Einwohner in den Städten und auf dem Lande, welche den deutschen Truppen im Felde sich widersetzen, oder aus den Häusern auf sie schießen würden, vor ein Kriegsgericht gestellt, ihre

Wohnung dagegen den Flammen übergeben oder niedergeriſſen werden ſollen. Selbſt den Nationalgarden, welche wider die deutſchen Truppen fechten würden, ward angedroht, daß ſie als Aufrührer behandelt und nach Kriegsrecht gerichtet werden ſollten.

Eine Sprache der Art mußte jedes unabhängige Volk mit dem höchſten Unwillen erfüllen, und ſogar in ruhigen Zeiten wie ein Blitzſtrahl zur allgemeinen Thatkraft erwecken. Bei den Zuſtänden, in welchen ſich Frankreich zur Zeit der Erſcheinung jenes Manifeſtes befand, mußte das letztere aber vollends der Funke ſein, welcher in ein ungeheures Pulvermagazin geworfen wird, und ſohin die furchtbarſte Zerſtörung anrichtet. Um dieß deutlich machen zu können, müſſen wir etwas weiter ausholen.

Ludwig XVI., König von Frankreich, war nach ſeinem Stande und ſeiner Erziehung, wie andere Fürſten ſeiner Zeit, kein Freund der neuen Ideen in Staat und Kirche; ob er gleich nicht beſonders herrſchſüchtig ſich bezeigte, ſo konnte ihm die Verkümmerung der königlichen Gewalt, und die Gefahr, welche daran ſpäter ſich knüpfen mußte, dennoch nicht gleichgültig ſein. Er war ein rechtſchaffener und guter Mann; allein er beſaß keine Charakter-Feſtigkeit und keinen Zug jener Energie, welche in revolutionären Stürmen nothwendig iſt. Stets von dem Verlangen nach Ruhe erfüllt, ſuchte er nur immer Zeit zu gewinnen; er ließ daher die Ereigniſſe gehen, wie ſie mochten, ohne ſich ihnen planmäßig und thatkräftig entgegenzuſtemmen, bewilligte alles, was man wollte, und tröſtete ſich nur mit der Hoffnung, nach Umſtänden ſpäter alles widerrufen zu können. Weſentlich anderer Geiſtes- und Gemüthsart war dagegen ſeine Gemahlin, Maria Antoinette, die Schweſter der Kaiſer Joſeph II. und Leopold II. Auf ihre hohe Abkunft und Stellung ſtolz, durch und durch von den Grundſätzen der Ariſtokratie im edlern Sinne durchdrungen, betrachtete ſie die unumſchränkte königliche Gewalt nicht nur als ein heiliges Vorrecht der legitimen Herrſcher, deſſen Beeinträchtigung ſündlicher Frevel, ſondern auch als ein unabweisliches Bedürfniß des Staates, deſſen Mißkennung für das Volk ſelbſt ein Unglück ſei. Unter ſolchen Umſtänden fühlte Maria Antoinette vor den neuen demokratiſchen Grundſätzen den höchſten Abſcheu, und da ſie die Thatkraft beſaß, welche ihrem Gemahle abging, ſo beſtürmte ſie dieſen fortwährend, dem Andrange der demokratiſchen Gewalt mit Entſchloſſenheit zu widerſtehen, und alle ſeine Macht zu deren Niederkämpfung aufzubieten. Ludwig XVI. war zu ſchwach, um das zu leiſten, was ſeine Gemahlin ſo eifrig wünſchte; er verſprach manches, und verſuchte auch zuweilen in dieſem Sinne zu handeln; doch im entſcheidenden Augenblick fehlte ihm ſtets Geiſtesgegenwart oder muthige Entſchloſſenheit. Seine Gemahlin gerieth darüber in Verzweiflung, und ſetzte ihre letzte Hoffnung auf ihr väterliches Haus Oeſtreich und auswärtige Hülfe überhaupt. Zu dem Ende knüpfte ſie mit dem öſtreichiſchen Kabinete geheime Unterhandlungen an, die bald brieflich, bald durch vertraute Abgeſandte gepflogen wurden. Der Volks-Inſtinkt in Frankreich ahnete dieſes Verhältniß frühzeitig und faßte Argwohn gegen den Hof. Im Jahre 1792 beſtand aber ſchon eine zahlreiche und energiſche Partei, welche mit den großen eingetretenen Reformen noch nicht zufrieden war, ſondern die völlige Abſchaffung des Königthums oder die Republik forderte. Selbſt dieſe Partei war ſchon wieder in eine gemäßigte und eine demokratiſch-fanatiſche Richtung zerfallen, und die letztere, auf die niederſten Volksklaſſen ſich ſtützend, fachte allenthalben Haß und Wuth gegen die königliche Familie an. Ein Haupt-

mittel dazu war die Ausbeutung des Argwohns, welcher über geheime Unterhandlungen des Hofes mit dem Auslande auch unter dem Mittelstande bereits erwacht war. Wohl wissend, daß die Königin die Seele jener Unterhandlungen sei, nannte man nun die nähere Umgebung derselben den östreichischen Ausschuß, und streute aus, daß dieses Comité nicht nur im Geheimen die Staatsregierung bilde, sondern auch das französische Volk an das Ausland verrathen habe.

Verschiedene Umstände trugen dazu bei, solchen Gerüchten Glaubwürdigkeit zu verschaffen, und den Argwohn des Volkes überhaupt zu den ängstlichsten Besorgnissen zu steigern.

Bei dem Fluchtversuche des Königs im Jahre 1791 hatte der letztere nach seiner Abreise von Paris eine schriftliche Erklärung zurückgelassen, wo er die Beweggründe seines Schrittes auseinandersetzte, zugleich aber auch alles widerrief, was er seit dem Jahre 1789 in der Reform des Staates nach den Anträgen oder den Beschlüssen der konstituirenden National-Versammlung genehmiget und bewilliget hatte. Er habe, sagte er, zu Gunsten der geforderten Reformen die größten Opfer gebracht, so lange noch zu hoffen war, daß dadurch die Ordnung erhalten und das öffentliche Wohl befördert werden könne; solche Hoffnung sei jedoch gänzlich getäuscht, das Königthum zerstört, die Sicherheit der Personen und des Eigenthums vernichtet, eine völlige Anarchie eingeführt worden; der König habe darum schon lange gegen alle Beschlüsse im Stillen protestirt, welche man ihm gewaltsam entrissen, im Zustande wirklicher Gefangenschaft abgedrungen hätte. Ludwig XVI. gestand also alles das, was ihn die heftigen Demokraten bisher beschuldigt hatten, daß es ihm nämlich mit den bewilligten Reformen nicht Ernst sei, daß er vielmehr alles widerrufen werde, wenn es die Umstände erlauben, ausdrücklich selbst zu. Zugleich konnte seine versuchte Flucht jetzt keinen andern Zweck mehr haben, als sich unter den Schutz auswärtiger Mächte zu begeben, und mit deren Hülfe die unumschränkte Monarchie in Frankreich wieder herzustellen.

So sehr das allgemeine Mißtrauen des Volkes gegen den Hof nach solchen Vorgängen auch gerechtfertigt und gesteigert werden mußte, blieb die Mehrheit der konstituirenden Versammlung gleichwohl so gemäßiget, daß die Ueberbleibsel des Königthums erhalten wurden; allein kaum hatte der König die neue Konstitution angenommen und beschworen, so erklärten seine Brüder von Koblenz aus, daß alles nur Schein, sohin auch der feierliche Schwur des Königs auf die Verfassung nur Verstellung oder Meineid sei. Eine solche schwere Beschuldigung rief die unglückliche Erklärung Ludwigs XVI. bei seinem Fluchtversuch in's Gedächtniß zurück, und erlangte dadurch einen Schein von Wahrheit; als nun vollends die Noten des östreichischen Kabinets fortwährend über die revolutionären Grundsätze Frankreichs sich beschwerten, als die Königin ferner fortfuhr, ihre Hoffnung auf das Ausland zu setzen, so glaubte am Ende die Masse der französischen Bevölkerung, daß sie von innern und äußern Feinden zugleich umgeben, oder im eigentlichen Sinne des Wortes verrathen sei. Dieser Meinung neigten sich am Ende selbst gemäßigte Männer zu, ja selbst die eigenen Minister Ludwigs XVI. hegten zum Theil den Argwohn, daß der Hof mit den auswärtigen Mächten im Einverständniß stehe, und auf den Umsturz der Verfassung sinne. Roland, der Minister des Innern, schrieb daher einen Brief, welchen seine geistreiche Gemahlin entworfen hatte, an den König, und setzte ihn von dem allgemeinen Mißtrauen des Volkes in Kenntniß. Es heißt darin, daß in der nächsten Umgebung des Königs

inkonſtitutionelle Vorſchläge gemacht werden, daß der Geiſt des Kronprinzen gegen die Verfaſſung eingenommen würde, daß die königlichen Garden offen gegen dieſelbe ſprächen, ja auf die Geſundheit der öſtreichiſchen Generale getrunken hätten. Der Sinn des Briefes ging überhaupt darauf hinaus, daß das Volk an eine Verſchwörung des Hofes gegen die Verfaſſung glaube, und nach der Faſſung des Ganzen ſchien es ſogar, daß der Miniſter ſolchen Argwohn ſelbſt theile. Die fanatiſchen Republikaner wußten nun dieſe allgemeine Stimmung des Volkes vortrefflich für ihre Pläne zu benützen; ſie wollten nicht bloß ſchreiben, wie Roland, ſondern handeln, und wiegelten zu dem Ende die unterſten Volksklaſſen noch heftiger auf. Ein erſter Sturm erfolgte am 20. Juni 1792, indem ein großer, bewaffneter Haufe aus der Hefe des Volkes in die Tuilerien drang, und den König zur Genehmigung einiger verweigerter Staatsmaßregeln zwingen wollte. Dieſes Mal ging der Auflauf noch ohne weitere Folgen vorüber; als aber das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig in Paris bekannt wurde, ſo durchbrach die Wuth des Volkes jede Schranke. Alles, was man von dem Einverſtändniß des Hofes mit dem äußern Feinde geſagt hatte, ſchien nun beſtätiget, das öſtreichiſch-preußiſche Heer von dem Könige ſelbſt herbeigerufen zu ſein; denn der Herzog von Braunſchweig führte eine Sprache, als handle er nur im Namen und in Auftrag der legitimen franzöſiſchen Regierung. Das furchtbar gereizte Volk ſtürmte daher am 10. Auguſt 1792 die Tuilerien, und verſetzte die königliche Familie in den größten Schrecken. Ludwig XVI. war von vielen Getreuen, namentlich ſeiner Schweizer-Garde, umgeben, und beſaß überhaupt noch gewichtige Mittel zum Widerſtand; allein bei ſeiner unüberwindlichen Unentſchloſſenheit und Muthloſigkeit vermochte er auch in dieſem verhängnißvollen Augenblicke keine Energie zu entwickeln; er folgte vielmehr dem ihm ertheilten Rath, ſich unter den Schutz der National-Verſammlung zu ſtellen, und begab ſich, gedeckt von den Schweizern und einigen Bataillonen der Nationalgarde, in den Sitzungsſaal der geſetzgebenden Verſammlung. Nachdem dem Könige und deſſen Familie dort die Loge eines Schnellſchreibers eingeräumt worden war, ernannte man ſofort eine Kommiſſion, welche über die zu ergreifenden Maßregeln Anträge machen ſollte. Dieſe erfolgten noch während der Fortſetzung des Sturmes gegen die Tuilerien, und gingen dahin, daß ein National-Convent berufen, von demſelben eine neue Verfaſſung der Freiheit und Gleichheit eingeführt, und inzwiſchen die königliche Macht ſuſpendirt werden ſoll. Bei der furchtbaren Aufregung des niedern Volkes war ein Widerſtand gegen ſolche Anträge auch Royaliſten nicht möglich geweſen; ein großer Theil der Verſammlung wollte aber vollends entſchieden die Republik. Die bemerkten Anträge wurden daher von der geſetzgebenden Verſammlung angenommen, und eilfertig in ganz Frankreich verkündet und vollzogen. Ludwig XVI. kehrte nicht mehr in die Tuilerien zurück, ſondern wurde mit ſeiner Familie erſt in einem Seitengebäude des Kloſters der Feuillants, dann im Kanzler-Palaſt, und endlich in einer ehemaligen Wohnung der Tempelherren bewacht. Das Königthum war nun geſtürzt, Frankreich ſchon thatſächlich eine Republik, die förmliche Erklärung derſelben nicht mehr zu verhindern; das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig hatte alſo gerade die entgegengeſetzte Wirkung, als man beabſichtigte, es ſtürzte das Königthum in Frankreich, anſtatt es zu ſchützen, es richtete Ludwig den Sechszehnten vollends zu Grunde, ſtatt ihn zu retten.

Lafayette, welcher bei aller Freiheitsliebe gleichwohl dem konstitutionellen Throne treu ergeben blieb, und als edler Mann über die Ausschweifungen der rohen Republikaner äußerst entrüstet war, suchte an der Spitze seines Heeres dem Könige beizustehen und Frankreich vor der hereinbrechenden Anarchie zu bewahren; allein Dumourier wußte diese wohlwollende Absicht so kräftig zu vereiteln, daß Lafayette von seinen Soldaten verlassen, und sogar genöthiget wurde, in das Ausland zu entfliehen, um sich vor der Verfolgung der Jakobiner, der heftigsten Partei der Republikaner, zu sichern. Dumourier gelangte nun allmählig zum Oberbefehl über die französischen Heere an den Grenzen, und jetzt war für Ludwig dem Sechzehnten und das Königthum jede Hoffnung verschwunden.

Trotz der hohen, herrischen Sprache, welche der Herzog von Braunschweig in seinem Manifest geführt hatte, verharrte nämlich dieser Heerführer auch nach der Verkündigung des Manifestes noch am 10. August 1792 unthätig im Lager bei Trier; und erst dann, als die Nachricht von dem Volks-Aufstand des 10. August einlief, schickte er sich zum Aufbruch an. Das vereinigte preußisch-östreichische Heer und die Zuzüge der französischen Auswanderer rückten am 19. August 1792 in Lothringen ein, und berannten zunächst die Festung Longwy. Man hielt diese Festung damals für sehr stark, und hatte sie auch gut mit Waffen, Mannschaft und Lebensmitteln versehen; dessenungeachtet wurde sie von dem französischen Befehlshaber schon am 23. August 1792 übergeben.

Von Longwy zog das deutsche Heer sogleich nach Verdun, um durch die Wegnahme auch dieser Festung seinen Rücken auf dem Marsche nach Paris vollständig zu decken. In Verdun benahm sich der französische Befehlshaber entschlossener, und wollte sich standhaft vertheidigen; allein die Bevölkerung war so muthlos und bestürzt, daß sie die Vertheidigung erschwerte, und die Gemeinde-Verwaltung den Kommandanten sogar zur Uebergabe der Festung nöthigte. Schon am 2. September 1792 war das deutsche Heer auch im Besitze von Verdun, und mithin in den Stand gesetzt, nunmehr ohne Gefahr in das Innere von Frankreich vorzudringen.

Allein trotz dieser glücklichen Erfolge der deutschen Waffen bei dem Anfange des Feldzuges, war zur Erreichung des Zweckes desselben der günstige Zeitpunkt schon versäumt. Wenn nämlich der Herzog von Braunschweig nicht zu lange gezögert hätte, sondern während der Uneinigkeit der französischen Generale rasch vorgerückt wäre, so würde alles eine andere Gestalt genommen haben. Entweder hätte dann Lafayette in seinen guten Absichten für das Königthum unterstützt und Dumourier in seinen Umtrieben durchkreuzt, oder die Verwirrung, welche der Streit der französischen Heerführer hervorbrachte, zum entscheidenden Vorrücken des deutschen Heeres benützt werden können. Durch die Saumsal des Herzogs von Braunschweig erlangte dagegen Dumourier Zeit, den redlichen Lafayette zu verdrängen, die französische Hauptarmee im republikanischen Sinne zu organisiren, und endlich die Pässe zu besetzen, durch welche die Deutschen auf dem Wege nach Paris vordringen mußten. Jener Weg ging durch den Wald von Argonne in die Champagne; aber in dem Wald fanden sich so viele Schluchten, Gewässer, Sümpfe und Dickichte, daß ihn eine Armee nur in fünf Pässen durchziehen konnte. Die letzteren konnte wegen des günstigen Terrains schon eine kleinere Waffenmacht gegen überlegene Streitkräfte ver-

theidigen, und da es Dumourier durch das Zaudern des Herzogs von Braunſchweig gelungen war, jene Päſſe ſchon vom 1. September an, ſohin vor der Ankunft der Deutſchen, zu beſetzen, ſo vermochte er deren Vordringen aufzuhalten, obgleich ſein Heer nur ungefähr 18,000 und jenes der Deutſchen 70,000 Mann zählte. Der Feldzug entſprach alſo dem großſprecheriſchen Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig, wozu ſich dieſer durch die franzöſiſchen Auswanderer hatte überreden laſſen, keineswegs, ſondern zog ſich in die Länge. Mittlerweile gerieth Frankreich in einen Zuſtand, welcher in der ganzen Weltgeſchichte noch nicht erlebt worden war, und zugleich auf die Wendung des Kriegs entſcheidenden Einfluß ausübte. Darum müſſen wir denſelben etwas näher beſchreiben, obſchon er zunächſt die deutſche Geſchichte nichts anzugehen ſcheint, denn die Folgen für Deutſchland kamen bald nach.

Vier und zwanzigſtes Hauptſtück.

Anarchie in Frankreich.

(1792 und 1793.)

Die franzöſiſche Staatsumwälzung bezeichnet eine große Epoche in der Weltgeſchichte, den letzte Abſtreifen der Ueberbleibſel der Leibeigenſchaft und der Grundherrlichkeit des Alterthums, den Uebertritt zur Reife der Bildung, zum Normalzuſtand der Völker. Wir ſagen, ſie bezeichnet dieſe große Epoche, das heißt, ſie kündigte an, daß ſolche bevorſtehe; aber ſie ſelbſt war nicht tüchtig, dieſelbe ſchon wirklich zu eröffnen, den hohen Zweck durchzuführen; ſie ſtrebte allerdings viel an, aber ſie hatte weder Geſchick noch Kraft zur Durchführung, ſondern verirrte ſich in einem furchtbaren Wahne, zu ſchauderhaften Verbrechen und Uebelthaten. Neben den aufrichtigen Freunden der Freiheit, welche der Unterdrückung und den Mißbräuchen ſteuern, die Menſchenwürde fördern und der Geſellſchaft im veredelnden Sinne umgeſtalten wollten, beſtand ſchon frühzeitig eine heftige Partei, welche in den Staatsreformen alles Maaß aus den Augen ſetzte, unhaltbaren Theorien anhing und überhaupt mit allen Anlagen zum Freiheits-Fanatismus verſehen war. Dieſe zum Theil ſelbſt aus den unterſten Ständen hervorgegangene Partei wollte es durchgehends auf das niederſte Volk ſtützen und der rohen Gewalt die Herrſchaft über Vernunft und Gerechtigkeit verſchaffen. Viele Umſtände trugen dazu bei, dieſe gefährliche Richtung erſt einflußreich, dann mächtig zu machen und ihr endlich ein gänzliches Uebergewicht in die Hände zu ſpielen.

Die Verfaſſung, welche die conſtituirende National-Verſammlung eingeführt hatte, war bei vielen Vorzügen doch im Ganzen unhaltbar, weil ſie dem Organismus des Staates fremd

blieb, von der nothwendigen Gliederung deſſelben keinen Begriff hatte und namentlich das Gleichgewicht der Staatsgewalten zerſtörte. Daher kam es, daß ſchon bei der erſten geſetzgebenden Verſammlung die Regierung zu einem wahren Schatten herabſank und bald als gänzlich ohnmächtig ſich auswies. Die nächſte Folge war der Uebergang zu republikaniſchen Ideen; da man aber hiebei eben ſo wenig an die Geſetze des Staatsorganismus dachte, ſo mußte die weitere Folge der Uebergang zur Anarchie werden. Solches zeigte ſich bald, denn diejenigen Republikaner, welche Gerechtigkeit und Ordnung wollten, begingen ebenfalls den Fehler, die Regierungsgewalt zu entkräften, und ſahen ſich nach dem Sturze der königlichen Gewalt außer Stand, die fanatiſche Partei der Republikaner, die Jakobiner, im Zaum zu halten. Die Jakobiner, ſchon an ſich ſehr unternehmend, wurden ſeit dem 10. Auguſt 1792 immer kühner, ſchloßen ſich noch inniger an das niedrigſte Volk an, gefielen ſich in rohen Sitten, und ſteigerten den vorgeblichen Haß der Tyrannei zu einer wahren Freiheitswuth. Aeußere Ereigniſſe trugen vollends dazu bei, den Fanatikern die wirkliche Herrſchaft zu überliefern.

Als nämlich die Nachricht von dem Aufbruch des deutſchen Heeres gegen die franzöſiſchen Grenzen in Paris ankam, als noch dazu die feige Uebergabe der Feſtungen Longwy und Verdun ruchbar wurde, ſo gerieth die Pariſer Bevölkerung in Beſtürzung, und die Jakobiner benützten dieß abermals, um das niedere Volk noch mehr zur Wuth zu reizen. Unter den Häuptern der Jakobiner hatte ſich ſchon geraume Zeit die furchtbare Theorie ausgebildet, daß man auf gewöhnlichem Wege der Freiheit nicht den Sieg verſchaffen könne, das man vielmehr einen Theil ihrer Gegner vernichten, das heißt ermorden, den andern hingegen durch Schrecken einſchüchtern und die Volksmaſſen in dem Maaße fanatiſiren müſſe, daß ſie durch ungeheure Anſtrengungen über den innern und äußern Feind der Freiheit zugleich zu ſiegen vermögen. Seit dem 10. Auguſt 1792 gingen nun die Häupter der Jakobiner damit um, die innern Feinde der Freiheit, welche man die Ariſtokraten nannte, aufzuſuchen und zu verhaften. Der Gemeinderath von Paris, ganz in der Gewalt der Jakobiner, nahm den Namen des revolutionären Rathes an, womit man das oben bemerkte Syſtem des Terrorismus bezeichnete, und ließ nun in Maſſe Hausſuchungen nach verdächtigen Ariſtokraten anſtellen. In der zweiten Hälfte des Auguſt 1792 füllten ſich daher die Gefängniſſe in Paris mit einer ganzen Maſſe verhafteter Perſonen, welche als Ariſtokraten oder Gegner der Freiheit ergriffen und ausdrücklich zum Tode beſtimmt worden waren.

Nachdem ſich die Jakobiner in ſolcher Weiſe ihre erſten Opfer ausgewählt hatten, nahmen ſie zur Ausführung der Ermordungen Leute aus den niedrigſten Volksklaſſen durch das Organ des Pariſer Revolutionsrathes in Sold. Die geſetzgebende Verſammlung blieb in ihrer Mehrzahl ſolchen Greueln allerdings fremd; aber in der oberſten Regierungsgewalt ſelbſt fanden ſich ſchon nicht nur Begünſtiger, ſondern ſogar die Haupturheber der Frevelthat; denn der Juſtizminiſter Danton leitete das Verbrechen unmittelbar. Danton ging das Verzeichniß der Verhafteten durch und beſtimmte, welche von ihnen ermordet und welche begnadiget werden ſollten. Das Zeichen zur Ausführung gaben die eingelaufenen Nachrichten über das Vorrücken des Herzogs von Braunſchweig, namentlich der Einnahme der Feſtungen von Longwy und Verdun. Es gab in Frankreich nur eine Meinung, daß die Nation alle Kräfte aufbieten müſſe, um die Einmiſchung der Fremden in ihre innern Angelegenheiten zurückzuweiſen, das öſtreichiſch-preußiſche Heer alſo zu-

rückzuschlagen. Allein die Jakobiner spiegelten dem Volke vor, daß die innern Feinde der Freiheit mit den Fremden gemeinschaftliche Sache machen und nach dem Aufgebot der Massen und deren Abmarsch an die Grenzen die Familien der Vaterlands-Vertheidiger erwürgen würden. Sie stellten sie die Ermordung der Verhafteten als das einzig mögliche Mittel zur Zurückschlagung der Deutschen und der Rettung des Vaterlandes dar. Verständige Menschen würden eine solche abscheuliche Sophistik mit Verachtung zurückgewiesen haben; indessen die Jakobiner wandten sich mit ihrer Insinuation vorsätzlich an die rohesten und dümmsten Volksmassen; zugleich war das Mißtrauen der letztern gegen die Aristokraten durch die geheimen Verbindungen des Hofes mit Oestreich schon lange erwacht, es gelang also den Jakobinern, die wilden Volkshaufen leicht zu bewegen, hülflose Verhaftete in Massen zu erwürgen. Das Morden begann nach dem Befehle des Justizministers Danton am 2. September 1792, und setzte sich bis zum 6. September fort. Unsäglich war der Jammer jener Tage; das Angstgeschrei der unschuldigen Gefangenen zerriß das Herz der noch fühlenden Menschen; aber die fanatischen Wüthriche hatten kein Erbarmen; rücksichtslos wurden die Verhafteten vielmehr niedergestochen, gehauen und geschossen. Es war der Gemeinderath von Paris, welcher das Morden und die Beerdigung der Leichname bezahlte. Sei es, daß nun der erste Blutdurst gestillt war, oder daß man die Fortsetzung der Würgereien im Augenblick nicht für politisch hielt, genug, nachdem ungefähr 3000 Gefangene ermordet waren, gaben die Jakobiner das Zeichen zum Einstellen der Metzelei. Auf der Stelle hörte dieselbe jetzt auf, und auch dieser Umstand beweist, daß das Morden planmäßig eingeleitet und förmlich organisirt war.

Eine kleine Weile ruhte nunmehr die Blutgier der Jakobiner, doch nur sehr kurz, und bald suchten sie sich ein ausgezeichnetes Schlachtopfer aus, den unglücklichen König Ludwig XVI. Wir haben oben erzählt, daß in Folge der Ereignisse vom 10. August 1792 ein Nationalconvent zur Einführung einer neuen Verfassung berufen worden war. Die Wahlen erfolgten unter dem überwiegenden Einfluß der entschiedenern Partei, und zum großen Theil selbst der Jakobiner; eine bedeutende Mehrheit des Convents war deßhalb republikanisch gesinnt, und sogleich nach der Eröffnung desselben, und zwar am 21. September 1792, wurde, mit Abschaffung des Königthums, Frankreich feierlich für eine Republik erklärt. Da von einem Widerstande der Royalisten gar keine Rede mehr war, so schien die Person des abgesetzten, ohnmächtigen Königs nicht mehr gefährlich zu sein; dessenungeachtet hielten ihn die Jakobiner nicht nur fortwährend gefangen, sondern forderten auch, daß er vor Gericht gestellt werde. Versetzung in Anklagestand war in jener Zeit gleichbedeutend mit Hinrichtung; es war also das Blut Ludwigs XVI., welches die Jakobiner verlangten. Sie hatten dabei den berechneten und klar bewußten Zweck den National-Convent, welcher die Verurtheilung des Königs aussprechen sollte, unwiderruflich von der gemäßigten Meinung zu trennen und an das gewaltthätige revolutionäre System zu knüpfen. In Folge der Ermordungen in den Gefängnissen war der Terrorismus schon zu Ende 1792 so stark verbreitet, daß Niemand der Anklage des Königs sich ernstlich zu widersetzen wagte, und nur Einzelne den Ausspruch des Todesurtheils oder dessen Vollziehung zu verhindern suchten.

Nachdem man seit dem September-Morden die Versetzung des Königs in den Anklagestand

in Journalen und Volksversammlungen vielfältig gefordert hatte, wurde am 7. November 1792 der förmliche Antrag darauf im National-Convent von Mailhe gestellt. Im Laufe des Novembers wurde hierüber verhandelt und Anfangs December (1792) beschlossen, daß Ludwig XVI. in Anklagestand versetzt werde, daß der Nationalkonvent sein Richter, und durch eine Commission von 24 Deputirten auch sein Ankläger sei, daß endlich der Angeklagte am 11. December 1792 vor den Schranken des Convents zu erscheinen habe. Nichts zeigt die Greuel jener Zeit und die thierische Wuth der Freiheits-Fanatiker besser, als der Vorschlag, welchen ein Convents-Deputirter, der Fleischer Legendre, vor der Einführung Ludwigs XVI. in den Sitzungs-Saal, machte. Legendre verlangte nämlich, daß die Convents-Deputirten über den König, sobald er vor den Schranken erscheine, herfallen und ihn in Stücke reißen sollen. Wenn Vorschläge der Art in einer gesetzgebenden Versammlung möglich sind, so kann man fortan alles, auch das furchbarste erwarten. Solches bewährte sich auch bald.

Einzelne Convents-Deputirte hatten den entschiedenen Willen, den unglücklichen König zu retten, sie hatten mitten unter den Drohungen des Pariser Pöbels sogar den Muth, öffentlich gegen den Ausspruch des Todesurtheils zu stimmen; andre suchten denselben Zweck mittelbar durch Verschiebung der Urtheilsvollstreckung zu erreichen; doch alles war vergeblich, die Jakobiner bereiteten einen neuen Aufstand des Pariser Pöbels vor, und setzten dadurch die Mehrheit des Convents in einen solchen Schrecken, daß Ludwig XVI. wirklich zum Tode verurtheilt und die Hinrichtung am 21. Januar 1793 vollzogen wurde.

So war denn der neue Freistaat mit dem Blute des Königs besiegelt; aber wer nun auf die Rückkehr der Ordnung und den ruhigen Genuß der Freiheit hoffte, hatte sich bitter getäuscht; die Ermordung des Königs war vielmehr nur das Zeichen, die Leidenschaften noch mehr zu entfesseln, die Vertheidiger der Freiheit unter sich selbst zu entzweien und die Justizmorde endlich im Großen zu organisiren.

Die vernünftigen Republikaner im National-Convent konnten nämlich nicht ruhig zusehen, wie die fanatische Partei, nun der Berg genannt, die Anarchie immer methodischer verbreitete; war es schon ein unverzeihlicher Fehler, daß sie nicht gleich anfangs alles gewagt hatten, um die Anarchie in ihrem ersten Auftreten zu unterdrücken, so mußten sie wenigstens jetzt, wo nach so vielen Gräuelthaten immer neue Blutgier der Fanatiker sich zeigte, der Zerstörungswuth sich kräftig widersetzen. Voll Schmerz über die September-Morde und vielleicht auch voll Reue, daß sie sich diesen und der Hinrichtung des Königs nicht ernstlicher entgegengestemmt hatten, machten die gemäßigten Republikaner, welche zur Unterscheidung von der Bergpartei die Gironde genannt wurden, den Fanatikern wegen der September-Morde und ihrer weitern Umtriebe heftige Vorwürfe, und forderten Befestigung der gesellschaftlichen Ordnung.

Allein die Jacobiner, welche unter andern Danton, Robespierre, St. Just und Couthon zu Häuptern hatten, betrachteten die bisherigen Würgereien nur als ein kleines Vorspiel der Justizmorde in Masse, die sie zur Besiegung der innern und äußern Feinde der Freiheit für nothwendig hielten. Sie waren daher über den Widerstand der Girondisten ergrimmt, und es erhob sich nun der Vertilgungskampf im Innern des National-Convents selbst. Dieser Kampf ward von Seite der Girondisten mit glänzender Beredtsamkeit und entschiedener geistiger Ueber-

legenheit geführt; doch die Gironde beſaß nicht genug Thatkraft und Energie, ſie wußte nur ſchön zu ſprechen, aber nicht mannhaft zu handeln; der Berg, in den Erörterungen ſtets beſiegt, griff daher zu ſeinem gewöhnlichen Mittel, den Pariſer Pöbel wider die Girondiſten aufzuwiegeln und die letztern durch eingeleitete Volksaufſtände einzuſchüchtern. Nachdem die Gironde hierdurch mehrere Monate von ernſtlichen Angriffen gegen die Fanatiker zurückgeſchreckt worden war, erregte die Bergpartei wider die Girondiſten endlich einen wirklichen Aufſtand des Pariſer Pöbels, und warf ſie Anfangs Juni 1793 maſſenweiſe in die Gefängniſſe. Von den Verhafteten wurden 45 enthauptet, und diejenigen Geächteten, welche durch die Flucht ſich gerettet hatten, noch in den Provinzen blutig verfolgt. Da mehrere Girondiſten aus Verzweiflung ſich ſelbſt getödtet hatten und die Verſuche der Uebrigen, in den Provinzen einen Widerſtand gegen die Blutherrſchaft der Jakobiner zu organiſiren, fehlſchlugen, ſo war die Partei der gemäßigten Republikaner gänzlich vernichtet. Nun hatte die Zerſtörungswuth der Jakobiner gar keinen Zügel mehr, und es wurde ungeſcheut der Grundſatz ausgeſprochen, daß jeder Feind der Freiheit ermordet werden müſſe.

Zur Beförderung der Würgereien war ſchon vor dem Sturz der Girondiſten, und zwar im März 1793, ein beſonderes Revolutions-Tribunal ernannt worden, welches die Feinde des Vaterlandes richten ſollte. Die Girondiſten hatten mit vieler Anſtrengung noch erwirkt, daß das Schuldig auch bei dieſem außerordentlichen Gerichtshof nur durch zwölf Geſchworne ausgeſprochen werden könne. Allein nach dem Sturz der Gironde gingen alle ſchützenden Inſtitutionen des Revolutions-Tribunals nur zu leeren Formen über; die Häupter der herrſchenden Faktion der Jakobiner ernannten ausſchließend die Geſchwornen, und diktirten ihnen ihr Urtheil. Jede Anklage war nun unfehlbar der Tod, und das Revolutions-Tribunal ein wahres Blutgericht, welches nach den Befehlen der herrſchenden Parteihäupter Jeden erwürgen ließ, der eine andere Meinung zu äußern wagte oder ſonſt mißliebig war.

Die Hinrichtungen wiederholten ſich nun täglich, und mehrten ſich auch fortwährend nach der Anzahl der Schlachtopfer. Um den Schrecken endlich noch höher zu ſteigern, machte man einen Unterſchied zwiſchen wirklichen Freunden der Freiheit und den Scheinpatrioten, und nannte die letztern „Verdächtige.“ Es war nun ſchon ein Verbrechen, ein Gemäßigter zu ſein, und dieſe Bezeichnung reichte hin, um für einen Verdächtigen erklärt und als ſolcher hingerichtet zu werden. Nunmehr wurden die Juſtizmorde ſo häufig und gewöhnlich, das allgemeine Elend ſo ungeheuer, daß die Natur des Menſchen ſich veränderte und auch furchtſame gegen den Tod Gleichgültigkeit empfanden. Gleichwohl wurde die Blutgier Robespierre's und ſeines Anhangs durch alle dieſe Würgereien noch nicht geſättiget, ſondern ſie ließen die Gemäßigten oder überhaupt die ſogenannten Volksfeinde in Bordeaux, Toulon, Marſeille, Lyon und andern Städten auch maſſenweiſe niedermetzeln.

Der Unſinn ſtieg jetzt ſo ſehr, daß der National-Convent einen höchſten Preis der Lebensmittel, das ſogenannte Maximum, feſtſetzte und die Verkäufer bei Todesſtrafe zwang, um dieſen Preis ihre Waaren zu geben. Neben dieſem Angriff auf das Eigenthum ſetzten ſich auch die Gütereinziehungen gegen die Ausgewanderten fort, und trotz dieſer Maaßregel blieben die Finanzen ſo zerrüttet, daß es faſt nur Papiergeld gab, die Aſſignaten, welche täglich im Werthe

ſanken und zuletzt gar nicht mehr galten. Ungeheuer war das öffentliche Elend, und gleichwohl wütheten Juſtizmorde unaufhörlich fort. Das Blut der Unſchuldigen floß ſo ſehr in Strömen, daß endlich zuletzt der furchtbare Danton von Mitleiden ergriffen wurde, und zugleich mit ſeinem Freunde Camille Desmoulins nach Erbarmen, nach Milde rief. Indeſſen das bloße Wort „Milde“ erſchreckte ſchon Robespierre und deſſen eifrigſten Anhänger, auch Danton wurde daher für einen Verdächtigen erklärt und mit Camille Desmoulins auf das Blutgerüſt geſchleppt.

Von jetzt an war die Nemeſis den Wüthrichen erſchienen. Alſo ſogar Danton und Camille Desmoulins, die kräftigſten Mitglieder der Bergpartei, waren von Robespierre geopfert worden. Nun riß die fürchterliche Partei aus einander; viele Mitglieder derſelben konnten die Hinrichtung Dantons ihrem oberſten Haupte, Maximilian Robespierre, nicht verzeihen; der Sturm richtete ſich deßwegen ſeit dem Tode Dantons gegen die mächtigen Häupter ſelbſt, und am 9. Thermidor (27. Juli 1794) wurde der allmächtige Robespierre geſtürzt und am 28. Juli mit ſeinen treueſten Anhängern hingerichtet. Am 29. und 30. Juli 1794 guillotinirte man noch 72 andere Jakobiner; die Vertilgung war alſo auf dieſe ſelbſt zurückgefallen. Noch mehrere Tage blieb das Blutbeil gegen die Jakobiner in Thätigkeit, die ſchreckliche Partei zerfleiſchte ſich alſo ſelbſt, und nur langſam und fortwährend unter Krämpfen ging das unglückliche Volk allmählig wieder zur Beſinnung und zur geſellſchaftlichen Ordnung über.

Die Ausſchweifungen der franzöſiſchen Staatsumwälzung ſind das furchtbarſte Ereigniß in der geſammten Weltgeſchichte, und ſcheinen nur den Zweck gehabt zu haben, der Menſchheit für ewige Zeiten zur Warnung zu dienen, und die Völker zu belehren, vor was ſie ſich bei Meinungskämpfen, politiſchen Aufregungen und ſtaatlichen Reformen ſo ſorgfältig zu hüten haben. Es iſt daher ſowohl für die Wiſſenſchaft, als für das praktiſche Leben von äußerſter Wichtigkeit, die Urſachen zu ermitteln, warum der Verſuch der franzöſiſchen Staatsverbeſſerung auf ein ſo ſchreckliches Ergebniß geleitet werden mußte, warum die Anfangs ſo ſchönen Entwürfe der Freiheit und menſchlichen Glückſeligkeit ſo fürchterlich ſcheitern ſollten. Dieſe Urſachen liegen tiefer, als man zuweilen glaubt, und wir müſſen daher etwas weiter ausholen.

Wie die Geſchichte beweist, iſt der Zweifel an einer ſinnvollen Weltordnung und einer höhern Bedeutung des Lebens der geſellſchaftlichen Ordnung der Völker überaus gefährlich; denn er führt leicht zur Frivolität, und dieſe leicht zur Zerſtörung der Sitten, er führt leicht auf falſche Staatstheorien, die ſich bei verſuchter Ausführung auf das ſchrecklichſte an den Völkern rächen. Das Chriſtenthum hat in dieſer Beziehung der Civiliſation, wo es rein aufgefaßt wurde, unſägliche Wohlthaten erzeugt, weil es jenen zerſtörenden Zweifel auch auf dem Wege des Glaubens, alſo ſelbſt für jene Menſchen zu beſeitigen wußte, deren Faſſungskraft das Begreifen einer ſinnigen Weltordnung auf wiſſenſchaftlichem Wege nicht zuläßt. Allein das Chriſtenthum war im achtzehnten Jahrhundert, und insbeſondere um die Zeit des Eintrittes der franzöſiſchen Staats-Umwälzung, heftigen Angriffen ausgeſetzt, welche das Weſen deſſelben ſelbſt betrafen und die Pfeiler, worauf das Ganze ruhte, bis auf den Grund erſchütterten. Dieſe in England durch Toland, Collios, Woolſton, Tindal, Bolingbroke, Morgan, Chubb und Andere erregten Kämpfe wurden ſpäter auf ein anderes Feld geſpielt, wo ſie ernſthafter wurden und wichtige Folgen hatten. Voltaire, Diderot, d'Alembert und andere Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts ſetz-

ten nämlich die Angriffe gegen das Chriſtenthum weiter fort. Den ganzen und eigentlichen Zweck ſeines Lebens hatte ſich insbeſondere Voltaire dahin geſetzt, das Chriſtenthum zu untergraben, und er verfolgte denſelben bis an ſein Ende mit Eifer und Ausdauer. Zwar bediente er ſich dabei vorzugsweiſe nur der Waffe des Witzes und Spottes, und man hat über ſeine Bemühungen, weil ſie nicht auf zureichender Gelehrſamkeit und Sachkenntniß beruhten, oft gelacht und ſie für erfolglos erklärt, jedoch mit Unrecht, denn Voltaire hat das Chriſtenthum in den Augen der höhern und vielfach ſelbſt der mittlern Stände Frankreichs allerdings zu Grunde gerichtet, und eben dadurch, daß er nicht gelehrt zu Werke ging, nicht mit tiefern wiſſenſchaftlichen Gründen, ſondern mehr mit Witz und Spott kämpfte, hat er ſeinen Zweck erreicht. Die Wirkung war ungeheuer.

Der Glaube an das Chriſtenthum begann in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich zu wanken, und war gegen das Ende deſſelben in einem bedeutenden Kreiſe ſchon gänzlich gefallen. Natürlich mußte nun die politiſche Richtung hervortreten; und die Grundlagen und Vorarbeiten der nachfolgenden franzöſiſchen Staatsumwälzung waren daher entſchieden die Schriften und Lehrſyſteme Voltaire's und der übrigen Philoſophen. In jener Umwälzung erſchien nun die politiſche Richtung zum erſten Mal als überwiegendes, ja ſogar, wenigſtens zeitweiſe, als ausſchließendes Princip; aber ſie ſchweifte eben dadurch auf der entgegengeſetzten Seite zu weit aus und verlor dadurch jede Grundlage. Die nächſte Veranlaſſung dazu waren nicht Voltaire und die franzöſiſchen Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt. Voltaire und alle diejenigen, welche das Chriſtenthum gänzlich verwarfen, fühlten zwar dunkel, daß die Welt und der Lauf der Dinge kein Zufall ſei, ſondern von etwas geleitet werde, aber ſie konnten hierüber, alſo über die Natur der Weltordnung, nicht in's Klare kommen. Voltaire erkannte bloß, daß das Ganze von Regeln beherrſcht werde, welche er allgemeine Geſetze (lois générales) nannte, indeſſen zur Einſicht des nähern Charakters derſelben gelangte er nicht. Genauer durchſtreifte das berühmte Buch, Syſtem der Natur, und das bekannte Teſtament von Meslier. Allein ein weſentlicher Mangel blieb zurück, ein Umſtand, der alles verdarb, alle tiefere Einſicht und mithin die wirkliche Erforſchung der Geſetze der Weltordnung unmöglich machte, und zugleich furchtbare Folgen hatte, dieß war der Glaube, daß es keine Unſterblichkeit gebe.

Jene Forſcher konnten ſich außer dem Chriſtenthum und bei dem Gedanken der Weltregierung durch Naturgeſetze keinen Begriff und keine Vorſtellung von der Ewigkeit und Unſterblichkeit machen. Sie läugneten daher dieſelbe, und dieß ſtürzte alles. Dazu kam noch die gefährliche und mit den Geſetzen der Natur ſo ſehr in Widerſpruch ſtehende Lehre von Helvetius, daß alle Menſchen gleiche Anlagen hätten, ſowie endlich die leere, aber in ihren Folgen gleichfalls höchſt verderbliche Idee Rouſſeau's, daß der Staat und das öffentliche Leben der Völker auf einem Vertrage beruhe. Dieſe drei Dinge, 1) das Abläugnen der Unſterblichkeit, 2) die Lehre von der Gleichheit aller menſchlichen Anlagen und 3) die Meinung, daß der Staat eine bloße äußerliche Form, ein Vertrag ſei, den man beliebig einrichten könne, haben die franzöſiſche Staats-Umwälzung ſchon von vorneherein zu Grunde gerichtet. Es iſt merkwürdig, wie mächtig jene drei Sätze ſich wechſelſeitig unterſtützen.

Wer nicht an Unſterblichkeit glaubt, der muß alles Glück der Menſchen in einer gute

Staatseinrichtung, in politischer Vollkommenheit suchen. Der beste oder der vollkommene Staat wäre aber der, wo alle Menschen gleiches Glück genießen, wo mithin vollständige Gleichheit herrscht. Haben nun die Menschen von Natur alle gleiche Anlagen, so müßte dieß an sich möglich sein, und die Ursache, wenn es nicht so wäre, also der Grund aller Uebel, müßte nur in fehlerhafter Staatseinrichtung liegen, vermöge deren bevorzugte Stände die Macht an sich reißen, die Anlagen der andern Menschen nicht ausbilden lassen und die letztern dadurch in geistiger und körperlicher Knechtschaft halten. Ist indeß der Staat ein Vertrag, den man nach Belieben, nach seinen Wünschen, nach dem, was man am liebsten möchte, ohne Anstand einrichten kann, so mußte auch ein Verhältniß möglich sein, wo alle Menschen ihre Anlagen auch gleich ausbilden können, und alle folglich gleiche materielle und geistige Güter besitzen würden. Und dieser Schluß ist auch richtig, wenn alle Menschen gleiche Anlagen hätten und der Staat ein bloßer Vertrag wäre. Unter solcher Voraussetzung wäre die Forderung völliger und unbedingter Gleichheit freilich das Recht Aller, und eben darum auch die heiligste Pflicht jedes wahren Menschenfreundes und Patrioten.

Der Widerstand gegen die Versuche, eine vollkommene Gleichheit aller Menschen herbeizuführen, kann nämlich nur dann ein Recht oder gar eine Pflicht sein, wenn die Anlagen der Menschen ungleich sind, und die Ungleichheit der geistigen und materiellen Güter demnach auf Naturgesetzen beruht. In diesem Falle ist letztere aber nicht schlechthin ein Uebel, sondern wird nach dem Gange der Weltordnung das Mittel zu höheren Zwecken, oder wenigstens das Mittel zur Hervorbringung des Lebens, und ist folglich nothwendig. Wenn aber die Natur, wenn die Weltordnung die Ungleichheit nicht wollte, wenn dieselbe zu dieser Einrichtung nicht gezwungen war, wenn die Ungleichheit nur Menschenwerk ist, dessen Abstellung folglich möglich wäre, so muß sie weg, und das Streben nach ihrer Hinwegräumung ist gerecht, edel, erhaben; jeder Widerstand dagegen aber, weil er nur auf Selbstsucht, Eigennutz und sittlichem Verderbniß beruhen könnte, ungerecht, unwürdig, grausam. Darum verdienten dann die Widerspenstigen auch keine Schonung, man müßte sie als Menschen, welche das Elend ihrer Mitbürger vorsätzlich wollen, welche ihre Brüder von der Entwicklung deren natürlichen Anlagen abzuhalten und dadurch in Knechtschaft und Erniedrigung zu stürzen streben, welche mit einem Worte Elend statt Glück, Unterwürfigkeit statt Erhabenheit, Unwissenheit statt Aufklärung wollten, man müßte solche Menschen sage ich, glühend hassen, und alle Kräfte müßten aufgeboten, alle Macht vereinigt werden, diese Widersacher der Zwecke der Menschheit zu stürzen. Kein Mittel wäre dann unerlaubt, wenn es zur Besiegung des Widerstandes nothwendig wäre. Man hätte unter dieser Voraussetzung vielmehr offenbares Recht zu allen, auch zu den gewaltsamsten. Von Mäßigung könnte dann keine Rede sein, und zwar weder in Ansehung des Zweckes, den man will, noch in Hinsicht auf die Mittel, wodurch derselbe herbeigeführt werden soll. Jeder, welcher rücksichtlich des Zweckes, nämlich der völligen Gleichheit aller Menschen, auf Mäßigung oder Einschränkung bringen wollte, könnte kein Menschenfreund, kein Patriot sein: denn wozu ein Vorrecht eines vor dem andern, und sei es auch das geringste, wozu ein Vorzug Einzelner an öffentlichem Einfluß, Macht, Vermögen oder Geistesbildung, und sei es auch der kleinste,

wenn alle Menſchen gleiche Anlagen hätten, alſo gleicher Entwicklung fähig wären, und folglich nach dem Willen der Weltordnung alle gleich glücklich ſein ſollten? Nein, weg dann mit jeder Beſchränkung, mit jeder Mäßigung in Beziehung auf den Zweck der Gleichheit; volle, reine, unbedingte Gleichheit ſei dann das Loſungswort! Wer die letztere nun auch nur in dem kleinſten Stücke, in dem geringfügigſten Nebenumſtand nicht wollte, wäre kein wahrer Patriot, ſondern ein ungerechter Bedrücker. Eben ſo wäre auch unter obiger Vorausſetzung alle Mäßigung in den Mitteln zur Ueberwindung des Widerſtandes der Bevorzugten und aller derer, welche die unbedingte Gleichheit nicht wollen, unter gewiſſen Umſtänden durchaus verwerflich. Man beginnt wohl zuerſt mit gelindern Mitteln; wollen dieſe aber nicht helfen, wird der Widerſtand der Bevorzugten dadurch nicht vollſtändig beſiegt, ſo muß man zu kräftigern Mitteln ſchreiten. Wird jedoch der Kampf durch die Macht der Gegner gar zweifelhaft, oder tritt vollends die Gefahr ein, daß letztere ſiegen und ſohin das ſchöne, begonnene Werk der Befreiung des Volkes und des Menſchengeſchlechtes wieder zu Grunde gehe, ſo darf ich, ſagt der Schwärmer, vor keinem Mittel zur Ueberwindung des Widerſtandes mehr zurückſchaudern, ſondern ich muß vielmehr auch die gewaltſamſten ergreifen, und wenn die Gefahr dringend iſt, alſo im äußerſten Nothfalle, ſogar die furchtbarſten. Sind ſie ja nicht gegen die Guten und Edlen, die nur ihr Recht wollen, ſondern nur gegen die Ungerechten und Böſen gerichtet, welche auch das zur Freiheit erwachte Menſchengeſchlecht wieder in geiſtige und körperliche Knechtſchaft zurückbringen, und den von der Natur und der Weltordnung gewollten glücklichen Zuſtand der Menſchheit aus Eigennutz, Herrſchſucht und Bosheit verhindern wollen.

Solche Anſichten und Grundſätze müſſen in Umwälzungszeiten aus den drei Lehren entſtehen, 1) daß es keine Unſterblichkeit gebe, 2) daß die Anlagen aller Menſchen gleich ſeien, und 3) daß der Staat ein bloßer Vertrag wäre, den man nach den Bedürfniſſen und Wünſchen Aller beliebig einrichten könne. Zur Zeit der franzöſiſchen Staatsumwälzung war nun aber die erſte jener drei Lehren ziemlich weit, die zweite und dritte dagegen faſt allgemein verbreitet und der entſchiedene Ausdruck der öffentlichen Meinung; und dieß erklärt denn alle folgenden Ereigniſſe auf das deutlichſte. Es entſtand nämlich der allgemeine Wunſch nach einer weſentlichen, tief eingreifenden Staatsverbeſſerung, im Sinne der Freiheit und Annäherung zur Gleichheit, bald hernach aber das beſtimmte und entſchiedene Beſtreben, einen Zuſtand allgemeiner, völliger und unbedingter Gleichheit herzuſtellen. Groß waren dort die Erwartungen der Menſchenfreunde, mit Freuden und Entzücken wurde das ſcheinbar aufgehende neue Licht begrüßt. Europa war einen Augenblick im Taumel, es hielt den emporſteigenden Lichtſtreifen für den lange geahnten und verkündeten Morgen einer beſſern Zukunft, aber es ſah das blutige Roth nicht, das nur Stürme und Regenſchauer bringen konnte, es bedachte nicht, daß eine Weltreform nur von Deutſchland ausgehen kann. Die Erſchütterungen der franzöſiſchen Staatsumwälzung gingen tief, die Begebenheit ſelbſt war wichtig, folgenreich und anfangs vielverſprechend. Das Gefühl der Menſchenwürde wurde rege, der Gedanke einer geiſtigen Wiedergeburt unſeres Geſchlechtes ward lebhaft erörtert. Alles Edle vereinigte ſich um einen ſolchen Zweck herbeizuführen. Eine reine Vaterlandsliebe zeigte ſich in einem großen Theile des Volkes und brachte Opfer, welche noch die ſpäteſte Geſchichte unter die ſchönſten Thaten der Menſchheit zählen wird.

Allein seltsam genug, alle diese mächtigen Anstrengungen, diese ganze Umstürzung eines großen politischen Körpers, alle diese heftigen Krämpfe fanden keine leitende Hand, keinen Geist, welcher die Ereignisse beherrscht und nach einem bestimmten, wohldurchdachten Plane zu befriedigendem Erfolge geführt hätte. Die merkwürdige Erscheinung von 1789 war daher nur bei ihrem ersten Auftreten rein, schön und wohlthätig. Bald änderte sich aber wegen Mangel an richtiger Leitung die Lage der Dinge. Die Vorfälle gingen blind ihren Gang, und sich selbst überlassen, ohne Plan, ohne Führung, ohne Bewußtsein und Selbsterkenntniß, taumelte die Umwälzung von Ausschweifung zu Ausschweifung, von Thorheit zu Thorheit. Die große Begebenheit selbst blieb zwar nicht ohne Wirkung und Folgen für Frankreich, Europa, das Menschengeschlecht selbst: das erwachende Gefühl der Menschenwürde und der unserm Geschlechte zustehenden Rechte, die laute Zurückforderung dieser Rechte, der tiefe glühende Freiheitssinn, alles dieß wirkte mächtig auf Europa, und hat auch nach dem Mißlingen der ganzen Umwälzung bedeutende Folgen zurückgelassen: allein eine Weltreform konnte daraus nicht entstehen.

Wenn nämlich solche Ereignisse zur wirklichen Wohlfahrt des Menschengeschlechts führen sollen, so muß ihre Leitung in der Hand der Ruhe, der Weisheit und der tiefen Einsicht in die Gesetze der Weltordnung liegen. Das Schicksal der französischen Staatsumwälzung war aber in die Gewalt der Leidenschaft, des Fanatismus und der tiefsten Unwissenheit gerathen. Beweise liegen nicht ferne. Ungleichheit der Bestandtheile aller Lebensorganismen, Gegensatz edler und unedler Organe ist ein allgemeines, unabänderliches Gesetz der Natur, auf dem die Lebensfähigkeit beruht. Ohne diese Ungleichheit, ohne diese Gegensätze gibt es keinen organischen Körper, und insbesondere kein Volk und keinen Staat. Jedes Bestreben, bemerkte Ungleichheit radical zu heben, ist folglich Thorheit, und jeder Versuch, den Widerstand der Natur mit Gewalt zu überwinden, Raserei. Die erste Forderung der französischen Staatsumwälzung war aber Gleichheit, absolute, materielle Gleichheit, und das Mittel, die in der Weltordnung selbst liegenden Hindernisse zu besiegen, wurde ..... das Beil. Zweitens: die wichtigste Pflicht und die dringendste Mahnung der Weisheit in der Leitung solcher wichtiger Entwicklungszeiten der Völker ist .... Mäßigung, nicht jenes Zwittergeschöpf, welches einen Zustand niemals ganz, sondern allemal nur halb, und eine Krankheit nie geheilt, sondern stets nur gemildert und in ihren Folgen nur verschoben wissen will, nicht das widerliche Ding, welches immer und ewig das Unvereinbare zu vereinbaren, das Unversöhnliche zu versöhnen sucht, mit einem Worte, nicht die verstandlose, bedauernswerthe, verächtliche Hecheln- und Mäusefallen-Politik, welche man unter dem wohlbekannten Namen genugsam kennt, und die das edelste Wort der Sprache, den Ausdruck der schönsten Jugend, für ihre Schwäche und Nichtigkeit usurpirt, sondern jene ruhige, kalte, entschlossene, kraftvolle Mäßigung, welche auf der Einsicht der Gesetze der Weltordnung ruht, in den Stürmen der Zeiten aus dem Charakter des geprüften und bewährten Mannes sich entwickelt, und immer unbeugsam die widerstrebendsten Tendenzen einer wirrenvollen Gährung, die heftigsten Zuckungen und Krämpfe erschütternder Weltumwälzungen mit festem Blicke übersieht, mit entschiedener Ueberlegenheit beherrscht, und mit Sicherheit zur befriedigenden Lösung führt.

Was zeigte aber Frankreich in den Krämpfen seiner innern Zwietracht? Nur maaßlose Ausschweifung, wahnwitziges Ueberbieten in den lächerlichsten und zugleich grausamsten Extremen.

Mäßigung, edle Selbstbeherrschung und gewissenhaftes Einhalten vernünftiger Schranken wurde für das abscheulichste Verbrechen, für Vaterlandsverrath erklärt und durch wüthende Proscription massenweise verfolgt. Umgekehrt war ein greulicher Cynismus, Schmutz an den Kleidern und an den Sitten, Rohheit in der Rede und der That, und affektirtes Ueberbieten im wahnsinnigen Freiheits-Fanatismus gepriesene Tugend. Welche Summe von Lächerlichkeiten und doch zugleich auch von Grausamkeiten liefern die französischen Volksversammlungen von 1793! Wahrlich, Frankreich glich in jener Periode einem Aufbewahrungsorte theils geistesverirrter, theils fieberkranker Personen, einem Hospital, wo die Kranken über die Wächter Herr geworden sind, und in ihrer Geistesabwesenheit oder Fieberhitze alles, was gesund ist, tödten und nur denen Schonung bewilligen, welche sich gleichfalls fieberkrank oder tollsinnig stellen. Sage man nicht, daß der Terrorismus absolut nöthig war, um die Nationalität und Unabhängigkeit des Volkes gegen die Angriffe von Außen zu schützen. Wer glaubt, daß dieser Zweck überhaupt oder wenigstens unter den ungewöhnlichen, ganz eigenthümlichen Umständen jener Zeit nur durch Terrorismus erreicht werden konnte, der kennt eben die stille, tiefe, unwiderstehliche Macht der weisen Ruhe und Mäßigung nicht, welche mit gleichem Nachdrucke sowohl die Gegner einer neuern, bessern Ordnung der Dinge, als die Sectirer und Fanatiker niederzuhalten weiß. Wer diese Macht kennt, sage ich, dem wird es nie einfallen, dieselbe zur gleichzeitigen Ueberwindung der äußern Feinde und der innern Widersacher für unzulänglich zu halten.

Gleichwie nun die französische Staatsumwälzung unfähig war, sich selbst zu leiten und zu einer befriedigenden Lösung zu führen, so war sie auch arm und leer, und zwar bodenlos leer an eigentlichen schöpferischen Gedanken und bauenden, organisirenden Ideen. Man sagt gewöhnlich, daß jenes Ereigniß, wenn es auch sonst nichts genützt hätte, doch wenigstens eine Menge neuer Ideen in Umlauf gebracht habe. Nie war ein Irrthum größer, als dieser. Prächtig klingende Redefiguren von Freiheit und Gleichheit, vom Sturz der Tyrannen und der Herstellung der Vernunftherrschaft gab es allerdings genug, aber damit ist dem Menschengeschlecht nichts gedient. Die allgemeinen Phrasen und Tiraden von Freiheit, die Absurditäten, daß alle Menschen gleich seien und gleich glücklich sein sollen, und sogar die wahren Aussprüche, daß man Menschenwürde achten, Unterdrückung hassen und mit letzterer ringen solle, sind keineswegs die neuen Gedanken, welche einer großen Umgestaltung der Weltverhältnisse zu Grunde liegen müssen, sondern die Einsicht und das klare Bewußtsein der Mittel und Wege, wodurch die Freiheit und Glückseligkeit oder der normale Zustand der Völker dauerhaft gegründet werden kann. Von diesen Mitteln, deren Einsicht auf der Erforschung und Erkenntniß der Weltordnung, also auf tiefer wissenschaftlicher Bildung und lebendiger Weisheit beruhet, hatte aber die französische Staatsumwälzung keine Vorstellung, keine Ahnung: denn Frankreich wußte nicht einmal, und weiß es vielleicht heute noch nicht, daß es eine solche, wissenschaftlich-erkennbare Weltordnung gibt, und daß deren Einflüsse und Wirkungen auch in den socialen Einrichtungen der Völker sich äußern.

Die Mittel, welche die französische Revolution zur Befreiung des Volkes und Herstellung dessen Normalzustandes anwendete, waren daher fast alle lächerlich und widersinnig, und endeten ebendeßhalb mit dem Gegentheil von dem, was man wollte, nämlich mit dem Militär-Despo-

tismus, und durch dieſen mit dem Rückfall in den alten, nur etwas gemilderten Zuſtand der Dinge. Von der organiſchen Verbindung der Kräfte, von der Gründung lebendiger Inſtitute, welche Blut und Nahrungsſaft allen Gliedern nach Verhältniß deren Funktionen und nach richtigem Bedürfniß gleichmäßig zuführen, von der Läuterung der Religion und deren Verſöhnung mit den Staatszwecken, von der Weisheit jener Staatskunſt endlich, die aus der Regel der Gegenſätze abgeleitet, den innern Bau des Staatsorganismus nach Analogie der Werke der ſchaffenden Natur ordnet, von allem dieſem, ſage ich, hatte Frankreich bei ſeiner verſuchten Umgeſtaltung keinen Begriff. Alle Mittel beſchränkten ſich vielmehr auf Formen, auf eine wahre Fabrik von papiernen Geſetzgebungen und Conſtitutionen. Und weil dieſen durch Einſicht in die Weltordnung kein Lebens-Athem eingehaucht werden konnte, ſo waren ſie theils ganz todt geboren, theils wenigſtens unreif, und verſchwanden folglich entweder ſchon ſogleich nach der Geburt oder wenigſtens nach kurzem Beſtehen. Alles geſchah denn, was wir oben als nothwendige Folgen falſcher Staats-Theorien dargeſtellt haben.

Da nämlich gegen die Forderung einer allgemeinen Gleichheit nicht nur von Seite der Bevorzugten, ſondern auch von Seite beſonnener Patrioten, welche die Unmöglichkeit einer unbedingten Gleichheit fühlten, Widerſtand hervortrat, ſo erhob ſich der Kampf. Je größer nun der Widerſtand gegen die heftige Gleichheitspartei wurde, deſto erbitterter wurden auch deren Angriffe. Dieſe Partei war mit Feſtigkeit, Feuer, Kraft, Entſchloſſenheit ausgerüſtet, und zögerte darum, als die Gefahr dringend zu werden ſchien, keinen Augenblick, auch die gewaltſamſten und ſchauderhafteſten Mittel zur Beſiegung des Widerſtandes anzuwenden. Ihre Angriffe blieben daher auch nicht bloß gegen die Bevorzugten gerichtet, die ihre Vorrechte nur aus Eigennutz nicht aufgeben wollten, ſondern dehnten ſich bald auch auf die redlichen, aber beſonneren Vaterlandsfreunde aus, welche die Republik zwar auch aufrichtig wollten, indeſſen nur eine völlige und unbedingte Gleichheit nicht für möglich hielten, und zugleich auch durch die ſchmutzigen und rohen Sitten, welche die heftigere Partei gefliſſentlich zur Schau ſtellte, ſo wie deren Verachtung aller Bildung, namentlich der Kunſt und Wiſſenſchaft, verletzt wurden. Daher kam nun der Kampf des Berges gegen die Gironde, und wegen überwiegender Kraft des erſtern die Niederlage der letztern. Nach dieſer Kataſtrophe blieben aber die Angriffe der fanatiſchen Gleichheitspartei nicht bloß gegen die beſchränkt, welche ſich der völligen Gleichheit wiederſetzten, ſondern ſie gingen jetzt ſogar auch auf diejenigen über, welche in Anſehung des Zweckes mit ihr einverſtanden waren, alſo ebenfalls die allgemeine und unbedingte Gleichheit verlangten, und nur die zur Herſtellung derſelben angewendeten Mittel zu gewaltſam, zu grauſam und zu unmenſchlich fanden. Es wurden nun auch dieſe, die doch nur in Anſehung der Mittel, nicht aber in Anſehung des Zweckes, gemäßiget waren, maſſenweiſe erwürgt; und nachdem dieß geſchehen war und allgemeiner Schrecken das geſammte Volk gefangen hielt, zerfiel die furchtbare ſiegende Partei ſelbſt wieder in mehr und weniger Entſchiedene, und rieb ſich wechſelſeitig ſelbſt auf. Auf ſolche Weiſe wurden alſo nicht nur die reinſten Vaterlandsfreunde, ſondern ſogar die eifrigſten Vertheidiger einer übertriebenen und unmöglichen Gleichheit wegen Mäßigung ermordet, und als der gewaltſame Tod diejenigen, welche jene ſchreckliche Gewalt aus Fanatismus und Schwärmerei geübt hatten, endlich ſelbſt traf, ſo warfen alle, welche den Patriotismus und die Forderung völliger Gleichheit nur

erheuchelt hatten, die Maske ab, das Ganze stürzte, das Rad, welches zu weit getrieben worden war, schlug auf der entgegengesetzten Seite um, und alles fiel in Despotismus zurück. Man hatte mit der Natur selbst in Kampf sich eingelassen, man wollte ein Gesetz der Schöpfung, nämlich die bis auf einen gewissen Grad nothwendige Ungleichheit der Menschen, mit Gewalt ändern, frevelhaft in den Gang der Weltordnung eingreifen; und das Ende mußte nach eben diesem Gange, welchem keine menschliche Macht ungestraft sich widersetzen kann, Untergang und Vernichtung sein. Alles ereignete sich demnach in der Art, wie wir es als nothwendige Folge falscher Grundsätze oben angegeben hatten. Die Lehren, daß die Anlagen aller Menschen gleich seien, und daß der Staat eine bloß äußerliche Form, ein Vertrag wäre, den man beliebig einrichten könne, diese Ideen, sage ich, haben die französische Staatsumwälzung schon von vorneherein zu Grunde gerichtet, und mithin auch das anfänglich reine und edle politische Streben gestürzt.

Eine furchtbare Warnung liegt darum für alle Völker, Geschlechter und Zeiten in den Ausschweifungen der französischen Staatsumwälzung; doch um einen theuern Preis mußte diese Warnung erkauft werden; denn nicht nur Frankreich wurde an den Rand des Verderbens gebracht, sondern auch auf andere Völker, namentlich Deutschland, ein verderblicher Einfluß ausgeübt. Bevor wir dieß weiter entwickeln, müssen wir den Faden der Erzählung wieder aufnehmen.

Fünf und zwanzigstes Hauptstück.

Fortsetzung des Feldzugs. Kriegs-Erklärung des deutschen Reichs gegen Frankreich. Weiterer Verlauf der Waffenunternehmungen.

(Vom September 1792 bis August 1793.)

Als das deutsche Heer die Päße des Argonner Waldes von den Franzosen besetzt fand, erhob sich die Frage, ob man einen Sturm auf die feste Stellung des Feindes bei Grand-Pré unternehmen oder die letztere umgehen wolle? Der Sturm schien sehr bedenklich zu sein, weil die Franzosen eine starke Anhöhe besetzt hatten, und auf dem einen Flügel vom Wald, auf dem andern von der Aire gedeckt waren. Ein außerordentlicher Verlust an Leuten schien daher bei einem Angriff auf die Höhe für das deutsche Heer ganz unvermeidlich zu sein. Dessenungeachtet hielten die meisten Sachverständigen einen raschen Angriff für das Zweckmäßigste. Nur der Oberbefehlshaber, der Herzog von Braunschweig, war seiner gewohnten Vorsicht nach anderer Meinung, und entschied sich für die Umgehung des Passes von Grand-Pré. Allein die Wege waren schlecht, die Witterung abscheulich und die Vorräthe an Lebensmitteln dürftig. Man

mußte schon Lieferungen aus Deutschland nachkommen lassen, und als diese allmählig von den Franzosen durch Seitenbewegungen von Thionville und Metz aus aufgefangen wurden, so mangelte es im deutschen Lager bald empfindlich an Lebensmitteln und Pferde-Futter. Im Vereine mit der anhaltenden schlechten Witterung erzeugte dieser Mangel endlich Krankheiten, und die Lage des preußisch-östreichischen Heeres wurde sehr mißlich. Da noch überdieß eine bedeutende Verstärkung der Franzosen durch die Generale Beurnonville und Kellermann bevorstand, so wurden schon Stimmen von Rückzug laut. Allein eine entschlossene Waffenthat des östreichischen Generals Clairfait, welcher unter dem Herzog von Braunschweig befehligte, veränderte mit einem Male die ganze Lage der Dinge.

Clairfait fand einen andern Paß, Croix aux bois, schwächer besetzt, griff rasch an und nahm denselben weg. Bestürzt hierüber sandte Dumourier sogleich den General Chazot mit einer bedeutenden Heer-Abtheilung ab, um den Paß Croix aux bois den Oestreichern wieder abzunehmen. Nach einem hitzigen Treffen gelang dieß am Ende auch, und die östreichische Besatzung unter dem Prinzen von Ligne, welcher daselbst das Leben verlor, wurde zurückgedrängt. Sogleich erschien aber der General Clairfait mit Verstärkung, schlug den General Chazot entscheidend, und schnitt denselben nach der Wiedereroberung des Passes Croix aux bois sogar von dem französischen Hauptheer unter Dumourier ab. Da in Folge dieses Siegs auch die französischen Ausgewanderten einen Paß, Chêne populeux, eingenommen hatten, so befand sich das französische Heer in der größten Gefahr. In der That hielt der umsichtige General Clairfait den französischen Oberbefehlshaber Dumourier für verloren, und wollte denselben mit schneller Benützung der errungenen Vortheile sogleich angreifen; allein der Herzog von Braunschweig ließ dieß in seiner übertriebenen Vorsicht nicht zu. Er sandte vielmehr einen Offizier an Dumourier, um denselben auf die Seite der Royalisten herüberzuziehen. Dumourier stellte sich, als sei er gegen den Antrag nicht unzugänglich, und täuschte dadurch den Herzog. So ging der günstige Augenblick für das deutsche Heer unbenützt vorüber, und Dumourier gewann Zeit, die Generäle Beurnonville und Chazot an sich zu ziehen, und in der Nacht eine feste Stellung bei Autry einzunehmen.

Dessenungeachtet setzte der Herzog von Braunschweig die Unterhandlungen fort, um den General Dumourier zur Erklärung gegen die Republikaner zu bewegen; doch er ließ sich abermals täuschen, und setzte den General Dumourier in den Stand, auch vollends mit den Streitkräften unter Kellermann sich zu vereinigen.

Der König von Preußen, schon lange unzufrieden mit der lauen Kriegsführung seines Feldherrn, drang nun ernstlich darauf, eine entscheidende Schlacht zu schlagen; indessen der Augenblick dazu war bei weitem nicht mehr so günstig, weil das französische Heer jetzt 50,000 statt früher nur 18,000 Mann zählte. Auch blieb der Herzog von Braunschweig fortwährend von dem Wahne befangen, den General Dumourier zu gewinnen; er stellte daher das gesammte Heer nach den Befehlen des Königs am 20. September 1792 bei Valmy zwar in Schlachtordnung auf; doch es war ihm mit dem Kampfe nicht Ernst, und er beschränkte sich daher auf ein lebhaftes Artilleriefeuer gegen die von den Franzosen besetzten Höhen. Dasselbe war sehr anhaltend und wurde eben so erwiedert, so daß von beiden Seiten 40,000 Schüsse fielen; da

aber die Deutschen keinen Sturm auf die Anhöhen unternahmen, so blieb das Treffen, welches man die Kanonade von Valmy nennt, ohne Entscheidung. Der Herzog von Braunschweig zog am Abend sein Heer in das Lager zurück, und legte sich wiederum auf Unterhandlungen mit Dumourier. In Folge derselben wurde am 22. September 1792 ein kurzer Waffenstillstand abgeschlossen. Bei den weitern Unterredungen forderten die Preußen als Grundbedingung des Friedens die Befreiung des Königs Ludwig XVI. und die Wiederherstellung dessen rechtmäßiger Gewalt. Dumourier, welcher sich früher immer gestellt hatte, als begünstige er diese Absicht, mußte jetzt dagegen selbst gestehen, daß nach den neuern Vorgängen in Frankreich an die Bewilligung einer solchen Forderung nicht mehr zu denken war.

Friedrich Wilhelm II. überzeugte sich nunmehr, daß Dumourier mit dem Herzoge von Braunschweig nur sein Spiel getrieben habe, und forderte darum die Aufkündigung des Waffenstillstandes und nachdrückliche Waffenunternehmungen. Obgleich der östreichische General Clairfait derselben Meinung war, so rieth gleichwohl der Herzog von Braunschweig ab, und schlug gerade umgekehrt die Fortsetzung der Unterhandlungen mit Dumourier vor. Der König von Preußen ließ sich bewegen, und da Dumourier sich fortwährend für einen geheimen Royalisten ausgab und schöne Versprechungen machte, so wurden in der That die Bedingungen einer Uebereinkunft besprochen. Friedrich Wilhelm II. bemerkte indessen bald, daß das Ganze nur darauf abgesehen sei, Preußen von Oestreich zu trennen; er überzeugte sich, daß Dumourier überhaupt nur Ränke schmiede, und verweigerte daher die Bestätigung der Uebereinkunft. Nach seinem bestimmten Befehle ward auch der Waffenstillstand am 27. September 1792 aufgekündigt; dessenungeachtet sollte nichts Entscheidendes mehr unternommen werden. Die Deutschen hatten inzwischen nämlich gefunden, daß die Vorspiegelungen der französischen Ausgewanderten über die Stimmung ihrer Nation gänzlich falsch waren, und daß man es nicht mit einer Handvoll Aufrührer, sondern wirklich mit der ganzen Nation zu thun habe. Zugleich wurden die ersten Einflüsse des Terrorismus bemerkbar, indem die gewaltthätigen Jakobiner Jeden mit dem Tode bedrohten, welcher nicht Gut und Blut an die Vertreibung der Fremden setzen wolle. Wer auch friedliche Neigungen haben mochte, durfte es also schon aus Furcht nicht wagen, in der Landes-Vertheidigung unthätig zu bleiben; überdieß war die Mehrheit der Franzosen wirklich für die Freiheit begeistert, und es war zu erwarten, daß die gesammte Nation wider die deutsche Invasion sich erheben werde. Da nun in Folge anhaltender schlechter Witterung und mangelnder Nahrung, auch die Vermehrung der Krankheiten im deutschen Heere zu befürchten war, so schien dasselbe bei weiterem Vorrücken den ernstlichsten Gefahren ausgesetzt zu sein. So ungern es daher der König von Preußen auch sah, so mußte er dennoch geschehen lassen, daß der Herzog von Braunschweig sein Lager bei la Lune in der Nähe von Valmy am 30. September 1792 aufhob und den Rückzug antrat. Nach den Befehlen von Dumourier sollte Kellermann die Preußen zwar verfolgen; allein es war mit diesen Befehlen nicht Ernst; Kellermann nahm daher eine Richtung, welche den Rückzug eher begünstigte. Dessenungeachtet litt das preußische Heer noch viel durch bodenlose schlechte Wege, schlechtes Wetter und nachlässige Verpflegungs-Anstalten, so daß es im üblen Zustande am Rhein erschien.

Durch den Abzug der Preußen wurde für die Franzosen der Weg nach den Niederlanden

offen, und Dumourier beschloß nunmehr, sein Heer nach jener Richtung zu führen. Außer der Heerabtheilung, welche unter Clairfait mit den Preußen vereinigt war, hatten die Oestreicher eine andere unter dem Befehle des Herzogs von Sachsen-Teschen in den Niederlanden zum selbstständigen Handeln bestimmt. Diese war während des Feldzuges in der Champagne vor die französische Festung Lille gerückt, und hatte sie heftig beschossen. Da indessen sowohl die Besatzung, als die Einwohner die Festung tapfer vertheidigten und eine französische Armee unter dem General la Bourdonnage zur Entsetzung herbeieilte, so sah sich der Herzog von Sachsen-Teschen am 24. October 1792 genöthiget, die Belagerung aufzuheben und gegen Mons sich zurückzuziehen.

Inzwischen hatte sich der General Clairfait von den Preußen getrennt (am 13. October 1792), und seinen Marsch nach den Niederlanden gerichtet, um den Herzog von Sachsen-Teschen zu verstärken. Bevor aber alle seine Truppen im Lager des Herzogs bei Mons eintreffen konnten, war schon Dumourier mit der französischen Hauptarmee in der Nähe von Mons angelangt. Bei Jemappes griff er hierauf am 5. November 1792 die Oestreicher mit Heftigkeit an, und da er trotz des lebhaften Widerstandes den Angriff am folgenden Tage mit äußerster Heftigkeit wiederholte, die Truppen von Clairfait immer noch nicht vollständig angekommen und die gegenwärtigen durch den Marsch erschöpft waren, so gelang es dem französischen Oberbefehlshaber endlich, die Oestreicher vollständig zu schlagen.

Die Folgen dieses Sieges der Franzosen bei Jemappes waren überaus wichtig; denn Dumourier überzog nun ganz Belgien. Nachdem er nämlich einige Tage in Mons verweilt hatte, lieferte er der geschlagenen östreichischen Armee noch mehrere Gefechte, und rückte am 14. November 1792 siegreich in Brüssel ein. Als sich hierauf viele feste Plätze ergeben hatten, schlug Dumourier am 21. November die Oestreicher wiederholt bei Tirlemont, und drang nunmehr über Lüttich bis Aachen vor. In Lüttich war die Bevölkerung noch immer für die Grundsätze der französischen Revolution sehr eingenommen, und Dumourier wurde daher mit offenen Armen aufgenommen. Der Krieg nahm nun allmählig für Deutschland einen gefährlichen Charakter an; denn es schien, als wenn in den Grenzländern die Freiheitsideen ebenfalls auftauchen und die Einwohner mit den Franzosen gemeinschaftliche Sache machen wollten. Andere Ereignisse steigerten diese Besorgniß noch bedeutend.

Während des Feldzugs in der Champagne hatte Dumourier dem Herzog von Biron den Befehl ertheilt, dem deutschen Heere von Straßburg aus in den Rücken zu fallen. Diesen Befehl hatte Biron nicht befolgt; dagegen schickte er im September 1792 den französischen General Custine von Landau ab, um im Rücken der deutschen Armee eine Bewegung auszuführen. In Speier befanden sich große Vorräthe von Lebensmitteln, und man hatte zum Schutze derselben, so wie des Oberrheins überhaupt, ansehnliche Streitkräfte unter dem Fürsten von Hohenlohe und dem Grafen von Erbach aufgestellt. Da aber beide Heerführer mit ihren Truppen zu der Hauptarmee berufen wurden, so war Speier und der Oberrhein überhaupt bloßgestellt, und dieß veranlaßte eben den Herzog von Biron, den General Custine zum Vorrücken anzuweisen.

Am 29. September 1792 erschien Custine vor Speier, wo der Graf von Erbach geringe Streitkräfte zurückgelassen hatte, und nahm die Stadt fast ohne Widerstand ein. Custine hatte

bei seiner Unternehmung vorzüglich auf die Sympathie der Rheinprovinzen für die französischen Freiheitsideen gerechnet. Sein Heer bestand großentheils aus Nationalgarden, welche für die Freiheit begeistert waren, und sogar aus bewaffneten Bauern, die aus gleichem Grunde sich angeschlossen hatten. Man predigte daher überall Freiheit und Gleichheit, und forderte die deutsche Bevölkerung zum Anschluß an die französischen Revolutionsgrundsätze auf. Diese Pläne wurden nun durch die Umstände sehr begünstigt; denn die innern Zustände Deutschlands waren durch das fortwährende Hinsiechen des Reichs sehr mangelhaft, die öffentlichen Institutionen abgestorben, der Geist der Nation verkümmert. Es war schon lange eine durchgreifende Reform in den öffentlichen Verhältnissen des Lebens und allen Theilen des Staatsorganismus nothwendig; allein die Fürsten dachten nirgends daran. Das Hauptübel war die unmäßige Ueppigkeit der Hofhaltungen und der begünstigten Vornehmen, welche Steuerdruck und Erpressungen gegen das Volk zur Folge hatte, so wie die übermüthige Geringschätzung, mit der Fürsten und Edelleute sogar auf die Talente unter den Bürgerlichen herabsahen. Der Geburt wurde bei allen Aemter-, Ehrenstellen- und Gunst-Verleihungen ein übertriebener Einfluß gestattet, und das Verdienst meistens zurückgesetzt, wenn es nur von dem Bürgerlichen herrührte oder überhaupt mit der Geburt in Wettkampf gerieth.

Solche entartete Zustände befanden sich im Jahre 1792 auch in den Rheinländern, namentlich der Pfalz und den geistlichen Kurfürstenthümern. Natürlich herrschte deßwegen unter den mittlern und niedern Ständen wider die Regierungen große Unzufriedenheit, und als nun Cüstine Freiheit und Gleichheit verkündigte, so zeigte sich das Volk ihm vielfältig günstig. Diese Stimmung offenbarte sich schon in Speier und nahm bald in der Umgegend so sehr zu, daß Cüstine nicht nur zum weitern Vordringen in Deutschland, sondern sogar zu dem seltsamen Unternehmen ermuthiget wurde, die mächtige Reichsfestung Mainz zu berennen. Wir erwählen den Ausdruck „seltsam," doch es hätte eben so gut „abentheuerlich" gesagt werden können, denn die Streitkräfte Cüstine's waren viel zu ungeordnet und geringfügig, und er besaß überhaupt nicht die Mittel, um eine so wichtige Festung wie Mainz zu belagern. Gleichwohl sollte das Unternehmen einen glücklichen und schnellen Erfolg haben, also der Beweis geliefert werden, wie weit es bei manchen deutschen Regierungen mit dem Verfall gekommen sei. Als sich nämlich Cüstine am 5. October 1792 der Festung Mainz näherte, so ergriff der Kurfürst Friedrich Karl Joseph von Erthal mit seinem Hofstaat, den Domherren und seinen Räthen sogleich die Flucht, und begab sich auf das rechte Rheinufer. Zur Vertheidigung der Festung war nicht die geringste Anstalt getroffen worden; es fehlte an Soldaten, die Bürger hingegen, welche ehedem ihre Stadt so gut zu vertheidigen wußten, waren mit ihrer Regierung unzufrieden und den französischen Freiheits-Ideen zugethan, so daß denn der Widerstand ganz ohnmächtig war und Mainz am 21. October 1792 an Cüstine übergeben wurde.

Mußte schon dieses Ereigniß auf Deutschland einen mächtigen Eindruck machen, so geschah es noch mehr durch seine Folgen. Nicht nur die Bevölkerung von Mainz, sondern auch jene von einem großen Theile des linken Rheinufers erklärte sich nun offen für die französischen Revolutionsgrundsätze. Nachdem man am linken Rheinufer überall Volksversammlungen oder Clubbs wie die Pariser geschaffen hatte, bildete sich in Mainz sogar ein sogenannter National-Convent,

welcher alsbald durch eine Gesandtschaft nach Paris die Vereinigung des Mainzer Landes mit Frankreich verlangte. Die Franzosen hatten diesen tadelswerthen und ganz unverantwortlichen Schritt durch ihre Umtriebe geflissentlich veranlaßt; schon der Anfang der französischen Freiheit und Gleichheit zeigte also, welche Ehrfurcht die gerühmten Republikaner in Frankreich vor den Rechten der Nationalität hatten.

Durch seine schnellen Erfolge in Mainz wurde Cüstine ermuthiget, noch weiter in Deutschland vorzudringen; er zog daher schon am 22. October 1792 nach Frankfurt am Main und nahm auch diese Stadt ein. Er verkündete auch hier Freiheit und Gleichheit, da indessen diese Güter mehr in starken Erpressungen und Brandschatzungen der Franzosen bestanden, so fanden die Frankfurter wenig Geschmack daran. Dessenungeachtet sandte Cüstine seine Truppen noch weiter und ließ durch sie auch in der Wetterau Freiheit und Gleichheit ausrufen.

So gefährlich die Unternehmungen der Franzosen für Deutschland schon geworden waren, so hatte das Reich als solches an den Ereignissen gleichwohl noch nicht Antheil genommen. Jetzt schien es aber ernstlich an der Zeit zu sein, den Eingriffen Frankreichs in die Rechte der Nationalität ein Ziel zu setzen, und dem gemäß den Reichskrieg gegen die Franzosen zu eröffnen. Nachdem der Kaiser Franz II. am 2. September 1792 darauf angetragen hatte, erfolgte am 23. November 1792 ein Reichsgutachten der Stände, welches die sämmtlichen Reichstruppen zu den Waffen rief. Der Kaiser bestätigte dasselbe am 19. December 1792, demungeachtet erfolgte die wirkliche Kriegserklärung des deutschen Reichs gegen Frankreich erst am 22. März 1793.

Der König von Preußen wollte indessen mit der Vertreibung Cüstine's aus Deutschland nicht bis zu dieser Kriegserklärung warten. Da nun seine aus der Champagne zurückgekehrten Truppen noch in der Nähe des Rheins verweilten, so ließ er sie mit den Hessen Anfang December 1792 gegen Frankfurt anrücken. Cüstine hatte sich inzwischen nach Mainz zurückgezogen und in Frankfurt nur eine Besatzung von 1500 Mann unter dem General von Helden zurückgelassen. Helden wollte Frankfurt, trotz seiner geringen Macht, vertheidigen; allein die Stadt wurde von den Preußen und Hessen schon am 2. December 1792 mit Sturm genommen und die ganze französische Besatzung gefangen. Hierauf rückten die Preußen nach Mainz und begannen von der rechten Rheinseite die Belagerung dieser Festung. Die französische Besatzung, von den Bürgern unterstützt, wußte sich jedoch besser zu vertheidigen, als einige Monate vorher der Kurfürst; die Belagerung zog sich deßhalb in die Länge.

Mittlerweile hatte der französische National-Convent einen Schritt gethan, welcher bisher in der Geschichte noch nicht erlebt worden war, und dem Kriege einen überaus gefährlichen Charakter mittheilen mußte. Durch einen Beschluß vom 15. December 1792 erklärte er nämlich, daß die Nation der Franzosen jedem großen oder kleinen Volk, das seinem bisherigen König, Fürsten oder Grafen nicht mehr gehorchen, sondern sich in Freiheit setzen wolle, eine Armee zu Hülfe senden und nicht eher nachlassen werde, als bis sie dasselbe von seinem Despoten befreit haben werde. Dieß war natürlich eine Kriegserklärung gegen alle europäischen Regierungen, dieß eine Bestätigung aller Besorgnisse, welche die Kabinete schon bei dem ersten Auftreten der französischen Staatsumwälzung gehegt hatten. Um die Lockung noch verführerischer zu machen, hatte der französische National-Convent zugleich feierlich versichert, daß es dem französischen Volk

nicht um Eroberungen zu thun ſei, daß daſſelbe vielmehr nur den Erſatz der aufgewendeten Kriegskoſten verlangen und jedem Volk, das von ſeinem Herrn befreit werde, die freie Wahl laſſen werde, ob es mit Frankreich vereinigt ſein, oder eine ſelbſtſtändige Republik bilden wolle? Es wiederholte ſich alſo vollſtändig die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. Wie dort die Franzoſen bei ihrer Einmiſchung in deutſche Angelegenheiten erklärten, daß ſie nur zur Vertheidigung der deutſchen Freiheit ganz uneigennützig die Waffen ergriffen hätten und alle Eroberungen nach dem Kriege gewiſſenhaft zurückgeben würden, ſo thaten ſie ſolches jetzt wieder; wie aber damals alles Trug und Verſtellung, und die wahre Abſicht nur Eroberung war, ſo zeigte ſich dieß auch jetzt abermals. Sobald nämlich ein franzöſiſches Heer einen deutſchen Gebietstheil beſetzt hatte, ſo ſpannen franzöſiſche Agenten ſogleich Ränke an und ſtellten Leute auf, welche die Vereinigung des beſetzten deutſchen Gebietstheiles mit Frankreich fordern mußten. So geſchah es nicht nur in Mainz, ſondern in noch größerer Ausdehnung in den Niederlanden.

Wie oben erzählt wurde, hatte Dumourier in Folge der Schlacht bei Jemappes ganz Belgien noch im Jahre 1792 beſetzt. Dumourier ſelbſt wollte aus Belgien und den eroberten Rheinlanden unabhängige Republiken bilden; allein die Convents-Deputirten, die ſeit dem Dekret vom 15. December 1792 bei den Heeren große Gewalt ausübten, wollten überall die eroberten Länder mit Frankreich vereinigen. Das Intriguenſpiel, welches ſie zu dem Ende entwickelten, war überaus anſtößig und ärgerlich. Sie verſammelten nämlich das niedere Volk in den Kirchen und laſen ihm Adreſſen an den franzöſiſchen National-Convent vor, worin das Volk die Vereinigung des betreffenden Landes mit Frankreich verlangte. Die meiſten Zuhörer verſtanden kein Wort von den vorgeleſenen Adreſſen und den dabei gehaltenen Reden; allein durch den Einfluß der franzöſiſchen Militärkommandanten und der Soldaten wurde gleichwohl die Verſammlung zur Unterzeichnung der Adreſſen bewogen. Welche Bewandtniß es mit dem ſo ſehr gerühmten freien Willen der Bittſteller hatte, geht ſchon daraus hervor, daß die meiſten Unterzeichner nach der ausdrücklichen Verſicherung Dumouriers vor Angſt zitternd unterſchrieben. Die Franzoſen trieben alſo mit den heiligſten Rechten der Nationen ganz offen ihren Spott, und verhöhnten noch das Schamgefühl durch die Heuchelei, womit ſie ihre Achtung vor den Rechten der Nationalität betheuerten. Ganz Belgien ſollte demnach eine franzöſiſche Provinz werden; doch der Krieg nahm im Frühjahr 1793 eine Wendung, welche die wirkliche Durchführung des Planes für das Erſte nicht geſtattete.

Der franzöſiſche National-Convent hatte in ſeinem Uebermuth auch den Engländern und Holländern am 1. Februar 1793 den Krieg erklärt. Dumourier, welcher während des Winters $17^{92}/_{93}$ mit ſeinem Heere in Belgien ſtehen geblieben war, brach am 17. Februar 1793 von Antwerpen auf, um Holland zu erobern. Während er ſelbſt gegen Breda ſich richtete, ſchloß Miranda die Feſtung Maſtricht ein. Außer Maſtricht und Breda gab es in Holland noch mehrere andere feſte Plätze, zugleich erleichterten die vielen Kanäle die Vertheidigung des Landes; es ſchien demnach die Eroberung Hollands ein ſchwieriges Werk zu ſein. Allein die Freiheits-Ideen hatten auch die Holländer ergriffen, und es beſtand eine zahlreiche Partei von Patrioten, welche eine gänzliche Umgeſtaltung der Verfaſſung forderten und mit dem Statthalter in offenem Kampfe begriffen waren. Auf dieſe Umſtände gründete Dumourier ſeine Hoffnung der Eroe-

rung Hollands, und Anfangs schienen die Ereignisse dieselbe auch wirklich zu bestätigen. Die patriotische Partei in Holland unterstützte die Franzosen nicht nur mit Geld, sondern versah sie auch mit allen Nachrichten über die Lage der Dinge im Innern. Mehrere Patrioten, welche als Flüchtlinge bei dem französischen Heere sich befanden, blieben mit der Bevölkerung im Verkehr, und leisteten nun den Franzosen erhebliche Dienste, indem sie denselben die Richtung anwiesen, welche ihr Heer am zweckmäßigsten nehmen konnte. Dadurch kam es, daß Dumourier in Holland schnell vorrücken konnte. Da er aber überdem den Statthalter überrascht hatte, bevor dieser seine Rüstungen vollendet hatte, und die Bevölkerung sich wirklich ihm häufig günstig erwies, so nahm er die Festungen Breda, Klundert und Gertruydenberg fast ohne Widerstand ein.

Der östreichische General Clairfait, ein Mann von Fähigkeit und Verdienst, hatte nach der Schlacht bei Jemappes die Trümmer des geschlagenen und entmuthigten Heeres mit vieler Umsicht wieder gesammelt und eine Stellung hinter der Roer angenommen. Dort stießen bedeutende Verstärkungen zu ihm, und gleichzeitig vermehrten sich die Streitkräfte der Preußen in Westphalen. Nachdem man gemeinsame Maßregeln besprochen hatte, brach der Prinz von Sachsen-Coburg, welcher inzwischen an die Stelle von Clairfait zum Oberbefehlshaber der östreichischen Armee ernannt worden war, am 1. März 1793 auf, um wieder angriffsweise zu verfahren, und vor allem die holländische Festung Mastricht zu entsetzen. Prinz Coburg drang sehr entschlossen vor, vertrieb die Franzosen aus Aachen, und griff sodann das französische Belagerungsheer vor Mastricht unter Miranda an. Letzterer wurde schon am 3. März 1793 gezwungen die Belagerung von Mastricht aufzuheben, und eine rückgängige Bewegung anzunehmen. Sofort wurden die Franzosen auch aus Lüttich gedrängt, und so entschieden geschlagen, daß Miranda in großer Unordnung bis nach Belgien zurückweichen mußte.

In diesem Lande war die Bevölkerung inzwischen mit ihren vorgeblichen Befreiern sehr unzufrieden und gegen Frankreich feindlich gestimmt worden. Die Deputirten, welche der französische National-Convent nach Belgien gesendet hatte, trieben nämlich nicht nur mit den Rechten der Nationalität ein schnödes Spiel, sondern sie entwickelten auch ein wahres System der Erpressung, und beuteten das Volk unbeschreiblich aus. Darin bestanden die Wohlthaten der Freiheit und Gleichheit, welche den benachbarten Völkern von den Jakobinern in Frankreich mit so schönen Worten verheißen worden waren! Da die Convents-Deputirten neben den Geld-Erpressungen und den Plünderungen auch sonst noch gewaltthätig, willkührlich und roh verfuhren, so wurde der allgemeine Unwille der Belgier gegen die Franzosen so groß, daß die gänzliche Vertreibung der letztern zu befürchten war. Sowohl die Convents-Deputirten in Belgien, als der Convent selbst ertheilten daher dem General Dumourier den gemessenen Befehl, sich aus Holland zurückzuziehen, und Belgien zu behaupten. Dumourier gehorchte, und brach am 9. März 1793 nach Antwerpen auf, um vor allem die gänzlich zerstreute Armee Miranda's wieder zu sammeln. Als dieß einigermaßen gelungen war, griff Dumourier die Oestreicher entschlossen an, drängte sie wieder etwas zurück, und erfocht insbesondere am 15. März bei Tirlemont einige Vortheile. Diese gingen indessen sehr bald in eine entscheidende Niederlage über.

Dumourier lieferte nämlich den Oestreichern am 18. März bei Neerwinden ein größeres Treffen, und entwickelte viele Tapferkeit; allein gleichwohl hielten die Oestreicher mannhaft Stand.

Das Schlachtfeld verbreitete sich über mehrere Stunden, und das Treffen erneuerte sich am 22. März bei Löwen. An diesem Tage war Dumourier auf seinem rechten Flügel Anfangs im Vortheil, und der Prinz von Sachsen-Coburg schickte sich schon zum Rückzug an; allein der Erzherzog Karl von Oestreich schlug den linken Flügel der Franzosen gänzlich. Dumourier mußte nun auch seinen rechten Flügel eilig zurückziehen, und da hierdurch der Prinz von Coburg wieder zum Angriff überging, so erlitt endlich das gesammte französische Heer eine entscheidende Niederlage. Der Verlust und die Bestürzung war so groß, daß sich ihre Armee größtentheils auflöste, und auf der Flucht zerstreute. Dumourier wurde dadurch genöthiget, ganz Belgien zu räumen, und auf das französische Gebiet zurückzukehren. Der genannte Feldherr war schon lange mit der herrschenden Partei des National-Convents unzufrieden, und im Geheimen mit den deutschen Heerführern in Unterhandlung getreten, um gemeinschaftlich mit ihnen die Jakobiner zu stürzen, und in Frankreich eine konstitutionelle Monarchie einzuführen. Seit seiner Niederlage bei Neerwinden und Löwen hatte er diese Unterhandlungen ernstlicher als je erneuert, bei seiner Ankunft auf französischem Gebiet hingegen durch einen besondern Umstand Ursache und Veranlassung gefunden, den Bruch mit dem National-Convent nun nicht mehr länger zu verschieben.

Dumourier wußte nämlich, daß die Jakobiner bereits Verdacht gegen ihn gefaßt hätten, und damit umgingen, ihn nicht nur des Oberbefehls über das Heer zu entsetzen, sondern auch in Verhaft zu nehmen. Er suchte daher Condé, Valenciennes und Lille den Oestreichern als eine Gewährschaft seiner Treue zu überliefern; allein dieser Versuch schlug fehl. Am 1. April 1793 hatte der National-Convent die Verhaftung Dumouriers verfügt, und zur Vollziehung derselben Kommissäre ernannt. Als diese im französischen Hauptquartier anlangten, wurden sie auf den Befehl Dumouriers durch die Soldaten, die ihm treu geblieben waren, verhaftet, und den Oestreichern überliefert. Trotz aller Ueberredungs-Versuche blieb aber das Hauptheer der Franzosen dem Convente ergeben, und nur 1500 Mann gingen mit ihren Anführern zu den Oestreichern über. So blieb denn Dumourier ein bloßer Flüchtling, welchem seine neuen Bundesgenossen keineswegs ein großes Vertrauen zuwendeten; gleichwohl waren diese Vorfälle für die französische Republik im äußersten Grade gefährlich. Ihr Heer war fast aufgelöst, und nicht mehr im Stande, den deutschen Armeen zu widerstehen, wenn diese einig und kräftig gehandelt hätten. An der Stelle von Dumourier bot zwar General Dampierre alle Kräfte auf, um die zerstreuten Trümmer des französischen Heeres zu sammeln; dieß gelang auch, und zugleich sandte ihm der National-Convent durch große Anstrengungen ansehnliche Verstärkung; allein Dampierre wurde von den Deutschen in mehreren Treffen geschlagen, und fiel schon am 8. Mai 1793 auf dem Schlachtfeld. Die Deutschen schlossen nun Condé ein, schlugen am 23. Mai die Franzosen wiederholt bei Famars, und belagerten auch Valenciennes. Der französische National-Convent ernannte hierauf Cüstine zum Oberbefehlshaber der Nordarmee, ließ denselben aber bald hinrichten, weil Condé übergeben worden war. Als endlich auch ein englisches Heer mit den Deutschen sich vereiniget hatte, so wurde selbst Valenciennes zur Uebergabe genöthigt, und die Lage der französischen Republik überhaupt verzweifelt.

Inzwischen hatten die Preußen die Belagerung von Mainz fortgesetzt, und diese wichtige Festung nach der Abberufung Cüstine's zu der Nordarmee am 22. Juli 1793 mittelst Kapitu-

lation eingenommen. Nach diesem bedeutenden Ereigniß rückte die preußische Armee vor Landau, während eine östreichische unter Wurmser sich zum Angriff auf die berühmten Weissenburger Linien anschickte. Die französischen Heere zogen also auf allen Punkten den Kürzern, und zugleich traten im Innern von Frankreich gegen den National-Convent bedenkliche Aufstände ein. Nicht nur die Vendée hatte unter Anführung der Royalisten wider die Republik die Waffen ergriffen, sondern es war ein Gleiches in andern Gegenden von den gemäßigten Republikanern gegen den National-Convent geschehen. Zu den Niederlagen im Felde kam also auch der Bürgerkrieg im Innern, und da vollends die Engländer durch die Einnahme von Toulon in Frankreich bereits festen Fuß gefaßt hatten, so schien nichts den Untergang der Republik mehr verhindern zu können.

In dieser verzweifelten Lage äußerten sich nun die Folgen des Terrorismus, welchen wir im vier und zwanzigsten Hauptstück geschildert haben. Die Jakobiner, zur furchtbaren Energie entschlossen, benützten nämlich den Schrecken als ein Mittel, den äußern und innern Feind zugleich zu überwinden. Durch ein Dekret des National-Convents vom 16. August 1793 wurde die ganze Masse der Bevölkerung zu den Waffen gerufen, und fortan jeder Franzose mit dem Tode bedroht, welcher nicht Gut und Blut an den Sieg der Freiheit setzen würde. Nicht nur an die Heere, sondern auch in die Provinzen wurden Convents-Deputirte mit außerordentlicher Gewalt gesendet, um jenen Drohungen durch die That Nachdruck zu geben. Diese Deputirten ließen nun in den Provinzen die Unzufriedenen massenweise niedermetzeln, um die Aufstände zu unterdrücken, und trieben durch schreckliche Drohungen das Volk allenthalben zur Ergreifung der Waffen gegen den äußern Feind. In Folge der blutigen Verfolgung im Innern sah man das Feldlager gegen den äußern Feind, wo noch einige Sicherheit der Person bestand, als das einzige Mittel an, der Guillotine zu entgehen, und ganze Schaaren von Franzosen strömten aus diesem Grunde in die Lager. Zugleich drohten die Convents-Deputirten bei den Heeren Jedem, welcher vor dem Feinde zurückweiche, mit dem Tode, und da sie die Guillotine im Rücken des Heeres fortwährend in Bewegung setzten, so trieben sie auch die Unentschlossenen in's Feuer. Der Krieg nahm nunmehr einen ganz ungewöhnlichen Charakter an, und hierdurch gelang es dem National-Convent seinen Waffen unter Strömen von Blut wieder einen besseren Fortgang zu verschaffen.

Sechs und zwanzigstes Hauptstück.

Unglückliche Wendung des Krieges für Deutschland. Separatfriede von Basel.

(Vom Jahr 1793 bis 1795).

Nachdem das preußische Heer am 10. August 1793 die französische Festung Landau eingeschlossen hatte, unternahmen die Oestreicher unter Wurmser am 13. October 1793 einen allgemeinen Sturm auf die Weissenburger Linien. Obgleich diese Stellung überaus fest war, so wurde sie gleichwohl genommen, und die französische Besatzung nach Straßburg zurückgedrängt. Diese glänzende Waffenthat, und ein Sieg der Preußen bei Pirmasens wurden jedoch nicht gehörig benützt, vielmehr trat Uneinigkeit zwischen den östreichischen und preußischen Heerführern ein, und die Franzosen gewannen Zeit, sich von ihren Niederlagen wieder zu erholen.

Der französische National-Convent hatte seine Heere durch blutige Mittel bereits im Spätherbst 1793 bedeutend verstärkt, und zugleich am Oberrhein zwei fähige Generale, Pichegrü und Hoche, an die Spitze derselben gestellt. Am 28. November 1793 griff Hoche die Preußen mit Heftigkeit an; allein trotz eines wahrhaft verzweifelten Muthes der Franzosen, wobei vorzugsweise die Einflüsse der republikanischen Begeisterung und zum Theil auch des Terrorismus sich geäußert hatten, war es doch nicht möglich, die preußischen Linien zu durchbrechen. Die Franzosen erlitten einen großen Verlust, erneuerten aber dessenungeachtet sowohl am 29., als am 30. November ihre Angriffe mit äußerster Energie. Am letztern Tag ward endlich bei Kaiserslautern die Hauptschlacht geliefert, und auch in dieser das französische Heer, trotz aller Tapferkeit und Begeisterung, von den Preußen entschieden geschlagen.

Unterdessen hatte auch Pichegrü Anstalt gemacht, die Oestreicher unter Wurmser in den Weissenburger Linien anzugreifen. Wurmser, auf den Sieg der Preußen bei Kaiserslautern sich stützend, machte nun dem Herzog von Braunschweig den Vorschlag, sich mit ihm zu vereinigen, um das östreichische Heer in den Stand zu setzen, dem Angriffe Pichegrü's zuvorzukommen, und von seiner Seite offensiv zu verfahren. Allein der Herzog von Braunschweig zeigte sich unentschlüssig, man verlor so eine kostbare Zeit und fortan nahm der Krieg am Oberrhein für die deutschen Waffen eine ungünstige Wendung. Seit dem 4. December 1793 waren die Angriffe Pichegrü's auf die Weissenburger Linien wirklich erfolgt, und hatten sich mehrere Tage mit Heftigkeit fortgesetzt. Da sich Wurmser in seiner festen Stellung standhaft vertheidigte, so wäre bis in die Mitte December noch Zeit gewesen, ihn durch die Preußen unterstützen zu lassen; doch der Herzog von Braunschweig blieb fortwährend unthätig, so daß endlich auch die französischen Streitkräfte unter Hoche zur Unterstützung der Angriffe gegen die Oestreicher verwendet werden konnten.

Am 22. December griff Hoche mit seiner eigenen und mit der Armee Pichegrü's, die nunmehr vereinigt und unter ein Commando, jenes von Hoche, gestellt waren, sohin mit der gesammten französischen Macht sowohl die Oestreicher als die Preußen an, und zwang Wurmser nach einem viertägigen kraftvollen Widerstand, endlich die Weissenburger Linien zu verlassen und gegen Mannheim sich zurückzuziehen. Dadurch wurde auch der Rückzug des preußischen Heeres nothwendig, welcher in der Richtung gegen Worms erfolgte. Die Oestreicher hielten sich nun sogar in der Gegend von Mannheim und Philippsburg nicht mehr für sicher, sondern gingen hier über den Rhein, während die Preußen zwischen Mainz und Oppenheim sich aufstellten. Nicht nur die Festung Landau, welche jetzt entsetzt war, blieb also im ungestörten Besitz der Franzosen, sondern es war das ganze linke Ufer des Oberrheins preisgegeben.

Der Grund aller dieser Nachtheile im Felde von deutscher Seite, war ausschließend die Uneinigkeit der Reichsstände und ihrer Heerführer, der Mangel an Nationalgefühl und vor allem die Erschlaffung der Reichseinheit. Schon in den Niederlanden war den Oestreichern der Vorwurf gemacht worden, daß sie ihre Eroberungen nur für sich behalten, nicht zur Verfügung aller Verbündeten stellen wollten; ein ähnlicher Tadel erhob sich nun im Elsaß, als Wurmser die Bewohner dieser Provinz in einer Proclamation zur Wiedervereinigung mit Deutschland aufforderte. Während sich hierdurch Zwist erhob und Bitterkeit anspann, trat auch dadurch Mißstimmung ein, daß die übrigen Reichsstände, außer Preußen und Oestreich, ihre Contingente entweder gar nicht, oder nicht in genügender Art stellten. Die Verdrängung Wurmser's aus den Weissenburger Linien war großentheils nur deßwegen erreicht worden, weil die pfälzischen Truppen am 22. December 1793 plötzlich das Lager verließen und davonzogen. Auch das Geld begann zu mangeln, und der König von Preußen beklagte sich namentlich, daß die kleinern Reichsstände so wenig zur gemeinsamen Vertheidigung des Vaterlandes beitragen wollten. Ueberdieß hatte Friedrich Wilhelm II. in Folgen der Zeitereignisse seine Augen bereits auf Polen gerichtet, um dort sich zu vergrößern; sein Eifer zur Vertheidigung Deutschlands gegen Frankreich war daher schon ziemlich erkaltet. Alle diese Ursachen brachten denn bei dem einen Reichsstand Abneigung gegen den Krieg, bei dem andern hingegen Verdruß über solche Lauheit, und am Ende Uneinigkeit hervor. Diese vermehrte sich noch, als Wurmser nach seiner Verdrängung aus den Weissenburger Linien dem Herzog von Braunschweig heftige Vorwürfe machte, daß er ihn nicht unterstützt habe. Der Herzog gab in einer besondern Rechtfertigungsschrift die Vorwürfe zurück, tadelte die schlechte Kriegsführung der Verbündeten, und forderte seine Entlassung als preußischer Oberbefehlshaber. Von Seite des preußischen Hofes wurde ihm dieselbe auch ertheilt, zugleich aber auch von Seite des östreichischen der General Wurmser des Commando's enthoben.

In allem dem lagen üble Vorbedeutungen über den künftigen Gang des Krieges. Die Franzosen waren von einer mächtigen Centralgewalt geleitet, voll Begeisterung und Thatkraft, und stürzten sich nach den größten Verlusten immer wieder mit Vertrauen in den Kampf. Auch den Deutschen fehlte es weder an Tapferkeit, noch an Kriegsübung; allein sie waren zersplittert, häufig uneinig, und entbehrten darum des energischen, planmäßigen Zusammenwirkens.

Schon von jetzt an entſtand daher die Beſorgniß, daß ein Reichsglied um das andere von der gemeinſamen Sache ſich zurückziehen möge, und daß man ſo den Franzoſen Gelegenheit geben werde, das eine Reichsglied nach dem andern vereinzelt zu brechen.

Auch in den Niederlanden hatte der Krieg ſchon im Herbſte 1793 für die Verbündeten eine ungünſtige Wendung genommen. Der Herzog von York, welcher die Engländer befehligte, hatte ſich wider den Rath des Prinzen von Sachſen-Coburg von den Oeſtreichern getrennt und nur von den Hannoveranern unterſtützt, die Belagerung von Dünkirchen unternommen. Houchard, der jetzige Befehlshaber der franzöſiſchen Nordarmee, benützte dieſen Fehler ſogleich, um mit ſeiner ganzen Macht die Hannoveraner anzugreifen. Das Treffen erfolgte am 8. September 1793 und endigte mit der gänzlichen Niederlage des hannöveraniſchen Contingents. Nunmehr war der Herzog von York gezwungen, die Belagerung von Dünkirchen übereilt aufzuheben und ſich mit großem Verluſte zurückzuziehen. Da hierdurch die ganze Operationslinie der Verbündeten in Unordnung gerieth, ſo gelang es dem General Houchard am 13. September 1793 auch die Holländer bei Warwick zu ſchlagen. Jourdan, der Nachfolger von Houchard, beſchloß ſogar die Feſtung Maubeuge, welche inzwiſchen von den Oeſtreichern belagert worden war, zu entſetzen. Er griff den Prinzen von Sachſen-Coburg am 15. October 1793 bei Wattigey an, und nöthigte auch dieſen zur Aufhebung der Belagerung und zum Rückzug. Sowohl am Oberrhein, als in den Niederlanden waren alſo die Waffen der Verbündeten in Folge deren Uneinigkeit ſeit dem Herbſt 1793 wieder unglücklich.

Bei Eröffnung des Feldzugs des Jahres 1794 zeigte der Kaiſer Franz II. Anfangs die Abſicht, den Waffenunternehmungen mehr Zuſammenhang und Nachdruck mitzutheilen. Er begab ſich zu dem Ende ſelbſt nach Belgien, leider brachte er aber außer andern Rathgebern auch Colloredo und Thugut mit, die mit widerſprechenden Entwürfen und ſelbſt mit Intriguen angefüllt waren. Schon lange hatte man am öſtreichiſchen Hofe die üble Gewohnheit, die Macht der Heerführer im Felde rückſichtlich der Kriegs-Operationen ungebührlich zu beſchränken, die Schlachtenpläne in Wien zu entwerfen, und überhaupt von hier aus die Bewegungen der Heere zu leiten. Auch in Belgien wollten nun die Räthe des Kaiſers die Gewalt der Heerführer ungebührlich beengen und den Krieg ſelbſt leiten. Durch die Anweſenheit des Reichsoberhauptes hätten die Operationen zwar beſchleunigt werden können; allein die Pläne ſeiner Räthe wurden ſelten von den Heerführern gebilligt, und es entſtand alſo ſogar unter den Oeſtreichern ſelbſt Uneinigkeit. Am Anfange des Feldzugs von 1794 erfochten die Verbündeten zwar noch verſchiedene Vortheile; denn der Prinz von Sachſen-Coburg ſchlug die Franzoſen im April bei Chateau Cambreſis, und ſchloß in Folge des Sieges die Feſtung Landrecy ein. Als die Franzoſen hierauf am 26. April die Verbündeten angriffen, um Landrecy zu entſetzen, wurden ſie von dem Herzog York empfindlich geſchlagen, und auf einer andern Seite auch von den Oeſtreichern mit vielem Verluſt zurückgedrängt. Allein von jetzt an wandte ſich das Kriegsglück, in Folge der oben geſchilderten Mißgriffe, gänzlich von den Oeſtreichern ab.

Die Franzoſen hatten den feſten Entſchluß gefaßt, alle ihre Kräfte aufzubieten, um den Krieg in den Niederlanden mit Macht eine andere Wendung zu geben. Da ſie von den Preußen aus den oben angeführten Urſachen nicht viel zu fürchten hatten, ſo waren drei Heere für jenen

Zweck verfügbar, die Mosel-Armee unter Jourdan, die Ardennen-Armee unter Harbonnier und die Nord-Armee unter Pichegrü. Nach dem Vorschlage Carnot's hatte der Wohlfahrts-Ausschuß in Paris, die jetzige dictatorische Gewalt Frankreichs, beschlossen, daß sich diese drei Heere vereinigen und die gesammte Macht der Verbündeten in Belgien angreifen sollten.

Carnot rechnete bei diesem Plane auf die Uneinigkeit der Verbündeten, während er umgekehrt, um den Operationen Schnellkraft zu ertheilen, dem General Jourdan auf einige Zeit den Oberbefehl über alle drei französische Heere ertheilte. Um die Vereinigung dieser drei Heere auszuführen, rückte Garbonnier am 26. April 1794 gegen Beaumont vor, und lehnte sich dort an den rechten Flügel der Nord-Armee unter Pichegrü. Da letzterer zur Unterstützung der Bewegung nach Courtray vorrückte, so suchten die Verbündeten Pichegrü zu umringen und von der Ardennen-Armee abzuschneiden. Allein Pichegrü kam ihnen durch Schnelligkeit zuvor, umzingelte gerade umgekehrt ihre Vorhut unter dem Herzog von York, schlug dieselbe gänzlich, und lieferte hierauf am 22. Mai 1794 den Oestreichern bei Tournay ein heftiges Treffen. Auch in diesem war er siegreich, und die Mosel-Armee unter Jourdan nunmehr in den Stand gesetzt, über die Sambre vorzudringen, und den Feldzug in Vereinigung mit der Ardennen- und Nord-Armee durch eine allgemeine Schlacht zur Entscheidung zu bringen. Der Uebergang Jourdans über die Sambre wurde von den Oestreichern mit der größten Ausdauer und Tapferkeit streitig gemacht; vier Mal wurden die Franzosen über die Sambre zurückgeschlagen; allein am 24. Mai 1793 erzwang Jourdan durch ungeheuere Anstrengungen endlich den Uebergang. Fast gleichzeitig hatte die Nord-Armee Ypern eingenommen; die Stellung der Verbündeten war daher an mehreren Punkten durchbrochen, und Jourdan begann nunmehr die Belagerung von Charleroi. Hierdurch veranlaßte er den Prinzen von Sachsen-Coburg, zur Entsetzung von Charleroi herbeizueilen. Am 26. Juni 1794 traf der Prinz mit der östreichischen Armee bei Fleurus ein; allein schon am Tage vorher war Charleroi von den Franzosen eingenommen worden. Dessenungeachtet lieferte der Prinz von Coburg den Franzosen am 26. Juni eine Feldschlacht, welche von beiden Theilen mit großer Tapferkeit geschlagen wurde und kein entscheidendes Ergebniß hatte. Obschon sich die Franzosen den Sieg zuschrieben, so war ihr Verlust doch noch größer, als jener der Oestreicher. Thugut und andere Räthe des Kaisers waren indessen des Krieges in den Niederlanden auch schon müde geworden, und richteten ihre Augen, wie das preußische Kabinet, auf neue Eroberungen in Polen. Die Waffenunternehmungen in Belgien wurden daher immer lauer betrieben, und am Ende so schwankend, daß man sogar entschlossen zu sein schien, die Niederlande ganz preis zu geben.

Obgleich der Prinz von Sachsen-Coburg bei Fleurus nicht eigentlich geschlagen worden war, so nahm er doch den Rückzug und wandte dadurch alle Vortheile des Kampfes den Franzosen zu. Jourdan vereinigte sich nunmehr mit Pichegrü und bedrängte die Verbündeten äußerst lebhaft. Der Prinz von Coburg wich bis Brüssel zurück, behauptete sich selbst dort nicht, sondern schickte sich an, über die Maas zurückzugehen. Schon am 9. Juli rückten die Franzosen in Brüssel ein, und verbreiteten sich siegreich über den größten Theil von Belgien. Die Festungen Landrecy, Condé, Quesnoy und Valenciennes, welche noch im Besitze der Deutschen waren, sahen sich nun hart bedrängt, und ohne Aussicht auf Entsatz. In der That ergab sich Lan-

brecy am 15. Juli, Quesnoy am 15. Auguſt, Valenciennes am 27. Auguſt und Condé am 29. Auguſt 1794. Die Franzoſen rückten nun nicht nur ſiegreich in Holland ein, ſondern folgten auch den Oeſtreichern über die Maas, drängten ſie in Folge eines Sieges an der Ourte vom 18. September 1794 an die Roer zurück, und nöthigten ſie endlich durch einen zweiten Sieg bei Jülich vom 2. October ſogar zum Rückzug über den Rhein. Nachdem dieſer am 5. October bei Köln vor ſich gegangen war, beſetzten die Franzoſen Köln, Bonn und Koblenz.

Nun hinderte die Franzoſen nichts mehr, auch in Holland noch weiter vorzudringen und am Ende des ganzen Landes ſich zu bemächtigen. In der That erfochten ſie unter Pichegrü am 12. September 1794 bei Herzogenbuſch einen Sieg über die Engländer und Holländer, in deſſen Folge ſie am 12. October die wichtige Feſtung Herzogenbuſch einnahmen. Nachdem am 4. November 1794 auch Maſtricht erobert und am 8. November Nimwegen übergegangen war, verbreiteten ſich die Franzoſen über einen bedeutenden Theil von Holland.

Während dieſer Siege der Franzoſen in Belgien und Holland, wurde auch am Oberrhein die Kriegsführung von Seiten der Deutſchen fortwährend lau betrieben. Der König von Preußen, vom Geld entblößt, hatte bei dem Reichstag in Regensburg vor Beginn des Feldzugs vom Jahre 1794 den Antrag gemacht, daß die kleinern Reichsſtände, weil ſie vorzugsweiſe auf die preußiſchen Waffen ſich verließen und ſelbſt im Felde wenig leiſteten, mindeſtens die Koſten zur Erhaltung des preußiſchen Heeres übernehmen möchten. Indeſſen dieſer Antrag fand ſo großen Widerſpruch, daß weit ausgehende Unterhandlungen entſtanden und Friedrich Wilhelm II. der Antheilnahme an dem Kriege noch überdrüſſiger wurde. Endlich machten die Engländer und Holländer dem Hader ein Ende, indem ſie im April 1794 ſich verpflichteten, dem König von Preußen monatlich 50,000 Pfund Sterling zur Unterhaltung ſeines Heeres zu bezahlen.

Als dieſe Angelegenheit geordnet war, rückten ſowohl die Preußen, als die Oeſtreicher und Reichstruppen von Neuem in das Feld, um die Operationen am Rhein wieder aufzunehmen. Bei Kaiſerslautern ſtieß ihr vereinigtes Heer am 22. Mai 1794 auf die Franzoſen, und es erfolgte ſogleich ein heftiges Treffen. Der preußiſche Feldmarſchall von Möllendorf, welcher dem Herzog von Braunſchweig in dem Oberbefehl gefolgt war, commandirte in dieſem Treffen und entwickelte ſo große Feldherrngaben, daß er die Franzoſen auf allen Punkten empfindlich ſchlug. Nach dieſem Siege ſchien die deutſche Armee am Oberrhein die Aufgabe zu haben, die Operationen in Belgien zu unterſtützen, und denſelben eine günſtige Wendung zu erwirken; allein dort waren die Unternehmungen der Verbündeten ſchon im Mai 1794 ſo unglücklich, daß der Sieg bei Kaiſerslautern die Niederlagen der Oeſtreicher in Belgien nicht mehr zu verhindern vermochte. Zugleich ahmte der Marſchall von Möllendorf nach dem Siege das Beiſpiel ſeines Vorgängers, des Herzogs von Braunſchweig, nach, ging alſo zur Unthätigkeit über und entzweite ſich mit dem öſtreichiſchen Oberbefehlshaber, dem Herzog Albert von Sachſen-Teſchen. So ging der Monat Juni unbenützt vorüber, und die Franzoſen gewannen Zeit, die Oeſtreicher in Belgien zu ſchlagen, und alsdann Verſtärkungen an die Rheinarmee zu ſenden. Dieſe wurde von dem General Michaud befehliget, und war beſtimmt, die vereinigten Preußen, Oeſtreicher und Reichstruppen unter Möllendorf und Prinz Albert an den Rhein zurückzudrängen. Nachdem Michaud ſein Heer auf 60,000 Mann gebracht hatte, beſchloß er einen allgemeinen Angriff

auf die deutschen Linien. Schon schien sich der Sieg abermals für Möllendorf entscheiden zu wollen, als das alte Erbübel, die Uneinigkeit der deutschen Heerführer, den Franzosen wieder allen Vortheil in die Hände spielte. Der Prinz von Sachsen-Teschen hatte sich der preußischen Stellung nicht genügend genähert, und dadurch gelang es den Franzosen am 13. Juli 1794 mit großer Uebermacht über den Marschall von Möllendorf herzufallen. Am 15. Juli wiederholte sich dieser Angriff noch heftiger bei Kaiserslautern, und die Verbündeten wurden, trotz des tapfersten Widerstandes, zum Rückzuge gezwungen. Fast schien es nun, als wenn man das linke Rheinufer ganz preisgeben wolle, denn der Herzog von Sachsen-Teschen war schon am 14. Juli auf die rechte Rheinseite zurückgekehrt. In Folge eines Kriegsraths, welcher am 26. Juli zwischen den Hauptheerführern der Oestreicher und Preußen stattfand, ward aber beschlossen, daß das linke Ufer des Oberrheins behauptet werden sollte. Auch die Oestreicher unter dem Herzog von Sachsen-Teschen kehrten daher dorthin zurück, und die Preußen schickten sich an, gegen die Franzosen angriffsweise zu verfahren. Am 20. September 1794 führte der Fürst von Hohenlohe den Angriff aus, und schlug die Franzosen wieder aus Kaiserslautern zurück. Leider hatte schon einige Tage vorher (16. September) Friedrich Wilhelm II. dem östreichischen Kabinet officiell angezeigt, daß er seine Truppen in Polen verwenden, also vom Rheine abrufen müsse. Für den Augenblick wurde dieser Entschluß zwar nicht ausgeführt, aber für die Folge ließ er eine unglückliche Politik des preußischen Hofes befürchten. Bis Mitte October behaupteten nun die Preußen ihre Stellung bei Kaiserslautern und am Hundrück. Da jedoch die Oestreicher inzwischen die Niederlande geräumt und, wie erzählt wurde, schon am 5. October bei Köln über den Rhein gegangen waren, da ferner in Folge dieses Rückzuges die Franzosen schon in Koblenz standen und das preußische Heer im Rücken oder in der Flanke angreifen konnten, so war die Stellung desselben bei Kaiserslautern nicht mehr haltbar. Möllendorf ging daher am 20. October über den Rhein, und an der linken Seite dieses Stromes waren nur noch Mainz und die Rheinschanze bei Mannheim im Besitze der Deutschen. Auch die Rheinschanze ward aber am 24. December 1794 durch Kapitulation den Franzosen übergeben.

Ein solcher Ausgang des Feldzugs vom Jahr 1794 verbreitete unter den kleinern Regierungen Deutschlands allgemeinen Schrecken, und erzeugte selbst bei Oestreich und Preußen das Verlangen nach Frieden. Der Geist der Nation war so siechend, das Band der Reichseinheit so gelähmt und der Nationalsinn in dem Maaße abgestorben, daß jetzt schon die Auflösung des Vaterlandes unvermeidlich schien. Ueberrascht von der Standhaftigkeit des französischen Volkes und den unerwarteten Waffen-Erfolgen desselben, stimmten nun Oestreich und Preußen ihre herrische Sprache herab, und hielten es nicht mehr für anstößig, mit der französischen Republik zu unterhandeln. Anstatt jedoch zu den Grundsätzen einer gerechten Politik überzugehen, die Verhältnisse Deutschlands zu Frankreich aus dem Gesichtspunkte von Nation zu Nation zu regeln, und dabei die Würde, sowie die Rechte Deutschlands als einheitlichen Reiches zu wahren, verfiel das preußische Kabinet auf den unglücklichen Gedanken, seine Sonder-Interessen von jenen des Reichs zu trennen, also mit Frankreich einen Separatfrieden zu schließen, und diesen wo möglich zu seiner Vergrößerung auf Kosten kleiner Fürsten zu benützen. Sogar das Kaiserhaus, dessen Interessen doch so sehr mit denen des Reichs verknüpft waren, wurde unter dem

Einflusse übler Rathgeber, wie Colloredo und Thugut, schwankend und schien Lust zu haben, Belgien an Frankreich abzutreten, wenn ihm dafür der Besitz von Baiern verschafft würde. Durch die dringenden Vorstellungen Englands wurde Oestreich von einer solchen Politik wieder abgewendet; dagegen blieb Preußen dem Vorsatze eines Separatfriedens treu, und setzte denselben vom Herbste 1794 an auch wirklich in's Werk.

Schon im Sommer 1794 hatte Friedrich Wilhelm II. durch die Grafen Hardenberg und Kalkreuth geheime Unterhandlungen mit Frankreich einleiten lassen, anfangs indessen einige Schwierigkeiten gefunden, weil er vor Allem auf die Beseitigung der Schreckensherrschaft in Frankreich drang. Als nun diese Herrschaft am 27. Juli 1794 gestürzt worden war und der Uebergang zu milderen Grundsätzen eintrat, so schien die Annäherung möglich zu sein, und die Unterhandlungen wurden von Neuem angeknüpft. Die Ereignisse im Spätjahr 1794 bestärkten noch den König von Preußen in dem unseligen Vorsatze eines Separatfriedens; denn nicht genug, daß die gesammte deutsche Armee über den Rhein zurückgedrängt wurde, brach auch unter den Reichsständen der größte Unfrieden aus. Von Seite der kleinern Fürsten beklagte man sich, daß Oestreich und Preußen das Reich preisgegeben, obgleich dieses die Bestreitung der Kriegskosten auf sich genommen habe; Preußen schob dagegen solchen Vorwurf auf Oestreich, und letzteres gab ihn an Preußen zurück. Da Friedrich Wilhelm II. hierüber erzürnt war, auch durch den Ausgang des Feldzugs von 1794 für seine Besitzungen am linken Rheinufer besorgt wurde, und dabei fortwährend eine Vergrößerung in Polen im Auge hatte, so beschloß er schon im Spätherbst 1794, den beabsichtigten Separatfrieden mit Frankreich wirklich abzuschließen. Der Grundgedanke der Präliminarien, welche schon im September verabredet waren, blieb die Entschädigung Preußens für etwaige Verluste auf der linken Rheinseite durch Besitzungen kleinerer Fürsten im Innern Deutschlands. Schon jetzt hatten die Franzosen die Absicht, das ganze linke Rheinufer mit Frankreich zu vereinigen; zu dem Ende vor allem Preußen von Oestreich zu trennen und alsdann die kleinern deutschen Fürsten an sich zu ziehen; sie bewilligten daher die Forderung Friedrich Wilhelms II.

Preußen suchte nun auch die kleinern Reichsstände mit in den Separatfrieden zu verwickeln, und brachte es durch geheime Unterhandlungen dahin, daß am Reichstag zu Regensburg mehrere Stände den Abschluß eines Friedens mit Frankreich forderten. Am 22. December 1794 kam auf Betreiben des Kurfürsten von Mainz ein Reichs-Gutachten zu Stande, worin der Kaiser gebeten wurde, auf die Herstellung des Friedens hinzuwirken und sich zu dem Ende auch mit dem König von Preußen zu vereinigen. Es war nun klar, in welcher gefährlichen Lage sich das Reich befand, und von Seite des östreichischen Hofes wurde dieß auch eingesehen. Der Kaiser bestätigte daher durch ein Decret vom 10. Februar 1795 zwar das Reichsgutachten vom 22. December 1794, bemerkte indessen den Ständen, daß sich ein ehrenvoller Friede nicht durch Zaghaftigkeit und Kleinmuth, sondern nur durch Standhaftigkeit und kraftvolle Rüstungen für alle Fälle erreichen ließe. Als wenn er die Auflösung der Nation schon vorhergesehen hätte, beschwor der Kaiser die Stände, lieber alle Kräfte aufzubieten, als die Schande Deutschlands und den Umsturz der deutschen Verfassung in einem Friedensschluß zu unterzeichnen.

Indessen diese würdige Sprache konnte bei der allgemeinen Entmuthigung und dem tiefen

Verfalle des Reichs keine Wirkung mehr hervorbringen, der König von Preußen blieb vielmehr unwiderruflich entschlossen, mit Frankreich einen Separatfrieden zu schließen. Bereits am 5. December 1794 hatte Friedrich Wilhelm II. den Grafen von Golz zur Fortsetzung der Unterhandlungen bevollmächtigt, und es wurde hierauf Basel zur Zusammenkunft desselben mit dem französischen Abgesandten bestimmt. Da der Graf von Golz am 6. Februar 1795 starb, so erschien an seiner Stelle Graf von Hardenberg als preußischer Bevollmächtigter in Basel, und die Unterhandlungen wurden vom März 1795 an nun sehr ernstlich betrieben. Frankreich bestand nun darauf, daß Friedrich Wilhelm II. nicht nur in der Eigenschaft als König von Preußen, sondern auch als deutscher Reichsstand während der ganzen Dauer des Krieges die Neutralität beobachte. Diese Forderung schloß offenbar die Auflösung des deutschen Reichs selbst in sich; dessenungeachtet bewilligte sie der König von Preußen, und der Separatfriede mit Frankreich wurde am 5. April 1795 zu Basel wirklich abgeschlossen. In dem zweiten Artikel dieses unseligen Friedensschlusses verpflichtete sich Preußen in der That auch als deutscher Reichsstand zu der Neutralität gegen Frankreich; denn es hieß darin, daß fortan keine der beiden contrahirenden Mächte, in welcher Eigenschaft und unter welchem Namen es auch sei, mit Mannschaft, Lieferungen oder Geld gegen die andere Hülfe leisten dürfe. Die eigentlichen Absichten Preußens bei diesem Friedensschlusse waren in dem öffentlichen Tractat noch etwas verschleiert; denn es ward darin nur bestimmt, daß die Franzosen alle Besitzungen der Krone Preußen am rechten Rheinufer, welche ihnen in die Hände fallen möchten, binnen 14 Tagen nach der Genehmigung des Friedens räumen, jene am linken Rheinufer dagegen bis zu dem Frieden zwischen Frankreich und dem deutschen Reich behalten sollen; allein die geheimen Artikel des Vertrages sprachen deutlicher. Frankreich versprach darin nicht nur, die Krone Preußen für allenfallsige Verluste auf der linken Rheinseite zu entschädigen, sondern es ward sogar in Aussicht gestellt, daß unter Umständen Hannover von den Preußen in Besitz genommen werden könne.

Waren schon diese Bedingungen für Deutschland im höchsten Grade gefährlich, so wurde das Dasein der Nation noch durch andere Bestimmungen vollends thatsächlich vernichtet. Preußen verlangte nämlich die Neutralität gegen Frankreich auch für mehrere kleine Reichsstände, indem es außerhalb der preußischen Besitzungen eine Demarcations-Linie bezeichnete, welche bei dem künftigen Krieg gegen das deutsche Reich von den Franzosen nicht überschritten werden dürfe. In dem Friedensschluß zu Basel selbst konnte man sich über den Umfang und die Richtung einer solchen Demarcations-Linie noch nicht vereinigen; allein es geschah dieß durch einen nachträglichen Vertrag vom 17. Mai 1795, welcher ungefähr die Hälfte des deutschen Reiches, nämlich außer Preußen auch Franken, die Oberpfalz, Ober- und Niedersachsen, den westphälischen Kreis, beide Hessen und die Länder an beiden Mainufern gegen den Rhein für neutral erklärte. Zugleich übernahm der König von Preußen die Verpflichtung, die Zustimmung der betreffenden Regierungen aller genannter Länder auszuwirken, und es dahin zu bringen, daß die Neutralität innerhalb der festgesetzten Demarcations-Linie unverbrüchlich beobachtet werde. Da hierdurch alle kleinern Regierungen, die für neutral erklärt wurden, von jetzt an unmittelbar unter dem Schutz und dem Einflusse der preußischen Krone standen, so gab es fortan in Deutschland zwei Reiche, das östreichisch-deutsche und das preußisch-deutsche, die Einheit der Nation war also dahin.

Welches ungeheuere National-Unglück eine solche Wendung der Dinge für Deutschland war, mußte schon einem gewöhnlichen Verstande einleuchten. Es lag schon lange klar vor, daß die Franzosen nicht mehr bloß für ihre Unabhängigkeit fochten, sondern sich vergrößern wollten, und insbesondere unwiderruflich zur Eroberung des ganzen linken Rheinufers entschlossen waren. Das Beispiel der Römer in der deutschen Urgeschichte hatte aber schon gelehrt, daß ein erobernder Volk, welches ein Mal am Rhein stünde, dort unmöglich beharren könne, sondern unvermeidlich auch in das Innere Deutschlands eindringen müsse; alles deutete daher an, daß es sich fortan um das Dasein unseres Volkes selbst handeln werde. Die Gefahr wurde nun um so größer, als die innern Zustände Deutschlands fortwährend dem Verfalle zugingen, während die französische Nation einen kühnen, jugendlichen Geist offenbarte. So sehr auch die Grundsätze der Revolution ausgeartet waren, und die Anarchie das Land erschöpft hatte, so behaupteten in einiger Beziehung die Ideen der Freiheit gleichwohl das Uebergewicht, und da die Republik seit dem Sturze Robespierre's zu gemäßigtern Gesinnungen überging, und die Ordnung sich allmählig wiederherstellte, so erhielten die Freiheits-Ideen auch einigermaßen Organisationskraft. Frankreich zeigte daher, trotz seiner innern Zerrüttung, eine gewisse Stärke, und diese wurde dem abgestorbenen Deutschland um so gefährlicher, als die Waffen-Erfolge der Franzosen deren angeborne Ruhmsucht nicht nur wieder erweckt, sondern auch über alles Maaß gesteigert hatten. Gebiets-Ausdehnung und Uebergewicht über andere Völker wurde fortan die vorherrschende Leidenschaft aller Franzosen.

Unter solchen Umständen hätte nur ein weises Regierungs-System im Innern Deutschlands und, um dasselbe möglich zu machen, die innigste Zusammenwirkung aller deutschen Reichsstände zur Erkämpfung eines ehrenvollen Friedens, und zur Rettung der vollen Integrität des deutschen Gebietes die Nation von dem Verderben schützen können. Statt dessen riß das mächtige Preußen die Hälfte Deutschlands von dem Reiche los und gab durch die Neutralisirung derselben die andere Hälfte den Franzosen preis. Die war geradezu die mittelbare Aufforderung an Frankreich, vorerst das östreich-deutsche und später auch das preußisch-deutsche Reich niederzuwerfen, auf den Trümmern beider aber eine europäische Dictatur Frankreichs zu errichten. Unsäglich war demnach das Elend, welches Preußen durch den Separatfrieden von Basel über unser Vaterland häufen mußte.'

Sieben und zwanzigstes Hauptstück.

Fortsetzung des Krieges von Oestreich und einem Theil des deutschen Reichs gegen Frankreich. Friede von Campo Formio.

(Vom Jahr 1795 bis 1797.)

Nachdem Preußen von der gemeinsamen Vertheidigung des Vaterlandes sich zurückgezogen hatte, wurde die Besorgniß der kleinern Fürsten und deren Sehnsucht nach dem Frieden noch größer. Der Kaiserliche Hof würdigte die Gefährlichkeit der Lage nun vollkommen, und bemühte sich deßhalb, den Frieden, wo nur immer möglich, auch für das übrige Deutschland mit Frankreich herzustellen. Er nahm zu dem Ende sowohl die Vermittlung Preußens, als Dänemarks an; allein die Unterhandlungen zeigten deutlich, daß der Friede mit Ehre unmöglich geschlossen werden könne, denn die Franzosen forderten unwiderruflich die Abtretung aller deutschen Länder, in deren Besitz sie das Kriegsglück gesetzt hatte. Als die Hoffnung einer gütigen Einigung immer mehr zu sinken begann, zeigte sich schon die Neigung der kleinern Reichsstände, nach dem Beispiel Preußens einen Separat-Vertrag mit Frankreich zu schließen. Solches geschah zuerst von Seite des Landgrafen von Hessen-Cassel, welcher in einem Friedensschluß vom 28. August 1795 sich verpflichtete, seine Truppen von der Reichsarmee zurückzurufen, und fortan keine Hülfe mehr gegen Frankreich zu leisten.

So traurige Aussichten für Deutschland durch den Separatfrieden von Basel auch eröffnet waren, blieb der kaiserliche Hof dennoch entschlossen, das Aeußerste zu wagen, um die Integrität Deutschlands und das Dasein des Reichs zu retten. Nachdem er die treugebliebenen Stände zur Ausdauer und zur kraftvollen Unterstützung der Reichs-Vertheidigung ermahnt hatte, verstärkte er seine Heere ansehnlich und gab nach der Vereitelung der Friedens-Versuche seinen Generalen den Befehl, wider die französischen Heere die Offensive zu ergreifen.

Von der Noth belehrt, hatte der kaiserliche Hof schon im Frühjahre 1795 eine vortheilhafte Aenderung mit den Anführern der Heere gemacht, und den Oberbefehl über die gesammte östreichische und Reichs-Armee am Rheine dem fähigen General Clairfait übertragen. Später erhielt Wurmser wieder das Commando über die Armee am Oberrhein, während Clairfait das östreichische Hauptheer und die Reichstruppen führte. Ihnen gegenüber stand Pichegrü mit der Rhein- und Mosel-Armee, welche sich von Mainz bis in die Gegend von Basel ausdehnte, und Jourdan mit der Sambre- und Maas-Armee, die am Niederrhein aufgestellt war. Da eines Theils die Franzosen wegen Mißwachs Mangel an Lebensmitteln hatten, und die Regierung durch die Noth im Innern Frankreichs sich sehr bedrängt sah, da andern Theils Oestreich wegen Abzugs der Preußen seine Kräfte besser sammeln mußte, so blieben im Jahr 1795

die Feindseligkeiten bis in den Herbst thatsächlich eingestellt. In Folge der Schwäche der pfalzbairischen Minister wurde endlich am Niederrhein Düsseldorf den Franzosen ohne Vertheidigung eilfertig übergeben, und hierdurch Jourdan in den Stand gesetzt, mit der Sambre- und Maas-Armee am 6. September 1795 oberhalb Düsseldorf über den Rhein zu gehen. Dieß war auch für die Rhein- und Mosel-Armee das Zeichen zum Aufbruch, und Pichegrü schickte sich an, mit seiner Armee den Rhein bei Mannheim zu überschreiten. Theils um diese Stadt zu behaupten, theils um seine Verbindung mit Clairfait, welcher in Folge des Vordringens der Franzosen bei Düsseldorf sich an die Lahn zurückgezogen hatte, ununterbrochen zu erhalten, zog Wurmser in Eilmärschen gegen Mannheim. Bevor er aber anlangen konnte, war Mannheim wie Düsseldorf von den pfalzbairischen Ministern den Franzosen zaghaft übergeben, und der Rheinübergang auch von Pichegrü ausgeführt worden. Dessenungeachtet war es dem General Wurmser gelungen, Handschuchsheim und Dossenheim zu besetzen, und dadurch seine Verbindung mit Clairfait herzustellen.

Pichegrü ließ die Oestreicher am 24. September 1795 bei Handschuchsheim angreifen, wurde jedoch mit Verlust zurückgeschlagen. In Folge dieses Sieges ergriff nun auch Clairfait gegen die französische Sambre- und Maas-Armee unter Jourdan die Offensive. Nachdem er am 10. October 1795 bei Offenbach über den Main gegangen war, griff er den General Jourdan bei Nidda an. Die Franzosen, schon in den ersten Gefechten bei dem Dorfe Nidda geschlagen, hielten es nicht für gut, auf eine Hauptschlacht sich einzulassen; sie verließen daher in der Nacht ihre Stellungen und zogen sich gegen Mainz zurück. Diese Festung, noch im Besitz der Deutschen, war von den Franzosen belagert; allein Jourdan hob nun in Folge des kräftigen Angriffes von Clairfait bei Nidda auch die Belagerung von Mainz auf der rechten Rheinseite auf, ging mit dem Belagerungsheer auf das linke Rheinufer zurück, und ließ Mainz nur von dort aus noch einschließen. Clairfait beschloß, die Franzosen auch hier zu vertreiben, also die Blocade von Mainz ganz aufzuheben. Indessen das Blocadeheer zählte über 30,000 Mann, und zudem hatten die Franzosen zwischen Laubenheim und Monbach starke Verschanzungen angelegt, welche vor allem hätten erstürmt werden müssen. So schwierig dieß auch schien, unternahm Clairfait am 29. October 1795 gleichwohl den Sturm, und die Oestreicher entwickelten eine solche heldenmüthige Tapferkeit, daß die Verschanzungen genommen wurden, und die Franzosen eine allgemeine Niederlage erlitten. Mainz war nun gänzlich entsetzt, und die Franzosen wichen in Unordnung bis an die Mosel zurück. Während diese wichtigen Erfolge sich vorbereiteten, hatte auch der General Wurmser wider die Rhein- und Mosel-Armee unter Pichegrü die rühmlichste Energie entwickelt. Um Mannheim wieder zu nehmen, griff er die Hauptmacht Pichegrü's am 18. October 1795 vor Mannheim an, schlug dieselbe empfindlich und warf sie in die Stadt zurück. Wurmser nöthigte hierauf den General Pichegrü, seine Hauptarmee auf das linke Rheinufer zurückzuziehen und nur eine Besatzung von 10,000 Mann in Mannheim zurückzulassen. Nachdem aber die Stadt seit dem 12. November 1795 heftig beschossen worden war, ergab sich am 22. November die ganze französische Besatzung kriegsgefangen. Mannheim war also wieder genommen, Mainz befreit, und die Streitmacht der Franzosen am Rheine an allen Puncten zurückgeschlagen. Nach solchen ruhmvollen Erfolgen glaubten

ie östreichischen Heerführer ihren tapfern Truppen einige Ruhe gönnen zu müssen, und Clair- it bewilligte deßhalb den Franzosen nach deren Verlangen einen Waffenstillstand auf unbe- immte Zeit, unter Festsetzung einer zehntägigen Aufkündigungs-Frist.

Der Feldzug hatte bewiesen, wie wenig Deutschland die Franzosen, trotz deren Begeisterung, u fürchten hatte, wenn es nur einigermaßen einig gewesen wäre. Konnten schon die Oest- eicher mit dem geringen Kontingente einiger Reichsstände der gesammten Macht Frankreichs sieg- ich widerstehen, was mochte vollends bei dem Zusammenwirken aller Deutschen zu erwarten sein? urch die Siege von 1795 war übrigens die Gefahr, welche aus dem Baseler Separatfrieden ür das deutsche Reich entspringen mußte, für den Augenblick noch zurückgedrängt, man ath- mete wieder freier, und ergab sich der Hoffnung, daß der Untergang des Reichs noch abgewen- et werden könne. Oestreich machte während des Winters $17^{95}/_{96}$ auch alle Anstalt, die Ver- eidigung Deutschlands kraftvoll fortzusetzen, und verstärkte nach Möglichkeit seine Heere. Nicht ur alle Festungen am Rhein, insbesondere Mainz und Ehrenbreitstein, wurden in guten Stand esetzt, sondern auch bei Mannheim ein befestigtes Lager errichtet.

Trotz aller Niederlagen im Jahre 1795 blieben die Franzosen gleichwohl zur Eroberung des anzen linken Rheinufers entschlossen, und faßten zu dem Ende im Jahr 1796 einen neuen riegsplan. Da sie nämlich die Stellung der Oestreicher am Rheine für zu stark hielten, m dort für Frankreich entscheidende Erfolge zu erringen, wollten sie in diesem Jahre den Krieg unächst in Italien beginnen, um sich von dort aus den Eingang nach Deutschland zu verschaffen, nd die Oestreicher zu nöthigen, zur Deckung der Lombardei Verstärkungen vom Rheine herbei- urufen, sohin ihre Streitmacht dort zu schwächen. Zum Unglück für Deutschland begün- igten die Umstände diesen Plan, weil sich die Kriegs-Operationen am Rhein bis in den Mai 796 verzögerten. Der Oberbefehl über das französische Heer in Italien war einem jungen eneral von außerordentlichen Feldherrngaben, Napoleon Buonaparte, übertragen worden, und eser benützte die Waffenruhe am Rhein im April 1796 sehr geschickt zur energischen Eröff- ung des italienischen Feldzugs. Anfangs erlitt er zwar einige Nachtheile, da er in den ersten agen Aprils bei Voltri und Savona zurückgedrängt wurde; allein am 12. April wurden die estreicher unter Argenteau bei Monte Notte geschlagen, und am 14. April erlitten sie zugleich it den Piemontesern eine neue Niederlage bei Dego. Vergebens warf sich den Siegern nun die treichische Hauptmacht unter Beaulieu entgegen; auch dieser Feldherr wurde am 15. April zu- ckgedrängt, und am 22. April von Buonaparte bei Vico ein neuer Sieg erfochten. Da nun nz Piemont bloß gestellt und die Bevölkerung daselbst den französischen Freiheits-Ideen günstig ar, so gerieth der König von Sardinien in Bestürzung, und schloß am 28. April 1796 mit n Franzosen Waffenstillstand.

Beaulieu zog sich nunmehr hinter den Po, und bald nachher hinter die Adda zurück, indem sich hinter der Brücke bei Lodi aufstellte. Da Buonaparte keinen bedeutenden Widerstand ab, und diese Brücke im Sturmschritt wegnahm, so bemeisterte sich des östreichischen Heeres ie gänzliche Muthlosigkeit und Verwirrung. In Folge der allgemeinen Flucht derselben besetzte onaparte schon am 14. Mai 1796 Mailand. Nunmehr schloß der König von Sardinien am . Mai mit Frankreich ganz Frieden.

Diese Ereignisse bestimmten endlich den Wiener Hof, seinen Heeren am Rheine zur Eröffnung des Feldzugs Befehl zu ertheilen, um wo möglich hierdurch den Waffen-Unternehmungen in Italien eine andere Wendung zu geben. Erzherzog Karl von Oestreich, welcher inzwischen den Oberbefehl am Rhein erhalten hatte, kündigte daher am 21. Mai 1796 den Waffenstillstand auf. Von Seite der Franzosen führte Jourdan noch das Commando am Niederrhein; am Oberrhein war dasselbe dagegen von Pichegrü auf Moreau übergegangen. Jourdan eröffnete die Feindseligkeiten, indem er von Düsseldorf aus, wo sich die Franzosen auch nach den Niederlagen des Jahres 1795 behauptet hatten, gegen die Lahn vorrückte. Nachdem die Franzosen am 1. Juni 1796 bei Altenkirchen einige Vortheile erfochten hatten, griffen sie die Oestreicher bei Wetzlar an; doch inzwischen war der Erzherzog Karl von Mainz herbeigeeilt; der Angriff wurde daher abgeschlagen und Jourdan genöthiget, über Düsseldorf auf das linke Rheinufer zurückzugehen. Noch auf dem Rückzug wurde bei Kircheip ein neues Treffen geliefert, und auch in diesem eine französische Heeres-Abtheilung unter Kleber vollständig geschlagen.

Inzwischen hatte sich aber die Berechnung der französischen Regierung rücksichtlich des Feldzugs in Italien als richtig erwiesen, und der Wiener Hof den Befehl ertheilt, von der Rheinarmee eine Verstärkung nach Italien zu senden. Da der östreichische General Wurmser dadurch auf die bloße Vertheidigung beschränkt wurde, und endlich am 17. Juni 1796 persönlich nach Italien abgehen mußte, um dort nach dem Befehle des Kaisers dem gefährlichen Vordringen der Franzosen zu steuern, so sah sich Moreau am Oberrhein in den Stand gesetzt, die Offensive zu ergreifen. Er ging zwischen dem 23. und 24. Juni bei Straßburg über den Rhein, eroberte durch seine Uebermacht Kehl und rückte nun rasch nach zwei Richtungen vor, nämlich mit dem einen Theil seines Heeres nach dem Breisgau, und mit dem andern gegen Rastatt. Erzherzog Karl hatte nach dem Abgang Wurmser's den von ihm zurückgelassenen Theil seines Heeres dem Befehle von Latour unterstellt, doch die oberste Leitung aller östreichischen Armeen sich vorbehalten: er suchte daher in der Art zu operiren, daß er Moreau über den Rhein zurückdrängen und zugleich auch die Sambre- und Maas-Armee unter Jourdan am Niederrhein im Zaum halten könne.

Zu dem Ende ließ er eine Heeres-Abtheilung Moreau's bei Renchen angreifen; allein die Franzosen behaupteten den Sieg und drängten die Oestreicher gegen Ettlingen zurück. Da zugleich der französische General la Roche am 2. Juli 1796 den wichtigen Paß Kniebis erstiegen hatte, so konnten sich die Franzosen nun ungehindert durch Schwaben über Baiern verbreiten. Der Erzherzog Karl erkannte sogleich die ganze Gefahr dieser Lage der Dinge, und entschloß sich, der Armee Moreau's am 10. Juli auf allen Punkten eine entscheidende Schlacht zu liefern, allein Moreau kam ihm zuvor, und griff ihn schon am 9. Juli bei Ettlingen selbst an. Trotz der großen Feldherrngaben des Erzherzogs Karl und der glänzendsten Tapferkeit der Oestreicher, welche den Angriff viermal zurückschlugen, blieb der Sieg am Ende doch auf Seite der Franzosen. Dieser Unglücksfall stellte ganz Schwaben bloß, und hatte bei der Kleinmüthigkeit vieler deutschen Fürsten in jener Zeit die traurigsten Folgen. Anstatt die letzten Kräfte aufzubieten, um in Vereinigung mit dem Erzherzog Karl die Franzosen wieder aus Schwaben zurückzubringen, ergab sich vielmehr der Herzog von Württemberg sogleich der Verzweiflung, und unterhandelte

nach dem Beispiele Preußens einen Separatfrieden. Nachdem zu diesem Zweck der Herzog von Württemberg am 17. Juli 1796 mit Moreau einen Waffenstillstand geschlossen hatte, und der Markgraf von Baden in diesem Schritt am 25. Juli ihm nachgefolgt war, schloß am 7. August 1796 Württemberg und am 22. August Baden mit Frankreich wirklich Frieden. Beide Fürsten verpflichteten sich darin, gegen Frankreich auch in ihrer Eigenschaft als deutsche Reichsglieder, und wenn sie selbst von dem Reiche dazu aufgefordert würden, kein Truppen-Kontingent mehr zu stellen, und überhaupt keine Hülfe zu leisten.

So trug denn der Separatfrieden von Basel seine Früchte, so war es also entschieden, daß ein Stück nach dem andern vom deutschen Reich abgerissen, jedes Glied einzeln gebrochen und so das Ganze gestürzt werden sollte. In einem solchen traurigen Verfahren lag nicht nur die größte Charakterschwäche, sondern selbst eine wahre Beschränktheit. So rühmlich die Tapferkeit der Franzosen auch war, so wurde sie so gut wie ihre Macht gleichwohl übertrieben, und der Feldzug von 1795 hatte dieß vor Aller Augen gestellt. Auch in dem Revolutionskriege hatten daher die Franzosen niemals ein wirkliches Uebergewicht, und sie hätten bei der Einigkeit der Deutschen nothwendig zerschmettert werden müssen. Niemand wußte das besser, als die Franzosen selbst; diese kannten die Ueberlegenheit der Deutschen so sehr, daß sie eben deßwegen bei jedem Sieg über dieselben, als etwas Unerwartetes und Außerordentliches, eine so große Freude empfanden. Eben darum setzten sie ihre Hoffnung nur auf die Uneinigkeit der Deutschen, und gingen stets darauf aus, ein Reichsglied nach dem andern für sich zu gewinnen. Nicht Frankreich hat also Deutschland überwunden, sondern die unbegreifliche Einfalt und Gedankenlosigkeit der deutschen Reichsstände, mit der sie sich vereinzelt brechen ließen.

Auch das Beispiel der Fürsten von Württemberg und Baden wirkte übrigens so verderblich, daß am 29. Juli 1796 der ganze schwäbische Kreis, und am 7. August der fränkische, und am 13. August der obersächsische Kreis mit Frankreich Waffenstillstand schloß und die Neutralität annahm. Das Merkwürdigste dabei war, daß diese unpatriotischen Handlungen den betreffenden Reichsständen nicht einmal etwas nützten, die Separat-Verträge mit Frankreich ihnen im Gegentheil größere Opfer auflegten, als ihnen die standhafte Vertheidigung des Reichs gekostet haben würde. So mußte der Herzog von Württemberg vier, der Markgraf von Baden zwei und der schwäbische Kreis zwölf Millionen Franken Contribution an die Franzosen bezahlen, die Fürsten von Württemberg und Baden aber vollends ihre Besitzungen auf dem linken Rheinufer an Frankreich abtreten. Ueber die Lieferungen, welche die Oestreicher ausgeschrieben hatten, waren die schwäbischen Kreisstände sehr unzufrieden, aber den Franzosen bezahlten sie viele Millionen ohne Murren. Der Erzherzog Karl war über das Benehmen des schwäbischen Kreises mit Recht so entrüstet, daß er das Kontingent desselben vor der Entlassung entwaffnen ließ.

Durch alle diese Vorfälle war übrigens Deutschland der dringendsten Gefahr ausgesetzt. Nicht genug, daß Moreau bis Baiern vordrang, rückte in Folge des Rückzugs Karls auch die Maas- und Sambre-Armee unter Jourdan nach Franken vor. Als nämlich der Erzherzog Karl gegen den Oberrhein sich gewendet hatte, um Moreau aufzuhalten, ließ er nur den General Wartensleben mit 36,000 Mann am Niederrhein zurück. Die Maas- und Samber-Armee ging daher schon Ende Juni 1796 theils bei Düsseldorf, theils bei Köln und Koblenz über den Rhein,

und bedrängte nach ihrer Vereinigung den General Wartensleben mit Uebermacht. Nachdem letztere am 7. Juli bei Neukirchen eine Niederlage erlitten hatte, erfolgte am 10. Juli ein Haupttreffen bei Friedberg, wo Wartensleben abermals geſchlagen wurde. Jourdan nahm hierauf am 16. Juli Frankfurt am Main ein und rückte durch den Speſſart vor, um ſeine Vereinigung mit Moreau zu Stande zu bringen. Auf dem ganzen Wege brandſchatzten die Franzoſen auf das Aeußerſte, und Jammer und Elend herrſchte in Deutſchland. Schon fürchtete man, daß Moreau und Jourdan mit vereinigten Kräften bis in die öſtreichiſchen Erbſtaaten vorrücken würden, als die hohen Feldherrngaben des Erzherzogs Karl plötzlich wieder Rettung brachten.

Jourdan, welcher ſchon in der Oberpfalz ſtand, ſandte den General Bernadotte in der Richtung von Regensburg ab, um die Vereinigung mit der Armee Moreau's zu bewerkſtelligen. Von dieſer Bewegung unterrichtet ging der Erzherzog Karl am 2. Auguſt 1796 bei Ingolſtadt ſchnell über die Donau, überraſchte die Heer-Abtheilung Bernadotte's bei Neumarkt, und ſchlug dieſelbe am 22. und 23. Auguſt gänzlich. Nun war auch die Stellung Jourdan's ſelbſt bedroht, und er nahm daher ſogleich ſeinen Rückzug aus der Oberpfalz. Bernadotte war mit den Trümmern ſeines Heeres nach Nürnberg geflohen, Jourdan dagegen mit der Hauptarmee nach Forchheim und Bamberg gegangen. Erzherzog Karl vereinigte ſich nun mit Wartensleben und verfolgte die Armee Jourdan's ſo lebhaft, daß er am 30. Auguſt 1796 nicht nur Bamberg einnahm, ſondern die Franzoſen auch von dem Rückzuge nach Würzburg abzuſchneiden ſuchte. Da es ihm wirklich gelang, Würzburg noch vor dem Eintreffen Jourdan's zu beſetzen, ſo wurde letzterer genöthiget, bei dieſer Stadt eine allgemeine Schlacht anzunehmen. Dieſelbe erfolgte am 3. September und endigte mit einem vollſtändigen Siege der Oeſtreicher. Auf allen Seiten durchbrochen, erlitt das Heer Jourdan's nicht nur einen großen Verluſt an Todten und Gefangenen, ſondern löste ſich auch auf der Flucht in Unordnung auf. Jetzt zeigte es ſich mit außerordentlicher Klarheit, wie ſehr die Erfolge der Franzoſen nur vorübergehend waren, und welche mächtige Elemente des Widerſtandes das deutſche Volk darbot.

Während nämlich viele Regierungen vor der franzöſiſchen Macht zitterten, kannte das Volk ſo wenig die Furcht vor den Franzoſen, daß es dieſelben mit eigener Kraft abzutreiben getraute. Erbittert über die Erpreſſungen der Franzoſen, ergriffen die Bauern in Franken wie dieſelben überall die Waffen, erſchlugen ſie auf ihrem Rückzuge maſſenweiſe. Da ſich Bürger und Bauern hierauf auch bereitwillig als Landwehr organiſiren ließen, ſo war der Beweis geliefert, welche mächtige Mittel zur Reichsvertheidigung eine fähige Regierung Deutſchland damals dortmals gefunden haben würde.

Das Heer Jourdan's wurde übrigens durch alle dieſe Ereigniſſe faſt gänzlich aufgerieben, denn die Trümmer deſſelben wurden am 16. September 1796 bei Limburg wiederholt geſchlagen, und verloren dabei über 6000 Mann. Nach einer weitern Niederlage, die ſie am 20. September bei Altenkirchen erlitten, flohen die traurigen Ueberbleibſel der großen Sambre- und Maas-Armee beſtürzt über den Rhein zurück.

Während das Volk in Franken ſolche Beweiſe von Thatkraft lieferte, beeilte ſich abermals ein deutſcher Fürſt, gerade umgekehrt ein neues Beiſpiel des Kleinmuthes und der Losſagung von der gemeinſamen Reichsvertheidigung zu geben. Auch der Kurfürſt Karl Theodor von Baiern

schloß nämlich für seine bairischen und pfälzischen Lande mit Moreau am 7. September 1796 einen Waffenstillstand, und verpflichtete sich darin, den Franzosen außer ungeheuern Natural-Lieferungen auch noch eine Contribution von 10 Millionen Franken zu bezahlen*). Bei dieser Gelegenheit fingen die Franzosen an, ihre Plünderungen und Räubereien auch auf die Kunstschätze Deutschlands auszudehnen; denn Karl Theodor mußte ihnen auch 20 Gemälde aus seinen Gallerien in München und Düsseldorf überliefern. Welche bedeutende Hülfe den Franzosen übrigens aus den Contributionen in Schwaben, und nun auch in Baiern, in Verbindung mit den Natural-Lieferungen, entsprang, leuchtet von selbst ein. So gaben also die deutschen Fürsten die Mittel, womit sie das Reich hätten vertheidigen können, den Franzosen, und wandelten dadurch die Vertheidigungswaffen zu Gunsten des äußern Feindes in Angriffswaffen um. In Baiern geschah dieß noch überdieß zu einer Zeit, wo der Erzherzog Karl bereits Bernadotte geschlagen hatte, die ganze Armee Jourdan's im Rückzug begriffen war, und die Oestreicher sich bereits anschickten, auch die Armee Moreau's über den Rhein zurückzuschlagen. Schon am 11. September 1796 griffen nämlich die östreichischen Generale Fröhlich und Fürst von Fürstenberg die Franzosen unter Moreau bei München an, und brachten denselben eine entscheidende Niederlage bei. Da gleichzeitig der östreichische General Hoze die Franzosen bei Ingolstadt schlug, so war die Stellung Moreau's ganz unhaltbar, und er zog sich daher nach Ulm zurück. Nun ergriffen gleichsam zur Beschämung des Kurfürsten Karl Theodor auch in Baiern und Schwaben die Bauern wider die Franzosen die Waffen, und da der Erzherzog Karl nach der Vernichtung der Sambre- und Maas-Armee an den Oberrhein geeilt war, um Moreau von dem Rhein ganz abzuschneiden, da wirklich die Pässe des Schwarzwaldes von den Oestreichern schon besetzt waren, so schien auch die ganze Rheinarmee der Franzosen unrettbar verloren zu sein. Dessenungeachtet führte Moreau über Stühlingen und die sogenannten Waldstädte seinen Rückzug mit guter Ordnung und ohne bedeutenden Verlust nach Hüningen aus. Dieser überaus kunstvolle Rückzug erwarb dem General Moreau als Feldherr fortan einen europäischen Ruf.

Das ganze rechte Rheinufer war also, mit Ausnahme des Forts von Kehl, wieder von den Franzosen gesäubert, und es war unter solchen Umständen, namentlich aber bei der empfindlichen Niederlage Jourdans, Hoffnung gegeben, die deutschen Waffen auch auf der linken Rheinseite wieder siegreich zu verbreiten. Nach dem merkwürdigen Beispiele, welches das Volk in Franken, Schwaben und Baiern gegeben hatte, war den Regierungen ein überaus deutlicher, ein ganz unverkennbarer Fingerzeig gegeben, wo die Rettung des Reiches zu suchen sei. Nichts war jetzt einfacher, nichts sogar nothwendiger, als daß alle deutsche Fürsten das Volk überall in Masse zu den Waffen rufen und im engen Anschluß an den Kaiser die Integrität des Reichs behaupten mußten. Indessen eine unglückliche Selbstsucht verblendete die Fürsten, und berückte insbesondere das preußische Kabinet. Von der Vergrößerungssucht bethört, verharrte Preußen nicht nur bei der Vereinzelung und der Preisgebung des Reichs, sondern befestigte sich auch immer mehr in dem unseligen Gedanken, die gegenwärtige Bedrängniß Deutschlands zur Erhöhung seiner Macht

*) Die Natural-Lieferungen waren: 200,000 Centner Getreide, 200,000 Centner Heu, 3,300 Pferde, 30,000 Ellen Tuch, 100,000 Paar Schuhe, 10,000 Paar Stiefel.

zu benützen. Während Buonaparte von Italien aus nach den deutschen Gränzen vorzudringen strebte, während Moreau und Jourdan vom Rheine aus Deutschland überschwemmten, schloß der König von Preußen am 5. August 1796 in Berlin einen neuen geheimen Vertrag mit der französischen Republik, worin er den Franzosen den künftigen Besitz des ganzen linken Rheinufers gegen eine ansehnliche Vergrößerung Preußens im Innern Deutschlands zugestand. Was jedoch noch anstößiger war, so bestrebte sich das Berliner Kabinet auch, noch andern deutschen Fürsten ähnliche Gesinnungen einzuflößen, und dieselben durch Versprechungen von Gebietsvermehrungen zum Abfall vom Vaterland und der gemeinsamen Reichsvertheidigung zu verlocken.

Theils durch diese Intriguen, theils durch Sorglosigkeit und Mangel an Umsicht kam es nun, daß auch die merkwürdigen Siege der Oestreicher im Jahre 1796, und die mächtige Hülfe, welche die Aufstände des Volkes in Franken, Schwaben und Baiern wider die Franzosen darboten, nicht gehörig benützt wurden. Zugleich waren in Italien für die Deutschen unglückliche Ereignisse eingetreten, und so neigte sich der Ausgang des Feldzugs vom Jahr 1796, trotz der Niederlagen Jourdans und des Rückzuges von Moreau, wieder zum Vortheil der Franzosen.

Als nämlich Wurmser bei dem östreichischen Heere in Italien angekommen war, suchte er vor allem die von Buonaparte eingeschlossene Festung Mantua zu entsetzen. Dieß gelang auch, indem Buonaparte bei der Annäherung Wurmsers die Belagerung aufhob. Indessen Buonaparte griff am 3. August 1796 eine Heerabtheilung unter dem General Quosdanowich bei Lonato und Castiglione an, und schlug dieselbe gänzlich. Obgleich Wurmser sofort mit der Hauptmacht von Mantua herbeigeeilt war, so konnte er dennoch seine Vereinigung mit Quosdanowich nicht mehr zu Stande bringen, sondern wurde am 5. August 1796 von Buonaparte vereinzelt angegriffen und ebenfalls geschlagen. Nachdem hierauf sowohl Wurmser, als Quosdanowich sich nach Tyrol zurückgezogen hatten, folgte Buonaparte rasch nach und erfocht bald neue Siege über die Oestreicher, nämlich am 4. September bei Roveredo, und am 9. bei Bassano. Wurmser flüchtete hierauf nach Vicenza, und beschloß endlich, mittelst seiner Reiterei, durch das französische Heer sich durchzuschlagen und Mantua wieder zu erreichen. Solches gelang auch, Wurmser erschien nach ruhmvollen Gefechten vom 11. und 12. September glücklich vor Mantua, verstärkte sich dort und lieferte den Franzosen bei St. Georg ein neues Treffen. Hier wurde er aber geschlagen, und warf sich daher in die Festung Mantua.

Um diese wichtige Feste zu retten, rückte im October 1796 ein neues östreichisches Heer von fast 50,000 Mann unter Alvinzi aus Tyrol gegen Mantua vor. Buonaparte warf sich demselben mit seiner ganzen Macht entgegen, und am 17. November 1796 kam es bei Arcole zu einer Hauptschlacht, worin die Oestreicher zwar abermals die größte Tapferkeit entwickelten, doch am Ende umgangen und vollständig geschlagen wurden. Alvinzi zog sich hinter die Brenta zurück, und Mantua blieb eingeschlossen. Während des Winters fanden zwischen Frankreich und dem Kaiser einige Unterhandlungen über den Frieden statt; indessen sie scheiterten und Oestreich machte daher neue Rüstungen, um der drohenden Stellung Buonaparte's in Italien zu begegnen. Am 7. Januar 1797 setzte sich Alvinzi mit einem neuen starken Heere von beinahe 50,000 Mann zur Entsetzung Mantua's abermals in Bewegung. Fest entschlossen, dieses Mal Mantua zu befreien, theilte Alvinzi sein Heer, um durch den Marsch seiner Hauptarmee an der Etsch hin

Buonaparte zu beschäftigen, und einer Heerabtheilung unter Provera, welche geradeswegs auf Mantua losging, die Befreiung Wurmsers möglich zu machen. Dieser Plan gelang auch in so weit, daß sich Provera glücklich bis vor Mantua durchschlug; doch die Brückenköpfe vor der Festung, welche die Franzosen stark besetzt hatten, hielten ihn auf. Unterdessen war Buonaparte mit seiner Hauptmacht gegen Alvinzi aufgebrochen und lieferte demselben am 14. Januar 1797 bei Rivoli eine neue Schlacht. Auch in dieser wurde Alvinzi ganz vollständig geschlagen und nach großem Verluste zum Rückzug gezwungen. Die nächste Folge dieses Sieges Buonaparte's bestand darin, daß die französische Hauptarmee die östreichische Heerabtheilung unter Provera vor Mantua im Rücken nehmen konnte. Dieß geschah auch sofort, indem Buonaparte nach dem Siege bei Rivoli sogleich gegen Mantua aufbrach. Provera, von allen Seiten eingeschlossen, hatte keine Wahl, als die Waffen zu strecken, und so ergab er sich denn am 16. Januar mit seinem ganzen Heer von ungefähr 6000 Mann zu Kriegsgefangenen. Mantua, welches schon lange Mangel litt, war nach diesen fortgesetzten Unfällen der östreichischen Waffen ohne Rettung verloren. Nachdem sich Wurmser noch einige Wochen vergeblich gehalten hatte, übergab er endlich die Festung Mantua am 2. Februar 1797 an die Franzosen auf anständige Bedingungen.

Buonaparte sandte hierauf eine Heerabtheilung nach Ancona, um den Pabst zum Frieden zu zwingen. Diese Absicht gelang vollkommen; denn sogleich nach der Besetzung von Mantua ward der Friede zwischen Frankreich und dem Pabste unterhandelt (12. Februar 1797) und am 20. Februar wirklich abgeschlossen. Da der General Buonaparte nunmehr zu einem Marsch nach Deutschland freie Hand hatte, so zog er alle seine Streitkräfte zusammen und brach von Neuem wider die Oestreicher auf. Gerade um diese Zeit hatte er eine bedeutende Verstärkung von der Rheinarmee erhalten, so daß seine Streitkräfte über 70,000 Mann zählten. Die Oestreicher konnten einer solchen Macht für den ersten Augenblick nur die Trümmer geschlagener Heere entgegenstellen, Buonaparte befand sich daher in der größten Uebermacht. Nachdem er den General Joubert mit einer Heerabtheilung nach Tyrol gesendet hatte, entwickelte er selbst den Plan, durch Friaul in das Innere von Oestreich vorzurücken.

In dieser gefährlichen Lage der Dinge wurde der Erzherzog Karl vom Rheine abgerufen, um den Oberbefehl über die schwache östreichische Armee an den italienischen Grenzen zu übernehmen und den Siegen Buonaparte's wo möglich Einhalt zu thun. Karl sammelte die östreichischen Truppen am Tagliamento; allein er vermochte nicht mehr, als 20,000 Mann zusammenzubringen. Es war ganz unmöglich, mit einem solchen, noch überdieß entmuthigten Heere die dreifache Macht Buonaparte's aufzuhalten, der Erzherzog wurde daher am 16. März 1797 bei Valvassone zurückgedrängt; dessenungeachtet zog er sich nur mit geringem Verlust und in guter Ordnung zurück. Die Franzosen drangen nunmehr unaufhaltsam nach Görz, Triest und Idria vor. Der Erzherzog Karl setzte seine Hoffnung nur noch auf die Vertheidigung der Engpässe in Kärnthen; doch die Franzosen nahmen durch schnelle Bewegungen und durch Uebermacht auch diese, und besetzten hierauf sowohl Laybach, als Klagenfurt. Schon am 30. März 1797 traf Buonaparte in Klagenfurt ein; da jedoch der Erzherzog Karl inzwischen Verstärkungen an sich gezogen, und sein Heer dadurch verdoppelt hatte, da ferner im französischen Haupt-

quartier keine Nachricht von dem General Joubert in Tyrol einging, auch Gerüchte über Aufstände in Tyrol sich verbreiteten und das Volk selbst in Kärnthen und Steyermark schwierig wurde, so hielt es Buonaparte doch für bedenklich, weiter in Deutschland vorzudringen, und machte darum dem Erzherzog Karl am 31. März 1797 Friedensvorschläge. Karl sandte sogleich die Generale Bellgarde und Meerfeld in das französische Hauptquartier, um zum Zweck der Friedens-Unterhandlungen vorerst einen Waffenstillstand abzuschließen. Dieser kam am 7. April 1797 wirklich zu Stande, worauf sogleich die Friedens-Unterhandlungen erfolgten, und einen so raschen Fortgang nahmen, daß die Präliminarien des Friedensschlusses schon am 18. April 1797 zu Leoben unterzeichnet wurden.

Am Rheine waren die Feindseligkeiten in Folge des Waffenstillstandes, welchen man zu Ende des Jahres 1796 geschlossen hatte, zwischen den Oestreichern und Franzosen bis in den April 1797 unterblieben. Am 13. April kündigten dagegen die Franzosen den Waffenstillstand auf, und begannen mit zwei Armeen gleichzeitig die Kriegsoperationen. Während Hoche an der Spitze von 80,000 Mann bei Neuwied über den Rhein ging, bewirkte Moreau diesen Uebergang abermals bei Straßburg, und drohte von Neuem, durch die Pässe des Schwarzwalds nach Baiern und Schwaben vorzudringen. Schon stand er wieder am Kniebis, schon bedrohte Hoche seinerseits die Stadt Frankfurt am Main; als die Nachricht eintraf, daß die Friedens-Präliminarien am 18. April in Leoben abgeschlossen worden seien. Jetzt wurden die Feindseligkeiten zwischen den Deutschen und Franzosen auf allen Punkten eingestellt, gleichwohl zog sich die wirkliche Abschließung des Friedens beträchtlich in die Länge, weil es eines Theils den Franzosen mit dem Frieden eigentlich nicht Ernst ward, und andern Theils der Kaiser von eingeleiteten Unterhandlungen zwischen England und Frankreich eine günstige Wendung seiner Lage erwartete. Im September 1797 wurden endlich beide Theile durch die Umstände genöthiget, den Friedensversuch wieder aufzunehmen. Nachdem sich von Seite des östreichischen Hofes der Graf von Cobenzl, der General von Meerfeld und der Baron von Degelmann, von Seite der französischen Republik dagegen der General Buonaparte zur Verhandlung des Friedens am 27. September 1797 in Udine versammelt hatten, so wurde der Friede zwischen Oestreich und Frankreich auf dem Schlosse Campo Formio am 27. October 1797 wirklich abgeschlossen.

In diesem Friedensschlusse verpflichtete sich der Kaiser, die cisalpinische Republik, welche die Franzosen in Italien errichtet hatten, anzuerkennen und auf die aus östreichischen Besitzungen dazu gezogenen Gebietstheile zu verzichten; er gestattete den Franzosen die Besitznahme der venetianischen Inseln im jonischen Meere, und bedingte sich dagegen den Besitz der Inseln Venedigs im adriatischen Meere, dann von Istrien, Dalmatien und der Stadt Venedig aus; er trat ferner an Frankreich ganz Belgien ab, verzichtete auf das Frickthal und willigte ein, daß sich Frankreich in den Besitz des gesammten linken Rheinufers setze, wogegen Oestreich das Erzbisthum Salzburg und einen Theil von Baiern erhalten solle. Vor allem verhängnißvoll und unglücklich war aber der zwölfte Artikel des Friedensschlusses; denn Oestreich verpflichtete sich dadurch, mit Ausnahme seines Kontingents als deutscher Reichsstand in dem Reichskriege wider Frankreich keine weitere Hülfe zu leisten, vielmehr die besetzten Festungen im Reiche, namentlich Mainz und Ehrenbreitenstein, zu räumen, und seine Heere in die kaiserlichen Erbstaaten zurückzuziehen. Da

ſohin außer Preußen auch Oeſtreich das deutſche Reich den Franzoſen preisgab, ſo war daſſelbe unwiderruflich verloren, ſeine baldige Auflöſung unvermeidlich. Um übrigens auch zwiſchen dem deutſchen Reich und Frankreich den Frieden herzuſtellen, ward in dem Separat-Vertrag von Campo Formio feſtgeſetzt, daß zu dem Ende binnen Monatsfriſt nach Unterzeichnung des Vertrages ein Friedens-Congreß in Raſtatt eröffnet werden ſoll. Das waren die Hauptbedingungen des unglücklichen Vertrages von Campo Formio.

Acht und zwanzigſtes Hauptſtück.

Friedens-Unterhandlungen in Raſtatt. Wiederausbruch des Kriegs. Ermordung der franzöſiſchen Geſandten in Raſtatt.

(Vom Jahr 1797 bis 1799.)

Durch ein Ausſchreiben vom 1. November 1797 eröffnete der Kaiſer Franz II. den Reichsſtänden, daß er in Campo Formio mit Frankreich für ſeine Erbſtaaten Frieden geſchloſſen habe, und daß in dieſem Vertrage ein Congreß in Raſtatt zur Unterhandlung des Friedens zwiſchen Frankreich und dem deutſchen Reich verabredet worden ſei. Er forderte daher die Stände zur Abſendung von Bevollmächtigten nach Raſtatt auf, und bemerkte zugleich, daß die Grundlage der Friedens-Unterhandlungen die Integrität des Reichs ſein müſſe. Dieſe Erklärung war unbegreiflich, nachdem Oeſtreich den Franzoſen bereits den Beſitz des geſammten linken Rheinufers zugeſtanden hatte. Die Abgeſandten der deutſchen Reichsſtände fanden ſich übrigens von der Mitte Novembers 1797 an in Raſtatt wirklich ein, und alsbald begannen die Unterhandlungen. Sowohl die Uebereinkunft zwiſchen Preußen und Frankreich vom 5. Auguſt 1796, worin den Franzoſen eventuell die Beſitznahme des linken Rheinufers geſtattet wurde, als die gleichlautende geheime Beſtimmung des Friedens von Campo Formio war bisher in Deutſchland wenig bekannt. Da nun der Kaiſer Deutſchland bisher ſo bereitwillig vertheidiget hatte, ſo glaubte die Reichsdeputation in Raſtatt, welche zur Unterhandlung des Friedens bevollmächtigt war, daß die unwiderrufliche Grundlage deſſelben nach der ausdrücklichen Verſicherung des Kaiſers wirklich die Integrität des deutſchen Reichs ſein müſſe. Auch die Reichsſtände ſelbſt hatten dieß als ſo gewiß vorausgeſetzt, daß die Vollmachten für ihre Geſandten, welche die Reichsdeputation bildeten, ausdrücklich die Integrität des Reichs zur Grundbedingung des Friedens machten. Bald ſollte aber dem bittergetäuſchten Reiche die Binde vor den Augen weggezogen und der Abgrund gezeigt werden, welcher für das unglückliche Deutſchland eröffnet worden war.

Es verbreiteten sich nicht nur Gerüchte, daß der König von Preußen den Franzosen die Besitznahme des linken Rheinufers in geheimen Verträgen verbürgt habe, sondern es traten auch bestimmte Anzeichen hervor, daß ein Gleiches von Seite Oestreichs geschehen sei. Am 7. December 1797 eröffnete nämlich der östreichische Bevollmächtigte den kurmainzischen Präsidialgesandten, daß der Kaiser in dem Frieden von Campo Formio zur Zurückziehung seiner Heere in die östreichischen Erbstaaten, mit Ausnahme seines Kontingents, sich verpflichtet habe. Hierauf räumten die kaiserlichen Truppen am 10. December 1797 Mainz und das gesammte linke Rheinufer. Mit unbeschreiblicher Bestürzung erfuhr die Reichsdeputation in Rastatt nun, daß die Zerstücklung des Reichs bereits beschlossene Sache und der ganze Friedens-Congreß nur eine leere Förmlichkeit sei, da sowohl Oestreich als Preußen mit Frankreich bereits einig war, und die kleinern Reichsstände keine Macht zur Fortsetzung des Kriegs besaßen, sohin unbedingt den Forderungen der Franzosen sich unterwerfen mußten.

Wenn man die Bereitwilligkeit erwägt, welche das Volk in Franken, Schwaben und in Baiern zur Ergreifung der Waffen gegen die Franzosen an den Tag gelegt hatte, wenn man die häufigen Siege der östreichischen Heere über die französischen berücksichtiget, und bedenkt, für wie mißlich selbst Buonaparte nach seinen glücklichen Waffenthaten in Italien das weitere Vordringen nach Oestreich wegen der feindseligen Stimmung der Bevölkerung von Kärnthen, Steiermark und Tyrol gehalten hatte, so muß die Preisgebung des Reichs von Seite Oestreichs und Preußens als ganz unbegreiflich erscheinen; denn die Siege Frankreichs allein erhoben unter solchen Umständen jenen Schritt keineswegs zur Nothwendigkeit. In der That liegt auch der Erklärungsgrund in ganz andern Verhältnissen.

Die Franzosen hatten nämlich bei ihren Entwürfen auf die Rheingrenze gar bald eingesehen, daß sie ohne Beihülfe einer großen deutschen Macht diese Entwürfe nie ausführen könnten, und eben deßwegen schon durch den Separat-Frieden von Basel die Krone Preußen an sich zu ziehen gesucht. Sie wußten aber recht wohl, daß Preußen umsonst in die Abtretung des linken Rheinufers nicht einwilligen, sondern dafür eine bedeutende Vergrößerung im Innern Deutschlands fordern werde. Deßhalb sannen sie schon gleich im Anfang darauf, wie die Entschädigung Preußens sich wohl ermitteln lasse? Da nun in Deutschland viele Bischöfe und andere geistliche Würdeträger die Landesherrlichkeit besaßen, da es ferner noch Reichsstädte gab, so verfielen die Franzosen auf den Gedanken, die Einziehung von Reichsstädten, Bisthümern, Abteien und andern geistlichen Besitzungen als Entschädigung für Preußen und diejenigen Mächte, welche Gebietstheile am linken Rhein an Frankreich abtreten sollten, in Vorschlag zu bringen. Das preußische Kabinet sah in diesem Auskunftsmittel eine mächtige Gelegenheit bedeutender Vergrößerung, und ging im Geheimen bereitwillig auf die Anschläge der Franzosen ein, obgleich die Ausführung deren Pläne nothwendig zur Auflösung des deutschen Reiches führen mußte. Oestreich war zwar einer Vergrößerung ebenfalls nicht abgeneigt; allein es hatte als Kaiserhaus an der Erhaltung des deutschen Reichs ein so großes Interesse, daß es die geheimen Pläne Preußens und Frankreichs nicht gerne sah. Da jedoch das östreichische Kabinet seit dem Baseler Frieden und der geheimen Uebereinkunft vom 5. August 1796 gegen Preußen mit Mißtrauen erfüllt war, und die Besorgniß hegte, daß am Ende Preußen allein aus der Zerrüttung Deutsch-

lands Nutzen ziehen möchte, da der kaiſerliche Hof ferner in dem Kriege gegen Frankreich von den Reichsſtänden nur ſchwach unterſtützt wurde, ſo ließ er ſich durch das Waffen-Unglück in Italien von 1796 und 1797 endlich beſtimmen, die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich an ähnliche Bedingungen, wie ſie Preußen zugeſtanden worden waren, aufzunehmen. Daß die Einladung an die Reichsſtände zur Beſchickung des Raſtatter Friedens-Congreſſes immer noch die Integrität des Reichs zur Grundbedingung machte, geſchah vielleicht nur unter dem Einfluſſe eines letzten Schamgefühles, welches das offene Geſtändniß der übernommenen Herabwürdigung Deutſchlands unter Frankreich nicht zuließ.

Indeſſen auf die Reichsſtände hatte der Widerſpruch der Handlungen und der Worte des Kaiſers nur die Wirkung, daß ſie ſich für verrathen hielten, und nun auch gegen das Kaiſerhaus mit Mißtrauen erfüllt wurden. Nie hatte ſich daher bis jetzt ein Friedens-Congreß für Deutſchland unter traurigern Ausſichten eröffnet, als jener in Raſtatt. Preußen war an Frankreich gekettet, Oeſtreich hatte in die Verſtümmlung des Reichs zu Gunſten der Franzoſen bereits eingewilligt, und die Reichsſtände beſaßen keine Macht, ihre eigene Ausbeutung und jene des Reichs abzuwenden. Zugleich waren Preußen, Oeſtreich und die Reichsſtände gegenſeitig wider einander mit großem Mißtrauen erfüllt, welches von Seite der letztern noch überdieß gerecht war und daher zur Erbitterung überging. Jede Möglichkeit, die nationalen Rechte und die Würde Deutſchlands auf dem Raſtatter Friedens-Congreſſe zu vertheidigen, war daher verſchwunden. Die franzöſiſche Geſandtſchaft kannte alle dieſe Verhältniſſe ſehr wohl, ſie wußte genau, daß ſie nur auf ihrer Forderung der Rheingrenze beſtehen dürfe, um der Gewährung ſicher zu ſein; ſie trat daher von vorneherein mit Keckheit und Anmaßung auf.

Hätte die Reichsdeputation über die geheimen Verträge Oeſtreichs und Preußens mit Frankreich noch Zweifel gehegt, ſo hätte dieſe ſogleich bei dem Beginn der Unterhandlungen in Raſtatt verſchwinden, und den getäuſchten Reichsſtänden die Augen vollſtändig geöffnet werden müſſen. Als nämlich die Geſandten der Reichsſtände ihre Vollmachten vorlegten, bemerkten die franzöſiſchen Geſchäftsträger, daß ſie auf ſolche Vollmachten gar nicht unterhandeln könnten, weil darin die Integrität des deutſchen Reichs für die Grundlage des Friedensſchluſſes erklärt wurde. Man forderte daher von Seite Frankreichs, daß die Reichsdeputation neue Vollmachten einhole. Da ſich die Reichsſtände aus den oben entwickelten Gründen dem Verlangen der Franzoſen wirklich fügen und unbedingte Vollmachten ausſtellen mußten, ſo war die Verſtümmlung Deutſchlands eigentlich ſchon jetzt entſchieden, und der Friedens-Congreß hatte außer der Einwilligung der Stände in die Herabwürdigung des Reichs keinen Zweck mehr.

In der That forderten die franzöſiſchen Geſandten nach der Uebergabe der neuen Vollmachten in ihrer erſten Erklärung über den Inhalt des abzuſchließenden Friedens (17. Januar 1798), daß die Reichsdeputation die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich als die Bedingung anerkenne, ohne welche die Unterhandlungen weder eröffnet, noch fortgeſetzt werden könnten. Wohl ſträubten ſich die Reichsſtände gegen ein ſolches Anſinnen, wohl ſuchte ſelbſt der kaiſerliche Bevollmächtigte wenigſtens noch einen Theil der linken Rheinſeite zu retten, die franzöſiſchen Geſandten kannten die Uneinigkeit der Deutſchen, und mithin die Ohnmacht des Reichs zu gut, unwiderruflich beharrten ſie daher bei dem Buchſtaben ihrer Forderung, und nahmen gegen

die deutschen Bevollmächtigten sogar eine übermüthige und höhnische Sprache an. Ohne auf die Einwendungen der Reichsdeputation gegen die Grundlage des Friedens selbst, die Abtretung des linken Rheinufers, zu achten, nahmen sie das Zugeständniß dieser Grundlage als sich von selbst verstehend an, und forderten nun die Erörterung der nähern Bestimmungen des Friedens. Als die Reichsdeputation eventuell die Frage aufwarf, wo denn die Entschädigung der Stände, welche Gebietstheile auf der linken Rheinseite besitzen, herzunehmen sei, gingen die Franzosen mit ihren Anschlägen heraus, und brachten die Einziehung der geistlichen Herrschaften in Vorschlag, was sie die Säcularisation nannten. Diese Säcularisation wurde nun von ihnen für die zweite Grundlage des Friedens erklärt.

So hatten sich also die geheimen Verabredungen Frankreichs und Preußens enthüllt, und die Reichsdeputation sah deutlich, daß jeder Widerstand gegen die französische Forderung der Rheingrenze unmöglich sei. Es wurde zwar noch mancher Versuch gemacht, wenigstens eine Ermäßigung der verlangten Opfer auszuwirken, und die Unterhandlungen zogen sich bis in den Herbst 1798 hin; allein am 6. December 1798 übergaben die französischen Bevollmächtigten eine Note, worin die Abtretung des linken Rheinufers nebst andern Zugeständnissen für das Ultimatum der französischen Regierung, und die Unterhandlung für abgebrochen erklärt wurde, wenn die unbedingte Annahme des Ultimatums nicht binnen sechs Tagen erfolgen werde. Am 11. December 1798 zeigte die bestürzte und entmuthigte Reichsdeputation den französischen Gesandten an, daß sie das Ultimatum annehme; allein unterdessen waren schon Ereignisse eingetreten, welche einen wirklichen Abschluß des Friedens unmöglich machen mußten.

Die Franzosen waren durch die Siege Buonaparte's im Jahr 1796 und 1797 so übermüthig geworden, daß sie die Mäßigung gänzlich ablegten, das Völkerrecht offen verhöhnten und die ausschweifendsten Pläne von Eroberung und Uebergewicht über andere Völker entwickelten. Wir haben schon angedeutet, daß die französischen Gesandten in Rastatt von Deutschland, außer der Abtretung des linken Rheinufers, auch noch andere Zugeständnisse forderten. Diese neuen Anmaßungen Frankreichs waren Anfangs vollends empörend; denn sie liefen auf nichts anders hinaus, als den Franzosen zu künftigen Eroberungen am rechten Rheinufer den Weg zu bahnen. In einer Note vom 3. Mai 1798 hatten nämlich die Franzosen verlangt, daß ihnen über der Brücke von Hüningen ein Stück Land eingeräumt, Kehl und das Fort Kastell bei Mainz überlassen, alle Rheininseln abgetreten, und daß Ehrenbreitenstein, sowie alle befestigten Brückenköpfe am rechten Rheinufer geschleift werden sollen. Nie war eine Forderung maaßloser und übermüthiger, nie war deutlicher gezeigt worden, daß die Franzosen die Abtretung des linken Rheinufers nur als die Vorbereitung zu Eroberungen im Innern Deutschlands ansahen. Der Sinn jener Forderung bestand nämlich einfach darin, daß Deutschland nicht nur alle Mittel zur Vertheidigung des rechten Rheinufers beraubt, sondern auch den Franzosen durch die Besetzung der Forts Kehl und Kastell ein beständiges Thor zum bewaffneten Einfall in Deutschland eröffnet werde. Aber gerade das Uebermaaß dieser Forderung schlug nachtheilig für Frankreich aus.

Am östreichischen Hof war früher schon Unzufriedenheit und Mißtrauen wider die Franzosen entstanden, weil die letztern die Bedingungen des Friedens von Campo Formio noch nicht erfüllt, nämlich Oestreich noch nicht in den Besitz des ihm zugesicherten Theiles von Baiern ge-

setzt hatten. Deßhalb tauchte in Wien schon ein flüchtiger Gedanke an die mögliche Fortsetzung des Krieges auf. Der kaiserliche Hof wollte aber vorher die gütlichen Wege ganz erschöpfen, und deßhalb auch noch besondere Unterhandlungen mit Frankreich anknüpfen. Ein Zufall bestätigte ihn noch mehr in dieser Absicht. Bernadotte, französischer Gesandter in Wien, hatte am 13. April 1798 von seiner Wohnung eine dreifarbige Fahne mit der Inschrift: „französische Republik“ aushängen lassen, und war von der Bevölkerung in Wien, welche die Wegnahme dieser Fahne forderte, und bei der Weigerung sogar in die Wohnung des Gesandten gewaltthätig einbrach, beleidigt worden. Er verließ daher am 15. April 1798 Wien und forderte für die erlittene Beleidigung gebührende Genugthuung. Die Ausgleichung dieser Angelegenheit benutzte nun der kaiserliche Hof, um die bemerkten besondern Unterhandlungen einzuleiten. Er schlug nämlich vor, daß sich französische und kaiserliche Bevollmächtigte in Selz bei Rastatt versammeln sollten, um sich über die Beschwerden Bernadotte's zu verständigen, und dabei zugleich über die endliche Vollziehung des Vertrags von Campo Formio zu vereinigen. Frankreich nahm diesen Vorschlag an, und die Separat-Unterhandlungen mit Oestreich wurden am 30. Mai 1798 in Selz eröffnet.

Unterdessen waren die französischen Gesandten in Rastatt mit ihrer maaßlosen Forderung vom 3. Mai 1798 herausgetreten, und der Kaiser dadurch gegen Frankreich noch mißtrauischer gestimmt, daher in dem Gedanken an die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten noch mehr bestärkt worden. Er forderte nunmehr nachdrücklich die Vollziehung aller Bedingungen des Friedens von Campo Formio, und auch Ermäßigung der französischen Forderung bei dem Kongresse in Rastatt; da aber die Franzosen in ersterer Beziehung neue Winkelzüge machten, und in letzterer auf ihren übermüthigen Bedingungen bestanden, so beschloß der Kaiser, auf die Wiedereröffnung des Krieges sich vorzubereiten. Deßhalb verweigerte er die Räumung von Ulm, Ingolstadt und Philippsburg, wozu er nach dem Vertrage von Campo Formio verbunden war, und machte zugleich Schritte, den Kaiser Paul I. von Rußland zu einem Bündniß gegen Frankreich zu bewegen.

Das englische Kabinet hatte dem Kaiser bei diesem Plane bereits schon vorgearbeitet, da es in Petersburg Besorgnisse über die französischen Uebergriffe zu erregen gewußt und den russischen Hof für ein Bündniß mit England und Oestreich günstig gestimmt hatte. Paul I. war schon durch die übertriebene Forderung der französischen Gesandten in Rastatt vom 3. Mai 1798 verletzt worden; andere Ereignisse hatten aber seine Besorgnisse noch mehr gesteigert und ihn geneigt gemacht, die Macht Rußlands anzuwenden, um den Uebermuth der Franzosen in gebührende Schranken zurückzuweisen. Die Franzosen hatten nämlich im Jahre 1798 (11. Februar) nicht nur Rom besetzt und den Kirchenstaat für eine Republik erklärt, sondern auch in die innern Verhältnisse der schweizerischen Eidgenossenschaft sich eingemischt, und der revolutionären Partei ein Heer zu Hülfe gesendet, so daß in Folge dieser Ereignisse die Schweiz nach französischer Art für eine einheitliche und untheilbare Republik erklärt wurde (12. April 1798). Kurz nachher war eine französische Expedition unter Buonaparte nach Aegypten in erobernden Absichten abgegangen und hatte sich dabei der Insel Malta bemächtigt. In Deutschland nahmen die Franzosen, trotz des Waffenstillstandes, die Rheinschanze bei Mannheim ein, und verweigerten der Besatzung

von Ehrenbreitenstein völkerrechtwidrig die Verproviantirung; allenthalben zeigte sich daher Frankreich eroberungssüchtig, übermüthig und gewaltthätig, ja selbst höhnend gegen das Völkerrecht.

Alle diese Ereignisse bestimmten nun in Verbindung mit der Forderung der französischen Gesandten vom 3. Mai 1798 den Kaiser Paul I. von Rußland, mit England und Oestreich ein Bündniß gegen Frankreich einzugehen. Das Wiener Kabinet, von solchen Gesinnungen Pauls I. unterrichtet, sandte nach der Abbrechung der Unterhandlungen in Selz (6. Juli 1798) den Grafen Cobenzl nach Petersburg, um das Bündniß mit Rußland wirklich abzuschließen. Cobenzl hatte zugleich den Auftrag erhalten, über Berlin zu reisen und dort den König von der Neutralität abzubringen zu suchen. In der That hätten die unerhörten Uebergriffe und Anmaßungen der Franzosen dem preußischen Hofe endlich die Augen öffnen und ihn belehren sollen, daß er durch die Preisgebung des deutschen Reichs an Frankreich nur sein eignes Verderben vorbereite. Graf Cobenzl gab sich auch die größte Mühe, in Berlin wieder den Anschluß Preußens an die gemeinsame Sache des Vaterlandes auszuwirken; indessen alle seine Anstrengungen waren vergebens und auch der König Friedrich Wilhelm III., eingewiegt in Träume von Sicherheit und Hoffnungen von Vergrößerung, beharrte auf der unseligen Politik der Neutralität, oder vielmehr des geheimen Einverständnisses mit Frankreich. Dagegen kam schon in Berlin die Einigung Rußlands und Oestreichs zu Stande, und Cobenzl erhielt im August 1798 von dem russischen Gesandten Repnin die Zusicherung, daß ein russisches Hülfsheer von 24,000 bis 30,000 Mann den Oestreichern sogleich zu Hülfe ziehen werde.

Im Herbste 1798 hatten die französischen Gesandten in Rastatt ihre anmaßenden Forderungen vom 3. Mai endlich etwas herabgestimmt, indem sie in ihrem erwähnten Ultimatum von der verlangten Strecke Landes bei Hüningen wieder abstanden, mit der Hälfte der Rheininsel sich begnügen und Kehl sowie Kassel, wenn beide Forts geschleift seien, an Deutschland zurückgeben wollten; indessen diese Nachgiebigkeit konnte bei den übrigen maaßlosen Entwürfen Frankreichs nichts nützen und wäre nach der bereits erfolgten Einigung Rußlands und Oestreichs auch zu spät gekommen. Die Rüstungen dauerten daher fort, und im December 1798 traf ein Theil des russischen Hülfsheeres bereits in Mähren ein. Als dieß bekannt geworden war, erklärten die französischen Gesandten in Rastatt in einer Note vom 2. Januar, daß Frankreich den Krieg wieder als eröffnet ansehe, wenn sich Oestreich und das deutsche Reich dem Marsche der Russen nicht widersetzen würden. Die Reichsdeputation sandte diese Erklärung an die Reichsversammlung, und letztere gab die Antwort dem Kaiser anheim. Da aber der Kaiser das Verlangen der Franzosen stillschweigend ablehnte, so erklärte die französische Republik am 12. März 1799 an Oestreich wiederholt den Krieg.

Obgleich in Folge der Kriegserklärung französische Heere schon im März 1799 wieder in Deutschland eingefallen waren, wollte man gleichwohl die Friedens-Unterhandlungen in Rastatt wenigstens zwischen dem deutschen Reich und Frankreich weiter fortsetzen. Als jedoch der kaiserliche Bevollmächtigte am 7. April 1799 erklärte, daß er an den Friedensunterhandlungen keinen weitern Antheil nehmen könne, als ferner durch den Ausbruch des Kriegs die diplomatische Verbindung der französischen Gesandten in Rastatt mit ihrer Regierung unterbrochen wurde, ja sogar die Sicherheit der Gesandten in Rastatt selbst nicht mehr verbürgt zu sein

ſchien, ſo erklärte die Reichsdeputation den franzöſiſchen Bevollmächtigten, daß die Friedens-Unterhandlungen nicht weiter fortgeſetzt werden könnten.

So wurde denn der Friedens-Congreß zu Raſtatt im Frühling 1797 ohne Ergebniß aufgehoben. Leider war aber ſein Ausgang mit einem Bruch des Völkerrechts verknüpft, welcher gegen die Urheber mit dem größten Abſcheu erfüllen muß. Am 13. April 1799 war der kaiſerliche Bevollmächtigte von Raſtatt abgereist; und am 23. April 1799 hatte ſich die Reichsdeputation für aufgelöst erklärt. Am 25. April zeigten die franzöſiſchen Geſandten an, daß ſie binnen drei Tagen abreiſen würden, doch an dem nämlichen Tage wurde ein von ihnen abgeſendeter Eilbote (Courier) zwiſchen Raſtatt und Plittersdorf von öſtreichiſchen Huſaren aufgehalten und vor den Oberſten Barbaczy in Gernsbach gebracht. Nicht nur die franzöſiſchen Geſandten beſchwerten ſich hierauf bei dem Oberſten über dieſe Verletzung des Völkerrechts, ſondern auch die Geſandten der deutſchen Reichsſtände unterſtützten dieſe Beſchwerde; gleichwohl gab Barbaczy nur die Antwort, daß er vor dem Empfang höherer Inſtructionen, die er bereits verlangt habe, keine Entſchließung ertheilen könne. Als nun die deutſchen Bevollmächtigten darauf drangen, daß die Sicherheit der franzöſiſchen Geſandten verbürgt werde, ſo erſchien am 28. April 1799 ein öſtreichiſcher Rittmeiſter in Raſtatt mit dem mündlichen Auftrag des Oberſten Barbaczy an die Reichsdeputation, daß die Abreiſe der franzöſiſchen Geſandten geſichert ſei, und mit der ſchriftlichen Weiſung an dieſe Geſandten ſelbſt, daß ihre Abreiſe binnen 24 Stunden erfolgen müſſe. Die franzöſiſchen Geſchäftsträger Bonnier, Roberjot und Jean Debry fuhren noch am Abend des 28. April 1799 von Raſtatt ab, und gelangten, nachdem ſie am Thore von öſtreichiſchen Huſaren noch lange aufgehalten worden waren, in dunkler Nacht endlich in's Freie. Schon eine Viertelſtunde von Raſtatt wurden ſie aber von einer Rotte berittener Leute in der Kleidung von Szekler-Huſaren überfallen, aus dem Wagen geriſſen und mit Säbelhieben furchtbar mißhandelt. Bonnier und Roberjot gaben unter den mörderiſchen Streichen ſogleich den Geiſt auf, Jean Debry flüchtete ſich hingegen verwundet in einen Straßengraben und entkam ſpäter nach Raſtatt.

Auf die dringenden Vorſtellungen der deutſchen Bevollmächtigten in Raſtatt wurde hierauf der badiſche Major von Harrant abgeordnet, um die Wagen der Ermordeten und die geretteten Begleiter derſelben in die Stadt zurückzubringen. Dieß geſchah zwar, allein die Wagen mußten dem öſtreichiſchen Wachtpoſten in Raſtatt übergeben werden, und dieſer nahm ſogleich alle darin befindlichen Briefſchaften in Verwahrung. Jean Debry gelangte mit ſeiner Gemahlin, mit jener des ermordeten Geſandten Roberjot und den Begleitern der franzöſiſchen Geſchäftsträger hierauf glücklich nach Frankreich. Als die deutſchen Bevollmächtigten, welche nun ebenfalls ſogleich abreisten, von Karlsruhe aus ihren Höfen die vorgefallene Greuelthat umſtändlich berichteten, ſo entſtand in ganz Deutſchland eine ungeheure Entrüſtung. Zuerſt äußerte der edle Erzherzog Karl ſeinen vollen Unwillen in einem Brief an den franzöſiſchen General Maſſena, und der Kaiſer Franz II. drückte dieſelben Geſinnungen in einem Schreiben an die Reichsverſammlung aus. Voll Entrüſtung über das verübte Verbrechen erklärte er, daß er die genaueſte Nachforſchung nach den Thätern anſtellen und nach deren Ueberweiſung ohne Anſehen

der Perſon ſtrenge Gerechtigkeit üben werde. Um der Unterſuchung noch mehr Nachdruck zu geben, forderte der Kaiſer die Reichsverſammlung auf, einige Bevollmächtigte aus ihrer Mitte der Unterſuchungs-Commiſſion beizugeben.

Trotz dieſes urſprünglichen Eifers kam aber die Sache bald in's Stocken, und Niemand konnte je erfahren, was aus der Unterſuchung geworden ſei. War ſchon dieſer Umſtand ſeltſam, ſo wurde die Sache durch andere Umſtände noch verdächtiger. Zuerſt war es auffallend, daß der Oberſt Barbaczy die Greuelthat nur der Raubſucht einiger gemeinen Soldaten zuſchrieb, und daß man dennoch die Verabfolgung der Briefſchaften verweigerte, welche ſich in den Wagen der franzöſiſchen Geſandten vorgefunden hatten. Dieſe Papiere wurden nämlich erſt ſpäter zurückgegeben. Auffallend iſt es ferner, daß der öſtreichiſche Hof die Unterſuchung, welche der Erzherzog Karl unter Verhaftung des Oberſten Barbaczy auf der Stelle angeordnet hatte, wieder aufheben ließ. Der dafür angegebene Grund, daß eine bloße militäriſche Unterſuchung hier nicht am Ort ſei, mochte ſich wohl hören laſſen; aber dann iſt es um ſo auffallender, daß die vom Kaiſer angeordnete Unterſuchung ohne Ergebniß einſchlief.

Die Meinungen über die Urheberſchaft des Verbrechens waren übrigens ſehr getheilt. Manche glaubten, daß die Mitglieder des franzöſiſchen Directoriums die Ermordung ihrer Geſandten ſelbſt veranſtaltet hätten, Andere hielten die franzöſiſchen Ausgewanderten für die Anſtifter, und Andere warfen die Schuld endlich auf das Wiener Kabinet ſelbſt. Volles Licht war lange nicht über die Sache zu erlangen; doch hat man jetzt erfahren, daß die öſtreichiſchen Miniſter Thugut und Graf Lehrbach wirklich darauf ausgegangen waren, den franzöſiſchen Geſandten bei ihrer Abreiſe von Raſtatt gewiſſe Papiere abnehmen zu laſſen, welche ein früheres geheimes Einverſtändniß Oeſtreichs mit Frankreich erwieſen. Oberſt Barbaczy erhielt daher von ihnen den Auftrag, den Geſandten mit Schonung deren Perſon die bemerkten Briefſchaften gewaltſam wegzunehmen. Man überſchritt jedoch den Auftrag und mißhandelte nicht nur die Geſandten, ſondern ermordete ſogar zwei derſelben. Daher kam es nun, daß die öſtreichiſche Regierung die Greuelthat unter andern für eine der unvermeidlichen Unordnungen im Kriege erklärte; daher kam es, daß die Zurückgabe der Briefſchaften verweigert wurde; daher, daß die Unterſuchung ohne Ergebniß einſchlief. Mit Recht ſpricht übrigens die Geſchichte das Verdammungs-Urtheil über den ganzen anarchiſchen Vorfall, und über eine ſolche verbrecheriſche Verletzung des Völkerrechts.

Neun und zwanzigstes Hauptstück.

Fortgang des Krieges. Waffenglück der Franzosen.

(Vom Jahr 1799 bis 1801.)

Es wurde bereits erzählt, daß schon im März 1799 französische Heere wieder in Deutschland eingefallen waren; General Jourdan überschritt nämlich in den ersten Tagen des März den Rhein und drang nach Schwaben vor, während Massena von Graubündten aus gegen Vorarlberg manövrirte. Allein Erzherzog Karl zog bereits mit einem kräftigen Heere aus Oestreich heran, und schlug die Franzosen unter Jourdan am 21. und 25. März 1799 bei Ostrach und Ligtingen so entscheidend, daß sie über den Rhein zurückgehen mußten. Unglücklicherweise lähmte der Hofkriegsrath in Wien nach gewohnter Weise den Erzherzog Karl in seinen Entwürfen und Unternehmungen, indem er demselben den Oberbefehl über die östreichische Streitmacht in Tyrol entzog. Der Erzherzog hierdurch mit Recht aufgebracht und auch am raschen Verfolgen seines Sieges gehindert, verlor den günstigen Zeitpunkt zum Angriff der Franzosen in der Schweiz, und ließ deßhalb geschehen, daß Massena einen Theil des Jourdan'schen Heeres an sich ziehen und bei Zürich eine feste Stellung nehmen konnte. Am 13. April 1799 brach der Erzherzog endlich gegen Schaffhausen auf, und im Mai drang der östreichische General Hotze von Vorarlberg aus in Graubündten ein. Massena eilte nun herbei, und trieb die Oestreicher unter Hotze wieder zurück; allein am 14. Mai 1799 eroberte Hotze den Paß Luciensteig, und verbreitete sich nun über ganz Graubündten. Hierdurch wurde Massena genöthiget, nicht nur Graubündten, sondern auch Konstanz und Schaffhausen aufzugeben und alle seine Streitkräfte in der festen Stellung bei Zürich zu vereinigen. Am 3. Juni 1799 griff der Erzherzog Karl, nachdem er sich am 27. Mai mit dem General Hotze vereinigt hatte, die Franzosen bei Zürich an, und setzte die Angriffe, trotz des lebhaften Widerstandes Massena's in den folgenden Tagen mit der größten Tapferkeit fort. Schon sollte am 6. Juni ein Hauptsturm der Oestreicher auf die französischen Linien erfolgen, als Massena den Rückzug beschloß. Am 7. Juni rückte der Erzherzog Karl hierauf siegreich in Zürich ein, und stellte die alte Landesverfassung wieder her.

Unterdessen hatten die östreichischen Waffen auch in Italien den besten Fortgang genommen, indem General Kray Ende März und Anfangs April 1799 mehrere Vortheile erfocht und die Franzosen an die Adda zurückwarf. Das russische Hülfsheer, von dem Feldmarschall Souwaroff befehliget, war zur Unterstützung der Operationen in Italien bestimmt worden, und in der Mitte April 1799 dort angekommen. Souwaroff vereinigte sich mit dem östreichischen General Melas, griff mit ihm am 20. April die Franzosen unter Moreau bei Cassano an, schlug dieselben und nöthigte sie, sich bis Alessandria zurückzuziehen. In Folge dieses Sieges zogen die Oestreicher

am 28. April in Mailand ein, und ſtellten auch dort die alte Verfaſſung wieder her. Souwaroff ließ hierauf am 12. Mai den General Moreau durch eine vorgeſchobene Heer-Abtheilung wiederholt angreifen. Dieſer Angriff ward bei Baſſignano von Moreau zwar abgeſchlagen, allein das franzöſiſche Heer durch ſtets erneuerte Treffen gleichwohl genöthiget, in das genueſiſche Gebiet ſich zurückzuziehen. Moreau harrte dort auf die Unterſtützung des Generals Macdonald, welcher mit einem beträchtlichen Heere aus Neapel nach Toskana zog. Souwaroff ging aber über Alt und Aleſſandria in Eilmärſchen Macdonald entgegen, drängte ihn in Vereinigung mit Melas am 18. Juni über den Tidone zurück, und lieferte ihm am 19. Juni an der Trebbia eine entſcheidende Schlacht, worin Macdonald vollſtändig geſchlagen wurde.

Die Trümmer des franzöſiſchen Heeres gingen hierauf nach Genua und vereinigten ſich mit den Streitkräften Moreau's. General Joubert, welchem der Oberbefehl über dieſes vereinigte Heer übertragen worden war, ſuchte nun die Feſtung Tortona zu entſetzen; allein er wurde am 15. Auguſt 1799 von dem Feldmarſchall Souwaroff bei Kovi heftig angegriffen und in eine allgemeine Schlacht verwickelt. Bald nach dem Beginn derſelben fiel Joubert, und Moreau übernahm die Leitung der Schlacht; aber trotz der Feldherrngaben dieſes berühmten Generals erlitten die Franzoſen eine allgemeine Niederlage und einen ungeheuern Verluſt.

Nach einer ſolchen fortgeſetzten Schwächung der franzöſiſchen Macht in Italien ſchienen die öſtreichiſchen Streitkräfte daſelbſt hinreichend zu ſein, um allein den Feldzug erfolgreich zu beendigen. Die Verbündeten beſchloſſen daher, daß das ruſſiſche Hülfsheer die Stellung des Erzherzogs Karl in der Schweiz einnehmen, und dieſer öſtreichiſche Oberfeldherr mit ſeiner Armee an den Rhein ziehen ſolle, um dort den Krieg mit Nachdruck gegen Frankreich zu führen. Dieſer Plan ward ausgeführt, indem Souwaroff am 21. September in Bellinzona eintraf, am 24. auf der Spitze des Gotthard erſchien, die Franzoſen aus Urſeren verdrängte, und den General Maſſena nun im Rücken bedrohte.

Mittlerweile war der Erzherzog Karl am Rheine angekommen, hatte Philippsburg entſetzt, die Franzoſen am 18. September 1799 bei Neckerau geſchlagen und in Folge dieſes Sieges Mannheim wieder eingenommen. In Italien, in der Schweiz, am Rheine, überall alſo waren die Verbündeten ſiegreich, und das Waffenglück der Franzoſen ſchien ſich entſchieden zum Abnehmen zu neigen. Um dieſe günſtige Lage der Dinge noch beſſer zu benützen, und den Krieg wider Frankreich mit erhöhtem Nachdruck zu führen, verfiel der edle Erzherzog Karl nun endlich auf die Maaßregel, welche wir oben für den ſicherſten Weg zur Rettung Deutſchlands bezeichneten, das heißt, er gerieth auf den Gedanken, einen allgemeinen Aufſtand des deutſchen Volkes wider Frankreich zu organiſiren.

Die Kriegserklärung der Franzoſen vom 12. März 1799 war zwar nur gegen Oeſtreich gerichtet geweſen, und das deutſche Reich bisher noch nicht in den neuen Krieg verwickelt worden; indeſſen nicht nur der deutſche Kaiſer Franz II., ſondern auch der König von Schweden und der Kaiſer von Rußland drangen in die deutſchen Reichsſtände, an die gemeinſame Sache ſich wieder anzuſchließen, und an dem Kriege wider die raubſüchtigen Franzoſen Antheil zu nehmen. Der Reichstag fügte ſich auch in einem Reichsgutachten vom 16. September dieſem Antrage, und verpflichtete ſich zur Stellung zahlreicher Mannſchaft. Eine ſolche Stimmung benützend,

empfahl nun Erzherzog Karl den Reichsständen sehr lebhaft ein allgemeines Aufgebot der Volksmassen. Da im Kurfürstenthum Mainz der Landsturm nicht allein schon gebildet war, sondern auch bereits ein französisches Heer unter dem General Hilliers bei Kassel geschlagen hatte, so wies der Erzherzog Karl auf dieses Beispiel hin, er erinnerte ferner an die erfolgreichen Aufstände der fränkischen, bairischen und schwäbischen Bauern in den Jahren 1795 und 1796, und beschwor die Reichsstände mit patriotischer Wärme solche Zeichen der Zeit nicht unbenützt zu lassen. Mit großem Scharfsinn bemerkte er, daß die Bereitwilligkeit der Massen zum Aufstande wider die Franzosen erst dann die rechte Wirkung erzielen werde, wenn die Regierungen an die Spitze treten, die Bewaffnung des Volkes durch Lieferung von Gewehren erleichtern und in das Ganze Ordnung bringen. Darum erbot er sich auch, die erforderliche Anzahl Offiziere zu senden, um den Landsturm allenthalben zu organisiren und zu leiten.

Gewiß war dieser Vorschlag des hochsinnigen Erzherzogs Karl von unermeßlicher Wichtigkeit, auch billigte ihn der Kaiser durch ein Ausschreiben an die Reichsstände vom 31. October 1799; allein unglücklicher Weise sollte die schöne Idee Karls abermals an dem Stumpfsinn und der Gleichgültigkeit der deutschen Reichsstände gegen das Vaterland scheitern. Preußen behauptete fortwährend seine antinationale Neutralität, zeigte sich gegen seine Mitstände kalt und verschlossen, und hielt auch die von ihm abhängigen norddeutschen Regierungen von der gemeinsamen Vertheidigung des Vaterlandes ab. Als die Betheiligung des Reichs an dem Kriege gegen Frankreich im Jahre 1799 bei dem Reichstage verhandelt wurde, hatte die Mehrheit der Stände endlich die Wiedereröffnung des Reichskriegs beschlossen; allein die Minderheit aus der Krone Preußen und den von ihr beherrschten norddeutschen Fürsten bestehend, hatten dessenungeachtet die Antheilnahme an dem Reichskrieg verweigert. Dieser unselige Zwiespalt entmuthigte auch viele Reichsstände von der östreichischen Partei, beunruhigte das Volk und schwächte das Vertrauen auf eigene Kraft. So mußte denn auch die schöne patriotische Idee des Erzherzogs Karl scheitern. In einigen Gegenden versuchte man zwar die Bewaffnung des Volkes; allein in andern erregten die Regierungen Hindernisse, und als das Volk sah, daß die nördlichen Fürsten nicht einmal ihre regulären Contingente stellen, geschweige den Landsturm organisiren wollten, so verweigerte es hie und da, z. B. in Württemberg, ebenfalls die Ergreifung der Waffen. Der Dämon der innern Zwietracht hatte also die deutschen Fürsten unwiderruflich ergriffen, und fortan ging das Reich in Eilschritten dem unvermeidlichen Untergang entgegen. In der That traf die deutsche Sache bald nachher entschiedenes Unglück, und ein verhängnißvoller Schlag um den andern.

Obgleich der Zug Souwaroff's in die Schweiz so glücklich ausgefallen und Massena, wie gesagt, schon im Rücken bedroht war, so vereitelte doch ein Fehler des Unterbefehlshabers Souwaroff's, des Generals Korsakoff, alles wieder und brachte selbst die russische Hauptarmee in große Gefahr. Korsakoff ließ sich nämlich bei Zürich von dem französischen General Lorges, welchen Massena abgesendet hatte, am 5. September 1799 überraschen und in ein Treffen verwickeln. So tapfer sich die Russen auch schlugen, so hatten die Franzosen durch die Ueberrumpelung doch zu große Vortheile erlangt, Korsakoff wurde daher von den Oestreichern getrennt, vollständig geschlagen und zum Rückzug nach Schaffhausen gezwungen. Da die Franzosen zu

gleicher Zeit über den östreichischen General Hotze bei Uznach siegten und nach dem Fall dieses Feldherrn sein Heer nach Voralberg zurückdrängten, so war nun selbst Souwaroff in Gefahr, abgeschnitten zu werden. Mit außerordentlicher Kaltblütigkeit und der größten Kühnheit führte aber Souwaroff sein Heer aus dem Kanton Glarus im October 1799 nach Graubündten, indem er mit demselben unwegsame Berge überstieg, über welche bisher nicht einmal die Eingebornen zu klettern gewagt hatten. Von Graubündten zog Souwaroff in Sicherheit an den Bodensee nach Lindau.

Inzwischen hatte der russische Kaiser Paul I. schon vielfach seine Unzufriedenheit über das Benehmen der deutschen Reichsstände in diesem Kriege geäußert. Zuvörderst hatte der Hofkriegsrath in Wien die östreichischen Generale, welche mit Souwaroff operiren sollten, durch ungeschickte Befehle beengt und an energischem Handeln gehindert, wodurch rückwirkend auch den Bewegungen des russischen Oberbefehlshabers Fesseln angelegt und seine Pläne häufig vereitelt wurden. War der russische Kaiser schon hierüber erzürnt, so empfand er noch größern Aerger, daß Preußen und Norddeutschland überhaupt der deutschen Sache jeden Beistand verweigerten, während doch die Russen dafür sich schlügen. Er erklärte daher den deutschen Gesandten in Petersburg durch eine Note vom 29. September 1799, daß er sein Hülfsheer zurückrufen werde, wenn die deutschen Reichsstände an dem Krieg wider Frankreich, welcher ja nur ihrer Vertheidigung wegen geführt werde, nicht nachdrücklichen Antheil nehmen würden. Da diese Aufforderung, wie gewöhnlich, fruchtlos war, und zugleich die erzählten Unfälle der russischen Waffen in der Schweiz eintraten, so trennte sich Paul I. wirklich von Oestreich, und Souwaroff erhielt im Januar 1800 Befehl, mit seinem Heere durch Mähren nach Rußland zurückzukehren.

Auf die Nachricht von dem Abmarsch der Russen und überhaupt von der ungünstigen Wendung der Dinge in der Schweiz eilte der Erzherzog Karl mit seinem Heere sogleich nach Schwaben, um die Verbindung mit der östreichischen Heer-Abtheilung, welche aus Graubündten nach Vorarlberg zurückgeschlagen war, herzustellen, und einen Einfall der Franzosen in's Innere von Deutschland zu verhüten. Der Erzherzog nahm daher im October 1799 sein Hauptquartier in Donaueschingen, und bemühte sich von dort aus zunächst, den russischen Feldmarschall Souwaroff, welcher noch in der Nähe des Bodensee's stand, zu besänftigen und wieder zur Theilnahme an dem Kriege zu bewegen. Als dieß fehlgeschlagen war, nahm er seine Maaßregeln gleichwohl so gut, daß er weitere Unternehmungen der Franzosen in der Schweiz verhinderte. Dagegen hatten diese am Rhein den Abzug des Erzherzogs benützt, um wieder vorzudringen. Nachdem sie unter dem Befehl des Generals Lecourbe bei Mainz und Oppenheim im October 1799 über den Rhein gegangen waren, nahmen sie Mannheim und Heidelberg ein, belagerten Philippsburg und schoben ihre Posten selbst bis Heilbronn und Pforzheim vor. Erzherzog Karl schickte deßhalb eine Abtheilung seines Heeres unter dem General Sztaray ab, um die Franzosen wieder zurückzutreiben. In der That wurden dieselben Anfangs December 1799 bei Wisloch geschlagen, und nach der Befreiung von Mannheim und der Entsetzung von Philippsburg zum Rückzug über den Rhein gezwungen.

Fast gleichzeitig waren die Waffen der Oestreicher auch in Italien wieder siegreich. Die östreichischen Generale Kray und Melas schlugen nämlich die Franzosen am 4. und 5. November

bei Savigliano so entscheidend, daß Anfangs December sogar die wichtige Festung Coni in ihre Hände fiel, und nunmehr, mit geringen Ausnahmen, ganz Italien im Besitz der Oestreicher und ihrer Verbündeten war. Unterstützt von den Engländern, waren nämlich die Neapolitaner Ende September 1799 in Rom eingerückt, während Ancona im November durch Kapitulation an den östreichischen General Fröhlich überging. Einige Zeit nach dem Abgang der Russen hatten also die deutschen Waffen noch einen guten Fortgang; aber bald traten Schlag auf Schlag alle die Unfälle ein, von denen oben die Rede war.

Die Erfolge der Oestreicher in Italien und ihre Siege am Rhein im November und December 1799 erwiesen freilich, daß auch nach dem Abgang der Russen die östreichisch-deutschen Armeen den französischen die Spitze zu bieten und das Reich wirksam zu vertheidigen vermochten; allein es schien, als wenn die Räthe des Kaisers in Wien es absichtlich darauf angelegt hätten, um die hohen Feldherrgaben des Erzherzogs Karl nutzlos zu machen, nur solche Pläne auszusinnen, welche Deutschland nothwendig zu Grunde richten mußten. Karl hatte für den Feldzug 1800 einen vortrefflichen Plan entworfen, und war in der Vertheidigung desselben auch von seinen Generalen unterstützt worden. Aehnliches war von Seite des östreichischen Generals Melas in Italien geschehen; doch die Minister Thugut und Dietrichstein, die nichts vom Kriege verstanden, wollten die Sache dessenungeachtet besser wissen, verwarfen den weisen Plan des Erzherzogs, sowie jenen von Melas, und drangen dem letztern einen andern auf, der von dem Lord Keith, dem Befehlshaber der englischen Flotte vor Genua, entworfen wurde und offenbar zweckwidrig war. Um das Unglück voll zu machen, ging um jene Zeit in Frankreich gerade umgekehrt die Leitung der sämmtlichen Heere und die Staatsgewalt selbst auf einen einzigen, und zwar sehr fähigen Mann über, den General Buonaparte, welcher auf den Schlachtfeldern schon so viel Ruhm erworben hatte.

Buonaparte war nämlich auf die Nachricht von den innern Zuständen Frankreichs Anfangs November 1799 plötzlich aus Aegypten zurückgekehrt, hatte mit Hülfe seiner Soldaten die Directorial-Regierung am 18. Brumaire (9. November) gestürzt und eine neue Verfassung gegründet, welche die Staats-Regierung in die Hände von drei Consuln legte. Buonaparte war der Erste dieser Consuln und jetzt schon thatsächlich das Staats-Oberhaupt Frankreichs. Ein solches Ereigniß fehlte nur noch, um die Auflösung des deutschen Reichs zu vollenden; denn während nun ein einziger Wille sämmtliche Heere Frankreichs mit Festigkeit und Einsicht leitete, alle Hülfskräfte des Landes diesem nämlichen Willen zur Verfügung standen, wurden die deutschen Heerführer von unfähigen Ministern gegängelt und in allen wohlberechneten Unternehmungen gehindert. Was die Folgen sein würden, zeigte sich nun bald.

Der erste Consul in Frankreich hegte wichtige Entwürfe, und sah seine Erhebung nur als eine Stufe zu noch größerer Machtvollkommenheit an, welche alsdann dazu dienen sollte, alle Verhältnisse Europa's vom Grunde aus zu verändern. Um mit einem großen Schlage zu beginnen, hatte Buonaparte beschlossen, in dem bevorstehenden Feldzuge vom Jahr 1800 den französischen Waffen endlich den entscheidenden Sieg über Oestreich zu erwirken. Zu diesem Zwecke entwarf er den großartigen Plan, daß eine zahlreiche französische Armee unter Moreau durch Schwaben nach dem Herzen von Oestreich vordringen, eine andere unter dem persönlichen Ober-

befehl des ersten Consuls hingegen über den Bernhard nach Italien rücken, die Oestreicher dort im Rücken überfallen und aus ganz Italien verdrängen soll.

Der Zwiespalt, welcher gerade damals zwischen den östreichischen Generalen und den unfähigen Ministern herrschte, begünstigte noch diese Entwürfe. Melas wollte nach seinem ursprünglichen Plane Genua, welches zu Land und zur See eingeschlossen war, mit Macht eiligst wegnehmen und dann die weitern Unternehmungen der Franzosen in Italien sorgfältig überwachen. Wäre dieser Plan angenommen worden, so konnte Melas noch zeitlich nördlich sich wenden, die Alpenpässe besetzen, und so den Plan Buonaparte's vereiteln. Allein der Hofkriegsrath in Wien befahl ihm, gerade umgekehrt einen Einfall in die Provence vorzubereiten, und hierdurch wurden die Alpenpässe bloßgestellt.

Bevor Buonaparte seinen wichtigen Plan für den Feldzug vom Jahre 1800 entwarf, oder wenigstens die Ausführung desselben einleitete, hatte er, und zwar Ende des Jahres 1799, sowohl in London als in Wien Friedens-Anträge machen lassen; allein sie konnten bei der damaligen Stimmung und den widerstrebenden Plänen der betheiligten Mächte unmöglich einen Erfolg haben; sowohl Oestreich als Frankreich rüsteten daher während des Winters eifrig für den Krieg. Der Erzherzog Karl, welcher den Stand der Dinge mit vollkommener Uebersicht würdigte, war von der Gefahr betroffen, welche die Einmischung der kaiserlichen Minister in die Kriegsleitung und die verkehrten Pläne derselben über alle östreichischen Armeen bringen mußten; er machte deßhalb einen ernstlichen Versuch, ein vernünftigeres System geltend zu machen. Gleichwohl siegte die Cabale der unfähigen Minister, und der edle Erzherzog sah nun mit Schmerz, daß er fortan den Oberbefehl nicht mehr mit Nutzen führen könne. Dadurch wurde er gerade in diesem entscheidenden Augenblick, nämlich zu Anfang des Jahres 1800, bestimmt, von dem Commando sich ganz zurückzuziehen. Dieß war ein verhängnißvoller Schlag für Deutschland; denn der Rücktritt des Erzherzogs mußte nicht nur die östreichischen Soldaten, welche ihm mit dem vollsten Vertrauen und mit der größten Liebe ergeben waren, entmuthigen, sondern auch der gesammten Nation die betrübende Ueberzeugung beibringen, daß die Sache des Vaterlandes nunmehr verloren sei. Der Erzherzog Karl war nicht bloß ein großer Feldherr, sondern auch ein wahrer Patriot; er hatte selbst von seinem Privatvermögen viel aufgeopfert, um das deutsche Reich zu retten. Wenn nun der einzige Feldherr, welcher dem ersten Consul der Franzosen mit Erfolg hätte widerstehen können, zum Abtreten gezwungen war, wenn derjenige Prinz des Hauses Oestreich, der wirklichen deutschen Patriotismus besaß, zurückgestoßen wurde, was konnte fortan das Schicksal des deutschen Reiches sein? Unter traurigen Anzeichen eröffnete sich also der Feldzug von 1800, und nur zu bald bestätigten die Ereignisse alle Besorgnisse.

An der Stelle des Erzherzogs Karl war der Oberbefehl über die östreichischen Heere in Deutschland dem Feldzeugmeister Kray übertragen worden, und dieser traf in der Mitte März 1800 im Hauptquartier des Erzherzogs zu Donaueschingen ein. Nach dem bereits angegebenen Plane Buonaparte's sollte Moreau die Oestreicher in Deutschland mit Macht angreifen, um den beschlossenen Zug des ersten Consuls über die Alpen zu verbergen. Vom 24. und 25. April 1800 an setzte Moreau deßhalb seine Armee auf allen Punkten in Bewegung. Nachdem der linke Flügel derselben in der Nacht vom 24. auf den 25. April bei Kehl über den Rhein

gegangen war, folgte bald darauf der Uebergang des Centrums bei Altbreisach, während eine dritte Colonne von Basel her vorrückte. Der Feldzeugmeister Kray glaubte, daß Moreau, wie früher, über die Pässe des Schwarzwaldes und Freudenstadt nach Schwaben vordringen wollte, und schickte daher starke Abtheilungen ab, um dieß zu verhindern. Indessen Moreau zog schnell seine Massen zurück, brach plötzlich bei Freiburg hervor und richtete seinen Marsch gegen Stockach. Es war nun klar, daß Moreau nur den Marsch des ersten Consuls über die Alpen decken und den Feldzeugmeister Kray an der Unterstützung der östreichischen Armee in Italien hindern wollte; Kray zog deßwegen in Eilmärschen nach Stockach, um den Franzosen zuvorzukommen. Allein er wurde am 3. Mai 1800 schon bei Engen angegriffen und zur Schlacht genöthiget. Die Oestreicher wurden trotz aller Tapferkeit in diesem Treffen geschlagen und nach Mößkirch zurückgedrängt. Dort erneuerte sich das Treffen am 5. Mai, endigte wiederum mit einem Siege der Franzosen, welcher zwar unbedeutend war, dessenungeachtet den Feldzeugmeister Kray zum Rückzug zwang. In Folge weiterer Treffen bei Biberach und Memmingen ward dieser bis an die Donau fortgesetzt. Da jedoch Kray nunmehr ein befestigtes Lager bei Ulm bezog, so stand Moreau für das Erste von weiteren Angriffen ab, und beide Theile beschränkten sich vorläufig auf gegenseitige Beobachtung.

Aber schon war der Hauptzweck der Operationen Moreau's erreicht, nämlich die Verbindung Kray's mit den östreichischen Armeen in Tyrol, Vorarlberg und Italien unterbrochen, der erste Consul Buonaparte daher in den Stand gesetzt, seinen Marsch über die Alpen auszuführen. Dieß geschah vom 17. bis zum 20. Mai 1800, indem ein Theil der Armee Buonaparte's über den großen Bernhard, ein andrer über den kleinen Bernhard, und ein vierter über den Gotthard ging. Der Zug über den großen Bernhard war nicht ohne Schwierigkeit und das ganze Unternehmen überhaupt großartig; allein lächerlich war es, daß es von den eitlen Franzosen mit dem denkwürdigen Uebergang Hannibals über die Pyrenäen und die Alpen verglichen wurde.

Am 21. Mai 1800 erschien Buonaparte in Italien, und mit außerordentlicher Schnelligkeit begannen nun seine Operationen. Er ging sogleich auf Mailand los, überschwemmte die Lombardei und schlug die zerstreuten Oestreicher bei der Adda, der Sesia und am Tessino. General Melas verfolgte um diese Zeit immer noch den ihm aufgedrungenen Plan, in die Provence einzurücken. Anfangs hatten seine Waffen einen guten Fortgang; nachdem er den Feldzug frühzeitig (6. April) eröffnet hatte, erfocht er am 18. April bei Voltri einen Sieg über die Franzosen und zwang dadurch den General Massena, sich mit einem Theil seines Heeres in die Festung Genua zurückzuziehen. Der andere Theil nahm den Rückzug durch die piemontesischen Alpen; Melas ließ diesen verfolgen, nahm Nizza ein und später auch Savona. Schon war auch die Uebergabe von Genua nothwendig geworden, als Melas bei Coni die Nachricht erhielt, daß ein großes französisches Heer unter persönlicher Anführung des ersten Consuls die Alpen überstiegen und die Lombardei besetzt habe. Melas brach daher am 24. Mai 1800 nach Turin auf, um der Gefahr, welche nun seinem Heere drohte, wo möglich noch vorzubeugen. Genua ergab sich zwar am 4. Juni an die Heer-Abtheilung, welche Melas zurückgelassen hatte, durch Kapitulation, doch dieser Vortheil half nun nichts mehr, da den Oestreichern eine überlegene französische Macht in Oberitalien entgegenstand, welche alle Vortheile der Oertlichkeit für sich hatten.

Melas, welcher sich bei Alessandria gelagert hatte, beschloß eine Schlacht zu wagen, um die begangenen Fehler wieder gut zu machen, und da ihm Buonaparte in diesem Wunsche eifrig entgegenkam, so ordneten sich am 14. Juni 1800 beide Heere in der Gegend von Alessandria, ohnweit des Dorfes Marengo, zur Schlacht.

Buonaparte wußte, daß von dem Ausgang dieser Schlacht das Schicksal des Feldzugs und zugleich seine eigene Zukunft abhing; eine Niederlage konnte ihn von der Spitze seiner Macht plötzlich wieder herabstürzen, während ein Sieg ihn dort befestigen und noch höher heben mußte. Buonaparte bot daher alle Hülfskräfte seines Genie's auf, um den Sieg zu erringen. Allein die Oestreicher waren jetzt schon lange des Sieges gewohnt und nicht minder entschlossen, denselben dauernd an ihre Fahnen zu fesseln, und auch Buonaparte wieder aus Italien herauszuschlagen; es begann daher von beiden Seiten das heftigste Ringen. Die Franzosen haben über die folgenreiche Schlacht bei Marengo viel prahlerische und fabelhafte Gerüchte verbreitet, geschichtliche Wahrheit bleibt es jedoch, daß der greise Melas, trotz aller hochgepriesenen Ueberlegenheit des Genies Buonaparte's und der Tapferkeit der Franzosen, den Sieg bereits errungen, die Schlacht schon entschieden gewonnen hatte. Dieß ist so wahr, daß Eilboten mit der Botschaft des Verlustes der Schlacht bereits nach Paris abgegangen waren, und daß in Folge dieser Nachrichten die Parteien in der französischen Hauptstadt sich bereits anschickten, Buonaparte wieder zu stürzen. Indessen Melas, welcher die Schlacht für gewonnen hielt, gab in seinem hohen Alter von beinahe 80 Jahren, der Erschöpfung bei den Anstrengungen des Tages zu früh nach, und zog sich zurück, indem er dem General von Zach die Zerstreuung der Franzosen vollends überließ. Zach ritt ein überaus feuriges Pferd, verfolgte die Franzosen zu hitzig und gab dadurch Blößen, welche der französische General Desaix geschickt benützte, um mit einigen frischen Divisionen von Neuem anzugreifen. Hierdurch kamen die östreichischen Grenadiere etwas in Verwirrung, und diesen entscheidenden Augenblick ergriff der General Kellermann zu einem überaus kühnen und raschen Reiterangriff. Jetzt erst neigte sich die Schlacht zum Nachtheil der Oestreicher, und der Sieg ging unerwartet auf die Franzosen über. Nachdem die Linien der Oestreicher auf allen Punkten durchbrochen waren, begannen sie bestürzt und mit großem Verlust den Rückzug über die Bormida.

Die Folgen der Schlacht bei Marengo waren überaus wichtig; denn sie setzten die Franzosen in den Besitz des größten Theiles von Italien und eines ungeheuern Kriegs-Materials. Melas war nicht nur von der Verbindung mit Deutschland ganz abgeschnitten, sondern durch das Nachrücken der Generale Massena und Suchet auch im Rücken bedroht und der Gefahr ausgesetzt zwischen zwei Feuer zu gerathen. Er schickte daher einen Generaloffizier in das Hauptquartier Buonapartes und ließ um einen Waffenstillstand nachsuchen. Der erste Consul Frankreichs, welcher die östreichische Militärmacht selbst nach seinem Siege bei Marengo noch fürchtete, wollte nicht alles der Entscheidung der Waffen anheimstellen; er wollte den Stillstand freilich nur unter sehr harten Bedingungen für den Kaiser bewilligen, gleichwohl seinen Zweck nur durch Verstellung und Ueberredungs-Kunst erreichen. Durch höfliches Benehmen gewann er sich nämlich die Gunst des Generals Zach, welcher gefangen worden war, sandte denselben an Melas und bestimmte durch ihn den letztern, sich überaus lästige Bedingungen des Waffenstillstandes gefallen

zu lassen. Melas nahm die Friedens-Präliminarien von Leoben wieder an, überließ den Franzosen Piemont, Genua, sowie die gesammte cisapinische Republik, und verpflichtete sich, mit seiner Armee über Piacen nach Mantua zurückzugehen. Nur Peschiera, Borgoforte, Mantua, Ferrara und Toskana blieben im Besitz der Oestreicher. Uebrigens ward der Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit mit zehntägiger Aufkündigungsfrist geschlossen.

Unterdessen hatten sich in Deutschland die Heere des Generals Moreau und des Feldzeugmeisters Kray in der Stellung bei Ulm bis zum 4. Juni auf gegenseitige Beobachtung und einige Manöver beschränkt, welche Moreau unternommen hatte, um Kray aus seiner festen Stellung heraus zu locken. Am 4. Juni glaubte der östreichische Oberbefehlshaber endlich, daß sich eine günstige Gelegenheit zu einem Treffen dargeboten habe, und er brach daher an diesem Tage aus seinem Lager hervor. Der Angriff, welcher dem linken Flügel der Franzosen galt, fand am 5. Juni statt und war anfangs erfolgreich, indem die Division des Generals Richepance durchbrochen wurde und in große Gefahr gerieth. Nun wurde auch der rechte Flügel der Franzosen mit Erfolg angegriffen; allein der französische General Ney zog eiligst mit einer Verstärkung herbei, und drängte die Oestreicher wieder zurück. Nun gelang es dem General Richepance seine durchbrochenen Colonnen wieder zu ordnen und sodann angriffsweise zu verfahren. Alles dieß bewog den östreichischen Heerführer, seine Truppen in das feste Lager bei Ulm zurückzuführen. Moreau ging hierauf am 15. Juni oberhalb Ulm über die Donau, um den Feldzeugmeister Kray zur Annahme einer andern Stellung zu nöthigen; doch sein Plan schlug fehl, und erst am 16. Juni gelang es dem französischen General Lecourbe, welcher unterhalb Ulm über die Donau setzte, die Oestreicher in heftige Gefechte zu verwickeln. Diese dehnten sich bis zum 19. Juni aus, und endigten mit einem bedeutenden Verlust der Oestreicher, obgleich Kray sich sehr tapfer geschlagen hatte. Moreau bedrohte hierauf durch einen Seitenmarsch die Magazine der Oestreicher in Donauwörth und Regensburg. Die Kaiserlichen hatten bei Donauwörth Batterien errichtet und vertheid'gten sich damit sehr standhaft, zugleich erhielten sie auch von Höchstädt und Dillingen her Verstärkung; dessenungeachtet wurden sie am Ende geschlagen. Kray mußte nach diesen Vorgängen mit der östreichischen Hauptarmee bei Ulm entweder eine allgemeine Schlacht wagen oder seinen Rückzug nehmen. Er entschied sich für den Rückzug in der Richtung nach Nördlingen, und nahm dort vom 22. Juni an eine gute Stellung ein. Obgleich die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstand in Italien schon am 24. Juni in den beiderseitigen Lagern angekommen war, schlug Moreau das Verlangen Kray's, die Feindseligkeiten einzustellen, dennoch wegen angeblichen Mangels an Vollmachten ab, und beeilte sich, vor der Anerkennung des Waffenstillstandes bis Baiern vorzurücken und über Graubündten seine Verbindung mit der französischen Armee in Italien herzustellen. Nach seinem Befehle rückte daher der General Decanen über Augsburg nach München, während der General Lecourbe zwischen dem 11. und 14. Juli nach Feldkirch zog und nach Eroberung des Passes Lucienſteig Graubündten besetzte.

Kray mußte sich jetzt zum Rückzug nach Oestreich entschließen, und ging daher über Neuburg und Ingolstadt nach Landshut. Nachdem hierauf die Unterhandlungen über die Einstellung der Feindseligkeiten von Moreau endlich angenommen worden waren, wurde der Waffenstillstand

am 15. Juli 1800 zu Parsdorf abgeschlossen. Durch diesen Vertrag wurde das Land zwischen dem Inn und der Isar für neutral erklärt, und die Demarcationslinie für beide Armeen dahin festgesetzt, daß sie von Graubündten bis an die Einmündung der Vils in die Donau und von dort, der Altmühl und Rednitz entlang, bis zur Einmündung des Mains in den Rhein fortlaufen soll. Der Kaiser ließ hierauf dem ersten Consul von Frankreich durch den Grafen von St. Julien in Paris Friedens-Anträge machen. Da Buonaparte England zu vereinzeln wünschte, so war er einem Separatfrieden mit Oestreich nicht abgeneigt. Er ging daher auf Unterhandlungen ein, und diese schienen einen guten Fortgang zu nehmen; denn schon am 28. Juli wurden die Präliminarien des Friedens auf den Grund des Friedensschlusses von Campo Formio in Paris wirklich abgeschlossen. Allein dem Kaiser war es mit allen diesen Schritten nichts weniger als Ernst. Das englische Kabinet hatte nämlich der Geldnoth des östreichischen Hofes durch ein großes Anlehen abgeholfen und einen neuen Allianzvertrag mit dem Kaiser abgeschlossen, worin sich dieser verpflichtete, bis zum Februar 1801 ohne Englands Zustimmung keinen Frieden mit Frankreich einzugehen. Da dieser Vertrag schon am 20. Juni 1800 zu Stande gekommen war, so hatte die Sendung des Grafen St. Julien nach Paris, die im Juli 1800 stattfand, natürlich nur den Zweck, Zeit zu gewinnen, keineswegs aber wirklich den Frieden zu vermitteln. Der Kaiser versagte daher den in Paris abgeschlossenen Präliminarien die Genehmigung, und Duroc, der Adjutant Buonaparte's, welcher die französische Ratification nach Wien überbringen sollte, wurde bei den östreichischen Vorposten aufgehalten. Am 14. August eröffnete endlich der östreichische Minister Lehrbach dem Adjutanten Buonaparte's, daß der Kaiser einen Separatfrieden nicht abschließen wolle, sondern vor allem auf die Beiziehung Englands zu den Friedensunterhandlungen dringen müsse. Hierauf wollte indessen die französische Regierung nicht eingehen, und Moreau erhielt daher den Auftrag, den Waffenstillstand aufzukündigen, was am 29. August geschah. Da die Oestreicher noch nicht hinlänglich gerüstet waren, so mußten sie sich überaus lästige Bedingungen gefallen lassen, um eine Verlängerung des Waffenstillstandes auszuwirken. Durch einen Vertrag vom 20. September 1800, der in Hohenlinden zu Stande kam, verpflichteten sie sich nämlich, den Franzosen bis zur Abschließung des Friedens die Festungen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt zu überliefern. Nur gegen ein so großes Opfer willigten die Franzosen ein, den Waffenstillstand auf 45 Tage zu verlängern.

Die Friedensunterhandlungen wurden hierauf im October 1800 wieder erneuert, scheiterten jedoch abermals in der Erklärung des Kaisers, daß er ohne die Zustimmung Englands dieselben nicht abschließen könne. Am 11. November ward daher der Waffenstillstand von den Franzosen abermals aufgekündigt und der Krieg selbst am 28. November wieder eröffnet. Um denselben von Seite Oestreichs jetzt mit besserem Erfolg zu führen, waren in dem Kommando viele Veränderungen vorgenommen worden, doch nicht mit Vortheil; denn die Heerführung wurde noch schwerfälliger, weil man sie dem jungen Erzherzog Johann unter Leitung des Feldzeugmeisters Lauer anvertraute. Zugleich beschränkte sich die Verstärkung der östreichischen Heere, welche mit Hülfe des Waffenstillstandes allerdings zu Stande gekommen war, nur auf Recruten und Landwehren, während die Armee Moreau's durch gute Soldaten außerordentlich vermehrt wurde. Aller Nachtheil war also auf Seite Oestreichs.

Am 28. November 1800 war die öſtreichiſche Armee auf allen Seiten aufgebrochen, um die Franzoſen bei Landshut zu überflügeln. Ihre Bewegungen waren in der That ſo raſch, daß ſie ſchon Landshut, Moosburg und Freiſingen beſetzt hatte, und ſich anſchickte, den linken Flügel der Franzoſen zu umgehen; indeſſen Moreau errieth zeitig dieſe Abſicht und ſtellte ſein Heer bei Hohenlinden ſehr vortheilhaft in Schlachtordnung auf. Erzherzog Johann von ſeinen erſten Erfolgen gegen die Franzoſen verleitet, nahm die Schlacht am 3. December 1800 unter ſehr ungünſtigen Umſtänden an. Das Centrum der öſtreichiſchen Armee befand ſich in einem gefährlichen Defilee, wo es ſich nicht gehörig entwickeln konnte; da nun noch überdieß der franzöſiſche General Richepance nach der Anordnung Moreau's ſo glücklich war, die Oeſtreicher zu umgehen und im Rücken anzugreifen, ſo ſtand die Schlacht für die Kaiſerlichen bald ſehr mißlich. Der Angriff Richepance's brachte nämlich in ihren Reihen Unordnung hervor, und dieß benützte Moreau ſogleich zu einem Angriff auf die Fronte. Die öſtreichiſchen Linien wurden durchbrochen, und trotz des lebhaften Widerſtandes auf den Flügeln endlich zum Rückzug gezwungen. Moreau's Sieg war ganz entſcheidend und der Verluſt der Kaiſerlichen außerordentlich groß.

Jetzt erſt nahm der öſtreichiſche Hof ſeine Zuflucht wieder zu dem Erzherzog Karl, indem dieſem der Oberbefehl übertragen wurde. Da aber die Hauptarmee in Folge der Schlacht bei Hohenlinden von Tyrol abgeſchnitten war, und die Franzoſen ſchon am 15. December in Salzburg einzogen, ſo überzeugte ſich Karl, daß er nicht im Stande ſein werde, dem ſiegreichen Vordringen der Franzoſen für die Dauer zu widerſtehen; er rieth daher zum Frieden. Moreau wollte den von ihm nachgeſuchten Waffenſtillſtand nur unter der Bedingung bewilligen, daß ſich der Kaiſer zur Abſchließung eines Separatfriedens mit Frankreich verpflichte. Freilich ſtand einem ſolchen Zugeſtändniſſe der Vertrag Oeſtreichs mit England entgegen, und der Kaiſer ſträubte ſich daher; da indeſſen Moreau immer weiter vordrang und mit ſeinen Vorpoſten am Weihnachts-Abend 1800 nur noch 20 Stunden von Wien entfernt war, ſo mußte ſich das öſtreichiſche Kabinet endlich unbedingt fügen. Am 25. December wurde daher der Waffenſtillſtand zu Steyer wirklich abgeſchloſſen, und durch ihn übernahm der Kaiſer die Verpflichtung, den Frieden mit Frankreich ſofort ohne Beiziehung Englands zu unterhandeln. Zugleich mußte er den Franzoſen Würzburg mit der Citadelle, dann Braunau, Kufſtein, Scharnitz und alle Päſſe Tyrols überliefern.

Nach ſolchen Zugeſtändniſſen konnte der Kaiſer nicht mehr an die Fortſetzung des Krieges denken; die Friedens-Unterhandlungen wurden daher ſeinem Verſprechen gemäß ſchon am 1. Januar 1801 in Lüneville eröffnet und ſo raſch fortgeſetzt, daß der Friede ſelbſt am 9. Februar unterzeichnet wurde. Die Franzoſen hatten keine andere Grundlagen der Unterhandlungen angenommen, als was von Oeſtreich auf dem Congreß in Raſtatt bereits ſchon zugeſtanden worden war. Beſiegt im Felde, verlaſſen von Preußen und Norddeutſchland hatte der Kaiſer keine Wahl; er mußte deßhalb den Frieden ganz in der Art annehmen, wie ihn Frankreich dictirte. Franz II. trat alſo wiederholt die öſtreichiſchen Niederlande an Frankreich ab, verzichtete auf die Grafſchaft Falkenſtein, das Frickthal und alles Land auf dem linken Rheinufer zwiſchen Zurzach und Baſel, und ſtellte das Breisgau zur Verfügung der Franzoſen. In Italien überließ er denſelben die

Herzogthümer Mailand und Mantua, wogegen er Venedig mit zwei Drittheilen des dazu gehörigen Gebiets, ſo wie Iſtrien und Dalmatien erhielt. Zugleich mußte ſich der Kaiſer verpflichten, in der Eigenſchaft als deutſches Reichsoberhaupt dieſen Frieden auch für das Reich ſelbſt anzunehmen und an Frankreich das ganze linke Rheinufer abzutreten. Zur Entſchädigung der Reichsſtände, welche Beſitzungen auf dem linken Rheinufer hatten, wurde feſtgeſetzt, daß das Princip der Säculariſation zur Vollziehung gebracht wurde.

So war alſo durch den Frieden von Lüneville Deutſchland entſchieden verſtümmelt und zugleich zu der baldigen endlichen Auflöſung des Reichs der Weg gebahnt.

Dreißigſtes Hauptſtück.

Folgen des Friedens von Lüneville. Der Reichs-Deputationsſchluß vom Jahr 1803. Gänzliche Umgeſtaltung Deutſchlands.

(Vom Jahr 1801 bis 1803.)

Wie wir bemerkten, wurde der Frieden von Lüneville von dem Kaiſer Franz II. nicht blos für ſeine Erbſtaaten, ſondern in ſeiner Eigenſchaft als Reichsoberhaupt auch für das deutſche Reich abgeſchloſſen. Ohne Zuſtimmung der Reichsſtände war der Kaiſer eigentlich nicht dazu berechtigt geweſen; allein Frankreich hatte ſolchen Schritt für eine unerläßliche Bedingung des Friedens mit Oeſtreich erklärt, und der Kaiſer mußte ſich daher mit dem Vorbehalte dazu entſchließen, die Genehmigung des Friedensſchluſſes von Seite der deutſchen Reichsſtände nachträglich auszuwirken. Dieß mußte nun ſogleich geſchehen, und zwar um ſo ſchleuniger, als die Zurückziehung der franzöſiſchen Truppen aus den Gegenden, welche noch bei Deutſchland blieben, von der Auswechslung der Ratificationen abhängig gemacht worden war. Franz II. ließ daher den Friedensvertrag von Lüneville am 21. Februar 1801 der Reichsverſammlung vorlegen, und entſchuldigte ſich wegen der unvermeidlichen, eigenmächtigen Abſchließung deſſelben, und trug auf ſchleunige nachträgliche Genehmigung des Vertrages von Seite der Reichsſtände an. Zuverläßig gingen die kleineren Reichsſtände nur mit ſchwerem Herzen an die Bewilligung dieſer Forderung; denn es lag darin nicht nur eine tödtliche Verletzung der Integrität, der Würde und der Intereſſen des Reichs ſelbſt, ſondern auch die Vernichtung vieler einzelner Reichsglieder durch die feſtgeſetzte Säculariſation. Formell war durch die Verſagung der Genehmigung des Friedens freilich noch ein Mittel zur Abwehr dieſes National-Unglücks gegeben, allein materiell war Deutſchland in Folge der innern Zwietracht dazu ohnmächtig; es mußte ſich willenlos den Gewaltgeboten der Fremden unterwerfen. Da noch überdieß die Bedrückungen des Krieges den Wunſch der

Friedens allgemein erregt hatten, so wurde die Genehmigung des Lüneviller Vertrags von den Reichsständen sehr rasch, nämlich schon am 7. März 1801, dem zweiten Tag der hierüber gepflogenen Unterhandlungen ertheilt.

Ein bedeutendes Geschäft war also beendiget, aber ein anderes von ungleich größerer Wichtigkeit war noch zu erledigen, nämlich die Vertheilung der Länder, welche in Folge des festgesetzten Princips der Säculariſation nach dem Lüneviller Friedensschluß eingezogen werden sollten. Die Art und Weise, wie man diese Länder vertheilen werde, mußte nicht nur deßhalb äußerst folgenreich sein, weil davon die künftigen Machtverhältnisse der einzelnen Fürsten abhingen, sondern vorzüglich deßwegen, weil dadurch das Dasein des deutschen Reichs selbst bedingt war. Und in dieser Beziehung wollten die Franzosen endlich die Maske gänzlich abwerfen und sich unverhüllt als die unerbittlichen Todfeinde Deutschlands zeigen, sie wollten der Welt beweisen, daß keine Opfer und keine Gebiets-Verminderung Deutschlands, so groß sie auch seien, ihren Eroberungsdurst zu stillen vermögen, sondern daß sie nicht eher rasten wollten, als bis sie das deutsche Reich selbst in Trümmer geschlagen, die Deutschen zu ihrem Fußschemel herabgewürdiget hätten; sie wollten endlich der Welt offen verkünden, welche Wohlthaten die französische Revolution den Völkern, und insbesondere den Deutschen, gebracht habe. Die französische Republik hatte mit der feierlichen Erklärung begonnen, daß sie allen Völkern die Freiheit uneigennützig verschaffen, von allen Eroberungen sich entfernt halten werde: Freundschaft und brüderliche Eintracht waren verheißen, Gerechtigkeit gegen Jedermann versprochen worden. Tod den Tyrannen, Schutz dem Hülflosen, Krieg den Palästen, Friede den Hütten, Großmuth, Brüderlichkeit, Gerechtigkeit!.... Das waren die hochtönenden Losungsworte, mit denen die französischen Republikaner auszogen. Ohne Schuhe und häufig auch ohne Hemd kamen sie bei uns an, wir mußten sie kleiden und nähren. Wo lag für Deutschland eine Verbindlichkeit dazu? Aber mit der Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse begnügten sie sich nicht; sie brandschatzten vielmehr schon bei ihren ersten Einfällen in Deutschland furchtbar, und plünderten sogar unsere Gemälde-Gallerien aus. Wir haben die dortmals unerhörten Summen, welche die Franzosen während des Jahres 1796 in Baden, Württemberg und Baiern als Contributionen erhoben, bereits angegeben, indessen noch weit ärger wurde die Ausbeutung Deutschlands in dem Feldzug vom Jahre 1800. In Nürnberg, Salzburg und Oestreich wurden 48 Millionen Franken als Kriegs-Contributionen erhoben, und in den Ländern, welche die Franzosen in Folge des Waffenstillstandes von Paßdorf besetzt hielten, ungeheure Lieferungen ausgeschrieben. Nach einem mäßigen Anschlag belief sich der Werth dieser Lieferungen mit den Einquartierungslasten, Vorspann und Gelderpressungen in den Gegenden vom Oberrhein bis an die Ens auf mehr als 200 Millionen Franken. Dabei erzwangen französische Generale und Kriegs-Commissäre noch für sich besondere Lieferungen und Geldzuschüsse, obgleich dieß der Oberheerführer Moreau streng verboten hatte.

Eine ungeheure Ausbeutung Deutschlands durch Lieferungen und Contributionen war also die erste Wohlthat, welche die Franzosen uns brachten, die zweite war die grausame Verstümmlung des deutschen Reichs im Lüneviller Frieden, indem sie unerhörter Weise das ganze linke Rheinufer von Deutschland abrissen, und die dritte sollte darin bestehen, die Länder-Vertheilung,

welche nach dem Säculariſations-Princip eintreten mußte, ſo einzurichten, daß das deutſche Reich ſich nicht mehr erhalten könne, ſondern binnen kurzer Friſt gänzlich einſtürzen müſſe.

Das innerſte Weſen der deutſchen Reichsverfaſſung beruht auf dem Grundſatz, daß der Kaiſer die natürliche Schutzwehr für die ſchwächern Reichsſtände gegen die mächtigern Fürſten ſei, und daß umgekehrt durch inniges Anſchließen der Reichsſtädte, der Reichsritterſchaft, der Prälaten und aller kleineren Reichsſtände an den Kaiſer die Reichsgewalt gekräftiget, und dadurch in den Stand geſetzt werde, ihren natürlichen Beruf der Schutzwehr aller Schwachen auch für die Folge zu erfüllen. Alles hing daher bei der bevorſtehenden Länder-Vertheilung davon ab, daß die Reichsgewalt vorzüglich berückſichtigt, hiernächſt die kleineren Stände ſo viel als möglich geſchont, und durch die fortwährende Uebereinſtimmung ihrer Intereſſen mit jenen des Kaiſers die Grundlagen der Reichsverfaſſung aufrecht erhalten würden. Umgekehrt waren dieſe Grundlagen vollſtändig zertrümmert, und der unverzügliche Einſturz des Reichs ſelbſt völlig unvermeidlich, wenn das Princip der Säculariſation ſo vollzogen werden ſollte, daß eine Maſſe kleinerer Reichsſtände ganz geopfert, die Reichsgewalt vollends entkräftet und den mächtigern Reichsfürſten, namentlich den Häuſern Preußen, Baiern, Württemberg und Baden durch unverhältnißmäßige Vergrößerung ein entſchiedenes Uebergewicht ertheilt werde. Ein ſo großes National-Unglück die Abtrennung des linken Rheinufers für Deutſchland auch war, ſo konnten ſeine unſeligen Folgen doch bedeutend vermindert und ſelbſt für die künftige Wiederherſtellung der Integrität Deutſchlands Ausſichten eröffnet werden, wenn der Säculariſation nur nicht das zweite, ſondern das erſte Princip zu Grunde gelegt, und bei der großen Veränderung, welche nun in Deutſchland eintreten mußte, auf die Vertilgung der innern Krebsſchäden, auf Veredlung und Wiederbelebung der Reichsverfaſſung, auf Kräftigung des Volksgeiſtes Bedacht genommen würde. Der Kaiſer war ſchon durch ſeine Intereſſen auf die Durchführung des erſten Princips verwieſen und auch dazu geneigt; allein die Franzoſen waren entſchloſſen, das zweite um jeden Preis durchzuſetzen, alſo Deutſchland vollends zu Grunde zu richten.

Dem erſten Conſul Buonaparte lag dieſer Plan ſo ſehr am Herzen, daß er ſich zu ſeiner Ausführung nicht auf die Macht Frankreichs allein verlaſſen, ſondern ſich auch noch mit jener Rußlands verſtärken wollte. Zu dem Ende ſchickte er ſeinen Adjutanten Duroc im Jahre 1801 als Geſandten an den Kaiſer Alexander, welcher inzwiſchen auf Paul I. gefolgt war, um nicht nur rückſichtlich des Friedens zwiſchen Frankreich und Rußland alles in's Reine zu bringen, ſondern auch über ein Bündniß beider Mächte zur Leitung der deutſchen Säculariſations-Angelegenheit zu unterhandeln. Nächſt Frankreich iſt Rußland der gefährlichſte Nebenbuhler Deutſchlands; es iſt daher keineswegs unnatürlich, daß ſich beide Mächte zur Schwächung Deutſchlands wenigſtens vorübergehend vereinigen. Obgleich alſo der Kaiſer Paul I. an dem Krieg wider Frankreich nur zum Schutze der Integrität des deutſchen Reiches Antheil genommen hatte, ſo willigte umgekehrt der Kaiſer Alexander dennoch ein, ſich mit der franzöſiſchen Republik zu verbinden, um die Säculariſation in Deutſchland nach den Anſchlägen der Franzoſen zu leiten. Duroc brachte nämlich am 11. October 1801 einen geheimen Vertrag mit Rußland zu Stande, worin unter andern feſtgeſetzt wurde, daß Frankreich und Rußland ſich über die Vertheilung der Entſchädigungen an die deutſchen Fürſten, welche Beſitzungen auf dem linken Rheinufer hatten, be-

einigen und hiernach das Vertheilungs-Geschäft gemeinsam leiten, dabei jedoch die Fürsten von Baiern, Württemberg und Baden vorzüglich berücksichtigen werden.

Nach solchen Vorgängen lag die Art und Weise der Länder-Vertheilung ganz in der Willkühr der Franzosen, und wurde von Paris aus in souveräner Weise dictirt. Dieß erkannte man auch in Deutschland so allgemein, daß Jedermann, welcher zu fürchten oder zu hoffen hatte, alsbald nach Paris eilte, um dort bei den Gewalthabern seine ehrerbietigen Bitten anzubringen. Von jetzt an entstand ein Schauspiel, welches das patriotisch-deutsche Gemüth mit der tiefsten Betrübniß erfüllen muß. Fürsten, die vor einigen Jahren noch mit so großer Verachtung auf die französischen Republikaner herabgesehen hatten, traten nun als demüthige Bittsteller vor den ersten Consul, und flehten um den Schutz desselben, d. h. um Begünstigung bei Vertheilung der Länderbeute. Die Reichsstädte sandten Bevollmächtigte, um durch Gold ihre Unabhängigkeit zu erkaufen, und auch mancher Reichsritter ließ sich herab, seine stattliche Stellung durch unterwürfige Aufwartungen in Paris zu retten. Doch nicht bloß dem ersten Consul brachten alle diese Schwärme von Bittstellern ihre Ehrfurchts-Bezeigungen dar, sondern auch den Ministern und selbst untergeordneten Werkzeugen, und es ergab sich nun ein Haschen und Jagen nach gnädigen Protectionen, welches dem Adel des menschlichen Geistes geradezu Hohn sprach. Ach, daß durch die fortgesetzten Staatsfehler der Mächtigen in Deutschland ein solcher Zustand der Erniedrigung über unser Vaterland kommen mußte! Ein großer Theil des Reichs war als allgemeine Beute ausgesetzt, gierig fielen die Mächtigen darüber her, um sich eines großen Antheils zu versichern, und kleinsinnig verschmähten sie es nicht, solche Vergrößerung durch demüthige Unterwürfigkeit gegen die übermüthigen Franzosen zu erkaufen.

Die Verhandlungen am deutschen Reichstage über die Art und Weise der ihm aufgedrungenen Säculariſation, welche schon im März 1801 ihren Anfang nahmen, begannen demnach unter trostlosen Aussichten. Anfangs verschleierten Frankreich und Rußland ihre Pläne noch etwas, und der Reichstag schickte sich daher an, die große Angelegenheit selbstständig zu ordnen, indem er am 2. October zur Entwerfung des Vertheilungs-Planes einen Ausschuß ernannte. Dieser bestand aus den Ständen Baiern, Böhmen, Brandenburg, Hessen-Kassel, Mainz, Sachsen, Württemberg und dem Hoch-Deutschmeister, versammelte sich aber erst am 24. August 1802 in Regensburg. Selbst nach der Ernennung des Ausschusses hatten Frankreich und Rußland ihre Maske noch einige Zeit beibehalten, und dem deutschen Kaiser erklärt, daß ihre Einwirkung auf das Säculariſations-Geschäft nur in freundschaftlichen Rathschlägen bestehen, bloß den Charakter einer uneigennützigen, wohlwollenden Vermittlung tragen werde. Indessen im Jahre 1802 war der geheime Vertrag von Frankreich und Rußland bereits in Wirksamkeit, zugleich hatte das Benehmen Preußens und anderer Reichsfürsten gezeigt, wie leicht es für Frankreich sein werde, diese von dem Reiche abzuziehen, den Kaiser also zu vereinzeln und mit den preisgegebenen Ständen zur Ohnmacht zu verdammen. Preußen hatte nämlich über die Art seiner Vergrößerung in Paris unmittelbar unterhandelt, und auch hierüber am 23. Mai 1802 abermals einen Separat-Vertrag mit Frankreich abgeschlossen. Da zugleich Rußland von Frankreich noch mehr umgarnet worden war, so nahmen die Franzosen im Sommer 1802 keinen

Anstand mehr, ihre Anmaßungen nun unverhüllt zu zeigen; der französische General Laborie und der russische Geschäftsträger Klüpfel legten daher einen förmlichen Theilungsplan in Regensburg vor. Nun zeigte es sich sogleich, daß die Verhandlungen des Reichstages über die Länder-Vertheilung nur eine leere Förmlichkeit, und alles im Geheimen schon unwiederruflich verabredet sei. Kaum war nämlich der französisch-russische Theilungsplan zum Vorschein gekommen, so griffen Preußen, Baiern und Württemberg schon thatsächlich zu, und nahmen die Länder in Besitz, welche sie nach dem Theilungsplane erhalten sollten. Dadurch wurde auch der Kaiser bestimmt, eigenmächtig einzuschreiten, und er ließ daher Passau und Salzburg besetzen.

Deutschland sah nun wohl ein, daß man der Reichsdeputation, welche zur Entwerfung des Theilungsplanes ernannt worden war, nur die unwürdige Rolle zugedacht hatte, das willenlose Werkzeug der Vollstreckung der Befehle des Auslandes zu sein. Ohne Hoffnung auf die Wiedererhebung des Reichs, ohne Aussicht und Trost, niedergeschlagen und muthlos war aber Deutschland keiner stolzen Entschlossenheit fähig. So kam es denn zu der unseligen Erklärung der Reichsdeputation, daß man den französisch-russischen Plan im Wesentlichen annehme. Um jedoch die Würde des Reichs einigermaßen zu wahren, behielt sich der Ausschuß verschiedene Abänderungen vor. Selbst das war aber dem ersten Konsul in Frankreich mißfällig, und er ließ der Reichsdeputation in seinem Uebermuthe Namens Rußlands und Preußens förmlich befehlen, daß sie sich jeder Veränderung des ausländischen Theilungsplanes und jeder Verzögerung in der Vollziehung desselben zu enthalten habe. So weit war also die Erniedrigung Deutschlands schon gekommen, daß die deutsche Reichsversammlung in innern Staatsangelegenheiten so hochmüthige Befehle fremder Mächte annehmen und, müssen wir es sagen? auch blindlings befolgen mußte!

Das Schicksal Deutschlands war also entschieden! Alle seine Fürsten, welche durch den Theilungsplan der Fremden gewannen, frohlockten darüber, und würden keinen Augenblick Anstand genommen haben, zur Vollziehung desselben ihre Waffen mit denen des Auslandes zu vereinigen; Oestreich war besiegt und für den Augenblick ohnmächtig, die zum Opfer bestimmten Reichsstände kleinmüthig, das deutsche Reich fügte sich daher unbedingt in den herrischen Willen seiner ausländischen Diktatoren. Am 23. November 1802 erklärte die Reichsdeputation, daß sie den französisch-russischen Theilungsplan vollständig annehme. Oestreich leitete nun über seinen Theil der Entschädigung ebenfalls Separat-Unterhandlungen mit Frankreich ein, und da diese am 26. December 1802 wirklich zum Abschluß eines Vertrages geführt hatten, so wurde der französisch-russische Theilungsplan durch einen Reichsdeputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803 in allen Stücken genehmiget und zum Reichsgesetz erhoben. In diesem wurden die eingezogenen Stifte und Reichsgebiete in folgender Weise vertheilt.

Preußen erhielt alle Besitzungen des Kurfürstenthums Mainz in Thüringen mit dessen Antheil an Trefurt, die Bisthümer Paderborn und Hildesheim, die Reichsstädte Goslar, Mühlhausen und Nordhausen, den dritten Theil des Bisthumes Münster mit der Stadt Münster, endlich die Abteien Elten, Essen, Herford, Kappenberg, Quedlinburg und Werden.

An Baiern überließ man die Stadt Passau mit einem Bezirke zwischen der Ilz und der Donau, die Grafschaft Neuburg am Inn, die Bisthümer Augsburg, Freisingen und Bamberg

verschiedene Distrikte von Eichstädt, die Gebietstheile der Abteien in Augsburg, die Probstei Kempten, die reichen Abteien Eberach, Elchingen, Irrsee, Kaisersheim, Ottobeuren, Roggenburg, Söflingen, Wangen und Ursberg, endlich die Reichsstädte Bopfingen, Buchhorn, Dinkelsbühl, Kempten, Kaufbeuren, Leutkirch, Memmingen, Nördlingen, Ravensburg, Rothenburg an der Tauber, Wangen, Weißenburg, Windsheim und Ulm.

Württemberg erhielt außer der Probstei Ellwangen sieben Stifte und neun Reichsstädte; Baden hingegen einen Theil der Bisthümer Basel, Straßburg und Speier am rechten Rheinufer, Mannheim und Heidelberg mit dem dazu gehörigen pfälzischen Gebiet auf der rechten Rheinseite, das Bisthum Konstanz, die Herrschaft Lahn, die Aemter Lichtenau und Wildstädt, die Probstei Odenheim und außerdem noch zehn Abteien und sieben Reichsstädte. In ähnlicher Weise wurden auch Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel begünstiget, und mit Willkühr überhaupt die gesammte Säcularisationsbeute vertheilt. Oestreich erhielt nach Verhältniß am wenigsten; denn dem Kaiser wurden für sich nur die Bisthümer Brixen und Trient zugetheilt, und für den Großherzog von Toskana nur das Erzstift Salzburg, das Bisthum Eichstädt, beide jedoch mit Ausnahmen, und ein Theil des Bisthums Passau.

Wägt man bei dieser Ländervertheilung Gewinn und Verlust der betheiligten Fürsten gegen einander ab, so ergibt sich erst der eigentliche Sinn der Theilungsart. Preußen hatte nämlich auf dem linken Rheinufer 48 Quadratmeilen mit 127,000 Einwohnern verloren, und dafür 240 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 600,000 Seelen empfangen. Dagegen betrug der Verlust Baierns 186 Quadratmeilen mit ungefähr 600,000 Unterthanen, und die Entschädigung 290 Quadratmeilen mit ungefähr 900,000 Einwohnern. Baden erhielt für 8 Quadratmeilen und 25,000 Unterthanen 60 Geviertmeilen mit einer Bevölkerung von 240,000 Seelen, und Württemberg das Zweifache seines Länder- und Unterthanen-Verlustes. An Hessen-Darmstadt gab man vollends gar 90 Geviertmeilen für 13.

In Folge dieser Anordnungen fiel nun in den Verhältnissen und der Anzahl der Reichsstände eine außerordentliche Veränderung vor. Zuvörderst gingen von den geistlichen Kurfürsten zwei, nämlich Trier und Köln, ganz ein. Der Kurerzkanzler von Mainz sollte zwar bleiben, wurde aber nach Regensburg und Aschaffenburg versetzt, und erhielt statt der 171 Geviertmeilen des Kurfürstenthums Mainz mit einer Bevölkerung von 350,000 Seelen nur 24 Quadratmeilen mit 80,000 Einwohnern. Sein jährliches Einkommen ward durch einen Zuschuß auf eine Million Gulden festgesetzt. Dagegen verloren außer den Kurfürsten von Trier und Köln auch die 23 Bischöfe des Reichs, sämmtliche infulirten Aebte, so wie die übrigen Prälaten, die Landesherrlichkeit und Reichsstandschaft, und traten mit dem Genuß von Pensionen und gewissen Ehren-Vorzügen in das Privatleben über. Da gleichzeitig 45 Reichsstädte durch Vereinigung mit fürstlichen Ländern die Unmittelbarkeit und die Eigenschaft als Reichsstände verloren, so wurde die Anzahl der Reichsstände überhaupt so sehr vermindert, daß am Reichstag nur noch 147 Stimmen bestanden, nämlich das kurfürstliche Kollegium mit 10, die Fürstenbank mit 127, die Grafenbank mit 4, und jene der Reichsstädte mit 6. Für den Abgang der zwei geistlichen Kurfürsten hatte man vier neue weltliche ernannt, Württemberg, Baden, Hessen-Kassel und Salzburg. Von den Reichsstädten hatten diese Eigenschaft nur sechs noch erhalten,

Frankfurt am Main, Augsburg, Nürnberg, Hamburg, Bremen und Lübeck; gewaltig waren sohin alle Verhältnisse des Reiches verändert.

Für das Erste wollte Frankreich dem deutschen Reiche noch erlauben, in solcher Veränderung sein Dasein weiter fortzusetzen. Dem äußern Scheine nach lebte also das verstümmelte Reich nach, wie vor, fort; doch es war nichts als Schein, und im Wesen das Leben bereits entschwunden. Nur die Unkundigen konnten noch getäuscht werden, Jedermann hingegen, welcher den Geist der deutschen Reichsverfassung kannte, wußte genau, daß durch den Deputationsschluß von 1803 alle Grundlagen des Reichs untergraben wurden. Die einzige Stütze des Kaisers gegen die Uebergriffe der mächtigern Fürsten waren die Reichsstädte, die Reichsritterschaft, die Prälaten, die Grafen und die Bischöfe. Alle diese hatten nun mit geringen Ausnahmen die Landesherrlichkeit, sohin alle staatliche Macht verloren. Wurde die Reichsgewalt schon durch ein solches Ereigniß außerordentlich geschwächt, so wurde das Uebel noch dadurch viel größer, daß die Besitzungen der aufgehobenen Reichsstände gerade an die Fürstenhäuser abgetreten wurden, welche durch ihr Anstreben zur Souveränität die Reichsverfassung eben in Gefahr gebracht hatten. Die Vertheidigungswaffen wurden daher in Angriffswaffen umgewandelt, und die Grundlagen der Reichsverfassung dermaßen untergraben, daß das Ganze bei dem ersten besten Ereigniß einstürzen mußte.

Was dem Elende noch die Krone aufsetzte, war der Umstand, daß die ganze Neuerung von Frankreich ausging, und daß dabei für ein scharfes Auge Pläne vorschimmerten, welche auf nichts anderes, als den gänzlichen Untergang Deutschlands hinausgingen. Der Nachdruck, mit welchem Frankreich auf die vorzügliche Begünstigung Baierns, Württembergs und Badens bei der Ländervertheilung drang, hatte die Natur jener Pläne angedeutet. Buonaparte wollte keine starke Macht in Deutschland dulden, er schmeichelte Preußen, so lange er es aus Politik schonen mußte; allein er war zur Demüthigung dieser Monarchie so gut entschlossen, wie zu jener des Kaiserhauses, und suchte sich zu dem Ende neue Verbündete in Deutschland, oder vielmehr Werkzeuge zur Vernichtung Deutschlands, und unter diesen vor allen Baiern, Württemberg und Baden. Trostlos war daher für die Deutschen fortan der Blick in die Zukunft.

Ein und dreißigstes Hauptstück.

Folgen der Säcularisation. Neuer Krieg von Frankreich gegen Oestreich. Fortgesetztes Waffenglück der Franzosen.

(Vom Jahr 1803 bis zum Herbst 1805.)

Große Nationen gleichen organischen Wesen, man kann nicht willkührlich Glieder von ihnen abtrennen, ohne daß nicht das Ganze leide, ohne daß je nach Umständen nicht die Natur

ſelbſt einer plötzlichen Auflöſung verfalle oder langſam hinſieche. An Deutſchland beſtätigte ſich dieſe Wahrheit, es litt furchtbar an den Folgen des Lüneviller Friedens und verfiel in Zuckungen, welche das Schlimmſte für die Zukunft beſorgen ließen. Seitdem die franzöſiſchen Grenzzeichen am Rheine ſtanden, ſeitdem die Gebeine unſerer Kaiſer im Dome zu Speier jetzt in fremder Erde ruhten, war das edle Selbſtbewußtſein, ja ſogar die Selbſtachtung unſerer Nation verloren. Nicht minder unglücklich waren die Folgen der Säculariſation; denn die Diktatur der Franzoſen hatte Willkühr und Gewalt an die Stelle der Gerechtigkeit geſetzt, und dadurch den Rechtsſinn unſres Volkes tödtlich verletzt. Mit welchem Rechte nahm man die Länder- und Gebietstheile der Fürſtbiſchöfe, der Abteien und der Reichsſtädte in Beſitz? Die Reichsverfaſſung hatte dieſen Ständen die Unverletzlichkeit ſo gut gewährleiſtet, als den mächtigern Fürſten, ſie ſtanden unter dem Schutze des öffentlichen Rechts, und dieſes wurde gewaltſam niedergetreten, um die Begierden der Eroberung zu befriedigen. Seltſame Gerechtigkeit! Preußen hatte dem Vaterland den Verluſt des linken Rheinufers hauptſächlich zugezogen, weil es ſich durch den Baſeler Separatfrieden von der gemeinſamen Nationalvertheidigung losſagte und ſeitdem mit beharrlicher Unbarmherzigkeit das deutſche Reich den Streichen der Franzoſen preisgab; der Verluſt des linken Rheinufers war die Urſache der Säculariſation; die Fürſtbiſchöfe, die Abteien, die Reichsſtädte ſollten alſo für die Sünden Preußens büßen!

Wie ſchon das Princip der Säculariſation das Recht übermüthig niedertrat, ſo ſprach auch die Art der Vollziehung der Gerechtigkeit Hohn, indem ſie von der ſchnödeſten Willkühr eingegeben war. Die Nationalwürde ſelbſt beleidigte man damit, weil die Begünſtigungen nur ſolchen Mächten zugewendet wurden, welche entweder durch das Einverſtändniß mit Frankreich das Reich ſchon an den Abgrund des Verderbens geführt hatten, oder für die Zukunft als die Werkzeuge ſeines endlichen Sturzes waren auserſehen worden. Gewaltthaten der Art können in Mitte einer Nation niemals vollzogen werden, ohne ihrer ſittlichen Natur die tiefſten Wunden zu ſchlagen. Die Gerechtigkeit iſt ſelbſt der Ausfluß höchſter Moralität, und wo ſie in der Weiſe verletzt wird, daß die mächtigſten Glieder einer Nation als Werkzeuge einer fremden Macht zur Zerrüttung ihres Vaterlandes ſich gebrauchen laſſen, ſo werden die Grundlagen der Sittlichkeit tief erſchüttert, und das führt ein Reich dem endlichen Verderben noch ſchneller entgegen, als Niederlagen auf dem Schlachtfelde. Deutſchland mußte dieſe Wahrheit bitter erfahren; denn die Säculariſation hob alles gegenſeitige Vertrauen der einzelnen Reichsglieder unter ſich auf, erfüllte wechſelſeitig mit Haß und Verdacht, und entfeſſelte die bösartigſten Leidenſchaften. Oeſtreich, über das Einverſtändniß der Häuſer von Preußen, Baiern, Württemberg, Baden und Heſſen mit Frankreich heftig entrüſtet, ſuchte nur noch Gelegenheit, ſich zu rächen, und zwar zunächſt an Baiern und Württemberg; Preußen empfand über ſeine verwerfliche Politik endlich Scham, wurde ängſtlich und fing an, zwiſchen der Beibehaltung ſeiner Selbſtſucht und dem Wiederanſchluß an Oeſtreich zu ſchwanken; doch immer unterlag es wieder der Ländergier, immer noch neigte ſich die Wagſchale zu Gunſten Frankreichs; Baiern, Württemberg und Baden hingegen fürchteten im Bewußtſein ihrer Schuld die Rache Oeſtreichs, und gaben ſich, um Schutz zu ſuchen, immer willenloſer den Franzoſen hin. Wohin ſolche Zuſtände am Ende führen mußten, liegt klar vor Augen, doch ſelbſt die Grundlagen des europäiſchen Gleichgewichts waren

ren sollen, wohin die Separat-Bündnisse einzelner deutscher Mächte mit Frankreich führen müßen? In der That schien Preußen, das gerade damals wegen des Lüneviller Friedens und der Säcularisation eines gewissen Schamgefühls sich nicht erwehren konnte, nachdenklich zu werden, und über die Ergreifung einer andern Politik mit sich zu Rathe zu gehen. Rußland hatte um dieselbe Zeit den großen Staatsfehler, welchen es durch die Unterstützung der französischen Pläne bei der Säcularisation begangen hatte, bereits eingesehen, und war entschlossen, denselben wieder gut zu machen. Es erhob sich daher wider die Besitznahme Hannovers durch Frankreich, und ließ bei dem preußischen Hofe Winke fallen, daß es zur Vertreibung der Franzosen aus Hannover geneigt sei, mit deutschen Mächten, namentlich Oestreich, ein Bündniß zu schließen. Offenbar gebot die richtige Politik, ja im Grunde die Pflicht der Selbsterhaltung dem preußischen Hause, einem solchen Bündniß sich anzuschließen, und der König wurde in der That schwankend. Doch der Dämon der Ländergier sollte den preußischen Hof noch ein Mal umstricken, und unwiderruflich dem Verderben entgegenführen.

Buonaparte war bereits auf die preußische Macht eifersüchtig geworden, und sann auf den Sturz derselben; vorher mußte er aber Oestreich noch mehr schwächen, und durch Ueberweisung der Länder, welche er dem Kaiserhaus abzunehmen gedachte, an Baiern, Württemberg und Baden, diese Mächte noch mehr an das französische Interesse fesseln. Für den Augenblick mußte er deßhalb Preußen noch schonen und einzuschläfern suchen, indem er dem Berliner Hofe fortwährend den Köder der Vergrößerung vorhielt. Friedrich Wilhelm III. hatte aus Veranlassung der Besetzung Hannovers durch die Franzosen einen Geschäftsträger in Person des Kabinetsraths Lombard an den ersten Konsul Frankreichs abgesendet, um denselben über seine Absichten rücksichtlich Hannovers auszuholen. Buonaparte verstand die Kunst, sich zu verstellen, und die fremden Gesandten durch Höflichkeit für sich zu gewinnen vortrefflich; er überredete daher den Kabinetsrath Lombard, daß er mit Preußen die besten Absichten habe, ja er ließ auch Winke fallen, daß man Hannover zur Vergrößerung Preußens verwenden könne. Friedrich Wilhelm III. von dem Vorsatze Rußlands zur neuen Verbündung mit Oestreich betroffen, war gerade sehr unruhig, weil er nicht wußte, ob der Anschluß an ein russisch-östreichisches Bündniß oder fortgesetztes Einverständniß mit Frankreich die Interessen seines Staates besser fördere? Während dieses Schwankens wurde ihm nun die Möglichkeit der Erwerbung Hannovers in der Ferne gezeigt; zugleich machte Lombard über die vermeintlich freundlichen Gesinnungen Buonaparte's gegen Preußen so schöne Worte, daß sich Friedrich Wilhelm III. von seinen Räthen wirklich bestimmen ließ, das fortgesetzte Einverständniß mit Frankreich der Vertheidigung des deutschen Reichs vorzuziehen. Es kam nun im December 1803 ein neuer Vertrag zwischen Frankreich und Preußen zu Stande, worin die letztere Macht gänzlich getäuscht wurde. Während nämlich Buonaparte im Besitze Hannovers verblieb, wurde der Krone Preußen nichts weiter zugestanden, als daß Frankreich ohne Vorwissen und Einwilligung des Berliner Hofes über Hannover nicht verfügen solle. Nicht einmal durch die Beute selbst, sondern durch ein unbestimmtes Versprechen derselben ließ sich also der preußische Hof abermals von der Vertheidigung der deutschen Interessen abwendig machen.

Nachhaltiger war der Eindruck, welchen die Besitznahme Hannovers durch die Franzosen

auf Oeſtreich und Rußland gemacht hatte. Beide Mächte, von England noch überdieß fortwährend geſpornt, gaben ſich dem Gedanken eines Coalitions-Krieges gegen Frankreich allmählig von Neuem hin, und andere Ereigniſſe beſtärkten ſie noch darin. Seitdem der erſte Konſul Buonaparte durch ſeinen Sieg bei Marengo und den Frieden von Lüneville in ſeiner Macht ſich befeſtiget hatte, ging er entſchieden darauf aus, die Regierungsgewalt Frankreichs bleibend für ſich und ſeine Familie zu erwerben. Nachdem im Jahre 1802 ſeine konſulariſche Würde zuerſt auf zehn Jahre verlängert, und dann auf Lebenszeit ihm verliehen worden war, wurde er, ſeinem Willen gemäß, ſchon am 18. Mai 1804 als Napoleon I. zum Kaiſer der Franzoſen erhoben. Die Rückkehr Frankreichs zur Monarchie konnte an ſich die übrigen Mächte nicht beunruhigen, weil Buonaparte nicht bloß ein Feind der Anarchie war, ſondern Volksherrſchaft, Republikanismus und ſelbſt freiſinnige Inſtitutionen überhaupt haßte; allein die Perſönlichkeit des neuen Monarchen in Frankreich war von der Art, daß für die Unabhängigkeit der europäiſchen Staaten alles zu befürchten war. Napoleon I. wollte nicht ein einfacher König von Frankreich ſein, ſondern ein Weltreich gründen; er wählte darum den Titel „Kaiſer“, und ſchien ſchon hierdurch anzukündigen, daß die Landesgrenzen und die Nationalität anderer Völker fortan auf keine Achtung mehr Anſpruch zu machen hätten. Ein erſter Fingerzeig ſolcher Sinnesart war ſchon dadurch gegeben, daß Napoleon noch als erſter Konſul Frankreichs einen überaus gewaltthätigen Charakter offenbarte, unabhängige Fürſten anderer Länder wie ſeine Unterthanen behandelte, und das Völkerrecht überhaupt in einer Weiſe verletzte, wie es bisher niemals erhört worden war. Nicht genug, daß er nach dem Ausbruch des neuen Krieges mit England außer Hannover auch den Schweizer-Kanton Wallis mit Truppen überzog, in Etrurien Befeſtigungen eigenmächtig errichtete, und ſelbſt die Inſel Elba beſetzte, trieb er ſeinen Uebermuth auch bis zu einer empörenden Verletzung des deutſchen Reichsgebiets, indem er einen bourboniſchen Prinzen, den Herzog von Enghien, durch franzöſiſche Truppen im badiſchen Orte Ettenheim gefangen nehmen, nach Vincennes führen und dort erſchießen ließ.

Niemals war eine Uebelthat mit kälterem Blute begangen worden, als dieſe, niemals war zugleich eine große Nation, wie die Deutſchen, tödtlicher beleidigt worden, als durch dieſen Frevel des maßloſeſten Uebermuthes. Wäre der Nationalgeiſt und das edle Selbſtgefühl unſeres Volkes nicht ſchon gänzlich abgeſtorben geweſen, ſo hätte das geſammte Reich mit Entrüſtung ſich erheben, und den muthwilligen Beleidiger zur Genugthuung zwingen müſſen; leider blieb er aber in Folge des tiefen Verfalles Deutſchlands bei vereinzelten Klagen und Einſprüchen. Das Kaiſerhaus fühlte zwar die Schmach, welche dem deutſchen Reich zugefügt ward; allein es glaubte ſich noch nicht gerüſtet genug, um jetzt ſchon die Waffen wieder zu ergreifen; andere Ereigniſſe mußten daher noch hinzukommen, um den geheimen Wunſch des Widerſtandes gegen die Uebergriffe Napoleons in einen feſten Entſchluß umzuwandeln. Dieſe ließen bei den ungeheuern Entwürfen des neuen Kaiſers von Frankreich nicht lange auf ſich warten. So lange Buonaparte als Konſul Frankreich regierte, ſtand er den abhängigen Republiken Italiens in der Eigenſchaft als Präſident vor, nach ſeiner Erhebung zum franzöſiſchen Kaiſer wußte er es aber einzuleiten, daß einige italieniſche Notablen ihm die Würde eines Königs von Italien antrugen.

Obwohl dieſe Männer keinen Auftrag von ihrem Volke hatten, nahm Napoleon die italieniſche Königswürde natürlich dennoch an, und wurde im Mai 1805 zu Mailand feierlich gekrönt.

Auf den öſtreichiſchen Hof hatte ſchon die Ernennung Napoleons zum Kaiſer der Franzoſen einen großen Eindruck gemacht. Franz II. trug zwar die deutſche Kaiſerkrone, indeſſen ſie wurde nur durch Wahl übertragen; wenn nun die Wahl ſpäter auf einen andern deutſchen Fürſten fiele, ſo war das Haus Habsburg nur noch im Beſitz des böhmiſchen und ungariſchen Königstitels, ſohin im Aeußerlichen unter den Monarchen Frankreichs herabgeſetzt. Um nun der Veränderung der europäiſchen Machtverhältniſſe vorzubeugen, die hieraus entſpringen mußte, ſah ſich Franz II. bewogen, durch eine öffentliche Urkunde vom 11. Auguſt 1804 den Titel eines erblichen Kaiſers von Oeſtreich anzunehmen. Man wußte indeſſen am Wiener Hofe recht gut, daß dieſe Vorſichts-Maßregel nicht hinreichen werde, um die Entwürfe Napoleons zu zügeln, ſondern daß man alle Macht aufbieten müſſe, den Uebergriffen Frankreichs wirkſam ſich entgegenzuſtemmen. Als nun die Erhebung Napoleons zum König von Italien die Beſorgniſſe bedeutend geſteigert hatte, als der Kaiſer der Franzoſen aber auch hiebei nicht ſtehen blieb, ſondern im Juni 1805 die Republik Ligurien mit Frankreich vereinigte, und bald darauf den Freiſtaat Lucca ſeinem Schwager als Fürſtenthum verlieh, ſo beſchloß Oeſtreich noch ein Mal das Waffenglück zu verſuchen. Vorbereitende Schritte waren ſchon gegen das Ende des Jahres 1804 geſchehen, indem der Wiener Hof, von den Uebergriffen Napoleons betroffen, im November 1804 zu Petersburg einen vorläufigen Vertheidigungs-Vertrag mit Rußland abſchloß. Als nun die Gewaltſchritte Napoleons gegen Ligurien und Lucca den Entſchluß zum Krieg endlich unvermeidlich gemacht hatten, ſo entwickelte Oeſtreich bedeutende Rüſtungen. Napoleon beſchwerte ſich hierüber in verſchiedenen diplomatiſchen Noten vom 13. und 16. Auguſt 1805, und da der Wiener Hof ſeine Rüſtungen nicht nur zugeſtand und rechtfertigte, ſondern auch fortſetzte, ſo war der Krieg entſchieden.

Napoleon hatte dortmals bedeutende Streitkräfte in Boulogne verſammelt, um Großbritannien mit einer Landung zu bedrohen, doch ſie waren gegen Oeſtreich beſtimmt, und wurden nun vom 1. September 1805 an nach der Richtung von Schwaben in Bewegung geſetzt. Auf der andern Seite hatten die Oeſtreicher nicht nur in Italien ihre Streitkräfte bedeutend verſtärkt, ſondern auch den Plan gefaßt, in Deutſchland raſch vorzudringen, und insbeſondere Baiern, Württemberg und Baden an der Unterſtützung der Franzoſen zu hindern. Was ſeit der Säculariſation vorherzuſehen war, hatte ſich nämlich unglücklicher Weiſe beſtätiget; denn die genannten drei Mächte zeigten ſich fortan dem Intereſſe Frankreichs eifrig ergeben, und gehorchten jedem Winke Napoleons. Der Fürſt von Württemberg behauptete ſeine Würde und ſeinen Stolz freilich auch gegen Napoleon; aber der ſchlaue Kaiſer der Franzoſen wußte den Fürſten ſo zu behandeln, daß deſſen Anſprüche mehr auf die Etiquette und Aeußerlichkeiten beſchränkt blieben, und Frankreich im Weſen der Politik auch über Württemberg unbedingt verfügen konnte. Um die Fürſten von Baiern, Württemberg und Baden aber noch mehr an ſich zu ziehen, verſtand ihnen Napoleon auch nach der Säculariſation fortwährend Vergrößerung, und ſo kam es, daß die genannten Fürſten ſchon thatſächlich die Vaſallen Frankreichs waren. Trotz der gerühmten Ueberlegenheit Napoleons und ſeiner zahlreichen Heere getraute ſich alſo der Kaiſer der Fran-

zoſen gleichwohl nicht, Deutſchland als Ganzes zu beſiegen, ſondern er baute ſeine Hoffnung ebenfalls auf die innere Uneinigkeit der Deutſchen.

Aus dem Baſeler Separatfrieden, aus der Vereinzelung Preußens und der Preisgebung Deutſchlands von Seite dieſer Macht waren einzig und allein die Erfolge der Franzoſen hervorgegangen; auch Napoleon hatte daher bei dem Wiederausbruch des Kriegs mit Oeſtreich im Jahre 1805 nichts Eiligeres zu thun, als Preußen in der Neutralität oder vielmehr in der Preisgebung Deutſchlands zu beſtärken, damit er Oeſtreich alsdann vereinzelt brechen, und ſpäter das gleiche Schickſal dem König von Preußen ſelbſt bereiten könne. Aus dieſem Grunde ſchickte er gleichzeitig mit dem Aufbruch ſeiner Heere von Boulogne ſeinen Vertrauten Duroc wiederholt als Geſchäftsträger nach Berlin, und ließ dem König Friedrich Wilhelm III. ein Bündniß mit Frankreich förmlich antragen. Es war in der That Zeit, daß der preußiſche Hof ſeine ungeheuern Staatsfehler endlich einſehen und eine Politik ergreifen möchte, welche mit der Wahrung der deutſchen Intereſſen zugleich die Zwecke des preußiſchen Hauſes ſelbſt beſſer als bisher gefördert haben würde, ſeit dem Ende des Jahres 1804 riethen auch am Berliner Hofe einzelne Männer von Einſicht und Vaterlandsliebe ernſtlich zu einem andern Staatsverfahren, faſt ſchien der König, der über neuere Gewaltthätigkeiten der Franzoſen ſehr aufgebracht war, ſchon zu ſchwanken; allein das alte Mißtrauen gegen Oeſtreich, und die Gleichgültigkeit gegen die allgemeinen Angelegenheiten Deutſchlands behaupteten am preußiſchen Hofe unglücklicher Weiſe abermals das Uebergewicht, und Napoleon erreichte daher auch im Jahre 1805 ſeinen Zweck. Allerdings nahm der König Friedrich Wilhelm III. denn doch Anſtand ſeinen Abfall von Deutſchland bis zu einem förmlichen Bündniß mit Frankreich zu ſteigern; dieſen Antrag Duroc's lehnte er alſo ab, doch dieß war keineswegs hinreichend, um ſeine Pflichten als deutſcher Reichsfürſt zu erfüllen, ja ſelbſt nicht geeignet, nur die Sonder-Intereſſen Preußens zweckmäßig zu vertreten. In beiden Beziehungen war vielmehr der Anſchluß an Oeſtreich und die Kriegserklärung gegen Frankreich ſchlechterdings unerläßlich. Napoleon wußte dieß auch ſo gut, und hatte ein ſo bedeutendes Intereſſe an der bloßen Neutralität Preußens, daß er in der genauen Kenntniß des Charakters des Königs das Bündniß mit Frankreich eben nur deßhalb anbieten ließ, um durch das Höhere das Geringere, nämlich wenigſtens die Neutralität Preußens, zu erlangen. Es befand ſich am Berliner Hofe eine gewiſſe Anzahl von Staatsmännern, welche dem Intereſſe Frankreichs ergeben waren, dieſe ſiegten, und die Neutralität wurde denn bewilligt.

Oeſtreich ſtand demnach auch in dem Kriege von 1805 wieder vereinzelt; mit Rußland war zwar ein Schutz-Bündniß abgeſchloſſen worden, und ruſſiſche Heere hatten ſich bereits nach Deutſchland in Bewegung geſetzt. Bei dem langſamen Marſch derſelben war jedoch zu befürchten, daß ſich Napoleon mit Uebermacht zuerſt auf die öſtreichiſchen Armeen werfen und dieſelben ſchlagen werde, bevor ſie von den Ruſſen kräftig unterſtützt werden konnten. In Erwägung der Gefahren endlich, welche vollends die Neutralität Preußens wiederholt dem deutſchen Reiche bereiten mußte, beſchloß nun der öſtreichiſche Hof, den Kurfürſten von Baiern zur Vertheidigung Deutſchlands zu zwingen. Durch den Fürſten von Schwarzenberg ließ der Kaiſer Franz II. den Kurfürſten Maximilian Joſeph von Baiern in München ſelbſt auffordern, ſeine Truppen mit denen des Kaiſers zu vereinigen. Als der baieriſche Hof zögerte, ſich dieſem Verlangen zu fü-

gen, rückte eine anſehnliche öſtreichiſche Macht in Baiern ein. Vom patriotiſchen Standpunkte hatte der Kaiſer bei dieſem Verfahren unzweifelhaft Recht; und es iſt nur zu bedauern, daß man eines Theils nicht raſch genug zu Werke ging, und andern Theils in Baiern ſich unnöthige Bedrückungen erlaubte, insbeſondere der Bevölkerung das entwerthete öſtreichiſche Papiergeld für den vollen Nennwerth aufdrang. In Folge des Zauderns der Oeſtreicher gelang es den baieriſchen Truppen nach Franken zu entkommen, und ſich ſpäter mit den Franzoſen zu vereinigen. Der Kurfürſt Maximilian Joſeph flüchtete ſich ebenfalls, und rief nunmehr den Schutz Napoleons förmlich an. Da auch die Fürſten von Württemberg und Baden ihre Truppen zur Verfügung Frankreichs ſtellten, ſo wurde der Krieg vom Jahr 1805 abermals unter den traurigſten Anzeichen begonnen.

Das Schlimmſte dabei war, daß in Anſehung des Oberbefehls über die öſtreichiſchen Heere wieder die alten Fehler begangen wurden. An die Spitze der Hauptarmee in Deutſchland, welche in der zweiten Hälfte Septembers 1805 bis Schwaben vorgedrungen war und ſich zwiſchen Ulm und Memmingen entwickelte, ſtellte man den Erzherzog Ferdinand, ſowie den Feldmarſchall Mack, und lähmte durch eine Einrichtung, welche keinem der Feldherrn den ſouveränen Gebrauch ſeiner Streitkräfte erlaubte, die Heerführung ſelbſt. Napoleon, welcher ſeinen Feldzugsplan ſchon in Boulogne entworfen hatte, mochte auf dieſe Einrichtung bei der öſtreichiſchen Armee Rückſicht genommen haben; er ging daher dieſes Mal nicht ſelbſt nach Italien, wo der Erzherzog Karl auf kaiſerlicher Seite commandirte, ſondern beſchloß gegen die Armee unter Ferdinand und Mack in Schwaben einen großen Schlag auszuführen. Zu dem Ende verfiel er auf einen Gedanken, welcher für den Feldzug wohl entſcheidend werden konnte, zugleich aber eine unerhörte Verletzung des Völkerrechts und einen maaßloſen Uebermuth in ſich ſchloß.

Im Hannöveriſchen ſtand nämlich eine franzöſiſche Armee unter dem Marſchall Bernadotte, und dieſe war beſtimmt worden, den Angriff der franzöſiſchen Hauptarmee, welche von Boulogne heranzog, gegen Ferdinand und Mack in Schwaben zu unterſtützen. Der Marſch Bernadotte's durch das preußiſche Fürſtenthum Ansbach würde nun ſein Heer um einen oder zwei Tage ſeiner Beſtimmung früher zugeführt haben. So gering dieſer Zeitgewinn auch war, ſo wollte es der Kaiſer Napoleon um ſeinetwillen dennoch wagen, das neutrale Gebiet Preußens zu verletzen, und alſo dem Könige Friedrich Wilhelm III. eine tödtliche Beleidigung in's Antlitz zu werfen. Da man von preußiſcher Seite auch noch den unverzeihlichen Fehler begangen hatte, zum Schutze der Neutralität keine Heeresmacht in Franken aufzuſtellen, ſo ertheilte denn Napoleon dem Marſchall Bernadotte zu Ende September 1805 wirklich den Befehl, das preußiſche Gebiet zu verletzen und durch das Ansbachiſche zu marſchiren. Dieſer Befehl wurde auch vollzogen und hatte für den Feldzug ganz entſcheidende Folgen; denn Bernadotte griff nun in Vereinigung mit den bairiſchen Truppen den öſtreichiſchen General Kienmayer, welcher die Flanke der großen öſtreichiſchen Armee in Schwaben decken ſollte, mit einer ſolchen unverhältnißmäßigen Uebermacht an, daß ſich Kienmayer nach Baiern zurückziehen mußte.

Nunmehr war der Hauptzweck Napoleons bei dieſem Feldzug ſchon vollſtändig erreicht. Von Boulogne waren nämlich vier franzöſiſche Armeecorps an den Rhein marſchirt, und am 25. September 1805 zwiſchen Mannheim und Straßburg über dieſen Strom gegangen. In

Verbindung mit der Armee Bernadotte's, dann einer zweiten unter Marmont, der zugleich mit jenem manövrirte, endlich mit den Württembergern und Badenern zählten die franzöſiſchen Streitkräfte in Deutſchland über 200,000 Mann. Da nun die öſtreichiſche Hauptarmee bei Ulm unter Ferdinand und Mack nur gegen 60,000 Mann zählte, und in Folge des Rückzuges von Kienmayer ſchon von Oeſtreich abgeſchnitten war, ſo entwickelte Napoleon eine ungeheure Uebermacht, um Mack und Ferdinand gänzlich einzuſchließen. Bernadotte beſetzte Ingolſtadt und München, Marmont ging bei Neuburg über die Donau, und vier andere franzöſiſche Heere unter Murat, Lannes, Ney und Soult ſetzten theils bei Dillingen, theils bei Donauwörth über dieſen Fluß. In der Gegend von Günzburg widerſetzte ſich der Erzherzog Ferdinand am 9. October 1805 dem Uebergange mit großer Tapferkeit, Mack ſelbſt unterſtützte ihn; allein die Stellung der Oeſtreicher war durch den Rückzug Kienmayers und die zu große Sorgloſigkeit Ferdinands oder Macks, die jenem Rückzug nicht folgten, ſchon zu gefährlich, zugleich die Uebermacht der Franzoſen ſo ungeheuer, daß der Widerſtand, trotz aller Tapferkeit, vergeblich blieb, und die beiden öſtreichiſchen Heerführer nach Ulm zurückgehen mußten. Dort wurden ſie nun von den unermeßlichen Heeren Napoleons, die von allen Seiten immer näher rückten, vollſtändig eingeſchloſſen.

Anſtatt in dieſer Noth mit der geſammten öſtreichiſchen Armee auf einem Punct durchzubrechen, vereinigten ſich Ferdinand und Mack in dem unglücklichen Plane, daß erſterer allein den Durchbruch verſuchen, der andere dagegen Ulm behaupten ſoll. Erzherzog Ferdinand zog daher mit dem größten Theil der Reiterei am 14. October von Ulm ab, um über Franken nach Böhmen ſich durchzuſchlagen. An demſelben Tage hatte aber Napoleon ſelbſt die Oeſtreicher auf allen Puncten angegriffen und zurückgeſchlagen. Ney insbeſondere erfocht einen bedeutenden Sieg bei Elchingen, in deſſen Folge Ulm ganz enge eingeſchloſſen wurde. Da die Franzoſen ſchon die Anhöhen vor der Stadt beſetzt hatten, und Napoleon am 16. October die Stadt heftig beſchießen ließ, ſo hatte der öſtreichiſche Marſchall Mack, welcher durch den Abzug von 24,000 Mann unter Ferdinand empfindlich geſchwächt war, weder zur Behauptung ſeiner Stellung, noch zum Durchſchlagen noch einige Hoffnung. Er capitulirte daher am 17. October, und ergab ſich mit ſeiner ganzen Armee von ungefähr 30,000 Mann kriegsgefangen.

Die Capitulation von Ulm war nicht bloß für Oeſtreich, ſondern auch für Deutſchland ein unermeßliches Unglück, denn ſie ſetzte die Franzoſen nun in den Stand, ſowohl die vorgeſchobenen ruſſiſchen Heerabtheilungen, als auch die zerſtreuten öſtreichiſchen Colonnen durch ihre Uebermacht zum Rückzuge zu zwingen, und unaufhaltſam in das Herz von Oeſtreich vorzudringen. Alles dieſes geſchah denn auch mit ſo außerordentlicher Schnelligkeit, daß die Franzoſen ſchon am 29. October in Braunau einzogen, und daß das Hauptquartier Napoleons ſchon am 5. November 1805 nach Linz verlegt wurde. Erzherzog Ferdinand hatte mit ſeiner vortrefflichen Reiterei zwar den Franzoſen einen Marſch abgewonnen, und bereits Hoffnung erlangt, ſein Heer zu retten; allein ſeine Nachhut wurde von Murat eingeholt, und ergab ſich unter Werneck ebenfalls durch Capitulation. Durch dieſes neue Unglück kam es, daß Ferdinand nur einige Trümmer ſeines Heeres nach Böhmen brachte. Gleichwohl befanden ſich im Innern Oeſtreichs noch bedeutende Streitkräfte, weil die unverſehrte Abtheilung Kienmayers mit einem Theile des Heeres unter dem Erzherzog Karl verſtärkt worden war, und durch eine ruſſiſche Armee unter Kutuſow

unterstützt wurde. Die Russen schlugen sich auch bei Krems so tapfer, daß eine französische Heerabtheilung unter Mortier fast gänzlich aufgerieben wurde. Durch seine Uebermacht war es jedoch dem Kaiser Napoleon inzwischen gelungen, die Donau an vielen Puncten zu überschreiten, Wien zu bedrohen und die östreichisch-russische Armee auf der Flanke zu umgehen. Erzherzog Karl hatte sich in Italien gegen Massena standhaft vertheidigt, und selbst nach seiner Schwächung, da er 30 Bataillone zur Unterstützung Kienmayers abgeben mußte, in einem dreitägigen Kampfe bei Caldiero das Schlachtfeld behauptet; er eilte nun nach Deutschland, um sich mit Kutusow zu vereinigen und Wien zu retten. Allein die großen Massen Napoleons hatten durch Eilmärsche bereits einen solchen Vorsprung erlangt, daß eine vorgeschobene Abtheilung unter Murat bereits am 12. November 1805 in Wien einrückte. Kutusow mußte nun fürchten, von dem russischen Heer in Mähren abgeschnitten zu werden, und wurde daher trotz seines Sieges bei Krems zum Rückzug nach Mähren gezwungen.

So groß das Unglück auch war, welches dieser kurze Feldzug Schlag auf Schlag über Oestreich und Deutschland gehäuft hatte, so hätte gleichwohl alles noch gut gehen können, wenn nur jetzt der preußische Hof endlich in sich gegangen wäre, und der deutschen Sache aufrichtig sowie nachdrücklich sich zugewendet hätte. Noch hielten der Erzherzog Karl und der General Kienmayer das Feld, Erzherzog Johann führte eine gerettete Heerabtheilung von Tyrol nach Steyermark, Ferdinand einige Trümmer seines Heeres von Franken nach Böhmen; Kutusow war sogar siegreich, und eine zweite russische Armee unter Burhövden stand in Mähren. Hätte nun der preußische Hof seine Heere plötzlich gegen die Franzosen in's Feld geführt, wozu der Friedensbruch im Ansbachischen ihm das Recht gab, so mußte Napoleon seine Kräfte theilen, die östreichischen Heere konnten Zeit und Mittel gewinnen, sich zu vereinigen, und ein einziger glücklicher Schlag des preußischen, russischen oder östreichischen Heeres hätte Napoleon so gut über den Rhein zurückwerfen können, als einst der Erzherzog Karl die siegreichen Heere Jourdan's und Moreau's aus dem Herzen von Deutschland über den Rhein zurückgetrieben hatte.

Alle Umstände schienen auch anzudeuten, daß Preußen diese Politik endlich ergreifen müsse. Der König Friedrich Wilhelm III. war schon seit dem Ende des Jahres 1804 schwankend, er mochte heimlich fühlen, wie sehr die Neutralität Preußens das deutsche Reich bloßstelle und am Ende die preußischen Interessen selbst gefährde. Wenn er von einer übel gesinnten Umgebung auch noch einmal zu dem Beharren auf seinem Staatsfehler bewogen wurde, so hätte doch alles sich ändern sollen, als ihn Napoleon durch die Verletzung des Ansbachischen Gebietes so übermüthig beleidigte, denn schon die Ehre hätte ihn von jetzt an unwiderruflich die Waffen gegen Frankreich in die Hand geben müssen. In der That schien auch die anmaßende That Napoleons anfangs eine solche Folge zu haben, da die Nachricht über die Verletzung des Ansbachischen Gebietes den König Friedrich Wilhelm wirklich in die heftigste Entrüstung versetzte, und neue andere Umstände mitwirkten, um diese Stimmung ernstlich zu einem kriegerischen Entschluß fort zuführen.

Als nämlich die Nachricht von der Verletzung des preußischen Gebietes in Berlin eintraf, befand sich dort gerade ein östreichischer Prinz, der Erzherzog Anton, und dieser bestürmte den König, sich der deutschen Sache anzunehmen. Da die Kapitulation von Ulm, welche gleichzeitig

mit der Verletzung des preußiſchen Gebiets in Berlin bekannt wurde, auf den König Friedrich Wilhelm III. großen Eindruck machte und in ihm Beſorgniſſe wegen der Uebermacht Frankreichs erregte, da endlich auch der Kaiſer Alexander von Rußland zu derſelben Zeit in Berlin verweilte, und die Vorſtellungen des Erzherzogs Anton dringend unterſtützte, ſo wurde Friedrich Wilhelm endlich bewogen, die Macht Preußens zur Ermäßigung der Uebergriffe Frankreichs zu verwenden. Am 3. November 1805 wurde daher zwiſchen dem Erzherzog Anton, dem Kaiſer Alexander und dem König Friedrich Wilhelm III. die Uebereinkunft getroffen, daß Preußen in dem gegenwärtigen Kriege die bewaffnete Vermittlung übernehmen, und in dieſer Stellung dem Kaiſer Napoleon gewiſſe Beſchränkungen als unerläßliche Bedingungen eines fortgeſetzten Friedens von Seite des Berliner Hofes vorſchreiben ſoll. Dieſe Bedingungen beſtanden darin, daß die europäiſchen Machtverhältniſſe auf die Beſtimmungen des Lüneviller Friedens zurückgeführt, und folglich Italien, Holland und die Schweiz der angemaßten Oberhoheit Frankreichs wieder entzogen werden ſollen. Wenn Napoleon dieſes Verlangen des preußiſchen Hofes nicht bis zum 15. December 1805 bewilligen werde, ſollte Preußen an Frankreich den Krieg erklären, und ſeine Heere ſofort in's Feld führen.

Obgleich eine ſolche Forderung noch viel zu gemäßigt war, und das Gleichgewicht Europa's, welches eben durch den Lüneviller Frieden zerſtört wurde, nicht wiederherſtellen konnte, ſo war bei dem bekannten Uebermuth Napoleons dennoch vorauszuſehen, daß er ſelbſt ſo demüthige Bedingungen trotzig verwerfen werde. Preußen wäre ſohin zur Kriegserklärung gegen Frankreich genöthiget worden, und inſoferne war die Uebereinkunft vom 3. November 1805 allerdings wohlthätig.

So großes Aufſehen das ſchnelle ſiegreiche Vordringen der franzöſiſchen Armee in Oeſtreich allenthalben auch erregen mußte, ſo ließ ſich Napoleon über die eigentliche Beſchaffenheit ſeiner Lage gleichwohl nicht täuſchen. Während die ganze preußiſche Armee noch zum Schutze Deutſchlands verwendet werden konnte, ſammelten ſich auch große Streitkräfte im Hannövriſchen, indem dort die Engländer Truppen an's Land ſetzten. Zudem war eine dritte ruſſiſche Armee unter Beningſen in Marſch, welche die beiden andern Heere unter Burhövden und Kutuſow verſtärken ſollte. Unter dieſen Umſtänden konnte ſchon ein kleiner Unfall den Franzoſen, trotz ihres Vordringens, gefährlich werden, und Napoleon betrieb daher eifriger wie je ſeinen gewöhnlichen Kunſtgriff, in die feindlichen Reihen Uneinigkeit zu bringen, und ſie einzeln zu ſchlagen. Vor allem lag ihm daran, den preußiſchen Hof ſo lange von einem entſcheidenden Schritt abzuhalten, bis er einen Hauptſchlag gegen die ruſſiſche Armee in Mähren ausgeführt habe.

Da ſich Kutuſow in der Richtung von Znaym zurückzog, ſo ſuchte ein franzöſiſches Heer unter Mürat, Lannes und Belliard ſo zu manövriren, daß es noch vor den Ruſſen in Znaym anlange, und die Vereinigung Kutuſows mit Burhövden verhindere. Durch eine wenig rühmliche Kriegsliſt gelang auch dieſer Plan. Jenes franzöſiſche Heer hätte zur Ausführung ſeiner Abſicht in Wien vom rechten Donau-Ufer auf das linke überſetzen müſſen. Hier ſtand aber noch ein bedeutendes öſtreichiſches Heer unter dem Oberbefehl des Prinzen Auersberg in Schlachtordnung, und zugleich waren alle Anſtalten getroffen, die Donaubrücke zu ſprengen. Der Befehl dazu war bereits gegeben, und ſollte eben vollzogen werden, als die franzöſiſchen Generale

am rechten Donau-Ufer Parlamentäre absendeten und durch sie den Abschluß des Friedens behaupten ließen. Mürat, der mit den Generalen Lannes und Belliard selbst über die Brücke kam, zeigte dem Prinzen Auersberg falsche Briefe von Napoleon mit der Nachricht des abgeschlossenen Friedens vor, Lannes und Belliard betäubten den Prinzen durch großes Geschrei, und so kam es, daß das Abbrennen der Brücke unterblieb, daß einige französische Bataillone derselben sich endlich bemächtigten, und so dem französischen Heere den Uebergang verschafften. Der unverzeihliche Fehler des Prinzen Auersberg hatte noch die weitere Folge, daß seine Soldaten von der französischen Uebermacht umzingelt und zu Gefangenen gemacht wurden.

Durch diesen seltsamen Unfall gewann nun Mürat dem russischen General Kutusow in der That den Vorsprung ab, und versetzte ihn in eine verzweifelte Lage, da er von Burhövden abgeschnitten und, zwischen zwei Heere gedrängt, der Gefahr ausgesetzt war, die Waffen strecken zu müssen. Aus dieser Gefahr rettete er sich durch eine Kriegslist, wodurch er jene der Franzosen an der Donaubrücke vergalt. Er stellte sich nämlich, als wenn er sich ergeben wollte, und während die Capitulation an Napoleon zur Bestätigung geschickt wurde, brach er mit dem Hauptheere nach Znaym auf, indem er nur eine Abtheilung von 6000 Mann unter Bagration bei Hollabrunn stehen ließ, um den Franzosen den Abzug des Hauptheeres zu verbergen. Als Mürat sich getäuscht sah, griff er am 16. November 1805 den General Bagration mit ungeheurer Uebermacht an; allein dieser tapfere Heerführer schlug sich kühn durch, und stieß am 19. November bei Mischau wieder zu Kutusow. Die Vereinigung des letztern mit Burhövden ging ungehindert von statten, und der Plan Napoleons war also gescheitert.

Inzwischen war der preußische Minister Haugwitz von Berlin abgegangen, um dem Kaiser Napoleon in Gemäßheit der Uebereinkunft vom 3. November 1805 das preußische Ultimatum zu überbringen, und von ihm eine categorische Erklärung zu fordern. Napoleon kannte diese Uebereinkunft bereits, weil man so wenig ein Staatsgeheimniß daraus gemacht hatte, daß ihr wesentlicher Inhalt sogar in Zeitungen gerückt worden war. Alles hing für den französischen Kaiser nun davon ab, daß er den beabsichtigten Hauptschlag gegen die vereinigte russische Armee in Mähren ausführe, bevor er zur Abgabe seiner Erklärung, also zum Bruch mit Preußen genöthigt sei. Er beschleunigte daher den Marsch seiner Hauptmassen nach Mähren aus allen Kräften, und suchte es zugleich so lange wie möglich zu verzögern, den preußischen Minister Haugwitz persönlich anzuhören. Am 20. November 1805 stand Napoleon mit seinem Hauptquartier bereits in Brünn, und fortan wandte er theils militärische Manöver, theils diplomatische Kunstgriffe an, um die vereinigte russische Armee vor dem Eintreffen des dritten russischen Heeres unter Beningsen zu einer allgemeinen Schlacht zu verleiten.

Niemals war ein Zeitpunkt in politischer Beziehung kritischer, als damals, nie hing das Schicksal der europäischen Mächte mehr von der Leitung oder Benützung des Augenblicks ab. Hätte Haugwitz geeilt, um seine wichtige Sendung noch vor einem entscheidenden Zusammenstoß beider Armeen zu erfüllen, und dadurch die Kriegs-Erklärung Preußens gegen Frankreich zur Nothwendigkeit zu erheben, so mußte die ganze Lage der Dinge sogleich wesentlich verändert werden, und selbst die Annahme der Schlacht, sowie der Verlust derselben von Seite der Russen konnte den Krieg noch nicht entschieden zum Vortheil Frankreichs beendigen. Wenn nun

kehrt die Russen die Schlacht vermieden, sich gegen Schlesien gewendet und den preußischen Heeren sich genähert hätten, so wäre der Berliner Hof, trotz alles Zauderns von Haugwitz, am Ende zur Kriegs-Erklärung gegen Frankreich durch die Umstände selbst genöthigt worden. Oestreich konnte alsdann in Ungarn rüsten, Preußen sich vorbereiten, England in Hannover noch größere Massen entwickeln, mithin die ganze Lage der Dinge eine andere Wendung nehmen. Indessen alles neigte sich auf Seite der Verbündeten zum Unglück; Haugwitz ließ sich auf eine unverantwortliche Weise von Napoleon hinhalten, ohne zur Ueberreichung seines Ultimatums gelangen zu können, und die Russen brannten zu sehr von der Begierde, den Franzosen ein Haupttreffen zu liefern.

Am 2. December 1805 stellte sich die russische Armee bei Austerlitz im Angesichte Napoleons wirklich in Schlachtordnung auf, und eröffnete das Treffen durch ein Mannöver, welches die Umgehung des rechten französischen Flügels zum Zweck hatte. Anfangs schien dieser Plan zu gelingen; allein die Russen hatten durch ihre Kampfeshitze ihre frühere günstige Stellung schon verlassen und Blößen gegeben, deren üble Folgen nicht wieder gut zu machen waren. Ihr linker Flügel wurde abgeschnitten, der rechte auf Austerlitz zurückgeschlagen, die Garde, welche die Verbindung desselben mit dem Centrum wiederherstellen sollte, geworfen, und das Centrum sodann selbst gesprengt. Die gesammte russische Linie löste sich nun in Unordnung auf, und die Franzosen erlangten einen vollständigen, ganz entscheidenden Sieg, welcher die Lage Europa's vom Grunde aus veränderte.

Zwei und dreißigstes Hauptstück.

Folgen der Schlacht bei Austerlitz. Friede von Preßburg.

(Vom 2. December bis zum 26. December 1805.)

So hart der Schlag bei Austerlitz insbesondere für das östreichische Kaiserhaus auch war, welches dadurch der Unterstützung der russischen Armee für den Augenblick beraubt wurde, so war im Grunde doch nicht alles verloren, sondern man hätte durch Entschlossenheit und Ausdauer immer noch Rettung herbeiführen können. Der Erzherzog Karl, welcher den Rückzug aus Italien angetreten hatte, um Wien zu retten, war durch seine Geschicklichkeit so glücklich gewesen,

sich den Verfolgungen Massena's zu entziehen, und mit seinem Heere über Krain und Steiermark der ungarischen Grenze sich zu nähern. Schon hatte er den französischen Commandanten in Wien zur Uebergabe aufgefordert, als die Schlacht von Austerlitz erfolgte und hierauf am 6. Dezember ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde, welcher auch die Operationen des Erzherzogs Karl lähmte. Letzterer hatte die Absicht, sich nach Ungarn zu werfen, und von dort aus den Russen die Hand zu reichen. Wenn ihm nun auch die Einnahme von Wien nicht gelungen wäre, so konnte er sich doch in Ungarn bedeutend verstärken, den Russen Zeit verschaffen, sich wieder zu sammeln, und später in Vereinigung mit Preußen Deutschland noch retten. Noch stand es also in der Macht des Kaisers Franz II. und des Königs von Preußen, den völligen Untergang Deutschlands abzuwenden. Leider sollte aber durch Zaghaftigkeit einerseits und Wankelmuth andrerseits alles verloren gehen. Die Ursache dieses Unglücks lag weniger in dem Ausgange der Schlachten, als in diplomatischen Verhältnissen.

Kaiser Franz II. war schon vor der Schlacht bei Austerlitz gegen den preußischen Hof mit Mißtrauen erfüllt, und hierin seitdem noch mehr bestärkt worden. Die öffentliche Bekanntmachung der Uebereinkunft zwischen Rußland, Preußen und Oestreich vom 3. November 1805, deren wir bereits erwähnten, war nämlich von östreichischer Seite ausgegangen, um den niedergeschlagenen Gemüthern Muth einzuflößen. Hierüber war aber derjenige Theil der preußischen Staatsmänner, welcher im Geheimen dem französischen Interesse ergeben war, ungehalten, und führte sowohl wegen der Bekanntmachung, als über die Uebereinkunft selbst laute Beschwerden. Kaiser Franz II. wurde daher in Erinnerung der bisherigen Politik Preußens zu dem Glauben gebracht, daß es dem Berliner Hof mit jener Uebereinkunft nicht Ernst gewesen sei, und da das unverantwortliche Verfahren des Ministers Haugwitz bei seiner Sendung an Napoleon jenen Glauben noch bestärkte, so verlor Franz II., welcher sich mit dem Kaiser Alexander im russischen Hauptquartier befand, nach der Schlacht bei Austerlitz allen Muth, und hoffte, sich noch durch einen Separatfrieden mit Frankreich sich retten zu können. Zwei Tage nach der Schlacht begab er sich daher in Person zu Napoleon, und machte Friedens-Anträge.

So sehr der Kaiser der Franzosen auch über seinen Sieg bei Austerlitz erfreut war, so hütete er sich, bei seinem großen Scharfblick, doch nicht zu der Meinung verleiten, daß dadurch der Krieg gänzlich entschieden sei. Er würdigte vielmehr die Widerstandsmittel, welche Oestreich noch besaß, besser, als Kaiser Franz II. selbst, und war besonders über das Gewicht, welches Preußen zu Gunsten Deutschlands in die Wagschaale legen konnte, vollkommen klar. In seinem Ueberblick über die gesammte Lage der Dinge erfaßte er sehr richtig, daß er trotz seiner Siege nicht mächtig genug sei, um Preußen und Oestreich zu gleicher Zeit zu erdrücken, sondern daß er entweder fortwährend Preußen schonen müsse, um mit Hülfe dessen Neutralität Oestreich ganz zu vernichten, oder dem Kaiser Franz II. verhältnißmäßig noch einen billigen Frieden zugestehen müsse, um seine volle Macht alsdann gegen Preußen wenden zu können. Letzteren hatte er stets den ersten Weg gewählt, weil Oestreich seit den ersten Kriegen mit Frankreich unveränderlich das deutsche Interesse vertheidigte, und dem Kaiser Napoleon daher an der Demüthigung Oestreichs zunächst am meisten gelegen war. Indessen die Uebereinkunft des Königs Friedrich Wilhelm III. mit Rußland und Oestreich vom 3. November 1805 hatte den Kaiser der

Franzosen so sehr erbittert, daß sein Verlangen nach Rache das Uebergewicht gewann, und er, um dasselbe zu befriedigen, nunmehr den zweiten Weg einzuschlagen, also dem Kaiser Franz II. einen verhältnißmäßig billigen Frieden zu bewilligen beschloß. Der Hauptgedanke, welcher ihn dabei leitete, war natürlich der, unmittelbar nach dem Friedensschluß seine Sprache gegen Preußen zu ändern, und die erste beste Gelegenheit zur Vernichtung der preußischen Macht zu benützen.

Unter dem Einflusse dieses Gedankens kam denn Napoleon den Friedensanträgen des Kaisers Franz II. so bereitwillig entgegen, daß schon am 6. December der bereits erwähnte Waffenstillstand abgeschlossen, am 21. December die Friedens-Unterhandlungen in Preßburg eröffnet und der Friedensschluß selbst dort am 26. December 1805 unterzeichnet wurde.

In diesem nahm der Kaiser Franz II. seine Einsprache über die französischen Uebergriffe in Italien, welche die nächste Ursache des Kriegs gewesen war, ganz zurück, genehmigte nicht nur die Verfügung Napoleons über Lucca, sondern erkannte den Kaiser der Franzosen auch als König von Italien förmlich an, und trat ihm zu diesem Königreiche auch noch seine Besitzungen im Venetianischen ab. Für sich selbst hatte Napoleon also verhältnißmäßig nur wenig verlangt, desto mehr forderte er dagegen für seine Vasallen, die Fürsten von Baiern, Württemberg und Baden. Vor allem mußte der Kaiser Franz II. den beiden Kurfürsten von Baiern und Württemberg den Königstitel, welchen diese nach dem Willen oder mit Zustimmung Napoleons angenommen hatten, zugestehen und beide als Könige förmlich anerkennen. Um denselben zugleich durch Länderzuwachs auch eine königliche Ausstattung zu verleihen, mußte der Kaiser Franz II. in bedeutende Gebiets-Vergrößerung der neuen Könige, und zwar größtentheils auf Kosten Oestreichs, einwilligen. Baiern erhielt die Markgrafschaft Burgau, das Fürstenthum Eichstädt, die Grafschaft Tyrol mit Trident und Brixen, den salzburgischen Antheil des Hochstifts Passau, Vorarlberg, die Grafschaften Hohenems, Königsegg und Rothenfels, die Herrschaften Tettnang und Argen, die Stadt Lindau mit ihrem Gebiet und endlich die Reichsstadt Augsburg mit allem Zubehör. An Württemberg wurden abgetreten die Städte Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau, die Ober- und Niedergrafschaft Hohenberg, die Landgrafschaft Nellenburg, die Landvogtei Altorf mit Ausschluß der Stadt Konstanz, die Städte Villingen und Brenklingen, und ein Theil des Breisgaues. Damit Baden nicht leer ausgehe, erhielt es den übrigen Theil des Breisgaues, die Ortenau, die Stadt Konstanz und die Commende Meinau. Als Entschädigung für alle seine Verluste sollte Oestreich nur Salzburg und Berchtesgaden erhalten, wobei Frankreich die Verpflichtung übernahm, dem bisherigen Besitzer von Salzburg, dem Erzherzog Ferdinand, das Eigenthum von Würzburg auszuwirken, das also Baiern abtreten sollte.

Wenn man den Inhalt des Preßburger Friedens auch nur flüchtig überdenkt, so ergibt sich sogleich der Zweck, welchen Napoleon dadurch erreichen wollte. Der Kaiser der Franzosen sah diesen Friedensschluß offenbar für nichts anderes an, als für einen vorübergehenden Waffenstillstand, welcher ihm die Mittel gewähren sollte, seine Anschläge auf Deutschland auszuführen. Auf der innern Uneinigkeit der Deutschen beruhten diese Anschläge; Baiern, Baden und Württemberg sollten als ein Keil zwischen Preußen und Oestreich geschoben und von den letzteren

Mächten bald die eine, bald die andere vereinzelt angegriffen und planmäßig geschwächt werden. Der erste Schritt zur Ausführung dieses Planes war die Säculariſation und die außerordentliche Begünſtigung, welche dabei den Fürſtenhäuſern von Baiern, Württemberg und Baden zu Theil wurde, ein zweiter, noch entſcheidender hingegen war die abermalige Vergrößerung dieſer Fürſtenhäuſer durch den Preßburger Frieden, und vor allem die Erhebung der Kurfürſten von Baiern und Württemberg zu Königen. Letztere Maaßregel allein riß die beiden neuen Königshäuſer unwiderruflich von Deutſchland los, und kettete ſie fortan mit ehernen Ketten an ihren Schöpfer Napoleon. Zugleich war dadurch das Schickſal des deutſchen Reiches ſchon mittelbar ausgeſprochen, die Verfaſſung deſſelben vernichtet, der Entſchluß ſeiner unverzüglichen Auflöſung von Napoleon bereits angekündigt. Dieß fühlte man auch ſo ſtark, daß man die ausdrückliche Erklärung für nöthig hielt, durch die Erhebung der Kurfürſten von Baiern und Württemberg zu Königen werde deren Verhältniß zum deutſchen Reich nicht geändert. Natürlich war dieß nur ein Kunſtgriff, um über die bereits beſchloſſene Auflöſung des Reichs für einen Augenblick noch einen Schleier zu werfen; allein er blendete nur die Schwachen, und enthielt jedenfalls das mittelbare Geſtändniß, daß mit dem Preßburger Frieden ein deutſches Reich nicht mehr denkbar ſei.

Den bedeutendſten und folgereichſten Sinn hatte der Preßburger Friedensſchluß jedoch für die Krone Preußen. So groß die Opfer auch waren, welche dadurch dem öſtreichiſchen Kaiſerhaus auferlegt wurden, ſo würde es gleichwohl um einen ſolchen Preis den Frieden nicht erlangt haben, wenn Napoleon damit nicht einen beſondern Zweck erreichen wollte. Dieſer Zweck beſtand augenfällig darin, durch einen vorübergehenden Waffenſtillſtand mit Oeſtreich die Mittel zur Demüthigung Preußens zu erhalten. Daß dem wirklich ſo war, hatte ſich ſchon während der Unterhandlungen über den Preßburger Frieden ergeben. Erſt fünf Tage nach der Schlacht bei Auſterlitz, ſohin erſt am 7. December 1805 war es dem preußiſchen Miniſter, dem Grafen Haugwitz, gelungen, bei dem Kaiſer Napoleon Audienz zu erhalten.

Der Graf von Haugwitz legte auf die Veränderung der Umſtände, welche in Folge der Schlacht von Auſterlitz eingetreten war, ein ſolches Gewicht, daß er ſich ſogar die Ueberſchreitung ſeines diplomatiſchen Auftrags erlaubte, nämlich die Uebereinkunft vom 3. November 1805 verſchwieg, die Aufforderung, welche er auf den Grund derſelben an Napoleon ergehen laſſen ſollte, unterließ, und nur im Allgemeinen von der Vermittlung Preußens ſprach. Demungeachtet benahm ſich Napoleon ſchon ſichtbar kalt, obgleich er ſeine eigentliche Stimmung gegen Preußen noch verbarg, weil die Friedens-Unterhandlungen mit dem Kaiſer Franz II. noch nicht weit genug vorgerückt waren. Am 13. December 1805, wo der Graf von Haugwitz die zweite Audienz hatte, war dagegen an dem wirklichen Abſchluß des Friedens zwiſchen Frankreich und Oeſtreich nicht mehr zu zweifeln, Napoleon ließ daher die Maske gänzlich fallen, und ſprach wider die Krone Preußen eine überaus herriſche Sprache an. Er machte dem Könige Friedrich Wilhelm III. nicht nur den Vorwurf der Unredlichkeit, ſondern er fügte auch noch ſehr unſchickliche Drohungen bei. In ſeiner Macht ſtünde es, Preußen zu demüthigen, ſagte er, aber er wolle Gnade für Recht ergehen laſſen, wenn Preußen unzertrennlich mit Frankreich ſich verbünde. Hätte der Graf von Haugwitz die damalige Lage Napoleons und den wahren Stand

der Dinge mit den Augen des Staatsmannes zu durchschauen verstanden, so hätte er gerade aus jener Wendung in der Rede Napoleons den Schluß ziehen müssen, daß der französische Kaiser sich noch nicht getraute, schon im Augenblick mit Preußen zu brechen, sondern daß er noch einer Vorbereitung bedürfe, um diese Macht vollends zu verderben. Sogar darüber gab die Rede Napoleons Aufklärung, worin jene Vorbereitung noch bestehen solle; denn er verlangte, daß Preußen einige Gebietstheile theils an Murat, Napoleons Schwager, theils an Baiern abtrete, und dafür den Besitz von Hannover annehme. Dieß sagte aber nichts anderes, als daß Napoleon seine Vasallen in Deutschland immer inniger an sich schließen und zugleich Preußen durch die Besitznahme von Hannover mit England, Rußland und Oestreich entzweien wolle. Das war die Vorbereitung, welche Napoleon noch wollte, um dann über Preußen herzufallen.

Für einen scharfsinnigen Staatsmann wären alles dieß hinreichende Winke genug gewesen; allein Haugwitz war durch den Sieg Napoleons bei Austerlitz so betäubt, daß er den Zweck seiner Sendung ganz vergaß, und, anstatt ein feindliches Ultimatum seines Hofes zu überbringen, am 15. December 1805 sogar einen Vertrag unterschrieb, nach welchem Preußen für die Erwerbung von Hannover das Fürstenthum Ansbach, das Herzogthum Cleve mit Wesel und endlich die Herrschaft Neufchatel an Frankreich abtreten sollte. Preußen war also abermals umgarnt, und zugleich Oestreich durch den Frieden von Preßburg für den Augenblick an der Vertheidigung Deutschlands gehindert.

Der Vertrag mit Haugwitz vom 15. December und der Friede von Preßburg vom 26. December 1805 hatten allen Wünschen Napoleons, die er zur Zeit hegte, vollkommen Genüge gethan. Von jetzt an ging nun der Kaiser der Franzosen rasch seinem Hauptziele entgegen, nämlich der Vernichtung der deutschen Nationalität.

Drei und dreißigstes Hauptstück.

Auflösung des deutschen Reichs. Schluß des Werks.

(Vom 26. December 1805 bis zum 6. August 1806.)

Für den Kenner der Geschichte und der Staatskunst lag die Vernichtung der deutschen Reichsverfassung schon in dem Preßburger Frieden, und insbesonders in dem Verhältniß, in

welches durch ihn die neugeschaffenen deutschen Könige nebst andern Fürsten zu Frankreich gesetzt wurden. Napoleon that sich nach jenem Friedensschluß offenbar Gewalt an, die Auflösung des deutschen Reichsverbands nicht jetzt schon auszusprechen. Nichts zeigt dieß deutlicher, als der Beisatz, daß die Erhebung der Kurfürsten von Baiern und Württemberg zu Königen an deren Verhältniß zum deutschen Reich nichts ändere; denn Napoleon gestand dadurch zu, daß er die Unvereinbarkeit des Preßburger Friedensschlusses mit der Fortdauer des deutschen Reichs selbst fühle, mithin durch die scheinbare Anerkennung der Fortdauer aus irgend einem Grunde sich noch Zwang anthue, jedoch nur für kurze Zeit. Dieser Grund bestand darin, daß der Kaiser der Franzosen vor der offenen Enthüllung seiner Pläne die Krone Preußen von allen Mächten Europa's trennen, in den Augen der Kabinete wie der Völker herabsetzen und politisch gänzlich verderben wollte. Ein erster Schritt dazu war freilich schon der Vertrag vom 15. December 1805, welcher dem Grafen Haugwitz aufgedrungen wurde; indessen es fehlte noch die Ratification des Berliner Hofes, ja es schien sogar, als wenn die Genehmigung auf Schwierigkeiten stoßen würde, und deßhalb hielt Napoleon im Preßburger Frieden mit der Auflösung des deutschen Reiches noch etwas zurück.

Als Haugwitz von seiner Sendung in's französische Hauptquartier nach Berlin zurückkam, war man über die Art und Weise, wie er seinen Auftrag ausgerichtet hatte, sehr verwundert und in der That sehr betroffen. Der Minister von Hardenberg erkannte sogleich die Gefahr, in welche Preußen durch die Ratification des Vertrages vom 15. December 1805 gestürzt werden müsse, und sprach sich hierüber offen aus. Er zeigte, welcher ungeheure Mißgriff es sei, wenn Preußen alte Stammländer, wie z. B. Ansbach, für Hannover abtrete, worauf Frankreich kein Recht habe, und dessen Verlust der König von England sich niemals gefallen lassen werde. Hardenberg fühlte auch das Gehässige, welches in dem Vertrage vom 15. December 1805 lag, allein so gewichtig auch die Gründe für die Verwerfung eines solchen Vertrages waren, so wagte der preußische Hof dennoch nicht, diese Verwerfung auszusprechen. Man wählte vielmehr einen Mittelweg, indem der traurige Vertrag nur mit einem Vorbehalt zu Gunsten des Königs von England genehmiget, Hannover nur einstweilen von Preußen in Besitz genommen werden sollte.

Napoleon ersah aus dieser halben Maaßregel sogleich, daß der preußische Hof keines männlichen Entschlusses fähig sei, und daß er daher nur auf seinen Forderungen fest bestehen dürfe, um gewiß zu sein, Preußen gänzlich zu umstricken. Er verwarf daher den Vorbehalt und nahm zugleich von Neuem eine drohende Sprache wider den Grafen von Haugwitz an, welcher zu Anfang des Jahres 1806 behufs der definitiven Einigung in Paris anwesend war. Diese Drohungen schüchterten den armen Grafen so sehr ein, daß er am 15. Februar 1806 einen zweiten Vertrag unterzeichnete, worin nicht nur die Eintauschung Hannovers unbedingt zugestanden wurde, sondern Preußen sogar die Verpflichtung übernahm, die preußischen Ströme und Häfen den englischen Schiffen zu verschließen.

Die unselige, die geradezu verderbliche Natur eines solchen Vertrages für Preußen lag offen am Tage; dessenungeachtet wurde der Vertrag vom Berliner Hof genehmigt, und auch alsbald in Vollziehung gesetzt. Nachdem nämlich die französischen Truppen das Fürstenthum Ans-

bach schon am 21. Februar 1806 für das Haus Baiern förmlich in Besitz genommen hatten, geschah bald darauf in Hannover ein Gleiches von Seite des preußischen Generals Schulenburg-Kehnert. In einer Proklamation vom 1. April 1806 erklärte nämlich dieser General, daß Preußen an den Kaiser Napoleon drei Provinzen abgetreten und zur Entschädigung dafür Hannover erhalten habe, daher dieses Land für ewige Zeiten in Besitz nehme. Um den Schritt noch gehässiger zu machen, erklärte das Besitz-Ergreifungs-Patent des Grafen Schulenburg noch, daß dem Kaiser Napoleon die Staaten des Kurhauses Braunschweig, die er an Preußen abgetreten, vermöge des Eroberungsrechtes zuständig gewesen seien. Nun hatte Napoleon seinen Zweck vollständig erreicht: Preußen war mit allen befreundeten Mächten entzweit und sowohl politisch als moralisch gänzlich zu Grunde gerichtet.

Oestreich und Rußland mußten nämlich fortan mit erhöhtem Mißtrauen und selbst mit Unwillen gegen den Berliner Hof erfüllt sein, weil dieser die Uebereinkunft vom 3. November 1805 gebrochen und noch obendrein ein neues Bündniß mit Frankreich angenommen hatte. England war aber vollends durch die Besitznahme Hannovers durch die Preußen tödtlich beleidiget. Die öffentliche Meinung in Deutschland endlich mußte sich von Preußen abwenden, weil der Berliner Hof das deutsche Reich den Franzosen schutzlos preis gab. Oestreich hatte durch den Preßburger Frieden freilich auch von der Vertheidigung Deutschlands abstehen und in die Vorbereitung der Auflösung des Reichs willigen müssen, allein es that es nur gezwungen, nachdem sein letzter Versuch des Widerstandes im Felde unglücklich geendet hatte. Preußen hingegen hatte unthätig dem Verfall des Reiches zugesehen, ja denselben durch seine Neutralität selbst veranlaßt, und nun nahm es bei der Zerstückelung des Reichs durch die Besitzergreifung von Hannover an der Beute selbst Antheil. Preußen war daher vollkommen vereinzelt, von allen befreundeten Mächten gemieden, von der öffentlichen Meinung Deutschlands verurtheilt. Das nur wollte Napoleon, und jetzt beschloß er, den Hauptschlag selbst vollends auszuführen, das heißt das deutsche Reich aufzulösen, und sohin die Deutschen aus dem Verzeichniß der Nationen auszustreichen.

Am 12. Juli 1806 schloß der Kaiser der Franzosen mit den neuen Königen von Baiern und Württemberg, mit den Fürsten von Baden und Hessen-Darmstadt, mit dem ehemaligen Reichserzkanzler, nun Fürsten von Regensburg, mit dem Herzog von Berg, den Fürsten von Nassau, Lichtenstein, Salm, dem Herzog von Aremberg und dem Grafen von der Leyen zu Paris einen Vertrag ab, welcher der rheinische Bund genannt wurde. Durch diesen Vertrag sagten sich die genannten deutschen Fürsten von dem deutschen Reiche, d. h. ihrem Vaterlande los, und errichteten unter sich einen Staatenbund, für dessen Beschützer der Kaiser der Franzosen erklärt wurde. Der rheinische Bund übernahm dagegen die Verpflichtung, alle Kriege Frankreichs auf dem Festlande als seine eigenen anzusehen und mitzuschlagen. In jedem dieser Kriege, oder wenn ein Mitglied des Staatenbundes angegriffen würde, mußte Baiern 30,000 Mann, Württemberg 12,000, Baden 8,000, Berg 5,000, Hessen-Darmstadt 4,000 und die übrigen Bundesfürsten zusammen 4,000 Mann als Kontingent stellen. Frankreich stellte dagegen für die Zwecke der Conföderation ein Kontingent von 200,000 Mann.

Alle deutschen Reichsgesetze wurden für die Mitglieder dieser Conföderation für unverbindlich erklärt, und sämmtlichen Theilhabern des Bundes die volle Souveränität in ihren Ländern

zugesprochen. Eine Veräußerung dieser Souveränität war nur zu Gunsten eines Bundes-Mitgliedes zulässig, auch durften die conföderirten Fürsten nur in einem der Bundesstaaten oder von einer mit der Conföderation alliirten Macht eine Würde oder einen Dienst annehmen. Dem Herzog von Berg, Murat, Schwager Napoleons, sowie den Fürsten von Baden und Hessen-Darmstadt wurde der Titel eines Großherzogs mit königlichem Range verliehen. Hiernächst kamen die conföderirten Fürsten über verschiedene Gebiets-Austauschungen überein, und zugleich erhielten mehrere derselben weitere Vergrößerungen, so Baiern die Reichsstadt Nürnberg und die deutschen Commenden Rohr und Waldstetten, Württemberg die Commenden Kapfenburg, Lauchheim und Alschhausen, sowie die Städte Waldsee und Schelklingen, Baden das Fürstenthum Heitersheim und die Stadt Tuttlingen, der Fürst Primas, früher Erzkanzler des Reichs, Frankfurt am Main u. s. w. Außerdem wurden noch verschiedene reichsunmittelbare Fürsten mediatisirt, d. h. mit gewissen Ehrenrechten der Souveränität einzelner Bundesfürsten untergeben. Das deutsche Reich war vollständig zertrümmert. Um dieß noch deutlicher zu machen, setzte die rheinische Conföderation eine Bundes-Versammlung in Frankfurt am Main ein, welche unabhängig vom deutschen Reich die Angelegenheiten des Bundes berathen und leiten sollte, natürlich nach dem Willen des Bundes-Protectors, des französischen Kaisers.

Jetzt wollte Napoleon dem deutschen Reich seinen Tod auch noch officiell ankündigen; der französische Gesandte in Regensburg erklärte daher der deutschen Reichsversammlung, daß der Kaiser Napoleon das Dasein einer deutschen Reichsverfassung nicht mehr anerkenne, daß das deutsche Reich daher aufgelöst sei. In Uebereinstimmung mit diesem Befehle des Dictators erklärten die deutschen Fürsten, welche nach dem obigen Verzeichniß Mitglieder des Rheinbundes waren, daß sie sich von dem deutschen Reichsverbande lossagen, und fortan unter den Schutz des Kaisers Napoleon stellen. Ja sie erröthteten sogar nicht, auch noch beizufügen, daß Napoleon derjenige Monarch sei, der das wahre Interesse Deutschlands am meisten befördere.

Wohl mochte jetzt der preußische Hof erschrecken; aber was wollte er sagen, da er durch seine unselige Politik die furchtbare Katastrophe eben herbeigeführt hatte? Wie immer ließ er sich noch überdieß durch einen vorgehaltenen Köder einlullen, indem Napoleon zu verstehen gab, daß er eine norddeutsche Conföderation unter dem Protectorat Preußens erlauben werde. Zu dieser Vorspiegelung war es natürlich niemals Ernst, aber der preußische Hof beruhigte sich gleichwohl dabei, und schwieg auch bei dem Machtgebote Napoleons, daß das deutsche Reich aufgelöst sei.

Oestreich war nach dem unglücklichen Feldzuge vom Jahr 1805 und allen geschilderten Folgen des Preßburger Friedens nicht im Stande, der Vernichtung der deutschen Nationalität sich zu widersetzen. Kaiser Franz II. erklärte daher in einer Urkunde vom 6. August 1806, daß er der rheinischen Conföderation gegenüber seine Pflichten als deutscher Kaiser nicht mehr erfüllen könne, daß das Reich durch die Ausscheidung der Rheinbundfürsten aufgelöst sei, daß er daher die Krone als deutscher Kaiser niederlege, und auch für seine Erbstaaten von dem Reichsverbande sich lossage.

So war denn die Auflösung des deutschen Reichs durch das gesetzliche Oberhaupt desselben selbst ausgesprochen, und die Deutschen hörten daher am 6. August 1806 auf, unter den ein-

päischen Nationen einen Platz einzunehmen. Unermeßlich war das Unglück, welches hierin für die Deutschen lag, unermeßlich für die Gegenwart und möglicher Weise sogar leider für alle Zukunft! So lange das deutsche Reich noch gesetzlich bestand, war jedes Bündniß mit dem Auslande wider Kaiser und Reich, war jeder Versuch zur Aufhebung der Nationaleinheit, wenigstens dem Rechte nach, Hochverrath oder mindestens ein Verbrechen. Jetzt wurde dagegen jeder Versuch der Wiederherstellung des Reichs und der Nationaleinheit in den einzelnen deutschen Staaten ein Verbrechen, jeder Kampf wider die Souveränität des Landesherrn, die nach der Reichsverfassung doch unerlaubt und selbst strafbar sein mußte, eine Uebelthat. So ward die Tugend zum Vergehen, und das Vergehen zur Tugend gestempelt! Wohl war die Reichsverfassung entartet, allein man hätte sie verbessern können, und zwar so verbessern können, daß alle Stände und Glieder des Reichs, die Fürsten so gut, als der Kaiser, die Fürsten eben so gut, als Adel, Bürger und Bauern dabei gewonnen hätten. Großartig und herrlich war das Prinzip der deutschen Reichsverfassung, voll von Fruchtbarkeit, Fülle und schöpferischer Kraft, weise und gediegen, ohne seines Gleichen in der Geschichte des Erdkreises! Welcher Reformen war dieses reiche und lebensvolle Verfassungsprinzip fähig! Auf solche Reformen zu dringen, wäre vor der Auflösung des Reichs ein Verdienst gewesen, jetzt würde dagegen das Verlangen nach Regeneration und weiser Wiederherstellung der deutschen Reichsverfassung gesetzlich eine Uebelthat.

Es bestehen seit der Auflösung des Reichs freilich noch deutsche Staaten, aber keine deutsche Nation, der Deutsche hat kein Recht, sich eine Nation zu nennen, er gilt im Auslande wohl für einen Oestreicher oder Preußen, doch nicht für einen Deutschen; nirgends ist der Deutsche als solcher vertreten, es gibt im Auslande allerdings preußische, östreichische, baierische, württembergische Gesandte u. s. w., allein keinen deutschen, ja die Souveräne der deutschen Staaten würden gar nicht erlauben, daß in London, Paris und Petersburg ein deutscher Gesandter als Vertreter einer deutschen Nation auftrete. Nach der offiziellen Sprache muß der kleine Badener, Württemberger, Nassauer, Baier, Hildburghauser, Hechinger das ganze, große Deutschland das Ausland nennen. Das ist der Sinn der Auflösung des Reichs, dahin, dahin ist das deutsche Vaterland und die deutsche Nation!

Wohl mag man daher noch von einem Deutschland sprechen, insoferne als die Wiedererstehung eines solchen in Zukunft möglich ist, indessen staatsrechtlich gibt es seit der Auflösung des deutschen Reiches keines mehr, und mit dieser Auflösung schließt daher die Geschichte der Deutschen. Fortan gibt es nur noch eine Geschichte der deutschen Staaten, und zwar für immer, wenn die Nationaleinheit nie wieder zu erlangen ist, oder in so lange, bis dieß geschehen sein wird. Ob es je dazu kommen könne, ist im höchsten Grade zweifelhaft. Hierin liegt ein weiterer schlagender Grund, daß es für jetzt keine Geschichte der Deutschen mehr gibt, sondern nur eine Geschichte der deutschen Staaten, welche nach Umständen auch wohl gar in eine Geschichte der Preußen und in eine Geschichte der Oestreicher, oder der Nord- und Süddeutschen sich auflösen kann.

Wo die Ursache dieses Unglücks zu suchen ist, lehren die Blätter der gegenwärtigen Geschichte.

Vermögen die Lehren der Erfahrung noch auf Deutſchland zu wirken, ſo wird ſich das Schickſal des Ganzen ſpäter wieder zum Guten wenden, außerdem, und beſonders dann, wenn die Lehren der Geſchichte rückſichtlich des Benehmens und der Verhältniſſe der Franzoſen gegen Deutſchland vergeblich bleiben, dann .... ja dann wiederholt ſich die Unterjochung Deutſchlands unter Frankreich, und ſelbſt im günſtigſten Falle ſtehet im Hintergrunde: Geſchichte der Preußen, Geſchichte der Oeſtreicher!

Ende.

Inhalt des vierten Bandes.

Zehntes Buch.

Umgestaltung Deutschlands durch den westphälischen Frieden.

Seite

Erstes Hauptstück. Einleitung. Rückblick auf den bisherigen Gang der nationalen Entwicklung 7

Zweites Hauptstück. Umwandlung des deutschen Staatsrechts durch den westphälischen Frieden. Untergang der Reichseinheit 11

Drittes Hauptstück. Verfall der Freiheit und der Nationalität 15

Viertes Hauptstück. Die Lehren des westphälischen Friedens für Deutschland 23

Eilftes Buch.

Fortgang des deutschen Staats-Verfalls bis zur endlichen Auflösung des deutschen Reiches.

Vom Jahre 1649 bis zum Jahr 1806.

Erstes Hauptstück. Vollziehung des westphälischen Friedens. Erstes Hervortreten der Folgen desselben. Reichstag in Regensburg. (Vom Jahr 1649 bis zum Jahr 1658.) 27

Zweites Hauptstück. Der rheinische Bund. Entwürfe Frankreichs auf die Niederlande. (Vom Jahr 1659 bis 1668.) 32

Drittes Hauptstück. Der Krieg des deutschen Reiches gegen Frankreich. (Vom Jahr 1674 bis zum Jahr 1679.) 37

Viertes Hauptstück. Erniedrigung Deutschlands. Französische Reunions-Kammern. Verwüstung der Pfalz. (Vom Jahr 1679 bis zum Jahr 1690.) 40

Fünftes Hauptstück. Fortgesetzte Reibungen zwischen Frankreich und Deutschland. Spanischer Erbfolgekrieg. Neue Wirren. (Vom Jahr 1690 bis zum Jahr 1738.) . . 48

Sechstes Hauptstück. Innere Zustände Deutschlands zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. (Vom Jahr 1700 bis 1730.) 64

Siebentes Hauptstück. Die Anfänge einer neuen Literatur. Liscov. (Vom Jahr 1730 bis 1738.) 70

Achtes Hauptstück. Fortgang der Staatsgeschichte. Maria Theresia von Oestreich und Friedrich der Zweite von Preußen. (Vom Jahr 1738 bis 1745.) 78

Neuntes Hauptstück. Zerrüttung der kleinern Staaten Deutschlands. (Vom Jahr 1745 bis 1750.) 88

Zehntes Hauptstück. Friedrich der Zweite von Preußen als Philosoph, Gesetzgeber und Staatsreformer. (Vom Jahr 1745 bis 1756.) 92

Eilftes Hauptstück. Ausbruch des siebenjährigen Krieges. Feldzug des ersten Jahres. (1756.) 103

Zwölftes Hauptstück. Zweiter Feldzug des siebenjährigen Krieges. (1757.) 109

Dreizehntes Hauptstück. Dritter Feldzug des siebenjährigen Krieges. (1758.) 118

Vierzehntes Hauptstück. Vierter und fünfter Feldzug des siebenjährigen Krieges. (1759 und 1760.) 124

Seite

Fünfzehntes Hauptstück. Sechster und siebenter Feldzug des siebenjährigen Krieges. Friede von Hubertsburg. (1761 bis 1762.) 133

Sechszehntes Hauptstück. Folgen des siebenjährigen Krieges 141

Siebenzehntes Hauptstück. Kaiser Joseph II. Innere Zustände Deutschlands bei seinem Regierungs-Antritt. (Vom Jahr 1763 bis 1780.) 147

Achtzehntes Hauptstück. Die Persönlichkeit Josephs II. Seine ersten Staats-Entwürfe. (Vom Jahr 1765 bis 1780.) 163

Neunzehntes Hauptstück. Die Reformen Kaiser Josephs des Zweiten. (Vom Jahr 1780 bis 1787.) 172

Zwanzigstes Hauptstück. Friedrich II. und Joseph II. in ihren letzten Regierungs-Jahren. Geschichtliche Bedeutung dieser Monarchen. (Vom Jahr 1763 bis 1790.) . 183

Ein und zwanzigstes Hauptstück. Die französische Staatsumwälzung und ihre ersten Einflüsse auf Deutschland. (Vom Jahr 1789 bis 1792.) 190

Zwei und zwanzigstes Hauptstück. Die Regierung Kaiser Leopolds des Zweiten. (Vom Jahr 1790 bis 1792.) 195

Drei und zwanzigstes Hauptstück. Ausbruch des Revolutions-Krieges. Manifest des Herzogs von Braunschweig. (1792.) 202

Vier und zwanzigstes Hauptstück. Anarchie in Frankreich. (1792 und 1793.) . . . 210

Fünf und zwanzigstes Hauptstück. Fortsetzung des Feldzugs. Kriegs-Erklärung des deutschen Reichs gegen Frankreich. Weiterer Verlauf der Waffenunternehmungen. (Vom September 1792 bis August 1793.) 223

Sechs und zwanzigstes Hauptstück. Unglückliche Wendung des Krieges für Deutschland. Separatfriede von Basel. (Vom Jahr 1793 bis 1795.) 233

Sieben und zwanzigstes Hauptstück. Fortsetzung des Krieges von Oestreich und einem Theil des deutschen Reichs gegen Frankreich. Friede von Campo Formio. (Vom Jahr 1795 bis 1797.) 241

Acht und zwanzigstes Hauptstück. Friedens-Unterhandlungen in Rastatt. Wiederausbruch des Kriegs. Ermordung der französischen Gesandten in Rastatt. (Vom Jahr 1797 bis 1799.) 251

Neun und zwanzigstes Hauptstück. Fortgang des Krieges. Waffenglück der Franzosen. (Vom Jahr 1799 bis 1801.) 259

Dreißigstes Hauptstück. Folgen des Friedens von Lüneville. Der Reichsdeputationsschluß vom Jahre 1803. Gänzliche Umgestaltung Deutschlands. (Vom Jahr 1801 bis 1803.) . . . . . 27.

Ein und dreißigstes Hauptstück. Folgen der Säcularisation. Neuer Krieg von Frankreich gegen Oestreich. Fortgesetztes Waffenglück der Franzosen. (Vom Jahr 1803 bis zum Herbst 1805.) 276

Zwei und dreißigstes Hauptstück. Folgen der Schlacht bei Austerlitz. Friede von Preßburg. (Vom 2. December bis zum 26. December 1805.) 285

Drei und dreißigstes Hauptstück. Auflösung des deutschen Reichs. Schluß des Werks. (Vom 26. December 1805 bis zum 6. August 1806.) 295

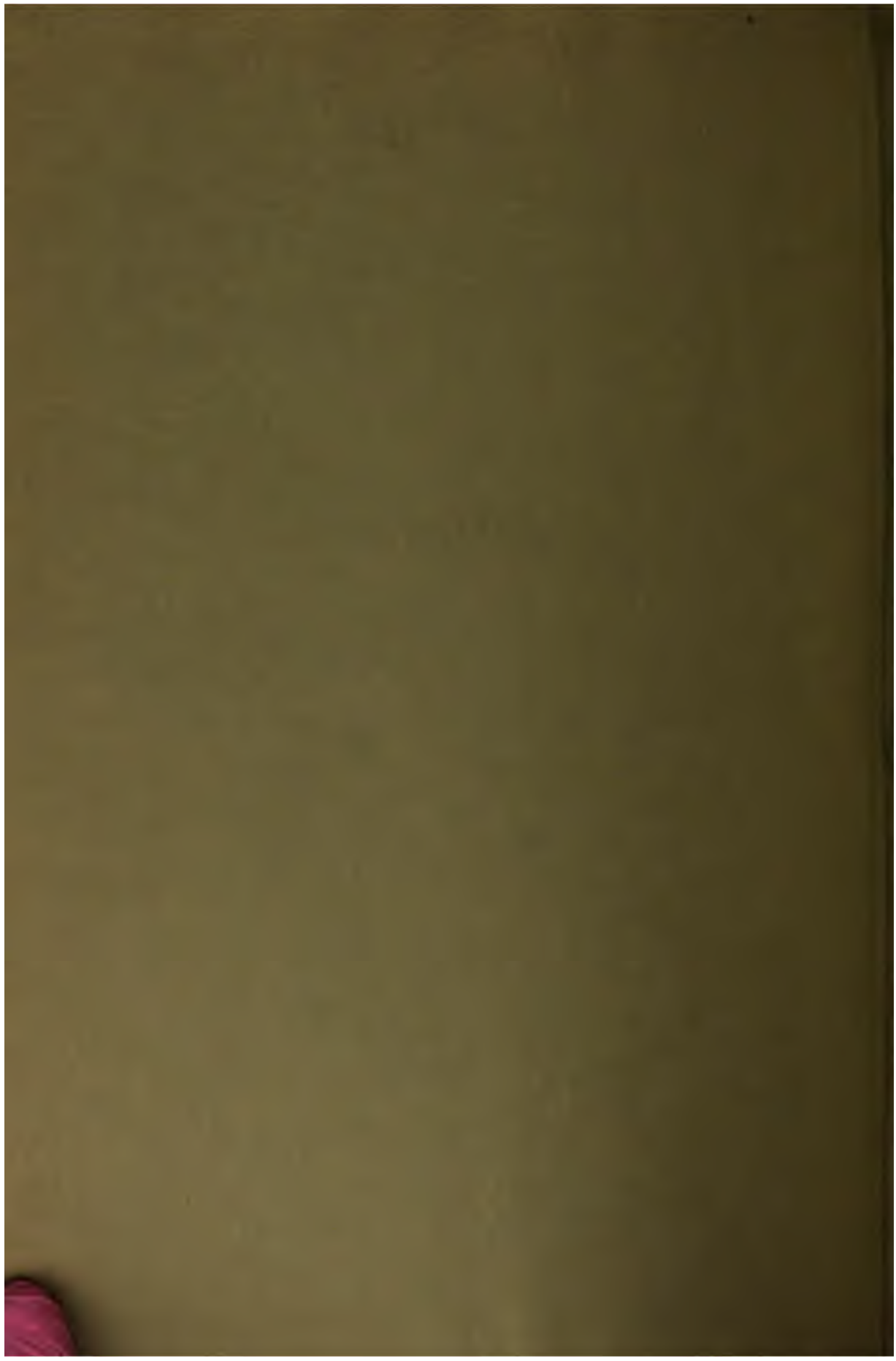
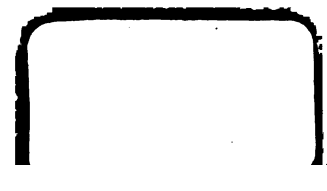
Druckfehler.

In einigen, doch sehr wenigen Exemplaren der neunten Lieferung ist Seite 245 auf der vorletzten Zeile im Text der Druckfehler: Radii Sectores stehen geblieben. Es muß heißen:

„Radii Vectores".

Nachricht an den Buchbinder.

Beifolgende Titel, welche bei dem 1., 2., und 3. Bande fehlten, werden hier nachgeliefert und müssen noch dem ersten schon gelieferten Titel angehängt werden, damit jeder Band als Ganzes für sich dastehen kann.



APR 4 1930